Enc. 253 b
(2

Digitized by Google

<36612172100010

<36612172100010

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Neues

Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

für

gebildete Stände.

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Zweiter Band.

B — Bz.

Original-Ausgabe.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censur-Behörde.

Köln und Bonn,

Comptoir für Kunst und Literatur.

1824.

Sha/48/15

Digitized by Google

Enc. 258 b/2

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

15 Bmd

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek MUNCHEN

B.

Baake, Blöße, Farus, Fannal. So heißt man die Feuerzeichen, Wacht- und Leuchtthürme, welche an den Häfen, oder am Strande des Meeres bei gefährlichen Plätzen desselben zur Sicherheit der Seefahrer bei Nachtzeit errichtet sind. Zur Unterhaltung derselben müssen die Schiffer die Bezahlung eines Baaken- oder Tonnengeldes sich gefallen lassen.

Baal war bei den Hebräern die Benennung, welche dem Gott der Sonne gegeben wurde. Dieses Wort wurde von Phöniziern, Carthaginensern, Babyloniern und sogar den Hellenen Bel ausgesprochen. Bei den Völkern, welche die Sonne als die höchste Gottheit anbeteten, galt Baal oder Bel soviel als Gott oder Herr; dieses war für sie der wahre Gott, der runde Gott, deus rotundus, deus circularis, weil die Sonne rund gestaltet ist. Aus dem Worte: Baal oder Bel, haben verschiedene Völker den Namen des Sonnengottes gemacht. Die Creter nannten das Gestirn des Tages Abellio, woraus die Hellenen ihren Sonnengott Apollon gemacht haben. Die alten Gallier hatten ihre Götter Belatucadrus, Belinus, Belenus. Es gab noch andere Gottheiten, genannt Baalthat, Baalitis, Baalzebub, Gabalus, Alagabalus oder Heliogabalus. Bekanntlich führte ein römischer, durch Grausamkeiten und Ausschweifungen berüchtigter Kaiser den letzten Namen, welcher damals in Phönizien der Name des Sonnengottes war, dessen Oberpriester er war. Es wäre überflüssig zu sagen, welche Verehrung der Sonnengottheit gezollt wurde. Nach den Ländern oder den Bildungsstufen ihrer Bewohner war dieselbe verschieden.

Baalbek, d. i. Sonnenstadt, das Heliopolis der Alten, eine Stadt in Syrien, in dem Thale zwischen Libanon und Antilibanon von ungefähr 5.000 Einw. Diese Stadt ward zu Salomons Zeiten von den Phöniziern erbaut, zum Stationsort für die Caravanen nach Babylon. Noch sind die Reste der Prachtgebäude von Baalbek zu sehen; der herrliche Sonnentempel hat sich größtentheils unversehrt erhalten. Schöne, marmorne Statuen von Jupiter, Diana und Leda; herrliche Basreliefs und Büsten von römischen Kaisern und Kaiserinnen sind noch vorfindlich. Nachdem diese Stadt verschiedene Schicksale durch verschiedene Eroberer untergangen, ward sie durch ein Erdbeben 1759 fast gänzlich zerstört.

Baan (Johann van), holländischer Maler, geb. zu Harlem 1635, ward seit seinem dritten Jahre unter die Vormundschaft einer seiner Oheime gestellt. Dieser weckte in ihm die Liebe zur Malerei und übergab ihn dem Unterrichte Bakker's. Der junge Baan zeichnete sich schnell in der Portraitmalerei aus, und erreichte darin oft sogar den berühmten Van Dyk. Der König von England, Karl II., berief ihn an seinen Hof, um ihn, die Königin und zwei der vornehmsten Herren seines Hofes zu malen. Als er London verlassen hatte, malte er den Großherzog von Toscana. Baan schenkte diesem sein eigenes Portrait, das der Großherzog in seiner Gallerie aufstellen ließ. Als Ludwig XIV. in Utrecht war, ließ der Kö-

Digitized by Google

nig ihn rufen, um ihn zu malen; allein er verbat sich diese Gnade, indem er vorgab, er fürchte, seine Landsleute möchten Verdacht gegen ihn schöpfen. Dieser Fürst achtete ihn um so mehr, und zog ihn bei der Wahl verschiedener Gemälde, die er kaufen wollte, zu Rath. Baan regte durch die Ueberlegenheit seiner Talente den Neid eines friesischen Malers in so hohem Grade auf, daß derselbe nach Amsterdam kam, um ihn zu ermorden. Lange verfolgte er Baan in den Straßen; allein die Furcht vor einer ungeheuern Dogge, der steten Begleiterin Baan's, war die Ursache, daß der Neider seinen Mordanschlag nicht zur Ausführung bringen konnte. Er ließ also um die Erlaubniß bei ihm anfragen, seine Gemälde-Sammlung zu beschauen; und als Baan sich beeiferte, ihm dieselbe zu zeigen, da zog er einen Dolch heraus, um jenen zu durchbohren; allein in eben demselben Augenblicke trat ein Freund von Baan herein, und hielt dem Mörder den Arm fest. Der Verbrecher entfloh und konnte nicht ergriffen werden. Baan starb zu Amsterdam 1702.

Baart (Peter), Doctor der Arzneikunst, lateinischer und flamländischer Dichter, ist der Verfasser des geschätzten Gedichtes: Der Landbau in Friesland, es sind flamländische Georgica. Obgleich seine Landsleute ihn mit Virgilius vergleichen, so stellen ihn die Ausländer, auch bei Anerkennung seines Dichterwerthes, dennoch tief unter den römischen Dichter. Baart blühte im 17ten Jahrhundert.

Baazius (Johann), der Vater, ein gelehrter Schwede, stieg durch eigenes Verdienst bis zur Würde eines Bischofs von Werio empor. Anfangs war er Regent der Schule jener Stadt, darauf Pastor und Prevot von Jenköping. Er schrieb auf Befehl der Königin Christina eine treffliche Kirchengeschichte Schwedens, unter dem Titel: Inventarium ecclesiae Sueco-Gothorum continens integram historiam ecclesiae suec., libris VIII. descriptam, incipiendo a vetustate et religione hujus gentis in scandia primo residentis etc. usque ad annum 1642. Lincopiae, 1642, in 4°. Diese Geschichte ist in Bezug auf die neuern Zeiten trefflich; allein in Ansehung der ältern Zeiten verdient die Geschichte von Claud. Arrhenius Dernhielm, Stockholm, 1689, in 4°, den Vorzug.

Babia, eine syrische zu Damas verehrte Gottheit; sie war die Beschützerin junger Kinder, welche Babes hießen; daher ist wahrscheinlich das Wort: Bambin, Bambino, gekommen.

Babington (Anton), ein Edelmann in Derbishire in England. Von blindem Eifer für den Katholicismus hingerissen, und in brennendem Verlangen, der Königin Maria Stuart die Freiheit zu geben, zettelte er eine Verschwörung gegen die Königin Elisabeth an. Ein Priester aus dem Seminarium von Rheims, mit Namen Johann Ballard, gab ihm, der Sage nach, diesen Plan ein. Da Babington große Reichthümer und ausgezeichnete Geisteskräfte besaß, so war es ihm ein Leichtes, mehrere Edelleute in den Meuchelbund hineinzuziehen. Der Tag war verabredet, um die Königin Elisabeth auf die Seite zu schaffen. Es war der 24ste August 1586. Maria sollte auf den Thron gesetzt, und die katholische Religion in ihrer frühern Würde wieder hergestellt werden. Babington theilte Marien schriftlich seinen Entwurf mit, und ward von ihr durch große Versprechungen aufgefodert, seine Gedanken zur Wirklichkeit zu fördern; allein der Staatssecretär Walsingham entdeckte durch einen der Verschwornen den ganzen Plan. Babington ward zum Strang verurtheilt, und den 13ten Sept. hingerichtet. Gleiche Strafe theilten mit ihm Joh. Ballard, Joh. Savage, Barnwell, Tickburne, Tilnec und Abington. Sie starben mit entschlossenem Heldenmuthe. Diese eben so schlecht angefangene, als ausgeführte Verschwörung beschleunigte den Untergang der

Digitized by Google

unglücklichen Maria, welche durch ihre Beistimmung sich nur aus unverdienten Banden, worein ihre Feindin sie geschlagen hatte, zu befreien strebte.

Babinische Republik, eine Narrengesellschaft, welche Psomka, Herr zu Babine, ein lustiger Kopf am Hofe des Königs Sigism. August von Polen, stiftete, und die zum Zwecke hatte, übele Gewohnheiten lächerlich zu machen. Wer z. B. gern von Hunden sprach, ward Kronjägermeister; wer sich seiner Tapferkeit zu viel rühmte, ward Ritter oder Feldmarschall; wer unzeitigen Eifer für Religion äußerte, ward zum Inquisitor ernannt; und so wurde diese babinische Republik allmälig mit allen Aemtern besetzt, welche in der polnischen Republik eingeführt waren. Diese Narrengesellschaft fand nachher an vielen Höfen, und vorzüglich an jenem der Grafen von Cleve, ihre Nachahmer.

Babirussa (der Hirsch-Eber, der Eberhirsch). Schon der Name zeigt an, daß dieses Thier sowohl in Hinsicht seiner Gestalt, als seiner Lebensart mit dem Schweine und dem Hirsche Aehnlichkeit hat. Die Naturforscher rechnen es zu den Schweinen. Diesen Thieren gleicht es dem Gebiß und Kopf nach; der Leib aber hat die Gestalt des Hirsches. An Größe kommt es einem ansehnlichen Schweine gleich. Seine dünne Haut ist nur sparsam behaart; die Farbe, eine Mischung von aschgrau, röthlich und schwarz; Borsten bemerkt man nur auf dem Rücken. Eine ganz eigene Bildung haben die vier großen Hauer oder Eckzähne, wovon die zwei im Oberkiefer an 12 Zoll lang sind, und sich so krümmen, daß sie mit ihren Spitzen fast die Stirn berühren. Sie gleichen Hörnern, finden sich nur beim Männchen, und sollen diesem dazu dienen, sich an Baumästen damit aufzuhängen, und in dieser Stellung zu schlafen. So viel ist gewiß, daß sie der Stelle wegen, wo sie stehn, nicht zur Vertheidigung gebraucht werden können. Die Masse, woraus diese Hauer bestehen, ist feiner und reiner als Elfenbein, aber nicht so hart, und daher keiner so feinen Polirung fähig. Die Hauer des Unterkiefers sind nur 8 Zoll lang, und gegen die Augen hin gekrümmt. Dieses Thier lebt auf Borneo, Java, Celebes und andern ostindischen Inseln in kleinen Heerden, nährt sich von Gras, Kräutern, Baumblättern ꝛc., schwimmt vortrefflich, und läßt sich leicht zähmen. Sein Fleisch kommt im Geschmack mehr dem Hirsch- als dem Schweinefleisch bei, und wird in Indien sehr gesucht.

Babrius, ein griechischer Fabeldichter, lebte unter der Regierung des Augustus. Er brachte die Fabeln von Aesop und vielen andern Dichtern in sechsfüßige Jamben, und gab diese Sammlung unter dem Namen: Modica, heraus. Die meisten dieser Fabeln sind verloren gegangen. Was noch vorhanden ist, hat Harleß gesammelt, und zu Erlangen 1785 herausgegeben. — Diejenigen Fabeln, welche unter dem Namen: Babrias oder Gabrias bekannt sind, haben nicht unsern Babrius, sondern den Patriarchen von Constantinopel zum Verfasser. Eine Ausgabe ist von Teucher. Leipzig, 1791.

Babylon, die berühmte Hauptstadt der Landschaft Babylonien in Asien. Sie war eine der größten und der berühmtesten Städte der alten Welt, und die Beschreibung der alten Schriftsteller von derselben setzt uns noch jetzt in Erstaunen. Herodot sagt darüber: Der Euphrat durchfloß sie von Norden nach Süden. Sie war im Viereck gebaut, und der Umfang der Mauern betrug 60 unsrer Meilen. Die Mauer bestand aus großen Backsteinen, die mit Bergharz statt des Mörtels zusammengefügt waren. Diodor bestimmt ihre Breite so, daß er sagt, es hätten sechs Wagen neben einander darauf fahren können. Rund um die Mauern herum ging ein großer tiefer Graben. Jede Seite des Vierecks hatte 25 Thore, und alle waren von Erz. Auf jeder der vier Ecken der Mauer

Digitized by Google

stand ein hoher Thurm, und außerdem waren noch drei zwischen jedem Paare von den Thoren. Auf dem Theile der Stadt aber, der an Morästen lag, befanden sich weder Mauern, noch Thürme, weil man beides daselbst zur Vertheidigung der Stadt für unnöthig hielt. Die Anzahl der Thürme belief sich also auf 250. Von jedem Thore bis zu dem entgegengesetzten ging eine gerade Straße, so daß es also überhaupt 50 Straßen gab, die sich rechtwinklicht durchschnitten. Zu diesem muß man noch vier halbe Straßen rechnen, die an der innern Seite der Mauern hinliefen, und nur auf einer Seite eine Reihe Häuser, auf der andern aber die Mauer hatten. Die Breite dieser halben Straße war 200 Fuß, die Breite der ganzen, 150 Fuß. Die 50 sich rechtwinklich durchschneidenden Straßen theilten die ganze Stadt in 625 Vierecke, von denen jede Seite 4½ Stadien maß. Die Seiten dieser Vierecke waren mit Häusern besetzt, deren Fronte sich nach der Straße zu kehrte. Der innere Raum der Vierecke war leer, und enthielt Gärten und andre Plätze zum Vergnügen und zur Bequemlichkeit. Ueber den Euphrat ging in der Mitte der Stadt eine Brücke von 30 Fuß Breite, und 1 Stadie in der Länge. An den Enden der Brücke lagen gegen Osten der alte, und gegen Westen der neue Pallast, von denen der erstere vier, der letztere neun der gedachten Vierecke einnahm. Der Belustempel, zunächst am alten Pallaste, nahm ein Viereck ein. Der Theil der Stadt an der Morgenseite des Flusses war die alte, der andere an der Westseite die neue, von Nebucadnezar erbaute Stadt. Nach den Berichten der alten Schriftsteller ist nie die ganze Stadt, sondern nur ein Theil davon bewohnt und bebaut gewesen. Die ungeheuere Größe von Babylon kommt uns freilich erstaunlich, bei nahe fabelhaft vor; allein, was in Asien, in einer an Baumaterialien reichen Gegend, wie die um Babylon war, und in Reichen, wo das erobernde Volk despotisch über die Besiegten herrschte, und diese zu Allem zwingen konnte, möglich ist, das muß man nicht mit dem, was bei uns geschehen kann, vergleichen wollen. Auch machen neuere Beispiele die Größe einer solchen Stadt begreiflich. Nach den Nachrichten des Marco Polo war die alte und neue Stadt Peking, mit der kaiserlichen Residenz, den Vorstädten und Karavanserein, um vieles größer, als das alte Babylon, wie Herodot es uns beschreibt. Die erste Anlage von Babylon geschah unstreitig schon in den frühesten Zeiten; aber seinen vollkommenen Glanz, seine Größe und seine prächtigsten Paläste erhielt es erst unter Nebucadnezar, der an der Spitze der Chaldäer, eines barbarischen Volks aus dem nördlichen Asien, sich zum Herrn von Babylon machte. Dieses sagen uns die jüdischen Schriftsteller, und damit stimmt auch Herodot, wenigstens in der Zeitangabe der Erbauung Babylons, überein. Von den innern Merkwürdigkeiten der Stadt sind die vornehmsten: außer dem Tempel des Belus, die beiden königlichen Paläste und die hängenden Gärten. Der Belus Tempel war ein hoher, pyramidenförmig gebauter Thurm, der aus acht über einander gebauten Absätzen bestand, die terrassenförmig sich über einander erhoben. Der Grund war viereckig, und jede Seite hielt eine Stadie; eben so viel hielt auch, nach Strabo, die Höhe. Der oberste Absatz diente den babylonischen Astronomen als Sternwarte. Der eigentliche Thurm existirte schon vor Nebucadnezar. Dieser führte aber rings um denselben noch mehrere ungeheure Gebäude in einem Vierecke auf, wovon jede Seite 2 Stadien hielt. Diese Gebäude wurden endlich noch durch eine Mauer umschlossen, die wahrscheinlich das Viereck der Stadt, worin der Thurm stand, einnahm. In derselben befanden sich mehrere Thore von Erz, die ins Innere des Tempels führten. Hier sah man drei goldne Bildsäulen von babylonischen Gottheiten. Jene des Belus war,

Digitized by Google

nach dem Ctesias, 1.000 babylonische Talente schwer, und die andern wogen nicht viel weniger. Diesen Gottheiten war ein goldner Altar von außerordentlicher Größe, 500 Talente schwer, gewidmet, worauf mehrere goldne Gefäße standen, die zusammen an 3.000 Talente wogen. Alle diese Schätze soll Semiramis hineingebracht haben, so wie sie auch für die Erbauerin des Thurms ausgegeben wird. — Die beiden königlichen Paläste an den Enden der Brücke über den Euphrat werden auch der Semiramis zugeschrieben. Der östliche Pallast hatte beinahe eine Meile im Umfange, der westliche noch einmal so viel. Zu äußerst umgab den letztern eine hohe Mauer, von Ziegeln erbaut. Dann folgte eine zweite, mit Bildwerk und Thürmen gezierte Mauer von 40 Stadien im Umfange, und 50 Klaftern Höhe. Hinter dieser sahe man eine dritte Mauer, die an Höhe, Breite und Menge der Verzierungen die vorigen beiden übertraf. Besonders war darauf eine große Jagd vorgestellt. Die Figuren hatten eine Höhe von vier Ellen und drüber, und in der Mitte befand sich Semiramis, wie sie einen Leoparden, und Ninus, wie er einen Löwen durchbohrte. Diese innerste Mauer hatte 30 Stadien im Umfange, und drei Thore, die in den Pallast führten. Der andere Pallast war weit kleiner, und stand dem erstern auch an Verzierungen nach. — Noch weit berühmter sind die sogenannten hängenden oder schwebenden Gärten, welche ebenfalls dem Nebucadnezar zugeschrieben werden. Sie bestanden aus mehreren über einander angelegten Terrassen, deren oberste die Höhe der Stadtmauer hatte. Das Gebäude war viereckig, und jede Seite desselben hielt vier Plethren (400 griech. Fuß). Von einer Terrasse zur andern führten breite Treppen. Das ganze, aus starken Gewölben errichtete Kunstwerk war mit einer 22 Fuß dicken Mauer umgeben. Auf den Gewölben lag zunächst ein Pflaster von Steinen, die 16 Fuß lang und 4 Fuß breit waren. Dann folgte eine Schicht von Harz, und auf diese hatte man wieder zwei Schichten von Steinen, die mit Gips zusammengefügt waren, gelegt. Diese Schichten waren wieder mit Platten von Blei bedeckt, worauf endlich die Erde ruhete, welche den Boden des Gartens ausmachte, und so hoch aufgetragen war, daß auch die größten Bäume bequem darin Wurzel schlagen konnten. Die mannigfaltigen Unterlagen von Steinen, Harzen ꝛc. dienten nicht nur, die Feuchtigkeit von den Gewölben und dem ganzen Gebäude abzuhalten, sondern sie hielten auch das Erdreich beständig fruchtbar. Auf der obersten Terrasse befand sich ein Wasserbehälter, der durch Triebwerke sein Wasser aus dem Euphrat erhielt, und mittelst dessen man nach allen Terrassen Wasser hinleiten, und die Gärten bewässern konnte. Von den Kanälen, dem großen See und den Dämmen am Euphrat, die Nebucadnezar, oder nach Herodot, die Königin Nitocris angelegt haben soll, siehe den folgenden Artikel. Noch merken wir an, daß innerhalb der Stadt die Ufer des Euphrats von Grund aus durch gemauerte Dämme eingefaßt waren. — Nach den neuesten Reisebeschreibungen finden sich unter den Resten von Babylon noch verschiedene Canäle, welche zum Theil sehr verfallen sind, Götterbilder, Geräthe, Vasen, Münzen, eine Schloß-Ruine mit vielen Höhlen und Gängen u. s. w. Alles, was man hier sieht, soll allerdings den Karakter der Größe, doch nicht der Schönheit an sich tragen; für plump und geschmacklos werden die entdeckten Zierathen angegeben.

Babylonier. Es giebt wenige Länder des Alterthums, die mit so großem Rechte die Aufmerksamkeit des Geschichtforschers auf sich ziehen, als Babylonien. Wenn auch die Wunder, welche uns die Schriftsteller des Orients und Occidents einmüthig von seiner Hauptstadt erzählen, noch so übertrieben wären, so zeigt das Land selbst doch Merkwürdigkeiten,

Digitized by Google

welche es vor allen Ländern von Asien auszeichnen. Nirgends hatte die Cultur des Bodens durch den Fleiß und die Anstrengung seiner Bewohner so ausnehmende Fortschritte gemacht, und lohnte sie reichlicher. Kein anderes Land der Erde ferner, hat, ungeachtet der vielen verwüstenden Staatsumwälzungen, die es erlitt, und der verheerenden Züge barbarischer Eroberer, denen es ausgesetzt war, dennoch eine so ununterbrochene Folge großer und blühender Städte gehabt, die, gleich dem Phönix, verjüngt aus der Asche und den Trümmern der Verwüstung wieder hervorzusteigen schienen. In den ältesten Urkunden des menschlichen Geschlechts prangt schon der Name Babylon, als der erste Sitz der bürgerlichen Gesellschaft, und die Wiege der Cultur. Groß und berühmt blieb dieser Name durch eine lange Reihe von Jahrhunderten. Unter diesem einzigen Gesichtspunkte erscheint dies Land schon als eines der Hauptländer Asiens, und der wichtigsten der Erde. Aber auch der innere Zustand und die Beschaffenheit desselben hat so viel Auszeichnendes und Merkwürdiges, daß wir hierbei nothwendig verweilen müssen, ehe wir auf seine Bewohner unsre Blicke werden richten können. — Babylonien oder Chaldäa lag zwischen den beiden Strömen, dem Euphrat und Tigris; von denen der erste es westlich, der andere östlich begränzte. Von der Beschreibung dieser Ströme muß auch die Beschreibung des Landes ausgehen, weil die Eigenthümlichkeiten desselben größten Theils in den Eigenthümlichkeiten von jenen ihren Grund hatten. Beide Flüsse kommen aus Armenien, und fließen von Norden nach Süden dem persischen Meerbusen zu. Allein weil die große Fläche, die sie begränzen, von Westen nach Osten zu abhängig ist, so hat der erste und größte, der Euphrat, ein weit höheres Bett als der Tigris. Seine flachen Ufer sind gewöhnlich bis an den Rand von der großen Wassermasse angefüllt, die er mit sich führet; und es bedarf nur eines geringen Anwachses, um ihn austreten, und die Ebne überschwemmen zu machen. Dagegen hat der Tigris ein weit tieferes Bett, und hohe Gestade, die er, ausgenommen nahe bei seiner Mündung, selten oder vielmehr nie übertritt, obgleich sein Lauf um vieles schneller und reißender, als der des Euphrats ist. Dieser letzte Strom hingegen trat jährlich zu gewissen bestimmten Zeiten, so wie der Schnee auf den armenischen Gebirgen schmolz, wo er seinen Ursprung nimmt, auf eine ähnliche Weise, wie der Nil, über seine Ufer aus. — Diesen öftern Ueberschwemmungen eines so großen Stroms in einem gänzlich flachen Lande Gränzen zu setzen, war gewiß kein leichtes, aber dennoch ein schlechterdings nothwendiges Unternehmen. Die Bewohner Babyloniens mußten ihr Erdreich erst gewinnen, eben so wie die Anwohner des Nils. Und eben diese Anstrengung war es, welche ihren Geist weiter entwickelt, und die Kenntnisse unter ihnen hervorgebracht zu haben scheint, wodurch sie sich nicht weniger als die Aegypter auszeichneten. Bei dem sehr warmen und trockenen Klima aber, dessen Babylonien genießt, konnte man sich nicht damit begnügen, dem Flusse Schranken zu setzen, sondern mußte auch zugleich dafür sorgen, daß man dem Boden seine Bewässerung nicht entzog. Aus diesem doppelten Gesichtspunkte muß man die Anstalten betrachten, welche in Babylonien zu der Bezwingung des Euphrats gemacht waren. Es gehörten dahin theils Dämme, theils Kanäle, theils Seen und Moräste, die zwar von der Natur angelegt waren, denen aber die Kunst zu Hülfe kam. Ganz Babylonien war von einer Menge größerer und kleinerer Kanäle durchschnitten, welche theils in der ganzen Breite von einem Flusse bis zum Andern gingen, und sowohl zur Bewässerung als auch zur Ableitung des Euphrats in den Tigris dienten, theils sich aber auch im Lande verloren, und bloß die Bewässerung zur Absicht hatten. Diese Kanäle fingen schon oberhalb dem

Digitized by Google

eigentlichen Babylonien, in Mesopotamien, an. Denn schon nördlich von der medischen Mauer fand man 4 solcher Hauptkanäle; jeden in der Entfernung einer halben Meile von dem Andern, die vom Euphrat zum Tigris gezogen waren, und eine solche Breite und Tiefe hatten, daß sie mit Lastschiffen befahren, und nicht ohne Brücke passirt werden konnten. Einen derselben brauchte Artaxerxes als eine Vertheidigungslinie, wie sein Bruder Cyrus gegen ihn anrückte. — Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß diese Kanäle zugleich zur Schutzwehr gegen die streitenden Nomaden, so wie die Mauer selbst, dienen sollten. War man die Mauer passirt, und in dem eigentlichen Babylonien angelangt, so traf man wieder 2 große Kanäle, die vom Tigris landeinwärts gingen, und von denen wiederum eine Menge kleinerer zu der Bewässerung abgeleitet waren. Auch diese Kanäle, die aber nicht ganz bis zum Euphrat gegangen zu seyn scheinen, waren so tief und so breit, daß das Corps des Xenophons sie nicht anders als auf Brücken passiren konnte, und daß man Ursache zu fürchten hatte, durch sie eingeschlossen zu werden. Weiter nach Babylon hin, war aber erst der große oder königliche Kanal, der vom Euphrat zum Tigris ging, und die Breite und Tiefe hatte, daß er von Waarenschiffen befahren werden konnte. Die ganze Anzahl jener Kanäle ist unmöglich zu bestimmen; denn nach Herodots Versicherung war das ganze Land allenthalben von ihnen durchschnitten, weil man sie der Bewässerung wegen nirgends entbehren konnte. Als eine besondere Merkwürdigkeit aber führt dieser Schriftsteller noch an, daß man in einer gewissen Gegend, bei dem Orte Arbericca, den Euphrat so geleitet habe, daß er drei Mal durch diesen Ort geflossen sey; und die Schiffe daher denselben drei Mal, und zwar in drei verschiedenen Tagen, passirt wären. Es ist aus Herodots Erzählung klar, daß Arbericca oberhalb Babylon lag; vielleicht war es das jetzige Akkerkuf, unweit Bagdad, neben dem Arm des Tigris, der der kleine Tigris heißt, wo noch gegenwärtig ein Kanal des Euphrats vorhanden ist. Aus dem, was der Schriftsteller berichtet, ist es deutlich, daß diese Arbeit ein sehr großes Unternehmen gewesen seyn müsse, das sowohl die Sicherheit des Landes gegen die Einfälle der Meder, als auch besonders die Bequemlichkeit der Schiffahrt zur Absicht hatte; denn die Schiffe, die aus den obern Gegenden kamen, mußten diese Krümmungen passiren. Es ist daher wohl sehr wahrscheinlich, daß diese Anlage in den Gegenden gemacht war, wo das Bett des Euphrats voll von Felsen und Klippen ist; und vermuthlich in einem großen Schleusenwerk bestand, wodurch die Schiffahrt möglich gemacht, aber auch zugleich, weil man bei der öfteren Krümmung des Kanals auch mehrmals Schleusen passiren mußte, so verlängert ward, daß die Fahrt durch den Flecken Arbericca drei Tagereisen ausmachte. Das Befremdende, daß man drei Mal denselben Ort passirte, fällt weg, sobald der Boden dort so abhängig war, daß man, um den Fall zu vermindern, den Kanal im Zickzack herum führen mußte, so daß die beiden äußersten Enden des Ortes auch die beiden äußeren Kanäle berührten; und der mittlere Kanal mitten durch den Ort ging. Freilich ist dies bei dem Mangel weiterer Nachrichten nur Vermuthung; aber doch eine viel wahrscheinlichere Vermuthung, als wenn man annimmt, daß die Fahrt bloß wegen der Länge der Kanäle drei Tage erfodert hätte. — Neben den Kanälen hatte man nicht weniger zu Dämmen seine Zuflucht genommen, um der Gewalt des Stromes Einhalt zu thun. Diese Dämme waren zum Theile schon so alt, daß ihre erste Anlage der Semiramis zugeschrieben ward, der man die meisten großen Werke in Asien, deren Urheber man nicht mehr wußte, beizulegen pflegte. Neue aber und größere waren nach Herodots Bericht von der Königin Nitocris, an beiden Ufern des Stro-

Digitized by Google

mes, von bewunderungswürdiger Höhe und Breite gebaut. Sie brauchte dazu das Erdreich, das aus einem durch Kunst angelegten See gegraben ward. Innerhalb der Stadt aber waren die Ufer von Grund aus durch gemauerte Dämme eingefaßt, woraus große Quais entstanden, wie wir sie in den meisten Hauptstädten Europa's finden, die entweder unmittelbar am Meere, oder doch an großen Strömen gelegen sind. Wenn diese Dämme und Kanäle schon eine große Anstrengung erfoderten, so ist doch das, was uns von den Seen in Babylon gesagt wird, noch außerordentlicher; aber auch wegen der Verschiedenheit der Nachrichten noch schwerer ins Licht zu setzen. Man darf sich nicht wundern, daß die langwierigen Ueberschwemmungen so mächtiger Ströme, wie der Euphrat und Tigris, in mehreren Gegenden Seen erzeugt hatten; und ohne die Voraussetzung, daß es viele solcher Seen in Babylon gab, die auch eine nur flüchtige Einsicht der alten Schriftsteller bestätigt, wird man dieser ihre Nachrichten nie mit einander vereinigen können. Diese Seen aber nutzten zugleich die Einwohner durch ihren kühnen Unternehmungsgeist, wozu zum Theile auch die Kanäle genutzt wurden, zu Ableitern des Stroms, indem sie der Natur durch tieferes Ausgraben derselben, und durch Schleusen, zu Hülfe kamen. Der erste dieser Seen, den Herodot beschreibt, gleichfalls ein Werk der Nitocris, fand sich im nördlichen Babylonien, weit oberhalb der Hauptstadt. Er hatte nicht weniger als 10 Meil. im Umfange, und lief in einer geringen Entfernung neben dem Strome her. Das aus demselben gegrabene Erdreich hatte zur Verfertigung der Dämme gedient, welche den Fluß einschlossen; der See aber hatte rund herum eine steinerne gemauerte Einfassung. Ein Unternehmen der Art bleibt noch immer colossalisch genug, wenn man auch der Natur hier bloß zu Hülfe kam, und einem schon vorhandenen, durch den Fluß gemachten See nur einen größeren Umfang, und eine feste Einfassung gab. Daß aber dieses der Fall war, lehrt Herodots Beschreibung ausdrücklich. „Denn man grub", sagt er, „einen Wasserbehälter für den See, oder das schon stagnirende Wasser." In diesen See aber, der gewöhnlich einem Moraste glich, konnte der Euphrat durch einen Kanal abgeleitet werden; und dieses Mittels bediente sich Cyrus, um Babylon zu erobern, indem er durch das Bett in die Stadt eindrang. Verschieden von diesem See sind andere Seen oder Moräste, welche der Euphrat neben dem alten Babylon machte. Die ganze Westseite dieser Stadt war davon umgeben, und dadurch, auch ohne alle Vertheidigung, gänzlich unzugänglich. Sie hatte deshalb dort auch keine Mauern; und Alexander, der, um einer unglücklichen Vorbedeutung zu entgehen, von dieser Seite in seine künftige Residenz seinen Einzug halten wollte, mußte wider seinen Willen diesen Vorsatz aufgeben, und den gewöhnlichen Weg nehmen. Die großen Dämme, welche man in der Stadt anlegen mußte, zeigen hinlänglich, daß diese Seen ein Werk des Flusses aus den Zeiten waren, wo er noch weniger beschränkt war. Vermuthlich waren sie es, die Alexander auf den Entwurf brachten, bei Babylon einen Hafen anzulegen, der der neuen Hauptstadt der Welt würdig seyn, und nicht weniger als tausend große Schiffe sollte fassen können. Gänzlich verschieden wieder von diesen Sümpfen oder Seen, war eine dritte große Anstalt, die sich 20 Meilen unterhalb Babylon, etwa 40 Meilen von der Mündung des Flusses, fand. Hier waren an der Westseite des Stromes niedrige moraftige Gegenden, die sich, mit Wasser angefüllt, bis tief in die arabischen Wüsten erstreckten, und, wie es hieß, in Verbindung mit dem Meere stehen sollten. Diese Sümpfe lagen um ein beträchtliches tiefer, als das Bett des Euphrats; und schienen daher recht eigentlich von der Natur zu Ableitern des Stromes bestimmt zu seyn. Nach diesen Moräften hatte man daher aus dem Hauptstrome einen großen Kanal in der Breite eines mäßigen Flusses gezogen, der

Digitized by Google

den Namen des Pallacopas führte. Weil aber der Strom gänzlich in die Moräste geflossen seyn würde, wenn man ihm freien Lauf gelassen hätte, so hatte man auch hier durch Dämme und Schleusen helfen müssen. Einer der babylonischen Satrapen hatte dies mit vieler Mühe bewirkt, indem er 10.000 Mann 3 Monate daran hatte arbeiten lassen. Allein das Werk war dennoch von kurzer Dauer wegen der unübersteiglichen Hindernisse, welche die Beschaffenheit des Erdreichs in den Weg legte. Weil man nämlich durchaus hier nichts als fetten lehmigen Boden fand, so hielten die Dämme nicht, sondern wurden bald durch das Wasser eingeweicht, und gaben nach. Alexander verstopfte daher die bisherige Oeffnung, und ließ eine Meile davon, wo steiniger Boden war, einen neuen Kanal anlegen, der nach dem Pallacopas ging. Diese Arbeiten lagen ihm um so mehr am Herzen, weil seine Absicht war, über diese Seen, die Wasser genug hatten, um schiffbar zu seyn, von Babylon aus zu Schiffe in Arabien einzudringen; das einzige Land, von dem man mit Gewißheit sagen kann, daß er es noch erobern wollte, um seinem Reiche den inneren Zusammenhang zu geben, ohne welchen die Consistenz, die es nach dem Willen dieses großen Fürsten durch Handel, Schifffahrt, und die übrigen Künste des Friedens haben sollte, ihm nicht gegeben werden konnte. Bei dieser Menge verschiedener Anstalten zu der Bezwingung des Euphrats hatte man nicht nur diesen Zweck erreicht, sondern auch mehr, als man anfangs wahrscheinlich wollte. Der gewaltige Strom verlor die größte Menge seines Wassers, ehe er sich dem Meere näherte. Statt größer zu werden, nahm er ab; viele seiner Kanäle verloren sich im Sande; und seine eigentliche Mündung wurde so seicht, daß sie nicht einmal schiffbar gewesen zu seyn scheint. Indeß ist es ausgemacht, daß er im persischen Zeitalter stets dennoch seine eigene Mündung behielt, und nicht wie gegenwärtig sich bereits 15 Meilen oberhalb dem Meere mit dem Tigris vereinigte. Die Hauptmasse seiner Gewässer wurde dagegen in den Tigris abgeleitet; und dieser Strom wuchs in eben dem Maße, als der andere abnahm. In der Nähe des Meeres konnten seine hohen Ufer dennoch seine Gewässer nicht fassen, und er bildete dort große Seen, nicht weniger als der Euphrat in den oberen Gegenden. Das Land, das diese beiden Ströme einschlossen, war eine ununterbrochene Ebene, die ihnen ihre Fruchtbarkeit verdankte. Die allenthalben gezogenen und sich durchschneidenden Kanäle, die immer kleiner wurden, bis sie sich in bloße Rinnen verloren, waren zugleich mit einer unzähligen Menge Maschinen besetzt, durch welche das Wasser aus ihnen geschöpft, und über den Boden verbreitet ward. Die Hitze, und die fast nie unterbrochene Dürre des Klimas, machte diese beständige Bewässerung nothwendig; aber der Fleiß der Menschen ward dafür auch hier, so wie in Aegypten, mit einer so üppigen Fruchtbarkeit belohnt, daß die Geschichtschreiber, aus Besorgniß Mißtrauen zu erregen, es kaum wagen, die bestimmten Angaben anzuführen. „Unter allen Ländern die ich kenne", sagt Herodot, „ist Babylon bei weitem das beste, um Getreide hervor zu bringen; denn es giebt durchaus zweihundertfältige Frucht; und wenn es recht fruchtbar ist, dreihundertfältige. Die Blätter von Weizen und Gerste werden dort leicht 4 Finger breit; wie groß aber die Stauden von Cenchrus und Sesamum werden, mag ich nicht sagen, weil ich wohl weiß, daß diejenigen, die nicht selbst nach Babylon kommen, das Gesagte nicht glauben würden." So fruchtbar aber das Land an diesen Gewächsen war, so unfruchtbar war es an Bäumen. Feigen, Oelbäume und Weinstöcke gab es gar nicht; dafür aber hatte man einen großen Vorrath von Dattel- oder Palmbäumen, wovon ganz Babylonien voll war. Man brauchte ihre Früchte nicht nur zur Speise, sondern machte auch Wein und Honig daraus. Die Wartung dieser Bäume, indem man die Frucht der

Digitized by Google

männlichen Palmen an die weiblichen band, damit durch den Stich des Insekts, daß sich in jener erzeugt, die Reife der andern befördert werden sollte, beschreibt bereits Herodot. — Von allen übrigen hochstämmigen Bäumen war Babylon gänzlich entblößt. Auch bei seiner höchsten Cultur konnte es doch seine ursprüngliche Beschaffenheit eines Steppenlandes nie ganz verläugnen. Die einzige Cypresse gab einigen, wiewohl schwachen, Ersatz für die fehlenden Holzarten, deren Mangel auf die Schifffahrt nicht weniger, als auf die Baukunst der Babylonier einen entschiedenen Einfluß hatte. — So wie in einem ursprünglichen Steppenlande Hölzungen nicht zu erwarten sind, eben so groß pflegt dort der Mangel an Steinen zu seyn. Die Quadersteine, wenn man damit in Babylon baute, mußten daher alle aus den nördlichen Gegenden auf dem Euphrat hergeschafft werden. Dort waren Steinbrüche, aus denen auch die Mühlsteine nach Babylon gebracht wurden. Allein diesen Mangel an Baumaterialien hatte die Natur auf eine andere Weise ersetzt. Es fand sich bei Babylon ein unerschöpflicher Vorrath der besten Ziegelerde, die theils an der Sonne gedörrt, theils in Oefen gebrannt, eine Festigkeit und Dauerhaftigkeit erhielt, welche noch bis jetzt die Ueberbleibsel der alten Gemäuer, wenn sie auch seit vielen Jahrhunderten eingestürzt sind, dennoch vor der Verwitterung sicherte, und sogar die Inschriften auf ihnen, welche, eine andere Art von Keilschrift, in den neuesten Zeiten so sehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, unversehrt erhielt. Auch selbst den Mörtel hatte die Natur schon vorbereitet. Acht Tagereisen oberhalb Babylon fand sich ein kleiner Fluß Is, nebst einem Orte gleichen Namens, wo reiche Quellen von Naphtha oder Erdharz waren, welches man statt des Kalkes gebrauchte. Es scheint keinem Zweifel unterworfen, daß diese Stadt keine andere als das Hit der Neuern sey, wo sich nach Herbelots Zeugniß selbst noch jetzt die Tradition erhalten hat, es sey mit diesem Erdharze einst Babylon gebaut. Man bediente sich desselben statt des Cements, indem man zugleich Lagen von Rohr oder Schilf, als eine andere Bindungsmaterie, dazwischen legte. Diese, bereits von Herodot beschriebene, Verfahrungsart zeigen noch jetzt die Ruinen von Babylon; und nach den Berichten eines neuern Augenzeugen haben diese Lagen von Schilf und Palmblättern sich so frisch erhalten, als wenn sie noch kein Jahr gelegen hätten. — So war die Beschaffenheit dieses merkwürdigen Landes! Hatte die Natur hier auf der einen Seite dem Menschen vielfach vorgearbeitet, so hatte sie ihm auch auf der andern große Hindernisse in den Weg gelegt. Die Wahrnehmung des erstern erzeugte die Ueberwindung der letztern; und gerade dieser Kampf war es, der hier eine Entwickelung der Kräfte des menschlichen Geistes hervor brachte, wie sie anderswo nicht entstehen konnte. Und doch würde vielleicht Alles umsonst gewesen seyn, wenn nicht die Lage des Landes demselben noch andere Vortheile gewährt hätte, wodurch es eigentlich zum ersten Lande des westlichen Asiens ward; indem es die Natur durch diese zu einem Hauptsitze des asiatischen Völkerverkehrs bestimmte. In der Mitte zwischen dem Indus und dem Mittelmeere, war es der natürliche Stapelplatz der kostbaren Waaren des Osten, die dem Westen zugeführt wurden. Zu diesen Vorzügen aber kam noch die Nachbarschaft des persischen Meerbusens, der großen Handelsstraße, welche die Natur den seefahrenden Völkern des indischen Meeres bis tief in die Mitte von Asien hinein gebahnt hat; — und die beiden großen Ströme, gleichsam die Fortsetzung dieser Straße, welche die Verbindung mit den Anwohnern des schwarzen und kaspischen Meeres eröffneten. So von der Natur begünstigt, mußte dies Land der Sammelplatz der Völker werden, und blieb es nach dem Zeugnisse der Geschichte, so lange der innere Verkehr von Asien blühte. Weder die verheerenden Kriegszüge erobernder Völker, noch das noch härtere Joch

Digitized by Google

des asiatischen Despotismus, konnten seinen Glanz vernichten, wenn er auch auf eine Zeitlang verdunkelt ward. Erst als der Europäer auf dem Ocean den Weg nach Indien fand, und den Handel der Welt aus Landhandel in Seehandel umschuf, sanken die Königsstädte an den Ufern des Euphrats und Tigris; und, doppelt gedruckt von dem Joche der Anarchie und des Despotismus, ward Babylon das, was es ursprünglich gewesen war, ein stinkender Morast, und eine unfruchtbare Steppe. — Von den alten Babyloniern wissen wir so viel, daß sie zu dem semitischen Völkerstamme gehörten; denn ihre Sprache, welche wir sehr unrichtig die Chaldäische nennen, da die rohen Chaldäer nur ihre barbarische Sprache mit der der kultivirten Babylonier vertauschten, war ein aramäischer Dialekt, und von dem eigentlichen Syrischen nur wenig verschieden. Ob übrigens die ersten Einwohner dieses Landes aus Indien herzogen, wie die mosaische Tradition zu sagen scheint, oder aus der arabischen Halbinsel herstammten, wie ihre Sprache es wahrscheinlich macht, kann dem Geschichtforscher um so viel gleichgültiger seyn, da in einem Lande, das Hauptsitz des Handels war, natürlich ein sehr gemischtes Volk entstehen mußte. Desto wichtiger dagegen ist es zu zeigen, daß die Babylonier schon vor uralten Zeiten nicht nur feste Wohnsitze, sondern auch einen gewissen Grad wissenschaftlicher Bildung hatten. Als ein Volk, das zu festen Wohnsitzen und politischen Einrichtungen fort ging, schildert sie uns die älteste Sage, so bald sie zum ersten Male Babylon erwähnt. Wer erinnert sich nicht aus den mosaischen Nachrichten des ersten Reiches, das Nimrod hier stiftete, und des berühmten Baues, den Jehova störte. Es giebt vielleicht keinen Mythus, der zugleich durch sein graues Alter ehrwürdiger, und für den Anfang der Kultur der Menschheit wichtiger wäre; indem sich die ersten Spuren des ältesten Völkerverkehrs, der ersten politischen Verbindungen, und der ersten Erbauung fester und sicherer Wohnsitze, gemeinschaftlich erhalten haben! — Lange Zeit nach dieser ersten frühen Erwähnung verschwindet Babylon gleichsam aus der Geschichte. Die jüdischen Annalisten fanden keine Gelegenheit, es zu erwähnen, weil Babylonier mit ihnen in keine Verbindung kamen; und die Nachrichten späterer Griechen, wie Herodot und Ctesias, welche die Bruchstücke der babylonischen Sagengeschichte, so wie sie sie in dem Lande selbst erfragen konnten, aufzeichneten, lassen sich nicht chronologisch ordnen. Die historische Mythologie dieses Volkes scheint sich fast ganz um die Namen einer Semiramis, eines Ninus und eines Belus gedreht zu haben, die, wie sehr sie auch ausgeschmückt, und mit astronomischen Ideen durchwebt seyn mögen, es doch höchst wahrscheinlich machen, daß bereits lange vor dem Ursprunge des babylonisch-chaldäischen Reiches große Eroberer in diesen Theilen von Asien aufstanden, welche Urheber von beiden Reichen wurden, von denen sich nur das Andenken unter dem allgemeinen Namen einer assyrischen Monarchie erhalten hat. — Die glänzendste Periode Babylons fängt an in der letzten Hälfte des 7ten Jahrh. vor dem Anfange unserer Zeitrechnung, etwa 630 vor Christo, oder beinahe 100 Jahre vor dem Anfange der persischen Monarchie. Um diese Zeit ging in Asien eine ähnliche Revolution vor, als die, welche Cyrus bewirkte. Ein nomadisches Volk unter dem Namen der Chaldäer, das von den taurischen und kaukasischen Gebirgen herabstieg, überschwemmte das südliche Asien, und machte sich zu Beherrschern der syrischen und babylonischen Ebenen. Babylonien, das sie einnahmen, ward der Hauptsitz ihres Reiches, und ihr König Nebucadnezar, der Asien bis zu den Ufern des Mittelmeeres besiegte, behauptete eine Stelle unter den asiatischen Welteroberern. Er befestigte seine Herrschaft durch einen großen Sieg, den er an dem Euphrat, bei dem Orte Circesium, über den ägyptischen König Neco davon trug; zerstörte Jerusalem, eroberte Tyrus und die übrigen phö-

Digitized by Google

nizischen Städte, und durchstreifte wahrscheinlich selbst Aegypten. So ward er Gründer des babylonisch-chaldäischen Reiches, das nach nicht völlig einem Jahrhunderte wiederum durch Cyrus über den Haufen geworfen ward. In diesen Zeitraum fällt zwar nicht die erste Anlage, aber die Größe und der Glanz von Babylon; und wenn gleich bei Herodot der Name Nebucadnezars nicht vorkommt, so stimmt er doch in Rücksicht auf die Zeitbestimmung mit den jüdischen Schriftstellern überein. Denn seine Königin Nitocris, der er die größten Anlagen um und in Babylon zuschreibt, muß die Zeitgenossin Nebucadnezars gewesen seyn, ohne daß es sich ausmachen läßt, ob sie etwa seine Gemahlin oder Tochter war. Wenn man diese, durch die kritischen Forschungen früherer Schriftsteller bereits hinreichend ausgemachten, Data, zum Grunde legt, so erscheint die Anlage und die Vergrößerung Babylons in einem hellern Lichte, und Herodots, so oft für unglaublich angegebene, Nachrichten werden begreiflicher. Die Wunder, die er von Babylon erzählt, erzählen Andere von andern Hauptstädten Asiens, die, so wie er, als Augenzeugen sprechen. Der Kreis von unsern Erfahrungen kann nicht sogleich den Maßstab geben von dem, was in andern Ländern, unter einem andern Himmel, und unter andern Umständen, möglich ist. Stehen nicht die ägyptischen Pyramiden, die chinesische Mauer, und die Felsentempel zu Elephante, und spotten gleichsam unserer Kritik, die es sich heraus nimmt, der vereinigten Kraft ganzer Nationen ihre Gränzen bestimmen zu wollen? — Es ist das Eigenthümliche großer despotischer Reiche, wie sie Asien zu jeder Zeit in sich faßte, daß sie ihre Kraft weit mehr auf Einen Punkt concentriren können; und eben darum sind auch bei jenem Zusammentreiben der Völker aus entfernten Ländern, und bei der, in manchen sehr fruchtbaren Gegenden wegen der großen Leichtigkeit der Subsistenz fast unglaublich starken Bevölkerung, schon deshalb viel größere Unternehmungen ausführbar, als in europäischen Ländern. Aber dazu kommt, daß die großen Städte Asiens auf ganz andere Weise entstanden, als die von Europa. Sie sind die gewöhnlichen Folgen der Niederlassungen erobernder nomadischer Völker, die in den eingenommenen Ländern ihre Wohnsitze aufschlagen, und von ihrer bisherigen Lebensart zu einer festern und ruhigern übergehen. Diese Veränderung geschieht gewöhnlich auf die Weise, daß das Hoflager des Anführers neben den Mauern der schon vorhandenen Hauptstädte aufgeschlagen wird; und aus diesen Hoflägern erwachsen darauf neue Städte, zu deren Erbauung die besiegten Nationen gebraucht werden, und welche die alten an Umfange und Regelmäßigkeit übertreffen. Denn die ganze Form des Lagers wird alsdann auf die neue Stadt übertragen; daher die viereckige Gestalt, und die schnurgeraden, sich einander durchschneidenden, Gassen. Wenn nun unter solchen Umständen zugleich das Land selbst alle Baumaterialien im Ueberflusse darbietet; wenn die Ziegelsteine aus der Erde gebrannt werden können, und reiche Quellen von Erdpech den Mörtel hergeben, — ist es da zu verwundern, daß Anlagen entstehen, welche Europa nicht hervorzubringen vermag? So war auch der Ursprung der Königsstadt Babylon, deren Größe und Glanz das Alterthum preiset. Es war ein Werk der Chaldäer, deren Könige, als sie die Oberherrschaft Asiens errungen, hier ihre Wohnsitze nahmen. Wir brauchen uns nicht bloß auf den Ausruf ihres Königs Nebucadnezar zu berufen, „das ist das stolze Babel, das ich erbaut habe" Dan. 4, 27. — ein noch ausdrücklicheres Zeugniß hat uns Jesaias aufbewahrt: „Sehet das Land der Chaldäer; dies Volk, das noch vor Kurzem kein Volk war. Assyrier dämmten es ein, und schenkten es den Einwohnern der Wüste! Sie verwandelten die herumziehenden Horden des Volkes in stehende Wohnungen; und bauten die Palläste des Landes!" Man sehe hier den Art. Babylon.

Digitized by Google

Babylonier (Handel der). Aus dem vorhergehenden Artikel geht die vortheilhafte Lage von Babylonien zum Handel hervor, woran es vielleicht jedes andere Land von Asien übertraf. Wenn es dadurch zum natürlichen Stapelplatze des Landhandels bestimmt war, so hatte es nicht geringere Vortheile für den Seehandel und die Flußschifffahrt. Die beiden großen Ströme, von denen es eingeschlossen war, scheinen gleichsam die natürlichen Handelsstraßen für das innere Asien zu seyn; und die Beschiffung des persischen Meerbusens ist bei weitem nicht mit den Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, denen die Schifffahrt auf dem Arabischen ausgesetzt ist. Wenn man bei dieser Lage zugleich den blühenden Zustand, die hohe Cultur des Landes, und den Glanz und Reichthum der Hauptstadt desselben in Betrachtung zieht, so muß daraus die Vermuthung hervorgehn, daß jenes alte Babylon diesen Glanz und diese Größe neben seinen Eroberungen auch derselben Ursache zu verdanken gehabt habe, wodurch in eben dem Lande späterhin Bagdad und Balsora sich hoben, — einem großen und ausgebreiteten Handelsverkehr. Diese Vermuthung erhebt sich auch sogleich zur völligen Gewißheit, sobald wir das, was uns die Geschichtschreiber von dem Kunstfleiß, der Lebensart, und der bürgerlichen Einrichtung der Babylonier sagen, vergleichen. Sie beschreiben uns dieselben einmüthig als ein prachtliebendes, an eine Menge künstlicher Bedürfnisse gewöhntes Volk, die sie nicht anders als durch wechselseitigen Verkehr mit vielen, zum Theil sehr entfernten, Völkern befriedigen konnten. In ihrem Privatleben, und besonders in ihrer Kleidung, beobachteten sie eine Eleganz, die mehr auf das Kostbare, als auf das Bequeme oder Nützliche, gegangen zu seyn scheint. Ihre öffentlichen Feste und Opfer waren aber mit einem unermeßlichen Aufwande, besonders an köstlichem Räuchwerk, verbunden, welches nur das Ausland ihnen liefern konnte. Die rohen Materialien ferner, welche ihre weit berühmten Fabriken verarbeiteten, Leinen, Baumwolle und Wolle, vielleicht auch Seide, waren in Babylon entweder gar nicht, oder doch bei weitem nicht in hinreichender Menge zu Hause. Endlich sind auch mehrere ihrer bürgerlichen Einrichtungen von der Art, daß sie nur in einer Stadt, wo ein beständiger Zusammenfluß von Fremden war, Platz finden konnten. Vorher sey es erlaubt, auf die einheimischen Kunstprodukte der Babylonier einen Blick zu werfen, unter denen Webereien von mehrerlei Art den ersten Platz verdienen. Die eigene Kleidung der Babylonier bestand theils aus wollenen, theils aus linnenen, oder wie es wahrscheinlich ist, aus baumwollenen Gewändern. „Sie tragen," sagt Herodot, „ein linnenes, oder baumwollenes, bis auf die Füße gehendes, Gewand. Ueber dieses werfen sie ein wollenes Kleid, und über dieses noch ein weißes (wollenes) Oberkleid." Diese, für ein so warmes Clima, wie es scheint, überflüssige Bekleidung, scheint mehr für den Prunk, als für das Bedürfniß, berechnet gewesen zu seyn. Allein ihre Webereien blieben nicht bloß in ihrem Vaterlande bekannt, sondern wurden auch auswärts verführt. Die Teppiche oder Fußdecken, einer der Hauptgegenstände des Luxus im Orient, weil in den Häusern der Reichen die Fußböden durchgehends damit belegt sind, wurden nirgends so prächtig und mit lebendigern Farben gewebt, als in Babylon. Man sah auf ihnen besonders die Gestalten jener indischen Wunderthiere, des Greifs u. a. m., von denen die Kenntniß gewiß größtentheils auf diesem Wege nach dem Occident kam. Man bediente sich ihrer auswärts zu der Ausschmückung der Harems der Großen, und selbst der königlichen Säle, und nie scheint dieser Luxus höher gestiegen zu seyn, als gerade im persischen Zeitalter. Die Fußböden nicht weniger, als die Betten und Sitze der vornehmen Perser, waren doppelt

Digitized by Google

und dreifach mit diesen Teppichen bedeckt; ja selbst das älteste ihrer Heiligthümer, das Grabmahl des Cyrus zu Pasargadae, war mit Purpurdecken aus Babylon belegt. In einem nicht geringern Rufe standen auch die babylonischen Gewänder, unter welchen die Sindones vorzüglich berühmt sind. Sie waren, wie es scheint, gewöhnlich von Baumwolle, und wurden von sehr verschiedener Güte verfertigt. Die kostbarsten darunter waren wegen ihrer Feinheit und ihrer prächtigen Farben von einem solchen Werth, daß sie den Medischen an die Seite gesetzt, und für eine königliche Tracht gehalten wurden; denn auch sie fand man noch bei dem Grabmahle des Cyrus, welches mit allen den Sachen und Geräthschaften versehen war, deren sich die persischen Könige bei ihren Lebzeiten zu bedienen pflegten. Wenn man sich erinnert, daß die Babylonier auf der einen Seite Carmanien, auf der andern Arabien und Syrien in ihrer Nachbarschaft hatten, gerade die Länder, wo die feinste Wolle zu Hause ist, so darf man sich über diese Vortrefflichkeit der Gewänder und Teppiche nicht wundern. Diese großen Webereien beschränkten sich nicht bloß auf die Hauptstadt, sondern fanden sich auch in andern Städten oder Flecken, mit denen Babylonien angefüllt war. Keiner derselben war aber deshalb so berühmt, als der Ort Borsippa, der etwa 15 Meilen unterhalb Babylon am Euphrat lag, und schon vor Cyrus in der Geschichte vorkommt. Hier fanden sich die vorzüglichsten Linnen- oder Baumwollmanufakturen, die auch noch in Strabo's Zeitalter dort fortdauerten. Neben diesen Webereien scheinen besonders alle Waaren des Putzes und des Luxus in Babylon verfertigt zu seyn. Es gehören dahin wohlriechende Wasser, deren Gebrauch allgemein eingeführt, und wegen der Hitze des Klimas wahrscheinlich nothwendig war; zierlich geschnitzte Handstöcke mit Bildern von Thieren und anderen Gegenständen, die jeder Babylonier trug, und vorzüglich geschnittene Steine, die als Siegelringe eben so allgemein getragen wurden. Diese verschiedenen Kunstwerke und Manufakturen setzen schon einen ausgebreiteten Handel voraus, weil die Materialien, die dazu erfoderlich waren, von auswärts eingeführt werden mußten. Der lebhafte Verkehr mit den Hauptstädten und Hauptländern des persischen Reiches kann nach dem oben Gesagten schon keinem Zweifel mehr unterworfen seyn. Die persischen und medischen Großen schmückten ihre Häuser und Gemächer nicht nur mit den Kunsterzeugnissen Babylons, sondern die Könige von Persien brachten sogar einen großen Theil des Jahres mit ihrem ganzen zahllosen Gefolge in dieser Hauptstadt zu, in der auch ohne dieß die Satrapen eine königliche Pracht zu führen pflegten. Bei dieser engen Verbindung zwischen den Hauptländern der persischen Monarchie und Babylonien gehörten daher auch die Gegenden zwischen Babylon und Susa zu den bewohntesten und cultivirtesten, welche Asien aufzuzeigen hatte. Eine große Heerstraße lief von Babylon nach Susa, auf der man diesen Weg in zwanzig Tagen zurück legte, die bequem genug war, daß auch selbst die Bagage einer Armee ohne Schwierigkeiten auf ihr fort kommen konnte. Der erste Handelsartikel, von dem man mit Wahrscheinlichkeit sagen kann, daß ihn die Babylonier, wenigstens zum Theile, aus diesen Gegenden zogen, sind die Edelsteine, deren Gebrauch zu Siegelringen allgemein bei ihnen eingeführt war. Daß diese Edelsteine aber aus den hohen indischen Gebirgen kamen, sagt Ctesias mit ausdrücklichen Worten. Onyre, Sarder, und die übrigen Siegelsteine, wurden nach seinem Berichte in den Gebirgen, welche die Sandwüste begränzen, gegraben. Daß diese Nachricht des Griechen ihre völlige Richtigkeit hat, daß besonders noch gegenwärtig der Lapis Lazuli in seiner höchsten Schönheit dort gefunden wird, ist bereits durch Zeugnisse neuerer Reisenden dargethan. — Ein an-

Digitized by Google

derer Handelsartikel aus diesen Gegenden ist aus dem Thierreiche, nämlich die indischen Hunde. Man behauptet von dieser Race, daß sie die größte und stärkste, und daher zur Jagd der wilden Thiere, selbst der Löwen, mit denen sie ohne Bedenken einen Kampf antreten, die geschickteste sey. Je allgemeiner nun bei den Persern der Geschmack an dem Vergnügen der Jagd herrschte, die sie als eine ritterliche Uebung betrachteten, um desto allgemeiner ward auch der Gebrauch dieser Thiere; und es währte nicht lange, so dienten sie nicht mehr bloß zum Gebrauche, sondern wurden selbst Gegenstand des Luxus. Es gehörte zu der Haushaltung und dem Train eines persischen Großen, eine Menge derselben zu besitzen; und selbst auf Reisen und Kriegszügen nahm man sie mit. Xerxes, als er nach Griechenland zog, hatte nach Herodots Versicherung eine zahllose Menge derselben in seinem Gefolge, und wie weit auch bei den Großen und Satrapen die Verschwendung in diesem Stücke getrieben ward, lehrt ein Beispiel, das eben dieser Schriftsteller uns aufbewahrt hat. Tritantaechmus, Satrap von Babylon, brauchte nicht weniger als vier Oerter seiner Satrapie, die von allen übrigen Abgaben frei waren, für die Fütterung seiner indischen Jagdhunde zu sorgen. Es ist leicht, darnach den Maßstab zu nehmen, von welchem Umfange dieser Handelsverkehr gewesen seyn muß; wenn man auch, wie billig, annimmt, daß der größere Theil nicht aus Indien selbst kam, sondern nur von der Race war, die sich auch auswärts fortpflanzte. Das eigentliche Vaterland dieser Thiere war nach Ctesias dieselbe Gegend, wo die Edelsteine herkamen. Auch diese Nachricht des alten Schriftstellers ist durch die Berichte eines späteren Reisenden bestätigt worden; denn Marco Polo vergißt bei der Beschreibung jener Gegenden nicht der großen Hunde zu erwähnen, die selbst Löwen zu bezwingen im Stande wären. — Eine dritte, nicht weniger zuverlässige Classe von Produkten, die Persien und Babylon aus diesen Gegenden erhielt, sind Färbewaaren, und unter diesen namentlich die Kermes oder Cochenille. Die erste, wenn gleich nicht ganz richtige Beschreibung dieses Insektes, und des Baumes, auf dem es zu wohnen pflegt, findet sich gleichfalls bei Ctesias. Die Cochenille ist ihm zu Folge „um die Quellen des Indus zu Hause, und giebt ein Roth wie Cinnober. Die Indier selbst gebrauchen sie zu Färbereien, und geben damit den Gewändern eine solche Schönheit, daß sogar die persischen Färbereien von ihnen übertroffen werden.“ Es ist also daraus zugleich klar, daß diese indischen Gewänder schon gefärbt, als Handelsartikel, ins westliche Asien gingen; zu bemerken ist aber, daß gerade die Gebirggegenden von Candahar und Cashmir es waren, wo die Schaafzucht das allgemeine Gewerbe der Einwohner war; und wo diese Thiere durch den Genuß des Silphiums so außerordentlich gediehen. So bleibt es also keinem Zweifel unterworfen, daß eben diese Gegenden, welche noch gegenwärtig die feinsten Gewänder liefern, die von Wolle verfertigt werden, und deren so sehr gepriesene Schawls — ein aus dem Samscrit in das Persische übergegangenes Wort (zugleich Beweis ihres hohen Alterthums), — gegenwärtig zum Putze und zur Bequemlichkeit unserer Frauenzimmer gehören, eben dies Vorrecht auch im persischen Zeitalter besaßen; und jene Gewebe ein gesuchter Schmuck in den Harems von Susa und Babylon waren. — Wir übergehen absichtlich andere Gegenstände des Handels, von denen wir mit Wahrscheinlichkeit behaupten können, daß sie aus eben diesen Ländern kamen, zu welchen noch vorzüglich Gold und Goldsand gehören würde, von dem wir zuverlässig wissen, daß er als Tribut von den dort wohnenden Völkern nach Persien gebracht ward. Aber eine zweite, nicht minder interessante Frage, drängt sich uns auf: Wie war der Gang dieses Handels? auf welchen We-

Digitized by Google

gen, und durch wen ward er geführt? — Die Wege, auf denen die Waaren jener Gränzländer Indiens den persischen Hauptstädten, und besonders Babylon, zugeführt wurden, hat uns Strabo aus Eratosthenes erhalten. Die gewöhnliche Heerstraße, die durch angebaute und bewohnte Länder lief, nahm zuerst eine nördliche Richtung, um die mit räuberischen Stämmen angefüllte Wüste zwischen Persien und Medien zu vermeiden. Sie berührte den südlichen Theil der letztern Länder, bis man zu einem der berühmtesten Pässe von Asien, den sogenannten caspischen Thoren kam, durch welche der Weg nach Hyrcanien und Aria ging. Sie lief durch dies letztere Land längs dem Fuße der hohen und waldigen hyrcanischen und parthischen Gebirge, die von Barbaren bewohnt waren, auf Alexandrien in Aria, von wo sie sich nach Bactra nördlich wandte. Die große Handelsstraße, die nach Indien ging, war mit dieser bis nach Aria eine und dieselbe. Hier trennte sie sich, indem sie die östliche Richtung behielt, statt daß die nach Bactra die nördliche nahm. Sie lief fort über Prophtasia, Arachotus und Ortospana, wo sie sich wieder in drei Wege spaltete. Der eine lief in gerader östlicher Richtung nach den Gränzen von Indien; vielleicht auch ein anderer, nur mit einer mehr südlichen Biegung; ein dritter aber bog nördlich nach Bactra, und bildete die große Handelsstraße, die von Indien nach diesem Lande und seiner Hauptstadt führte. Diese letzte Stadt muß man also als den Stapelplatz der Waaren des östlichen Asiens betrachten. Ihr Name gehört zu denen, die nie wieder aus der Geschichte verschwinden, so bald sie einmal vorkommen. Nicht nur im persischen Zeitalter erscheint Bactra stets als eine reiche und mächtige Stadt; sondern auch die ältesten Sagen des Orients, von den Heerzügen einer Semiramis, und anderer Eroberer, sind stets mit Nachrichten von Bactra durchflochten. Sie lag an der Gränze der Goldländer, an der Straße des Zusammenflusses der Völker, wie sie schon der Zendavesta nennt; und die Vermuthung, daß die Wiege der Cultur der Menschheit hier zu suchen sey, muß durch die gegenwärtigen Untersuchungen selbst einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhalten. — Durch wen jene kostbaren Waaren aber nach Bactra gebracht wurden, kann keinem Zweifel mehr unterworfen seyn. Es ist aus dem Obigen klar, daß die Bewohner von Klein-Tibet, oder die nördlichen Indier des Herodot und Ctesias, die Caravanen bildeten, welche in die goldreiche Wüste zogen; und in deren Vaterlande die Cochenille, und die feinste Wolle zu den Gewändern erzeugt wurden, welche das westliche Asien von dort her erhielt. — Aber wie weit sich dieser Verkehr erstreckte, ob er auch noch die Länder jenseits der Wüste umfaßte? — dies ist eine Frage, deren Beantwortung großen Schwierigkeiten unterworfen ist. Der Name von Serica erscheint bei den damahligen Schriftstellern noch nicht. Aber auch später, wenn er erscheint, bleibt er ein unbestimmter Name für die Länder jenseits der Wüste Cobi, aus denen die Seide kam; und bezeichnet daher auch gar nicht ausschließend das jetzige Tangut, sondern auch die Coschotey, und was man von China kennen lernte. Auch Waaren, die unbezweifelt chinesisch wären, kommen noch nicht vor, so lange das Alter des Seidenhandels noch nicht zuverlässig bestimmt ist. Einer der berühmtesten neuern Schriftsteller hat den Verkehr mit China kürzlich bis zu dem dritten Jahrhunderte vor dem Anfange unserer Zeitrechnung hinauf geführt. Aber es ist von ihm eine Stelle bei einem, dem persischen Reiche gleichzeitigen, Schriftsteller übersehen worden, wodurch das höhere Alter dieser Handelsverbindung selbst mit dem fernsten und östlichsten Asien, wenn nicht zur völligen Gewißheit, doch zu einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit, gebracht wird. „Die Gegend, wo das Gold ist, und sich die Greifen aufhalten," sagt Ctesias,

Digitized by Google

ist außerordentlich wüste. Die Bactrier, welche Nachbarn der Indier sind, versichern, die Greifen hüteten das Gold; die Indier selbst aber sagen, die Greifen hüteten es nicht, da sie es nicht bedürften, sondern sie fürchteten nur für ihre Jungen, und vertheidigten diese. Die Indier ziehen in jene Wüste bewaffnet, in Schaaren von tausend oder zwei tausend Mann. Sie kommen aber, wie man versichert, von diesen Zügen erst im dritten oder vierten Jahre nach Hause zurück. Daß die hier erwähnten Indier keine andere, als die Bewohner des nördlichen Indiens sind, ist aus dem Obigen klar; und eben so ist es auch keinem Zweifel unterworfen, daß jene goldreiche Sandwüste keine andere als die Sandwüste Cobi sey, welche Tangut und China nach Westen und Norden umgibt. Wenn uns nun aber der Schriftsteller berichtet, daß Caravanen von tausend oder zwei tausend Mann durch jene Wüste zogen, die erst nach drei oder vier Jahren mit Gold beladen zurück kamen, — wohin konnte ihr Weg anders gerichtet seyn, als in die reichen Länder des fernsten und östlichsten Asiens? Wir überlassen es gern dem Urtheile unterrichteter Leser, welchen Grad von Wahrscheinlichkeit diese Vermuthung für sie hat. Der Nebel der Ferne hemmt zwar hier die hellere Aussicht, aber die Ungewißheit selbst hat unter solchen Umständen einen gewissen Reiz für uns.

Babylonier (Literatur der). Zu der Zeit, da die beiden Urländer der geistigen Kultur, Westasien und Nordafrika, mit ihrer Bildung in den übriggebliebenen Traditionen sichtbar werden, hatten die Einwohner beider Gegenden bereits den Zustand wilder Stämme verlassen, die nur von Jagd, Fischerei und rohen Produkten der Natur leben: die Sage kennt am Euphrat und Nil nur Hirten und Ackerleute; und bei den Stämmen, die den Ackerbau trieben, bildete sich der Verstand auf eine auffallend gleiche Weise fort. Die Natur war allerwärts die Erzieherin der Menschheit; und an ihrer Hand machten die Einwohner beider Länder die Kenntniß einiger Gewächse zur Heilung der Kranken und Verwundeten, und einiger Gestirne zum Besten des Feldbaus und zur Sicherheit auf Reisen durch ungebahnte Ebenen, d. i. sie machten eine rohe Botanik und Astronomie zur Grundlage alles edlern Wissens. Eine etwas tiefere Einsicht in diese beiden Arten von Naturkenntnissen war nur das Eigenthum eines kleinen Haufens, der sie, nach dem Hang der Menschen zum Wunderbaren, sehr früh mit Zaubereien, Beschwörungen und Segensprechen verband, und als ein Geheimniß nur auf sein Geschlecht allein fortpflanzte — sey es nun, daß ihre Inhaber Nachkommen einzelner Schamanen waren, die bei einer glücklichen Organisation oder durch günstige Würfe des Zufalls zu diesen umfassenderen Kenntnissen im Lande selbst gelangt waren, oder daß sich dieselben, als ein fremder Stamm, mit bessern Kenntnissen aus dem Auslande unter die dasigen Ackerleute und Nomaden gezogen haben. In jedem Falle hatten sie durch die Kenntnisse, durch welche sie hervor ragten, sich überwiegendes Ansehen und Macht erworben; und die Erfahrung lehrte sie in Kurzem, daß die Fortdauer derselben in der Verheimlichung, in der Ausbildung und Vermehrung ihrer Naturkenntnisse und in der Heiligung derselben durch manches Eigenthümliche und Auffallende im Aeußern, durch Auszeichnung in Kleidung und Sitten, in Absonderung und einem strengen Lebenswandel, liege.— In beiden Ländern theilten sich daher die Einwohner in zwei Klassen: die eine lehrte, und die andere glaubte; die eine machte ein Geheimniß aus ihrem vermeintlichen Wissen, und die andere nahm mit Dank und Ehrfurcht an, was jene für gut hielt, ihr zu offenbaren; die eine dünkte sich, im Alleinbesitz der Vernunft und Weisheit zu seyn, und die andere nahm ihre Vernunft unter dem Glauben an die Weisheit der erstern gefangen; jene hielt sich zuletzt für ein Geschlecht hö-

Digitized by Google

herer Art, und diese huldigte in tiefer Unterwürfigkeit diesem Vorzug, und erkannte ihn an. Um diese zufällig entstandene Macht und Achtung zu befestigen, fanden endlich die einzelnen Schamanen ihr Interesse darin, mit einander in enge Verbindung zu treten, und ihre einzelnen Schamanenkünste zu einem zusammenhängenden Ganzen zu vereinigen. Damit ihre kleinen Kenntnisse, die sie unter Segensprechen und Zaubereien offenbarten, durch den Nimbus der Heiligkeit eine größere Wichtigkeit erhalten möchten, schrieben sie sich eine eigene Diät und Lebensweise, Kleidung, Ceremonien und Regeln über Thun und Lassen vor, und wurden eine schlau organisirte Gilde, die jeden, welcher nicht zu ihrem Orden gehörte, von dem Geheimniß ihres Bundes abhielt, um desto sicherer durch Kenntnisse, Zauberei und Segensprechen fortzuherrschen. So entstanden in beiden Ländern Priesterorden, die alle edlere Naturkenntnisse als ein Geheimniß und Eigenthum ausschußweise besaßen. Nicht Durst nach Wahrheit, sondern Macht- und Ehrsucht hat zur Erforschung der ersten Grundlagen der Wissenschaften geführt. — Anfangs pflanzten die Priester ihre Naturentdeckungen bloß mündlich in ihrem Orden, wie ehedem die Schamanen in ihren Familien, fort. Aber die Erfahrung lehrte sie doch, daß mündliche Fortpflanzung ein viel zu unsicheres Mittel zur Erhaltung der gemachten Erforschungen sey, und daß sie mit der Vermehrung ihrer Entdeckungen, auf die sie zur Vermehrung ihrer Macht ununterbrochen fortarbeiteten, immer unsicherer werde. Sie versuchten alle ihnen denkbare Mittel durch, ihre Erhaltung zu erleichtern; sie kleideten ihre Entdeckungen in Gesänge; sie verewigten sie durch Feste, sie theilten sich in verschiedene Klassen und Ordnungen, und wiesen jeder Klasse gewisse Gattungen von Kenntnissen eigenthümlich an; aber alle diese Mittel sicherten nicht mit völliger Zuverlässigkeit vor Vergessen, Verfälschen und Untergang. Endlich fiel man auf ein Malen der Ideen. — Eine rohe Mahlerei der körperlichen Dinge, die man ins Andenken bringen wollte, ist wahrscheinlich so alt, als die Menschen ihren ersten rohen Zustand verlassen hatten. Aber sie war nur auf sichtbare Gegenstände anwendbar, von beschwerlicher Weitläufigkeit, und dabei, wenn man sie auch abkürzte, und bloß die hervorstechendsten und bedeutendsten Theile nachzeichnete, doch nur von geringem Nutzen, da sie nur körperliche Gegenstände, nicht aber, was dabei gedacht werden sollte, in Erinnerung brachte, und intellectuelle Gegenstände gar nicht darstellen konnte. — Um auch letztere durch Gemälde anzudeuten, mischte man unter die rohen Darstellungen der Körper selbst, die man denken sollte, noch Bilder, in die man geistige Begriffe legte. Das Bild war aus der physischen Welt genommen, und von seiner Anwendung auf unsinnliche Gegenstände ließ sich ein Grund der Aehnlichkeit angeben; aber die Aehnlichkeit war nicht so stark und sprechend, daß man den geistigen Gegenstand sogleich hätte denken müssen. Bald konnte man aber auch mit analogen Bildern für alle Ideen, die geweckt werden sollten, nicht zureichen, und man mußte sie mit willkürlichen Zeichen vermehren, woraus die Hieroglyphik entstanden ist, eine geheime Schrift, wie man sie mit Recht nannte, weil sie ein genaues und weitläufiges Studium erfoderte. Daß die Babylonier sich einer solchen Zeichenschrift bedient hätten, wird bloß nach Vermuthungen, ohne sichere historische Beweise, angenommen; aber die Aegypter haben, so lang ihr Priesterorden dauerte, bis auf die Herrschaft der Perser herab, ihre wissenschaftlichen Kenntnisse mit Hieroglyphen aufgezeichnet. Sie gruben sie auf Säulen, die man in unterirdischen Labyrinthen, Syringen genannt, noch im Zeitalter der ersten Cäsarn verwahrte, und hermetische Säulen von Hermes nannte, dem man die erste Anlage solcher Steindenkmahle beilegte. — Die Priester in Babylon ge-

Digitized by Google

langten zu einem bessern Mittel, ihre Entdeckungen und wissenschaftlichen Kenntnisse rein und richtig auf die Nachwelt fortzupflanzen — zu der Buchstabenschrift, die nach Aegypten erst spät gekommen ist, wahrscheinlich erst zur Zeit der persischen Herrschaft, nachdem die altägyptische Literatur mit ihrem Priesterorden untergegangen, und ihre wissenschaftlichen Monumente unter dem Schutt der Tempel begraben waren. Der Ursprung der Buchstabenschrift geht weit über die Zeit der Geschichte hinaus, und es giebt daher über ihre früheste Geschichte keine Nachrichten, weder über ihren Erfinder und dessen Vaterland, noch über die Zeit ihrer Erfindung und ihre ursprüngliche Beschaffenheit und ihre allmählige Vervollkommnung: ob etwa Sylbenschrift voraus gegangen sey, und diese sich nach und nach in Buchstabenschrift aufgelöst habe u. s. w. Aber wie sie auch beschaffen gewesen seyn mag, so kann das Uralphabet doch nicht die Fähigkeit gegeben haben, alle vernehmlichen Töne mittelst weniger Zeichen dem Auge sichtbar zu machen, sondern es ist, wie die Geschichte sagt, erst nach und nach zu dieser Vollkommenheit gelangt; und welcher Stamm auch das wahrhaft göttliche Geschenk der Buchstabenschrift den Menschen gegeben habe, so hat sie sich doch schwerlich aus Hieroglyphen entwickelt, und die Buchstabenschrift war daher keine Erfindung der Hamiten, sondern vielmehr der Semiten, zu denen die Babylonier als Aramäer gehörten. Und damit stimmt auch überein, daß die Babylonier ihre astronomischen Beobachtungen schon in den frühen mythischen Zeiten mit Buchstabenschrift in Ziegelsteine eingegraben haben. — Zum Glück für die Welt ward die Buchstabenschrift kein völliges Priestergeheimniß; sie ward vielmehr dem ganzen westlichen Asien bekannt; man weiß aber nicht, ob durch den Stamm, der sie erfunden, oder durch einen, der sie als eine fremde Erfindung angenommen hat. Am frühesten wurde sie den Phöniziern bekannt, die sie ihrer größern Bequemlichkeit wegen sogleich mit den Hieroglyphen, die sie, als Hamiten, ursprünglich zu Erinnerungsmitteln brauchten, vertauscht haben. Seitdem sie erst diese Handelsnation besaß, konnte sie bei dem Gebrauch, den sie von ihr im gemeinen Leben bei ihren ausgebreiteten Handelsgeschäften machte, kein Priestergeheimniß mehr bleiben, wenn sie es auch in frühern Zeiten gewesen wäre. Wahrscheinlich durch sie ging sie an die Hebräer, durch sie (aber spät) an die Aegypter, durch sie an die Griechen über: die wichtige Erfindung der Buchstabenschrift ist daher höchstwahrscheinlich nur ein Mal in der Welt gemacht, und das Uralphabet der Semiten ist wahrscheinlich das Alphabet aller Völker geworden, die mit Buchstabenschrift geschrieben haben, und noch schreiben, welches durch die Uebereinstimmung aller Alphabete, wenn sie nach ihrer Abstammung neben einander gestellt werden, in die Augen fällt. — Durch die Buchstabenschrift sind Wissenschaften und Geschichte der bloßen Tradition entrissen, durch sie ist erst eine Prosa mit ihren Abstracten und eigentlichen Bezeichnungen der Dinge möglich geworden. Aber eine lange Reihe von Jahrhunderten verfloß, bis die Buchstabenschrift diese großen Folgen haben konnte, weil sie vorher, ehe sie so wirken konnte, in allgemeinen Gebrauch gekommen seyn mußte, und diesem der Mangel einer bequemen und leicht beweglichen Schreibmaterie Jahrhunderte lang als schweres Hinderniß im Wege stand. Die Babylonier gruben sie, wie die Geschichte sagt, in Ziegel, andere Stämme in allerlei andere Körper der Naturreiche, in Steine, Metalle, Holz, Baumrinden und Baumblätter; so versuchte man alle denkbare Schreibmaterien durch, bis man endlich bei Häuten und Leinewand stehen blieb, die man bis auf die Zeit, da das ägyptische Papyrus außerhalb seines Vaterlandes bekannt wurde, am häufigsten brauchte. Erst seit der Anwendung dieser portatilen Schreibmaterien fing die Buchstabenschrift

Digitized by Google

an, ihren vollen Einfluß auf Sprache und Wissenschaften zu zeigen; seitdem hörten erst die Priesterorden auf, im alleinigen Besitz aller höhern Kenntnisse zu seyn, und damit erreichte die Unmündigkeit der Völker ihr Ende. — Weit später als die Aegypter treten die Babylonier aus der Nacht in das Licht der Geschichte mit ihren uralten Kenntnissen, erst zu einer Zeit, nachdem schon große Revolutionen über sie ergangen waren. Etwa 587 Jahre vor Chr. kommt zuerst der Name der Chaldäer als der Astrologen in Babylon (beim Daniel) vor; von Jahrhundert zu Jahrhundert wird von dieser Zeit an mehr von ihrem gelehrten Wissen bekannt; zu Alexanders Zeit (331 v. Chr.) entdeckte endlich Callisthenes, daß ihre aufgeschriebenen Himmelsbeobachtungen 1.903 Jahre umfaßten, wornach sie schon A. 2234 vor Christus ihren Anfang genommen haben müßten. Wenn es mit allem Diesem völlige historische Richtigkeit hat: in welche hohe Zeit würde die literarische Kultur der Babylonier zurückreichen! Schon 2234 Jahre vor Christus hätten sie sich der Schreibkunst zur Aufzeichnung ihrer astronomischen Beobachtungen bedient; vor dieser Zeit müßten Jahrhunderte der bloßen Ueberlieferungen hergegangen seyn, und wie viele Jahrhunderte früher, als diese, würde wieder der erste Anfang der geistigen Kultur der Babylonier fallen! Zu der Zeit, da die Kenntnisse von Babylon zuerst in der Geschichte vorkommen, sind Ausländer, Chaldäer, ihre Inhaber; wer hat nun den Faden der Literatur daselbst zuerst gesponnen? einheimische Familien, die aber nachher die Chaldäer aus dem Alleinbesitz verdrängt haben, oder ausländische, die sich unter den Ureinwohnern von Babylonien mit einzelnen, ihnen eigenthümlichen Fertigkeiten nieder gelassen haben? Beides läßt sich wenigstens als möglich denken. Eingewanderte Ausländer mit besserer Bildung haben sich in den ältesten Zeiten in so vielen Ländern durch ihre Kenntnisse über die Landeseingeborne emporgeschwungen, und sich als edlere Kaste Priesterthum und Herrschaft zugeeignet: warum könnte nicht auch dieses bei einer eingewanderten chaldäischen Schamanenfamilie in Babylon der Fall gewesen seyn? Aber eben so gut könnten Chaldäer die frühern babylonischen Priester nach und nach von ihrer Stelle verdrängt und ihren Platz eingenommen haben. Die babylonischen Priester hätten ja, wie das babylonische Volk, durch Ueppigkeit und ausschweifenden Lebensgenuß frühe erschlafft und in Unthätigkeit herab gesunken, aus einem fremden, kraftvollen Stamm aus der Nachbarschaft, aus dem Stamm der Chaldäer, Gehülfen für ihre beschwerlicheren Arbeiten, wie das Observiren auf dem Belusthurm zu Babylon war, annehmen, und ihnen dadurch den Zugang zu ihrem Priesterorden eröffnen können: und nachdem erst diese mit seiner Sprache und den Priestergeheimnissen näher bekannt worden waren, hätten sie leicht günstige Gelegenheiten benutzen können, ihre bisherigen Obern zu verdrängen, und mit ihrem Platz ihre Macht und Wichtigkeit an sich zu reißen. — Welches nun auch der Fall seyn, so ist Alles, was die Geschichte von babylonischer Weisheit meldet, erst aus der Zeit her, da die Chaldäer im Besitz aller höhern Kenntnisse am Euphrat waren. Haben sie vom Anfang an, als der gebildetere Stamm, den Wissenschaften obgelegen, so sind sie doch erst spät zu wichtigen Resultaten gekommen; sind sie erst später eingewandert, und durch glückliche Benutzung günstiger Augenblicke der herrschende Priesterstand geworden, so haben vielleicht erst sie die wichtigsten Entdeckungen gemacht, so daß durch sie eben so neues Leben in den babylonischen Priesterorden gekommen wäre, wie seit der Herrschaft der Chaldäer über Babylon (die noch später ihren Anfang nahm) ein neuer Schwung in den ganzen babylonischen Staat. Denn in der Hauptwissenschaft, welche zu Babylon blühete, der Astronomie, war nach Ptolemäus vor Nabonassars Zeit wenige Zuver-

Digitized by Google

lässigkeit, weshalb er nicht über Nabonassars Regierung hinauf gehen konnte, als er die durch Alexander den Griechen bekannt gewordenen astronomischen Beobachtungen der Babylonier für die Wissenschaft ordnete. Man kann daher annehmen, daß um das Jahr 747 vor Christus die volle Blüthe der uns bekannt gewordenen babylonischen Literatur ihren Anfang genommen habe, ob man gleich unbestimmt lassen muß, ob es eine Nachblüthe unter den Chaldäern gewesen, und ob nicht eine frühere Hauptblüthe unter babylonischen Priestern voran gegangen sey? Zwischen Nabonassar und Cyrus (747 — 558 vor Chr.) waren die chaldäischen Astronomen an dem Belusthurm zu Babylon, der ihre künstliche Sternwarte war, mit den ägyptischen Priestern in dem Besitz gleich großer Entdeckungen in der Himmelskunde, obgleich kein Priesterstand von dem andern Schüler gewesen seyn mag. Auch sie hatten die Länge des Jahrs auf 365 Tage und 6 Stunden gesetzt; sie lehrten, daß der Mond der kleinste unter allen Planeten sey, der Erde am nächsten stehe, und ein erborgtes Licht habe; sie erklärten die Mondsfinsternisse aus dem Schatten der Erde, und müssen daher der letztern eine Kugelgestalt beigelegt haben. Der Zodiakus ist wahrscheinlich ihr Werk, da er besser unter den babylonischen als ägyptischen Himmel paßt. Konnten wohl die Aegypter den April mit dem Zeichen des Stiers bezeichnen, da sie in dieser Jahreszeit nicht pflügen? oder den August durch eine mit Kornähren beladene Jungfrau, da sie in dieser Jahreszeit nicht ärndten? oder den Februar mit einem Wasserkrug, da es um diese Jahreszeit in Aegypten nicht regnet? So hatten auch die Chaldäer die Größe des Erdballs der Wahrheit nahe dadurch bestimmt, daß sie behaupteten, daß ein Mann mit einem guten Schritt seine Reise um die Erde zu gleicher Zeit mit der Sonne zurücklegen könnte; denn der Umfang des Aequators der Erdkugel beträgt ohngefähr 9.000 französische Meilen, und ein 365 Tage lang ununterbrochen fortgehender Wanderer würde in dieser Zeit 8.760 Stunden zurücklegen können u. s. w. Demnach waren die Priester am Nil und Euphrat ohne den Gebrauch künstlicher Instrumente und ohne die Hülfswissenschaften, durch welche bloß die Neuern den Alten in der Astronomie vorausgekommen sind, zu einer solchen Kenntniß der allgemeinen Gesetze des Weltsystems gelangt, daß sie himmlische Erscheinungen ausrechnen und voraussagen konnten. Was ihnen dazu an Hülfsmitteln abging, hatte wohl die Zeit ersetzt: wie in denselben Zeiten die bewunderungswürdigsten mechanischen Arbeiten ohne die Instrumente der neuern Künstler bloß durch einen, Jahrhunderte über knechtisch fortgesetzten schwerfälligen, Fleiß zu Stande gebracht wurden; so mögen auch die Priester beider Länder bloß durch die fleißige Vergleichung einer unüberfehlichen Reihe, Jahrhunderte lang fortgesetzter Beobachtungen endlich in die Geheimnisse des Himmels eingedrungen seyn. Aber auch in Babylon ist die Astrologie mit der Astronomie so eng verbunden geblieben, daß selbst der Name der Chaldäer, seiner Astronomen, als Name der Astrologen, durch alle Welt gegangen ist. — Von den übrigen Kenntnissen der Chaldäer, namentlich in Mathematik, Physik und Medizin, hat auch nicht die geringste Nachricht die Zeit überlebt, und doch läßt die üppige Lebensart der Babylonier erwarten, daß ihre Folgen zu einer Reihe von körperlichen Uebeln, und diese zur Erforschung zweckmäßiger Mittel gegen sie geführt habe. Und wie kann ein Volk, das Messungen am Himmel vorgenommen hat, ähnliche Messungen auf der Erde? wie eine Nation, welche solche Wunder und Ungeheuer der Baukunst aufführte, als die Griechen in Babylon wenigstens in ihren Trümmern anstaunten, die Kultur der Mechanik? wie eine Nation, die unermeßliche Kanäle grub, die Hydrotechnik u. a. m. versäumt haben? — Auch ihre Philoso-

Digitized by Google

phen schwangen sich, ehe sie die Erde genau erforscht hatten, in ätherische Regionen, und erträumten sich, wie man aus Berosus weiß, ein System von dem Ursprung des Universums; und ihre Geschichtschreiber stellten es nach der Art der alten Universalhistoriker ihrer einheimischen Geschichte voran, und wagten es, die Geschichte ihres Stamms an den Ursprung der Dinge anzuknüpfen. — Denn Geschichte gehörte zu den Beschäftigungen der Priester an dem Belustempel zu Babylon; und sein inneres Heiligthum war das heilige Archiv, in welchem sie ihre Geschichtsdenkmale niederlegten. Der späte Berosus will daraus geschöpft haben; und die wenigen Bruchstücke, die von seiner babylonischen Geschichte in den ältesten Zeiten übergeblieben sind, lassen den Verlust des Ganzen bedauern. Die Sage z. B. von Oannes und den Oannen, den ersten Entwilderern der Anwohner des Euphrats, die wir noch aus ihm kennen, haucht einen so ächten Geist des Alterthums, daß man begierig wäre, zu wissen, wie sie die Zeiten nach ihm fort geschildert hat. Und da die Chaldäer sich der Buchstabenschrift bedienen konnten, mußten sie nicht zur Darstellung einer weit reineren Geschichte geschickt seyn, als die Hamiten in Aegypten? — Aber Alles ist ein Raub der Zeit geworden, was die Babylonier für die Wissenschaften erforscht und für die Nachwelt in Denkmalen aufbewahrt haben, das Wenige ausgenommen, was sich aus ihren Tempeln unbemerkt heraus geschlichen hat, und an andere Nationen übergegangen, und, ohne daß man sein Vaterland wußte, bei ihnen Grundlage ihrer Wissenschaften geworden ist, und was Alexander noch für die griechische Astronomie gerettet hat. Und wie leicht hätte der babylonisch-chaldäische Fleiß recht nutzbar für die Welt werden können, da die Babylonier ihre Entdeckungen in einer allgemeinen verständlichen Buchstabenschrift der Nachwelt aufbewahrten, die man aus den mit Aufschriften versehenen Ziegelsteinen abnehmen kann? Aber wahrscheinlich war der Priesterorden in Babylon seinen Brüdern in andern Ländern ähnlich, und ließ Anfangs aus Interesse keinen Ungeweihten an seinen Kenntnissen Antheil nehmen; und die Babylonier selbst wurden nie so mündig, daß sie sich ihrer Priestervormundschaft entzogen, und ihr ihre Geheimnisse entrissen hätten: vielmehr erschlafften sie durch einen frühen und allzuüppigen Lebensgenuß, noch ehe ihr Geist bis zur Empfänglichkeit für Wissenschaften gebildet war, und richteten sich daher nie bis zur Begierde nach den Kenntnissen ihrer Priester auf. Diodor spricht zwar von astronomischen Schulen der Babylonier; aber wie alt sind sie? und für wen angelegt? bloß für Priester? oder etwa auch für Laien? Im letztern Fall müßten die babylonischen Priester den Priesterorden in andern Ländern sehr unähnlich gewesen seyn, welches nicht sehr wahrscheinlich ist.

Babylonische Zeuge. Dies waren gestickte Zeuge, welche allerlei Vorstellungen, besonders Jagden und Schlachten, im schönsten Farbenspiele lieferten; ein Beweis, wie weit es Babylon schon mit seinen künstlichen Stickereien und Webereien gebracht hatte. Plinius sagt darüber „Colores diversos picturae intexere Babylon maxime celebravit et nomen imposuit.“ Auch kommen diese Zeuge bei den alten Schriftstellern unter dem Namen Peristromata, Tapetia vor. Wie kostbar diese Stickereien und Tapeten von Babylon müssen gewesen seyn, läßt sich ebenfalls aus Plinius wahrnehmen, indem er sagt: „Metellus Scipio setzt es mit unter die Beschuldigungen des Capito, daß damals die babylonischen Tischteppiche 40.000 Gulden gekostet, welche Nero jüngst mit 200.000 Gulden bezahlte.“

Babylonischer Thurm, ist der Name einer silbernen Medaille, welche auf die Eroberung der Festung Ryssel durch den Prinzen

Digitized by Google

Eugen 1708 geprägt wurde. Sie wiegt 6 Loth; auf dem Avers sieht man den Thurm von Babel, umher das uneinigwerdende Volk mit der Umschrift: confundamus linguam eorum, ut non audiat unusquisque vocem proximi sui „lasset uns ihre Sprache verwirren, damit einer den andern nicht mehr verstehe." Im Abschnitte liest man: Ryssel vel Insulae per Principem Eugenium obsessae 22 Aug. et 23 Oct. receptae 1708. „Ryssel oder die Inseln vom 22. Aug. an vom Prinzen Eugen belagert, und am 23. Oct. 1708 übergeben." Der Revers enthält die Stadt und Citadelle Ryssel im Bombardement mit der Umschrift: Siste Sol in Gabaon et luna in valle Ajalon!" Sonne stehe still zu Gabaon, und Mond im Thale Ajalon!

Bacchus, Bakchus, Liber (myth.), bei den Griechen Dionysos, der Gott des Weins. Wenn man Alles, was uns die Mythologen über die, bei den ältesten Völkern so hoch gefeierte, Gottheit sagen, zusammenhält, so entwickeln sich die Ideen darüber ungefähr folgendermaßen: die erste Idee vom Bacchus war im Orient entstanden, und symbolisch, wie die ersten Ideen von mehrern Gottheiten. Bacchus war nichts anders, als die Natur und ihre Zeugungskraft personificirt. Diese Idee erkennt man vorzüglich in den Mythen vom Zagreus. Nachher wurde diese Idee mehr concret gedacht. Aus der Natur und dem Erzeuger aller Dinge ward der Urheber der sittlichen Kultur des Menschen, der ihnen Gesetze gab, sie aus wilden Nomaden zu Acker- und Weinbauern machte, und sie Städte bauen lehrte. Daher der Beiname des Bacchus in den Eleusinien und Mysterien: Thesmophorus. Endlich wurde auch Bacchus als Schöpfer der Freuden, die der Wein uns giebt, gedacht, welche Idee man durch die ausschweifende Ausgelassenheit bei seinen Festen bezeichnen wollte. Die Verehrung dieser Gottheit verbreitete sich vom Orient nach dem Occident. Wahrscheinlich entstand sie in Assyrien, und ging von da nach Aegypten und Phrygien, und endlich nach Griechenland über, wo man die verschiedenen Sagen in dem thebanischen Helden Bacchus vereinigte, der ein ähnlicher Heros war, wie Herkules. Man kehrte nun die Herkunft des Bacchus aus Indien um, und ließ ihn von Griechenland aus dahin ziehen. Auf diesem Zuge begleitete ihn ein Kriegsheer von Männern und Weibern, das, statt der Waffen, Thyrsusstäbe führte, und unter wildem jauchzenden Getümmel Asien bis an den Ganges eroberte, ohne Widerstand zu finden, weil alles sich dem Gotte der Reben unterwarf, seine Gesetze annahm, und dadurch höhern Lebensgenuß kennen lernte. Bacchus war also eine eben so wohlthätige Gottheit für die Menschen, als Ceres, und beide zusammen waren ein Sinnbild der ganzen freigebigen Natur. Das frohe Getümmel bei dem Zuge des Bacchus wurde bei seinen Festen nachgeahmt, daher auch das unsinnige Betragen der Bacchantinnen. In dieser Rücksicht konnte eine Bacchantin ein erhabener Gegenstand der Poesie werden. Ihr wilder Taumel rührt daher, weil sie von der Gottheit begeistert, erfüllt ist. Sie ist über die Menschheit erhaben, so wie über Alles, was die Sterblichen Anstand und Schicklichkeit nennen. Alle ihre Kräfte sind in der höchsten Anstrengung der Raserei, und kaum ist sie sich dessen bewußt, was sie in ihrem Taumel thut. Wer sich ihr widersetzt, muß die scharfe Spitze des Thyrsus und die Stärke ihres Arms fühlen, und in der Wuth schont sie weder Vater noch Mutter, noch Geschwister. Als Bacchus endlich lange genug unter den Sterblichen gewandelt hatte, stieg er bei Trözene in die Unterwelt, um seine Mutter herauf zu bringen, und sie unter dem Namen Thyone unter die Götter einzuführen, in deren Reihen er von nun an als ewiger Jüngling glänzte. — Die Alten bildeten den Bacchus ab als einen schönen Jüngling mit froher Miene und langen lok-

Digitized by Google

kigen Haaren. In den Tempeln wurde er in einem langen Gewande, das Haupt mit Weinlaub oder Epheu umkränzt, Kothurnen an den Füßen, und den Thyrsusstab in der Hand, vorgestellt. Gewöhnlich sitzt er auf einem Wagen, den Panther, Löwen, Tiger oder Luchse ziehen. Bisweilen findet man ihn auch mit einem Reh- oder Pantherfelle auf dem Rücken, und einer Keule in der Hand, bald mit, bald ohne Bart. Der bärtige Bacchus ist eigentlich indisch oder ägyptisch. Die goldnen Hörner auf dem Haupte pflegte die Bildnerkunst der Griechen zu verstecken, oder ließ sie nur wenig hervor schimmern. Uebrigens aber deuten die Hörner, nach den Begriffen des Alterthums, auf unbesiegte Stärke und inwohnende Götterkraft. Dem Bacchus waren der Panther, Tiger u. s. w. als ein Bild, wie selbst Wuth und Grausamkeit durch ihn gezähmt wird; ferner die Schlange, welche sich verjüngt, indem sie ihr Fell abstreift, als Bild der ewigen Jugend, geweihet. Unter den Gewächsen war ihm der Weinstock und der immer grünende Epheu heilig. Vortrefflich ist die Schilderung, die Hirt in seinem archäolog. Bilderbuch S. 81 fg. von der Bildung des Bacchus macht: „Die Gestalt, die Gesichtszüge, der Haarwuchs, die Geberden und Bewegungen des jugendlichen Bacchus kündigen eher das Rundliche, Weiche und Anmuthige einer schönen Jungfrau, als eines Jünglings, an. Das Gesicht ist ein längliches Oval, worin weder ein schöner Umriß, noch das mindeste Anstrengen irgend eines Theiles vorkommt; die vollen Lippen sind mit Anmuth umzogen; das Auge blickt nicht lüstern, nicht fern aussehend, sondern der Blick ist eher gesenkt und schmachtend. Die dem Bacchischen Karakter eigenthümliche Zierde ist die Stirnbinde: die langen wellichten Haare sind hinten in einen Knoten geschürzt, und nur einzelne Locken fallen von beiden Seiten über die Achseln vor. Die Haare umgiebt eine Weinlaub- oder Epheuranke. Der Kopf macht immer eine leichtgeneigte Seitenwendung. Der Gesichtsbildung entspricht der Körperbau. Bacchus ist weder untersetzt, noch schlank: das erste nicht, wegen der geringen Breite seiner Schultern, und wegen der mehr fleischigen, als muskulös gewölbten Brust; das andere nicht wegen der vollern, rundlichen Hüften, welche den Hüften einer Jungfrau ähnlich sind. Die Bacchischen Formen haben nicht die Derbheit und das Starkgebildete, das die gymnastischen Uebungen geben; scharfe, magere, eckige Umrisse kommen an seiner Gestalt nicht vor. Ein leichter Hauch von Schwellung umfließt harmonisch seine Glieder von der Scheitel bis zur Zehe. Bacchus ist Aphrodite unter den Gestalten der männlichen Jugend. Diesem zarten, rundlichvollen Körperbau entsprechen alle seine Geberdungen: im Gange, wie im Stehen, im Sitzen, wie im Liegen, drücken sie Weichheit, Anmuth und Bequemlichkeit aus. Gewöhnlich ist er ganz nackt gebildet; manchmal hat er eine weite Palla nachläßig umgehängt, die bald einen Theil der Schultern und der Hüften deckt, bald, doch seltner, den größeren Theil des Körpers einhüllt. Manchmal hängt ihm auch ein Rehfell queer über die Brust. Zuweilen trägt er Schuhe, seltner Kothurnen. Geharnischt erscheint er nur in einem Relief des alten Styls. Der bärtige oder indische Bacchus ist von würdevoller, hoher, königlicher Bildung. Die weite, vielgefaltete, bis zu den Füßen reichende, und bis zu den Ellenbogen mit weiten Aermeln versehene, Tunika, zugleich mit dem weiten prachtvollen Mantel darüber, kündigt mehr die asiatische Weichheit und Prachtliebe, als die griechische männliche Einfachheit an. Sein Haupthaar flattert bald in langen krausen Locken, bald ist es zum Theil in einem zierlichen Wulste um den Kopf gebunden. Das breite Diadem trägt er bald um die Stirn, bald ist es über die Scheitel durch die Haare gezogen. Der Bart ist lang und wollicht, aber nicht, wie bei den Obergöttern, gerollt. In seinen Gesichtszügen liegt eine erhabene Ruhe, Milde und Heiterkeit. Diese asiatische Prachtliebe hat

Digitized by Google

im Krieger die männliche Kraft und Raschheit nicht entnervt. Als solcher erscheint er in der kurzen, um die Hüften gegürteten Tunika, mit Kothurnen an den Füßen: das Pantherfell dient ihm als Schild; und indem er seinen Feind durch einen Stoß mit dem Thyrsus niederstürzt, trägt er in der Linken die Weinrebe, als ein Zeichen des Friedens: denn ihre Annahme und Anpflanzung ist eine Bedingung desselben. Im Krieger zeigt sich erhabene Kraftäußerung; im vollen Gewande aber, in der langen Tunika und Palla, stellt er das vollkommenste Ideal des milden Weisen, des beglückenden Gesetzgebers und des prachtliebenden asiatischen Herrschers dar. Das Weiche und Bequeme bezeichnet auch seine Stellungen, wie bei dem jungen Bacchus. Außerdem sieht man ihn noch mit Hörnern, und zwar theils in einer Bildung, welche, die Hörner ausgenommen, gar nicht von dem jugendlichen Bacchus abweicht, theils in einer Bildung und Miene, die, außer den Ohren, alle Aehnlichkeit mit einem jugendlichen Faun hat, struppiges Haar und die lüsterne Miene. Ein bärtiger Bacchus mit Hörnern kommt nicht vor, außer auf den Münzen von Naxos in Sizilien. Das eigentliche Stierartige kommt in seinen Bildungen nicht vor, wenn wir nämlich die Münzen ausnehmen, auf denen er als ein wirklicher Stier mit dem bärtigen Menschengesichte gebildet ist. Auch den Bacchus mit Widder-, anstatt mit Stierhörnern, sieht man nur auf Münzen, und ohne Zweifel liegt hierbei die Idee der Mythographie zum Grunde, welche Bacchus zum Sohne des libyschen Hammon und der Amaltheia machen. Indeß existirt eine Doppelherme des Hammon und Bacchus (Visconti Suppl. T. A. Mus. Pio-Clem. V.), worin zwar der Vater mit Widderhörnern und bärtig, der Sohn aber unbärtig und mit Stierhörnern erscheint. Der einzige Unterschied dieser letztern Herme von den gewöhnlichen Bacchusköpfen ist der, daß er zugleich Stierohren hat." Unter den noch erhaltenen Kunstwerken sind die schönsten: Bacchus, der sich an einen Faun lehnt, im Vatikanischen Pallaste zu Rom; — Bacchus mit seinem Gefolge, ebendaselbst, ein Basrelief, Genien tragen die Attribute; — ein liegender Bacchus am Piedestal, Meleagers Tod im Basrelief, den Winkelmann sehr erhebt, in der Villa Borghese; ebendaselbst eine Statue dieses Gottes, die ganz den obigen Karakter, und ihn in ungemeiner Schönheit zeigt; Bacchus und ein Faun, in der Villa Albani, ein Paar reizende kleine Figuren; in der Villa Negroni eine Friese mit dem Triumph des Bacchus und der Ariadne, von vortrefflicher Arbeit. Alle diese Kunstwerke befinden sich in Rom. Die alten Gemälde, welche den Bacchus liefern, findet man Pitture d'Ercol. T. III. t. 2. 37. In der Hamilton'schen Vasensammlung IV, 38. (Vergl. Creuzer Abbild. zur Symb. neue Ausg. Taf. V, n. 5.) findet sich Bacchus, den Vulkan in den Olymp führend. Voran geht der bärtige Bacchus, dessen Haupthaar, mit Weinlaub umwunden, in langen Locken getheilt, über die Schultern herab fällt, und der in der Linken eine Weinrebe trägt; hinter ihm folgt auf einem muthigen Esel, den Bacchus auf Bitten der Götter gebändigt und in den Olymp zurück führt, der ebenfalls bärtige und berauschte Vulkan mit einem Hammer in der Hand. Den Zug schließt ein Satyr des Bacchischen Gefolges, das Haupt, wie die beiden Götter, mit Weinlaub umkränzt, und in der Hand die Lyra haltend. Diese Vorstellung deutet auf den Kampf des feuchten Elements mit dem feurigen, der ausgeglichen wird durch eine Vermittlung in dem feurigen Nasse des Weins. Dabei ist aber auch eine andere Vorstellung der Profanfabel hinzu gekommen, wenn Bacchus den Vulkan auf einem Esel zurück führt. Selbst den Esel, das Träge, befeuert (beflügelt) der Wein. Vergl. Creuzers Symbol. III, p. 418—425. Auf einem Relief aus gebrannter Erde (in Creuzers

Digitized by Google

Abbildungen Taf. LIII. n. 4.) befinden sich Bacchus, Kupido und Bacha. Bachus ist ein bärtiger Mann, fast ganz nackt, und über die Schultern einen Mantel geworfen, umarmt den jungen geflügelten Kupido; daneben tanzt eine Bacchantin nach dem Tambourin, das sie über dem Kopfe hält, und mit den Händen schlägt. Eine andere Darstellung auf einer italisch-griechischen Vase in der Erbach'schen Sammlung (bei Creuzer Taf. VIII.) stellt einen Liber, eine Libera mit dem Ministranten Silenus, oder das Bachische Schöpfungswerk dar. Zu den beiden Seiten einer bogenförmigen Erhöhung, unter welcher sich eine Grotte befindet (die Bachische Grotte, das Bild der dämmernden feuchten Welt des Dionysos) sitzen Liber und Libera, jener mit abgelegtem Gewand, und den Thyrsus mit der mystischen Binde, die auch daneben an der Wand hängt, in der Hand, diese bunt bekleidet, und das Kleid über der Schulter mit der rechten Hand fassend. Ein Silen, von einem angedeuteten Hügel herunter kommend, nahet sich ihr mit heftiger Geberde, und reicht ihr ein Ei, das Bild der Zeugung und der Materie. Sie wendet sich jedoch mit verschämtem Gesicht, das sie vergebens mit dem Kleide zu bedecken bemüht ist, von ihm weg, dem Liber zu. Das Schönere gewinnt der Liebe Preis. Der häßliche Silen aber hat das Weltbild, das Ei. Er ist selbst das Werden der sinnlichen Welt. Dionysos aber ist deren Vollendung. Darum mag sie ohne jenen nicht werden. Libera aber wendet sich diesem zu. S. Creuzers Abbild. S. 33. Zagreus, der Kretensische Bacchus, von den Titanen zerrissen, befindet sich abgebildet in Creuzers Abbild. Taf. LVII, n. 1. Der thracische König Lykurgus mit Bachus kämpfend, und von den Mänaden bezwungen, mit den drei Musen nach der ältesten Sage und mit vielen Nebenpersonen. In die Mythen des Bachus wurden zugleich sein Erzieher Silenus und die Satyren oder römische Faunen, ja selbst Pan, gezogen. Insbesondere wurden auch die Centauren als Thiasoten und Orgiengefährten des Bachus früh schon als verschönernde Bildungen an den Tempeln des Bachus, in den Theatern und auf heiligen, bei dem Dienste dieses Gottes angewendeten Gefäßen, angebracht. Ein Gefäß mit Bachischen Aufzügen erwähnt Plin. XXXIII, 12, 55. Alle diese Bildnereien stellten gewöhnlich den Bachus im Triumphzuge dar, und fanden auch noch bei den spätern Künstlern viele Nachahmer, welche dieselbe Idee des Centaurengespanns auf Sarkophagen und Gemmen anbrachten. Einer der berühmtesten Cameen, den Triumphzug des Bachus mit der Ariadne vorstellend, von einem Viergespann von zwei weiblichen und zwei männlichen Centauren gezogen, kam aus dem Kabinete des Kardinals Cumpegna in die Vatikanische Sammlung. Buonarotti hat bei dieser Gelegenheit mehrere ähnliche Gemmen abgebildet und erläutert. Auf einigen alten Gemmen (Tassie's Catalogue n. 4314 — 16.) erscheint der Wagen des Bachus von Satyrn gezogen. Hier ist also der Satyr noch nicht in den Centauren übergegangen. Der Gedanke, die Macht des Gottes besänftigt auch rohe Wildheit, erhielt noch eine besondere allegorische Ausschmückung, indem man die Centauren nicht bloß als willig gehorchende, sondern auch als musikliebende Bachusgesellen vorstellte: denn nichts ist gewöhnlicher, als zwei Centauren vor dem Wagen des Bachus, wovon der Eine die Zither spielt, der Andere das Horn bläst.

Baccio (Andreas), geb. zu St. Elpidio in der Mark Ancona, war Professor der Arzneikunde zu Rom, erster Arzt des Papstes Sixtus V., und machte sich durch seine Kunst berühmt. Man hat von ihm viele tiefgelehrte Werke: 1) De thermis libri septem, fol. Venedig 1571, 1588, und Padua 1711. Diese Ausgabe ist ebenfalls in Folio, allein um ein Buch vermehrt. 2) De naturali vinorum historia, Romae 1595 fol. Dieses ist ein eben

Digitized by Google

so seltnes als gelehrtes Buch. Der Verfasser beweist darin, daß die im Alterthum berühmten Weine nur dicke Liqueure, nur Gattungen von Syrup waren, vor denen er mit Recht den neuern Weinen den Vorzug einräumt. Indem er Frankreichs Weine, und insbesondere die Weine von Bourdeaux und Champagne berührt, giebt er zugleich die Nachricht, daß die Weine aus der Umgegend von Paris im Rufe standen, als seyen sie vorzüglicher als die genannten. Er ist der erste agronomische Schriftsteller, der vom Branntwein gesprochen, und den Genuß desselben als schädlich getadelt hat. Es sind noch mehrere antiquarische und medicinische Schriften von ihm vorhanden, welche Kenntnisse verrathen, die über den Gesichtskreis des damaligen Jahrhunderts weit hinausgehen. Er lebte noch im Jahre 1596.

Bacciochi (Maria Anna Elisa), Schwester von Napoleon Buonaparte, geb. zu Ajaccio auf Corsika 1777, erhielt ihre Erziehung und Bildung in der königl. Erziehungsanstalt zu St. Cyr. Sie vermählte sich 1797 mit dem damaligen Kapitain Felix Pascal Bacciochi, ließ sich bei ihrem Bruder Lucian zu Paris nieder, der in ihr den Sinn für die schönen Künste erregte, und von nun an lebte sie in einem Zirkel der gebildetsten Männer, und zeigte sich großmüthig gegen ausgezeichnete Talente. 1805 ward F. Pascal Bacciochi durch seine Verschwägerung mit dem mächtigen Imperator zum Fürsten von Lucca und Piombino erhoben; doch war es eigentlich nur Elisa, welche die Zügel der Regierung lenkte, denn im Gefühl ihrer geistigen Vorzüge, hielt sie ihren Gemahl immer in einer untergeordneten Stellung. Am 12. März 1809 ward sie vom Kaiser Napoleon zur Großherzogin von Toscana ernannt, die daher das General-Gouvernement des Landes verwaltete; gleichwohl dauerte ihre Herrschaft nur bis 1814. Im J. 1815 mußte sie ihren Aufenthalt im Gebiete des Kaisers von Oesterreich nehmen, lebte als Gräfin von Campignano mit ihrer Familie unter Aufsicht der Regierung in Triest, in dessen Nähe sie auf ihrer Villa Vincentina 1820 starb.

Baccio della Porta, geboren nahe bei Florenz im J. 1469, ist als Maler auch unter dem Namen Bruder Bartholomäus von St. Marcus oder Fra Bartholomäus von Savignano bekannt. Sein Familienname war Braccio, und sein Geburtsort Savignano in Toscana. Er war Anfangs ein Schüler von Cosmi von Rosoli, und darauf von Leonardo da Vinci, von diesem lernte er jene großartige Schönheit, jene Zauberkraft der Färbung und des Umrisses: Eigenschaften, welche seinen spätern Kunstschöpfungen zu Theil geworden sind. Dieser Periode gehört das berühmte Frescogemälde des jüngsten Gerichts auf dem Gottesacker des Hospitals Sancta Maria Nuova an. Als im J. 1498 sein Freund Hieron. Savanarola, der wüthende Aufruhrsprediger, zum Feuertode verurtheilt wurde, weil er zu großen Eifer gegen die damaligen Mißbräuche an Tag gelegt hatte, so that Braccio, als er mit 150 andern Freunden fruchtlose Anstrengungen, um ihm das Leben zu retten, gemacht hatte, in dieser großen Gefahr das feierliche Gelübde, Dominicaner zu werden, und ward Fra Bartholomäo genannt. Er trat zu Prato, den 6. Julius 1500, ins Kloster. Einige Zeit darauf ward er ins Kloster von St. Marcus in Florenz gesandt, wo seine Obrigkeit ihm erlaubte, sich mit der Malerei zu beschäftigen. Er arbeitete einige Zeit unter Raphael von Urbino, der 1504 nach Florenz gekommen war, und lernte von ihm die Perspective; Raphael nahm seinerseits von ihm die eigene Gattung des Coloris an. Mehrere Gemälde, der h. Marcus, der h. Sebastian ꝛc., sind von ihm vorhanden. Als man ihm einst sein Unvermögen vorwarf, nackte Körper zu malen, malte er einen heiligen Sebastian, den Ludwig XII. kaufte. Er war so überzart und fromm gesinnt, daß er alle Bücher, Zeichnungen und

Digitized by Google

Bildhauereien, welche nackte Körper darstellten, öffentlich als unheilig und sittenverderblich verbrannte. Er starb den 8. August 1517. Seine Schüler waren: Cechino del Frate, Benedetto Ciamfanini, Gabriel Rustucci und Fra Paolo von Pistoja.

Bach (Joh. Seb.). Dieser Familienname hat uns eine ganze Reihe von Meistern in der Tonkunst geschenkt. Er stammt eigentlich aus Ungarn. Sein Vater, selbst ein nicht gewöhnlicher Tonkünstler, verließ, der Religion wegen, Ungarn, und begab sich nach Deutschland, wo er sich zu Eisenach niederließ. Hier wurde 1685 sein nachher in der Tonkunst so berühmt gewordener Sohn geboren. Zu Lüneburg studierte er diese edle Kunst, und zeichnete sich bald darin so aus, daß er von verschiedenen deutschen Fürsten an ihren Hof berufen wurde. 1737 folgte er dem Rufe des Churfürsten von Sachsen, und ging als Hofkomponist nach Leipzig. Das Klavier und die Orgel hatte er so in seiner Gewalt, daß in verschiedenen Gegenden Westphalens, wo er Proben seiner Geschicklichkeit ablegte, der gemeine Mann glaubte, diese hohe Vollkommenheit übersteige die menschlichen Kräfte, und ihn für einen Zauberer hielt. — Unstreitig ist Sebastian einer der größten Tonkünstler des verwichenen Jahrhunderts. Aus seinen Kompositionen leuchtet Kraft und Originalität hervor; seine Harmonie ist kunstvoll, neu und reich seine Melodie; doch das Sanfte und Schmelzende, was so sehr Ohr und Herz fesselt, vermißt man durchgängig. Es gehört ein mehr als gewöhnliches Talent dazu, um seine hinterlassenen Kompositionen fehlerfrei auszuführen. Sebastian starb 1754, geachtet von Fürsten, und geliebt von allen Verehrern der Kunst. Er hinterließ eilf Söhne, alle als Tonkünstler ausgezeichnet; besonders berühmt wurden unter ihnen Wilhelm Friedeman; er starb 1784, in einem Alter von 74 Jahren, zu Berlin; er gehört zu den geschicktesten Orgelspielern. Karl Philipp Emanuel, Johann Christoph Friedrich und Johann Christian. Dieser letztere starb zu London 1782.

Bachanalien, Orgien, Dionysien, Namen der dem Bacchus geweiheten Feste. Die Griechen sollen sie von den Aegyptern entlehnt haben, und ein gewisser Melampus soll ihr erster Stifter gewesen seyn. In Athen wurden diese Feste mit vorzüglicher Pracht gefeiert. Man zählte hier die Jahre darnach; der erste Archont führte die Aufsicht dabei, und die bei denselben dienenden Priester hatten in den öffentlichen Schauspielen die ersten Sitze. Die Hauptfeierlichkeiten waren bei den großen Dionysien, welche im Frühlinge begangen wurden. In Athen befanden sich alsdann eine Menge Fremde, die zahlreich herbei strömten, theils um von den zu Athen gehörigen Inseln den Tribut zu entrichten, theils um die neuen Theaterstücke zu sehen, oder um der Beiwohnung des Festes selbst willen. Das Wichtigste der Feier bestand in einer Prozession, welche den Triumph des Bacchus vorstellte. Es erschien dabei das nämliche Gefolge, welches den Gott bei seiner Eroberung Indiens begleitet haben soll. Einige spielten die Rolle der Satyre und Pane; Andere schleppten Böcke zum Opfern herbei; Andere ritten auf Eseln, um Silenen nachzuahmen. Einige waren als Weiber verkleidet. Sie trugen weißgestreifte, bis auf die Füße herabhangende Kleider. Ihre Köpfe waren mit Kränzen umflochten, und die Hände mit Blumen geschmückt. Die Meisten von ihnen waren mit Hirschkalbhäuten behangen, unter Masken versteckt, und mit Epheu, Fenchel, Weinlaub oder Pappeln bekränzt. Von einem wahren oder angenommenen Weinrausche begeistert, betrugen sich die Schwärmer, die man im Allgemeinen Bachanten und Bachantinnen nannte, wie Rasende, tobten, tanzten und heulten auf den Straßen umher, riefen den Bacchus unter barbarischen Namen an, zerrissen mit ihren Nägeln und Zähnen die rohen Eingeweide der Opferthiere, faßten Schlangen, flochten sie in ihre Haare, gürteten sie um ihren Leib, und schreckten oder belustigten durch

Digitized by Google

diese Possen die staunenden Zuschauer. Bisweilen führten sie auch regelmäßige Kriegstänze auf, wobei sie Trinkgefäße statt der Schilde führten, und statt der Pfeile Thyrsusstäbe gegen einander warfen. Mitten unter diesem wahnsinnigen Haufen zogen in schöner Ordnung die von den Phratrieen abgeordneten Chöre auf, unter denen sich auch eine Menge der angesehensten Jungfrauen aus der Stadt befanden, welche in ihrem ganzen Schmucke mit niedergesenktem Blicke einher traten, und auf ihren Köpfen heilige Körbe trugen, welche die Erstlinge der Früchte, Kuchen von verschiedener Gestalt, Salzkörner, Epheublätter und andere geheimnißvolle Symbole enthielten. Auf den wie Altane gebaueten Dächern der Häuser standen die Zuschauer, vorzüglich Frauenzimmer, welche Fackeln und Lampen hielten, um die Prozession zu erleuchten, weil sie fast immer des Nachts geschah, und an den Scheidestraßen und offenen Plätzen still hielt, um dem Bacchus Opfer zu bringen. Den Tag widmete man verschiedenen Spielen. Schon früh ging man ins Theater des Bacchus, wo theils Wettstreite der Chöre in Musik und Tanz, theils neue dramatische Stücke aufgeführt wurden. In ganz Athen herrschte während des ganzen Festes Ausgelassenheit und Schwelgerei. Von den Griechen kamen die Bacchanalien zu den Römern, die sie auf die nämliche Art, und fast mit einem noch höhern Grad von Zügellosigkeit begingen. Endlich aber wurden die Abscheulichkeiten dieses Festes von Posthumius durch einen gewissen P. Arbutius und dessen Geliebte Hispala Fecenia entdeckt, und dem Senate hinterbracht, welcher sie im J. Roms 567 in ganz Italien durch ein feierliches Edikt untersagte.

Bacharach, eine Stadt im preußischen Regierungsbezirk Coblenz, von 366 Häusern und 950 Einw., am Rhein gelegen. Es verdankt, wie man meint, seinen Namen dem Bacchus. Im Rhein erscheint in trockenen Sommern ein Stein, den die Leute den Aelterstein oder Altarstein nennen (ara Bacchi). Römer hätten also hier gewohnt, und den Gott des Weins verehrt. Es sind Inschriften auf diesem Steine, die aber durch das Anspülen des Wassers unkenntlich geworden; auch hat sich jetzt an dem Platze eine Sandbank gebildet, so daß auch der Stein kaum mehr sichtbar ist. Wer aber an diesem Bacchusaltar, oder von dem bekannten Sprüchwort: „Zu Hochheim am Main, zu Würzburg am Stein, zu Bacharach am Rhein, da wachsen die drei besten Wein" — auf den höchst vorzüglichen Wein Bacharachs schließen wollte, würde sich doch irren, oder die Trauben müßten in ältern Zeiten weniger mit schlechten Gattungen vermischt gewesen seyn. Bacharach war wohl in den ältern Zeiten der Stapelplatz für die Rheingauer Weine, weil größere, unterrheinische Fahrzeuge nur mit Gefahr und Mühe durch das vormals gefährlichere Binger Loch herauf bis in den Rheingau fahren konnten. Die Waaren wurden also in kleinere Fahrzeuge verpackt, diese gingen in den Rheingau hinauf, und brachten hinwiederum die Weine als Rückfracht nach Bacharach. Da mögen wohl alle oberrheinischen Weine, zum Gegensatz gegen die schlechtern unterrheinischen, Bacharacher Weine genannt worden seyn, und wenn Aeneas Sylvius (Pius II.) sich jährlich mehrere Fuder dieses Weins nach Rom kommen ließ, so muß man diesen Ausdruck so genau nicht nehmen; denn die Rheingauer Weine, Rüdesheimer, Johannisberger u. s. w. sind unstreitig besser, gingen aber im Mittelalter unter dem Namen Bacharacher. Daher der Ruf. Gleich neben der Stadt auf einem Berge stehen die Reste der alten Burg Stalek, der Wiege der Rheinpfalz. Als die Herzoge immer mächtiger wurden, setzte man ihnen Pfalzgrafen, oder solche, die am Carolingischen Hofe unter den Augen des Königs, oder an seiner Stelle zu Gerichte saßen. Diese wurden nun in die Provinzen geschickt, um in Abwesenheit, oder an der Stelle der Herzoge Recht zu sprechen, oder die königlichen Kammergüter zu verwalten, und die Herzoge sollten ohne

Digitized by Google

ihre Beistimmung nichts thun. Bald wurden die Pfalzgrafen erblich, dann mit der herzoglichen Familie vereinigt. Nur die rheinischen Pfalzgrafen haben sich mit diesem Namen erhalten, obgleich die Sache selbst längst verschwunden ist. Doch stand immer der pfalzgräfliche Titel weit über den bloß gräflichen, und ganz dem herzoglichen gleich. Schon seit dem Jahr 977 findet man Pfalzgrafen am untern Rhein. In der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts kam jedoch diese Würde an Hermann von Stalek, Graf Goswins Sohn. Da er ohne Erben war, so erhielt Konrad von Hohenstaufen, Kaiser Friedrich Rothbarts Halbbruder, die Pfalzgrafschaft. Dieser Konrad von Hohenstaufen kann also als der erste Stifter der spätern Pfalzgrafschaft am Rhein angesehen werden. Diese älteste Wohnung der Pfalzgrafen hat eine herrliche Lage und eine vortreffliche Aussicht. Man sieht, wie Bacharach und Stahleck in alten Zeiten in einer Befestigungslinie vereinigt waren. In weitem Umkreise ziehen sich von der Stadt herauf durch die Weinberge Reste von Mauern und Thürmen. Im dreißigjährigen Kriege wurde diese Burg als ein wichtiger Besitz angesehen, und mehrmalen von den kriegführenden Parteien genommen und verloren, und endlich zerstört. Im Jahr 1666 wurde sie zwar wieder hergestellt, doch nicht auf lange Zeit. Seit anderthalb hundert Jahren liegt sie in Trümmern. Bacharach hat wenig Männer von Bedeutung und großem Namen hervor gebracht, wenn wir die berühmten Maler, die Gebrüder von Kügelchen, ausnehmen. Diese genialischen Zwillinge sind im Jahr 1772 zu Bacharach geboren. Ihre wissenschaftliche Bildung erhielten sie in dem Jesuiterkollegium zu Bonn. Ihre ganze Neigung wandte sich gegen den Willen der Aeltern zur Malerei; Gerhard wurde Schüler von Januarius Zick in Coblenz, und Karl, der sich der Landschaftsmalerei widmete, lernte bei Schütz in Frankfurt.

Bachaumont (François le Coigneur de), geb. zu Paris 1624. Besonders merkwürdig wurde er dadurch, daß er Partei gegen den Hof nahm, und derselben den Namen Fronde gab, deren Theilnehmer, Mazarins, Hutschnüre trugen in Form einer Schleuder, und sich daher Schleuderer, (Frondeurs) nannten. Während dieser Streitigkeiten hatte Bachaumont oft Gelegenheit seinen Witz in Epigrammen gegen den Hof auszuschütten. Nach ihrer Beendigung zog er sich ins Privatleben zurück, um ganz der Dichtkunst, seiner Lieblingsbeschäftigung, zu leben. Er nahm Antheil an der beliebten Reisebeschreibung Chapelles, seines vertrauten Freundes. In allen seinen Gedichten herrscht fröhlicher Sinn, und munterer Witz. Er starb in Paris 1702.

Bachelier (Nicolaus) von Toulouse, ursprünglich von Lucca, studierte zu Rom unter Michael Angelo die Bildhauerkunst und Baukunst. Als er in sein Vaterland zurückkehrte, verschafte er dem guten Geschmacke die Oberhand, und verbannte die gothische Manier, die noch damals in allgemeinem Gebrauche war. Seine Bildhauerwerke, die noch in mehreren Kirchen von Toulouse vorhanden sind, erregen noch immer Bewunderung, obgleich die Vergoldung, womit man sie überladen hat, ihnen die Anmuth und Zartheit raubte, die Bachelier ihnen gegeben hatte. Er arbeitete noch im J. 1553.

Bachylides, ein lyrischer Dichter, auf der Insel Cos geboren, blühte gegen 452 v. Chr. Nur wenige Bruchstücke sind uns von seinen Werken geblieben, die man in einigen Ausgaben des Pindar, und in Brunks Analekten gesammelt findet. Seine Gedichte unterscheiden sich unter andern schönen Eigenthümlichkeiten auch noch durch Züge einer trefflichen Moral, die man in Dichtern seines Zeitalters so schön nicht antrifft. Julian, der nach dem Beispiele der alten Philosophen, die Kraftsprüche (Apophthegmen) liebte, schätzte die Sittensprüche des Bachylides ganz vorzüglich. Selbst Hiero, König von Sizilien, zog diesen Dichter dem Pindar vor, dessen Zeitgenosse er war.

Digitized by Google

Bacici (Joh. Bapt. Gauli, genannt le) geb. zu Genua 1639, ging mit 14 Jahren nach Rom. Bei einem Gemäldehändler hatte er Gelegenheit, Bernini's Bekanntschaft zu machen, der ihm mit Rath und That an die Hand ging. Seine ersten Versuche waren Meisterstücke. Bacici war ein vorzüglicher Portraitmaler. Als er das Portrait eines bereits vor 20 Jahren verstorbenen Mannes anfertigen sollte, entwarf er zuerst einen Kopf aus der Phantasie, dann besserte er allmählich seine Arbeit nach dem Rathe derer, welche die Person im Leben gekannt hatten, und es gelang ihm, ein äußerst ähnliches Portrait zu liefern. Er hatte große und kühne, nur zuweilen sonderbare Ideen: seine Figuren haben außerordentlich viel Relief. Er war trefflich im Colorite, und ausgezeichnet in Darstellung von Verkürzungen. Seine Zeichnungen sind jedoch nicht regelrecht, und seine Gewande dem guten Geschmack entfremdet. Er war witzig und aufgeräumt; allein sein heftiger und zorniger Karakter zog ihm manchen Unfall zu. Als er einmal in Gegenwart seiner Kunstgenossen seinem Sohne eine Ohrfeige gab, so stürzte sich der Jüngling im Gefühle der Entehrung in die Wellen des Tiberstromes. Dieses Unglück war Ursache, daß er einige Jahre lang seine Kunst vernachlässigte. Die Zeichnungen dieses Meisters sind voll Feuer, und zart und geistreich gehalten. Er starb im J. 1709.

Backen. Wangen. Wange wird nur von der äußern Oberfläche unter den Augen gebraucht; Backe hingegen von der ganzen körperlichen Masse dieses Theiles des Gesichtes, und zwar sowohl von dem Innern desselben, als dem Aeußern. Wenn ich mich inwendig im Munde geschnitten hätte, es sey oben oder unten, so würde ich sagen: ich habe mich in die Backe geschnitten, und nicht in die Wange. Die Knochen, worin die Zähne sitzen, heißen Kinnbacken, nicht, weil sie in dem untern Theile des Gesichtes, sondern weil sie in dem innern Munde sind. Aus eben dem Grunde sage ich auch ein Backenzahn und nicht ein Wangenzahn. Der edlere Gebrauch des Wortes Wange läßt sich aus diesem Unterschiede leicht herleiten. Die äußere Oberfläche des Gesichts ist der Sitz der Schaamröthe, und die Schaam ist eine edle moralische Empfindung; sie röthet die Wangen der Unschuld; der Pinsel bemalt die Wangen und Backen mit Schminke. Man wird auch zu der feinern Schönheit des Gesichts die Rosen und Lilien der Wangen rechnen, und der frischen Jugend volle und rothe Backen beilegen. Daher wird nur Wange in uneigentlicher Bedeutung von den Gegenständen gesagt, von denen wir bloß die äußere Oberfläche sehen. — „Du siehst voll jugendlicher Lust des Himmels Wange glühn." Ramlers Lyr. Blumenl. — Hier kann keine Beziehung auf den obern Theil der Seiten des Gesichtes, sondern bloß auf ihre äußere Oberfläche Statt finden.

Backer (Adrian) geb. zu Amsterdam im J. 1643 † im J. 1686, empfiehlt sich durch die Richtigkeit seiner Zeichnung, und durch den schönen Styl der nackten Figuren seiner Gemälde. Sein letztes Gericht auf dem Stadthause zu Amsterdam, im Gerichtsaale, ist in dem Geiste der großen Meister entworfen und angeordnet. Es ist Backer's Meisterstück.

Backer (Jacob) geb. zu Harlingen in Friesland im J. 1608 † zu Amsterdam im J. 1641, bekannt als vorzüglicher Portraitmaler. Auch Geschichtsgemälde sind von ihm vorhanden. Sein letztes Gericht in der Carmelitenkirche zu Antwerpen wird sehr geschätzt.

Backer (Jacob von) Geschichtsmaler, geb. zu Antwerpen im J. 1530, war der Sohn eines ziemlich guten Malers. Er starb in Frankreich in der Verbannung im J. 1561. Seine Werke befinden sich in allen Cabinetten, und vorzüglich zu Middelburg. Ausgezeichnet werden folgende Gemälde: Adam und Eva, Christus am Kreuze, ein Spital, Venus, Juno und Pallas. Backer ist trefflich in der Anordnung und Färbung; und Grund und Gewänder sind mit vieler Sorgfalt behandelt.

Digitized by Google

Backhuysen (Ludolph), geb. 1631 zu Emden. Er zeigte schon früh treffliche Anlagen in der Schreibekunst. Im 13ten Jahre schickte ihn sein Vater in ein Handlungshaus nach Amsterdam. Hier zeichnete er mit der Feder die ankommenden Schiffe, ohne alle Anleitung; diese Versuche gefielen, und der junge Mann faßte den Entschluß, sich der Malerkunst ganz zu widmen. Er nahm daher Unterricht bei dem berühmten van Evurdingen. Mehr aber, als aller Unterricht, förderte seine Fortschritte das eifrige Studium der Natur. Er mischte sich gleichsam mitten unter die empörten Elemente, um diese in ihrer ganzen furchtbaren Größe aufzufassen. Deswegen pflegte er bei wüthenden Orkanen mitten unter die brausenden Wogen zu steuern, furchtlos, doch empfindungsvoll dem tobenden Fluthenspiel des Ozeans zuzusehen. Oft konnten ihn die erschrocknen Matrosen nur mit Gewalt aus dem drohenden Sturme retten. Auch wenn furchtbar der Donner rollte, und der Blitzstrahl den Aether durchzuckte, dann beobachtete er unter freiem Himmel von Anhöhen diese schrecklich erhabene Naturscene. Voll dieser Gefühle eilte er dann stumm an die Staffelei, und führte mit bewunderungswürdiger Genauigkeit die seiner reichen Phantasie gegenwärtigen Naturscenen aus. Dieses heldenmüthige Streben gab seinen Gemälden den ersten Rang in dieser Art, in welchen der vollkommenste Ausdruck der Wahrheit unverkennbar sich darstellt. Meisterhaft und fast unübertrefflich schuf sein Pinsel die wallenden Meeresfluthen, und groß und überraschend ist die Wirkung derselben, wenn man sie in einiger Entfernung betrachtet; eben so schön und mannigfaltig sind seine Himmel. Sehr berühmt ist ein großes Gemälde von Backhuysen, welches er 1665 für den Magistrat von Amsterdam verfertigte; es stellet allerlei Schiffe mit der Stadt Amsterdam im Hintergrunde dar. Dem Künstler wurden 1.300 Florin dafür gezahlt, und es wurde Ludwig XIV. verehrt. Es befindet sich noch jetzt im Museum zu Paris. Außerdem verkaufte Backhuysen mehrere Gemälde an den König von Preußen, Friedrich I, an den damaligen Großherzog von Toskana, den Churfürsten von Sachsen, und andere deutsche Fürsten, die ihm auch alle die Ehre ihres Besuches schenkten, und sich von seinen Gemälden einige heraus wählten. Auch Peter der Große besuchte ihn, und ließ sich von ihm zur Abzeichnung von Schiffen Anleitung geben. — Backhuysen gehört unstreitig zu den berühmtesten Malern der niederländischen Schule des 17ten Jahrhunderts. Aber noch ein besonders Verdienst erwarb er sich um die Schreibekunst, zu deren Vervollkommnung er nicht wenig beigetragen hat. Seine Heiterkeit, Ruhe und Größe der Seele, begleiteten diesen bescheidenen anspruchslosen Künstler bis auf die letzte Stufe seines ruhmvollen Lebens. Er starb 1709 zu Amsterdam.

Baco (Francis), Baron von Verulam, Graf von St. Albans, Großsiegelbewahrer und Kanzler von England, einer jener außerordentlichen Menschen, zu deren Hervorbringung die Natur gewöhnlich mehr als eines Jahrhunderts bedarf, ward 1561 zu London geboren. Schon in seiner zartesten Jugend gab er Proben seines überlegenen Geistes. Mit 13 Jahren bezog er die Universität Cambridge, wo er in allen Fächern des menschlichen Wissens die reißendsten Fortschritte machte. Kaum 16 Jahre alt würdigte er in einer Schrift die aristotelische Philosophie, auf eine Art, wie noch keiner der Philosophen es vor ihm gethan hatte. Nach seiner Ueberzeugung war der Geist dieser Philosophie, und das von demselben geleitete wissenschaftliche Studium weniger geeignet, den Verstand aufzuhellen, und die wissenschaftliche Sphäre zu erweitern, als vielmehr jenen noch mehr zu umnebeln, und diesen zu verwirren. Diese Ueberzeugung scheint alle seine Arbeiten geleitet zu haben. — Da es in damaliger Zeit Sitte war, die für Staatsämter bestimmten Jünglinge ins Ausland, besonders nach Frankreich zu schicken, so ging der junge Baco im Gefolge des Sir Amias Powlet nach Paris; dieser faßte eine solche Achtung für ihn, daß er ihn bald nachher mit einer wichtigen Sendung nach England beauftragte. Baco entle-

Digitized by Google

digte sich derselben zur größten Zufriedenheit der Königin, kehrte dann nach Frankreich wieder zurück, und bereiste mehrere Provinzen dieses Reichs, um dessen Sitten und Gesetze kennen zu lernen. 19 Jahre alt schrieb er ein Werk über den Zustand Europens, in welchem man nirgends die Spuren eines noch ungeübten Schülers, wohl aber den Stempel eines schon völlig gereiften, scharf beobachtenden und tiefdenkenden Kopfes erkannte. Durch den Tod seines Vaters nach England zurück berufen, fing er hier an sich der Rechtswissenschaft zu widmen, die er mit solchem Eifer und Erfolge betrieb, daß er, kaum 26 Jahre alt, zum außerordentlichen Rath der Königin ernannt wurde. Seine Talente und seine Verbindungen mit den ersten Staatsbeamten schienen ihn zu den höchsten Würden zu berufen. Baco war schwach bemittelt, und hatte oft mit dem Bedürfniß zu ringen, so daß er zwei Mal wegen Schulden verhaftet wurde. Daher mag es auch gekommen seyn, daß er oft den Schmeichler, ja selbst den Treulosen spielte, und dies Alles nur, um seine animalischen Verrichtungen zu unterhalten. Hieher gehört sein Betragen gegen seinen Freund und Wohlthäter, den Grafen von Essex, durch das er sich den Haß und die Eifersucht des Hofes und vieler Großen des Reichs zuzog. 1593 wurde er von der Grafschaft Midlesex ins Unterhaus gewählt, und stimmte für die Volkspartei gegen die Maßregeln der Minister, obwohl er stets im Dienste der Krone blieb! Nachdem er die bittern Früchte dieses unwürdigen Betragens verkostet hatte, schien er im Parlamente einen redlichen Karakter anzunehmen. Mit der Thronbesteigung Jakob I. schien ein günstigeres Gestirn seine Stralen auf ihn zu werfen. Dieser Monarch, unter dessen Aegide sich Künste und Wissenschaften eines goldenen Zeitalters freueten, empfing Baco mit Auszeichnung, überhäufte ihn mit Huldbezeigungen, und erhob ihn 1603 in den Adelstand. Baco machte sich nun, da er seine ökonomische Existenz gesichert sah, durch sein Betragen im Parlamente allgemein beliebt. Die schwierigsten Aufträge vollzog er auf eine Weise, daß er dem Parlamente sowohl, als dem Könige Genüge leistete; ersteres erkannte durch eine, für ihn einstimmig beschlossene, Dankadresse, sein Verdienst öffentlich vor den Augen der Nation, und der König ernannte ihn zu einem seiner Räthe, mit einem ansehnlichen Gehalte u. Pension. Durch die Gunst des Königs wurden Baco's Umstände immer glänzender; er schloß eine vortheilhafte Ehe, und stieg von Würde zu Würde bis zum Großsiegelbewahrer, und kurz nachher zum Lordgroßkanzler von England, mit dem Titel eines Barons von Verulam, den er späterhin mit dem eines Grafen von St. Albans vertauschte. Jetzt stand Baco auf dem Gipfel der höchsten Staatswürden; aber hier wußte er sich nicht lange zu behaupten: denn, da Dankbarkeit, oder vielleicht auch eine, in Karakterschwäche übergehende Nachgiebigkeit ihn nun zu einem Sklaven des Hofes und der Minister, und nicht selten zu einem blinden Werkzeuge in der Hand der Letztern machte, so war sein Sturz unvermeidlich. Es wurden ihm bald viele öffentliche Bedrückungen zu Last gelegt. Wirklich hatte er auch mehrere ganz willkürliche Finanzedikte, auch manche, für das Volk sehr drückende Conzessionen, unter dem großen Staatssiegel ausgefertigt. Indessen darf man zu seiner Entschuldigung nicht unbemerkt lassen, daß die brittische Verfassung damals noch nicht war, was sie erst durch die Revolution unter Carl I. ward. Der Form nach war zwar die königliche Gewalt beschränkt, der That nach aber eine völlige, beinahe schon gesetzlich gewordene Willkür. Unter den Regenten aus dem Hause Tudor hatte sich Englands Staatsverfassung immer mehr und mehr zu einer völlig uneingeschränkten Monarchie hingeneigt. Einem Heinrich VIII. war es sogar erlaubt, gesetzlose Willkür mit Grausamkeit und Wahnsinn ungestraft zu paaren. Seine Tochter Elisabeth regierte despotischer, als Einer ihrer Vorfahren, und während ihrer ganzen Regierung war das Parlament in sklavische Abhängigkeit von jeder ihrer Launen. Aber gleich in den ersten Regierungsjah-

Digitized by Google

ren Jakobs I. ward, durch einen Zusammenfluß von Umständen, eine Art von Revolution in den Ideen der brittischen Nation erzeugt. Man fing an von Constitution und Freiheit zu reden, die königlichen Prärogativen zu untersuchen, ihren gesetzmäßigen Gränzen nachzuspüren, und überhaupt in die bestehenden Formen den entflohenen Geist wieder zurückzurufen. Eine Handlung also, die unter Elisabeth, bloß als eine Folge des dem Monarchen schuldigen Gehorsams wäre betrachtet worden, ward nun unter der Regierung ihres schwächern Nachfolgers als ein Staatsverbrechen behandelt. Das Parlament, welches schon seit einiger Zeit angefangen hatte, eine beständige Opposition gegen die Rechte und Anmaßungen der Krone zu bilden, machte nun an dem Kanzler einen Versuch seiner neuen, erst seit kurzem errungenen, Gewalt, und das Unterhaus klagte denselben in 48 Artikeln, des Mißbrauchs der Gewalt, der gesetzlosen Willkür, der Erpressung, und mehrerer anderer solcher Staatsverbrechen, förmlich bei dem Oberhause an. Bei der damaligen Stimmung der Nation und dem immer mehr und mehr bestrittenen königlichen Ansehen durfte Baco nicht wohl wagen, sich einem förmlichen Criminalprozesse auszusetzen. Er erklärte sich also selbst vor dem Hause der Gemeinen für schuldig, und nahm bloß die Schonung und Nachsicht des Parlaments in Anspruch. Dieses erklärte ihn seiner Würden u. Staatsämter verlustig, legte ihm eine Geldstrafe von 40.000 Pf. St. auf, und verurtheilte ihn zu gefänglicher Haft in den Tower, nach Gutbefinden des Königs. Was Baco vorausgesehen, und wovon er die Ueberzeugung haben konnte, geschah jetzt; der König bediente sich seines schönen Prärogatives der Begnadigung, setzte den Kanzler in Freiheit, schenkte ihm die auferlegte Geldbuße, und ließ bald darauf das ganze Urtheil des Parlaments durch seinen Staatsrath cassiren. Baco zog sich nun auf sein Landgut zurück, wo er, bis zu seinem 1626 erfolgten Tod, ganz den Musen und Wissenschaften lebte. — Eine sonderbare Erscheinung in dem geistigen und physischen Leben dieses ausgezeichneten Mannes war es noch, daß derselbe bei jeder eintretenden Mondes- oder Sonnenfinsterniß jedesmal in Ohnmacht fiel; trauernd, wie es scheint, zog dann Baco's Lichtseele sich auf sich selbst zurück, und vergaß auf einige Augenblicke ihre äußere Hülle zu beleben. — Die Natur schien Baco nicht für die geistige, sondern nur für die Welt geschaffen zu haben; daher war seine literarische Laufbahn weit glänzender, als seine politische. Sein Alles umfassender Geist hatte sich das ganze Gebiet der menschlichen Wissenschaften unterworfen. Dichtkunst, Jurisprudenz, Politik, alle Theile der spekulativen und praktischen Philosophie, Physik, Naturgeschichte, Mathematik, Medicin, Geschichte und Alterthumskunde — kurz, Alles lag in dem unermeßlichen Wirkungskreise seines rastlos thätigen, immer forschenden, immer tiefer eindringenden und weit fortschreitenden Geistes. Ueberall machte er neue Entdeckungen, überall stellte er neue Ansichten auf, und in allen Wissenschaften schwung er sich zu einer Höhe empor, zu welcher seine Zeitgenossen, und besonders seine Landsleute damals noch schwindelnd hinaufblickten. Alle seine Schriften zeichneten sich eben so sehr durch Neuheit, Reichthum, Fülle und das Tiefgedachte der Ideen aus, als sie durch eine korrekte, männlich schöne, kraftvolle und blühende Schreibart, ein Gegenstand der Bewunderung für alle Gelehrten aus allen Nationen waren. — Als Dichter hat sich Baco durch seine neue Atlantis, eine philosophische Dichtung, berühmt gemacht. Er stellt in derselben das Ideal eines wissenschaftlichen Vereins zur Erforschung der Natur und zur Hervorbringung großer, für die Menschheit wohlthätigen, Werke auf. Er erzählt, wie er vom Sturme auf eine Insel im großen Weltozeane verschlagen, von den Bewohnern derselben gastfreundlich aufgenommen, und mit der Einrichtung eines, unter jenem Namen daselbst befindlichen, Vereins für Völkerglück und Menschenwohl bekannt gemacht worden sey. Die Erzählung ist übrigens ein Bruchstück. Baco hatte hier die schöne Idee gefaßt, ein Gemälde der besten Gesetzge-

Digitized by Google

dung und Staatsverwaltung in sie zu verflechten; allein die Ausführung unterblieb, weil andere Untersuchungen, die ihm wichtiger schienen, seine Thätigkeit in Anspruch nahmen. — Durch sein novum organon Scientiarum, die Frucht eines 18jährigen Studiums, erhielt er den ehrenvollen Beinamen eines Vaters der Experimentalphysik, und zwar mit Recht, weil er der Erste war, der es fühlte und darthat, daß in allen Zweigen der positiven Wissenschaften die Beobachtung der Natur der einzige Weg zur Wahrheit sey. Da er alle Zweige des menschlichen Erkenntnisses, so wie ihre wechselseitigen Berührungspunkte und Beziehungen auf die verschiedenen intellektuellen Kräfte des Menschen kannte, und gleichsam die Höhe gemessen hatte, auf welcher jede Wissenschaft stand; so entwarf er den kühnen Plan einer vollständigen Reform des ganzen wissenschaftlichen Systems; diese große Idee entwickelte er in seinem unsterblichen Werke de dignitate et augmento Scientiarum: ein Werk, in welchem er den tief durchdachten und genau gezeichneten Grundriß einer völlig systematischen, alle Wissenschaften umfassenden, Encyclopädie niederlegte, und wovon die Ausführung das große Ziel seines ganzen, rastlosen Strebens war. — Betrachtet man Baco als Metaphysiker, so zeigt er eben so viel Scharfsinn als Tiefe in seinen Ansichten von der Thätigkeit der Seelenkräfte, von der Ideenassociation, von den Vorurtheilen, die uns von der Wiege an umgeben, und dem Gebrauch der Vernunft. — Als Physiker hat er sich außerordentlich hervor gethan. Die Schwere und Elasticität der Luft, welche nach ihm Galiläi und Torricelli vollkommen entdeckten, waren für ihn schon keine Geheimnisse der Natur mehr; denn, daß er dieselben kannte, beweist eine von ihm ersonnene pneumatische Maschine. Eben so hatte er von dem großen Naturgesetze, auf dessen Entdeckung sich Newtons Unsterblichkeit gründete, nämlich von dem Gesetze der Attraktion, schon vollkommen richtige Begriffe, und um die Grundsätze und Beweise davon aufzustellen, fehlte es ihm nur noch an wiederholten Versuchen. Ueber die Medicin hat er mehrere Werke geschrieben, unter andern eine Abhandlung über das Leben und den Tod; allein, die Physiologie und Chemie waren damals noch in einem zu unvollkommenen Zustande, als daß er nicht in große Irrthümer hätte verfallen müssen. Auch die Naturgeschichte behandelte er, jedoch nur im Abriß, in seinem Werke silva Silvarum. In der Jurisprudenz, welcher er sich, aus bereits angegebenen Beweggründen, vorzüglich gewidmet hatte, erscheint er nicht als ein gewöhnlicher, bloß historischer, Jurist; sondern als Philosoph und Gesetzgeber. Sein Genie machte diese Wissenschaft zu etwas ganz Anderm, als sie zu seiner Zeit noch war, und seine Aphorismen beweisen, daß bei ihm die Gesetze nicht aus der Willkür des Menschen, sondern aus einer ewigen, unwandelbaren Vernunftnothwendigkeit hervorgingen, mithin die Philosophie nicht die folgsame Dienerin, sondern, wie auch Almendingen unlängst sagte, die Beherrscherin der Gesetze seyn müsse. Genauer als Baco kannte Niemand den Menschen und das menschliche Herz; dies beweisen seine Sermones fideles, eines seiner vorzüglichsten Werke. Eine sehr gefällige, elegante und dabei doch kraftvolle Sprache ist das geringste Verdienst dieser meisterhaften Schrift, in welcher ein, vielleicht noch lange nicht erschöpfter, Schatz der tiefsten Kenntniß des Menschen und seiner eben so mannigfaltigen, als vielseitigen Verhältnisse verborgen liegt. Als Geschichtschreiber hat Baco in seiner Geschichte Heinrichs VII. und VIII. nur wenig geleistet. Von seiner Kenntniß des Alterthums aber zeugt sein Werk über die Weisheit der Alten, worin er die Dichtungen der alten Zeit durch sehr sinnreiche Allegorien erklärte. Die einzige Wissenschaft, in welcher er weniger gründliche Kenntnisse besaß, war die Mathematik, und diesem Mangel ist es zuzuschreiben, daß er, bevallenthalben die Irrthümer des menschlichen Geistes entdeckte, und die richtigen Methoden anzeigte, des Copernicus System bestreiten konnte. In diesem Punkte stand er allein tiefer, als alle aufgeklärten

Digitized by Google

Männer seiner Zeit. In allen übrigen Theilen der menschlichen Forschungen hatte er sich zu einer Höhe empor geschwungen, daß keiner seiner Zeitgenossen im Stande war, weder die Kraft seines Geistes, noch die Wichtigkeit seiner Arbeiten würdig aufzufassen; daher sagte er auch einst im gerechten Gefühle seines eigenen Werthes, „daß er seinen Namen und die Früchte seiner durchwachten Nächte, den Nationen des Auslandes, als eine Erbschaft hinterlasse, und seine eigenen Landsleute erst nach einiger Zeit zu Miterben einsetze.“ — Die schönste Ausgabe von Baco's sämmtlichen Werken ist zu London 1765 in 5 4to Bänden erschienen. Sie sind theils in englischer, theils in altrömischer Sprache abgefaßt. Seine Werke novum organon Scientiarum und de dignitate et augmentis Scientiarum hat der um das Studium der Philosophie hochverdiente Benediktiner Röser, Würzburg bei Stahl 1779 und 1780, herausgegeben.

Baco (Roger), englischer Franciskaner, geb. gegen das J. 1214 in der Nähe von Ilchester, in der Provinz Sommerset, wurde mit größerm Rechte Doctor admirabilis genannt. Er machte so große Fortschritte in der Astronomie, Chemie und Mathematik, daß die einfältigen Leute seiner Zeit ihn der Zauberei beschuldigten. Er schlug im J. 1267 die Verbesserung des Kalenders dem Pabste Clemens VI. vor; allein Baco lebte nicht in einem so glücklichen Zeitalter, daß alte Irrthümer hätten verbessert werden können. Er machte große Fortschritte in der Mechanik. Seine Hände schufen Brennspiegel. Er brachte Ideen in Umlauf, welche die Entdeckung der Brillen, Teleskopen und Microscopen vorbereiteten; allein er kannte diese Werkzeuge nicht so genau, wie wir solche heut zu Tage besitzen. Einige haben ihm die Ehre der Erfindung des Schießpulvers zueignen wollen; wenigstens beschreibt er dessen Zusammensetzung, und die Art, wie es sich entzündet. Plot indeß behauptet, Baco habe, was er über jenen Gegenstand sage, aus Marcos, einem griechischen Schriftsteller, genommen, dessen Werk: de Compositione ignium, Doctor Mead besaß. Ausgemacht ist es, daß jene unselige Erfindung bald ans Licht gefördert wurde; allein man darf sie nicht unserm Baco zueignen. Wie dem auch sey, er verdiente den Namen: Bewunderungswürdig, im Verhältnisse zu seinem Zeitalter. Obgleich mit hoher Geisteskraft begabt, konnte er sich doch über einige Kleinlichkeiten seines Zeitalters nicht emporheben. Er nahm die bethörende Träumerei des Steins der Weisen, d. h. das Geheimniß, Gold zu machen, die Hirngespinste der gerichtlichen Astrologie und der Wünschelruthe an. Seine Werke sind, 1) Specula mathematica et perspectiva. Dieses Werk hat die Auflösung verschiedener Probleme über den Focus der Gläser, und sphärischen Spiegel zum Gegenstande. Es enthält Gedanken über die Brechung des Lichtes der Gestirne, über die scheinbare Größe der Gegenstände ꝛc.; allein diese Gedanken förderten nicht die Fortschritte der Optik, sie kamen in einem für die Vervollkommnung der Wissenschaften unseligen Zeitalter zum Vorschein. 2) Speculum Alchimiae. 3) De mirabili potestate artis et Naturæ. 4) Epistolæ cum notis. 5) Opus majus. Lond. 1733. Der Pabst Clemens IV, der bereits als Bischof von Sabina und als päbstlicher Legat in England vielfach seine Theilnahme und Bewunderung für Baco's Schicksal und Geisteshöhe an Tag gelegt hatte, wünschte eine Sammlung aller seiner Schriften, und Baco sandte dem Pabste durch seinen Liebling Johann von Paris das Opus Majus. — Dieses Werk enthält Baco's sämmtliche Ansichten über die Wissenschaften, eine Fülle glücklicher Gedanken. Er begriff zu rechter Zeit, das beste Mittel, Kenntnisse im Studium der Natur zu erlangen, bestehe in dem leitenden Grundsatze, die Erfahrung mit der Urtheilskraft zu paaren, und die eine durch die andere zu berichtigen.

Bacoue oder Bacovius (Leon), der einzige bekehrte Protestant, der unter der Regierung Ludwigs XIV. Bischof gewesen ist. Er war zu Castel-Jaloux in Gascogne geboren. Nach seiner Bekehrung trat er in den Francis-

Digitized by Google

canerorden, und ward Bischof von Glandeve und darauf von Pamiers, wo er in einem Alter von 94 Jahren im J. 1694 starb. Sein altrömisches Gedicht: über Prinzenerziehung, Paris, 1685, verschaffte ihm das Bisthum.

Baculus. (Stab). Der Cyniker Antisthenes war der erste, der sich durch einen Stab und Reisestock auszeichnete. Ihm folgten seine Schüler gewissenhaft in dieser Sitte nach. Die Gewohnheit nämlich äußerlich zu zeigen, welcher Profession man angehört, verliert sich in dem Ozeane der Zeiten. — Man nannte diese Philosophen Baktroperaten, weil sie als Zeichen ihrer Genügsamkeit und freiwilligen Armuth einen Stab und Ranzen mit sich trugen; obgleich nicht selten durch die groben Lumpen, worin sie gehüllt waren, ein noch gröberer Stolz hindurchschimmerte. — Die Lazedämonier gingen vor Lykurg nicht ohne Stab in die Versammlung; als aber diesem hier einst ein junger Mensch mit seinem Stabe ein Auge ausschlug, wurde das Stabtragen für die Zukunft strenge verboten. Die Rapsoden, welche Homers Gesänge deklamirten, Länder und Städte durchzogen, führten rothe oder gelbe Stäbe bei sich. In den ältesten Zeiten, wo man die künstlichen Waffen noch nicht kannte, bediente man sich des Baculus zur Vertheidigung. — Bei den Römern trug nur der Greis, um sich darauf zu stützen, einen Baculus, auch die Comiker pflegten auf der Bühne mit demselben zu figuriren. In den frühesten Zeiten der Juden war der Stab ein Zeichen der Obergewalt, die sich mehr auf väterliche Liebe, als auf strenges Recht stützte. — In diesem Sinne erhielten auch wohl die Bischöfe einen Stab, den sie zum Leiten, nicht zum Herrschen brauchen sollten. Wenn auch in der Zeitfolge der Hirtenstab in der Hand des Bischofs ein silberner wurde, so ist er doch selten ein eisernes Scepter geworden, welches das Sprüchwort: „unter dem Krummstabe ist gut wohnen" bestätigt. Denn unwillkürlich mußte der Stab die fürstlichen Hirten an ihre armen Vorgänger erinnern, welche, auf denselben gestützt, die weite Welt durchwanderten, in Liebe und Sanftmuth den Völkern die frohe Bothschaft des Heils verkündigten. — Eine andere Art von Stab war das Skeptron (Scepter) der Griechen, welches bei ihnen in den ältesten Zeiten das Sinnbild der höchsten Gewalt war, und daher von Fürsten als Zeichen ihrer Würde getragen wurde. Es war eigentlich nichts anders, als eine Lanze, der aber, zum Zeichen, daß auch im Frieden die höchste Gewalt fortdaure, die metallene Spitze fehlte. Denjenigen, welche in Volksversammlungen sprechen wollten, gaben die Herolde ein solches Scepter in die Hand. Odyss. II. 38. Ilias XVIII. 504. Auch die Richter bekamen in Athen vom Herolde ein Scepter, das sie als Symbol ihrer Gewalt, während der Gerichtsverwaltung, führten, und nach Entscheidung der Sache den Prytanen zurückgaben. — Ein solcher Stab wurde in dem Zeitalter der Heroen als heilig angesehen; denn die Könige schwuren bei ihm. Ilias I. 234. X. 321. Oft war er mit goldenen, oder silbernen Stiftchen geschmückt. Selbst die neuere Gestalt der Scepter war den Alten, wie Böttiger in seinen Vasengemälden zeigt, nicht ganz unbekannt.

Badajoz (Wadachos), Hauptstadt von dem spanischen Estremadura, der erste Waffenplatz und die wichtigste Gränzvestung gegen Portugal, am linken Ufer der Guadiana, über welche eine starke steinerne, von den Römern erbaute, Brücke führt, u. links der Mündung des Baches Rivillas. Längs der Guadiana ist eine starke Mauer, welche größtentheils von dem Wasser des Flusses gespült wird. Dieser ist hier 1.200 Fuß breit, und bildet längs der Stadt zum Theil undurchdringliche Sumpfstrecken, so daß von dieser Seite kein Angriff zu befürchten ist. An der Landseite sind acht regelmäßige gut gebaute Fronten mit bedecktem Wege Glacis und Ravelins. Alle Bollwerke sind bekleidet, und die Escarpen höher, als 30 Fuß. Wo sich der Wall am

Digitized by Google

Einflusse des Rivillas an die Mauer längs der Guadiana schließt, erhebt sich ein steiler Hügel 100 Fuß über den Strom, und hat auf seiner Spitze ein altes Schloß mit schwachen Mauern und schlechter Seitenvertheidigung. Eine starke Schanze (Redoute), die Picurina genannt, liegt am rechten Ufer des Rivillas, und links dieses Baches, 240 Schritt von der Stadt, das Hornwerk Pardaleras, dessen tiefe Escarpen einen schmalen Graben einschließen. Am rechten Ufer der Guadiana ist ein Brückenkopf, und dem alten Schlosse gegenüber 1.200 Schritt von demselben auf einem steilen Felsenrücken die Veste (Fort) Christoval, ein Viereck fest aus Stein erbaut und mit einem Wall umgeben, höher, als jenes alte Schloß, dessen Inneres von dorther übersehen werden kann. — Im Jahre 1811 wurde Badajoz von 8.000 Spaniern unter dem General Menacho mit 170 Geschützen vertheidigt, und von den Franzosen unter Soult nach sechswöchentlicher Belagerung den 10. März durch Kapitulation genommen; von den Britten und Portugiesen unter Wellington erstürmt den 19. Januar 1812. — Die Stadt hat jetzt 14.000 Einwohner.

Baden (Jacob), Prof. der Beredsamkeit und der altrömischen Sprache zu Kopenhagen seit 1779, starb dort im hohen Alter im J. 1804. Seine Werke sind eine dänische, sehr geschätzte Uebersetzung des Tacitus; und ein treffliches Wörterbuch der deutschen und dänischen Sprache.

Baden, ein Großherzogthum, zum deutschen Bunde gehörig, das von einem der ältesten Fürstenhäuser Deutschlands beherrscht wird. Der jetzige Großherzog Ludwig Wilhelm August stammt in ununterbrochener Linie von Herzog Berthold ab, welcher das Schloß Zähringen im Breisgau erbaute. Das Land ist reich an schätzbaren Produkten, und schafft seinen Bewohnern fast alle Bedürfnisse zum Unterhalt des Lebens. Nirgendwo in Deutschland sind die Waldungen so beträchtlich und in einem so guten Zustande, daher der bedeutende Holzhandel auf der Murg, Kinzig und dem Rhein nach Frankreich und Holland. Das Großherzogthum besteht aus dem westlichen Theil von Schwaben, dem größten Theil der Rheinpfalz und kleinen Theilen von Franken und dem Erzbisthum Mainz. 272 □Meilen, 1.000.000 Einw. — Eintheilung. Der See-, Donau-, Treisam-, Kinzig-, Murg-, Pfinz- und Enz-, Neckar-, Main- und Tauber-Kreis. — Staatsverfassung. Die Gewalt des Großherzogs ist beschränkt durch die Landstände, welche zwei Kammern bilden. — Thronfolge in männlicher Linie. Residenz Karlsruhe. — Religion. Hofreligion die lutherische. Der größte Theil der Einwohner Katholiken. Gleiche Rechte der Parteien. Finanzen. Staatseinkünfte 6.000.000, Staatsschulden 14.000.000 Gulden. — 1819 betrug die Kriegsmacht 10.970 Mann Linientruppen; die Landwehr ward im Sept. 1819 aufgelöst; durch ein Gesetz vom 5. Oktbr. 1820 ist die Dienstzeit bei der Infanterie auf 6 Jahr, und bei der Kavallerie und Artillerie auf 8 Jahr festgesetzt worden. In Karlsruhe befindet sich eine Kriegs- und Ingenieur-Schule, so wie eine Stückgießerei zu Manheim.

Baden. Drei durch ihre Bäder berühmte Städte führen diesen Namen. 1) Baden in Schwaben, eine uralte Stadt, die schon die Römer unter dem Namen Civitas Aurelia aquensis kannten. Späterhin hatten die Markgrafen von Baden fast 600 Jahre hier ihren Sitz. Sie liegt in einem anmuthigen und reizenden Thale, zwei Stunden vom Rheine. Merkwürdig ist die Antiquitätenhalle, worin die römischen Alterthümer, welche in der Umgegend aufzufinden sind, aufbewahrt werden, so wie die Kollegialkirche als Begräbnißort der Markgrafen. Weit berühmter ist Baden durch seine dreizehn Mineralquellen. Die Hauptquelle strömt aus einem Fels hervor, der noch größtentheils mit karrarischem Marmor bekleidet ist, und wahrscheinlich ein Römerbad war; auch bei dem ehemaligen Armenbad findet man noch Ueberreste römischer Bäder. Rings um die Stadt sind Spazier-

Digitized by Google

gänge und treffliche Anlagen gemacht. 2) Baden in Niederösterreich. Dieses Städtchen zählt fast 4.000 Einwohner; es scheint gleichsam an den felsigen Kalkgebirgen zu hangen, und gewährt einen wunderschönen, romantischen Anblick. Es ist auch die Sommerresidenz mehrerer Erzherzoge von Oesterreich. Den Park beim Theresienbade umwinden die schönsten Baumgänge. Hier ist der Kalkfelsen, aus welchem die heilsame Quelle hervor sprudelt. 3) Baden, eine Stadt in der Schweiz, ebenfalls berühmt durch ihre Bäder, liegt an der Limmat, in einer paradiesischen Gegend. Schon die Römer bauten da, wo jetzt die Stadt liegt, der Heilquelle wegen, ein Castel.

Badeschwamm. Wie allgemein bekannt auch dieser durchlöcherte, elastische Schwamm ist, dessen man sich zum Abwaschen bedient; so wenig wissen die Meisten, woher er eigentlich entsteht. Zwar kennt man die Natur dieses merkwürdigen Produkts noch nicht genau, indeß weiß man, daß es im Meere erzeugt wird. Es gehört zu dem Geschlechte der Meer- und Säugeschwämme, wovon auch einige in Flüssen angetroffen werden. Noch ist man zweifelhaft, ob diese Schwämme zum Thier- oder Pflanzenreiche gehören. Augenscheinlich stehen sie ganz auf der Gränze zwischen Thieren und Gewächsen. Die Materie, woraus sie bestehen, ist weder thierisch, noch vegetabilisch, hat aber mit beiden Aehnlichkeit. Einige schreiben der Gallerte, welche im natürlichen Zustande diese Schwämme umgiebt, eine thierische Natur zu. Der Badeschwamm ist ein rundlicher Klumpen, oft von der Größe eines Menschenkopfs, von löcherichtem, wollartigem Gewebe. Man findet ihn im mittelländischen Meere, besonders bei einigen Inseln Griechenlands sehr häufig in der Tiefe. Arme Leute ziehen ihn heraus, reinigen ihn, und so kommt er in den Handel.

Badius, mit dem Beinamen Ascensius, weil er aus Asche, im Gebiet von Brüssel, war, studierte in Flandern und Italien, und gab darauf in Lyon Unterricht in der hellenischen Sprache. Robert Gaguin, dessen Geschichte von Frankreich er zu Lyon gedruckt hatte, zog ihn nach Paris. In vielen alten Werken wird seiner Druckerei unter dem Ausdrucke: prelum ascensianum, in aedibus ascensianis, gedacht. Er hat mehrere klassische, von ihm erläuterte Schriftsteller herausgegeben. Ausserdem ist noch die altrömische Uebersetzung eines merkwürdigen deutschen Buches, des Narrenschiffes von Seb. Brandt, von ihm vorhanden: navis stultifera, carmine illustrata, 1505 und 6.

Baduard, stammte aus einer angesehenen Familie Westphalens her, studierte zu Würzburg, und wurde 815 zum Bischof von Paderborn erwählt. Hier vollendete er den Bau der schönen Domkirche, welchen sein Vorgänger begonnen hatte. Ein vorzügliches Verdienst um die geistige Bildung der Jugend erwarb er sich dadurch, daß er der hohen Schule des Domklosters eine Einrichtung gab, die sie zu der berühmtesten von ganz Sachsen machte. Um seine noch rohen Unterthanen empfänglicher für die sanften Gefühle der Religion zu machen, und sie auf diesem Wege zu civilisiren, ließ er in einem feierlichen Zuge die Gebeine des heiligen Liborius, Bischofs von Mans in Frankreich, nach Paderborn bringen, wo dieser Heilige noch jetzt als Schutzpatron der Stadt und des Landes verehrt wird. Die Verbrüderung, welche damals zwischen Paderborn und Mans errichtet wurde, rettete noch beim westphälischen Frieden die Selbstständigkeit dieses Fürstenthums. — Baduard war ein Liebling des Kaisers Ludwigs des Frommen, und so ward es ihm möglich, so viele Klöster und Kirchen, trotz der Armuth seines Bisthums, zu bauen und den Wohlstand seiner Unterthanen zu vermehren. Oft befand er sich in dem Gefolge des Kaisers, und leistete ihm bei dessen Familienzwistigkeiten wichtige Dienste. So wurde er z. B. an den trotzigen Lothar, der sich gegen den König, seinen Va-

Digitized by Google

terempört hatte, abgesandt, hier wußte er durch seine Ueberredungskunst und durch sein Ansehen den jungen Prinzen dahin zu bewegen, daß er sich seinem Vater wieder unterwarf. — Während seines Hirtenamtes bekamen die Benediktiner, welche sich in der unfruchtbaren Gegend des Solinger-Waldes sieben Jahre mit dem Anbau der Erde ohne Erfolg geplagt hatten, vom Kaiser einen weit fruchtbarern Ort am diesseitigen Ufer der Weser, bei der königlichen Villa Hupar (Hörter.) Beim Aufgraben des Bodens, 830, fand man dort eine marmorartige Säule, die jetzt noch in Hildesheim im Dome vor dem Chore zu sehen ist, und die man mit vieler Wahrscheinlichkeit für das Fußgestell der berühmten Irmensäule (Hermannssäule) der Sachsen hält. — Baduard weihete den Platz ein, und gab dem neuen Kloster den Namen Corvei, welches in der Folgezeit eine so wichtige Rolle in der Geschichte spielte. Er regierte sein Bisthum 44 Jahre mit großem Ruhme, und starb 859.

Badumna. So hieß bei den alten Friesen und Gothen die Göttin der Jagd und der Wälder. Sie trug einen Köcher auf dem Rücken.

Bäche; sie werden von den Quellen gebildet, und ihr Wasser verliert beim Fortrinnen seine Kohlensäure, so, daß man in Bächen und in den aus ihnen entstehenden Flüssen und Seen nicht die mindeste Spur von den saueren, kohlensauren Salzen findet, welche das Quellwasser enthält. Die übrigen Salze bleiben wohl im Wasser zurück; allein da ihre Menge, gegen die der kohlensauren Salze, wenigstens in Schweden, so äußerst gering ist, so ist auch das Flußwasser reiner, als Quellwasser. Das Flußwasser löst weiße und grüne Seife fast ohne Trübung auf; das Quellwasser hingegen zerlegt sie durch ihre kohlensauren Erdsalze, schlägt das Oel mit den Erdarten nieder, und hat im Technischen den Namen hartes Wasser erhalten. In mehreren nördlichen Provinzen Schwedens ist das Flußwasser fast so rein, als das Regenwasser. Gahn fand, daß die Reagentien, welche sonst die meisten natürlichen Wasser trüben, auf das Wasser im Fahlun-Flusse gar nicht wirkten. Kocht man dieses Wasser ein, so hinterläßt es eine dünne gelbliche Haut, die meist aus Extraktivstoff besteht, in welchen aber doch die Reagentien eine Spur von Kochsalz andeuten. Von schwefelsauren Salzen findet sich keine Spur darin auf.

Bäder. Der Gebrauch, sich zu baden, ging von den Morgenländern zu den Abendländern über. In Griechenland war es schon seit den ältesten Zeiten üblich. Anfangs waren aber die kalten Bäder gewöhnlicher als die warmen. Doch führt Homer an, daß Andromache dem Hektor, Hekamede dem Nestor ein warmes Bad bereitet habe. Sonst aber badete man sich gewöhnlich im kalten Wasser, sehr häufig in Flüssen, ja selbst im Meere. Dennoch war das Baden im Alterthum nicht so gewöhnlich, wie in den nachherigen Zeiten. Gemeiniglich that man es nur zur Stärkung und Erfrischung des Körpers nach einer mühvollen Arbeit, nach einer Schlacht, nach vollendeten Leibesübungen, nach einer Reise. Deswegen hielt man auch in alten Zeiten die warmen Bäder nicht für so gesund, und bediente sich ihrer seltner. Oeffentliche Bäder wurden erst späterhin gewöhnlich; vorher badete man sich gemeiniglich in seinem Hause in Badewannen. Die Badezimmer lagen in Privathäusern zwischen der Männer- und Frauenzimmerwohnung. Die öffentlichen Bäder bei den Griechen waren mit den Gymnasien (Uebungsplätzen) verbunden, weil man sich ihrer gleich nach den Uebungen zu bedienen pflegte. Doch gab es auch Bäder, die nicht damit verbunden waren. Diese hatten nach Vitruv folgende Einrichtung. Das ganze länglich gestaltete Gebäude hat zwei Abtheilungen: eine für die Mannspersonen, die andere für die Frauenzimmer. In jeder konnte man kalt und warm baden. Die warmen Bäder stießen aneinander, damit sie gemeinschaftlich geheizt werden konnten. In der Mitte des ganzen Gebäudes, im Kellergeschoß, befand

Digitized by Google

sich eine Küche (ein Heizzimmer), durch welches sowohl das Wasser zum Baden heiß gemacht, als auch bisweilen der Fußboden der anliegenden heißen Badestuben erwärmt wurde. Ueber dem Heizzimmer befand sich ein Gemach, in welchem drei kupferne Kessel, die stufenweise über einander gemauert waren, daß der unterste unmittelbar über dem Feuer, der zweite über diesen, und der dritte über dem zweiten stand. So hatte man in dem untersten Kessel kochendes, in dem zweiten laues und im dritten kaltes Wasser. Nun waren diese Kessel ferner so eingerichtet, daß man aus ihnen durch besondere, auf beiden Seiten angebrachte, mit Hähnen versehene Röhren das Wasser in die daneben befindlichen Badestuben lassen konnte, und daß der Abgang aus dem untersten und zweiten Kessel gleich aus den darüberstehenden Kesseln, bei dem obersten aber aus einem besondern Wasserbehälter ersetzt wurde. Neben dem Hypocaustum war nun zuerst auf jeder Seite ein Gemach für das heiße Bad; neben diesem ein Zimmer für das laue, und daneben eines für das kalte. Die Badestuben hatten unten in dem Fußboden ein gemauertes Becken, worein das Wasser gelassen, und woraus es wieder abgelassen wurde. In dem Becken befanden sich Sessel, und um das mit einem Geländer umgebene Becken her befand sich ein Gang, wo man sich aufhielt, ehe man in's Bad stieg, oder wo Personen standen, welche die Badenden unterhielten und bedienten. Bisweilen waren die Badestuben selbst über dem Hypocaustum errichtet, um den Fußboden zugleich mit zu erwärmen. In den Bädern befand sich auch ein trockenes Schwitzbad, welches durch Wärmeröhren, die unter dem Fußboden angebracht waren, geheizt wurde. Die Schwitzstuben waren gewölbt, eben so breit als hoch, und hatten in der Mitte eine Oeffnung, durch welche das Licht hineinfiel. Von dieser hing ein eherner Deckel an Ketten herab, den man aufziehen und niederlassen konnte, um nach Belieben die Wärme zu vermehren oder zu vermindern. Bei den Bädern fanden sich auch eigne Spaziergänge, bedeckte Laufbahnen, Säle zum Ballspielen, Gärten und dgl. — Alle diese Nebengebäude, nebst einer großen Menge von Badestuben, enthielt ein solches öffentliche Gebäude. Die Bäder waren daher gleichsam große weitläufige Schlösser, die mit allem Aufwande von Pracht und Kostbarkeit gebauet wurden, und zu den schönsten Werken der Kunst gehörten. Um das kalte Bad in seiner ganzen Frische zu genießen, brachte man auch dabei stehende Seen und große Schwimmgräben an. Um die Bäder mit Wasser zu besorgen, brauchte man ganze Wasserleitungen. Bei jenen der Frauenzimmer ins Besondere ging oft die Pracht so weit, daß die Gefäße und Sitze von Silber waren. Die Zahl dieser öffentlichen Anstalten war in Rom außerordentlich groß. Einige zählten 22 warme, und 856 kalte Bäder; andere 909. Die Zahl der Privatbäder soll sich auf 830 belaufen haben. Mäcenas legte zuerst öffentliche an; Agrippa bauete deren 170, und in weniger als 200 Jahren war ihre Anzahl schon auf diese angegebene Höhe gestiegen. So erstaunlich von Umfange schon die Bäder des Caracalla waren, so wurden sie doch noch von denen des Dioclétian übertroffen. Man findet von ihnen noch beträchtliche Ueberreste, so wie von jenen der Livia und des Titus. Der Preis, wofür man in den öffentlichen Bädern alle mögliche Bequemlichkeit haben konnte, war äußerst gering. Die warmen wurden in Rom zur Zeit des Scipio Afrikanus eingeführt, und die öffentlichen zu Augusts Zeiten. Das häufige Baden war bei den Römern vorzüglich deswegen zur Gesundheit nothwendig, weil man sich weder der Leinwand noch der Strümpfe bediente, und sich durch Leibesübungen oft erhitzte. — Unter den jetzigen europäischen Völkern sind es die Russen, welche ganz eigenthümliche Badeanstalten haben; diese sind aber auch der ganzen Volksklasse gleichsam zum Bedürfnisse geworden. Die plötzliche Abwech-

Digitized by Google

selung der Kälte und Wärme bei dem Baden scheint der Gesundheit der Russen vollkommen zu entsprechen. Denn nach der größten Erhitzung verlassen sie die Badezimmer, kühlen sich im kalten Flußwasser ab, oder wälzen sich im Schnee, ohne daß dieses einen nachtheiligen Eindruck auf ihren Körper macht. — Bei den Völkern des Orients hingegen sind die Bäder allgemein üblich, theils macht das heiße Klima ihren Gebrauch zum Bedürfniß, theils die Religion zur Pflicht. Die Juden wurden selbst durch ihre Religion zum öftern Baden, welches hauptsächlich zur Reinigung des Körpers dienen sollte, angehalten. Daher hatte jede jüdische Familie eine Badewanne in ihrem Hause. — Die Bäder bei den Indiern sind mehr Reizmittel zur Wollust, als Beförderer der Gesundheit; denn sie suchen bei dem Baden jede Spannkraft des Körpers in die höchste Extase zu bringen. Bei den Türken sind die Bäder eben so, wie bei jenen, eingerichtet, aber sie baden auch häufig im Flusse, wie denn das Baden bei ihnen zum Theil religiöses Gesetz ist. So muß sich jeder Türke, wenn er dem Koran getreu ist, und jede Türkin, ganz bestimmt und religionsgemäß zu gewissen Zeiten baden. Es wäre gewiß sehr wünschenswerth, wenn die eleganten Damen bei uns zu Lande den Türkinnen nicht bloß in der Mode der Shawls, sondern auch in dieser höchst zweckmäßigen Sitte folgten. Denn, abgesehen von dem Nutzen der einfachen, nicht durch sinnliche Genüsse potenzirten, Bäder für die Gesundheit, sollte das Weib nicht vergessen, daß Reinlichkeit das schönste Cosmeticum für alle seine Reize ist, so daß es mit allen Schönheiten einer Aphrodite nie einen Mann anziehen und fesseln kann, wenn nicht eine idealische Reinlichkeit, die nur ein häufiger Gebrauch der Bäder zu erhalten vermag, um ihr ganzes Wesen verbreitet ist. Die richtig fühlenden Griechen, auf die wir Neueren in allen ästhetischen Angelegenheiten immer wieder zurückkommen müssen, die Griechen haben auch diese ästhetische Wahrheit mit gewohntem Zartsinn bildlich aufgefaßt und dargestellt, und wer in einer mediceischen Venus, die bekanntlich eben aus dem Bade steigt, in einer, in ähnlicher Situation gedachten, Venus Callipygos, und in so vielen andern ähnlichen Bildwerken der Griechen nur die Absicht des Künstlers sieht, die Form in ihrer schönen Nacktheit zu zeigen, nicht aber auch jene Idee versinnlicht findet, daß die höchste Reinlichkeit unzertrennlich ist von der höchsten Liebenswürdigkeit, die der Künstler darstellen wollte — der würde nur beweisen, daß er weder diese Idee, noch die Griechen, noch den Künstler ganz zu begreifen im Stande sey.

Bährens (Johann Heinrich) wurde 1761 zu Kopenhagen geboren, und starb daselbst 1813. Das Studium der Medizin, welchem er sich zuerst widmete, vertauschte er bald gegen das der Jurisprudenz. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn verwaltete er einige Zeit die Stelle eines Assessors am Hof- und Stadtgericht. 1779 wurde er zum Instittiarius des Polizeigerichts bei dem Armenwesen zu Kopenhagen angestellt. Und hier war er um so mehr an seinem rechten Platze, als sein ganzer Eifer dahin strebte, sich um Arme und Nothleidende nützlich und verdient zu machen. Schon von 1787 an bis zu seinem Tode hat es nicht leicht eine, das weitläuftige Armenwesen betreffende, Commission, Anstalt und Einrichtung gegeben, woran er nicht den lebhaftesten Antheil genommen hätte. Die vielen Aufopferungen, die er der leidenden Menschheit und seinem Amte zu Liebe gemacht hatte, bewog die Regierung, ihm 1.000 Thlr. als Entschädigung anzuweisen. Er nahm diese Summe an, bestimmte sie aber sogleich zu einer von ihm selbst gestifteten wohlthätigen Anstalt. Es war dieses die Unterrichtsanstalt für Töchter unbemittelter Beamten, zu deren Errichtung er sowohl den Plan entwarf, als auch ein ansehnliches Kapital durch Subscriptionen zusammen brachte. Er selbst übernahm unentgeldlich in dieser Anstalt einen Theil des Unterrichts. Als Vorsteher mehrerer Volksschulen, als Mitglied der Gesell-

Digitized by Google

schaft zur Veredlung des Handwerkstandes, deren Stifter der Hofprediger Christiani war, als Mitstifter der Gesellschaft zur Beförderung des inländischen Kunstfleißes, hat er sich bleibende Verdienste um sein Vaterland erworben. Auch er war die Triebfeder zu der nützlichen Einrichtung, nach welcher jährlich die besten Produkte des Kunstfleißes öffentlich in der Residenz ausgestellt wurden. — Bei diesen so mühsamen und zeitraubenden Geschäften erhob er sich dennoch zu einem der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Vaterstadt. Wenn auch seine zahlreichen Schriften zur Bereicherung der Wissenschaften selbst nicht viel beigetragen haben; so wirkten sie desto mehr zur Verbreitung heller und richtiger Ideen, zur Bekämpfung des Aberglaubens und schädlicher Vorurtheile, zur Weckung und Belebung des Sinnes für wohlthätige und gemeinnützige Anstalten. Wenige Jahre vor seinem Tode verheirathete er sich. Im J. 1811 erhielt er von dem Könige das goldene Kreuz des Danebrog-Ordens, und in seinem letzten Lebensjahre den Titel eines Staatsraths. — Bei seinem starken und gesunden Körperbau würde ihn der Tod vielleicht nicht so früh der Welt entzogen haben, wenn ihm nicht sein ausgedehnter Wirkungskreis, verbunden mit den mannigfaltigsten Geschäften bei seinem glühenden Eifer für das Wohl der Armen, durch die Gradheit und Offenheit, womit er die Mängel aufdeckte, und durch eine fast unbegränzte Freimüthigkeit in der Vertheidigung alles Dessen, was ihm wahr und gerecht schien — wohin besonders auch die Ansprüche der Juden auf den vollen Genuß der Bürgerrechte in den christlichen Staaten gehörte — manchen Verdruß zugezogen hätte, der mit seiner sanften Gemüthsart unverträglich, seiner Gesundheit zuletzt verderblich wurde. Bährens war ein Mann von ungeheuchelter Gottesfurcht, von der strengsten Rechtschaffenheit, von unwandelbarer Treue in der Freundschaft, und von einem wahren und innigen Gefühle für alles Schöne, Gute und Große durchglüht. Glücklich das Land, das solche Patrioten hervorbringt! — Keiner, der diesen Mann und dessen unaufhaltsames Streben fürs Gute kannte, wird der Grabschrift, die er bei Annährung des Todes sich selbst setzte, die Wahrheit absprechen: „Sein Leben war That."

Bär (Ursus), eine Säugethiergattung aus der Ordnung der reißenden Thiere mit spitzen oder zackigen Zähnen und gewöhnlich mit einem großen Eckzahn an der Seite. Diese Gattung enthält 10 Arten. Den braunen Bär trifft man fast in allen nördlichen Ländern der Erde, wo er in entlegenen Wäldern hauptsächlich von Früchten und andern vegetabilischen Substanzen lebt; doch frißt er auch Thiere, und vorzüglich gern Honig, den er mit großem Scharfsinn zu entdecken versteht. In der Jugend läßt er sich zähmen, und ist sehr gelehrig. Es giebt drei merkwürdige Spielarten mit zottigen Haaren: 1) den großen schwarzen Ameisenbären; 2) den kleinen hellbraunen Honigbären u. 3) den noch kleineren Silberbären. Ueberdies giebt es in Nordamerika einen Bären, dessen schwarzes atlasglänzendes Haar schlicht herab hängt, und dessen flacher Kopf eine spitzigere Schnauze hat, welcher eine besondere Art ausmacht. — Der Eisbär ist ganz weiß, wird an 12 Fuß lang, und wiegt an 15 Centner. Man findet ihn hauptsächlich an den Küsten Grönlands und an der Hudsons Bay; er bewohnt nur die kältesten Länder der Erde. Im Winter vergräbt er sich im Schnee, oder verbirgt sich in eine Höhle, wo er die lange Polarnacht zubringt, und tritt nur mit der wieder erscheinenden Sonne hervor. Im Sommer trifft man ihn auf großen Eismassen in der See, wo er mit großer Leichtigkeit von einer zur andern schwimmt. Er bringt im Allgemeinen zwei Junge auf ein Mal, und die Zuneigung zwischen diesen und der Mutter ist eine der stärksten in der ganzen thierischen Schöpfung. Die Kamtschadalen wagen es nicht, auf einen jungen

Digitized by Google

Bären Feuer zu geben, wenn die Mutter gegenwärtig ist, weil die Rachsucht der letztern gränzenlos ist; überdies beklagt sie den Tod ihrer Jungen mit herzzerreißenden Tönen, drückt sie an ihre Brust, und sucht sie ins Leben zurückzurufen. In der See findet der Eisbär am Wallrosse einen furchtbaren Feind; dieses stößt seine Hauer in dessen Körper, und zieht ihn unter Wasser, wo er ersticken muß.

Bärenklaue (die weichblättrige). Sie wächst in Italien und Sizilien an feuchten Stellen. Diese Prachtpflanze, welche eine bedeutende Rolle in den Gärten der Alten spielte, und deren schöne große Blätter das Modell zur Verzierung der Capitäler der korinthischen Säulen abgaben, wird im Keller oder bei 1 bis 5 Grad Wärme durchwintert. Die schönen Blumenstengel, mit einer Menge weißlicher Blüthen, erheben sich 2 bis 3 Fuß und drüber, gewöhnlich im Julius. Die Pflanze liebt Sumpferde, und wird durch Nebensprossen fortgepflanzt.

Baert (Johann), eines armen Fischers Sohn, geb. zu Dünkirchen 1651. Früh trat er in den Seedienst der Franzosen, und durch Pünktlichkeit, Muth und Talent, begleitet von untadelhaften Sitten, schwang er sich stufenweise von Posten zu Posten, so daß er unter die verdientesten Seeoffiziere gezählt wurde. Seine niedrige und vermögenlose Herkunft hatte ihn freilich ohne alle Feinheit in seinen Sitten gelassen, aber seinem Karakter eine außerordentliche Geradheit nicht benommen, welche die Natur in? ihn gepflanzt hatte. Einst bei seiner Anwesenheit in Versailles redete Ludwig XIV. ihn an: „Johann Baert, Ich habe euch das Kommando eines Geschwaders zugedacht.“ „„Sire““ antwortete der Seemann, „„dabei haben Sie wohl gethan.““ Zwar lachte des Königs Umgebung über diese Antwort, allein, „so antwortet ein Mann,“ versetzte der König, „der seinen Werth kennt,“ und wirklich hatte der König sich nicht getäuscht. Baert bestieg sein Geschwader, brachte eine Menge holländischer und englischer Schiffe auf, verbrannte deren mehrere, landete bei Newcastle, und richtete schreckliche Verheerung auf dem platten Lande der Engländer an. Gegen das Ende von 1692 nahm er mit seinen 3 Kriegsschiffen 16 Schiffe von einer Kauffahrteiflotte der Holländer, und schlug ihre Bedeckung. 1694 hatte Frankreich bei einem allgemeinen Getreidemangel es seiner Geschicklichkeit zu verdanken, daß mehrere Male Schiffe mit Getreide, trotz der strengen Blokade der Engländer, zu Dünkirchen einliefen, und als einst mehrere solcher Schiffe den Engländern in die Hände fielen, wußte er durch seinen Muth und sein geschicktes Manöver dem Feinde seine Beute wieder zu entreißen, ein Heldenzug, der den niedrigen Fischersohn in den Adelsstand erhob. Eben so geschickt und tapfer benahm er sich 1693, wo er der Wachsamkeit der dreimal stärkern Blokirungsflotte der Engländer entwischte, die Bedeckung einer holländischen von 110 Kauffahrteischiffen, aus 5 Fregatten bestehend, nebst 40 dieser Schiffe wegnahm, und den größten Theil dieser Beute verbrannte, um einem ungleichen Kampfe mit 13 holländischen Linienschiffen in dem Augenblick auszuweichen, als er im Begriffe stand, diese seine Prisen in den Hafen von Dünkirchen einzuführen. Hier endete Baert auch seine Heldenbahn eben vor dem Ausbruche des spanischen Successionskrieges 1702.

Baffo, eine edle Venezianerin, die Tochter eines Statthalters von Corfu, wurde, als sie auf der Seefahrt zu ihrem Vater begriffen war, von einem türkischen Seeräuber gefangen, und dem Kaiser Amurat III. als Sklavin verkauft. Da ihre wunderbare Schönheit das Herz des Sultans fesselte, so erhob er sie zum Rang einer Sultanin Aseki, d. h. einer rechtmäßigen Gattin: eine Auszeichnung, welche seit Solyman II. keiner Sklavin widerfahren war. Bald verbreitete jedoch die wandellose Treue des Sultans den festen Glauben, als nehme sie, um des Sultans Liebe zu

Digitized by Google

fesseln, ihre Zuflucht zu Liebestränken und übernatürlichen Reizmitteln. Erstaunt über seine leidenschaftliche Liebe, theilte Amurat diesen Glauben. Er ließ alle Frauen, welche zu Baffo's Dienerschaft gehörten, ins Gefängniß werfen, um Baffo's geheimnißvolle Mittel zu entdecken. Sie konnten nichts gestehen, und er gab sich ohne Gegenwehr der Allgewalt der Liebe hin; denn Baffo's Geheimniß lag in der höhern Ausbildung ihres Geistes; der Geist war es, der im Vereine mit körperlicher Anmuth den sinnlichen Monarchen unwiderstehlich gefesselt hielt. Die Sultanin behielt unter der Regierung ihres Sohnes Mahomet II. den größten politischen Einfluß; allein nach dessen Tode verwies sie Achmet I., ihr Enkel, in das alte Serail im J. 1603.

Bag, ein persischer Gott, welcher der Stadt Bagdad ihren Namen gab, wurde vorzüglich von Cosroes Gattin verehret, die ihm einen Tempel erbaute.

Bagdad, Hauptstadt des Paschaliks gleiches Namens in Asien, an der Ostseite des Flusses Tigris, der hier über 600 Fuß breit ist, und eine von 34 Schiffen gebildete, und 620 Fuß lange Brücke hat; die große Vorstadt liegt an der Westseite. Sie hat an der Landseite eine Mauer aus Backsteinen, von denen auch die meisten Häuser gebaut sind, und schmale Straßen. Die Volksmenge betrug sonst 100.000, nach Eton jetzt 20.000 Seelen: Türken, Juden, Araber, 1.500 Christen, die meistens Jakobiten und Nestorianer sind, auch Armenier und Franken. Ungeachtet des Mangels an Außenwerken ist Bagdad eine starke Festung, und hat ein Kastel, das jetzt als Zeughaus und Pulvermagazin gebraucht, und von Janitscharen bewohnt wird; der Oberbefehlshaber ist ein türkischer Pascha. Es befinden sich daselbst 5 Moscheen, wovon 2 prächtig gebaut sind, einige Derwischseminarien, ein Carmeliterkloster, 10 Karavanserels oder Herbergen, und verschiedene Bazars oder Märkte mit gewölbten Gängen. Die Einwohner haben Seiden-, Baumwoll-, Saffian-, Gold-, Silber- und Kupferwaaren-, und Wollfabriken, und wichtigen Handel mit Seide, persischen Apothekerwaaren, indischen Rossen und Shawls. Die Perser, denen diese Stadt sonst gehörte, wallfahrten noch stark dahin, weil ihr Prophet Ali sich daselbst aufgehalten hat. Seit 1638 gehört sie den Türken. Am 1. Mai 1760 verwüstete ein Erdbeben einen großen Theil davon. Das alte Bagdad wurde von dem Kalifen Mansur erbaut. Es lag an der Westseite des Tigris, nicht weit von dem alten Cteziphon. Diese Stadt, welche man auch Medina al Salem (Friedensstadt) nennt, erhob sich in kurzer Zeit, freilich auf Kosten anderer einst berühmter Städte, zu einer unermeßlichen Bevölkerung und ungeheurem Reichthum. Bald nach ihrer Erbauung wurde sie von den Kalifen zur Residenz gewählt, und mit prachtvollen Gebäuden geschmückt; besonders blühete sie unter dem Hause der Abbassiden, wo Aaron-al-Raschid und sein Sohn al Mamun hieher auch die Gelehrten beriefen, hohe Schulen anlegten, und mit großen Kosten eine Bibliothek errichteten. Doch mit dem Ruhme der Kalifen sank auch Bagdads Herrlichkeit. Einzelne Statthalter rissen sich von dem Staatskörper los, ohnmächtig sahen die durch Wollust entnervten Kalifen in ihrem Serail dem stürzenden Reiche zu. Als endlich noch benachbarte Völker, wie insonderheit die Türken, kriegerisch und muthig auf das Reich, welches auf morschen Pfeilern wankte, losstürmten, wurde es durch den hochgesinnten Helden Saladin in seinem Innern erschüttert, 1258 durch die Mongolen im Sturme erobert, und der Kalif, nebst seinem Sohn, schmählich und quaalvoll hingerichtet. Eine siebentägige Plünderung setzte die Sieger in den Besitz aller Reichthümer, die der Aufenthalt des Hofes und ein ausgebreiteter Handel in Bagdad zusammen

Digitized by Google

gehäuft hatte. So endete eine Stadt, welche über 2 Millionen Einwohner gehabt haben soll, und deren Größe uns noch ihre ehrwürdigen Trümmer predigen.

Baglioni (Johann Paul und Astorre), Vater und Sohn aus einer der angesehensten Familien zu Perugia entsprossen, die lange Zeit an der Spitze der Gibellinen und des Adels stand. Johann Paul warf sich gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zum Tyrannen seiner Vaterstadt auf, wurde mehrmals vertrieben, entwickelte als Feldherr der Florentiner und Venetianer viel kriegerisches Talent, und bemächtigte sich 1514 abermals der Herrschaft über Perugia. Der Papst Leo X. lockte ihn nach Rom, und ließ ihn, weil er vieler Grausamkeiten gegen die Bürger von Perugia überführt war, enthaupten. Sein Sohn Astorre, damals noch ein unmündiges Kind, floh mit der Mutter nach Venedig. Herangewachsen diente er der Republik, die ihn beschützt hatte, als tapferer und talentvoller Feldherr. Er war Gouverneur des Kastels Famagusta auf der Insel Cypern, als dieselbe 1570 unter dem Pascha Mustapha von einem zahlreichen türkischen Heere überschwemmt wurde. Ein ganzes Jahr vertheidigte er sich mit bewunderungswürdiger Tapferkeit, erlegte während der Belagerung über 3.000 Türken, mußte aber doch endlich, am 15. August 1571 kapituliren, weil alle Hoffnung auf Ersatz fehlschlug. Gegen den geschlossenen Vertrag ließ ihn der Wütherich Mustapha mit allen Offizieren der Garnison niederhauen. Mit dem Feldherrntalent verband er auch Liebe zu den Wissenschaften, und, nach Crescimbeni's und Quadro's Zeugnisse, war er einer der elegantesten Dichter seiner Zeit. Es haben sich aber nur zwei Sonette von ihm erhalten.

Bagno, Banio, so heißt der Ort bei Constantinopel neben Galata, am Meerbusen, wo die Sklaven aufbewahrt werden, für die eine griechische und 2 katholische Kirchen daselbst bestimmt sind. Gewöhnlich wird in muhamedanischen Ländern jeder Verwahrungsort der Sklaven so genannt. In London ist Bägno der Name von Badehäusern, die aber im eigentlichen Sinne nur Bordelle sind.

Bahalul, der Spaßmacher des Califen Aaron-al-Raschid. Er hatte den Beinamen des Narren, weil er sich alle Arten von Freiheiten an dem Hofe jenes Monarchen nahm. Als ihm dieser eines Tages gesagt hatte, er solle ihm ein genaues Verzeichniß aller Narren der Stadt Bagdad machen, erwiederte er, eine solche Arbeit sey weder kurz, noch leicht, allein er werde, wenn er ihm befehle, eine Liste der Verständigen zu entwerfen, eine solche sehr leicht zu Stande bringen." Ein Höfling brachte unserm Narren die Nachricht, der Calife habe ihm eben die höchste Gewalt über alle Bären, Wölfe, Füchse und Affen seines Landes gegeben; Bahalul erwiederte: „Also hat er mich zum Herrn des gesammten Landes gemacht, und die Höflinge vorzüglich sind meine Unterthanen geworden." Einst gieng er in den Audienzsaal des Califen, und, da er dessen Thron leer sah, setzte er sich darauf, allein er ward mit Stockschlägen weggejagt. Der Calife kam darüber: „Nimm dich in Acht, sagte Bahalul zu ihm: denn wenn ich eine Tracht Prügel erhielt, weil ich einmal mich auf den Thron setzte, wie viel Kummer und Leiden mußt du nicht ertragen, da du alle Tage darauf sitzest."

Bahn, nennt man in der Astronomie den Weg eines Planeten oder Kometen um die Sonne. So ist z. B. die Erdbahn die Ellipse, welche die Erde bei ihrem jährlichen Umgang um die Sonne beschreibt. Alle Planetenbahnen sind Ellipsen, die die Sonne in ihrem Mittelpunkt haben. Die Erde verliert jedoch etwas von einer scheinbaren Regelmäßigkeit durch die Wirkung des Mondes, ingleichen Saturn, wenn er mit dem Jupiter in Conjunction tritt.

Digitized by Google

Bahn der Bomben und Stückkugeln (Kugelbahn). Der Weg, den ein Geschoß nimmt, befindet sich nur so lange in der Axe der Seele, als das Geschoß den Lauf noch nicht verlassen hat; also nur eine sehr kurze Zeit. Denn sobald das Geschoß aus der Mündung des Geschützes heraus ist, wirkt die Schwere desselben mit, da kein Körper sich in freier Luft erhalten kann, ohne unterstützt zu seyn. Der Weg, den das Geschoß nimmt, weicht daher von der Richtung der Axe der Seele unterwärts ab, und diese Abweichung nimmt zu, bis die Kugel die Erde berührt. Daß dieser Weg eine krumme Linie bildet, leuchtet ein, und sie ist es, welche man unter dem Worte Kugelbahn versteht. — Die Kugelbahn liegt immer in einer vertikalen Ebene; ein jeder in dieser befindliche Gegenstand wird von der Kugel getroffen, so lehrt es die Theorie, allein die Erfahrung bestätiget diesen Satz nicht. Kugeln, welche auf 100 Schritt von der Mündung einen Fuß von der Richtung der Axe der Seele abweichen, sollten, der Theorie nach, auf 200 Schritt 2, auf 300 Schritt 3 Fuß u. s. f. abweichen; allein sie thun es nicht, und zwar weichen sie mitunter mehr ab, je weiter sie gehen. Man kann die Ursache dazu in der unvollkommenen Kugelgestalt der Geschosse suchen, gegen die sich die Luft nicht regelmäßig bricht, und deshalb haben die Granaten auch größere und verschiedenere Abweichungen, als die Kanonenkugeln, da bei ihnen der Zünder die Kugelgestalt offenbar stört. Da wo die Kugelbahn die Horizontallinie wieder berührt, schneidet sie die Schußweite ab. — Der Winkel, den die verlängerte Axe der Seele mit der Horizontallinie macht, heißt der Richtungswinkel. Erhebt sich die Mündung über den Horizont, so wird er Elevationswinkel genannt; ist aber die Mündung unter der Horizontallinie gesenkt, so heißt er Inklinations- oder Depressionswinkel. — Wenn gleich die krumme Linie der Kugelbahn zu der parabolischen Ordnung gehört, so ist sie doch keineswegs eine wirkliche Parabel, wie dieses so lange Zeit die fälschliche Meinung gewesen ist. Bei der parabolischen Linie nehmen die Ordinaten, d. h. die senkrechten Linien, welche von der Horizontallinie (dem Erdboden) bis an die krumme Linie (der Kugelbahn) gezogen werden können, regelmäßig zu und wieder ab; die große vertikale Ordinate theilt ferner die Sehne in 2 gleiche Theile. Dies ist bei der Kugelbahn nicht der Fall. Von der ganzen Linie (der verlängerten Axe der Seele) weicht die Kugelbahn, unterwärts ab, wodurch? — durch die Schwere der Kugel. Die Schwere aber wirkt bekanntlich nicht gleichmäßig, sondern im quadratischen Verhältnisse der Zeiten, folglich können die Ordinaten jenseits des höchsten Punktes der Kugelbahn nicht eben so gleichförmig abnehmen, als sie diesseits dieses Punktes zunehmen; sondern sie werden kleiner und kleiner werden. Die Kugel, welche nach der Parabellinie an irgend einem Punkte die Horizontallinie berühren sollte, wird es nunmehr diesseits desselben thun, und so die Schußweite abschneiden. Die höchste Ordinate wird die Sehne nicht in 2 gleiche Theile theilen, sondern die erste Hälfte derselben wird größer, als die letzte seyn. — Eine andere auf die Bewegung der Kugel einwirkende Kraft ist der Widerstand der Luft; die Kugel muß nämlich bei der Bewegung die Luft vor sich hertreiben, zum Theil von einander trennen; sie wird daher von ihrer Bewegung grade so viel verlieren, als sie der Luft mittheilt. Wenn die anfängliche Geschwindigkeit der Kugel, ihre Schwere, der Elevationswinkel und die Zeit, oder die Dauer des Fluges bekannt sind, so kann man nach gewissen Formeln die krumme Linie der Kugelbahn für jeden Augenblick der Dauer des Fluges konstruiren. Und da die meisten dieser Foderungen in zwei Gleichungen nur enthalten sind, so darf man bloß ihren Werth nach und nach aus einer Gleichung bestimmen, und in den andern substituiren. Die Formel für die ungefähre Größe der Schußweite ist die einfachste; um sie zu erhalten, darf man nur die anfängliche Geschwindigkeit der Kugel mit der Zeit (der Dauer des Fluges)

Digitized by Google

multipliziren, und durch die Sekante des Elevationswinkels dividiren. — Nicht so einfach ist die Formel zur Auffindung des Punktes, wie hoch sich die Kugel in diesem oder jenem Augenblicke über der Erde befindet. Wenn man sich eine senkrechte Linie von diesem Punkt nach der Erde gezogen denkt, so wird diese die Ordinate für die angenommene Zeit; die Linie auf der Erde aber, von dieser senkrechten Linie bis an die Mündung des Geschützes zurück, wird die dazu gehörige Abscisse. Die Formeln für die Längen derselben greifen in die höhere Rechenkunst ein, und wer sich näher davon unterrichten will, lese die 2te Vorlesung von Rouvroys 3tem Theile der Artillerie, auch Tempelhofs Bombardier Prussien u. a. m. Bei allen diesen Formeln ist auf den Widerstand der Luft keine Rücksicht genommen worden; sie finden also auch für den praktischen Gebrauch keine Anwendung. Den Widerstand der Luft hat man zwar ziemlich genau ausgemittelt, auch gefunden, daß derselbe im Verhältnisse der Quadrate der Geschwindigkeiten wächst, nichts desto weniger bleibt die Berechnung der Kugelbahn mit Rücksicht auf den Widerstand der Luft eines der schwersten Probleme der höhern Meßkunst. Ohne Differenzial- und Integral-Rechnung ist dies Problem nicht zu lösen; die berühmtesten Schriftsteller, namentlich Belidor und Tempelhof, haben daran gearbeitet, und der Letztre mit dem glücklichsten Erfolge. Der praktische Artillerist muß sich mit den Resultaten begnügen, welche theils die Theorie herbeigeführt, theils mannichfaltige Versuche bestätigt oder berichtigt haben, und auch diese sind nicht immer richtig. Der General von Tempelhof beweist z. B. in seinen hinterlassenen Werken, daß sich bei gleicher Ladung und verschiedenen Elevationen die Schußweiten wie die Sinüsse der doppelten Elevationswinkel verhalten, und gleich dahinter sagt er, daß man dadurch die Schußweiten fast noch einmal so groß bekömmt, als sie es in der That sind. — Folgende Umstände wirken mit auf den Widerstand, den die Luft der Bewegung der Kugel entgegenstellt. 1) Bewegt sich eine Kugel mit doppelt so großer Geschwindigkeit, als eine andre von gleicher Größe und Gewicht, so muß sie nicht allein doppelt so viel Lufttheilchen in eben der Zeit vor sich hertreiben, sondern wird auch diesen Lufttheilchen einen doppelt so großen Theil Geschwindigkeit mittheilen. Hierauf ist jener Satz gegründet, daß bei gleichen Kugeln der Widerstand der Luft sich verhält, wie die Quadrate der Geschwindigkeiten. 2) Ist ferner die Geschwindigkeit der Kugel sehr groß, so entsteht hinter ihr ein luftleerer Raum; der Gegendruck gegen die vordere Luftmasse verschwindet, und der Widerstand wird verstärkt. 3) Die Geschwindigkeit häuft die Luft vor der Kugel an, verdichtet sie, und vergrößert in eben dem Maaße den Widerstand. 4) Der Widerstand der Luft ändert sich mit ihrer Dichtigkeit; der Wind, die Feuchtigkeit, Trockenheit, Temperatur u. s. w. wirken aber unmittelbar auf die Dichtigkeit der Luft, und folglich mittelbar auf den Widerstand gegen die Kugel. Rechnet man dazu, daß gleiche Quantitäten Pulver, vermöge der Unvollkommenheit der Bestandtheile, niemals gleiche Geschwindigkeiten hervorbringen, so wird es klar, wie sich unter übrigens gleichscheinenden Umständen so große Differenzen in den Schußweiten vorfinden. Bei den Kanonen erstrecken sich diese Differenzen bis auf 200, bei den Haubitzen sogar bis auf 500 Schritt. Es sind aber hier noch lange nicht alle Umstände angeführt worden, welche auf die Schußweite Einfluß haben können, um so mehr geht daraus hervor, wie schwierig es ist, die Erfahrung mit den Resultaten der Theorie zu vergleichen, da die Erfahrungen selbst so sehr von einander abweichen. — Beim Werfen der Bomben findet eine bessere Uebereinstimmung der Theorie mit der Erfahrung Statt. Dies kommt daher, daß die Bomben sich weit langsamer als die Kanonenkugeln bewegen, mithin alle die Hindernisse, welche der Widerstand der Luft vermöge der Geschwindigkeit herbeiführt, bedeutend verringert werden. — Ein anderer Umstand hat auf den Unterschied der Schußweiten bedeutenden Einfluß, nämlich: daß die

Digitized by Google

Kugeln nicht immer einerlei Gewicht haben, auch nicht immer vollkommen rund sind, und daß sich der Schwerpunkt der Kugel nicht jederzeit in ihrem Mittelpunkte befindet. Dieses zusammen genommen vermindert abermals den Nutzen, den sich der praktische Artillerist von den berechneten Schießtabellen verspricht, besonders da man im Felde die Schußweiten nicht *messen*, sondern nur schätzen kann, wodurch Irrthümer unvermeidlich sind. Demungeachtet hat die Wissenschaft durch die neuen Theorien gewonnen; es ist erwiesen worden, daß die parabolische Theorie völlig unzulässig ist, daß der Elevationswinkel von 45° *nicht* die größte Schußweite giebt, sondern daß der Winkel der größten Schußweite zwar kleiner als 45°, jedoch nicht unveränderlich derselbe sey, dagegen von der anfänglichen Geschwindigkeit, von der Dichtigkeit der Luft und von dem Durchmesser der Kugel abhängt. Je kleiner alle diese Dinge sind, desto mehr nähert sich die wirkliche Kugelbahn der parabolischen, und im luftleeren Raume würde sie ganz mit ihr übereinstimmen. — Außer den Unterschieden der Schußweiten sind noch die Seitenabweichungen zu berücksichtigen, welche zwar beträchtlich, aber doch nicht so groß, als die Abweichungen in die Weite sind. Man sollte glauben, daß wenn die Seitenabweichung der Kugel für eine gewisse Distanz bekannt ist, aus der Aehnlichkeit der Dreiecke die Abweichung auf eine jede beliebige Distanz gefunden werden könnte; allein die Erfahrung hat es nicht bestätigt, und *Robins* hat gefunden, daß die Seitenabweichungen der Kugeln sich *nicht* wie die Entfernungen von der Mündung verhalten, welches doch der Fall seyn müßte, wenn sie bloß aus fehlerhaften Richtungen, oder aus Anschlägen entstanden wären, welche die Kugel an den Seiten der Seele macht. Er fand mittelst eines wohlbefestigten Flintenlaufs, daß die meisten Kugeln auf 180 Fuß Entfernung nur ½ Fuß, auf die doppelte Entfernung aber bei weitem mehr als doppelt abwichen. Es muß also eine fortwirkende Ursache gewesen seyn, welche die Abweichung hervorgebracht hat, und diese ist vorzüglich in der unvollkommenen Kugelgestalt der Geschosse zu suchen, weil alsdann die mittlere Richtung des Widerstandes der mittleren Richtung der fortgehenden Bewegung der Kugel nicht geradezu entgegengesetzt ist. Bei den Geschützen werden die Seitenabweichungen, selbst bei vollkommen runden Kugeln, noch durch folgende Umstände vermehrt: 1) Wenn die vertikale Ebene durch die Axe der Seele gelegt, mit der vertikalen Ebene durch das Visir und Korn gelegt, nicht zusammenfällt, sondern einen kleinen Winkel macht. — Dies kann der Fall seyn: a) wenn zwar die Seele gerade gebohrt, Visir und Korn aber nicht richtig aufgesetzt sind. b) Wenn die Seele schief gebohrt, oder die Metallstärken hinten und vorn nicht gleich dick abgedreht sind. c) Wenn die Axe der Schildzapfen gegen den Horizont geneigt ist, oder das eine Rad höher, als das andre steht. Dieser letzte Fall ist der im Felde am Häufigsten vorkommende, und deswegen muß man ja das gesunde Augenmaaß in Anwendung bringen. Bis jetzt kann auf den Elevationswinkel keine Rücksicht genommen, sondern die Kanonen können nur so betrachtet werden, als ob die Axe der Seele horizontal gestellt gewesen wäre. Ist diese aber über den Horizont erhoben, d. h. die Kanone elevirt, so muß dadurch die Seitenabweichung der Kugel noch bedeutend vermehrt werden. Hierin liegt der Grund, warum die Flugbahnen der Haubitzen unsichrer sind, als die der Kanonen, und deshalb bedient man sich bei den erstern nicht gern des Aufsatzes, sondern lieber des Quadranten und des Richtloths. — 2) Wenn die Seele nicht gerade gebohrt, sondern die Axe derselben etwas gekrümmt ist, so wird die Kugel beim Herausfahren eine von der eigentlichen Richtung verschiedene annehmen. Durch diesen Umstand werden sowohl Seitenabweichungen als Differenzen in den Schußweiten entstehen. 3) Bekanntlich ist die Kugel mittelst eines hölzernen Spiegels an die Pulverladung befestigt; selten wird der Spiegel *so* im Rohre zu liegen kommen, daß seine Hinterfläche senkrecht auf die Axe der Seele steht, folglich wirkt der Stoß nicht auf

Digitized by Google

den Mittelpunkt der Kugel, wodurch Anschläge entstehen, indem die Kugel an der einen Seite der Seele heran, und von ihr wieder abprallt; dadurch verläßt sie das Rohr unter einem andern Winkel, als sie, dem Elevationswinkel zufolge, sollte. 4) Endlich werden Seitenabweichungen auch dadurch veranlaßt, daß das Geschütz nicht immer gerade zurückläuft, sondern schon vom ersten Augenblicke an, wo sich die Kugel noch im Rohre befindet, eine andere Richtung erhält. — Obgleich die hier angeführten Gründe von der Art sind, daß man sie bei der Anwendung, d. h. beim wirklichen Gebrauche der Geschütze zum Theil nicht abändern kann, so dienen sie doch wenigstens dazu, Rechenschaft von der Ungewißheit des Treffens zu geben, und einige Verhaltungsregeln beim Schießen daraus abzuleiten. Diese sind: 1) daß man nach einigen wenigen Schüssen nicht sogleich die Richtung oder den Elevationswinkel ändre, es sey denn, daß der Fehler augenscheinlich in der falschen Beurtheilung der Distanzen gelegen hätte. 2) Daß die Seitenabweichungen geringer sind, als die Differenzen in den Schußweiten; mithin es jederzeit wahrscheinlicher sey, einen langen und schmalen Gegenstand, dessen Länge in der Schußlinie liegt, zu treffen, als einen Gegenstand, der zwar eine breite Fronte, aber eine nur sehr geringe Tiefe darbietet. Hieraus folgt die Regel, daß man stets suchen muß, den Feind der Länge nach zu beschießen (zu enfiliren), oder doch wenigstens in einer schrägen Richtung. 3) Daß man Sorge tragen müsse, ein Geschütz nicht so zu stellen, daß ein Rad merklich höher als das andere steht. — Ehe wir den Artikel über die Kugelbahn beschließen, ist es nöthig, die Geschwindigkeit der Kugeln, und besonders die anfängliche zu erörtern, da sie für den Artilleristen wirklich wichtig sind. Geschwindigkeit heißt die Fähigkeit eines Körpers, einen gewissen Raum in einer gewissen Zeit in gleichförmiger Bewegung so zu durchlaufen, daß in jedem Theile dieser Zeit auch der so vielte Theil des Raums durchlaufen wird. Zum Zeitmaaße nimmt man gewöhnlich 1 Sekunde an. Wenn man sagt, ein Körper habe 450 Schritt Geschwindigkeit, so heißt das, er hat die Fähigkeit, in 1 Sekunde Zeit 450 Schritt in gleichförmiger Bewegung zurückzulegen. Ist aber die Bewegung nicht gleichförmig, sondern veränderlich (wie dies bei den Geschossen der Fall ist), so ist auch die Geschwindigkeit des bewegten Körpers in jedem unendlich kleinen Zeitraum verschieden, und in diesem Falle würde obige Benennung sagen: der Körper würde, wenn er in diesem Augenblicke anfinge, sich gleichförmig zu bewegen, die Fähigkeit, haben 450 Schritt in 1 Sekunde Zeit zurückzulegen; allein in keinem Falle, daß er in der nächsten Sekunde wirklich 450 Schritt zurücklegt. Wenn man daher sagt: der Kugel ist eine anfängliche Geschwindigkeit von 600 Schritt mitgetheilt worden, so heißt dies keineswegs, daß sie in der ersten Sekunde 600 Schritt zurücklegt, sondern daß sie 600 Schritt in einer Sekunde zurücklegen würde, wenn sie mit der nämlichen Geschwindigkeit, mit welcher sie das Rohr verläßt, 1 Sekunde fortgegangen wäre. Dies würde der Fall seyn, wenn weder die Schwere noch der Widerstand der Luft auf die Geschwindigkeit einwirkten. Die anfängliche Geschwindigkeit eines Geschosses kann berechnet werden, und zwar aus den Dimensionen des Rohrs und der Pulverladung; allein dies gehört zu dem Gebiete der höhern Mathematik und Mechanik, und kann hier nicht auseinandergesetzt werden. Bei der Berechnung selbst müssen überdies folgende Voraussetzungen gemacht werden: a) daß die Kugel keinen Spielraum habe, b) daß von der Pulverkraft nichts durch das Zündloch verloren gehe, c) daß die Kugel weder durch die Reibung, noch durch den Widerstand der Luft im Rohre aufgehalten werde, d) daß die ganze Masse der Ladung bereits entzündet sey, ehe die Kugel ihre erste Lage im Rohre merklich verändert hat, e) daß das Verhältniß des Elastizitätsdruckes der aus dem Pulver beim Verbrennen entbundenen Flüssigkeit zu dem Elastizitätsdrucke der atmosphärischen Luft genau bekannt ist. Da aber die hier

Digitized by Google

genannten 5 Voraussetzungen niemals bei der Ausübung Statt finden, so leuchtet die Unzuverlässigkeit der Rechnung ein. Man behält daher nur übrig, praktische Versuche zum Grunde zu legen, um die anfängliche Geschwindigkeit zu bestimmen. — Robins hat zuerst das sogenannte ballistische Pendel angewendet, um die Geschwindigkeit der Flintenkugeln zu bestimmen. Dies Pendel ging in einem hölzernen Block aus, gegen welchen geschossen, und dadurch das Pendel bewegt ward; mittelst eines Bandes, welches sich beim Schwingen des Pendels herauszog, erfuhr man die Sehne des Elongationswinkels, und aus dieser die Geschwindigkeit der Kugel. Das ballistische Pendel ist durch Hutton verbessert worden. Er stellte damit Versuche zu Woolwich an. Die Kanone war an das Pendel selbst befestiget, und ward schwebend abgefeuert. Durch den Rückstoß, der hier einen Bogen beschreibt, erfuhr man die Sehne des Elongationswinkels, und aus dieser die Geschwindigkeit. Mathey ließ einen großen Zylinder anfertigen, dessen Umkreis aus Papier bestand, und durch eine mechanische Einrichtung in einer gewissen Zeit um seine Axe gedreht werden konnte. Eine durch den Zylinder geschossene Kugel wird, vermöge der drehenden Bewegung, nicht durch den Durchmesser gehen, sondern durch die gegenüberstehende Papierfläche ein wenig seitwärts herausgehen, und diese Abweichung, verbunden mit der bekannten Umdrehungszeit, erlaubt einen Kalkul für die Geschwindigkeit der Kugel. Dieser Versuch ist durch Grobert vervollkommnet worden. Statt des Papierzylinders wählte er 2 sehr große sich gegenüberstehende Papierscheiben, welche ebenfalls um ihre Axe gedreht werden konnten. Sie konnten bei weitem größer angefertigt werden, als der Zylinder, der bei dieser Größe nicht mehr zu handhaben gewesen seyn würde. Dadurch brachte Grobert es dahin, die Geschwindigkeit für die Geschützkugeln, und zwar von dem größten Kaliber und unter jedem willkührlichen Elevationswinkel, zu bestimmen, indem man der Meinung ist, daß größere Elevationen den Geschützkugeln auch eine veränderte anfängliche Geschwindigkeit geben. — Wenn man ein Geschützrohr genau vertikal, oder wenigstens unter einem sehr kleinen Richtungswinkel, z. B. 1° — 3° aufstellte und abschösse, die Zeit aber, welche die Kugel zu ihrem Steigen und Wiederniederfallen brauchte, mittelst eines Pendels, oder einer Sekundenuhr beobachtete, so würde sich die anfängliche Geschwindigkeit ebenfalls daraus berechnen lassen. Noch leichter erhält man sie durch Beobachtung der Auffschläge der Kugel und Anwendung der durch Vega gefundenen Formel zur Berechnung der Flugbahn. Diese Formel gilt aber nur für kleine Elevationswinkel, und wird daher für die Geschwindigkeit der Granaten und Bomben nicht angewendet werden können. Bei diesen wird die Wurfweite und die Dauer der Wurfzeit in Sekunden beobachtet, und die Bewegung der Bomben in ein horizontales Fortrücken nach dem Ziele, so wie in ein vertikales Steigen und Sinken zerlegt, und danach die anfängliche Geschwindigkeit berechnet. Die nachstehende Tabelle enthält das Resultat aus 74 beobachteten Schüssen, welche mit einem 12pfünder geschahen, um die anfängliche Geschwindigkeit der Kugel danach berechnen zu können.

Elevation.				Mittlere anfängliche Geschwindigkeit.	
0°	(Kernschuß)	. . . . .		697.17	Schritt
0°	47′ 44″	(Visirschuß)	. . . . .	813.28	—
1°	27′ 8″	(1 Zoll Auffatz)	. . . . .	703.36	—
2°	6′ 30″	(2 — —)	. . . . .	687.88	—
2°	45′ 51″	(3 — —)	. . . . .	736.72	—
3°	25′ 9″	(4 — —)	. . . . .	680.58	—
4°	4′ 23″	(5 — —)	. . . . .	670.11	—
4°	43′ 34″	(6 — —)	. . . . .	655.54	—

Digitized by Google

Die Summe aller 74 berechneten Geschwindigkeiten betrug 51891.03 Schritt, wovon die arithmetische Verhältnißzahl 701.23 als die mittlere Geschwindigkeit des 12pfünders ausmacht. Außerdem lehrt diese Tabelle, daß der Visirschuß der Kugel die größte anfängliche Geschwindigkeit mitzutheilen scheint, und in der That bestätiget auch die Erfahrung, daß der Visirschuß für den praktischen Artilleristen der wichtigste ist, welcher im Felde am häufigsten Anwendung findet, vorausgesetzt, daß das Terrain eben ist.

Bahn. Weg. Straße. Pfad. Steig. Weg bezeichnet überhaupt die Linie, die zwischen zweien Oertern gedacht wird. Durch die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung fand man einen neuen Weg nach Ostindien. Da man auf dem festen Lande die Mittel nicht gebraucht, den Weg nach einem Orte zu finden, deren man sich zur See bedient: so erkennt man gewöhnlich an den Spuren der Reisenden den Weg, der zu einem Orte führet, und man nennt daher diese Spuren auf der Oberfläche der Erde den Weg. So sagt man: hier verlor sich der Weg, d. i., man konnte keine Spur eines Weges mehr sehen: es war so finster, daß man den Weg nicht mehr sehen konnte. Bahn ist der zubereitete Weg, worin der bewegte Körper bleiben muß, wenn er zu dem Ziele gelangen soll. Diese Bedeutung hat es in Laufbahn, Schlittenbahn, Kegelbahn. Wenn die Kugel keine Kegel trifft: so kömmt sie von dem rechten Wege ab, ob sie gleich in der Bahn bleibt. Diesen bestimmten Weg, der dem bewegten Körper zubereitet ist, muß er immer nehmen. Daher haben die Planeten ihre bestimmten Wege, die man Planetenbahnen nennt, und aus denen sie nicht weichen können. Straße, via lapidibus strata, dessen Ableitung von dem Lateinischen in dem niederdeutschen Strate noch sichtbarer ist, bedeutet einen breiten Weg, der befahren wird, und durch sein Pflaster oder durch andere Abzeichnungen sichtbar ist. Daher der sichtbare, durch seine Farbe sich unterscheidende, Streifen am Himmel die Milchstraße genannt wird. Pfad, niederdeutsch Pad, Padweg, ist derjenige Weg, den die Fußgänger neben dem großen Fahrwege gemacht haben, welcher gemeiniglich dichter und zum Gehen bequemer ist. Steig und Fußsteig hat ohne Zweifel ursprünglich einen engen Weg über Anhöhen und Berge bedeutet, über welche man nicht mit Wagen fahren kann. Denn es kömmt von Steigen her, und ist daher erst uneigentlich für jeden Fußweg gebraucht worden. In der gemeinen Sprache hat es dann in den meisten Provinzen das Wort Pfad verdrängt, welches in der edlern Sprache und vorzüglich in seiner metaphorischen Bedeutung einer Regel des Verhaltens geblieben ist. Man sehe die verschiedene Bedeutung obiger Wörter in nachstehender Parabel.

Jüngling, willst du die Reise zum Tempel der Wahrheit beginnen:
Merke zuerst dir den Weg, er heißet Lernen und Denken.
Wisse, gerad' ist er nicht, auch sind die Pfade nicht kenntlich.
Leicht verirrt sich dein Fuß auf die Nebenstraße des Irrthums,
Suchst du die Steige, zumal die mühsamen Steige zu meiden,
Oder brichst du dir kühn die Bahn selbst ohne den Führer,
Der, mit der Fackel voran, des Weges kundig dir leuchtet,
Wenn ihn der Nebel des Wahns dir oft im Gehen verdunkelt.
Kennest du einmal den Weg, dann bahne dir, ihn zu erleichtern,
Oder dir zu verkürzen, die Pfade selbst nach Belieben;
Oeffne dir Steige durch Felsen und ungangbare Gekklüfte,
Daß der Enkel sich freut des bessern kürzeren Weges,
Und es lange dir danke, dem ersten kühnen Erfinder.

Baian oder Baion (Andreas), ein indischer Priester, zu Goa geboren, nahm die christliche Religion an, und kam nach Rom, wo er Priester wurde im J. 1630. Seine vorzüglichsten Werke sind die Uebersetzung der

Digitized by Google

Aeneide in hellenische Verse, und die der Lusiade von Camoens in altrömische.

Baiern. Im Anfange des 6ten Jahrh. wird zuerst der Bojoarier, die, wie von Pallhausen gegen Mannert bewiesen hat, Abkömmlinge der alten Bojer, eines keltischen Volksstammes, waren, als Bewohner des jetzigen Baierns gedacht. Ihre mächtigen Fürsten, auch wohl Könige genannt, wurden immer aus dem Geschlechte der Agilolfingen gewählt, waren aber der Oberhoheit der fränkischen Könige unterworfen. Das Volk hatte eigene Landesgesetze, die, früh gesammelt, sich bis auf unsere Zeiten, als ein wichtiges Denkmal altdeutscher Rechtsanstalten, erhalten haben. Dem Herzoge waren außer Baiern auch Oesterreich bis an die Gränzen Ungarns, Steiermark, Kärnthen, Krain, Görz, Tirol und Salzburg unterthan. Die Fürsten des Landes und ihr freisinniges Volk ertrugen unmuthig die fränkische Herrschaft, und empörten sich öfters, bis endlich Karl der Große das Land bezwang, und unter verschiedene Grafen, die es in seinem Namen beherrschten, vertheilte. Unter Karls nächsten Nachfolgern theilte Baiern die Schicksale Deutschlands, fortdauernd von Grafen oder Markgrafen beherrscht. Im J. 920 ward Arnulf, wahrscheinlich aus Karls des Großen Geschlechte, von dem deutschen Könige Heinrich I. zum Herzoge von Baiern ernannt. Er war der Stammvater der Herren v. Scheuern, die später den Namen Wittelsbach von dem Orte, wo sie ihre Residenz aufschlugen, annahmen. Unter den folgenden deutschen Königen gehorchte Baiern verschiedenen Herzogen aus dem sächsischen Kaiserhause, und nachdem es kurze Zeit den ersten Beherrscher aus dem Geschlechte der Herren von Scheuern gehabt hatte, stand es ungefähr 100 Jahre unter dem mächtigen Hause der Welfen, bis Heinrich der Löwe, von dem Kaiser geächtet, mit seinen übrigen Reichslehen auch Baiern verlor. Der Kaiser verlieh das Herzogthum Baiern, von welchem jedoch Oesterreich ob der Ens, Steiermark, Tirol, Istrien und Görz abgerissen wurden, dem Ahnherrn des jetzigen baierischen Hauses, Otto von Wittelsbach. Der Sohn des neuen Herzogs erhielt vom Kaiser Friedrich II. die Pfalz am Rhein. Unter seinen Nachfolgern wurden jedoch beide Länder getheilt, und im Herzogthum Baiern entstanden nach und nach drei abgesonderte Linien. Im J. 1550 wurde endlich durch ein Hausgesetz künftigen Theilungen vorgebeugt, und das wittelsbachische Erbe war fortan nur zwischen dem pfälzischen Hause, welches die Kurwürde besaß, und dem Herzoge von Baiern getheilt. Herzog Maximilian, einer der ausgezeichnetsten Fürsten seines Zeitalters, erwarb sich durch die Dienste, welche er dem Hause Oesterreich im 30jährigen Kriege geleistet, die dem pfälzischen Hause entzogene Kurwürde und die obere Pfalz. Im westphälischen Frieden ward jedoch die pfälzische Kur wieder hergestellt, und seitdem regierten beide Stammvettern in der Pfalz und in Baiern als Kurfürsten, welche nach dem 1329 zu Pavia geschlossenen Hausvertrage in Erbverbrüderung standen. Die baierische Linie starb 1777 aus, und die Länder derselben kamen, kraft jenes Vertrags, an das pfälzische Haus, dessen Haupt der Kurfürst Karl Theodor war, der nun den Titel eines Kurfürsten von Pfalzbaiern annahm. Als dieser 1799 ohne eheliche Nachkommen starb, folgte ihm als nächster Erbe das Haupt der pfälzischen Nebenlinie, Maximilian Joseph, Herzog von Zweibrükken, der 1805 den Königstitel annahm, und dem, in demselben Jahre gestifteten, Rheinbunde bis zum 8. Octbr. 1813 angehörte, wo er sich, einer der Ersten, dem rettenden Völkerbunde anschloß. Das Königreich Baiern besteht aus dem ehemaligen baierschen Kreise mit Ausnahme des Erzbisthums Salzburg, dem östlichen Theile von Schwaben, fast ganz Franken, aus

Digitized by Google

Theilen des Erzbisthums Mainz und des Bisthums Fulda. Ganz abgesondert von jenen Theilen liegen links des Rheins das Fürstenthum Zweibrücken, die Grafschaften Lautern und Leiningen, Theile der Grafschaften Veldenz und Sponheim, des Bisthums Speier und der Rheinpfalz. 1.490 □Meilen, 3,500.000 Einw. Eintheilung. 1) Der Isarkreis. 2) Der Oberdonaukreis. 3) Der Unterdonaukreis. 4) Der Regenkreis. 5) Der Rezatkreis. 6) Der Obermainkreis. 7) Der Untermainkreis. 8) Der Rheinkreis links des Rheins. Staatsverfassung. Der König ist beschränkt durch die Ständeversammlung, welche er wenigstens alle 3 Jahre zusammenberuft, und welche Theil nimmt an der Gesetzgebung und an der Bewilligung der unmittelbaren Steuern. Die Ständeversammlung besteht aus den beiden Kammern der Reichsräthe und der Abgeordneten der Universitäten, Geistlichen, Bürger und Landeigenthümer. Der Staatsrath die höchste berathende Behörde. Fünf Ministerien: der auswärtigen Angelegenheiten, des Innern, der Finanzen, der Justiz, des Kriegs. — Thronfolge in männlicher und weiblicher Linie. Residenz München. Religion. Hofreligion die katholische. Herrschend in Altbaiern und in den ehemaligen fränkischen und rheinischen Bisthümern die katholische Religion, übrigens die lutherische. Gleiche Rechte aller Parteien. Finanzen. Staats-Einkünfte 30,500.000, Staats-Schulden 102,000.000 Gulden. Kriegsmacht 47.000 Mann, darunter 7.000 M. Reiterei, 4.000 Mann Artillerie, Pioniere, Sappeurs, Mineurs. Außerdem Reserve und Landwehr. Jeder Waffenfähige soll vom 19—23sten Jahre in der Linie dienen, dann in die Landwehr treten. — Militair-Akademie, Artillerie-Akademie, topographische Schule, alle in München. — Stückgießereien in München und Bamberg. Gewehrfabriken in Amberg und Kronach. — Festungen: Vorchheim und Würzburg, Veste bei Kronach.

Baif (Joh. Anton de la Neuville), natürlicher Sohn des Abbé Lazarus de la Grenetiere, wurde zu Venedig im J. 1530 geboren, wohin Franz I. den Vater als Gesandten geschickt hatte. Auch vom Vater sind zwar gelehrte, allein ordnungslose Schriften vorhanden: De re vestiaria; de re navali etc. Der Sohn vollendete seine Studien zugleich mit Ronsard. Beide widmeten ihre Muße der französischen Dichtkunst; allein Beide entstellten sie durch ein barbarisches Gemengsel von Wörtern, die aus hellenischer und altrömischer Quelle geschöpft waren. Baif wagte den Versuch, die rhythmischen Versmaaße der Alten in französische Gedichte einzuführen; allein seine Anstrengungen waren fruchtlos. „Dieser Reimschmied war, nach dem Ausdrucke des Kardinals du Perron, ein sehr guter Mensch, allein ein schlechter Dichter." Seine Verse sind unregelrecht und kriechend. Er ist der Erste, der zu Paris eine Art von musikalischer Akademie errichtete. Es wurden bei ihm für die damaligen Zeiten sehr gute Concerte gegeben. Karl IX. und Heinrich III. fanden sich oft dabei ein. Diese Concerte waren der Ursprung der Ergötzungen, Maskeraden und Ballete, welche bis auf Ludwig XIV. die Lustbarkeiten des Hofes ausmachten. In Baif's Werken findet sich Alles: Ernsthaftes, Lächerliches, Heiliges, Weltliches, mehr Fülle und Abwechselung, als Urtheil. Seine Werke erschienen in 2 Bänden, zu Paris, 1573. Er starb 1592.

Baikal oder das heilige Meer, ein See im russischen Gouvernement Irkuzk, 78 Meilen lang, 10 M. breit, 20 — 200 Klaftern (zu 7 Fuß) tief, von dem Baikalgebirge umgeben, mit süßem und hellem Wasser, reich an Stören und schwarzen Seehunden, Naphthaquellen und innern Aufwallungen, wegen welcher die Schiffe auch bei ruhiger und ebener Oberfläche so schwanken, daß man sich kaum darin erhalten kann. Ein mäßiger Wind

Digitized by Google

macht ihn bisweilen dem tobendsten Meere ähnlich, da hingegen ein Sturm oft wenig Wirkung auf ihn hat. Bei Stürmen und kalten Herbstwinden entstehen von der sehr starken Bewegung des Baikal vor den Klippen der Felsengebirge Eissäulen, Bokuji genannt; auch nahe an der Küste thürmen sich dann große Eisberge auf, an denen nicht selten die zu dieser Zeit sich auf dem Wasser befindenden Fahrzeuge scheitern. Die Gegend ist wegen der sie umgebenden Gebirge sehr kalt; daher friert der See im Dezember zu, und wird im Mai erst wieder offen.

Baillie (Wilhelm), Offizier in englischen Diensten, widmete seine Muße dem Studium der schönen Künste, und zeichnete sich als Liebhaber unter den Kunststechern seiner Zeitgenossen aus. Sein Werk ist ein starker Band, worin sich mehrere Stücke in Rembrant's Geschmack oder in schwarzer Manier befinden, die mit vieler Sorgfalt nach italienischen, flamländischen und holländischen Meistern ausgeführt sind. Geschätzt ist wegen künstlerischer Genauigkeit seine Kopie des Goldwägers nach Rembrant. Ausgezeichneten Werth haben auch die gerechtfertigte Susanna und die beschämten Alten. Wir verdanken auch ihm die Wiederherstellung von Rembrant's Platte, die Heilung des Gichtbrüchigen darstellend, welche unter dem Namen des Stückes von 100 Gulden bekannt ist.

Baillif (Rochus le), bekannt unter dem Namen: la Riviere, erster Arzt Heinrichs IV., geb. zu Falaise, † zu Paris 1605. Der König ließ ihn dem Dauphin, seinem Sohne, dem nachmaligen Könige Ludwig XIII., das Horoscop stellen. Der astrologische Arzt weissagte, dieser Fürst werde einen von seinem Vater ganz verschiedenen Karakter offenbaren; er werde fest an eigenen Meinungen haften, sich aber auch fremden hingeben; er werde Kriege führen, die Hugenotten verfolgen; alle gute Einrichtungen würden über den Haufen geworfen werden, nach ihm würden sich die Sachen immer mehr und mehr verschlimmern; er werde jedoch große Dinge thuen, und ein Menschenalter leben. Ein Theil dieser Weissagungen setzte Heinrich IV. in Bestürzung. Solche Züge aus dem Privatleben großer Könige karakterisiren weit besser, als es die Erzählung ihrer Heldenthaten zu thuen vermag.

Baillon (Immanuel), lieferte weitläufige Materialien für die Naturgeschichte, und insbesondere für die Vögelkunde. Die Naturkundigen verdanken ihm die genaue Kenntniß der Sitten, der Gewohnheiten und der Aufenthaltsorte der meisten der See- und Küstenvögel, welche zufällig Frankreichs Seeufer besuchen. Einige waren nur wenig bekannt, andere waren es ganz und gar nicht. Er besaß die Kunst, die Vögel mit der Anmuth zu bereiten, welche einen Theil des Verdienstes solcher Sammlungen ausmacht. Das Museum der Naturgeschichte zu Paris ist davon ein sprechender Beweis, denn es verdankt ihm fast alle See- und Küstenvögel, die man dort findet. Er suchte sorgfältig die seltensten Arten auf. Alle Jahre sammelte er eine Menge lebender Vögel, mit welchen er die Bauer des Pflanzengartens bevölkerte. Ueber die wilde Seegans (barnache) gab es nur dürftige Nachrichten von Buffon, welche dieser von Baillon erhalten hatte; allein der letzte Aufsatz desselben über jenen Vogel läßt nichts mehr zu wünschen übrig. Er hat den Gegenstand erschöpft, und die genauesten Nachrichten über die Wanderungen und die Ursachen, welche sie bestimmen, ans Licht gefördert. Seine Abhandlung über die Ursachen der Abnahmen der Waldungen und die Hülfsmittel dagegen gewann den von der Nation ausgesetzten Preis. Auch ist von ihm vorhanden eine Abhandlung über die beweglichen Sandhaufen an den Küsten des Kanals, und über die Hülfsmittel gegen Anwachs derselben. Baillon starb zu Abbeville im Jahr 1803.

Bailly (Johann Sylvanus), geboren zu Paris den 15. Sept. 1736. Seine Erziehung beschränkte sich anfänglich auf bloßen Unterricht im Zeichnen. Der Zufall öffnete ihm aber bald eine ernstere Bahn des Unterrich-

Digitized by Google

tes. Der Mathematiker Moncarville hatte einen Sohn, und bat Bailly, den Vater, demselben Zeichenstunden zu geben, während er dem seinigen mathematischen Unterricht ertheilen werde. Als Bailly Moncarville's Kenntnisse erschöpft hatte, bekam er den Vater des berühmten Clairaut zum Lehrer. Literarischer Ruhm, den einer seiner Freunde erhielt, entflammte seine Einbildungskraft, und im Alter von 16 Jahren verfertigte er zwei Tragödien. Die erste heißt Clotaire. In diesem Werke beschreibt Bailly den Tod eines Maires von Paris, der vom Volke erdrosselt wurde. Der Vorwurf der zweiten Tragödie ist die Iphigenie in Tauris, die späterhin von Guimont de la Touche mit Erfolg behandelt wurde. Der Schauspieler la Noue gab ihm den Rath, auf die dramatische Laufbahn zu verzichten, indem er ihm den Verdruß und die Gefahren derselben zeigte. Er sagte ihm, seine wahre Bestimmung seyen die mathematischen Wissenschaften, und darin würde er sich berühmt machen. Es fügte sich, daß Bailly mit dem Abbé de la Caille, einem Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und einem berühmten Astronomen, bekannt wurde; an diesem erhielt er einen Wegweiser, der ihm schnell Liebe für seine Wissenschaft einzuflößen wußte. Im J. 1763 widmete der junge Bailly besagter Akademie seine Bemerkungen über den Mond, und das Jahr darauf gab er eine langwierige Arbeit über die Sterne des Thierkreises heraus. Im J. 1766 erschien „Versuch über die Trabanten des Jupiters nebst Tabellen über ihre Bewegung." Im J. 1771 erschien eine Abhandlung über das Licht jener Trabanten. Diese letztere Schrift, voll tiefer Ansichten, erhob ihren Verfasser zu dem Rang der größten Astronomen. Im J. 1775 gab Bailly den ersten Band seiner Geschichte der alten und neuen Astronomie, und im J. 1784 die Geschichte der indischen und orientalischen Mythen, 5 zusammen, heraus. Diese beiden gehaltvollen Werke bieten gelehrte Forschungen, eine Menge glücklicher Ideen und eine ungeheure Gelehrsamkeit dar. Die Schreibart hat eine ungewöhnliche Anmuth, von welcher nur Fontenelle ein Beispiel in wissenschaftlichen Gegenständen gegeben hat. Einige Einwürfe, welche ihm Voltaire über die Philosophie der Braminen machte, die er als die Erfinder aller Wissenschaften betrachtete, veranlaßte Bailly im J. 1777 zwei anziehende Schriften über den Ursprung der Wissenschaften, die Atlantis von Platon, und über Asiens alte Geschichte herauszugeben. Der Verfasser eignet darin die Erfindung aller unserer Künste einem alten, aus Norden herstammenden, ursprünglich die hohen Ebenen der östlichen Tartarei bewohnenden Volke zu, einem Volke, das von dem Erdball durch irgend eine Revolution der Natur verschwunden ist, und den übrigen Völkern nur die Elemente seiner Kenntnisse, einige Sagen und dunkele Erinnerungen zurück gelassen hat. Von diesem zerstörten Volke sind die Künste auf die Chinesen, Indier, Chaldäer und endlich auf die Hellenen übergegangen, welche sie uns überliefert haben. Nach diesem Systeme erfand also der Orient, dem wir Alles zu verdanken glauben, gar keine Wissenschaft; er bewahrte sie bloß auf. Bailly erheiterte seine astronomischen Studien durch die Literatur. Er erhielt bei der französischen Akademie ein Accessit für seine Lobreden auf Karl V., und auf Moliere, und zu Rouen, für die Lobrede auf Corneille. Die Berliner Akademie krönte seine Lobrede auf Leibnitz. Wir verdanken unserm Verfasser noch die Lobreden auf Cook, La Caille und Gresset. Diese Mannigfaltigkeit der Talente, die Anmuth seiner Schreibart, die Kunst, nie dem Interesse durch Gelehrsamkeit zu schaden, öffneten ihm die Pforten der drei Pariser Akademien — eine Auszeichnung, welche nur Fontenellen zu Theil

Digitized by Google

geworden ist. Im Auftrage der Akademie der Wissenschaften gab Bailly in den Jahren 1784 und 1786 zwei gehaltvolle Berichte heraus. Der Gegenstand des erstern ist eine genaue Prüfung des thierischen Magnetismus, den er als Traum und Täuschung des menschlichen Geistes betrachtet. Der andere hatte zum Zwecke, daß vier Spitäler in den vier verschiedenen Theilen von Paris an die Stelle des einzigen in der Stadt befindlichen Spitals treten sollten. Diese mit physischen Kenntnissen, Kraft und Gefühl begabte Schrift hatte die Behörden entschieden, diesen nützlichen Entwurf in die Wirklichkeit zu fördern, als die Revolution die Ausführung unterbrach. Seine Reden und Abhandlungen erschienen, in zwei Bänden, im J. 1790. Die Wähler von Paris erkoren ihn zum Sekretär 1789, und darauf zum Abgeordneten des dritten Standes für die Ständeversammlung. Er führte in der ersten Zusammenkunft den Vorsitz. Den 6. Jun. brachte er dem Könige seine Ehrerbietung an der Spitze der Gemeinden dar, klagte über die von dem Adel verursachte Verzögerung des Beginns der Arbeiten der Stände, und gab über die Anhänglichkeit des dritten Standes, die Rechte des Thrones zu unterstützen, die heiligste Betheuerung. Als sich die Gemeinden den 17. Jun. als National-Versammlung constituirt hatten, behielt Bailly den Vorsitz; er war es, der den 20. Jun., als der König dem dritten Stande sich zu versammeln verboten hatte, die Versammlung vereinigte, sie nach dem Ballhaus nach Versailles zog, und in jener berühmten Zusammenkunft den Vorsitz führte. Als der Ceremonienmeister von Seiten des Königs den Mitgliedern des dritten Standes gebot, seinen Saal zu verlassen, gab ihm Bailly zur Antwort: „Die versammelte Nation hat keine Befehle zu empfangen." Als Präsident nahm er das Recht in Anspruch, den ersten Eid zu leisten, sich nicht eher zu trennen, bis die Staatsverfassung auf einer festen Grundlage errichtet sey. Den 16. Jul. ward er vom bleibenden Ausschuß zum Maire von Paris ernannt. Den 17. empfing er den König auf dem Stadthause, und bot ihm die National-Cocarde dar. Bemerkenswerth sind folgende Worte in seiner Rede an den König: „Heinrich IV. hatte sein Volk erobert; jetzt ist es das Volk, das seinen König wiedererobert hat." Er wurde auf's Neue zum Maire an eben jenem Tage ausgerufen. Den 25. August leistete er als solcher folgenden Eid dem Könige: „Sire, ich schwöre bei Gott in die Hände Ihrer Majestät, Ihrer gesetzlichen Gewalt Achtung zu verschaffen, die heiligen Rechte der Gemeinde von Paris aufrecht zu erhalten, und Allen Recht wiederfahren zu lassen." Er bot darauf dem Könige einen Blumenstrauß dar, welcher in einen seidenen Flor eingehüllt war, worauf in goldnen Buchstaben diese Worte standen: „Huldigung Ludwig dem Sechzehnten, dem Besten der Könige." Am 6. Oktober empfing er den König an der Barriere von Versailles, und hielt eine lange Rede an ihn, worauf Ludwig XVI. diese Worte erwiederte: „Mit Freude und Zuversicht finde ich mich immer mitten unter den Bewohnern meiner guten Stadt Paris." Den 5. Febr. 1790 wünschte er dem Könige Glück über die Sitzung, die er den Tag zuvor in der Versammlung gehalten, so wie über die Rede, die er darin gesprochen hatte; er sagte unter andern: „er vereinige alle Namen geliebter Monarchen: Ludwigs des Gerechten, Ludwigs des Guten, Ludwigs des Weisen, und bald Ludwigs des Großen." Als nach der Flucht des Königes die Parteien sich theilten, als eine derselben darauf bestand, von der Gelegenheit Gewinn zu ziehen, und Ludwigs XVI. Absetzung auszusprechen, da widersetzte sich Bailly, dem Antrieb Lafayette's folgend, den Bewegungen, die in Paris für die Partei der Absetzung angezettelt wurden — eine Partei, die in ihrem Schooße die Anhänger des Hauses Orleans zählte. Eine ungeheure Volksmenge hatte sich auf das Mars-

Digitized by Google

feld begeben, um dort eine Addresse zu diesem Endzweck zu verfassen. Den 17. Jul. 1791 ließ er das Kriegsgesetz gegen diese Versammlung verkünden, welche durch die bewaffnete Gewalt aus einander gesprengt wurde. Die Nationalversammlung billigte diese Maaßregel; allein jetzt nahm Bailly wahr, daß sein Einfluß mehr und mehr sank; er gab daher die Stelle eines Maire in den letzten Tagen des Novembers auf. Den 18ten stellte er seinen Nachfolger Petion dem allgemeinen Rathe der Gemeinde vor, ging darauf einige Zeit nach England, dann kam er nach Paris zurück. Da er sich durch den Auftritt vom 17. Jul. den Haß des Volkes, dessen Abgott er gewesen war, zugezogen hatte, so hegte er die Hoffnung, man werde ihn vergessen, wenn er sich in Studium und Einsamkeit vergrabe. Darum hielt er sich in der Umgegend von Melun verborgen auf, und lebte hier ganz ruhig bis zum 31. Mai, welcher das Andenken an das blutige Schauspiel auf dem Marsfelde wieder auffrischte. Bailly, welcher den nachforschenden Agenten von Robespierre genau bezeichnet war, ward im Oktober 1793 verhaftet, sogleich nach Paris in die Conciergerie gebracht, den 10. Novemb. vor das Revolutionsgericht zur Untersuchung berufen, und zum Tode verurtheilt. Den Tag nach seiner Verurtheilung ward er auf den unseligen Karren gesetzt, hinter den die rothe Fahne angeheftet wurde, gleichsam um ihm vorzuwerfen, als habe er dieselbe während der Ausübung seiner Amtsverrichtungen flattern lassen. Während er zum Richtplatz geführt wurde, mußte er alle Mißhandlungen des öffentlichen Hohns erdulden; man bewarf ihn mit Koth; wüthende Menschen schlugen ihn mit solcher Barbarei, daß die Henker selber darüber unwillig wurden. Man verlangte, er solle auf dem Marsfelde gerade an der Stelle sterben, wo er auf die Volksversammlung habe Feuer geben lassen. Man steckte die Fahne in Brand, und man schwang sie ihm brennend ins Angesicht! — Er war für einen Augenblick in Ohnmacht gesunken; als er wieder zu sich kam, foderte er mit einer Art von Stolz, man solle seine Leiden enden: Du zitterst, Bailly? rief ihm einer der Henker zu, der seine vom Alter entkräfteten, und von einem kalten und anhaltenden Regen erstarrten Glieder zittern sah. „Ja, mein Freund," erwiederte der Greis, „aber vor Kälte." Als er nun den Kelch der Leiden an Hohn und Grausamkeit bis auf die Hefen ausgeleert hatte, eilte er selbst dem Blutgerüste zu, das man endlich auf einem Misthaufen errichtet hatte, nachdem es einige Male in seiner Gegenwart war versetzt worden. Er starb mit hohem Muthe. In den letztern Zeiten seines Lebens wurde er als Zeuge in dem Prozesse der Königin vorgeladen; er hatte Muth genug, zu erklären, daß die in der Anklage gegen die Königin erwähnten Thatsachen falsch und erdichtet seyen. Es sind zwei nachgelassene Werke von ihm erschienen. Im J. 1800 die Fortsetzung seines Werkes über den Ursprung der Sagen und der alten Religionen, und im J. 1804 sein Tagebuch während der ersten Zeiten der Revolution.

Bainmadu, ein indischer Gott, der an den Ufern des Ganges angebetet wird. Seine Priester sind unaufhörlich beschäftigt, mit breiten Fächern die Fliegen von seinem Gesichte zu verscheuchen.

Baithosus, ein Jude, der im Vereine mit seinem Schüler Sadoc die Sekte der Saduceer gestiftet hat. Dieser Ketzer läugnete das ewige Leben und die Auferstehung. Im Anfange hießen die Saduceer auch Baithosier; allein in der Folge ist ihnen der erste Name allein geblieben.

Baiva, eine Gottheit der Lappländer, in dessen Schutz das Feuer gegeben ist.

Digitized by Google

Baireuth, Hauptstadt des ehemaligen Fürstenthums dieses Namens in dem baierschen Obermainkreise, 25 Meilen von München, in einem weiten, anmuthigen Thale am linken Ufer des rothen Mains, und an einigen hier einfließenden Bächen, nahe an dem Fuße des Fichtelgebirges gelegen, und so schön und regelmäßig wie Bamberg gebauet, mit 11.000 Einwohnern.

Bajadere, ist der ursprünglich portugiesische, unter den Europäern allgemein gewordene Name der hindostanischen Tänzerinnen, welche Musik, Tanz und lieberregende Kunst als Gewerbe treiben, um die Sinne der Männer zu fesseln. Ursprünglich war vielleicht ihre Beschäftigung nur ehrenwerth, und nichts weniger, als anstößig. Es ist auch unter ihnen eine Rangordnung; die geachtetsten gehören den Tempeln der zwei Hauptgottheiten Schiwas und Wischnus an, in denen sie — oft von zarter Jugend an — wohnen, erzogen und von den Priestern unterrichtet werden, selbst in dem, was dem weiblichen Geschlechte der Hindus sonst verboten ist, im Lesen, Schreiben und dem weniger hohen Theile ihrer Religionsbücher. Ihre Beschäftigungen bestehen in manchen geheiligten Zeremonien in den Tempeln in Tanz und Gesang bei Feierlichkeiten. Die Bajaderen des zweiten Ranges gehören keiner bestimmten Pajode an, sie tanzen, spielen und singen bei allen religiösen Festen. Bajaderen der letzten Classe gehören keinem Tempel an, sondern stehen unter der Anführung einer Daja (meist einer, nun zur Matrone gereiften Bajadere) zuweilen als eine Art Eigenthum, wenn diese sie nämlich in frühester Jugend, als arme Kinder zu sich genommen und alle Sorgen und Kosten der Erziehung übernommen hatte. Mit ihr ziehen sie durch Hindostans Städte, um die Gastmale reicher Hinduer und alle Feste mit ihren Zauberkünsten zu beleben, und das Auge lüsterner Männer durch ihre anmuthige Lebhaftigkeit und das Anmuthige ihrer Stellungen zu ergötzen. — Die meisten und angesehensten dieser Bajaderen erscheinen stets im reichsten Anzuge, vorzüglich mit Edelsteinen geschmückt, deren Werth man zuweilen auf 20.000 Rupien, ungefähr 10.000 Thaler Cour. schätzt, die von der ausschweifenden Freigebigkeit ihrer Verehrer gesammelt werden. Die Kunst, durch den Anzug jede Grazie des körperlichen Reizes darzustellen und vortheilhaft zu erhöhen, ist bei diesen erotischen Zauberinnen zu einem wahren Studium erhoben. Zwar tragen sie Beinkleider von streifigem Seidenzeug; diese sind aber dem Fleische so anschmiegend, daß der sie umfließende, durchsichtige Muselinrock keineswegs den schönen Umriß der Hüften und Schenkel verbirgt. — Die vorzüglichste Sorgfalt wird auf Form und Bekleidung des Busens gewendet; ein seidnes Leibchen umschließt ihn so, daß sein natürlicher Reiz ohne allen Zwang erscheint. Der nackte Fuß und die Vorderarme sind mit goldenen Ringen geschmückt. Blumengehänge und goldene Ketten umgaukeln Hals und Brust. Augenzeugen wissen nicht genug von den unnachahmlich schönen Stellungen, der Biegsamkeit der Glieder, der verführerischen Grazie aller Bewegungen, dem seelenvollen Ausdruck ihres großen, funkelnden Auges zu rühmen, wenn sie unter Anführung ihres Balletmeisters und dem Klange der Zymbeln nun die farbigen, durchsichtigen, sie bis dahin umfließenden Schleier, im schönsten Faltenwurf um sich schlagen, und dann die choristischen Vorstellungen nach dem Klange der Musik in den mannigfaltigsten Abwechslungen beginnen, und zugleich ihre unnachahmliche Mimik entwickeln. Obgleich alle ihre Stellungen und Bewegungen auf sinnlichen Genuß berechnet sind; so bemerkt man doch durchaus keine Verletzung des Schicklichen, und sie lassen in dieser Hinsicht die berühmtesten Tänzerinnen der Südsee, und selbst die Spanierinnen weit hinter sich, wenn diese den berauschenden Fandango, oder den üppigen Balero tanzen, die auf Erweckung heißer Sinneslust berechnet sind.

Digitized by Google

Bajae, war eine der berühmtesten Städte Campaniens, als Roma noch Weltbeherrscherin hieß; sie lag zwischen Misenum und Puteoli. Ihre herrliche Lage, ihre berühmten Gesundheitsbäder, erhob sie zum Eden Italiens. Hier strömten die reichsten und angesehensten Bürger Roms zusammen, wo sie ihre prachtvollen Villen hatten. Hier fröhnte man in behaglicher Ruhe dem Genius des Frohsinns und der Wollust. Seine glückliche Lage am reizendsten Meerbusen, den anmuthige Hügel umkränzten, und vor den kälteren Winden in Schutz nahmen, lockte die vornehmen Römer in ihren Schoos, um hier zu vergessen den Zwang der republikanischen Heuchelei, und bei dem Becher des wonnevollen Lebens ruhig einzuschlummern. Selbst Horaz schien begeistert von der Vorstellung dieses Orts als er schrieb: nullus in orbe sinus Bajis praelucet amoenis. Indessen kam doch dieser bezaubernde Ort durch seine Ueppigkeit so in Verruf, daß Properz nicht schnell genug sein Mädchen von dort zurückrufen kann, und Cicero in seiner Vertheidigungsrede für den jungen M. Coelius für nöthig hält, sich selbst zu rechtfertigen, daß er einen Jüngling in Schutz nehme, der Bajae gesehen hat. — Jetzt liegt dieser Ort verödet; nur die Trümmer alter Bäder, welche für Tempel ausgegeben werden, so wie die Spuren ehemaliger Paläste, die sich unter den Wellen zeigen, erinnern an die ehemalige Pracht. Doch unvertilgbar ist der Reiz der schönen Lage an dem schönen Busen des Meers, wo Kaiser Carl V. ein Castel erbaute, welches den Namen der berühmten Stadt Bajae erhalten hat.

Bajazet I, türkischer Kaiser, Sohn und Nachfolger Amurats I, im J. 1389, wegen der Raschheit seiner Eroberungen der Blitz genannt. Weil er voraussah, daß seine großen Entwürfe ihn von seiner Hauptstadt entfernen würden, und weil seine Unterthanen seine Abwesenheit nicht benutzen sollten, um das Reich einem Andern zu geben, so ließ er seinen ältesten Bruder Jacob erdrosseln; eine Behandlung, welche nach Chalcondylas schon unter den Prinzen seines Volkes im Gebrauche war. Er nahm gleich anfangs im J. 1391, 92 und 93 den Christen Bulgarien, Macedonien, Thessalien ab, und brachte fast alle Provinzen der asiatischen Fürsten unter seine Botmäßigkeit. Sigismund, König von Ungarn, von dem der Kaiser Manuel Paläologus Hülfe verlangte, brachte einen Kreuzzug gegen Bajazet in Vorschlag. Frankreich verband sich mit ihm, und sandte Johann, Grafen von Nevers, den Vetter des Königs, mit 2.000 Edelleuten. Allein dieses kleine Heer ward nach einigen Siegen bei Nicopolis in Bulgarien 1396 so gut wie ganz vernichtet. Der Graf von Nevers ward, mit Ketten beladen, nach Prusa geführt. Stolz auf diesen Sieg belagerte jetzt der türkische Kaiser Constantinopel, und zwang den Kaiser Manuel, den Purpur mit seinem Neffen Johann zu theilen, um den Kaiser sich zinsbar zu machen, und ihn einigermaßen zum Vasallen zu haben. Er gab aber die Belagerung von Constantinopel auf, um den siegreichen Waffen des berühmten Tamerlan entgegen zu treten. Dieser Held schickte ihm eine Gesandschaft zu, die der Türke mit Uebermuth behandelte. Tamerlan zog ihm entgegen, und schlug sein Heer bei Angury oder Ancyra. Mustapha, der älteste Sohn Bajazets, ward im Kampf getödtet, und Bajazet gefangen genommen. Der Sieger fragte ihn, was er mit ihm würde gemacht habe, wenn das Loos der Schlacht ihn in seine Hand gegeben hätte. „Ich hätte Dich, erwiederte der Türke, in einen eisernen Käficht eingesperrt." — „Ich habe also dasselbe Recht, versetzte der Tartar, Dich also einzusperren," und ließ es auf der Stelle thun. Bajazet nährte noch immer die Hoffnung, seine Söhne würden kommen und ihn befreien, allein da er seine Hoffnungen vereitelt sah, so zerschmetterte er sich den Schädel an den Stangen seines Kerkers im J. 1403, nachdem er

Digitized by Google

fünfzehn Jahre geherrscht, und acht Monate in der Knechtschaft geschmachtet hatte. Die Geschichtschreiber erzählen, Bajazet sey einäugig gewesen, und sein Gegner habe gehinkt; dieser habe eines Tages, als er jenen in seinem Gitterkerker betrachtete, zu ihm folgende Worte gesprochen: „Gott muß wenig aus Königreichen und Kaiserthümern machen, weil er sie Leuten, wie wir sind, zutheilt; was er dem Einäugigen nimmt, das giebt er dem Hinkenden.“

Bajoire. So nennt man überhaupt diejenigen Münzen und Medaillen, auf welchen zwei Profilbildnisse hinter einander stehen, so daß eines vor dem andern nur wenig hervorragt. Diese Doppelprofile kommen besonders auf Vermählungs-Medaillen vor. Man hat dergleichen von Heinrich IV, von Maria von Medicis, von Kaiser Franz I. und Maria Theresia, von Friedr. Wilhelm III. und der Königin Louise u. s. w. In Genf gab es einst eine Silbermünze dieses Namens, 13 ⅛ Gulden an Werth, die aber sehr selten geworden ist.

Bajus, (de Bay) Michael, wurde 1513 zu Melin im Hennegau geboren, studirte Philosophie und Theologie, auf der damals berühmten Universität Löwen. Hier entwickelte er seine trefflichen Anlagen, so daß man ihn 1551 zum Professor der Theologie erhob. Philipp II. König von Spanien, schickte ihn als seinen Theologen 1563 nach Trient auf die Kirchenversammlung, wo er ein ganzes Jahr als Mitglied verweilte. Unstreitig gehört Bajus zu den ausgezeichnetsten und gelehrtesten katholischen Theologen des 16ten Jahrh. Mit unermüdetem Fleiße studirte er die Schriften der Kirchenväter und besonders die des h. Augustinus. Mit tiefen Kenntnissen ausgerüstet suchte er die Alltags-scholastische Theologie, welche im 15ten Jahrh. in alberne Disputirsucht ausgeartet war, zu stürzen, um sie wieder auf die ursprüngliche Reinheit zurückzuführen. Seine Lehre vom Falle des Menschen und dessen freien Willen verwickelte ihn in Streitigkeiten mit andern Theologen, die ihn, als sie im gelehrten Kampfe mit ihm schlecht bestanden, ketzerischer Lehrsätze beschuldigten, und bei dem Papste verklagten. — Besonders hatte er einen hartnäckigen Kampf mit den Jesuiten zu bestehen, weil er in seiner Lehre von dem freien Willen den Folgesatz aufgestellt hatte: die Mutter Jesu sey auch nicht frei gewesen von der Erb- und wirklichen Sünde. — Sobald seine Meinung zu Löwen unter seinen Schülern bekannt wurde, entstand unter ihnen ein heftiger Kampf. Die Anhänger der alten Lehre legten nun diese neue Meinung der Sorbonne zu Paris zur Beurtheilung vor; diese entschied gegen Bajus. Der päpstl. Nuntius Commendonus suchte vergebens ihn eines Besseren zu belehren. Inzwischen erklärten sich die hohen Schulen in Spanien, zu Salamanca und Alcala ebenfalls wider ihn. Früherhin hatte schon Papst Pius IV. beiden Parteien Stillschweigen aufgelegt, und es hätte dabei bleiben sollen; da aber einmal diese kampflustigen Theologen nicht ruhen konnten, sondern für und wider den Bajus den Federkrieg fortsetzten, ward die Sache so ernsthaft, daß Papst Pius V. sich einmischte, 76 Sätze aus den Schriften des Bajus auszog, und verdammte. Doch Pius V. hatte die Mäßigung, weder den Bajus namentlich zu nennen, noch die Bulle mit der gewöhnlichen Feierlichkeit zu Rom bekannt zu machen, sondern sie durch den Generalvicar zu Mecheln der Facultät zu Löwen zustellen zu lassen. — Bajus beschwerte sich hierauf bei dem Papste, daß man ihm gewisse Sätze angedichtet, andere aber ihrem Sinne nach verdreht habe; allein Pius V. blieb bei seinem Worte. Bajus unterwarf sich dem römischen Machtspruche, wiederrief in Gegenwart des Generalvicars von Mecheln seine Lehre, und erhielt hierauf die Lossprechung von den Censuren. Das Beispiel dieses großen sich demüthigenden Mannes brachte mehr, als

Digitized by Google

das Verbot der theologischen Facultät zu Löwen, Ruhe und Frieden unter die kämpfenden Parteien. Allein um das Jahr 1578 verbreitete sich ein Gerücht, als sey die Bulle des Pabstes Pius V. unterschoben; sogleich standen beide Parteien wieder gerüstet zum heftigen Kampfe. Pabst Gregor XIII. schickte seinen Hofprediger, den Jesuiten und nachmaligen Cardinal Franz Toledo nach Löwen, und ließ dem Bajus versichern, daß die Bulle des Pius ächt sey. Er schwur hierauf abermals die Sätze ab, die durch dieses doppelte Verwerfungsurtheil der Päbste waren verdammt worden. Bajus wurde noch in eben diesem Jahre 1578 zum Kanzler der Universität ernannt, und der König von Spanien, der ihn hochschätzte, übertrug ihm das Amt eines General-Inquisitors in den Niederlanden. Er starb im Ruhme großer Gelehrsamkeit, seltner Demuth und Bescheidenheit. Seine Lehren und Meinungen erbten sich unter dem Namen Bajanismus auf die Jansenisten fort. — Seine zahlreichen theologischen Schriften, größtentheils polemischen Inhalts, wurden von Gabriel Gerberon 1696 zu Cöln herausgegeben.

Bakcheios, Bacheus oder Bachius heißt der Fuß: — — ∪, von Bachos, weil man sich dieses Fußes in den Hymnen bediente, die zu Ehren des Bakchos gesungen wurden. Man nennt ihn auch Abstürmer, Schwerfall, denn er steigt schwer zum trochäischen Falle. Manche nennen auch Bakcheios den Fuß: ∪ — —, der auch Stürmer, Aufstürmer genannt wird. Den umgekehrten Bakcheios bezeichnet man mit dem Ausdrucke: Palim- oder Antibakcheios, und versteht darunter entweder den Fuß ∪ — —, oder — — ∪, je nachdem man — — ∪ oder ∪ — — Bakcheios nennt. Beispiele von bakcheischen und palimbakcheischen Versen sind:

Anmuth, o Jungfrau, gewinnt mehr denn Schönheit.

Und:

Die Anmuth, o Jungfrau, gewinnt mehr denn Schönheit.

Beiderlei Verse sind in der deutschen Dichtkunst noch selten.

Baker (Heinrich), von niederer Abkunft in London, erhielt seine Erziehung von einem Buchhändler. Tag und Nacht sann er auf Mittel, den Taubstummen die Sprache wieder zu geben. Als das Glück seine Unternehmungen in dieser Hinsicht krönte, wurde er in die Gesellschaft der Antiquare und die Akademie der Inschriften aufgenommen, von welcher er eine goldene Medaille 1740 erhielt. Einige Gedichte von origineller Phantasie, sowohl aus dem ernsten, als komischen Gebiete der Dichtkunst, und ein sehr geschätztes Gedicht: das Universum, Oxford, 1768 in 8. sind von ihm vorhanden. Er starb den 25sten November 1774 in einem Alter von 75 Jahren.

Bakis (Bacis), hieß 1) der heilige Stier, der zu Hermonthis in Oberägypten auf ähnliche Weise verehrt wurde, wie der Apis zu Memphis. Sein Haar sollte borstenähnlich seyn, und seine Farbe sich alle Stunden verändern. 2) Einer der ältesten Seher Griechenlands, aus dem ältesten Lande der Götterssprüche, Böotien. Es scheint, daß Bakis überhaupt einen von Nymphen begeisterten Seher bedeutete, von diesem heißt es, daß ihn die Nymphen der korykischen Grotte in der Weissagung unterwiesen. Sein Orakel ertheilte er in dem Flecken Heleon; sie standen in großem Ansehen, und bei Herodot sind uns noch einige aufbewahrt. Wenn der Scholiast Lykophrons drei Seher dieses Namens angiebt, aus Heleon in Böotien, aus Athen und aus Arkadien, so ist dieses wohl aus der allgemeinen Bedeutung des Namens zu erklären. Wer kennt nicht Göthe's Weißagungen des Bakis?

Bakker (Mathias), erfand im J. 1690 die Kameele. Der Zweck dieser nützlichen Maschinen ist, die Schiffe zu erleichtern, und sie über die

Digitized by Google

Untiefen des Pampus in der Zuydersee hinüber in den Ozean zu führen. Die Art und Weise, wie man sich ihrer bedient, ist eben so merkwürdig, als sonderbar. Die Kameele sind zwei schwimmende Behälter, welche, durch Ketten zusammengehalten, das Schiff umgeben. Man zieht einen Stöpfel aus, die Kameele füllen sich mit Wasser an, und sinken auf den Meeresgrund. Sobald sie angefüllt sind, verstopft man die Oeffnungen aufs Neue, und leert sie aus vermittelst einer großen Anzahl von Pumpen. So wie die Kameele sich heben, erhebt das Schiff sich ebenfalls, bis es die Segel aufspannen und über die seichten Strecken im Wasser fahren kann.

Baku, die alte Hauptstadt des Chanats gleichen Namens in der russischen Provinz Lesghinstan, das bloß aus der Halbinsel Abshera besteht, mit einem guten und sichern Hafen an der Westseite des kaspischen Meeres, von dem der angränzende Theil bei den Persern zuweilen den Namen des Meeres von Baku führt. Die Gegend um die Stadt wird wegen ihrer blumenreichen Fluren das Rosenparadies genannt. Es sind in der Nähe mehrere Quellen von schwarzer und weißer Naphtha, wovon jene zum Brennen, und diese zum Lakiren, und, destillirt, als Arzneimittel von den Persern gebraucht wird. Die von Naphtha durchdrungene Erde entzündet sich, nur ein Paar Zoll tief aufgeschürft, augenblicklich durch Berührung mit einer glühenden Kohle ꝛc., und die Flamme löscht nie von selbst aus. An einigen Stellen bricht das Feuer in bläulicher Flamme von selbst aus der Erde hervor. Die Einwohner bedienen sich dieses immerwährenden Feuers zum Kalkbrennen. Die Feueranbeter oder Guebern wallfahrten aus Indien nach Baku zu diesem Feuer, um das sie Tempel und Altäre haben.

Balaffi (Mario), Maler, geb. zu Florenz im J. 1604, starb gegen das J. 1670. Er lernte seine Kunst von Ligozzi, Rosselli und endlich von Paffignato, mit dem er nach Rom reiste, wo er eine Menge Werke ausarbeitete; darauf reiste er mit dem Herzog Octavius Piccolomini nach Deutschland. Als er von dieser Reise zurück kam, malte er für die Brüderschaft der Wundenmahle einen h. Franciscus in dem Momente, wie er die Wunden empfängt — ein sehr geschätztes Stück. Zu Rom hatte er die Verklärung von Raphael so täuschend nachgemalt, daß er die einsichtvollsten Kenner überraschte.

Balbi oder de Balbis (Johann), ein Dominicaner aus Genua, nach seinem Eintritt in den Orden gewöhnlich Johann von Genua genannt, starb ums Jahr 1298. Er schrieb eine Art klassischer Encyklopädie zur Erlernung der lateinischen Sprache, die den Titel Summa oder Catholicon führt. Es ist ein aus 5 Theilen bestehendes Wörterbuch, das aus Isidor, Papias und Agutio, ohne Ordnung und Plan, und wie der Zusamstopler (Compilator) gesteht, ohne alle Kenntniß der griechischen Sprache, zusammengetragen wurde. Der vielen Fehler ungeachtet, war diese Compilation, die auch grammatische und rhetorische Regeln enthält, bis zum 16ten Jahrh. die Hauptquelle aller Sprachbestimmungen, und der vornehmste Führer beim Studium der Latinität. Dieses Werk ist zugleich in der Geschichte der Buchdruckerkunst merkwürdig, denn es erschien unter dem Titel: Summa grammaticalis, valde notabilis, quae Cathologicon nominatur, Moguntiae per Joannem Faustum, 1460. Fol. Aug. Vindel., 1469 Fol. apud Petrum Schöffer. 1472, 1483 und 1486 Fol. Norimb. per Koburger, und dann öfter zu Venedig, Lyon, Paris, Wien und Rouen; zum letzten Mal zu Lyon 1520 Fol.

Balbi (Hieronymus), Erzbischof zu Gurk in Kärnthen, geb. zu Venedig, etwa um die Mitte des 15ten Jahrh., ein Schüler des berühmten Humanisten

Digitized by Google

Pomponius Lätus zu Rom, der seiner Neigung für die alte Literatur die erste Richtung gegeben zu haben scheint. Er kam 1485 nach Paris, und wurde einige Jahre nachher als Lehrer der Humanioren bei der dortigen Universität angestellt. Bald nachher begab er sich nach Padua, und ward von da 1497 als Lehrer des kaiserlichen Rechts nach Wien, und 1499 als Lehrer der Humanioren nach Prag berufen, wo ihn der König Ladislaus von Ungarn 1512 zum Erzieher seines Sohnes und seiner Tochter verlangte, und seinen dreijährigen Fleiß 1515 mit einer Propstei in Presburg belohnte. Im Namen seines Herrn übernahm er verschiedene Gesandschaften nach Wien, Augsburg, Aachen u. a. O., wo seine Beredsamkeit mehr als ein Mal siegte, da er mit ihr eine tiefe Einsicht in die Geschäfte verband. Im ersten Bande seiner Werke finden sich 3 Reden, die er vor Kaiser Karl V. und dem deutschen Reichstage zu Worms 1521, vor Adrian 1522 zu Rom, und ebendaselbst nicht lange darauf vor Clemens VII. hielt. Alle 3 Reden hatten zur Hauptabsicht den Kaiser und den Papst zur Theilnahme an dem Türkenkriege seines Herrn, des Königs von Ungarn, zu bewegen, welches ihm auch bei dem ersten gelungen zu seyn scheint. Der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, seine Verdienste anerkennend, übertrug ihm 1522 das erledigte Bisthum von Gurk, dessen Geschäfte er schon seit 1519 als Coadjutor verwaltet hatte. Noch in eben diesem Jahre ging er als Abgeordneter des Erzherzogs nach Rom, und bald darauf zum zweitenmal eben dahin, wo er sich geraume Zeit aufhielt, und die Vertraulichkeit Clemens VII. genoß. Im hohen Alter begleitete er noch als Geheimrath den Kaiser Karl V. nach Bologna, wohnte dessen Krönung bei, und schrieb bei dieser Veranlaßung sein merkwürdiges Buch von der Krönung (de coronatione). Seit dem lebte er im Stillen, und starb wahrscheinlich 1535. — Balbi war für sein Zeitalter ein merkwürdiger, höchst thätiger Mann, der auf die wissenschaftliche Kultur desselben einen nicht unerheblichen Einfluß hatte, und als freimüthiger Denker Geist und Leben um sich her verbreitete. Alles dieses beurkunden seine öfters einzeln erschienenen, zum Theil wiederholt gedruckten Schriften, von denen wir sehr schätzbare Ausgaben haben. — Sie geben Aufschlüsse über den Geist jener Zeit, und haben auch für jetzt noch ihren Werth. Er unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit Fürsten, Staatsmännern und Gelehrten. In seinen Dialogen herrscht Witz, Gewandheit und Geschmack. Retzer gab 1791 Balbi's vorzügliche Schriften zu Wien in 2 Bänden heraus.

Balboa (Vasco Nunes de), aus Castilien, zeichnete sich frühe durch seine Seezüge aus. In seinen ersten Kriegen gegen die Indier war er so glücklich, daß er ihnen den Frieden nur um Gold gewährte. Er hatte eine so ungeheure Masse dieses kostbaren Metalles, daß er 300 Mark desselben dem Könige von Spanien für sein Fünftel schickte. Neue Entdeckungen und neue Eroberungen setzten seinen Namen an die Seite von Fernando Cortez und Americo Vespucci. Er schiffte sich im J. 1513 in der Hoffnung ein, die Südsee zu entdecken, und einen Monat nach seiner Abfahrt war er bereits im Besitze jenes Meeres. Er gab dem Golf, wo er ans Land stieg, den Namen St. Michael. Er warf sich bis an den Gürtel in das Wasser, den Degen in der einen und den Schild in der andern Hand, und sagte zu den Castilianern und Indiern, welche den Strand bedeckten: „Ihr seyd meine Zeugen, daß ich für die Krone Castiliens von diesem Meere Besitz nehme, und dieser Degen wird ihr das Eigenthum sichern.“ Das Jahr darauf kehrte er nach St. Marie zurück, mit Gold und Perlen beladen. Ein spanis. Statthalter, der in dieser Stadt angekommen war, wurde in Staunen gesetzt, als er Balboa mit einem bloßen Wamms von Baumwolle über seinem Hemde, mit Hosen und Schuhen von Stricken antraf, wie er eine sehr schlechte Hütte, die ihm zur Wohnung diente, mit Reisern überdecken ließ. Eifersüchtig auf den Einfluß, den Balboa in der Colonie genoß,

Digitized by Google

holte der Statthalter einen lange beendigten Rechtshandel wieder hervor, klagte ihn der Felonie an, und, obgleich er den Beweis nicht liefern konnte, ließ er ihn im J. 1517 in einem Alter von 42 Jahren enthaupten. So starb auf dem Blutgerüste einer der trefflichsten Feldherren Spaniens, der eines bessern Looses würdig war.

Balde (Jakob) wurde 1603 zu Ensisheim in Elsas geboren. Damals gehörte das schöne Elsas noch zum deutschen Reiche. Balde studirte anfangs die Rechtswissenschaft, ging aber nachher, wie man sagt, aus unglücklicher Liebe, in den Jesuitenorden, und wurde in einem Alter von 19 Jahren in das Kollegium zu Landsberg aufgenommen. Zu Ingolstadt und München erntete er als Lehrer der Beredsamkeit und als Hofprediger großen Beifall; Deutschland bewunderte seine lateinischen Gedichte, und nannte ihn seinen Horatius; die angesehensten Männer des In- und Auslandes suchten seine Freundschaft. Er war ein sehr einfacher, sanfter und bescheidener Mann, der mit ungemeiner Strenge seine Gedichte feilte, und angehenden Dichtern das nonum prematur in annum nicht genug empfehlen konnte. Seine sämmtlichen Gedichte sind 1660 zu Köln in 4 Thl. erschienen. Er starb 1668 zu Neuburg. Aug. Wilh. v. Schlegel sagt in seinen Karakteristiken und Kritiken: „Ein tiefes, regsames, oft schwärmerisch-ungestümes Gefühl; eine Einbildungskraft, woraus starke und wunderbare Bilder sich zahllos hervordrängen; ein erfinderischer, immer an entfernten Vergleichungen, an überraschenden Einkleidungen geschäftiger Witz; ein scharfer Verstand, der da, wo er nicht durch Partheilichkeit, oder früh angewohnte Vorurtheile geblendet wird, die menschlichen Verhältnisse durchschauend ergreift; große sittliche Schnellkraft und Selbstständigkeit; kühne Sicherheit des Geistes, welche sich immer eigene Wege wählt, und auch die ungebahntesten nicht scheut: alle diese Eigenschaften erscheinen in Balde's Werken allzuhervorstechend, als daß man ihn nicht für einen gebornen, und zwar einen ungewöhnlich reich begabten Dichter erkennen müßte." „Balde, sagt Herder, war ein römisch-katholischer Geistlicher, der eine Zeitlang dem Hofe zu München predigte; dies giebt einen Aufschluß zu vielen seiner Gedichte. Von einem Geistlichen und Ordensmann, der nach strengen Gesetzen der Enthaltung und Mäßigkeit lebt, wird man kein vivamus, mea Lesbia, keine Elegieen in der Weise Tibulls erwarten; auch der Adonisgarten Horazischer Gesänge der Liebe blühet nicht für ihn. Ihm ziemen Regeln, die der stoischen Schule nahe kommen, ob sich gleich unser Dichter zu dieser Schule nicht bekannte. Dem Amor wollte er weder schmeicheln, noch fröhnen; in mehreren Oden, z. B. Wunder der Liebe, an einen Narciß, der zurückblickende Simson, Petrarca, der Brautwerber, u. s. f. schildert er ihn eben nicht zärtlich. Liebhaber der erotischen Poesie werden also hier Vieles vermissen, das sie aber in andern Dichtern desto häufiger finden. Jeder Baum bringe seine Früchte. — Eher möchten wir bei diesem Stande des Dichters beklagen, daß er ihn in seinen Urtheilen einseitig, auf die Protestanten sehr erbittert, und daher ungerecht gegen sie machte. Niemand wird es ihm verdenken, daß er im 30jährigen Kriege die Parthei der katholischen Ligue nahm, deren Haupt sein Kurfürst war, daß Tilly sein Held ist, daß er die Siege des Oesterreichischen Hauses feiert; auch wird es ihm Niemand verargen, daß ihm das Glück der Schweden, selbst Wallensteins Glück verhaßt war, und daß er die Unthaten seiner Gegner sehr zur Schau stellt. Leider war dies damals die sogenannte Staats-Raison beider gegen einander sehr erbitterten Partheien. Dreißig Jahre zogen die Kinder Deutschlands in ihrem eignen Lande umher, um allenthalben die Brust der Mutter zu verwunden, die Gebeine ihrer Brüder zu zertreten. Es war kein Religions-, sondern ein Plünderungs- und Raubkrieg, der den herumziehenden Horden

wohlgefiel, den sie also wohl auch verewigt wünschten. Die Verwünschungen dieses Krieges waren von jeder Seite gerecht. Je länger die Verwüstung währte, desto partheiloser ward jedermann, so daß man auch an unserm Dichter zuletzt bei seinen brennenden Wünschen nach Sicherheit und Frieden durchaus keine Partheilichkeit mehr bemerket. Vielmehr haben ihm seine reine patriotische Oden über Deutschlands Wohl und Weh, über die Sitten der Deutschen, über Deutschlands damaligen Zustand u. s. den meisten Ruhm erworben: denn wer Balde auch sonst nicht kennet, kennet ihn als einen patriotischen Dichter. — Wenn er indeß in früheren Jahren sich von seiner genommenen Parthei so weit aufbringen ließ, daß er z. B. über den an Wallenstein begangenen Mord frohlocket; wenn er gegen die Häupter und Lehrer der Protestanten in unwürdige Schmähungen ausbricht: so kann man dies durchaus nicht anders, als durch die Hitze des Augenblicks in der damaligen Zeitenlage, so wie denn auch durch die frühaufgefaßten Vorurtheile seiner Erziehung, und durch seine Unwissenheit entschuldigen. Balde, wenn er jetzt lebte, würde nicht mehr so schreiben. — Balde gehörte zu der sogenannten Gesellschaft Jesu. Ob ich nun gleich nicht glaube, daß Einer meiner Leser bei Ansicht dieser Worte sogleich das Buch wegwerfen, und was er in ihm gut oder vortrefflich fand, fortan böse oder abscheulich finden werde: so verdient doch, auf der Stelle, auf welcher Balde selbst als Dichter stand, dies Prädicat allerdings eine unpartheiische Erwägung. — Allgemein wissen wir, daß selten jemand sich seinen Stand selbst wählet. Wir treten in ihn meistens zu einer Zeit, da wir ihn noch nicht übersehen, da Nebenumstände uns mehr bestimmen, als die Sache selbst. Beispiele, Vorbilder, der Rath Anderer, endlich Zufälle und die liebe Noth haben ihre Hände dabei so gewaltig, daß wir auf die Bahn unseres Lebens uns mehr fortgestoßen, oder von Winden fort getrieben fühlen, als daß wir freiwollend und freiwählend dahin wandern sollten. Nicht also welchen Stand jemand ergriff, oder zu welchem Stande er geboren ward, ist der gerechte Titel seines Lebens; sondern was Er in dem Stande war, wie Er sich dem Stande oder den Stand sich anfügte, das ist die Losung. In der damaligen Zeit, da die Gesellschaft Jesu im höchsten Ansehen blühte, war es kein Vorwurf, Jesuit zu seyn, sondern hohe Ehre. Es war der Weg zur vielseitigsten Wirksamkeit: denn der Orden lehrte und regierte die Welt. Nicht nach Begriffen unsrer, sondern der damaligen Zeit müssen wir richten. — Nun ist auch bei den heftigsten Anfeindungen des Jesuitenordens niemand so weit gegangen, daß er ihm gelehrte, fähige, wirksame, rechtschaffene Männer wesentlich abgesprochen hätte. Die ganze Geschichte des Ordens spräche dagegen; in allen Feldern der Literatur hat er talentreiche, verdiente Arbeiter gehabt; fast jede Wissenschaft ist den Jesuiten Etwas schuldig. Lateinische Dichter zumal hat die Gesellschaft in großer Anzahl, fast in jeder Gattung der Dichtkunst, fast auf allen Stufen des Werths und Unwerths hervorgebracht, die sich dann auch nach Ländern und Zeiten unterscheiden. Balde muß als ein Deutscher, als ein Bayerscher Jesuit des vorigen Jahrhunderts betrachtet, und dabei rein gefragt werden, was Er auf Seiner Stelle war? wozu Ihm der Orden geholfen, worin er ihm geschadet habe? Wir haben also, wie bei jedem andern Stande, von Vortheilen und Nachtheilen seiner Situation zu reden; und dies zwar mit Billigkeit und mit Menschengefühl: denn keine Situation in der Welt ist ganz ohne Nachtheile. — Erstens ist es bekannt, mit welchem Fleiß, aber auch in welchem Geschmack die Jesuiten des vorigen Jahrhunderts in Deutschland die lateinische Sprache und Dichtkunst trieben; ja wüßten wirs nicht aus Masenius, Balbinus und andern theoretisch, so lernten wirs praktisch aus unserm Dich-

Digitized by Google

ter. In allen Sylbenmaaßen, in jeder Gattung der Dichtkunst hat er sich geübt, und dadurch eine Gelenkigkeit, eine Versatilität erlangt, die, selbst wenn sie mißfällt und ermüdet, dennoch Verwunderung erreget. Beim Verzeichniß seiner Werke werden wir finden, daß er durchaus keine Dichtungsart unversucht gelassen; wie er aber auch mit Sylbenmaaßen gespielt habe, davon mag sein großes Gedicht von Eitelkeit der Welt, sein Agathyrsus, seine olympia sacra, seine Philomele zeugen. Beim ersten Gedicht z. B. giebt er sich einen biblischen Spruch als Thema auf, und verändert diesen sechsfältig, lateinisch, deutsch, im Kirchen- und Volkston, Elegisch, Anakreontisch, in Hendekasyllaben, und im schwersten Scazon. Themata solcher Art setzt er hundert und neunzig zusammen, und beschließet sie mit reich abwechselnden Epilogen. Sein Agathyrsus hat dergleichen Abſätze fünf und achtzig; ähnliche Abwechslungen enthalten seine Olympia, seine Philomele. Schülern der lateinischen Verskunst mögen diese Variationen manchen Handgriff in Bearbeitung des Materials der Sprache zeigen; uns thut es äußerst wehe, große, schöne, zarte Gedanken in solcher Paläſtra umhergejagt und endlich erliegen zu sehen. Es thut uns wehe, einen wirklichen Dichter als einen Handwerker zu erblikken, der schweres Baugerüst trägt und damit spielet. Da es indessen bekannt ist, daß dies der Geschmack und die Lehrart seines Ordens war; so wird man es ihm zu gut halten, wenn er auch in solchen Uebungen sich als Meister zeigen wollte. Ich glaube, daß ihn Niemand, selbst Masenius nicht, in diesem ungeheuren Luxus von Versificationskünsten übertroffen habe. — Zweitens. Natürlich erstreckte sich dieser falsche Geschmack unvermerkt weiter. Er, der erhabne Gedanken so einfach, so stark auszudrücken wußte, wird in Composition der ihm gleichsam zuströmenden Bilder oft so überfließend, daß er der schönen Ausdrücke und Sentenzen kaum ein Ende weiß. So geht es ihm insonderheit in den Oden, die er Enthusiasmen nennt; aber auch in andern Werken, insonderheit in seinem Trauerspiel, die Tochter Jephtha, wo er in Farben und Sentenzen den Seneka selbst, wie Herkules den Antäus, überwindet. Ob es mir gleich bei Uebersetzung seiner Oden, in denen ihn Horaz noch am meisten in Schranken erhielt, hie und da leid that, diesen üppig-schönen Wuchs abschneiden, das zu viele Gold wegwischen zu müssen; so that ichs dennoch; und ward dabei an jenen Geschmack erinnert, in dem der Jesuitenorden einst seine Kirchen und Säle ausschmückte. Bei aller Hoheit und Reinheit, ja bei einem imponirenden Ernst bemerkte man in ihnen immer ein Etwas, das den Geschmack des Ordens zusammenhangend auch im Kleinsten verrieth; auf eine blendende Popularität nämlich war Alles berechnet. — Drittens. Daß bei diesem lateinischen Jesuiten-Geschmack die deutsche Sprache sehr zurückbleiben mußte, war Natur der Sache; wie ungleich ist Balde sich in lateinischen und deutschen Versen! In jenen so oft rein und groß; in diesen fast durchgehends niedrig und possirlich. Nicht Unfähigkeit des Dichters wars, die diesen auffallenden Unterschied machte: denn einzelne Strophen und Abſätze sind auch im Deutschen von ihm mit Würde und Nachdruck geschrieben; es war der üble Geschmack seiner Zeit, seiner Gegend und seines Standes. Seit den Minnesingern, seit Kaisersberg und Luther war die deutsche Sprache sehr verfallen; die vielen und bittern Streitigkeiten politischer und Religionsparthelen hatten sie entweder unangebaut vernachläßiget, oder sie zu groben Schimpfreden erniedrigt. Hinter der lateinischen, spanischen, französischen, italiänischen galt sie damals nur als eine gemeine Pöbelsprache, in der man gröb befahl, oder gröb scherzte und schimpfte. Da nun überdem in den obern Gegenden Deutschlands, wo

Digitized by Google

Balde lebte, der Karakter des Volks von fröhlicher Art ist: so glaubten auch die Lehrer der Religion und der guten Wissenschaften nicht besser aufs Volk wirken zu können, als durch Schwänke. Selbst Predigten wußten beides, Ernst und Pöbelscherz, sinnreich zu verbinden, so daß bis jetzt, da wir doch ein Paar Jahrhunderte weiter sind, für manche Gegenden Deutschlands in der Volkssprache die Linie des Unterschiedes noch nicht gefunden ist, wo Würde anfängt und gemeiner Scherz aufhört; beide stehen noch in sehr vertraulicher Freundschaft. Also lege man unserm Dichter nicht zur Last, was der Fehler seines Orts und seiner Zeit war; in deutschen Versen wollte er populär seyn, und glaubte, daß er es nicht besser als also seyn könnte. Der protestantische schwäbische Dichter, der mit Balde zu Einer Zeit lebte, der nicht wie er, auf der Kanzel oder in einer Zelle steckte, sondern unter gebildetern Nationen an Höfen lebte, Weckherlin, schreibt dennoch nichts weniger als correct deutsch; er überladet die Verse mit Wörtern wie Balde. Und wie schreibt Fischart, der um eben diese Zeit den Rabelais übersetzte? — Nur spät und mit äußerster Mühe hat sich unsre Sprache aus dem Ungeschmack, in den sie gesunken war, zur Ordnung und Reinigkeit eines bestimmten classischen Styls erheben können, der auch noch jetzt schwerer und seltner ist, als man glaubet. — Lasse man also den lateinischen Balde mit seinen deutschen Versen unverspottet; selten dichtete und schrieb Ein Autor in zweien Sprachen gleich gut. Welch ein Deutsch z. B. schrieb Melanchthon? welch ein Deutsch mancher andre große Gelehrte! Der größeste Algebraist unsres Jahrhunderts soll Balde für den größesten deutschen Dichter gehalten, und mit unsäglicher Lust Verse von ihm angeführt haben; wahrscheinlich hätte er selbst ähnliche Verse geschrieben. Mögen die Baldischen deutschen Verse uns zeigen, aus welcher Tiefe wir Deutschen uns haben heraufarbeiten müssen, und was für ein neues Ding bei uns der gute Geschmack einer reinen deutschen Schreibart sey. Vielen Ständen ist er noch jetzt fremde. — Viertens. Wenn Balde seiner Lage nach einer ausgebildeten Muttersprache entbehrte, so mußte er in solcher vielleicht einer noch größeren Wohlthat entsagen, der Liebe und Freundschaft. Nothwendig galten in einem Jesuitercollegium viele Scenen, die Horaz beschreibt und schildert, als Lasterscenen des Heidenthums; als solche lernte sie der Jüngling ansehen, und ward vor ihnen gewarnet. Lojola nämlich hatte seine Liebe einzig der Jungfrau Maria gewidmet; Sie hatte er allen seinen ritterlichen Ordensgenossen zur Braut ihres Herzens, zur Dame ihrer Gedanken verordnet. Auch Balde hat an sie die zartesten Seufzer gesandt, ihr in Lobpreisungen und Wünschen die schönsten Kränze gewunden. — Verzeihe mir die heilige Jungfrau, daß ich ihr einige dieser Kränze entwandt zu haben scheine, indem ich sie ohne ihren Namen meiner Sammlung einfügte. Die Liebe zu ihr bleibt immer doch nur Sehnsucht nach einem Ideal aller weiblichen Vortrefflichkeiten und Reize; warum also sollte dies Ideal nur in den Wolken, auf dem Altar, in einer todten Statue, in einem täuschenden Gemälde, oder in Erscheinungen jenseit des Grabes gesucht werden? Je zarter und schöner Balde sang, desto mehr bedauert man ihn über die wesenlose Gestalt, die seinen Flug so hoch spannte. Hatte der Ritter von Pampelona ihn nicht um den schönsten Theil seiner Empfindungen getäuscht? — Und sollte es mit den Aufopferungen der Freundschaft viel anders seyn, die der Orden gebot? In ihm gab es Obere und Untere, Lehrer, Schüler, Mitgenossen, Mitstreiter, Mitwirker; gab es aber auch oft in ihm, was man im freien Leben also nennt, Freunde? Der Zweck des Ordens sollte alle Begierden des Herzens an sich ziehen; von allen Anhänglichkeiten der Person sollte er die Seele reinigen und läutern. Gut für den Orden; aber auch eben so gut für die zarteste Ausbildung

Digitized by Google

des menschlichen Herzens? für sein geheimstes Glück des Lebens? endlich auch so gut für die lyrische Dichtkunst? Diese will persönliche Anhänglichkeit; sie will freie Lieblingsplätze des Herzens; mit jedem Eigensinn, mit jeder Abwechselung des Glückes der Liebe fodert sie Freunde und Geliebten. In den Gedichten eines Ordensmannes findet man dergleichen selten. Dankbar feiert Balde z. B. das Andenken seines Lehrers; er hat Landsleute, Bekannte, Mitgenossen, Neider, Verehrer, schriftstellerische Freunde und Feinde, mit denen er scherzt, oder zanket, die er lehrt, tröstet, ermahnet; nicht aber (seltenes Glück auch unter bürgerlichen Geschäften) ein andres Ich, einen untheilbaren, unabwendbaren Freund des Lebens. Freund-, Kind-, Weib-, selbst fast Personlos fährt er auf dem Schiff des Ordens und der Kirche durchs Leben. — Endlich freuet es mich, daß ich bei unserm Dichter den höchsten Verlust nicht anführen darf, den mancher Ordensmann litt, den Verlust seiner selbst, mit Allem, was dazu gehöret. Zwar hat er die erste Woche der Uebungen des heiligen Ignaz auch beschrieben und zu seinem Orden als zu den Inseln der Seligen eingeladen; seine Philomele sowohl, als seine Urania singen sehr mystische Töne; auf eine eigentliche Verschraubung der Sinne ist es indessen bei ihm nicht angelegt; und man bedauret in seiner Asche den Dichter, dem zuletzt dergleichen süße Quaalen ohne Gegenstand und innern Werth Labsal werden mußten. — Genug von den Nachtheilen; lasset uns auch einige Vortheile bemerken, die der Orden damals seinem Dichter gewährte. — Der erste Vortheil ist Gewißheit der Regel. In einer Zeit, wo alles zu schwanken scheint, wo man mit einer groben Probabilität fast an jedem Grundsatze der Moral künstelt oder zweifelt, kommt uns aus dem Munde eines Jesuiten diese Gewißheit eben nicht unrecht. Der feste Ton, in welchem der Dichter Würde, Tugend, Pflicht und die ersten Verhältnisse des Lebens singet, weckt uns auf, kehrt unsern Blick in uns selbst, predigt uns Besitz unsrer selbst, Zucht, Lehre. In Balde tönt diese katonische Stimme ernst und lieblich; er ist voll der bestimmtesten Anweisungen zum Gebrauch des Lebens. — Der zweite Vortheil, den ihm der Orden gab, ist sein schneidender Blick auf die politischen Verhältnisse und Verwirrungen der Staaten. Nicht siehet er kriechend auf diese von unten hinauf, sondern von oben auf sie hinunter. So spricht er über Pflichten der Regenten, der Prälaten, der Hofleute, der Minister, der Feldherren, der Krieger; so über das Elend des Krieges, über die Nothwendigkeit des Friedens. Man hört die Stimme aus einem Institut, das gewohnt war, Staaten zu regieren. — Der dritte Vortheil, den unserm Dichter sein Stand gab, ist die vornehme Absonderung, in der er sich gegen alle drückende Verhältnisse fühlet. Selbst zu seiner Kirche spricht er als ihr Verbündeter; ein Standort, der der lyrischen Dichtkunst sehr angemessen ist, in der Anwendung aber vielen Mißbräuchen ausgesetzt war, und als die Zeit gekommen war, den Orden am Rand des Verderbens brachte. Er ist gefallen; seine Hülle hatte sich überlebt, und schien zuletzt selbst der Barbarei ähnlich. Sein Geist aber ist so lange unvertilgt, als es Menschen giebt, die andre leiten, und Menschen die von andern geleitet werden. Je reiner, sanfter und ersprießlicher dies geschieht; desto edler. Helfe dazu allenthalben die Stimme der Musen! — Selbst ist der Mann. Nicht Orden, Stand, Regeln, Sprache und Uebung schaffen den Dichter, ob sie ihm gleich helfen oder ihn sehr behindern können, sondern der Genius; eine glückliche Natur mit einer glücklichen Kunst vereinet. Wir wollen hierüber unsern Dichter hören: „Ich weiß nicht, woher es kommt, daß die größten Gesetzgeber der Dichtkunst gegen ihre Regel am meisten selbst sündigen. Hebammen anderer, mißgebähren

Digitized by Google

sie selbst; sind bald zu kühn, bald zu furchtsam. Bilde dir nicht ein, daß dein Pfeil das Ziel treffen müsse, weil du zu zeigen vermagst, daß es erreicht werden könne. Ein andres ist, Waffen schmieden; ein andres, die Waffen recht wissen zu gebrauchen. Beschwert mit zu vielen Regeln, klemmt man sich in der Enge und kann nicht hindurch; man zittert abergläubig vor seinen eignen Idolen, und zankt mit Sylben oder Namen, als ob sie die Sache wären. Indeß ermatten die Kräfte, der fröhliche Keim erstirbt, die blühende Heiterkeit eines glücklichen Gedankens, der wie durch eine Eingebung leicht und lebendig hervortreten sollte, ging verloren. — Ein Dichter werde! mein Crescentius, kein Versificator; nichts ist niedriger, als diese Gattung Menschen. Sie füllen Wände, den Fußboden selbst beschreiben sie mit ihren Versen; Wiegen und Gräbern stellen sie nach; bis zum Heiser-werden besingen sie Lebendige und Todte. Die Thoren! Sie halten sich glücklich, weil sie flink sind. Unwissenheit, nicht Grazie, ist die Fertigkeit, deren sie sich rühmen. Die wahre Kunst dichtet nie zu schnell, nie zu langsam. — Nicht alle Wissenschaften werden auf gleiche Art erfaßt. Einige sind Dein, wenn du von ihnen einen hellen Begriff hast; so z. B. wirst du ein Aristoteliker, ein Platoniker, wenn du des Plato, des Aristoteles Lehrgebäude klar und deutlich inne hast, wenn du es vertheidigen kannst, und zu deinem Gebrauch anwendest. Deshalb aber darfst du diese Systeme nicht erfunden haben; du darfst keine Probleme schreiben, wie Aristoteles, keine Gespräche, wie Plato. Mit der Dichtkunst ist es anders. Wisse die Ilias, Aeneis und Thebais, wisse die Metamorphosen und Pharsalien, ja die ganze Encyklopädie der Dichter auswendig, und verstehe sie genau; dies klare Verständniß macht dich zu einem guten Ausleger, zu einem gelehrten Commentator, nicht aber zum Dichter. Dem Commentator liegt das heilige Dunkel der Dichter wie im Mittagsglanze vor Augen; er zählt die Verse auf den Fingern her, erklärt ihren Nachdruck, setzt ihre Dichtungen auseinander, als ob er sie erfunden hätte. Laß ihn erfinden, laß ihn dichten; hier ist seine Kunst zu Ende. Er schreibt vom Lorbeer; er erkämpft sich aber keine Lorbeerkrone. Hier gilt es nicht, ein Virgilianer, wie dort ein Aristoteliker, zu seyn; du mußt selbst ein Virgil werden, damit deine Statue neben der Seinigen stehe und dein Gedicht wie das Seinige auf menschliche Gemüther wirke. In der Philosophie sucht man Wahrheit, nicht Neuheit; die Poesie will neues Vergnügen, neue Dichtung, sie will Selbsterfindung. Wir sollen Muster nachahmen, daß wir selbst Muster werden. Der Wein der Alten soll in unserm Kelch mit neuer Anmuth duften. — Hier liegt die Sache. Verlässest du die ausgetretenen Fußtapfen deiner Vorgänger nicht: so bleibst du ein Nachwandler, ein Nemo. Man wird Dir sagen: „in Horaz, Virgil, Lucan habe ich längst dasselbe gelesen; wozu also es noch einmal sagen?“ Als einem Räuber fremder Gedanken und Worte wird man Dir ein Kreuz vor die Thür stellen, und Du hasts verdienet. Bloß fremde Gedanken und Worte borgen, nichts Eignes wagen, nichts selbst ausdenken, auch sogar keinen eignen Ausdruck; wahrlich das zeigt ein dürftiges Gemüth, einen Sklaven und Bettler an, nicht einen Freigebornen und Dichter. — Bei den Griechen heißt der Dichter ein Schöpfer. Er schaffet sein Werk, wie Gott die Welt schuf, aus dem Nichts; mächtig rufet ers aus sich selbst hervor, und stellet es als eine Welt dar, in Ordnung und Schönheit. Vom Redner braucht man schon nicht diesen Ausdruck des Schaffens; man sagt, er componire. Bringest du also, Kraft einer glücklichen Natur, aus deinem eignen Garten nicht lebendige Blumen hervor, sondern läufst umher, sie aus andern herüberzupflanzen; so bist Du ein Dieb

fremder Gärten, indeß der Deinige Disteln und trauriges Moos trägt. — „Werden wir nicht aber zur Nachahmung der Alten gewiesen?" Allerdings. Wir sollen sie genießen, aber auch verdauen, und in unsern Nahrungssaft verwandeln; nicht wie Polyphem ihre Phrasen in Stücken von uns geben. Siehe den Claudian. Er lebte 400 Jahre hinter dem goldenen Zeitalter; er hatte alle große Dichter gelesen, und ohne Zweifel in sein Blut, in seinen Lebenssaft verwandelt; deßhalb aber sehen wir nicht, daß er diesen Theil seiner Poesie dem Virgil, jenen einem andern schuldig sey. Seines erworbenen Reichthums bedienet er sich als Herr, als Eigenthümer; und bedarf einer alten Zeitgenossenschaft nicht. Catull hat ein Epithalamium gesungen, Statius auch, Claudian auch. Ein Paris urtheile, wem unter den Dreien der Apfel gebühre; ich möchte ihn hierin fast dem Claudian reichen, so wie ich sonst nach Virgil vor allen andern dem Statius den Platz einräumen möchte. — Aus diesem allen wirst du leicht abnehmen, Crescentius, daß ein neues, seltnes, schönes Gedicht, das ohne stolzen Aufwand gelehrt, ohne Schminke geputzt, geglättet ohne Ziererei, auf der Waage des Witzes und gesunden Urtheils richtig abgewogen — daß ein solches Gedicht, wenn es aus dem angenehmen Dunkel tiefer Empfindungen anmuthig emporsteigt, eine nicht so gar leichte Sache sey. Durch seine anscheinende Leichtigkeit reizt es zur Nachahmung, und täuscht den Nachahmer mit vergeblicher Mühe; in gemeinen Worten sagt und bedeutet es mehr, als ein anderes in den ungewöhnlichsten Worten sagen könnte. Nothwendig aber muß man, um es hervor zu bringen, im Styl geübt seyn: denn hättest du alle Poeten inne, und Dir aus ihnen eine Menge von Worten gesammlet, kenntest aber die Gewalt, die Ordnung, den Genius, die Abwechselung und Mischung der verschiednen Gattungen des Styls nicht, wüßtest sie auch nicht Deiner Materie, der Natur der Dinge, der Zeit, den Personen, dir selbst und jedem Affect des andern anzumessen; so wird immer ein Chaos aus deiner Schöpfung werden. Du wirst dem Citherschläger gleichen, der sich für einen Orpheus ausgab, und sein Instrument nicht zu stimmen wußte. — Laß uns z. B. von Horaz reden. Seine Oden gelten als Muster aus dem verehrten Alterthume, und von allen Gelehrten wird ihr glänzender Ausdruck, ihr Salz, ihre Scherze, ihre mannichfaltige Anmuth und Zierde empfohlen; sie fließen sanft ins Ohr, in ungesuchter Grazie, in müheloser Lieblichkeit und Schönheit. Auch wo sie anstoßen, thun sie es mit einer liebenswürdigen, gesuchten Nachläßigkeit. So sagt man, und dies müssen wir glauben. Täglich also ergreifen auch die kundigsten Meister sein Saitenspiel, irren hie und da auf demselben leicht umher, und singen Horazisch. Ob Horaz aus bloßer Liebe zur angenehmen Ruhe sich nicht immer ganz, wer er sei, habe zeigen, ob er seinem Saitenspiel nicht alle Sorgfalt habe widmen wollen, die ihm gebührte? So viel ist gewiß, daß ihm zuweilen sehr laue Verse entwischen, die, wenn sie ein Neuerer geschrieben hätte, schwerlich also bewundert und gepriesen würden. — Wie nun? Hat uns sein großer Ruf unser freies Urtheil, unsre Wahl benommen? Sollen wir bloß verehren, seine Phrasen als Heiligthümer umhertragen, seine lyrischen Wendungen unablässig wiederholen? Auch dann werden wir, wenn wir die Grácismen abziehen, bald mit ihnen fertig seyn: denn unermeßlich ist dieser Hausrath nicht. — Wie nun? Entweder also muß Horazens Nachahmer dieselben Artigkeiten immer wiederholen, und seinen Dichter gleichsam nur parodiren; da wird man ihm denn mit Recht sagen: „Das habe ich hundert Mal gehört! das steht im Horaz besser!" Oder er muß sein Vorbild verlassen, und seines Weges gehen; er muß sich über das Gemeine hinwegschwingen, wenn blöde Augen ihn auch aus dem

Digitized by Google

Gesicht verlieren sollten, und hiebei die Stimme der Aristarchen nicht achten." — So dachte unser Dichter, und gibt seinem Lehrlinge nach Worten des Horaz in seinen Sermonen und Briefen einzelne vortreffliche Lehren. Wir wissen also, welche Norm er sich selbst vorhielt; mit ihr wollen wir seine eignen Gedichte durchgehen, wie er sie selbst geordnet zu haben scheint. Gleich dem Horaz hat Balde seine lyrischen Gedichte in vier Bücher und ein Buch Epoden geordnet. An Zahl der Gesänge übertrifft er den Römer bei weitem, vielleicht auch an Reichthum eigenthümlicher Wendungen und an dem, was man genialische Compositionen nennen könnte; natürlich aber stehet er ihm in sehr wesentlichen Dingen nach. — Zuerst an Reichthum eines gegenwärtig lebenden Inhalts. Alle Gesänge der Liebe, die Horaz entweder nach griechischen Vorbildern oder aus eignen Veranlassungen dichtete, und in welche er die größeste Abwechselung von Situationen brachte, gehen bei unserm Dichter in ein andächtiges, zärtliches Lob der heiligen Jungfrau zusammen, auf welche er zwar allen Schmuck der Dichtkunst legt, indem er sie bald als Mutter, bald als die Liebe selbst, bald als seine unsterbliche Hoffnung, als Göttin und Muße, als Diana, Hygiea, die Himmelskönigin, die Schutzgöttin seines Landes singet; mit Allem aber kann er nicht verhindern, daß sie blos ein Ideal bleibet. So stehen auch seine heroisch-lyrischen Gesänge an Größe des Inhalts, nicht an Genie und Kunst, den Römischen nach. Sein München konnte er nicht in die Hauptstadt der Welt, Rom; seinen großen Maximilian nicht in einen Cäsar-Augustus umschaffen; die Herrlichkeit der römischen Welt, die Reihe großer Thaten, die Rom vollführt, die Karaktere, die es gezeigt und erprobt hatte, blieben seiner nordischen Herrlichkeit überlegen, selbst, wenn er bis zu Skanderbeg, Johann von Oesterreich und Hunniades hinaufstieg, und dazu noch aus England den Thomas Morus borgte. An einem Mäcenas des Horaz fehlte es ihm in Deutschland ganz und gar; so wie an einem Virgil, Tibull u. A. als Zeitgenossen und Freunden. Die Nachtigall seiner Gesänge sang in einer schönen, aber waldigen Wüste. Ueberdem waren die Zeiten des dreißigjährigen Krieges gewiß nicht so reich an fröhlichem Inhalt zu allen Gattungen der lyrischen Dichtkunst, als die Zeiten des Horaz unter Augustus; es waren Zeiten, die, wie Logau sagt, eher beheult als besungen werden mochten. Seine Muße genoß auch nicht der seligen Muße, der vornehmen Bequemlichkeit des Lebens, und wenn ich so sagen darf, der feinen Lüsternheit des Geschmacks, die des Horaz lyrische Gedichte so anziehend macht. Alcäus konnte er also wohl, in diesem allen aber Flaccus nie werden; am wenigsten durfte und wollte er sich in Epoden erlauben, was sich der Römer erlaubte. — Zweitens. Also stehet er Horaz durchaus auch an Feinheit des Griechen- und Römergeschmacks, im Genuß der großen Welt und in jener Quiriten-Würde nach, die, außer der römischen, keiner Nation erreichbar war, und von diesem Ordensmann nicht nachgeahmt werden wollte. Dem Libertinismus des Horaz in der Denkart war nicht nur seine Regel, sondern auch sein Karakter zuwider. Dagegen, was moralisch groß und schön, oder heilig-lieblich und wohllautend ist, deutsche Stärke, stoische Tugend, christliche Sittlichkeit, andächtige oder thätige Liebe hat er in jeder ihm nahen Situation angepriesen. Muthiger aber noch und stärker hat er die Laster angegriffen, den Frevel entschleiert, die Heuchelei und Tyrannei gebändigt. Er kann und soll uns nicht statt des Horaz, wohl aber Stimme und Vorbild seyn,

Digitized by Google

wie auch wir, in und außer Horazens Weise, für unsre Zeit werden, was an uns unsre Zeit bedarf. — Auf die Oden und Epoden folgen, nach der Zahl der Musen, neun Bücher poetischer Wälder, voll des verschiedensten, oft eines sehr angenehmen Inhalts, mit wachsendem Reichthum; die 3 letzten Bücher sind die reifsten und stärksten. Was Horaz in Sermonen und Briefen, was Statius und Andre nach ihm, in sogenannten Wäldern abzweckten, nämlich eine Mannigfaltigkeit von Sachen in einer leichten, gleichsam nur hinwerfenden Manier, das findet sich auch in diesen fast überreichen 9 Büchern; Alles in lyrischer Weise. Offenbar wars diese Weise, die unserm Dichter am besten gelang; sie ist auch die abwechselndste und angenehmste. — Das erste Buch der Wälder enthält Jagdgedichte in Thesen und Antithesen, beschlossen mit einem lyrischen Gespräch zwischen der Diana und Pallas, und einem Jagddithyrambus. Der zweite enthält Schäfer- und Bienengedichte, geistlichen Inhalts, hie und da nicht ohne kindische Anwendung. Die Parthenien dieses Buchs sind Botschaften der Liebe und Andacht an die heilige Jungfrau, in Gedichten von den leichtesten Füßen, wie es Boten der Liebe oder eilenden Bitten geziemet. — Das dritte Buch enthält Gedichte über die Sitten des alten und neuen Deutschlands, deren Verfall der Dichter im mildesten, das ist, dem sapphischen Sylbenmaaße beklaget. — Das vierte Buch enthält Klagelieder über den damaligen Zustand und die Verwüstung Deutschlands, voll Seufzer und blutiger Thränen. — Das sechste Buch, Wettkampf eines Riesen und Zwerges, ist seiner nicht vollkommen werth; so wie ihm auch im achten Buch, genialia betitelt, nicht alle Scherze gleich gerathen. Uebrigens sind die Bücher, 5, 7, 8, 9 voll des lebendigsten Inhalts, das letzte, Memmiana genannt, enthält außer den sinnreichsten Einkleidungen zum Lobe dieses Staatsmannes die feurigsten Gedichte über Krieg und Frieden. — Wenn ich den Inhalt dieser Wälder durchlaufe, und den ungeheuren Aufwand von Geist, Witz, gesundem Urtheil, gutem Willen, feurigen Wünschen, und einer Heldenkraft von Patriotismus betrachte, der in ihnen vergraben und verscharret liegt; Stimmen, die Niemand hörte, Niemand hören mochte: so kann ich in die Wälder Deutschlands nichts als den Chorlaut der Threnodien unsres Dichters rufen: eheu! Und mit hundertfacher Stimme antwortet der Nachhall: cheu! — Der zweite Band der Baldischen Werke enthält heroische d. i. Hexametergedichte, und ein Drama. Die ersten, über Geburten und eine Hochzeit fürstlicher Personen habe ich nicht gelesen; nach Morhofs Polyhistor, der in seiner Hyle poetischer Erfindungen Manches aus ihnen anführt, mögen sie viel Artiges enthalten, wie denn unsern Dichter sein bilderreicher Genius wohl in keiner Materie verlassen konnte. Es folgt ein Frosch mäusekrieg in 5 Büchern, nach den damaligen Zeitumständen, den ich auch nicht gelesen habe, weil ohne Zweifel eine genauere Kenntniß kleiner Zeitverbindungen und einzelner Personen zu seinem Verständnisse gehört, als ich mir zu erwerben Muße habe. An satyrischer Laune fehlte es unserm Dichter nicht, und daß diese Epopee ihm am Herzen gelegen, erhellet daraus, daß er sie nicht nur mit einer lateinischen Uebersetzung der griechischen Batrachomyomachie, sondern auch mit einer Synopse ihres Inhalts, und wider seine Gewohnheit mit einer ethisch-politisch-polemischen Nutzanwendung begleitet hat. Sollte sie nicht im vorigen Jahrhundert ins Deutsche übersetzt und durch einen historischen Schlüssel erläutert seyn? Man liebte damals dergleichen satyrisch-politische Schriften. — Die poësis Osca, oder das Landdrama über die Uebel des Krieges und das Gute des Friedens

Digitized by Google

in altitaliäniſcher Bauernſprache zeigt von der ſonderbaren Gewandtheit unſres Dichters in Erfaſſung jeder Verſchiedenheit des Styls der lateiniſchen Sprache. Aus Ennius, Lucius Pomponius Atellanus u. A. brachte er ſo viel alte Worte zuſammen, als er nicht nur zu dieſem ſeinem Zweck für Gegenſtände ſeiner Zeit nöthig hatte, ſondern daß er ſogar ſeine heilige Jungfrau Oſciſch mit zwei Dithyramben in dieſer Mundart begrüßen konnte. — Die Vorrede an Memmius zeigt, mit wie dankbarem, freudigem Herzen er deſſen freundſchaftlichen Brief aufgenommen hatte; eben aber dieſe Freude zeigt auch, wie ſelten dem Dichter in ſeiner Gegend eine ſo theilnehmende Stimme geweſen. Nicht lange dauerte dieſes für Balde aufmunternde Verhältniß: denn ſein Memmius (Claude de Mesmes, Comte d'Avaux), dem er nur bei deſſen Friedensgeſchäft in Deutſchland bekannt geworden zu ſeyn ſcheint, ſtarb ein paar Jahre nachher, 1650. Balde, der an ihm ſeinen einzigen, in der Ferne ſpät gefundenen Schatten-Mäcenas verloren hatte, fand ihn in Deutſchland nicht wieder. — Fortan bekommen die Arbeiten unſres Dichters mit einem herberen Geſchmack auch eine traurigere Geſtalt; die wenigſten des dritten und vierten Theils habe ich ganz durchleſen. Nach einer Diſſertation über das Studium der Poeſie, aus der eine Stelle angezogen worden, folgen Satyren gegen die Stutzer, (torvitatis encomium); gegen die Stümper in der Arzneikunſt (medicinae gloria per satyras XXII. asserta) gegen den Mißbrauch des Tabacks, (contra abusum Tabaci) eine ſatyriſche Apologie der feiſten Wänſte (antagathyrsus, apologia pinguium) die in vielen Stellen nichts weniger als fein iſt. — Eben ſo wenig iſts der Agathyrſus ſelbſt, vom Lobe und Wohlſtande der dürren Geſellſchaft, welche Schrift Balde mit einer deutſchen Vorrede, einem Geſpräch, ſieben Ueberſetzungen und einer Schatzkammer fremder Sprüche, offenbar zu reichlich und ſeiner Ehre zuwider ausgeſtattet hat. Man ſiehet aus dieſen Aufſätzen, welche Sprache, welche Scherze damals im gemeinen deutſchen Leben, alſo auch in dieſer magern Geſellſchaft galten. — Das große Gedicht Eitelkeit der Welt, (de vanitate mundi), enthält alles, was über dieſe traurige Materie geſagt werden kann, wiederholt in allen Sylbenmaaßen. Ein feierlicher Glockenton fängt an; ein hüpfender Skazon ſchließt. Sechsfach wird jede Strophe dem menſchlichen Gemüth zugetönet; wer ſie nicht in einer Weiſe verſtehen kann, faſſe ſie in einer andern. Sonderbar muß dem Dichter dies Thema am Herzen gelegen haben: denn er iſt alle Gegenſtände in der Nichtigkeit durchgangen; die Welt wird uns durch ihn völlig eine Wüſte. — Es folgt ein Ehrentempel, Ferdinand dem Dritten in Emblemen errichtet und mit verſificirten Sprüchen begleitet. Sodann eine Philomele, die ihre Liebe zum leidenden und ſterbenden Erlöſer in ſehr zarten, abwechſelnden Tönen beſingt; ach aber, warum beſinget ſie ſolche unter den Feſſeln kirchlichgeſetzter Stunden und Gebräuche? Philomelens Geſang an ihre Schweſter Progne endet dieſe Abtheilung. — Die Tochter Jephtha's, ein Trauerſpiel, ſchließet die ganze Sammlung Baldiſcher Gedichte. Es iſt im Geſchmacke des Seneka verfaſſet, voll kühner Karaktere, und ſtarker Sentenzen; feſt gehalten und ſtrenge beendigt. Die Tochter Jephtha's wird geopfert. Bekannt iſts, daß ein andrer, ſehr berühmter lateiniſcher Dichter, Buchanan, denſelben Gegenſtand behandelt hatte; Buchanan reiner in der Sprache, Balde genievoller und ſtärker. Für uns iſt dieſe Geſchichte wohl nicht anders, als in einem Geſangſpiel brauchbar; zu einem ſolchen leihen Buchanan und Balde treffliche Stellen. Bei Balde iſt ein Knoten der Liebe eingewebet, der dem Ganzen viel Intereſſe giebt; nur müßte bei einer lyriſchen Umarbeitung dieſes Stückes für uns nothwendig

Digitized by Google

die lindere Auslegung dieser Geschichte gelten. Die Tochter Jephtha's müßte, wie die griechische Iphigenia, von der Hand weder des Priesters noch des Vaters, eines abscheulichen Opfertodes nicht sterben. — Noch liegen zwei besondere Werke von Balde vor mir, über die, wenn sie seine einzigen wären, manches zu sagen seyn möchte; jetzt verlieren sie sich in der Menge seiner Productionen. Maximilian I. eine Art Cyropädie. Es ist, wie Boethius Werkchen, in Prosa, untermengt mit Versen allerlei Sylbenmaaßes, geschrieben. Thaten und Züge aus dem Leben des Kaisers sind zum Grunde gelegt, nach einem System geordnet, und auf geistige Tugenden emblematisch gedeutet. Gedankenreich ist das Werk; viele Verse in ihm sind schön; der ganze Zweck löblich; eine natürliche Ansicht der Dinge aber, und Xenophons Einfalt wird man in ihm nicht erwarten. — Das Buch, durch welches Balde sich dem Papst Alexander VII. empfahl, und wofür dieser ihm die goldene Ehrenmünze zusandte, ist, meines Wissens, das letzte, das er geschrieben, seine Urania die Siegerinn. Die Ehrenmünze weihete der alte Dichter der heiligen Jungfrau; den Papst aber hatte er frühe und persönlich selbst in seine Gunst genommen, da dieser als Prälat Chigi zu den Westphälischen Friedensunterhandlungen reiste. Er hatte ihm damals sehr zarte Lobesgedichte gewidmet. Die Urania, die der Papst schwerlich wird gelesen haben, ist ein moralisch-mystisches Lehrgebäude in mancherlei Einkleidungen, durchaus in elegischen Briefen. Jede Macht und Kunst, ja jedes Vergnügen unsrer Sinne wird von dem Künstler, der für diesen Sinn arbeitet, gepriesen; Urania zerstört jedem Künstler seinen Ruhm, jedem Sinn seine Freuden; sie will die Seele des Menschen, geläutert von jeder täuschenden Einbildung, zum Himmel erheben. Ein hartes, im Grunde unpoetisches System! Da es aber in Briefen, für und wider jede Sinnlichkeit vorgetragen ist: so sind Stellen und Einkleidungen in ihm sehr schätzbar — Wie viel Mühe und Fleiß hat unserm Dichter sein poetischer Lorbeer gekostet! wie viel unnöthige Mühe hat er an manche Gegenstände verschwendet! Solch einen Nachtheil bringts, in einem böotischen Lande geboren und unterrichtet zu seyn, nach einem angenommenen übeln Geschmack lehren zu müssen, unter Zeitumständen eines geistlichen Enthusiasmus, eines politischen Fanatismus zu leben! So viel Nachtheil bringts, eine ungebildete, ja eine gröblich-mißgebildete Muttersprache vor und um sich zu finden, in welcher man doch sprechen und wenigstens alltägliche Dinge denken muß, wenn man gleich in ihr nicht dichtet oder geistige Dinge denket! Ja endlich, so viel Nachtheil bringts, in einer fremden Sprache die innersten Empfindungen seines Herzens ausdrükken zu müssen; sie bezaubert uns mit Wortformen eines Mysticismus, zu dem man in Vorstellungen der natürlichen, treuherzigen Muttersprache schwerlich gelangt wäre. Wie leichter wurde Griechen und Römern der Kranz der Unsterblichkeit in ihrer natürlichen Gedankenweise! — Herder hat mehrere seiner lyrischen Gedichte aus dem Altrömischen in's Deutsche übertragen, und sein Andenken durch ein Kenotaphium verherrlicht. Drei und zwanzig von den geistlichen Liedern Balde's hat ganz jüngst J. P. Silbert in dem Dom heiliger Sänger u. s. w. Wien und Prag, 1820 gr. 8, übersetzt, unter welchen sich 4 finden, die schon von Herder bearbeitet sind. Silbert ist dem Originale treuer geblieben, als Herder.

Balde von Ubaldis (Peter), aus Perugia, Schüler und Nebenbuhler von Bartholus, lehrte die Rechtswissenschaft zu Perugia, Padua und Pavia. Als er zuerst in Pavia ankam, erregte es ein allgemeines Staunen, daß ein so berühmter Mann ein Aeußeres hatte, das so wenig versprach. Man rief, als er zuerst im Publikum erschien: «Minuit praesentia famam.» Aber Balde erwiederte geistreich: «Augebit caetera virtus.» Man vergaß

Digitized by Google

sein Aussehen, und achtete nur auf seine Talente. Er starb gegen das Jahr 1400.

Balder, Odins und Friggas zweiter Sohn, der Gott der Güte und männlichen Schönheit, der Urheber alles Guten, mit so hellglänzenden Haaren, daß man die weißesten Blumen Balders Augenbraunen nennt, wohnte in Breidablick (breiter Glanz). Obgleich Frigga alle Geschöpfe beschwört, ihrem Sohn nicht zu schaden, trieben dennoch die Götter, besonders der schadenfrohe Loke, ein grausames Spiel mit ihm, bevor sie ihn als Gott in Wallhalla aufnahmen. Mehreres hierüber findet man in Fr. Joh. Schellers Mythologie der nordischen deutschen Völker. Regensb. 1820.

Baldinucci (Philipp), aus Florenz, hatte ausgebreitete Kenntnisse in Malerei und Bildhauerkunst sich erworben, und durch das Studium der Werke der besten Meister so viele Entdeckungen gemacht, daß er den Anfoderungen des Cardinals Leopold von Toscana, der eine vollständige Geschichte der Maler verlangte, Genüge leisten konnte. Baldinucci führte die Geschichte bis zum Cimabue, dem Wiederhersteller der Malerei, hinauf, und gedachte sie bis zu den Malern zu verfolgen, welche am Ende des letzten Jahrhunderts lebten. Sein Entwurf wurde nur zum Theile ausgeführt. Er gab zu seinen Lebzeiten drei Bände heraus, und das Uebrige, das nur skizzirt war, und worin sich große Lücken befinden, erschien erst nach seinem Tode in den Jahren 1702 und 1720 zu Florenz. Auch ist von ihm vorhanden eine Abhandlung über das Stechen in Kupfer, sammt dem Leben der berühmtesten Kunststecher — ein sehr geschätztes Werk. Seine Schreibart ist rein, die Angaben der Thatsachen, welche sich auf die Maler seines Landes beziehen, sind genau und richtig. Er war ein Mitglied der Academia della Crusca, die ihn im J. 1696 in einem Alter von 72 Jahren verlor.

Baldrian (der rothe), in Frankreich, Italien, in der Schweiz, so wie im Orient einheimisch. Dieses 2 bis 3 Fuß hohe Staudengewächs mit lanzetförmigen Blättern, das sich durch Wurzelsprossen leicht vermehren läßt, wirft gleich dem Jasmin, im Julius schöne rothe Blumen, welche doldenweise aus länglichen Kelchen herabhangen. Es ist eine Zierpflanze für Fenster- und Zimmergärten, muß jährlich in lockere Erde versetzt und feucht gehalten werden. Im Winter erfodert es einen frostfreien Standort.

Balduin (Erzbischof von Trier). In den Sagen und Geschichten des Rhein- und Mosellandes spielt kein Fürst eine bedeutendere Rolle, als der Erzbischof Balduin von Trier. Er war ohnstreitig einer der einsichtsvollsten und kräftigsten Fürsten Deutschlands und nicht bloß seiner Zeit. Er vereinigte den Gelehrten, den Krieger, den Fürsten und den frommen geistlichen Vater in einer Person; und wenn die trierschen Erzbischöfe nach Verdienst geordnet werden sollen, so gebührt ihm ohne Bedenken der erste Platz. Die Gegenwart findet nächst einigen großen Kaisern nur wenige hervorstechende Karaktere im deutschen Mittelalter, an dem sie sich mehr erheben, und das eigene Volk mehr schätzen lernen könnte, als an diesem großen Fürsten. Balduin von Luxemburg studirte in Paris, und hatte nur eben das drei und zwanzigste Jahr erreicht, als er nach Poitou zum Papst Clemens berufen, und von ihm zum Erzbischof von Trier geweiht wurde (1308). Seine ersten Schritte im öffentlichen Leben waren von Bedeutung: Anordnung seiner Verhältnisse mit der Stadt Trier, oder vielmehr Versuch, ihre Rechte zu beschränken; dann die Zusammenkunft mit den sechs deutschen Fürsten zu Rhense am Rhein über die deutsche Königswahl, die auf Balduins ältern Bruder, Heinrich von Luxemburg, einstimmig fiel. So wie bei der Wahl, so stand dem neuen König in allen übrigen Welthändeln Balduin kräftig zur Seite. Nachdem die nöthigsten Reichsgeschäfte

beseitigt, wurde der Zug nach Italien gerüstet. Balduin brachte großes Geld zusammen, zog mit seinem Bruder über Lern, Lausanne, Genf, Chambery über die savoischen Alpen. Wie im Triumph ging der Zug durch Susa, Turin und Asti. Mailand öffnete seine Thore. Die eiserne Krone des lombardischen Reichs fand sich nicht, es wurde eine neue verfertigt, und Heinrich wurde mit aller Pracht zu Mailand gekrönt, fast um die selbige Zeit, als seinem Sohne Johann bei Prag vom Mainzer Erzbischof die böhmische Krone aufs Haupt gesetzt wurde. In dem Kampfe gegen Guido della Torre zu Mailand, in der Belagerung und Einnahme von Brescia zeichnete sich Balduin als Feldherr aus, hatte aber den Tod seines Bruders Walram zu beweinen, der durch einen Pfeilschuß starb, und zu Verona begraben wurde. Dann zogen die Brüder in Genua ein, wo Heinrich seine treffliche Königin Margaretha durch den Tod verlor. Ferner ging der Kriegszug durch das pisanische, luchesische und toscanische Gebiet, und endlich sah das zitternde Rom den siegreichen König in seiner Mitte. Hier übergab Heinrich dem Erzbischof die Städte Boppard und Oberwesel zum Unterpfand. Es fehlte in Rom nicht an Gelegenheit zu mancher Waffenthat, wobei ein Bischof und ein Abt im deutschen Heere ritterlich fechtend den Tod fanden. Nachdem Heinrich hier die römische Kaiserkrone empfangen, rückte er vor die mächtige Stadt Florenz, mußte aber die Belagerung mit Schaden aufheben. Im März 1313 schiffte sich Balduin ein, um in Deutschland neue Hülfe zu holen. Er sollte den geliebten Bruder nie wiedersehen, der bald darauf im Herbst auf eine zweideutige Art bei Siena sein Leben schloß. Auch nach des kaiserlichen Bruders Tode griff Balduin auf bedeutende Weise ein in die deutschen Angelegenheiten, und vergrößerte sein Erzstift, indem er von dem einen Fürsten durch Dienste, von dem andern durch Krieg Besitzungen zu erwerben wußte. In seinem Lande legte er Straßen und Brücken an. Dann zog er vereint mit dem Erzbischof von Mainz seinem Neffen Johann zu Hülfe, focht in der Schlacht bei Eslingen für Ludwig den Baiern, führte dem hungernden Heere desselben bei Speier einen frischen Heerhaufen und Lebensmittel zu, so, daß Friedrich von Oestreich entweichen mußte. Eben so wirkte er für den Baiern bei den rheinischen Städten und Fürsten, und gewann dafür vom Kaiser neue Verpfändungen. Er half dem zu ihm geflohenen Grafen Wilhelm von Jülich gegen das Erzstift Köln. Für die von Kaiser Ludwig empfangenen Kriegskosten kaufte er mehrere Besitzungen, und befestigte Meien und Witlich. Der Stadt Köln stand er mit seinem Neffen Johann von Böhmen zu in ihrer Fehde gegen Erzbischof Heinrich. Hier, wie in dem Streit mit dem Bischof von Straßburg, erwarb er Geld und Land, und versöhnte endlich die Kölner mit ihrem Bischof. Indessen war Leopold von Oestreich gegen Ludwig von Baiern herangezogen, und augenblicklich stand auch Balduin bei seinem Freunde unter den Waffen, und die Oestreicher fanden für gut, sich ohne That zurückzuziehen. Der Ruf von der Weisheit und Tapferkeit Balduins war so groß, daß, als er noch mit seinem Heerhaufen bei Straßburg stand, er von dem Domkapitel zu Mainz zum Nachfolger des eben gestorbenen Erzbischofs ernannt wurde. Er verwies es an den Papst und an den Kaiser, und ehrte den, der statt seiner eingesetzt wurde, auf alle Weise als ein edler Mann. Dann führte er Krieg gegen die ihm feindselig gesinnten Grafen auf dem Hunderück und im Lahngau, gegen Rudolph von Baiern, Nassau, die Spanheime, Westerburge, und verzieh der Verwandtin, der Gräfin von Castellaun, die ihm bittend mit ihren Kindern entgegen trat. Die Stadt Metz hatte sich gegen Ludwig den Baiern erklärt. Balduin mit dem Böhmen belagerte sie, konnte sie nicht erobern, da sie fest, und

Digitized by Google

stark bevölkert war, errang aber eine große Summe Geldes und zog ab. Nun wurden eine Menge Schlösser erobert, und dem Erzstift unterworfen. Balduin half dem Mainzer Erzbischof in einer Lehnstreitigkeit mit Hessen die Stadt Gießen einnehmen, und zähmte die rebellischen Boppparder. Damit sich Balduin in all seinem Glück nicht vergäße, begegnete ihm der Unfall, daß er im J. 1328 von der Gräfin Lauretta auf der Mosel gefangen wurde, und sich mit schweren Bedingungen loskaufen mußte. Zum zweiten Mal schlug Balduin das Mainzer Erzstift aus, verwaltete es aber drei Jahre lang mit Kraft und Würde. Eben so zeigte er sich als Administrator von Worms und Speier, stillte die Unruhen in Fulda, und setzte die verjagten Mönche wieder ein. Als große Triersche Dynasten, die Elz, Erenberg, Waldeck, Schöneck sich gegen ihn vereinigten, bauete er am Flüßchen Elz das nach seinem Namen genannte Schloß Baldenelz, machte bald der Fehde ein Ende, und ernannte (wie denn großdenkende Menschen immer durch Vertrauen gleiche Gesinnung in der Brust Anderer zu wecken glauben) seinen Hauptfeind Elz zum Burggrafen in Baldenelz. Seinen aus Italien zurückgekehrten Freund Ludwig sah Balduin in Nürnberg wieder, und erlangte von ihm die Bestätigung oder Ertheilung der wichtigsten Rechte für das Triersche Erzstift. Nach dem Krieg gegen Erfurt wandte sich Balduin zu den inneren Angelegenheiten seiner Kirche, und berief einen Sonodus nach Trier. In diese Zeit fällt die Gründung unserer Liebfrauen Stift zu Oberwesel, der Verein der sieben Fürsten zu Rhense zu Gunsten Kaiser Ludwigs gegen den Papst, der Besuch König Eduards von England, die Versetzung seiner Krone an Balduin, und wie die Grafen von Sain ihn als Lehnsherrn anerkannten. Einen Krieg gegen die Wildgrafen und den Herzog von Lothringen endigte er mit gewöhnlichem Glück. Ein Bündniß mit dem Könige von Frankreich war nicht ohne Ehre und Vortheil für ihn. Im J. 1341 bauete er sein noch stehendes Denkmal, die treffliche und starke Moselbrücke zu Coblenz, und gewann die Stadt Limburg mit ihrem Gebiet jenseit des Rheins für das Erzstift. Als über Kaiser Ludwig der Bann gesprochen war, konnte Balduin nicht ferner sein Freund seyn. Er zeigte es ihm, sein Leidwesen zu erkennen gebend, an; brachte es dann zu Stande, daß sein Großneffe, Karl von Böhmen und Luxemburg, zu Rhense zum Kaiser gewählt, und zu Bonn gesalbt und gekrönt wurde, im J. 1346, und gewann bei dieser Gelegenheit wieder neue Besitzungen. Als Ludwig der Baier starb, waren noch nicht alle Stimmen für Karl IV. Balduin wurde zum Beschützer des deutschen Reichs ernannt, wirkte als solcher kräftig gegen den Kaiser Günther von Schwarzburg, und hatte dabei mehr als je Gelegenheit, sein Erzstift zu vergrößern. Dem Unfug der Flagellanten hat er gesteuert, die Juden aber gegen ihre grausamen Feinde, besonders gegen die Bopparder und Oberweseler geschützt, die Bewegungen der Stadt Trier, die sich durch Aufnahme mächtiger Herren ins Burgrecht sehr gestärkt hatte, abermals gestillt. Inzwischen war das höhere Alter gekommen, wo der Mensch den Werth irdischer Größe und Kleinheit richtiger würdigen lernt. Balduin wünschte, nach so langen und vielen Fehden, nach so mancherlei Welthändeln, Ruhe und nähern Umgang mit Gott. Er machte Frieden mit allen seinen Feinden im J. 1350, setzte einen Verweser seiner Geschäfte, zog sich in die von ihm gestiftete triersche Karthause zurück, und unterwarf sich ganz der strengen Lebensweise der übrigen Ordensbrüder. Doch auch der alte Löwe in der Einsamkeit ist immer noch Löwe. Jakob, Herr von Moncler, Rheingrafenstein und Eildingen versprach den unruhigen Trierschen Burgern, sich mit seinem Sohn an ihre Spitze gegen Balduin zu stellen. Die Sache blieb nicht verborgen, der ältere Jakob wurde

Digitized by Google

verhaftet, aber bald auf Bitten seiner Freunde gegen eine Caution losgelassen. Indessen durchzog sein Sohn das Erzstift sengend und brennend. Als der Frühling nahete, hatte Balduin schon die Karthause verlassen, und stand nach alter gewohnter Weise im Felde, und rückte mit allem Belagerungszeug vor die starke Veste Moncler an der Saar. Die tapfere Besatzung vertheidigte mannhaft die dicken Mauern, und schlug die Trierschen zurück, wobei der Feldherr der Letztern, Hartard von Schoneck, von Steinen getroffen, von Pfeilen verwundet, von der Hitze des Tages und dem Gewicht der Rüstung halb erstickt, fechtend den Geist aufgab. Nachdem Balduin ihn mit prachtvollem Leichenbegängniß in St. Matthias geehrt, verließ er seine Schaar, und reiste hinab nach Coblenz wegen Geschäfte mit Sain und Berg. Schnell stand er wieder vor Moncler, und beschloß nun Listen anzuwenden, da Gewalt nicht half. Es war da ein unwegsamer, mit Mauer und Thurm zum Theil befestigter Fels, nur ein einziger Weg führte hinauf, auf welchem man zur Eroberung des Schlosses gelangen konnte. Mit Gewalt war da nichts auszurichten. Es wurden also Pfähle, Baumstämme mit Pech und andern brennbaren Materialien bestrichen, dann wurde der Fels unterminirt, die Stützen unter das Felsgewölbe gestellt, in Brand gesteckt, und so wie die Pfähle verbrannt waren, stürzten Thurm und Mauer krachend zusammen. Der Zugang zum Vorhof des Schlosses stand nun über die Trümmer hinweg offen, und, was das Schlimmste war, die einzige Quelle war den Belagerten abgeschnitten. Der Durst zwang sie das Aeußerste zu wagen. In der Tiefe zwischen zwei hohen Felsen floß die Quelle in einen Graben; einer derselben war von Balduins Leuten besetzt; wer konnte denken, daß von dem gegenüber ragenden hohen Felsen steil hinab im Angesicht der Wachen sich jemand in die Tiefe wagen würde? Die Belagerten aber gelangten auf unterirdischem Wege zu dem Wasser, und die erstaunten Hauptleute Balduins sahen ihre Listen vereitelt, mußten mit Leitern die steilen, überhängenden Felsen ersteigen lassen, mußten blutige Kämpfe bestehen, um den Belagerten den Zugang zum Wasser wieder zu entreißen. So befanden sich diese wieder in ihrer vorigen Noth, dennoch wollten sie sich nicht ergeben. Als aber Balduin auf hoher Felsspitze einen Allen sichtbaren Galgen errichten ließ, zum Zeichen, daß bei längerem Widerstande die Feinde keine Gnade hoffen dürften, da ergaben sie sich, und erhielten freien Abzug mit Allem, was sie tragen konnten. Balduin zog nach so langer Belagerung, die ihn mehr als alle seine übrigen Kriegsthaten aufgehalten, triumphirend in die Veste, feierte mit großer Freude das Christfest, und las eine Messe mit höchstem Glanze. Darauf wurde die verhaßte Veste von Grund aus zerstört, und gegenüber auf Trierschem Gebiet die neue Burg Sarrenstein aufgeführt. Das Thor von Moncler aber nahm Balduin zum Angedenken mit in den erzbischöflichen Pallast zu Trier, wo es noch im 16. Jahrhundert verwahrt wurde. Die Stadt Trier unterließ indessen nicht, um sich und ihre Rechte gegen die Macht der Erzbischöfe zu verwahren, so wie früher schon geschehen, immer mehr und mehr mächtige Edlen sich durch Burgrecht zu verbinden. Maria, verwitwete Herzogin von Lothringen, mußte an Balduin eine bedeutende Summe bezahlen, weil sie wegen ihrer Trierschen Lehen zur Belagerung von Moncler keine Mannschaft geschickt hatte. Heinrich Baier mit seinen Söhnen, ein altes großes Geschlecht von Boppard, hatte das Schloß Sternenberg besetzt, wurde dafür um 27.000 Mark Silber in Anspruch genommen, seiner Würde und des Besitzes von Sternenberg entsetzt. Die Baiern griffen zu den Waffen; durch Dazwischenkunft des Pfalzgrafen Ruprecht wurde aber die Fehde gestillt, und Balduin blieb, wie immer, Herr von Sternenberg. Rhein

Digitized by Google

und Mosel waren indessen trotz alles dessen, was Balduin gethan, mehr als je durch mannigfaltige Fehden beunruhigt. Mochten die Edeln auf ihren Schlössern den großen Fürsten nicht mehr so fürchten, wie einst in den Tagen seiner Kraft: genug, der Adel in der Eifel, eben so in den Lahngegenden, wüthete mit frecher Raubgier. Kein Reisender, kein Handelsmann konnte sicher seines Weges ziehen. Balduin hatte die Verwahrung des Landfriedens im Namen Kaiser Karls übernommen; zu Coblenz wurde ein Gericht auf zwei Jahre über diese Friedensstörer eingesetzt, das vier Mal im Jahr gehalten werden sollte. Mehrere benachbarte Fürsten, auch die Grafen von Jülich und Berg, standen in dieser Verbindung. Die Edelleute, im Einverständniß mit den Bürgern der Stadt Trier, ließen sich nicht schrecken, setzten ihre Gewaltthaten fort, so, daß Balduin endlich gegen sie zog, ihre festen Schlösser und ihre Schlupfwinkel zerstörte. Dann setzte er rasch auf die andere Seite des Rheins hinüber. Die Besatzungen der Schlösser Sasroth und Haselbach entflohen bei Nacht, als sie das Gerücht vernahmen, der alte Held sey im Anzuge. Die Schlösser wurden gleich zerstört. Die Besatzung von Elkershausen, das, durch Kunst und Natur fest, nicht einzunehmen war, wurde, wie Burg Moncler, durch einen Galgen erschreckt, und ergab sich mit freiem Abzug. Die Burg wurde verbrannt, und Mauer und Wall der Erde gleich gemacht. Graf Reinhard von Westerburg hielt in Hachenburg einen vornehmen Freund des Erzbischofs gefangen. Balduin rückte vor die Stadt, und erzwang die Loslassung des Mannes. Kaiser Karl hatte aus Böhmen Kriegsleute nach Frankreich geschickt, dem Könige zu Hülfe, und ihnen ihren Marsch durch das Erzstift Trier angewiesen. Ein Trierscher Vasall, Gerhard von Schöneck, fiel, mitten im Landfrieden, über die Böhmen, nahe bei Trier, unversehens her, nahm ihnen Alles ab, und schleppte einen guten Theil gefangen auf seine Burg Liesheim. Der alte Löwe, entbrannt über die Unthat, wandte rasch die Waffen gegen Liesheim. Das gewohnte Kriegsglück verließ ihn auch im Alter nicht: er gewann den Zugang zum Schlosse, eroberte es, zerstörte es, und erlöste die Böhmen aus der Gefangenschaft. Darauf zog das Kriegesgezeug vor d. Burg Geroldstein, die jedoch nicht erobert wurde, weil der Sommer ungewöhnlich heiß, trocken, und Mangel an Wasser war. Um diese Zeit lebte der große Freiherr Ritter Gerlach Brunshorn auf seiner mächtigen Burg Beilstein kinderlos. Balduin erlangte vom Kaiser, daß bei dem Absterben Brunshorns seine reichen Besitzungen, die man von der, noch in Ruinen Ehrfurcht gebietenden, Burg Beilstein dies- und jenseits der Mosel zum Theil übersehen konnte, an das Erzstift fallen möchten. Dies geschah, und die Lehen wurden dem großen Geschlechte Winnenberg, das auf seinem Schloß Winnenburg, deren Trümmer noch bei Cochheim zu sehen sind, in altem Ansehen lebte, übertragen. Kuno Gerlach war der Erste, der sich Winnenberg-Beilstein nannte. Er ist der Ahnherr des großen östreichischen Ministers Fürsten von Metternich-Winnenberg. Auf dem Reichstag zu Mainz im J. 1354 erschien Balduin zum letzten Mal in altem seinem Glanze. Im prachtvollsten Priestergewande schimmernd, feierte er im Dom vor dem Kaiser und zahlreicher Fürstenversammlung die Vesper, erlangte abermals große Prärogative für das Erzstift, z. B. das Erzcanzellariat im Reich Arelat, und die erste Stimme im Kurvereine. Im Februar des Jahrs 1354 kam Balduin nach Trier zurück, und fühlte sich übel. Schnell nahm die Krankheit zu, und ehe noch der Februar zu Ende war, neigte der große Fürst des Abends, um die Zeit, wo Tag und Nacht sich scheiden, sein Haupt. Zu seinem Leichenbegängnisse kamen Kai-

Digitized by Google

ser Karl und viele andere Fürsten. Er wurde zu Trier in St. Peter zur Erde bestattet. Seines Todes Gedächtniß wurde durch gestiftete Todtenmessen jährlich in den Hauptkirchen zu Trier, Mainz und Speier gefeiert. Er hinterließ seines Namens Gedächtniß in den drei von ihm erbaueten Schlössern Baldeneck, Baldenelz und Baldenstein. Er hatte 72 Jahre gelebt, 46 regiert. Er war ein Verehrer und Kenner der Wissenschaften, war selbst Schriftsteller, und versammelte ausgezeichnete Gelehrte seiner Zeit um sich, belohnte und ehrte sie. In der Einsamkeit der Karthause, strengem Leben sich hingebend, pflegte er in Gebet und Betrachtungen sich von der Erde aufzuschwingen zu Dem, vor dem alle Erdengröße Staub ist. Dann übert af er die Mönche in Pünktlichkeit und Ausdauer beim nächtlichen Gottesdienst. Eben so emsig war er in den Horen. Er machte ein neues Brevier, und las jeden Tag regelmäßig eine Messe. Er ordnete das Ritual der Kirche, und theilte in der Karthäuserkirche an den bestimmten Festtagen den Mönchen das Abendmahl mit eigener Hand aus. Als er in den ersten Jahren seines Episcopats die verfallene Kirchenzucht, das freie Leben der Geistlichkeit, ihr Trachten und Streben nach Geld und Gut bemerkte, da ordnete er ein Provinzial-Concilium zu Trier an, wobei er den Vorsitz führte. Die 116 Canones sind bewundernswürdig für jene Zeit. So wie die Zucht der Kirche, so lag ihm auch die Handhabung der Gerechtigkeit und Sicherstellung des Friedens am Herzen. Wo der Kaiser keine Hülfe schaffen konnte und wollte, da trat er ins Mittel, züchtigte die räuberischen Edeln, zerstörte ihre Schlösser und Schlupfwinkel, und schonte in solchen Fällen auch seines eigenen Blutes nicht. Sein Stiefbruder hatte sein Weib getödtet. „Es blute," sprach Balduin, „wer Blut vergossen hat!" und ließ ihn eines schrecklichen Todes sterben. Friedrich, Herr von Neumagen, hatte auf der Mosel die Schifffahrt verletzt, und Kaufleute ausgeplündert. Er war gerade in Trier, als es Balduin erfuhr, und er durfte nicht aus der Stadt, bis er Alles bei Heller und Pfennig erstattet hatte. Balduin gab dem Klagenden gern Gehör, schützte den Armen, war freundlich, ohne je seiner Würde etwas zu vergeben. In Worten und Thaten war er sich immer gleich. Er verstand die Kunst, mit Einsicht wohlthätig zu seyn. In einer Hungersnoth gab er unentgeldlich das Getreide aus seinen Magazinen, mit dem Beding, daß, wenn Jeder an der nachfolgenden Aernte übrig hätte, er nach Vermögen den Magazinen in natura das Empfangene erstatten sollte. Die Wichtigkeit wohlgeordneter Archive erkennend, ließ er sämmtliche Urkunden in mehrern Abschriften in der Kathedralkirche, in dem Pallatium und im Gerichtshof verwahren. Zeigte er sich sein Leben hindurch als einen tapfern Kriegesfürsten, so bewies er doch oft genug, daß er nicht immer den Krieg um des Krieges Willen führe, obgleich auch ihm, so wie so vielen andern sonst gutgesinnten Kriegsfürsten, Glück und Neigung oft ohne Noth die Waffen in die Hand gegeben haben mögen, und er nicht immer Gewaltthat vom Recht unterschieden haben mag, wie dies Alles denn im Geiste seines Zeitalters lag. Auch würde sein Ruhm reiner seyn, wenn er nicht das durch Krieg Erworbene gewöhnlich zur Vergrößerung des Erzstifts und seiner eigenen Macht angewandt hätte. So blieb die Ehre, räuberischen Edeln das Handwerk gelegt zu haben, immer noch zweideutig. Dem Aeußern Balduins war Fürstliches eingeprägt: von mittler Statur, regelmäßigem Wuchs, würdevoller Haltung. Sein Gesicht war voll und schön, Haupt- und Barthaar röthlich und kraus. Die erhabene Stirn beurkundete Reife und Schärfe des Urtheils. Seine Augen waren hell und leuchtend, physische Kurzsichtigkeit war ihm, wie dem ganzen Luxemburgischen Stamme, angeboren. Ein nerviger Nacken,

Digitized by Google

breite Schultern und Brust, kräftige Glieder verkündeten die Stärke und Gewandtheit, womit er einst in der Jugend einen auf ihn zusprengenden Reiter mit seinem Pferde zu Boden stürzte. Auch als Greis hatte er ein würdevolles Ansehen. Er war der Stifter des Kurvereins zu Rhense, und gab sich in einer Urkunde von 1314 zuerst den Titel Kurfürst (elector). Auf Keinen ihrer Fürsten war die Triersche Kirche so stolz, wie auf Balduin, und Keiner kam ihm bei weitem gleich von seiner Zeit an bis zu dem Augenblick, wo unter dem gütigen Clemens Wenceslaus das Erzstift Trier aufhörte, genannt zu werden. Aus den Statuten des Provinzialconciliums Balduins theilen wir hier Einiges mit. Es dient ausnehmend zur richtigen Beurtheilung jener Zeiten, und zeigt, daß die geistlichen Väter ihre Macht nicht bloß, wie Einige meinen, nicht mißbrauchten, sondern ernstlicher für das Heil der ihnen anvertrauten Seelen besorgt waren, als man es sich gewöhnlich von dem barbarischen Mittelalter denkt. Aus dem Gebotenen und Verbotenen läßt sich gut auf den Zustand der Sitten schließen; man sieht, daß, wenn auch nicht so viel regiert wurde, wie leider! heut zu Tage in manchen Staaten, dennoch was zum Heil des Ganzen diente, richtig ins Auge gefaßt, und zweckmäßig in Anwendung gebracht worden ist, ohne daß ein Heer von Beamten die Staatseinkünfte verzehrte. — In diesen Statuten heißt es unter Andern also: „Es giebt eine Tugend, welche von allen die vollkommenste ist, es ist die Gerechtigkeit, die dem Menschen zutheilt, was sein ist, unerlaubte Versuche hemmt, Verirrungen richtet, die durch andere Tugenden vermehrt wird, und die Menschen tugendhaft macht. Gerechtigkeit zu hegen und zu pflegen wird daher als das höchste Gut erkannt. — Den Geistlichen wird untersagt, für die Ertheilung der Sakramente mehr zu fodern, als bestimmt ist, und von Unvermögenden sollen sie weniger nehmen. Den Geistlichen, besonders den Klostergeistlichen, wird untersagt, Schenken zu unterhalten, sich mit Wucher abzugeben, den Procurator und Advokaten zu machen, dem Spiel und weltlichen Gepränge nachzugehen, ungeziemende Kleider zu tragen, übermäßig der Kehle zu dienen. Die Geistlichen sollen nicht über Ehesachen richten; sie sollen sich nicht mit Schach-, Ball- und andern Spielen abgeben, auch nicht innerhalb der Klöster Weinschenken haben. Pelze, kostbares Tuch, rothe Mäntel sind ihnen verboten, sie sollen sich an die durch die Ordensregel vorgeschriebene Kleidung halten. Bei Festen sollen sie den Wein mit Wasser mischen, keine kostbaren Speisen bereiten lassen, sondern nur was zur Leibes-Nahrung nöthig ist; sollen dabei nicht unmäßiges Gelächter erheben, sich leeren, überflüssigen, müssigen Geschwätzes und allen Gezänkes enthalten. Gastlichkeit gegen die Armen sollen sie üben. Es soll kein hölzerner, gläserner, zinnerner, bleierner, bernsteinerner u. s. w., sondern wenigstens ein silberner Kelch mit der Patene gebraucht werden. In jeder Kirche gebe ein Bild, eine Sculptur oder Schrift zu erkennen, welchem Heiligen Kirche oder Altar geweiht sey. Alles Zauberwerk, Beschwörungen, Amulete u. s. w. sind bei Strafe verboten, eben so Wahrsagerei, Zaubercuren an Menschen und Vieh, Besprechungen des Sturms und Hagels, Liebessprüche und Tränke. Keiner prophezeihe aus der heiligen Schrift. Keine Frauensperson rühme sich, in der Nacht mit der Heidengöttin Diana oder mit der Herodias gezogen zu seyn. Beim Kräutersammeln sollen keine Zaubersprüche u. s. w. gebraucht werden, nur das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß sind erlaubt. Constellationen, Mondeswechsel, gewisse Tage u. s. w. sollen nicht beobachtet, nicht mit Lichtern, Tänzen und Gesängen gefeiert werden, denn es ist keine Zeit günstig oder ungünstig, um ein Werk zu beginnen. Auch soll sich Keiner nach den 12 Himmelszeichen richten, wenn er bauen oder

Digitized by Google

heirathen will u. dgl.; wer dagegen handelt, ist von den kirchlichen Sakramenten ausgeschlossen, und, wenn dies nicht hilft, soll er excommunicirt, auch auf dem Weg Rechtens von solchem Unfug abgehalten werden. — Excommunicirt in weitem Sinne werden diejenigen, die Schuldscheine ꝛc. gegen den Willen der Debitoren zurück halten, wenn diese ihre Schuld abgeführt haben. „Da es verlautet, daß viele ungelehrte Menschen, deren Leben und Karakter unbekannt, in unsern Städten, Burgen, Flecken und Dörfern sich mit Medizin und Chirurgie abgeben, sich dabei ohne Geschick und ohne Erfahrung zeigen, Meister seyn wollen, ohne Schüler gewesen zu seyn: so verbieten Wir unter Strafe der weiten Excommunication, es soll Keiner ferner in unserer Diöces prakticiren oder Arzneikunst lehren, ohne Unsere Erlaubniß; denn sowohl an Wissenschaft als Sitten muß erst geprüft und approbirt werden, wer sich für einen Arzt ausgeben will. Hauptsächlich in solchen gefährlichen und schwierigen Dingen ist Jeder für unkundig anzusehen, so lange er seine Kunde nicht erwiesen hat." Der Geistliche vermeide Hinterliſt, Verschwörung, Haß, Neid, Verläumdung, gehe sittsam einher, ohne mit den Augen umher zu schweifen, nicht mit zügelloser Zunge, mit frechen, stolzen Gebärden, sondern zeige durch einfache Kleidung und Gang die Schamhaftigkeit seines Gemüths; er verabscheue obscöne Worte, Gebärden und Thaten, erweise den ältern Geistlichen gebührende Ehrfurcht, befleiße sich der Wissenschaften, halte Herz, Zunge und Körper rein vom Unerlaubten, sorge für Kranke, Pilger und andere Unglückliche, beschütze Wittwen, Waisen und Unmündige, und gebe überhaupt ein gutes Beispiel. Der Beichtende darf nur sich, nicht einen Andern anklagen, auch nicht die Person, mit welcher er gesündigt, nennen, und der Beichtiger soll nicht darnach fragen. Auch soll Niemand durch einen Boten, oder schriftlich seine Sünde bekennen, sondern es muß mündlich geschehen, damit er sich schäme. Die Beichte der Frauen soll an einem öffentlichen Orte angehört werden, der Beichtiger soll ihnen dabei nicht ins Gesicht sehen, sondern die Kapuze über den Kopf ziehen, oder das Gesicht abwenden, und wenn er eine entsetzliche Sünde vernommen, soll er nicht ausspeien, nicht das Gesicht verdrehen, oder überhaupt keinen Abscheu zu erkennen geben, so, daß der Sünder abgeschreckt würde, oder sich schämte, und deswegen die andern Sünden nicht offenbaren möchte. Der Priester soll den Sünder ermahnen, und verständig dahin bringen, daß er demüthig, wahrhaftig, redlich, einfach und treu, ohne aus Furcht oder Schaam etwas zu verhehlen, bekenne; soll ihm zu erkennen geben, daß er nicht zu einem Menschen rede, sondern zu Gott, den er vorstelle, daß er (der Priester) selbst ein Sünder sey, auch Petrus und Paulus Sünder gewesen, nnd daß es fast übernatürlich sey, ohne Sünde zu seyn, daß Sündigen menschlich, in der Sünde beharren aber teufelisch sey u. s. w. Beim Nachfragen soll der Priester sorgsam seyn, daß er nicht Dinge berühre, die dem Beichtenden unbekannt sind, und wodurch er belehrt, und zur Sünde verleitet werden könnte. — Es soll Niemand einem Dieb, Wucherer oder Geizhals das Entwendete stehlen, und es als Almosen geben, denn das Böse darf nicht geschehen, wenn es auch einen guten Zweck hätte. — Wenn ein Advokat absichtlich gegen sein besseres Wissen den Richter zu ungerechtem Urtheil verleitet, so soll jener den Schaden ersetzen, denn wer Gelegenheit zum Schaden giebt, wird angesehen, als habe er selbst den Schaden verursacht. Hat der Advokat boshafter Weise gemacht, daß der Prozeß verloren gegangen, so trägt er den Schaden; eben so, wenn dies durch Nachlässigkeit oder Unwissenheit geschehen ist; denn Ungeschicklichkeit gilt für Schuld. — Dem Bettelorden ist verboten, ohne besondere Erlaubniß vom Papst oder Erzbischof in der Trierschen Diöces,

Digitized by Google

außer ihrem Kloster, Häuser zu erwerben oder zu erbauen. Diese Statuten sollen bei Strafe weiter Excommunication an einem gewissen Tage in jedem Jahr von den Decanen ihren Geistlichen vorgelesen und erklärt, von den Geistlichen aber wenigstens zwei Mal im Jahr durchgelesen, auch der Gemeine diejenigen Artikel, die ihr dienen, in der Kirche öffentlich vorgelesen und erläutert werden; und zwar mehr als ein Mal im Jahr, und deutsch, so gut sie es können, damit Niemand in der ganzen Diöces mit den heilsamen Statuten unbekannt bleibe. — Es sollen keine andere Heiligenfeste angeordnet werden, als die, welche die Kirche vorschreibt, damit nicht die Leute von der Arbeit und ihrem Lebensunterhalt abgehalten werden; denn die Menschen pflegen sich alsdann weniger dem Gottesdienst, als vielmehr Ausschweifungen und dem Müßiggang hinzugeben.

Balduine (Kreuzfürsten). In der Geschichte der Kreuzzüge kommen sieben Männer Namens Balduin vor, die in zweien, durch die Kreuzfahrer neu errichteten Reichen, welche aber bald wieder untergingen, regierten. Fünf von ihnen herrschten in dem Königreich Jerusalem, nämlich Balduin I. (1100—1118), Balduin II. (1118—1131), Balduin III. (1143—1163), Balduin IV. (1173—1183), und Balduin V. (1183—1186) und zwei in dem lateinischen Kaiserthum, nämlich Balduin I. (1204—1205) und Balduin II. (1237—1261). — Die gemachten Eroberungen der Kreuzfahrer wurden bekanntlich nach der am 15ten Juli 1099 erfolgten Einnahme von Jerusalem zu Einem Königreich, dem Königreich Jerusalem, vereinigt, und Gottfried von Bouillon regierte bis zum 18ten Juli 1100 über dieses neue Reich zuerst als König. Auf ihn folgte in dieser Würde sein Bruder Balduin I. (1100—1118). Er war der dritte Sohn des Grafen Eustach von Boulogne und der frommen Ida von Lothringen; sein ältester Bruder hieß Eustach, und erbte die väterliche Hinterlassenschaft, die Grafschaft Boulogne, und sein zweiter Bruder war Gottfried, der vorhin genannte König von Jerusalem. Balduin hatte in seiner Jugend eine wissenschaftliche Bildung erhalten, wie wenige Ritter seiner Zeit sie besaßen, da er anfänglich für den geistlichen Stand bestimmt war; doch eine innere Stimme, wie fromme Begeisterung in jenen Zeiten sie oftmals erzeugte, rief ihn von den Wissenschaften zu den Waffen; die reichen Pfründen, die er schon in Rheims, Lüttich und Cambray besaß, gab er auf, und nahm das Kreuz mit seinen beiden ältern Brüdern, als der Papst Urban II. die abendländischen Christen auf der Kirchenversammlung zu Clermont (Novemb. 1095) zur Befreiung des heiligen Landes aufforderte. Nach dem Siege der Kreuzfahrer bei Dorylåum (1ten Juli 1097) und nach der Eroberung der Stadt Edessa erhielt Balduin das zum Fürstenthum erhobene Edessa. Nach seines Bruders Gottfried Tode wurde er König von Jerusalem, obgleich ihn der Patriarch von Jerusalem, Dagobert, und Tankred, der Achill unter den Kreuzfahrern, dabei nicht begünstigten. Zwar trug er kein Bedenken, wie sein Bruder Gottfried, König in der heiligen Stadt zu heißen, jedoch die von Edelsteinen und Gold glänzende königl. Krone wollte er sich nicht zu Jerusalem, wo der Heiland die Dornenkrone getragen hatte, aufsetzen lassen, sondern dies geschah zu Bethlehem, wo ihn Dagobert, den er endlich jetzt für sich gewonnen hatte, salbte. Auch wurde er von seinem Nebenbuhler Tankred dadurch befreit, daß diesem die Verwaltung des Fürstenthums Antiochien übertragen wurde. Er kam zwar seinem Bruder an Frömmigkeit nicht gleich, war aber tapfer und kühn wie jener, und beschirmte und erweiterte das Reich mit kräftigem Arm. Im März des Jahres 1118 wurde er auf einem Zuge nach Aegypten krank, und starb auf seinem Zurückmarsch zu El-Arisch. Sein

Digitized by Google

Leichnam wurde auf dem Calvarienberge im Vorhof der Kirche des heil. Grabes neben seinem Bruder Gottfried beigesetzt, und ein prachtvolles Denkmal von weißem Marmor ihm errichtet. Seine Eingeweide waren an dem Orte seines Todes unter einem Hügel begraben, und auf denselben warfen die Muselmänner späterhin Steine, um das Grab des furchtbarsten aller Feinde des Islam dadurch zu bezeichnen. Hans Tucher aus Nürnberg sah 1479 sein Grab, und hielt es für das Grab eines Riesen. Balduin II. (1118—1131) war der Vetter des Vorigen, und von dem sterbenden König zu seinem Nachfolger empfohlen. Er war schon in hohem Alter, doch von großem Körper und schönem Wuchs. Balduin soll nach der Erzählung der Geschichtschreiber so fromm und so dem Beten ergeben gewesen seyn, daß er an seinen Händen, durch das Falten derselben, und an seinen Knieen starke Schwielen hatte. Er stand nicht in dem Ansehen, wie seine beiden Vorfahren, da ihm schon die Kraft der Jugend fehlte. Dessen ungeachtet wurde auch unter ihm, so wie unter dem vorigen Könige, das Reich besonders durch Hülfe der Venetianer, Genueser und Pisaner, wozu auch die Ritterorden der Johanniter und der Tempelherren mitwirkten, vergrößert und vertheidigt. Die Erhaltung der neuen Eroberungen war überhaupt schwieriger, als die Vergrößerung derselben; denn es herrschte beinahe immer Uneinigkeit unter den Kreuzfürsten. Hierzu kam noch, daß das Königreich Jerusalem kein in sich selbst verbundenes Ganze bildete; denn außer dem eigentlichen Königreich bestanden noch die Fürstenthümer Antiochien, Edessa und Tripolis, die eigentlich nur Lehen des Reiches waren, und von eignen Fürsten beherrscht wurden. Ein Glück für das Reich Balduins war es aber noch, daß die Feinde der Christen nicht nach Einem Plane ihre Angriffe auf das Königreich Jerusalem machten. Besonders furchtbare Feinde für Balduin waren Ilgazi und Balak Gazi, der Sohn eines Bruders von Ilgazi. Von Balak wurde der König sogar 1123 gefangen, aus welcher Gefangenschaft er im folgenden Jahre erst frei kam. Am Ende seiner Regierung trat ab.. ein noch furchtbarerer Feind der Christen auf, Emadedin Zenki, Reichsverweser des Sultans von Mosul. Am 21. August 1131 starb der König, und sein Leichnam wurde neben seinen beiden Vorfahren beigesetzt. Auf ihn folgte Fulko, des Königs Eidam, ein schwacher Greis, und auf diesen Balduin III. (1145—1163), Fulkos Sohn, noch ein unmündiger Jüngling. Für ihn führte Melisende, seine Mutter, eine verständige und kluge Frau, die Regierung. Schon im folgenden Jahre seines Regierungsantritts brach Zenki, der eine bedeutende Macht zusammen gebracht hatte, in das Reich ein, und nahm am 13ten Decemb. 1144 Edessa, die Hauptstadt des ersten christlichen Fürstenthums in Syrien, weg. Zwei Jahre nachher wurde zwar das Königreich Jerusalem von der Furcht vor diesem gewaltigen Manne befreit, indem er im 60. Jahre von einem seiner Sclaven ermordet wurde; allein der Sohn des Zenki, der tapfere Nureddin, trat jetzt an die Stelle seines Vaters. Edessa wurde nach dem Tode des Zenki durch Einverständniß mit den Einwohnern den Christen wieder übergeben, doch bald nahm es Nureddin wieder, und behauptete es. Durch den Verlust dieser Vormauer von Jerusalem wagte sich Europa aufs Neue, Kämpfer für das heilige Grab nach Palästina zu senden. Der König von Frankreich, Ludwig VII., und der deutsche Kaiser Conrad III. gingen mit zahlreichen Heeren nach Asien hin; allein Eifersucht, Eigennutz und Uneinigkeit verhinderten den Erfolg, und Balduin blieb ohne Unterstützung. Dagegen vereinigte sich jetzt die Macht der Mohamedaner unter Nureddin, und drohte den Umsturz des Königreichs. Er unterwarf sich die ganze Grafschaft Edessa, verwüstete das Fürstenthum Antiochien, eroberte Damas-

Digitized by Google

kus und andere wichtige Städte, und machte Aegypten von sich abhängig. Bei allen Unglücksfällen erhielt sich Eifersucht und Spannung unter den christlichen Fürsten, und Keiner half dem Andern redlich in der Noth. Nur König Balduin machte eine Ausnahme. Er war stets gerüstet zum Schutz der Länder, muthig und unerschrocken in Schlachten und Gefahren, weise und gerecht, und ein Feind jeglicher Unmäßigkeit. Durch alle diese Tugenden machte er sich selbst bei seinem gefährlichsten Feinde Nureddin der größten Achtung werth. Besonders muthig hatte er sich bei dem herrlichen Siege der Christen am See Tiberias den 15ten Juli 1158 gezeigt, wo Nureddin gänzlich geschlagen wurde. Durch diese Schlacht war die Niederlage des vorigen Jahres am 15ten Juni 1157 bei der Furth Jacobs am Jordan wieder gut gemacht, wo Nureddin gesiegt hatte. Auch Balduins Geist war sorgfältig gebildet, und besonders liebte er die Erzählungen der Thaten großer Männer der Vorzeit. Er war ein wohlgebauter, schöner Mann, mit blondem Haar und einem wahrhaft königlichen Anstand. Balduin starb an Gift, das ihm Barak, der sarazenische Leibarzt des Grafen von Tripolis, heimlich beigebracht hatte, im 20sten Jahre seiner Regierung und im 33sten seines Lebens, nachdem er zuvor seinen Bruder Amalrich zum Nachfolger ernannt hatte, der auch 10 Jahre als König über Jerusalem regierte. Er starb geachtet, selbst von seinen Feinden; denn als man dem Nureddin die Nachricht von des Königs Tode brachte, und Einige ihn baten, jetzt über die niedergeschlagenen Christen herzufallen, soll er, wie Wilhelm v. Tyrus erzählt, geantwortet haben: „Man muß jetzt Nachsicht mit ihnen und ihrer Trauer haben; denn sie haben einen Fürsten verloren, der seines Gleichen auf der Welt nicht hatte.“ Auf den Amalrich (1163—73) folgte dessen Sohn Balduin IV. von 1173—1183. Was Nureddin Balduin III. gewesen war, das war Saladin dem Könige Amalrich, Balduin IV. und dessen Nachfolger Balduin V. (1183—1186). Nach dem Tode des Nureddin, der 1174 starb, fiel seine Macht an Saladin, der, nachdem er Herr von Aegypten, Syrien und Arabien war, beinahe keinen weitern Gedanken hatte, als die gänzliche Zerstörung des Königreichs Jerusalem. Aber erst nach dem Tode dieser drei Fürsten wurde sein Wunsch erfüllt, denn er fiel furchtbarer als je ums Jahr 1187 in Palästina ein. Alle Kreuzfürsten wurden zwar durch diese drohende Gefahr vereinigt, verloren aber die entscheidende Schlacht bei Hittin den 1ten August 1187, deren Folge war, daß sich Jerusalem den 3ten October ergeben mußte. Balduin IV. war erst 13 Jahr alt, als er zum Könige gekrönt wurde. Bald entstanden mancherlei Streitigkeiten wegen der Vormundschaft, die endlich der Graf Raimund von Tripolis, nachdem sein Gegner, der Seneschall Milo von Plancy, zu Ptolemais durch Mörder gefallen war, erhielt. Balduin IV. hatte den durch seine Geschichte der Kreuzzüge bis auf Balduin IV. bekannten Kanzler Wilhelm, nachmaligen Erzbischof von Tyrus, zum Lehrer, unter dessen Leitung, da es ihm nicht an natürlichen Anlagen des Geistes fehlte, er treffliche Fortschritte machte. Seinem Vater war er an Gestalt des Körpers fast vollkommen gleich, und übertraf ihn noch an körperlicher Gewandtheit, besonders war er ein kühner und künstlicher Reiter. Doch trotz aller dieser Vorzüge des Geistes und Körpers zeigte es sich bald, daß er für das Reich wenig würde leisten können, da er an einer der schrecklichsten Krankheiten, dem Aussatz, litt, welche die Kunst der besten Aerzte nicht zu unterdrücken im Stande war. Bei den jetzigen Angriffen Saladins auf das Königreich Jerusalem wechselten zwar anfänglich Sieg und Verlust; denn es gelang den Christen einige Mal, besonders durch den tapfern Rainold von Chatillon, dem Saladin großen Abbruch zu thun, wohin beson-

Digitized by Google

ders der Sieg bei Askalon gehört, dem auch der kranke König beiwohnte. Allein alle diese glänzende Waffenthaten der Kreuzfürsten konnten Saladins Macht nicht brechen, er nahm eine feste Stadt nach der andern, und immer näher rückte die Zeit, wo Jerusalem selbst in seine Hände fallen sollte. Hier aber herrschten Mißhelligkeiten und Ränke aller Art, unter denen Balduin starb, nachdem er das Königreich dem 9jährigen Balduin V., dem Sohne seiner Schwester Sybille, und des Markgrafen Wilhelm von Montferrat vermacht, und den Grafen Raimund von Tripolis zum Reichsverweser ernannt hatte. Dieser nahm sich des Reichs mit Eifer und Thätigkeit an, und war geehrt und geliebt vom Volke und seinem Anhange. Bald (1186) aber starb der junge Balduin, wie Jacob Herald behauptet, an Gift, welches ihm seine eigene Mutter beigebracht haben soll. Sie verhalf nun gegen den Willen der Großen ihrem zweiten Gemahl, dem Ritter Veit von Lusignan, der sich durch nichts als Körperschönheit auszeichnete, zum Thron 1186; allein schon im folgenden Jahre eroberte Saladin Jerusalem. In dem fünften Kreuzzug, den der Papst Innocenz III. in den Jahren 1198 und 99 predigen ließ, sehen wir noch ein neues Reich, das lateinische Kaiserthum in Orient durch die Kreuzfahrer entstehen, in welchem ebenfalls der erste und letzte Kaiser Balduin heißt. Es nahm zwar kein Monarch an diesem Kreuzzuge Theil, wohl aber viele angesehene Fürsten und Ritter aus Frankreich, Deutschland und Italien, unter denen sich auch Balduin, Graf von Flandern, befand. Der Graf Theobald von Champagne wurde zum Oberanführer ernannt, und nach seinem Tode (1202) der kriegserfahrene Markgraf Bonifacius von Montferrat. Zur See sollte diesmal der Zug unternommen werden, um der Gefahr aus dem Wege zu gehen, einen großen Theil der Streitkräfte auf dem weiten Landwege durch Kleinasien zu verlieren. Die Kreuzfürsten entschlossen sich daher, mit den Venetianern um Schiffe und Lebensmittel zur Ueberfahrt nach dem heiligen Lande zu unterhandeln. Hierdurch erhielt dieser Zug eine ganz andere Richtung; anstatt Jerusalem zu erobern, wurde Konstantinopel erobert, und aus den Provinzen des griechischen Kaiserthums entstanden neue Reiche. Der Speculationsgeist der staatsklugen Republik Venedig, welche schon früher von den Kreuzzügen Vortheil gezogen hatte, betrachtete dieses Anerbieten als einen Gegenstand des Handels, und zeigte sich geneigt, nicht nur Schiffe für 33.000 Mann und Lebensmittel für sie auf neun Monate zu liefern, sondern auch die Operationen des Kreuzheeres mit 50 Galeeren zu unterstützen, wenn man 85.000 Mark Silber im Voraus bezahlte und versprechen wollte, daß die Republik Antheil an allen Eroberungen haben sollte. Dieser Vertrag wurde von beiden Seiten genehmigt, und der Papst Innocenz III. bestätigte ihn. Allein bei der versprochenen baaren Zahlung hatten die Kreuzfürsten mehr ihren Eifer, als ihre Kräfte zu Rathe gezogen; denn obgleich die Anführer des Kreuzheeres alle ihre Sachen von Werth zu Gelde gemacht hatten, so fehlten doch noch 34.000 Mark an der festgesetzten Summe. Das Kreuzheer stand im Sommer 1202 im Venetianischen versammelt, und wartete mit Ungeduld abzusegeln, die Schiffe lagen bereit, allein die Republik war fest entschlossen, nicht zu borgen. Der schlaue, achtzigjährige Doge Heinrich Dandalo, wohl wissend, daß die fehlende Summe nicht herbeigeschafft werden konnte, machte jetzt den Kreuzfahrern den Vorschlag, daß sie Nachsicht unter der Bedingung erhalten sollten, wenn sie die Republik zur Besiegung einiger dalmatischen Städte unterstützen wollten. Nach einigem Bedenken willigten sie ein, segelten auf Zara, welche Stadt sich der Bothmäßigkeit der Venetianer entzogen, und sich unter den Schutz des Königs von Ungarn gestellt hatte. Am 15ten Novemb. wurde die Stadt auch

Digitized by Google

erobert, und Innocenz III. schleuderte den Bannstrahl über die Kreuzfahrer, weil sie Christen und nicht die Feinde derselben bekriegt hatten. Indem sie hier in Zara überwinterten, wandte sich Alexis, der Sohn des griechischen Kaisers Isaak Angelus, an die Kreuzfahrer, und bat sie, ihn gegen seinen Oheim, ebenfalls mit Namen Alexis, der des jungen Prinzen Vater, Isaak Angelus, vom Thron gestürzt, und seiner Augen beraubt hatte, zu unterstützen, mit dem Versprechen, er wolle das griechische Reich zum Gehorsam gegen die römische Kirche zurückführen, ihnen 200.000 Mark Silber zahlen, und zur Eroberung von Palästina behilflich seyn. Durch diese vortheilhaften Bedingungen wurden nicht nur die Venetianer, sondern auch die Kreuzfahrer und selbst der Papst gewonnen, das Heer sammelte sich auf Corfu, segelte gegen Konstantinopel, das am 17ten Juli 1203 auch wirklich durch Sturm erobert wurde, wo denn der alte abgesetzte Kaiser Isaak Angelus mit seinem Sohne Alexis wieder auf den Thron kam. Bald darauf aber entstanden in Konstantinopel Uneinigkeiten zwischen dem neuen Kaiser, seinen Unterthanen und den Verbündeten, denn der Kaiser konnte in keiner Rücksicht seine Versprechungen erfüllen. Das Volk gerieth vielmehr darob in Empörung, der alte Kaiser starb, der junge Alexis wurde ermordet, und dem Kreuzheere, das sich größtentheils außerhalb der Stadt gelagert hatte, wurden die Thore von Konstantinopel verschlossen. Am 12ten April 1204 wurde die Stadt abermals durch Sturm genommen, geplündert, ein Theil verbrannt, und viele Kunstwerke verstümmelt. Die vier vergoldeten Pferde aus Bronze, die auf dem Hippodromus von Konstantinopel standen, schickte Dandalo nach Venedig, wo sie jetzt wieder das Portal der St. Markus-Kirche schmücken, so wie sie unter Buonaparte als Gegenstand des Triumphs zum Schmuck von Paris in letzterer Zeit gedient haben. Jetzt beschäftigten sich die Sieger mit der Wahl eines neuen Kaisers, wozu der Markgraf von Montferrat, der Graf Balduin von Flandern und der Doge Dandalo, wegen ihres Ranges und ihrer Verdienste, die größten Hoffnungen hatten. Aber zu gefährlich war es, Konstantinopel mit der großen handelnden und erobernden Republik Venedig zu vereinigen, und so wurde dann von den beiden übrigen am 9. Mai der Graf von Flandern, Balduin, zum ersten Kaiser des neuen lateinischen Kaiserreichs gewählt, welches jetzt aus dem griechischen Kaiserthum hervorging. Balduin I. (1204—1205) erhielt jedoch nicht alle Länder des griechischen Kaiserreichs, sondern nur Thracien. Die andern Länder fielen den Venetianern, dem Markgrafen Bonifacius v. Montferrat, und den übrigen Kreuzrittern zu; jedoch das Meiste und Beste behielt die Republik als Beute, und umschloß mit ihren Besitzungen das neue Reich. Viele der Unterthanen des ehemaligen Reichs, unzufrieden mit der jetzigen Lage der Dinge, waren zu den Bulgaren geflüchtet, und der König derselben versprach ihnen Unterstützung. Es brach bald nachher ein Aufstand aus, Adrianopel mußte von der venetianischen Besatzung verlassen werden, und wurde sogleich von den Feinden besetzt. Balduin brach mit einer kleinen Armee auf, um diese zur Vertheidigung von Konstantinopel so wichtige Stadt wieder zu gewinnen; der Doge Dandalo eilte ebenfalls mit Truppen dorthin, und die Belagerung wurde mit aller Kraft angefangen. Allein auch der König der Bulgaren rückte zum Entsatz der Stadt vor, griff die Belagerer an, und durch unvorsichtige Tapferkeit wurden diese von den Bulgaren am 14ten April 1205 gänzlich geschlagen, der Kaiser Balduin gefangen, und auf eine schreckliche Weise verstümmelt, so daß er nach drei Tagen seinen Geist aufgab. Dies war das Loos des Fürsten, den das Glück auf den Thron von Konstantinopel gesetzt hatte. Auch Dandalo starb bald nachher, denn nachdem er die Trümmer der bei Adrianopel geschlagenen Armee nach Konstantinopel zurückgeführt hatte, unterlag

Digitized by Google

er am 14ten Juni einer Krankheit, und wurde in der Sophienkirche beigesetzt. Auf diesen unglücklichen Fürsten, den ersten lateinischen Kaiser, folgte zunächst sein Bruder Heinrich († 1216), dann Peter Courtenay, Graf von Auxerre, Balduins und Heinrichs Schwager († 1217), auf diesen Robert Courtenay, des vorigen Kaisers Sohn († 1228), ferner Johann von Brienne, Titularkönig von Jerusalem († 1237) und zuletzt Balduin II., Bruder Roberts und Johanns von Brienne Schwiegersohn. Auch ihm fehlte es, wie seinen vier Vorfahren, an Kraft, sich auf dem Thron zu behaupten, und während seiner 24jährigen Regierung wurde er nicht müde, die Christen um Hülfe für sein wankendes Reich zu bitten. Während er auf dem Thron saß, hatte Michael Paläologus in dem griechischen Kaiserthum, welches ebenfalls nach der Eroberung von Konstantinopel (1204) durch griechische Prinzen, die sich nach Nicea und Trapezunt geflüchtet hatten, gegründet war, erst die Vormundschaft über den unmündigen Fürsten-, und endlich den Thron selbst erhalten. Dieser Mann war durch seinen Ruhm als Krieger der gefährlichste Feind des lateinischen Kaiserthums. Der schwache Balduin, ganz allein auf seine Hauptstadt beschränkt, befand sich ohne alle Hülfsmittel, sein Reich vom Untergange zu erretten. Er war so weit herunter gekommen, daß er aus Blei Geld schlagen ließ, und seinen eigenen Sohn als Pfand für dargeliehenes Geld venetianischen Kaufleuten überlassen mußte. Paläologus, schon im Besitz des ganzen Landes auf beiden Seiten des Bosphorus, schloß Konstantinopel zu Lande immer enger ein, und seine Verbündeten, die Genueser, mit einer Flotte den Hafen. Ein General des griechischen Kaisers, Strategopul, überrumpelte endlich in der Nacht vom 25ten Juli 1261 durch einen unterirdischen Gang, den ihm ein Grieche entdeckte, mit weniger Mannschaft die Hauptstadt. Der Kaiser Balduin mußte sich aus seinem Pallast flüchten, und eilte auf einer Barke nach Negropont. Die Stadt wurde geplündert, und ein Theil derselben gerieth in Brand. Beim Anbruch des Tages waren die Griechen Meister der Stadt, fanden auf der Straße des Kaisers Schwerdt und Diadem, und trugen diese Beute des Sieges, an einer Lanze befestigt, durch die Stadt. Dies war das Ende dieses Schattenreichs der Lateiner im Orient.

Baldung (Hans), auch Grien oder Grün genannt, geb. zu Gemünd in Schwaben 1470. Er war Maler und blühete zu Anfang des 16ten Jahrhunderts. Er arbeitete in der Schweiz, Straßburg und den dortigen Umgebungen, und wir finden ihn als einen bedeutenden Künstler seiner Zeit, in dem schönen Altar-Gemälde, daß er für die Hauptkirche zu Freiburg im Breisgau verfertigte. Das Hauptblatt dieses Gemäldes stellt die Krönung der Jungfrau Maria dar, und auf den beiden Seiten desselben befinden sich die zwölf Apostel; ferner der englische Gruß, die Heimsuchung Elisabeths, die Geburt Christi und die Flucht nach Aegypten. Auf der Rückseite dieses Bildes sieht man die Kreuzigung Christi, woran man sein gewöhnliches Zeichen sieht, nebst den Worten Johann Baldung cogn. Grien, Gemundianus, Deo et Virtute Auspicibus faciebat 1516. Wie man zu jener Zeit einen großen Theil der Holztafeln anfertigte, indem man die Leinwand auf die Tafel leimte, und mit einem Kreidegrund überzog, so findet auch hier diese Behandlung Statt. — Die Köpfe der Figuren sind voll Ausdruck, Kraft und Wahrheit; jeder Theil ist mit der möglichsten Sorgfalt ausgearbeitet, das Kolorit ist trefflich, und bis auf die neueste Zeit schön erhalten. Seine frühere Werke waren hart und trocken, und durch üble angebrachte Schraffirungen noch mehr entstellt; seine spätere Gemälde aber können mit Recht den Dürerschen an die Seite gestellt werden. — Auch als Kupferstecher und Formschneider hat Baldung viel Verdienst.

Digitized by Google

Balearen, die unter den Namen Majorca und Minorca noch jetzt bekannten Inseln bei Spanien, deren Einwohner von den Griechen den Namen Gymnastas erhielten. Den lateinischen Namen Baleares führten die Inseln von der außerordentlichen Fertigkeit der Einwohner im Schleudern, indem sie große Steine mit solchem Nachdruck auf den Feind warfen, daß Schild und Helm zerschmettert wurden. Ihre ganze Rüstung war ein kleiner Schild, drei um den Kopf gewundene Schleudern, und ein im Feuer gehärteter Stock. Nach Strabo gab es kein giftiges Thier, aber desto mehr Kaninchen auf diesen Inseln, welche so große Verheerungen anrichteten, daß die Einwohner ihnen weichen mußten. Diese Kaninchen konnten allein durch die afrikanischen Katzen (vermuthlich Frettchen) vertilget werden. Nach einer bestimmten Angabe Diodors wurden sie 160 Jahre nach Karthago's Erbauung zuerst von den Phöniciern besetzt. Im Jahre 1259 entriß Jacob I. diese Inseln den Mauren, und vereinigte sie mit dem Königreiche Aragonien; jetzt bilden sie eine besondere Provinz.

Balechou, (Nicolaus), geb. zu Arles im J. 1719, starb plötzlich zu Avignon im J. 1765. Er machte seinen Namen durch seine Kupferstiche berühmt. Er besaß eine eigene Kunst zu stechen, wodurch er viel Markiges mit seltener Reinheit des Grabstiches paarte. Obgleich man behauptet hat, er überlade, so sieht man doch aus seinen Werken, daß er, wenn er wollte, mit der herrlichen Vollendung von Edelinck und Nanteuil die großen Züge Mellan's zu verbinden wußte. Seine Hauptwerke sind 1) die schönen Seestücke, die er nach Vernet gestochen hat, unter denen der Sturm Auszeichnung verdient. 2) Das Bildniß von Friedrich August, Kurfürsten von Sachsen und König von Polen. Dieses Bildniß, ein Meisterstück der Kupferstecherkunst, war die Ursache seines Unglücks und seines gezwungenen Aufenthalts zu Avignon. Er hatte aus Auftrag der Frau Dauphine dieses Bildniß gemacht, und Abdrücke davon gegen das ausdrückliche Versprechen, welches sich diese Prinzessin geben ließ, dennoch ziehen lassen. Dieses herrliche Stück befindet sich in der Gallerie zu Dresden. 3) Die h. Genoveva nach dem Gemälde von Carl Vanloo. Dieser durch die künstlerische Vollendung und die Zartheit seiner Züge gleich ausgezeichnete Stich ist das letzte Werk von Balechou. Sein Talent beschränkte sich nicht bloß auf Kupferstecherkunst. Er hatte auch Geschmack und Talent für die Chemie, die er bis zu einer gewissen Höhe studiert hatte. Es ist sogar ziemlich wahrscheinlich, daß ein chemisches Mittel, in zu starker Dosis oder zu Unzeit genommen, die Ursache seines plötzlichen und frühzeitigen Todes war.

Balen oder Ballen, (Heinrich van) ein Geschichtsmaler, geboren zu Antwerpen im J. 1560, wo er im J. 1632 starb. Er bereiste Italien, wo das Studium der Antike und der großen Meister seine ersten Studien berichtigte, seinen Geschmack läuterte und sein Talent bis zur Vollkommenheit entwickelte. Er wird als einer der besten niederländischen Maler betrachtet; seine Entwürfe sind groß gedacht und meisterhaft angeordnet; seine Gemälde sind voll Harmonie und voll trefflicher Färbung. Er war der erste Meister des berühmten Van Dyck. Es giebt viele Werke von Van Balen. Seine vorzüglichsten Gemälde sind das Gastmahl der Götter, wozu Breughel den Hintergrund malte. Paris Urtheil, und ein h. Johann, der in der Wüste predigt, in der Kapelle unserer lieben Frau zu Antwerpen. Auch eine heilige Familie dieses Malers ist noch in jener Kirche bemerkenswerth. In Paris waren in der Gallerie des Senates zwei Gemälde von ihm; eines hat zum Gegenstande, wie Abraham Agar und seinen Sohn Ismael zurückschickt, das andere, eine heilige Familie in

Digitized by Google

der Wüste, von Engeln bedient. Dieses herrliche Gemälde kam aus Preußen.

Bales (Peter), geboren im J. 1547, machte sich durch sein Talent in der Calligraphie, und in Kunst, klein zu schreiben, berühmt. Man erzählt, er habe leserlich auf den Raum von der Größe eines französischen sechs Liardstückes das Vaterunser, das Credo, die zehn Gebote Gottes, ein lateinisches Gebet, seinen Namen, einen Wahlspruch und Tag und Jahr geschrieben, und alles dieses in einen goldenen Ring einfassen lassen, welchen er der Königin von England in Gegenwart ihres Hofes und vieler fremder Gesandten überreichte. Er war eben so geschickt, Handschriften nachzumachen, und wurde vom Staatssekretär Walsingham zu gewissen diplomatischen Operationen gebraucht. Er starb vermuthlich im Jahre 1610.

Balestra (Antonius), geboren zu Verona im J. 1666. Er machte in seiner Jugend gute Studien, und in einem Alter von 15 Jahren bestimmte er sich für die Malerei. Als er einige Zeit unter Gio Zaffi gestanden, und die Perspektive von Bianchini erlernt hatte, begab er sich nach Venedig, und überließ sich der Leitung von Anton Belucci, einem ausgezeichneten Coloristen. Dort lernte er nach den großen Meistern Titian, Georgion und Paul Veronese die schöne Kenntniß des Helldunkels und das Zauberspiel der Farben; darauf ging er nach Rom, und lernte in der römischen Schule die Richtigkeit und die Wahl schöner Formen. Empfehlungsbriefe verschafften ihm den Eingang in Carl Marattis Werkstätte; hier schöpfte er den schönen Styl von Raphael und Caracchi. Nach einem vierjährigen Studium gieng er nach Neapel, wo der Anblick der Werke von Lanfranc und Solimene sein Talent noch höher steigerten. Bei seiner Rückkehr in Rom gewann er den Preis der Academie von St. Luc durch eine Zeichnung, die Niederlage der Riesen darstellend. Um diese Zeit offenbarte sich sein ganzes Talent durch eine Verkündigung Mariä, welche er für die Carmeliten-Kirche zu Cremona malte. Er wurde nach Venedig berufen, wo er mehrere gute Gemälde fertigte. Darauf ließ er sich zu Verona nieder, und gab neue Beweise seines Kunsttalentes. Dieser Künstler hat sich immer auf die Höhe seiner Gegenstände erhoben. Die reinste Harmonie herrscht in seinen Gemälden. Balestra hatte von der Natur einen seltnen und eigenthümlichen Vortheil erhalten, der darin bestand, daß er in seinem Alter besser, als in irgend einer andern Lebenszeit, malte, und daß seine letzten Werke, weit entfernt, die Schwäche des Alters sichtbar zu machen, Feuer und Kraft der Jugend besitzen; solches beweist sein letztes Gemälde, das h. Abendmahl zu Verona. Dieser Künstler, der für die Ehre seiner Kunst arbeitete, hat treffliche Schüler gezogen. Er starb zu Verona im J. 1740.

Balkis, die Königin von Mareb, der Hauptstadt des Königreiches Saba in Arabien, kam aus ihrem Lande, um die weisheitsvollen Reden Salomons zu vernehmen. Von ihr ist die Rede im Buche der Könige. Die Geschenke, die sie mitbrachte, die Pracht, mit welcher sie empfangen wurde, werden in den morgenländischen Geschichten gefeiert.

Ball. Das Ballspiel (Sphäristik) gehörte besonders zu derjenigen gymnastischen Uebung der Alten, welche eine außerordentliche Behendigkeit und Geschmeidigkeit des Körpers erfoderte, weswegen man es vorzugsweise zur Orchestik, weil es gewöhnlich mit Tanz verbunden war, zählte. Vorzüglich nach dem Bade, wo die Glieder durch Salbung mit wohlriechendem Oel waren geschmeidig gemacht worden, pflegte man sich mit dem Balle zu belustigen. Alt und Jung beiderlei Geschlechts liebten dies Spiel. Schön schildert uns Homer, der sorgsame Aufbewahrer der Sitten seiner Zeit, diese Belustigung. Odyss. VIII. 370 nach der Vossischen Uebersetzung:

Digitized by Google

Aber Alkinoos hieß den schönen Laodamas jezo
Einzeln mit Halios tanzen, denn niemand wagt' es mit jenen.
Als nun jene den zierlichen Ball in die Hände genommen,
Purpurroth, den ihnen der sinnende Polybos wirkte;
Siehe, da schwang ihn einer empor zu den schattigen Wolken,
Rücklings gebeugt; und der Gegner im Sprung von der Erde sich hebend,
Fing ihn hebend in der Luft, eh der Fuß ihm den Boden berührte.
Jezo, nachdem sie den Ball gradauf zu schwingen versuchet,
Tanzten sie leicht einher an der nahrungsprossenden Erde,
In oft wechselnder Stellung; und andere Jünglinge klappten,
Stehend im Kreise, dazu; es stieg ein lautes Getös auf.

Das Ballspiel wurde mit der Zeit so beliebt bei den Griechen, daß sie ihm Plätze in ihren Gymnasien einräumten, und durch Preise zu diesen Uebungen aufmunterten. Auf einigen griechischen Schaumünzen sieht man drei nackende Athleten, die sich im Ballspiele vor einer Tafel üben, auf welcher zwei Gefäße stehen, aus einem derselben heben sich drei Palmen hervor, mit der Inschrift: Pythia actia. Die Sphäristik wird nach dem Verhältniß der Schwere der Bälle eingetheilt; nämlich in das Spiel mit dem kleinen und dem großen Balle, mit dem Ballon und dem Corykus. — Gewöhnlich brauchte man bei dem Ballspiele die Hände, und nur selten die Füße; bisweilen umwickelte man die Hand mit ledernen Riemen, besonders wenn man mit härteren Bällen spielen wollte. Dies beweist Merkuriolis in seiner Schrift: über die gymnastische Kunst, wo er eine Schaumünze vom Kaiser Gordianus anführt, worauf drei nackende Athleten sich befinden, die mit ihrer linken Hand einen großen Ball halten, den sie mit der rechten, die mit einem Panzerhandschuh (Cästus) versehen ist, in die Höhe treiben wollen. — Bei den Römern war das Ballspiel so beliebt, daß fast eine jede angesehene Villa ein Haus zum Ballspielen hatte. Auch scheinen sie mit gläsernen Bällen gespielt zu haben, wenigstens ward unter Papst Innocenz IX. eine marmorne 10 Palmen hohe und 5 breite Inschrift entdeckt, welche noch jezt an einer Mauer des Vaticans zu sehen ist. Gruter hat sie seiner großen Sammlung einverleibt, und Turrigius ließ sie 1630 mit Anmerkungen drucken; sie ist in jambischen Versen abgefaßt, und man glaubt, sie schreibe sich aus den Zeiten Adrians und der Antonine her. Sie ist das einzige bekannte Denkmal, das des Spiels mit dem gläsernen Balle erwähnt, und hebt mit folgenden Worten an: Ursus togatus vitrea qui primus pila etc.

Ballade, ein Wort, das in den romanischen Sprachen Tanz bedeutet, im Italienischen Ballo, im Französischen Bal, im Spanischen Bayle; und vielleicht wie das französische Aller, vom Deutschen Wallen abstammt, hat eine lyrisch-epische Dichtungsart, bei welcher an die uralte Verbindung zwischen Gesang und Tanz nicht mehr zu denken ist, zufällig den Namen Ballade erhalten. Die Italiener oder vor ihnen die Provenzalen, bedienten sich dieses Worts zuerst, aber auch noch nicht in dem jezt bei uns gewöhnlichen Sinne, um eine Dichtungsart zu bezeichnen. Eine italienische Ballata ist ein ganz lyrisches Gedicht, ursprünglich verwandt mit den Sonetten, noch näher mit dem Madrigal, von dem es sich nur durch eine geringe Abweichung in der metrischen Form unterscheidet. Dergleichen Ballaten finden wir schon bei den ältesten italienischen Dichtern, namentlich bei Dante. In dieser Bedeutung ging das Wort zu den Franzosen über, in deren älterer Poesie auch solche Ballades vorkommen, die von den erzählenden Gedichten ganz verschieden sind. Ueber Frankreich kam das Wort mit den normanischen Eroberern nach England. Hier änderte es unvermerkt seine Bedeutung. So lange die französische Sprache unter den normanischen Eroberern die herrschende blieb, und den angelsächsischen Volksgesang unterdrückte, scheint auch in England kein lyrisch-episches Gedicht Ballade genannt worden zu seyn. Aber während in der nun

Digitized by Google

entstehenden engländischen, durch ein Zusammenfließen der angelsächsischen mit der normanisch-französischen sich bildenden Sprache unter den höhern Ständen in England die Nachahmung der französischen Dichtungsarten in Aufnahme kam. Besonders unter der glänzenden Regierung Eduards III. im 14ten Jahrh., nahm der nun wieder auflebenden, aber auch schon engländische, nicht mehr angelsächsische Volksgesang, den Namen Ballade an. Von sehr frühen Zeiten her scheint bei den germanischen Völkerschaften eine erzählende Poesie im Style des Volksliedes einheimisch gewesen zu seyn. Daß die jetzt in England, und seit dem letzten Viertel des 18ten Jahrh. auch in Deutschland sogenannte Ballade echt germanischen Ursprungs ist, läßt sich nicht wohl bezweifeln. Die ältesten deutschen Gedichte, von denen sich eine Spur erhalten hat, z. B. (die schätzbare Schrift: die beiden ältesten teutschen Gedichte aus dem 8ten Jahrh., zum ersten Male in ihrem Metrum hergestellt und erläutert durch die Brüder Grimm. Cassel, 1812. 4.) sind balladenartig. Da nun der Stoff dieser Gedichte zu demselben germanischen Fabelkreis gehört, der von der einen Seite die Dichtungen der nordischen Edda berührt, von einer andern mit dem deutschen Liede der Nibelungen aus dem 13ten Jahrh. verwandt ist; und da überdies die alten dänischen Heldenlieder mit den alten engländischen und schottischen Balladen in ihrem ganzen Karakter und zum Theil auch in dem Stoffe übereinstimmen, so dürfen wir unbedenklich annehmen, daß die alten engländischen und schottischen Balladen nur als locale Fortsetzungen jener noch ältern, unter allen germanischen Völkerschaften verbreiteten, Dichtungsart anzusehen sind, die mit den Westgothen vielleicht auch nach Spanien hinüberwanderte, und dort die Entstehung der castilianischen Romanze veranlaßte, die ihren Namen eben so zufällig von dem Romanzo (der romanischen Sprache) erhalten hat. Bekanntlich gebraucht man im Teutschen die Wörter: Romanzo und Ballade als Synonyme. Der Karakter der Dichtungsart selbst, die man dann nach Belieben Romanze oder Ballade nennen mag, ist einer der natürlichsten und einfachsten, und dessen ungeachtet im Allgemeinen nicht leicht zu bestimmen. So verschieden die lyrische Poesie von der erzählenden ist, nimmt doch die erzählende Poesie leicht den Ton der lyrischen an, wenn die Wärme des Gefühls den Dichter fortreißt. Wie viele Stellen in den berühmtesten epischen Gedichten haben nicht diesen lyrischen Ton. In der Kindheit der Poesie ist dieser Uebergang des Epischen in das Lyrische um so natürlicher, da die Dichtungsarten überhaupt noch nicht so, wie in spätern Zeiten, auseinander getreten waren. Die ursprüngliche Ballade oder Romanze ist also ein eigentliches Volkslied, sowohl dem Karakter als der malerischen Form nach. Daher hießen auch in Deutschland dergleichen Gedichte nicht anders, als schlechthin Lieder, bis man ihnen in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrh. die ausländischen Namen gab, als die Nachahmung spanischer Romanzen und engländischer Balladen in der deutschen Literatur anfing, und zugleich die artige Meinung sich verbreitete, diese ganze Dichtungsart sey eine spanische und engländische Erfindung. Von dem rein lyrischen Volksgesange unterscheidet sich die ursprüngliche Romanze oder Ballade nur durch den epischen Stoff, der sehr mannigfaltig seyn kann, immer aber volksmäßig ist. Episch heißt hier Alles, was sich dichterisch erzählen läßt. Oeffentliche und Privatereignisse, Heldenthaten, Liebesabenteuer, komische Anekdoten, wahr, oder erdichtet, können Stoff zu Balladen werden. Die Volksmäßigkeit der Darstellung schließt die anspruchslose Einfachheit dieser Art von Gedichten in sich. Der ursprüngliche Ton des eigentlichen Volksliedes verlangt einen raschen Gang der Erzählung, und verträgt sich nicht mit malerischer Umständlichkeit. Auch kön-

Digitized by Google

nen solche Gedichte, die wie Volkslieder gesungen zu werden, bestimmt sind, nicht gar lang seyn, also auch keine kunstreiche Verwickelung enthalten. Sie beschränken sich also meistens auf Ereignisse, die sich kurz erzählen lassen, oder sie heben aus einer längeren Reihe zusammenhängender Begebenheiten nur interessante Bruchstücke als ein Ganzes im Kleinen hervor, wie die spanischen Romanzen vom Cid, aus denen deswegen Herder durch geschickte Zusammenstellung eine Art von epischem Ganzen im Großen machen konnte. So ist höchst wahrscheinlich das altdeutsche Lied der Nibelungen aus epischen Volksliedern entstanden; und die Meinung, daß die homerische Iliade und Odyssee auf eine ähnliche Art entstanden seyn möchten, ist wenigstens nicht geradezu von der Hand zu weisen. Wenn wir überhaupt die epische Poesie überall, wo sie sich in einer vollkommenen Entwickelung zeigt, bis zu ihrem Ursprunge verfolgen könnten, so würden wir vermuthlich ihre Elemente in Balladen oder balladenartigen Volksgesängen finden. Daß die Dichtungsart nicht bloß germanisch, oder gar nur spanisch, oder engländisch ist, kann man unter andern auch aus den, natürlich in einer deutschen Nachbildung herausgegebenen, altrussischen Heldenliedern (Fürst Wladimir und dessen Tafelrunde. Leipzig 1819. 8.) lernen. Aber zufällige Umstände konnten leicht bewirken, daß bei mehrern Völkern, die eine epische Poesie erhielten, die Ballade, als das ursprüngliche Epos, erlosch. Mit Recht hat man die alten castilianischen, engländischen und schottischen Romanzen und Balladen einer besondern Aufmerksamkeit werth gefunden; denn in ihnen ist eine größere Fülle von gediegener Naturpoesie aufbewahrt, als in vielen neuern und kunstreichern Erzeugnissen der Phantasie. Mit der Anspruchlosigkeit dieser Gedichte harmonirt auch die Anonymität der meisten derselben. Sie sproßten auf, wie Blumen auf dem Felde. Einer sang sie dem Andern nach; und aufgeregt durch ihren natürlichen Reiz fügte, wer einigermaßen dichten konnte, ein neues Lied dieser Art hinzu, ohne im mindesten dadurch berühmt werden zu wollen. Daß nun aber der Karakter der Romanze oder Ballade, ungeachtet der einfachen Natürlichkeit dieser Dichtungsart, im Allgemeinen doch, wie schon gesagt, nicht leicht zu bestimmen ist, haben die neuern Gedichte bewirkt, die mit jenen ältern denselben allgemeinen Titel führen, auf die sich aber der Begriff von Volkspoesie in der strengern Bedeutung nicht immer anwenden läßt. Von den Nachahmungen der ältern oder ursprünglichen Ballade ist hier nicht die Rede. Dergleichen finden sich schon in der spanischen Literatur seit dem 16ten Jahrh. Aber in Spanien wurde die echte Romanze auch zuerst entstellt durch den Dichter Gonzora in der zweiten Hälfte des näml. Jahrh. Die verzierten und doch recht naiv seyn sollenden Romanzen dieses Gonzora wurden in Deutschland früher bekannt, als die ältern und echten, die man in den spanischen Romanzen-Büchern (romanceros) findet. Gleim, Löve und einige Andere ahmten sie nach. Als nun Bürger, dem die ächte Ballade in der deutschen Literatur ihre Wiederherstellung verdankt, den Weg bahnte, auf den ihn die alten engländischen und schottischen Balladen geführt hatten, schritt er auf diesem Wege weit über die Gränzen der bloßen Nachahmung hinaus. Den wahren Volkston behielt er bei, aber er entfernte sich desto mehr vom Karakter des Liedes im lyrischen Sinne, trotz der lyrischen Versart seiner von ihm selbst sogenannten lyrisch-epischen Gedichte. Er gab mehrern seiner Balladen eine Ausdehnung, die sich mit malerischer Ausführlichkeit verträgt. Seitdem nun das Wort Romanze in Deutschland wieder üblicher geworden ist, nachdem Göthe und Schiller einigen ihrer trefflichsten Gedichte diese Ueberschrift gegeben haben, ist der allgemeine Begriff, den jenes Wort bezeichnen soll, noch schwankender geworden, weil die Farbe der

Digitized by Google

Alterthümlichkeit nicht nothwendig zum wesentlichen Karakter irgend einer Dichtungsart gehört, auch zwischen dem eigentlichen Volksmäßigen und dem, was nicht mehr so heißen darf, keine scharfe Gränzlinie sich ziehen läßt, und eben so wenig das wahre Verhältniß des Lyrischen zum Epischen in einem Gedichte genau bestimmt werden kann. Auf dieses Verhältniß kommt aber doch zuletzt Alles an, was die Romanze oder Ballade von andern erzählenden Gedichten unterscheidet, worüber also das Gefühl entscheiden muß, wo die klaren Begriffe nicht hinreichen, und doch geurtheilt werden soll: ob ein erzählendes Gedicht für eine Romanze, oder Ballade gelten soll, man müsse denn die lyrische Versart allein zum Unterscheidungszeichen machen wollen. Die musikalische Composition, so wie auch der Vortrag der Ballade, hat durchaus nichts Eigenes, sondern mit jeder andern Composition und jedem andern Vortrage das gemein, das beide dem Gedichte angemessen seyn müssen.

Ballast heißt Alles, was man an schweren Dingen, Steinen, Sand oder Eisen u. dgl. in den untern Raum des Fahrzeugs legt, um dasselbe bis auf eine gewisse Tiefe im Wasser zu erhalten, und nun eine hinreichende Menge Segel zu führen, ohne das Umwerfen des Schiffes befürchten zu müssen. Der Ballast bestimmt also den Schwerpunkt des Schiffes, von welchem das ganze Segeln und die Sicherheit der Fahrt abhängt. Beim Ballasten sieht man darauf, daß der Schwerpunkt richtig angebracht werde, damit er der Gestalt und dem Gleichgewichte des Schiffes angemessen sey, und darinnen besteht mit das große Geheimniß der Nautik oder Schifffahrtkunde. Doch ist dies nicht sowohl die Sache der Theorie, als vielmehr einer vielfältigen Erfahrung. Im Ganzen kann man annehmen, daß runde oder spitzer gebaute Schiffe weniger, flache hingegen mehr Ballast brauchen.

Ballet, die Darstellung einer Begebenheit in dem Kunstmittel der Mimik, wobei die Tanzkunst sich so zu ihr verhält, wie die Musik zur Oper, als allgemeines Element, und als eigends sich gültig machende Kunst. Sie ist eine Art von Schauspiel, das selbst nach den allgemeinen Regeln desselben mehr oder weniger muß beurtheilt werden. Durch Stellungen und Geberden nämlich werden die dabei vorkommenden Empfindungen und Leidenschaften ausgedrückt. In den Figuren muß das Karakteristische der Personen vorzüglich ausgedrückt seyn, und Dekoration, Maschinen und Musik müssen den Ausdruck der Vorstellung erheben, die entweder eine wirkliche Handlung oder eine Allegorie und ein redendes Bild ist. Schon Aristoteles sagte: „Das Tanzspiel ist die Nachahmung solcher Dinge, die man sagt und singt, durch abgemessene Geberden und Bewegungen.“ Er verlangt, man solle Sitten und hohe Empfindungen durch harmonische Bewegungen und taktmäßige Tänze ausdrücken. Die Griechen fingen schon sehr früh an, den Tanz als eine solche Nachahmung anzusehen; sie stellten ihn auf der Schaubühne dar, wo er, ohne von seiner Natur etwas zu verlieren, durch die Kunst mancherlei Zusätze erhielt, und zu einem regelmäßigen Schauspiel wurde. Anfänglich brachten die Athenienser bloß allegorische Vorstellungen auf die Bühne; bald aber ward der theatralische Tanz eine National-Handlung. Man stellte z. B. die Irrgärten des Labyrinths in Creta, und das mühsame Streben eines Theseus, um herauszukommen, eben so seinen Kampf mit dem Minotaurus und seinen Triumph über ihn vor. Die fruchtbare Einbildungskraft der Griechen ließ sie tausend Erfindungen auf diese Art zauberhaft darstellen, und manchen trefflichen Ballettänzer nennt uns die Geschichte dieses Volkes. Die Römer gaben in diesem Punkte den Griechen nichts nach; Bathyllus und Pylades wetteiferten um den höchsten Preis des vollendetsten Theatertänzers miteinader, und aus ihren Schulen gingen die berühmtesten Muster in dieser Kunst hervor. Unter Nero stellte ein solcher Tänzer den Herkules

Digitized by Google

einst vor, und bezeichnete die verschiedenen Situationen dieses Heroen mit dem höchsten Grade der Wahrheit. Ein König aus Pontus, der gerade das erste Mal einem solchem Schauspiel beiwohnte, fühlte sich so entzückt davon, daß er sich diesen außerordentlichen Tänzer vom Imperator als eine Gnade erbat, „denn, sagte er, ich habe Barbaren zu Nachbarn, deren Sprache kein Mensch versteht, und die noch nie die Meinige haben verstehen können; durch die Geberden dieses Künstlers werde ich ihnen meinen Willen können zu verstehen geben." Daß nun zu diesem Zwecke ein höheres Studium, als die bloße Kenntniß des mechanischen Theils der Tanzkunst gehöre, ist wohl einleuchtend, und man braucht nur Lucians Gespräch vom Tanze zu lesen, um das Verdienst der Römer in diesem Fache gehörig anerkennen zu können. Athenäus nennt uns eine Menge solcher Ballete als Meisterstücke in ihrer Art, die man in Comödien und Tragödien als Zwischenspiele aufführte. Durch die Verheerungen, in welchen Rom und Italien durch die Einfälle der Barbaren untergingen, fanden auch die Ballete ihr Grab, und es verstrich ein Zeitraum von mehr als tausend Jahren, bis die Cultur der Wissenschaften jene Höhe erreichte, daß auch dieser Theil der schönen Künste, obwohl in anderer Gestalt, in einer frischen Morgenröthe wieder erschien. Im 15ten Jahrh. war es Bergoncio de Botta von Tortona, von dem der erste Versuch eines allegorisch-pantomimischen Ballets wieder ausging. Es war bei Gelegenheit der Vermählung des Herzogs Galeasso von Mailand mit Isabella von Aragonien, wo er dem hohen Brautpaar auf seinem Schlosse ein glänzendes Tanzfest bereitete. Mitten in einem Prunksaal, um welchen eine Gallerie lief, auf der sich mehrere Orchester befanden, stand ein großer, runder und leerer Tisch. Sobald das Brautpaar eingetreten war, und seine Plätze an der Tafel genommen hatte, tanzte Jason mit seinen Argonauten herbei und breitete über dieselbe einen Teppich, das goldne Vließ, aus. Nach ihnen erschien Merkur aus einem Wolkenvorhang mit einem fetten Kalbe; singend und tanzend brachte er es dem Herzoge zum Geschenk. Er hatte es listig dem Apoll geraubt, welcher des Admetes Heerde hütete. Ihm folgte Diana mit ihren Nymphen, sie brachten den Neuvermählten einen Hirsch zum Geschenk. Dieser sollte den Actäon vorstellen, welcher es für sein höchstes Glück hielt, einer so schönen Nymphe wie Isabella, dargebracht und von so hohen Gästen gespeiset zu werden. Jetzt hörte man eine sanfte Symphonie, die sich immer mehr verstärkte. Orpheus nämlich trat auf. „Ich beweinte," so sang er, „den Tod meiner Euridice, als ich von dem glücklichen Paar hörte, welches Amor und Hymen hier vereinte. Zum ersten Mal kehrte Trost und Freude in mein Herz zurück. Mich begleiten meine treuen Gefährten, die Vögel, die auf meinen Gesang lauschen!" Und Vögel aller Art, Schnepfen, Ortolane u. s. w. wurden ihm als Hochzeitgeschenk nachgetragen. Jagdhörner und Wald-Musik erschallten. Eine Jagd fiel ein. Theseus und Atalanta verfolgten ein wildes Schwein, erlegten es, und der calydonische Eber lag zu den Füßen des Brautpaars. Der Hintergrund des Saals öffnete sich. Von der Decke ließ sich Iris auf ihrem Regenbogen herab. Sie saß auf Juno's Wagen, von Pfauen gezogen. Hinter ihr brachten Nymphen in pfauenförmigen, mit Pfauenfedern geschmückten Näpfen Fasane mit Trüffein und andern Leckerbissen. Von der andern Seite zeigte sich Hebe in der Luft mit der Nectarschaale der Götter in der Hand. Sie senkte sich herab; zu ihr gesellten sich Hirten aus Arcadien mit Milchspeisen, Honig, Wein und Früchten aller Art. Zugleich entstieg dem Boden, mit Hülfe einer künstlichen Versenkung, Apicius, der bekannte Ordner der Feste und Mahlzeiten, und schickte sich an, den Schmaus einzurichten. Noch fehlte es an Fischen, als plötzlich, ebenfalls aus der Erde, Neptun, die Tritonen und alle Flußgötter Italiens hervor

Digitized by Google

drangen, ein großes Ballet tanzten, und die köstlichsten Fische aller Art herbei brachten. Dieser Akt vollendete die Handlung, indem sich Alles, Götter und Göttinnen, Nymphen, Jäger und Hirten zu einem großen Tanz, in Gruppen und Tableaux, vereinigte. Wie viele Mängel nun auch dieser erste Versuch hatte, so war er gleichwohl nicht ohne Verdienst, und er ermunterte zu neuen Versuchen. Jetzt erschienen die sogenannten großen Ballete. Nach den Ideen, die man vom Tanze der Alten hatte, war diese Art Schauspiele der größten Mannigfaltigkeit fähig. Man erfand historische, fabelhafte, poetische, moralische u. s. w. Ballete; und man theilte sie ordentlich in fünf Aufzüge ein. Um die Vorstellung mehr zu beleben, bereicherte man das Orchester mit mehrern und verschiedenartigen Instrumenten; man führte neue Karaktere ein, gab jedem Tänzer gleichsam die Physionomie der Person, die er vorstellen sollte, und um die Täuschung zu unterhalten, mußte die Maschinerie ihre ganze Kunst aufbieten. Allmählig verband man auch den Gesang mit diesen Stücken, und die Pracht des Aufwandes dabei machte sie zu den beliebtesten und angemessensten Unterhaltungen der Höfe. Heut zu Tage erscheinen die Ballete auf unsern Bühnen gewöhnlich nur noch als Nach- oder Zwischenspiele, die in keiner sonderlichen Verbindung mit der Hauptvorstellung stehen.

Balogh von Desa (Peter). Dieser als Staatsmann und Gelehrter gleich wichtige Mann, geboren am 24. August 1748, wählte, nachdem er sich auf den evangelischen Liceen in Käsmark und Preßburg gebildet hatte, die politische Laufbahn. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit schritt er von einem Ehrenposten zum andern. Das Neograder Comitat benutzte zuerst seine Talente, und seinen musterhaften Eifer, indem es den dreißigjährigen Balogh zum Stuhlrichter, später zum Vice-Gespann wählte. Er bekleidete diesen ehrenvollen Posten zur Zufriedenheit des Comitats und der höhern Stellen, die ihn in ihren Kreis als Beisitzer der königlichen Tafel, und später als Beisitzer der Septemviral-Tafel beriefen. Wie sehr er sich auch hier durch seine Kenntnisse, seine Denk- und Urtheilskraft und seine Gerechtigkeitsliebe hervorgethan, läßt sich aus der Beförderung zum Referenten bei der ungarischen Hofkanzlei schließen, welche Stelle er mit dem unzweideutigsten Beifalle bis zu der Zeit begleitete, als ihn seine zerrütteten Gesundheitsumstände von diesem Posten abriefen. Kaiser Franz belohnte ihn durch die Ernennung zum wirkl. Geheimenrathe und Obergespann der Torontaler- und später der Sohler-Gespannschaft. Nebst diesen Würden, war ihm auch seit 1789 die ehrenvolle Stelle des Obergeneral-Inspectors der evangelischen Gemeinden in Ungarn anvertraut. In den Annalen des Vaterlandes und der gesammten Menschheit wird der merkwürdige Landtag im Jahr 1790 — 1791 aufgezeichnet bleiben, auf welchem unter andern wichtigen Gegenständen auch das Werk der gesetzmäßigen Religionsfreiheit ohne Verletzung der Rechte der übrigen Mitbürger zu Stande kam. Hier war es Balogh vorzüglich, der bei der Verhandlung dieses Gegenstandes die Kraft seiner Redekunst in vollem Glanze entwickelte, der mit aufgeklärtem Eifer seine Glaubensgenossen zur gegenseitigen Liebe ermahnte, sie zur weisen und dankbaren Benutzung ihrer Rechte ermunterte, und ihre Klagen und Bitten, wenn es nöthig war, vor den königlichen Thron brachte. Als im Jahre 1791 mit allerhöchster Genehmigung des Kaisers Franz eine Synode dekretirt wurde, welche die kirchliche Leitung der evangelischen Glaubensgenossen zum Zwecke hatte, übertrug er das Präsidium mit der ihm eignen Bescheidenheit dem Freiherrn Ladislaus von Pronay, zum Beweise seiner Anerkennung für den mächtigen Einfluß dieses Veterans auf seine Bildung. Die Huld, mit welcher er die Gelehrten ermunterte, und die Lernenden anfeuerte, die vielen Waisen, die er versorgte, die vielen unbemittelten, aber hoffnungsvollen Jünglinge, die er unterstützte, und auf die Bahn des Ruhmes leitete, die vielen brauchbaren Beamten, deren Emporkommen er ver-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google

mittelte, so wie auch seine Unterthanen, denen er nicht sowohl Grundherr als Vater war, sind Denkmale seines edeln, thatenreichen Lebens. Er starb 70 Jahre alt am 16. Octob. 1813.

Balphemia, ein Muster kindlicher Liebe. Ihre Mutter, eine edle Sicilianerin, war eines Capitalverbrechens wegen unter dem Tyrannen Dionysius zum Strange verurtheilt worden. Den Richter, dem die Vollziehung dieses Urtheils oblag, rührte die Herkunft und Schönheit dieser Matrone, und er entschloß sich, sie den Hungertod sterben zu lassen. Balphemia, ihre Tochter, die noch nicht seit lange war Mutter geworden, erhielt die Erlaubniß, selbige bis an ihren Tod im Kerker zu besuchen. Weil aber nach mehreren Tagen die Gefangene noch immer lebte, so regte dieses die Aufmerksamkeit des Richters an. Unbemerkt beobachtete er eines Tages die besuchende Tochter, und überzeugte sich mit Erstaunen, wie die Zärtliche der Mutter ihre Brust zur Nahrung darreichte, und ihr auf diesem Wege das Leben fristete. Der Richter trug den Vorfall dem Tyrannen von Syrakus vor, und dieser ließ der Mutter nicht nur Gnade angedeihen, sondern auch den Kerker zu einer heiligen Stelle einweihen, in welchem Balphemia ihrer Mutter den zärtlichsten Beweis ihrer Liebe dargebracht hatte.

Balsamapfel (der gemeine). Dies klimmende Gewächs, welches vom Junius bis zum August weißlichgelb blühet, gewähret mit seinem drei bis fünf Fuß hohen Stengel, mit seinen prachtvollen, länglichhöckrig scharlachrothen Früchten, welche, mit Schnelligkeit sich öffnend, den Saamen umherstreuen, einen schönen Anblick. Es verlangt eine lockere, nahrhafte Erde, eine Wärme von 12 bis 18 Grad, und will während des Wachsthums häufig begossen seyn. Ostindien ist die Heimath dieses Gewächses.

Balsambaum (Amyris). Ein Geschlecht aus der Klasse dieser Bäume, das noch 12 bis 13 Gattungen enthält, führt vorzüglich diesen Namen. Seine Blüthen haben einen 4 bis 5 zähnigen Kelch, eine 4 bis 5 blättrige Krone, eine viereckige Narbe, und eine steinfruchtähnliche Beere. Der merkwürdigste unter diesen Bäumen ist der Gileads-Balsambaum. Man kennt ihn nur noch unvollkommen. Er soll zu 3 beisammen sitzende, glatträndige Blätter haben, und nur in einem kleinen Bezirk um Mecca in Arabien wachsen; daher der Balsam von Mecca, der seit den ältesten Zeiten im Morgenlande als das kostbarste Produkt des Pflanzenreichs angesehen worden. Der beste soll von selbst aus den Zweigen tröpfeln. Von dieser Sorte gilt in Mecca selbst das Quentchen 2 Thaler, eine geringere gewinnt man aus Einschnitten des Stammes. Den reinsten Balsam behalten die Araber und Türken für sich, eine geringere und meist verfälschte Sorte kommt nach Europa.

Balsamirung. Bei den Griechen und Römern war die eigentliche Balsamirung nicht üblich. Die Griechen pflegten zwar in den ältesten Zeiten die Leichname mit einem wohlriechenden Oele zu salben, dieses geschah aber nur um den übeln Geruch zu verhindern. Das eigentliche Einbalsamiren war nur bei den Aegyptiern üblich; allein der Gebrauch, so wie die Kunst desselben scheinen schon meistentheils unter dem Weltbestürmer Cambyses, gänzlich aber unter den Römern mit der alten Religion untergegangen zu seyn. — Religion sowohl, als Politik hatten bei den Aegyptiern seit undenklichen Zeiten den Gebrauch eingeführt, die Todten unverwest zu erhalten. Von der Unsterblichkeit der Seele überzeugt, suchten sie die Hülle, worin der Geist gewohnt, auf eine gewisse Art unsterblich zu machen, indem sie es für eine Beleidigung der Seele betrachteten, den Körper untergehen zu lassen. Die Aegyptier wollten ihren Leichnamen eine vollständige Ruhe verschaffen, daher entfernten sie alles, was die Verwesung befördern konnte; sie betrachteten die Gräber, als ihre ewigen Wohnungen, die sie sich nachher anzogen als ihre Häuser, welche sie nur Herbergen nannten. — Auch die alten Scythen, Perser und

Digitized by Google

Hebräer balsamirten ihre Todten ein, und ahmten darin den Aegyptiern nach. — Herodot und Diodor aus Sicilien, geben uns hierüber die umständlichsten Nachrichten. Die Kunst der Einbalsamirung wurde von gewissen Leuten, die sich ganz dieser Profession widmeten, betrieben. Zu diesen pflegte man den Leichnam zu bringen, welche, nachdem man um den Preis einig war, die Verrichtungen bewerkstelligten, Gehirn und Eingeweide vom Körper trennten, und die leergewordenen Stellen mit Myrrhen und andern wohlriechenden Sachen ausfüllten, hierauf ihn mit Salpeter einsalzten, und ihn 70 Tage bei sich bewahrten, (die Zahl 70 war bei den Aegyptiern besonders heilig und bedeutungsvoll, deswegen wählte vielleicht auch Ptolemäus Philadelphus 70 Dollmetscher zur Uebersetzung der heiligen Schriften der Juden) länger mit dem Balsamiren zuzubringen war verboten. Nach Verlauf dieser Zeit, wuschen sie den Leichnam, wickelten ihn ganz in Binden, welche aus Byssus geschnitten waren, und bestrichen ihn mit Gummi. Hierauf holten die Eigenthümer den Leichnam ab, legten ihn in einen hölzernen eng sich anschließenden Kasten und setzten ihn in den Familiensaal, wo die übrigen Einbalsamirung war nur für die Reichern, für die Aermern gab es eine wohlfeilere Art. — Außer den Aegyptiern, den ältesten Persern, Scythen und Hebräern haben Reisende im 18ten Jahrh. noch zwei Völker kennen gelernt, welche es in der Kunst, zu balsamiren, vielleicht den alten Aegyptiern, wo nicht zuvor, doch gleich gethan haben. Es sind dieses die alten Einwohner der kanarischen Inseln, besonders von Teneriffa, die alten Guanchen, und dann die ehemaligen Peruaner, welche ihre Incas (Fürsten) auf eine sehr vollkommne Art einbalsamirten. Es ist merkwürdig, daß die Einbalsamirung der alten Teneriffier der ägyptischen fast gleich kommt.

Balten (Peter), ein Maler, geb. zu Antwerpen im 16ten Jahrh., nahm die Manier von Peter Breughelan, und zeichnete sich in der Darstellung kleiner Figuren aus: seine Leichtigkeit gränzte ans Unglaubliche. Man erzählt, er habe, als er an den Hof des Kaisers berufen sey, auf dessen Befehl ein Gemälde ausgeführt, worauf eine Menge Figuren zu sehen wären. Balten wählte zu seinem Gegenstande einen heiligen Johannes, der in der Wüste predigt. Eine unendliche Menge Zuhörer schien ihm ehrfurchtsvoll zuzuhören, und Aug und Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet zu haben. Der Kaiser ließ ihn den heiligen Johannes ausstreichen, und einen Elephanten an die Stelle setzen. Wie mit einem Zauberschlage schien der Karakter aller Figuren umgewandelt. Dieses Gemälde befindet sich in der Wiener Gallerie. Dieser Maler starb am Ende des 16ten Jahrh.

Baltimore, eine Grafschaft an der Nordwestseite des nordamerikanischen Freistaats Maryland, gränzt nördlich an Virginien, und südlich an den Patapskofluß, der in die Chesapeakbai fällt, enthält 44 □Meil. mit 75.818 Einw. und hat viel Eisen. Die einzige Stadt der Grafschaft und zugleich die größte im ganzen Staat Baltimore liegt am Patapskofluß, der sich hier schon 3 Meilen vor seinem Einfluß in die Chesapeakbai zu einer Bai erweitert, und Seeschiffe trägt, sie ist in 8 Quartiere getheilt, nicht ganz regelmäßig gebaut, doch mit geraden und breiten Straßen, auch noch nicht ganz gepflastert, und nur in einigen Theilen bei Nacht erleuchtet. Sie hat 3.200 Häuser, 35.583 Einw., worunter 14.000 Katholiken und 10.000 Deutsche, noch mehr Franzosen und 7.686 Neger; 14 Kirchen, worunter 6 katholische, 3 Schauspielhäuser, eine Börse, 2 Bankgebäude, 170 Speicher, einen Hafen; einen katholischen Bischof mit einem Seminar, 2 Privatakademien, eine öffentliche Bibliothek, Museum, eine medizinische Gesellschaft, eine Gesellschaft zur Abschaffung des Sklavenhandels, eine Gesellschaft zum Besten armer Einwanderer aus Deutschland, eine Gesellschaft für abgelebte Seefahrer, eine Gesellschaft zur

Digitized by Google

Rettung der Verunglückten; Washingtons Denkmal. Sie hat bedeutende Schiffswerfte, eine Assecuranzgesellschaft, 3 Banken, Handelsgesellschaft (1817 errichtet mit einem Kapital von 3 Millionen Dollars), und handelt besondes mit Waizenmehl, Tabak, Pökelfleisch, Baumwolle und Fischen; denn sie ist der nächste Seeort auch für die innern Bewohner von Pennsilvanien, Kentucky und Virginien. Im J. 1802 liefen 1.104 Schiffe ein und 1.047 aus; und ihre eigenen Schiffe enthalten 72.210 Tonnen, so wie der Werth der Ausfuhr 12 Millionen Dollars.

Baltische Meer, oder die Ostsee. Es krümmt sich zwischen Deutschland, Preußen, Rußland und Schweden bis über den 65° nordwärts, und enthält eine Fläche von mehr als 6.000 □M. Den Namen hat es wahrscheinlich von dem alten Worte Belt, das einen Einbruch des Meeres bedeutet. Die nördliche Hälfte des Meeres wird durch eine Reihe von Inseln (Alands-Inseln), die sich von Finland nach Schweden ziehen und zum russischen Reiche gehören, von der südlichen getrennt, und heißt der bothnische Meerbusen. Von der nordöstlichen Ecke der Ostsee zieht sich ein tiefer Meerbusen zwischen Finland und Ehstland, der finnische Meerbusen. Beide Busen sind 4 bis 5 Monate im Jahre mit Eis bedeckt. Ein anderer ansehnlicher Busen ist der rigische Meerbusen. Das Wasser der Ostsee ist leichter und kühler, als das Wasser des Oceans. Man behauptet, es halte nur $\frac{1}{30}$ Salz, während das Wasser anderer Meere $\frac{3}{30}$ hält. Man bemerkt darin keine Ebbe und Fluth. Die größte Tiefe soll nur 15 bis 20 Klafter betragen, und an manchen Stellen kaum halb so viel. Die Wogen sind nicht so mächtig, als in dem deutschen Meere, aber sie erheben sich schneller und häufiger, und aus diesem Grunde, und wegen der sehr veränderlichen Winde und der vielen nahen Küsten und Inseln ist die Schiffahrt sehr gefährlich. Wenn das Meer stürmisch ist, wird Bernstein in Menge an die Küsten von Kurland und Preußen geworfen. Die Abweichungen der Magnetnadel sind an manchen Stellen sehr bedeutend; auf einer Stelle besonders, wo sie zwischen Südwest und West schwankt, und auf einer andern, wo sie Nordwest zeigt.

Balzane. So nennt man die weißen Flecken an den Füßen farbiger Pferde vom Knorren bis zum Hufe. Die Pferdekenner behaupten, man könne daraus die Güte der Pferde ersehen. Drei weißgefleckte Füße deuten auf die beste Pferderace; man nennt dergleichen Pferde Weißfüßige oder Weißfüße und wählt sie vorzugsweise zu Reitpferden. Die Flecken, welche niedrig stehen und tipfelich sind, hat man am liebsten.

Bamba oder Wamba war König der Westgothen, in Spanien, im J. 672. Dieser ist der erste, der, wie man sagt, in jenem Königreiche gesalbt wurde. Nachdem er einen Aufruhr in Languedok gestillt hatte, benutzte er die Friedenszeit, um die Stadt Toledo zu vergrößern und zu befestigen. Indem er unausgesetzte Aufmerksamkeit den Schritten der Saracenen in Afrika widmete, nahm er unter die Milizen alle seine Unterthanen auf, Kinder und Greise ausgenommen. Die Bischöfe und die Geistlichkeit sollten im Falle eines Angriffes alle ihre Leibeigenen versammeln, und dem Feinde entgegenziehen. Diese Vorsichtsmaaßregeln waren von der Noth geboten. Die Saracenen sandten eine 270 Segel starke Flotte, um eine Landung in Spanien zu versuchen; allein sie ward von der Flotte, welche Bamba bemannt hatte, zurückgeschlagen. Dieser Fürst gab Beweise von einer wunderbaren Tapferkeit. Als er durch ein langsam wirkendes Gift, das man ihm gegeben hatte, geschwächt war, legte er die Krone nieder, ernannte Erwig zu seinem Nachfolger, und starb im J. 680 in einem Kloster.

Bamberg, eine schön gebaute Stadt, die Hauptstadt des ehemaligen Bisthums dieses Namens, jetzt der Sitz eines Erzbisthums, der Geburtsort

Digitized by Google

des berühmten Philologen J. Camerarius, († 1574), mit 1.800 Häus. und 19.000 Einw., gelegen auf beiden Seiten der niedern Rednitz, welche die Stadt in zween Armen durchfließt, und ½ Meile davon in den Main fällt. Am linken Ufer sind Berge, am rechten eine von waldigen Höhen begränzte Ebene. Die dortige Domkirche befaßt die Grabmäler Kaisers Heinrich II., K. Conrad III. und des Papstes Clemens II. — Nahe bei Bamberg, in der Richtung gegen Südwest, erhebt sich in dem durch jeden Schmuck und jeden Segen der Natur beglückten Gelände, ein mit schönen Nebenpflanzungen umgebener Berg, dessen Spitze die Trümmer eines festen Schlosses tragen, das von den Anwohnern die „alte Burg" einst der Sitz der berühmten Grafen von Babenburg, genannt wird. Eine hölzerne Aufzugbrücke führt über den Graben in das Innere, wo, bis auf einige Gebäude von neuerm Ursprunge, Alles zerfallen ist; wie denn auch Niemand mehr, als ein Förster, diese Höhe bewohnt. Aber noch hat sich ein sehr hoher, runder Thurm von den alten Bestandtheilen der Burg, in einem ziemlich guten Zustande erhalten, nur daß er, vor wenigen Jahren vom Blitze getroffen, seiner Kuppel beraubt ist. Ihn umgiebt in beträchtlicher Höhe ein mit einer Brüstung und mit Einschnitten versehener Kranz, auf der man eine herrliche Aussicht über die nahe liegende Stadt, ihre freundlichen Umgebungen und das weit sich hindehnende Land beherrscht. Diese Burg bleibt in der allgemeinen Geschichte des deutschen Reichs, als Schauplatz einer schrecklichen That, unvergeßlich; denn in ihr hat am 22. Juni des Jahrs 1208 der baierische Pfalzgraf Otto VIII. von Wittelsbach den deutschen König Philipp, aus dem Hause Staufen, meuchlerisch getödtet. Otto war nämlich lange Philipps Dienstmann gewesen, und hatte Ansprüche auf seinen Dank. Aber da die Könige sich leicht bereden, daß sie Niemand etwas schuldig seyen, gab Philipp seine Tochter Kunigunde, ob er sie gleich dem Pfalzgrafen versprochen hatte dem Könige Wenzel von Böhmen, und machte noch dazu unwürdige Schritte, um die Heirath des erstern mit einer Tochter des Herzogs Heinrich von Polen zu hintertreiben. Darüber ergrimmte Otto, und seines Entschlusses sicher, begab er sich, die Miene des Freundes heuchelnd, zu dem Könige in die „alte Burg," zog, als zum Scherze, sein Schwerdt, stieß es dem Monarchen in den Nacken, und ergriff die Flucht. Ganz Deutschland entsetzte sich ob dem Bubenstück. Der Verbrecher ward in des Reichs Acht erklärt. Heinrich Kalatin, der Pappenheimer, ereilte den Flüchtigen unweit Regensburg, und rächte das königliche Blut durch seinen Tod. Der Herzog Ludwig in Baiern erhielt seine Güter; die Pfalzwürde gelangte an den Grafen Rapoto von Ortenburg, und die Burg Wittelsbach wurde zerstört.

Bamberger (Johann Peter), königl. preuß. Hofprediger und Kirchenrath zu Potsdam, geb. zu Magdeburg 1722. Er war viele Jahre Prediger in Berlin, dann Kirchenrath und Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in der Friedrichsstadt daselbst. Er kam 1780 als Hofprediger, Kirchenrath, Garnisonsprediger und Aufseher des großen Waisen- und Predigerwittwenhauses nach Potsdam, wurde 1799 wegen Altersschwäche in den Ruhestand versetzt, und starb am 4. Sept. 1804. Ein geachteter, sanfter und toleranter Theolog, Religionslehrer des Kronprinzen, unsers jetzigen Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III., der ihm noch in spätern Jahren Beweise eines huldvollen Andenkens gab, und auch ein nützlicher Schriftsteller. Er veranstaltete eine Sammlung von Predigten, die zu Berlin in Druck erschienen sind. Außerdem hat man von ihm viele Uebersetzungen englischer, vornehmlich theologischer Werke von Benson, Saumer, Watson, die zur Zeit ihrer Erscheinung für die deutschen Theolo-

Digitized by Google

gen einen entschiedenen Werth hatten. Unter seinen andern Uebersetzungen aus dem Englischen sind die wichtigsten: Andersons Geschichte des Handels. 7 Thl. Riga 1773—79. 8. Joh. Entik's gegenwärtiger Zustand des brittischen Reiches. 5 Bde. Berl. 1778—81. 8. v. Knors moralische und literarische Versuche. 2 Thl. Eb. 1781. 8; und die biographischen und literarischen Anekdoten von den berühmsten großbritannischen Gelehrten des 18ten Jahrh. 2 Bde. Eb. 1786—87. 8. Bamberger hat auch einen großen Theil der bei Mylius in Berlin herausgekommenen Reisen aus dem Englischen übersetzt.

Bambochaden, eine Art von Gemälden, welche die Lebensart der Bauern, ihre Wohnungen, ihre gemeinen Gebräuche und Belustigungen darstellen, besonders wenn die Figuren darauf komisch mißgestaltet sind. Teniers ist der berühmteste Künstler in diesem Fache; benannt wurde es aber nach Peter v. Laar, welcher im J. 1613 bei Naarden in Holland geboren, mit der häßlichsten Bildung, die glücklichsten Gaben vereinigte. Er hatte lange krumme Füße, einen ganz kurzen verschobnen Körper, und sein Kopf saß tief zwischen den Schultern; aber das ausgezeichnetste Talent zur Malerei, die unerschöpflichste Heiterkeit und die köstliche Gabe, sich beliebt zu machen, vergüteten reichlich seine Häßlichkeit. Er ging nach Rom, wo man ihm den Spottnamen Bamboccio, Wechselbalg, beilegte. Sein lustiger Humor wurde dadurch nur noch aufgeweckter. Er lebte mit Poussin und Claude Lorrain zusammen, und entzückte diese bald durch Witz und Scherz, bald durch sein meisterhaftes Spiel verschiedener Instrumente. Er malte Jahrmärkte, Feste, Jagden, Landschaften, die Figuren, mit denen er sie belebte, waren geistvoll zusammengestellt, gut gezeichnet, und blühend gemalt. Man nannte seine Arbeiten scherzend: Bambocciaden, und im Französischen: Bambochaden. Dieses Fach der Kunst hat Werth, wenn es mit Geist, Wahrheit und regem Leben behandelt wird; die Holländer zeichneten sich besonders darin aus. Des armen Bamboccio Alter glich aber nicht seiner Jugend. Er überlebte sein Talent; seine Gesundheit litt, und er verfiel zuletzt in eine finstere Schwermuth.

Bambus, eine Pflanzengattung aus der 6ten Classe des Linné, mit zwei Arten. Der gemeine Bambus wächst in beiden Indien; er erreicht eine Höhe von 40—50 Fuß, und eine Dicke von 2 Fuß; ist gegliedert, inwendig hohl und durch Querwände an den Gliedern in luftdichte Fächer getheilt. Die Indier schneiden die dickern Stücke unter den Querwänden durch, und erhalten dadurch brauchbare Gefäße. In der Jugend quillt an den Knoten ein süßer Saft hervor, der, erhärtet, uns den köstlichen Bambuszucker giebt, welcher dem Golde gleich geschätzt wird. Die Wurzelsprossen werden, nebst andern Früchten mit Essig und Gewürzen eingemacht, zu uns gebracht, und als ein sehr kostbares, magenstärkendes Confekt unter dem Namen Achiar genossen. Die ältern Stämme braucht man zum Häuser- und Brückenbau, zu Wasserleitungen u. s. w.; die jüngern Schößlinge geben die Bambusstöcke. Die Blätter benutzt man zu Matten und anderem Flechtwerk, auch dienen sie den Chinesen zur Verpackung ihrer Theekisten, die sie nach Europa versenden.

Banayas, der Hauptmann von Davids Leibwache, und Oberbefehlshaber unter der folgenden Regierung. Er tödtete den Adonias, und hieb dem Joab auf Salomons Befehl den Kopf ab, im J. 1014 vor Chr. G. Seine Kraft war riesengroß: er erlegte mehrere Löwen, bekämpfte mit einem einfachen Stocke einen Aegyptier, der groß wie ein Riese war, und tödtete ihn mit seiner eigenen Art.

Digitized by Google

Bandello (Matteo), war zu Castelnuova, im Gebiete von Tortona, geb., und ging schon in früher Jugend nach Rom, wo er einige Jahre unter Aufsicht seines Oheims Vincenz Bandello, Generals der Dominikaner, lebte, der ihn auf seinen Amtsreisen durch einen großen Theil von Italien, Frankreich, Spanien und Deutschland mitnahm. Nachdem derselbe im Kloster Altomonte in Calabrien gestorben war, brachte Bandello vom Jahre 1506 an geraume Zeit zu Mailand zu, wo er die Ehre hatte, der berühmten Lukrezia Gonzaga Unterricht zu geben. Auf sie verfertigte er auch ein Gedicht, welches noch vorhanden ist, und machte damals die Bekanntschaft vieler vorzüglicher Männer, wie man aus den Zueignungsschriften seiner Novellen ersieht. Nachdem er sich in den Orden der Dominikaner zu Mailand hatte aufnehmen lassen, nahm er vielen und großen Antheil an theologischen und politischen Angelegenheiten der Zeit, und nach manchen abwechselnden Schicksalen erhielt er endlich vom Könige Heinrich II, das Bisthum Agen in Frankreich. Auf den häufigen Reisen, die er in Staatsgeschäften machen mußte, sammelte er sehr fleißig Anecdoten und Nachrichten von außerordentlichen Begebenheiten, die ihm hernach den Stoff zu jenen Novellen lieferten, welche er in verschiedenen Perioden seines Lebens, so wie er Zeit und Lust hatte, ausarbeitete. Diese Erzählungen, wovon er nach seiner Erhebung zur bischöflichen Würde drei starke Bände heraus gab, enthalten eine Menge der schmutzigsten Geschichten, die dem Leser ganz offen und unverschleiert dargelegt werden, übrigens aber sehr ungekünstelt und fließend erzählt sind. Man hat sich bemüht, den Mangel des Anstandes in diesen Schriften wenigstens zu entschuldigen; man hat auch mit Vergnügen bemerkt, daß ein so ärgerliches Buch von den Reformatoren nicht so benutzt worden ist, wie es hätte benutzt werden können, wenn sie ihren Vortheil gekannt hätten. In Hinsicht auf die Bearbeitung sind diese Novellen, ob sie gleich denen von Boccaz weit nachstehen, mit so viel Lebhaftigkeit und Naivetät geschrieben, daß sie den Leser anziehen müssen, und da nun überdies die Begebenheiten selbst sonderbar genug sind, so wird wahrscheinlich Bandello's Ruf, wenn gleich immer etwas zweideutig, doch dauerhaft seyn. Außer den Novellen von Bandello (Le Novelle del Bandello. Lucca, 1554 4. Ein vierter Bd. erschien zu Lyon 1574 in 8vo. Seitdem sind mehrere Ausgaben erschienen, unter andern eine zu London 1740 in 4 Quartb.) erschien zu Agen 1544 Canti XI. delle lodi della S. Lucretia Gonzaga di Ganzuola e del vero Amore, col tempio di pudicitia. Eine Uebersetzung von Bandello's Novellen gab Adrian Frankf. a. M. 1818—19 in 3 B. 8. heraus.

Bandinelli, (Baccio), geboren zu Florenz im J. 1487, starb dort 1559. Sein Vater Michael Agnolo hatte den Sohn seinem Gewerbe gewidmet. Er war Goldarbeiter von Lorenz von Medicis, allein des Sohnes Geschmack entschied sich für die Bildhauerkunst. Er soll in einem Alter von neun Jahren eine Figur aus Schnee gemacht haben, welche durch die Richtigkeit ihrer Verhältnisse den Blick der Kenner auf sich zog. Auch malte er einige Gemälde; allein sie ermangeln der Anmuth und des Farbenzaubers, obgleich die Zeichnungen fast eines Michael Angelo würdig waren. Sein Meißel war kunstreicher, als sein Pinsel. Vorzüglich bewundert man seine Copie des berühmten Laocoon, die sich im Garten der Medicis zu Florenz befindet. Der Papst Clemens VII. wollte diese Copie dem Könige von Frankreich, Franz I., anfänglich zum Geschenk anbieten; allein als er dieselbe besah, fand er sie so schön, daß er sich nicht davon trennen wollte, und er sandte dafür dem König Rundbilder aus dem Alterthume. In Composition von Basreliefs war er sehr glücklich; mehrere derselben sind von Mark Anton, Mark v Ravenna,

Digitized by Google

Agostino und Morghen in Kupfer gestochen. Eines derselben ist sehr geschätzt, eine Kreuzabnahme darstellend, welches Bandinelli Carl V. bei seiner Durchreise durch Genua überreichte. Der Kaiser gab dem Künstler zur Belohnung eine Comthurei des h. Jacob; ein Hercules, als Besieger des Cacus, eine riesengroße Gruppe, und die Rundbilder von Leo X. und Clemens VII. Vasari, der das Leben dieses Malers beschrieben hat, macht ihm mit Recht sein neidisches und böses Herz, und vorzüglich seinen Haß gegen Michael Angelo, von dem er kostbare Zeichnungen zerriß, zum unaustilgbaren Vorwurfe.

Bandit (ital. Bandito), ursprünglich ein Verbannter; dann ein Meuchelmörder, d. h. ein Mensch, der sich für Geld dingen läßt, Andere auf eine hinterlistige Weise zu ermorden. Die Banditen sind besonders in Italien häufig, wo man sie erkauft, um Beleidigungen durch sie rächen zu lassen. Ihre Waffen sind kurze Dolche, die sich leicht verbergen lassen, und da sie im Publikum unter mancherlei Gestalten und Verkleidungen erscheinen, so ist es schwer, sich vor ihren Nachstellungen zu hüten. Sie verfolgen ihr auserfehenes Schlachtopfer so lange, bis sie es erreichen, und ungestraft morden können. Einige stehen in dem Ruf, ein gewisses Gefühl von Ehre zu besitzen, und man versichert, daß sich schon Reisende in Sicilien in ihren Schutz gegen ihre Mitgenossen begaben, und keiner soll Ursache gehabt haben, die Ergreifung dieser Sicherheitsmaaßregel zu bereuen. — Sonst heißen Meuchelmörder in Italien assassini, und in Frankreich assassins. Man leitet dieses von einem Volke her, das zu den Zeiten der Kreuzzüge um Tyrus und den Berg Libanon unter ihrem Könige, welcher der Aelteste vom Gebirge genannt wurde, wohnten, und den Christen, welche damals Palästina und Jerusalem erobert hatten, unterworfen waren. Als Muhamedaner haßten die Assassiner die Christen; sie suchten sie daher, besonders ihre Fürsten und Ritter, wo sich nur eine Gelegenheit darbot, meuchlings zu tödten. Der Papst Innocenz IV. belegte sie daher auf der Kirchenversammlung zu Lyon im J. 1245 mit dem Kirchenbann. Sie sollen ihren Namen von dem arabischen Worte assis haben, welches einen Meuchelmörder bedeutet; auch Volney sagt, daß in der arabischen Volkssprache das Wort hassassin (vom Stammworte hass, umbringen) einen nächtlichen Räuber bedeutet, der im Hinterhalte versteckt liegt, um zu morden, und daß dasselbe zu Cairo und in Syrien stets in diesem Sinne genommen würde. Die Assassiner wurden im J. 1257 von den Tartaren theils überwunden und theils zu Sklaven gemacht. Unter allen Regenten Italiens hat keiner mit so glücklichem Erfolge diese Söhne der Nacht aus seinem Gebiete verscheucht, als der kraftvolle und unerbittlich strenge Papst Sixtus V., der sie auffangen und oft 20 von diesem Gesindel in einem Tage vor dem Vatikan aufknüpfen ließ. Von hier flohen sie ins Neapolitanische, wo sie furchtbar hausten. — Bis jetzt ist es noch keiner italienischen Regierung völlig gelungen, diese Raubvögel zu verjagen. Die strengen Maaßregeln, welche die päpstliche Regierung im Jahre 1820 gegen die Hehler der Banditen und Räuber ergriff, haben ihre Schlupfwinkel wohl aufgestört; doch eben dadurch die ehemaligen ansäßigen Bösewichter heimathlos gemacht, welche mit unter allerlei Gestalten in Städten und Dörfern ihre grausende Profession betreiben. Diejenigen, welche gegenwärtig die Gränzen von Neapel unsicher machen, sind nicht ohne feste Wohnung, sondern dort ansäßige Landleute, die neben dem Ackerbau sich mit Rauben und Morden, wie mit einem Erwerbzweige beschäftigen. So wenig ein graugewordener Matrose den Sturm fürchtet, so wenig schreckt dieses Raubgesindel die Todesstrafe. Bleibt man bei dieser Menschenklasse nachdenkend stehen, so dringt sich uns unwillkürlich der

Digitized by Google

Ausspruch einer Weisen Griechenlands auf, daß das vernünftige Thier das grausamste unter allen sey.

Bandusia (Blandusia), eine kleine, durch Dichtungen des Horaz berühmt gewordene Quelle auf seinem Landgute oder Villa in den Sabinergebirgen. Sie entspringt an dem östlichen Abhange des Bergs Lucretilis in einer tiefen Felsengrotte, theilt sich nach einem kleinen Abfall in zwei Arme, mit denen sie das ganze ehemalige Landgut dieses Dichters umschloß, und vereinigt sich zum Bach Digentia, der bei Vico-Varo sich in den Anio ergießt.

Bandwurm, ein weitläufiges, sowohl wegen der ausnehmend sonderbaren Einrichtung seines Baues, als wegen der hartnäckigen und mannigfaltigen Zufälle, die es im menschlichen Körper verursacht, überaus merkwürdiges Thiergeschlecht. Dieser gegliederte Wurm saugt sich mittelst des aus seinem vierkolbigen Kopfe heraus ragenden zugespitzten Saugerüssels im Darmkanal fest. Zunächst auf den Kopf folgt (wenigstens bei den meisten Gattungen) ein überaus schmaler fast fadenförmiger Hals, der allgemach mit immer deutlichern und größern Gliedern in den übrigen Körper des Wurms übergeht. In jedem der größern Glieder, die dann bei weitem den längsten Theil des Thiers ausmachen, zeigt sich ein besonderer Eyerstock, meist von einer sehr eleganten Form, dem Laubwerk ähnlich, der seine Eyerchen durch eine am Rande oder auf der breiten Seite befindliche einfache oder doppelte Oeffnung von sich giebt. Der langgliederige Bandwurm ist in Deutschland am gemeinsten, und findet sich im dünnen Darme bei Menschen in einer Länge von 3 bis 60 Fuß.

Bank. Bei dem Handel im Großen hat der Gebrauch des Metallgeldes mancherlei Schwierigkeiten; die Zahlungen sind zeitraubend, und die Fortschaffung ist kostbar; dazu kommt die Münzverschiedenheit der einzelnen Länder. Dagegen, und um den Umsatz zu erleichtern, erfand man Banken. Es giebt zwei Arten, Giro- oder Deposito-Banken und Zettel-Banken. Jene werden durch eine Gesellschaft von Theilnehmern gegründet, die ein Capital zusammen legen, das theils aus gangbaren oder fremden Münzen, theils aus Barren von edlen Metallen besteht. Die Bank von Venedig war die erste dieser Art, und das Muster der übrigen. Später (1609) ward die Bank zu Amsterdam errichtet. In dem Bankbuche wird unter dem Namen jedes Eigenthümers die von ihm eingelegte Summe verzeichnet, und der Kredit, welchen die Bank jedem Theilnehmer giebt, richtet sich nach der Größe der Beitragssumme. Die Zahlungen geschehen bloß durch Umschreibung oder Uebertragung im Bankbuche. Hat z. B. ein Theilnehmer einem Andern 1.000 Thaler zu zahlen, so werden diese dem Einen ab- und dem Andern zugeschrieben; soll aber ein Nichttheilnehmer von einem Miteigenthümer der Bank bezahlt werden, so wird diesem die Schuldsumme abgezogen, und jener wird für den Betrag der Summe Miteigenthümer der Bank. Auf diese Weise können Zahlungen in die entferntesten Gegenden geleistet, und die größten Schulden durch wenige Zeilen getilgt werden. Das ursprünglich in die Bank gelegte Geld bleibt daher auf immer ungenutzt. Nur wo großer Handelsumsatz ist, können Girobanken gedeihen. Die Zettel- (oder Circulations-) Banken sind eine spätere Einrichtung. Diese Banken geben Zettel oder Scheine aus, die auf Sicht zahlbar sind, Banknoten. Das Unterpfand dieser Zettel besteht in Metallgeld oder Schuldbriefen, oder andern unverderblichen Gegenständen. In der Regel muß den Banknoten ein allgemein bekannter Fonds zum Grunde liegen, auf welchen jeder Besitzer einer Banknote so viel Anspruch hat, als dieselbe beträgt. Es lehrt jedoch die Erfahrung, daß eine Zettelbank mehr Zettel ausgeben könne, als eigentlich durch ihren Fonds gedeckt sind,

Digitized by Google

wenn sie an feste Grundsätze sich bindet, wenn die Verwaltung in den Händen verantwortlicher, zur Rechnungsablegung verbundener Privatpersonen ist, und wenn sie ihren Kredit so gut gegründet hat, daß man ihr zutraut, sie werde stets zur Einlösung aller Zettel die Mittel haben; denn in diesem Falle wird immer nur eine verhältnißmäßig geringe Zahl von Zetteln zur Einlösung vorkommen. Die unfehlbare Einlösung jedes vorgezeigten Zettels aber ist daher das einzige ächte Merkmal einer gut eingerichteten und fest gegründeten Zettelbank. Man kann sie also treffend bezeichnen als eine wirklich oder scheinbar große Kasse, welche Wechsel auf Summen ausstellt, die sie bei Vorzeigung des Wechsels zu zahlen sich verbindlich macht. Mit vielen Banken sind Leihbanken (Lombards) verbunden, die gegen festgesetzte Zinsen Vorschüsse auf unverderbliche Pfänder leisten.

Bank (englische). Als die englische Regierung im J. 1694 selbst gegen die höchsten Zinsen nur mit Mühe Vorschüsse von Capitalisten erhalten konnte, gaben zwei erfahrene Kaufleute, Godfrey und Paterson, die Idee zur Errichtung einer Bank an, welche ungeachtet alles Widerstandes ausgeführt wurde. Es gab zu jener Zeit vier große Banken in Europa, die drei Deposito- (oder Giro-) Banken zu Amsterdam, Venedig und Hamburg und die Circulations- oder Zettelbank zu Genua, welche durch Ausgabe von Papiergeld (Banknoten) die Mittel des Umlaufs vermehrte. Diese letzte Anstalt war das Muster der englischen Bank. Der ursprüngliche Fonds der Gesellschaft bestand in 1.200.000 Pf. Sterl., welche diese der Regierung gegen 8 p. C. und ein Unterpfand von Staatseinkünften vorschoß. Im J. 1709 wurde jener Fonds mit 400.000 Pf. St. vermehrt, die der Regierung ohne Zinsen dargeliehen wurden, so daß dadurch der Betrag der Zinsen, welche die Bank überhaupt erhielt, auf 6 p. C. herabsank. Im J. 1720 betrug das Grund-Capital der Bank schon 5.559.995 Pf. St., und stieg 2 Jahre später, da die Bank 4 Millionen von dem Capital der Südsee-Compagnie an sich brachte, über 9 Millionen. Von diesem Capital wurden nur die ersten 1.600.000 Pf. St. mit 6 vom Hundert, das Uebrige aber mit 4 p. C. von der Regierung verzinset. Um das J. 1750 betrug der Capitalfonds der Bank 10.780.000 Pf. St., und auch sie mußte in die Herabsetzung der Zinsen auf 3 p. C. willigen, welche allen Staatsgläubigern zur Bedingung gemacht wurde. Späterhin ist das Capital der Bank durch neue Vorschüsse an die Regierung vermehrt, und der Freibrief der Bank im J. 1781 bis zum J. 1812, und dann bis 1833 verlängert worden. Die Bank besaß um das J. 1802 nach Thornton (Ueber den Papier-Credit) gegen 11 Millionen Pf. St. an Capital, wozu noch 4 Millionen an unvertheilten Gewinnen kamen; da die Bank nie das Ganze ihres jährlichen Gewinnes an die Actioneurs vertheilt, sondern einen Theil davon als Capital zurückhält. Nach Colquhoun's kürzlich erschienenem Werke: „über den Reichthum, die Macht und Hülfsquellen des brittischen Reichs" hat die Bank jetzt ein Capital von 35 Millionen Pf. St. Die Capitalisten, welche an dem ursprünglichen, durch die der Regierung geliehenen Summen gebildeten Fonds Antheil haben, sind die Actionärs der Bank, unter welche der Gewinn, den die Bank zieht, nach einem bestimmten Satze getheilt wird. Dieser Gewinnantheil (Dividende) jedes Theilhabers machte sonst 7 p. C. aus, und beträgt jetzt 10 vom Hundert. Der Preis der Actien, welche das Grundcapital der Bank vorstellen, steigt und fällt sowohl nach dem Verhältniß der Zunahme oder Verringerung der Dividende, als auch nach dem Verhältniß der Marktpreise der Staatspapiere. — Das Vorrecht der Bank besteht darin, daß ähnlichen Gesellschaften von mehr als sechs Theilnehmern verboten ist, Scheine auszustellen, die dem Vorzeiger auf Sicht oder auf kürzere Zeit als 6 Monate,

Digitized by Google

zahlbar sind. Die Vortheile der Gesellschaft aber erwachsen aus den Zinsen, welche sie von der Regierung für die bleibende Schuld erhält, aus dem Handel mit ungemünztem Golde und Silber, aus den der Regierung jährlich gemachten Vorschüssen und aus dem Gewinn, den sie durch das Discontiren gewöhnlicher kaufmännischer Wechsel macht. Durch das Letztere ist die Bank für den Geldumlauf, für den Privatverkehr und Privatcredit ungemein wichtig. Der Handel mit Gütern und Waaren ist ihr untersagt. Als Depositenkasse wird sie wenig benutzt, weil die nicht handelnden Geldbesitzer sich zu ihren gewöhnlichen Geldgeschäften der Privatbanken zu bedienen pflegen. Das Werkzeug, dessen sich die Bank bei ihren Geschäften bedient, sind, wie bei jeder Zettelbank, die von ihr ausgegebenen Noten (Banknoten), welche in der Regel jeden Augenblick in baares Geld verwandelt werden können, und daher ursprünglich dem baaren Gelde gleich geachtet wurden. Durch dieses Mittel wird sie, ungeachtet ihr ursprüngliches Capital in den Händen der Regierung befindlich ist, in Stand gesetzt, ein ansehnliches Handelscapital in Umlauf zu setzen, und mit einer verhältnißmäßig unbedeutenden Summe baaren Geldes einen ausgebreiteten Verkehr zu treiben. Es giebt Banknoten von 5, 10 bis 1.000 Pf. St., im J. 1797 aber wurden auch Noten von 1 und 2 Pf. St. ausgegeben, die nach und nach auf die Summe von 2½ Mill. stiegen. Die Angelegenheiten der Bank werden von einem Gouverneur, einem Vicegouverneur und 24 Directoren, die jährlich von sämmtlichen Actionärs gewählt werden, besorgt. Als eine der wichtigsten Stützen der Regierung, unterzieht sich die Bank fortdauernd folgenden Geschäften: 1) sie schießt derselben den Betrag gewisser Abgaben vor gegen sogenannte Schatzkammerscheine (exchequer bills, d. h. einstweilige Scheine, welche die Regierung ausgiebt, bis sie Zahlung leistet); 2) sie bezahlt Wechsel, welche die Regierung auf sie ausstellt; 3) sie zahlt für den Staat den größten Theil der Zinsen der öffentlichen Schuld gegen eine Vergütung aus, und führt darüber Rechnung. So lange die Bank die Zinsen für die dem Staate vorgeschossenen Summen richtig erhält, kann sie nicht anders in Verlegenheit gerathen, als wenn unerwartet eine so große Menge Noten zur Auswechselung vorgezeigt wird, daß ihr baarer Geldvorrath, der nie der Hälfte, selten kaum dem vierten Theil der umlaufenden Noten gleich seyn kann, in Gefahr geräth, erschöpft zu werden. Dies geschah zum ersten Mal im J. 1745, als der Einfall des Prätendenten in Schottland allgemeine Bestürzung erregte. Die Bank bediente sich des einfachen Hülfsmittels, ihre Zahlungen, die sie gewöhnlich in Golde macht, in Silbergeld zu leisten. So ging die Gefahr glücklich vorüber. Eine neue Verlegenheit entstand 1797, als bei der Besorgniß vor einer Landung der Franzosen eine ungewöhlich große Menge von Banknoten in die Hauptstadt strömte. Da erfolgte die Verordnung, daß die Bank bis auf weitere Verfügung keine Zahlungen in baarem Gelde leisten sollte. Diese Verordnung wurde späterhin verlängert. Der Credit der Bank wurde jedoch nicht erschüttert, und selbst als sie sich erbot, alle Zahlungen unter 5 Pf. St. leisten zu wollen, wurde nur wenig Gebrauch von diesen Anerbietungen gemacht, weil die über den Zustand der Bank angestellten öffentlichen Untersuchungen die sichere Grundlage ihres Credits darthaten. Die Summe der umlaufenden Banknoten betrug damals, zu einer Zeit, wo man den Betrag des umlaufenden baaren Geldes (Gold) auf 44 Millionen berechnete, nicht mehr als 8½ Mill. Später hat sich indeß die Anzahl der Noten ungeheuer vermehrt; sie belief sich im Juli 1814 auf mehr als 29 Millionen, und den 15. Mai 1815, 26.473.000 Pf. St. Seit ungefähr 1809 aber fiel das Papiergeld bedeutend gegen das (ungemünzte) Gold, und verlor nicht weniger als 17 p. C., woran sowohl die

Digitized by Google

ungemessene Vermehrung desselben, als die durch den Krieg veranlaßte häufigere Ausfuhr des Goldes Schuld zu seyn schien. — Großbritannien und Irland haben fünf octroyirte Banken, und 866 Privatbanken, welche den Verkehr nicht wenig erleichtern, indem durch dieselben fast alle Geldgeschäfte gemacht werden. Jeder Geldbesitzer findet es bequem, seine Gelder einer von diesen Banken anzuvertrauen, und allen ist es nützlich, die Noten derselben bei allen Zahlungen anzunehmen.

Bank, heißt insgemein eine merkliche Anhöhe im Meeresgrunde. Es giebt deren von allen Tiefen, die einen liegen ganz nah am Wasserspiegel, und diese sind die gefährlichsten für die Schiffe, andere ragen 10—100 Klafter über die Meeresfläche hervor; sie dienen als Erkennungspunkte den Seeleuten, wenn ihre Lage wohl angegeben ist. Außerdem verschaffen sie einen reichen Fischfang; wie die große Bank im Osten von Terre-Neuve, wo die Europäer und Amerikaner sich mit Stockfischen versehen; eben so die Bank von Aiguilles an der mitternächtlichen Spitze von Afrika.

Banks (Joseph), Ritter des Bathordens, Präsident der königlichen Societät zu London, geboren 1743. Sein Vater, William Banks, war von Geburt ein Schwede. Er war unter nicht glänzenden Umständen nach England gekommen, und eine Feuersbrunst legte den Grund zu seinem Glücke. Als er eines Abends nach Hause gieng, führte ihn sein Weg durch eine Straße, worin eine Feuersbrunst wüthete. Aus dem Fenster eines in Flammen stehenden Hauses schrie ein junges Frauenzimmer jämmerlich um Rettung. Banks Muth fand den Weg durch Dampf und Glut zu der Unglücklichen, und gab sie den Ihrigen zurück. Im belohnenden Gefühle seiner That verlor er sich in dem Menschengewoge. Die Gerettete war eine junge, reiche Wittwe. Sie wollte um jeden Preis ihren Retter kennen lernen, alle Bemühungen, alle Auffoderungen in öffentlichen Blättern waren vergebens. Der Zufall half. Einst fuhr sie durch die Straßen von London, und sie glaubte neben ihrem Wagen den Jüngling vorbeigehen gesehen zu haben. Sie erneuerte ihre Nachforschungen, entdeckte den Retter, lud ihn zu sich, gewann ihn lieb, und vermählte sich mit ihm. Dieses war die Grundlage des bedeutenden Vermögens, von dem später der Sohn, Joseph, einen so großmüthigen Gebrauch für die Erweiterung der Wissenschaften gemacht hat. Er widmete sich frühe den Studien auf der berühmten Universität zu Oxford, auf die Dauer war Naturgeschichte sein Lieblingsstudium, und Linné, den Banks als seinen Landsmann betrachtete, sein bewundertes Vorbild. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters (1761) trat er als einziger Sohn in den Besitz eines großen Vermögens, welches er mit Freuden seinen gelehrten Untersuchungen aufopferte. 1763 segelte er auf eigene Kosten nach Neufundland und Labrador, und kehrte mit reichen Sammlungen und verstärkter Lust zu neuen und größern Unternehmungen zurück. Hiezu bot sich ihm bald die schönste Gelegenheit dar. Wallace war eben aus der Südsee heimgekehrt, und aller Blicke waren auf das noch so wenig bekannte Australien gerichtet. Durch Königs Georgs III. Aufmunterung wurde eine neue Entdeckungsreise nach der Südsee beschlossen. Der kühne und kenntnißreiche Cook war der Lenker dieses gefahrvollen Unternehmens. An ihn schloß sich Banks mit inniger Freude, und führte auf eigne Kosten in seinem Gefolge den Naturforscher Dr. Solander, Linné's Landsmann und Schüler, 2 Zeichner, einen Secretair und 4 Diener mit sich. Diese Fahrt, welche am 26. August 1768 begann, am 12. Juni 1771 glücklich vollendet wurde, und für die Naturgeschichte, Länder- und Völkerkunde so wichtig geworden ist, hat Banks Namen, der durch Muth und Freundlichkeit, und rastlosen Eifer hauptsächlich zum Gelingen beitrug, die Unsterblichkeit zugesichert. Die Vortrefflichkeit

Digitized by Google

seines Gemüthes insbesondre leuchtet auch aus dem eifrigen Bestreben hervor, den entferntesten Nationen nützliche Sämereien aller Art zuzuführen. Nach kurzer Ruhefrist unternahm Banks, und dies Mal ganz auf eigne Kosten, eine Fahrt an den Schottlands-Inseln hin nach dem damals noch wenig durchforschten Island. Auf jenen entdeckte er die bis dahin unbeobachteten Säulenstratificationen von Staffa; aus Island war die Ausbeute für die Wissenschaft noch reicher. Jetzt erschien die Zeit, wo Banks der Früchte seiner ruhmwürdigen und uneigennützigen Bemühungen in Ruhe froh, und auch zugleich ein Aussendender derselben für Andere werden sollte. Er hielt sich vorzugsweise in London auf, machte sein reich ausgestattetes, gastfreies Haus zum Sammelplatze aller Wissenschaftsfreunde, wozu besonders die Sonntagsabende bestimmt waren; stand im Briefwechsel mit den gelehrtesten Männern des Auslandes; erwarb sich die wärmste Gunst Königs Georgs III, über dessen Gärten und Merino-Heerden er die besondere Aufsicht übernahm; trat als Mitglied in die königl. Societät, zu deren Präsident er in der Folge (1777) erwählt wurde, auch war er der erste Bürgerliche, dem die Ehre wiederfuhr, vom Könige mit dem Bathorden geschmückt, und in den Geheimen-Rath aufgenommen zu werden. Das französische Nationalinstitut erwählte ihn 1802 zu seinem Mitgliede. Den großen Einfluß, welchen er durch diese günstigen Verhältnisse gewonnen hatte, benutzte er jetzt vornehmlich zu der Errichtung einer afrikanischen Association, um auch diese, bis dahin fast verschlossenen Länder für Wissenschaft und Handel zu eröffnen. Was späterhin entdeckt ist, davon gebührt ein großer Theil des Verdienstes Banks, und jener afrikanischen Gesellschaft. — Banks erreichte ein Alter von 81 Jahren, und starb 1820. Seine unschätzbare Sammlung vermachte er dem brittischen Museum. Von seinen vielen und reichen Handschriften gab er selbst nur weniges in Druck. Gedruckt hat er folgende Schriften hinterlassen: 1) An account of Staffa, d. h. eine Beschreibung der Insel Staffa; 2) Various papers published in the Philos. Transactions, d. h. verschiedene Aufsätze, mitgetheilt in den philosophischen Transactionen; 3) On the Bligt in Wheat, d. h. über den Brand im Waizen. — Was diese letzte Abhandlung betrifft, so hält Banks das sogenannte Befallen des Waizens für die Wirkung eines fungus, der mit dem fungus parasiticus in der Barbarei von gleicher Art, und von dorther nach Europa herübergekommen sey. Er schlägt vor, man solle im Frühjahr alle diejenigen jungen Waizenpflanzen, worauf sich der Fungus oder das Befallen zeige, ausrotten, desgleichen auch alle diejenigen Grasarten, worauf man den Fungus in Gestalt orangefarbiger oder schwarzer Streifen an den Blättern oder Stängeln entdecke. Außerdem solle man sich hüten, daß man nicht etwa frisches Stroh zugleich mit dem verrotteten Dünger auf das künftige Waizenfeld fahre.

Bann, Kirchenbann, eine geistliche Strafe, die in der Ausschließung von der kirchlichen Gesellschaft, und in dem Verluste, der mit derselben verknüpften Rechte und Vortheile besteht. Man findet ihn schon vor der Stiftung des Christenthums bei den Heiden und Juden. Wen die ersteren damit belegten, der war so lange von den Opfern ausgeschlossen, bis er wieder feierlich war ausgesöhnt worden; bei den letztern bestand er nach Joh. IX. 12 22. und XVI 2. in der Ausschließung von der Kirchengemeinschaft und den Synagogen; doch war er auch mit harten bürgerlichen Strafen verknüpft. Denn der Belegte mit dem Bannfluche durfte sich keiner frohen Gesellschaft nähern, war ehrlos, und der Beschimpfung der ganzen Welt bloßgestellt, sogar denen, welche im Banne gestorben, wurde ein anständiges Begräbniß verweigert. — Der Kirchenbann der ersten Christen bestand Anfangs in der Ausschließung vom Abendmahle und den Liebesmahlen. Es wurden nur grobe

Digitized by Google

Verbrechen, als Abgötterei, Todschlag, Religionsneuerungen, Ehebruch u. s. w. damit belegt. Christus selbst giebt die Bedingungen an, unter welchen Jemand von der Gemeine auszuschließen sey. Math. XVIII 15 — 17. Die Apostel schlossen schon unwürdige Mitglieder von der Gemeinschaft der Christen aus. (Apostelg. VIII. 20. V. 9. Anfangs pflegte die Gemeine die Verbrecher aus ihrer Mitte zu stoßen. Paulus tadelt die Corinther, weil sie den Blutschänder unter sich duldeten. Die Verwünschungs- oder Fluchformel, deren man sich späterhin immer bei dem Banne bediente, nannte man nach dem Apostel Gal. I. 8 Anathema. Ein Bannspruch aus dem 5ten Jahrh., welchen Synesius, Bischof von Ptolemais, gegen den Andronikus, Statthalter von Pentapolis, ergehen ließ, der sich Grausamkeiten und Unterdrückungen des Volkes hatte zu Schulden kommen lassen, und die Ermahnungen des Bischofs verlachte, ist folgender: „Die Kirche Gottes „muß dem Andronicus und seinen Mitgenossen nicht offenstehen, son„dern jeder geheiligte Tempel ihm verschlossen werden. Ich ermahne daher „sowohl obrigkeitliche, als Privatpersonen, sie weder unter ihr Dach, noch „an ihren Tisch aufzunehmen, und gebiete insonderheit den Priestern, ihren „Umgang, so lange sie leben, zu meiden, und sie auch nach ihrem Tode „nicht zum Begräbniß zu begleiten.“ Man machte die mit dem Anathema Belegten, den benachbarten, ja sogar den entfernten, vornehmsten Kirchen bekannt, damit keine dergleichen Personen in ihren Schooß aufnehmen möchte. In der Kirchenversammlung zu Gangra in Paphlagonien ums Jahr 324 wurden schon alle Canones mit dem Anathema beschlossen. Besonders wurde es gegen die Ketzer, welche die alten Dogmen verließen, und Neuerungen in der Kirche aufbrachten, angewandt. — Noch verdient bemerkt zu werden, daß man sich des Wortes Anathema im Mittelalter auch als Zauberformel bediente. Wir haben im obigen Beispiele gesehen, daß auch der Bann die Großen dieser Erde traf, wenn sie ihre Macht mißbrauchten. Hier ein merkwürdiges Beispiel aus dem 14ten Jahrh. Theodosius der Große hielt sich gerade zu Mailand auf, als er durch einen Eilboten benachrichtigt wurde, daß die Einwohner von Thessalonich, Botherich, den Befehlshaber der Legionen Illyriens, im Aufruhr ermordet, und verschiedene obrigkeitliche Personen gesteinigt hätten. Seiner Gemüthsart nach flammte er sogleich in Zorn auf, ließ sich aber bald besänftigen, als der Ambrosius und verschiedene eben damals dort versammelte Bischöfe ihn flehend baten, den Eindrücken des Zorns nicht Raum zu geben, sondern mit Mäßigung, und nur wider Schuldige zu verfahren. Theodosius würde bei dieser christlichen Gesinnung beharrt seyn, hätten nicht verschiedene Männer seiner Umgebung, vor Allen aber sein Hofkanzler Rufinus, ihn zu bösen Entschlüssen hingerissen. Hiedurch kam es denn, daß der kaum erloschene Zorn des Kaisers wider die Thessalonicher von Neuem in volle Gluth ausbrach. Männer mit geheimen Befehlen wurden gen Thessalonich abgefertigt. Ambrosius erfuhr hiervon nichts, und um ihm auszuweichen, verließ der Kaiser auf einige Tage die Stadt. Bald aber, doch zu spät, wiederrief der Kaiser den gegebnen Befehl. Der jenen früher abgesandten Männern nacheilende Bothe erreichte sie nicht, jene aber ließen ohne Unterschied Schuldlose mit Schuldigen, 7.000 an der Zahl, hinmorden. Als die Nachricht von dieser ungeheuren That in Mailand bekannt ward, ergriff sie alle Gemüther mit Staunen, Trauer und Abscheu. Besonders wurde das Herz des Bischofs von tiefster Wehmuth ergriffen, als er den Frevel seines geliebten Kaisers vernommen hatte. Einige Tage vor der Zurückkunft desselben nach Mailand ging Ambrosius auf's Land, nicht so sehr wegen einer bedeutenden Unpäßlichkeit, als vielmehr um den großen Sünder einige Zeit seinen Gewissensregungen ungestört zu überlassen. Bald

Digitized by Google

nachher schrieb er an den Kaiser einen ausführlichen Brief, aus welchem die Ehrerbietung eines Unterthans, die Freimüthigkeit des Bischofs, und die Liebe des Freundes auf eine schöne Weise hervorgehen. Dieser blieb aber ohne Wirkung auf das Gemüth des Monarchen. Ambrosius kam früher, als jener, wieder nach Mailand. Der Erzbischof befand sich in der Kirche, als ihm gemeldet ward, der Kaiser komme. Jetzt ging er hinaus, und sprach ihm folgendermaßen zu: „Es scheint, o Kaiser, daß du die Größe „des von dir begangenen Mordes nicht einsiehst, selbst jetzt noch nicht, da „dein Zorn sich gelegt hat. Deine Macht steht wohl der Erkenntniß deiner Sünde entgegen, und umdunkelt Deine Vernunft. Betrachte die „Gebrechlichkeit und Hinfälligkeit der menschlichen Natur! Senke deinen „Blick auf den mütterlichen Erdenstaub, aus dem wir allzumal hervorgegangen, und in den wir zurückkehren! Laß nicht des Purpurs Glanz „dich blenden über die Schwäche des Leibes, den er bedeckt! Du herrschest „über solche, die gleicher Natur mit dir sind! Einer ist aller Herr und „König, der Schöpfer und der Gott der Welt! Mit welchen Augen willst „du den Tempel desjenigen ansehen, der da ist Herr über Alle? Wie kannst „du es wagen diesen heiligen Boden zu betreten? Wie willst du es wagen, die mit Blut befleckten Hände auszustrecken, um in ihnen zu empfangen den hochheiligen Leib des Herrn? Oder willst du deinen Mund seinem hehren Blute entgegen bringen, der du, von Wuth dahingerissen, „das Blut so Vieler auf so ungerechte Weise vergossen hast? Weiche zurück! „und erkühne dich nicht zu neuem Frevel! Nimm an das Band, welches dich „kraft eines Ausspruchs des Herrn im Himmel bindet; ein Band, das die Macht „hat, die Krankheit der Seele zu heilen, und zur Gesundheit dich wieder „herzustellen.“ Der betroffene Kaiser wußte nichts zu seiner Rechtfertigung zu sagen, wollte aber gleichwohl sich entschuldigen mit dem Beispiele Davids, der zugleich durch Ehebruch und Mord gesündigt hatte. Sogleich antwortete der Erzbischof: „Hast du David nachgeahmt in der Sünde, so ahme ihm „auch in der Buße nach.“ — Dieses Wort traf das Herz des Kaisers. Er ging zurück, unterwarf sich dem öffentlichen Kirchenbann, und that ernste Buße, unter Vergießung vieler Thränen. Es geschah dieses Ereigniß im April: acht Monate blieb er vom Tempel ausgeschlossen, in welchem das Volk für ihn betete. Am Morgen der Geburtstagsfeier Jesu Christi fand der Hofkanzler, der nur zu vertraut bei dem Kaiser aus- und einging, ihn in Thränen. Auf seine Frage nach der Ursache bezeugte Theodosius seinen Schmerz darüber, daß an diesem erfreulichen, heiligen Feste, da auch der geringste Knecht in der Kirche sich in der Lobpreisung Gottes mit der ganzen Gemeine vereinte, ihm der Eingang der Kirche verschlossen sey. Dabei erinnerte er sich der Worte des Sohnes Gottes: „Was ihr auf Erden binden werdet, „das wird auch im Himmel gebunden seyn.“ (Matth. XVIII. 18.) Rufin erbot sich zum Erzbischof zu gehen, und ihn zu bitten, den Kaiser vom Kirchenbann zu lösen. „Ach,“ sagte Theodosius, „vergebens wirst „du bitten! Ich erkenne die Gerechtigkeit des Spruchs. Rücksichten auf „weltliche Größe werden nicht vermögen, den Ambrosius zu verleiten, das „Gesetz Gottes zu verletzen.“ Der Hofkanzler bestand indessen auf seinem Vorschlag, und wußte des Kaisers Hoffnungen so zu beleben, daß er nicht nur ihm erlaubte, zum Erzbischofe zu gehen, sondern auch ihm sagte, daß er selbst in kleiner Entfernung ihm folgen wollte. Als Rufinus dem Ambrosius sein Anliegen vortrug, warf ihm dieser mit starken Ausdrücken Unverschämtheit vor, daß er nun dem Frevel auch das Wort reden wollte, in welchen seine bösen Eingebungen den Kaiser gestürzt hätten. Der Hofkanzler fuhr fort zu bitten, und da er nun endlich den nahenden Kaiser meldete, sagte der Erzbischof: „Ich erkläre dir, daß ich ihm den Eingang

Digitized by Google

„in die Vorhalle der Kirche wehren werde. Will der Kaiser als Tyrann „handeln, so bin ich zu jedem Tode freudig bereit.“ Da sandte der Hofkanzler dem Kaiser Jemand entgegen, ihn zu bitten, zurück zu kehren in den Pallast. Theodosius war mitten auf dem großen Platze der Stadt. „Ich will dennoch gehen,“ sprach er, „und die Schmach auf mich nehmen, „die ich verdiene.“ Als er an die Kirche kam, ging er nicht hinein, sondern in ein Nebengebäude, wo der Erzbischof denen, die ein Anliegen an ihn hatten, Gehör gab. Hier bat er den Ambrosius, ihm die Lossprechung zu ertheilen. Dieser aber sah den Schritt des Kaisers als einen vermessenen Versuch an, zu erttotzen, was auf solche Weise am wenigsten durfte erhalten werden, und hielt ihm sein Betragen mit Strenge vor. „Ich wi„derstrebe nicht mit hartnäckigem Herzen den geordneten Satzungen, sagte der Kaiser, „ich begehre nicht auf frevelnde Weise, in die heilige Stätte „einzudringen; ich bitte dich nur, mich zu lösen von meinen Banden! Wol„lest eingedenk seyn der Barmherzigkeit Desjenigen, der unser aller Herr ist, „mir die Thüre nicht verschließen, die er Allen, welche ihre Sünden büßend be„reuen, geöffnet hat.“ „Welche Buße,“ erwiederte der Erzbischof, „hast „denn du nach so großem Frevel gethan? Welche Heilungsmittel angewandt „für deine so schwer zu heilende Wunden?“ „Es kommt die zu,“ sagte der Kaiser, „die Heilungsmittel vorzuschreiben, und sie zu bereiten, mir aber, sie „anzunehmen.“ Als Ambrosius endlich sah, wie ernsthaft die Reue des büssenden Kaisers war, so beschloß er, ihn in den Schooß der Kirche wieder aufzunehmen, jedoch so, daß der Kaiser ein Gesetz machte, kraft dessen alle von ihm gefällten Todesurtheile, so wie alle Befehle zu Einziehung der Güter, nach dreißig Tagen ihm wieder vorgelegt werden, und erst, nachdem er sie würde bestätigt haben, in Rechtskraft treten sollten. Theodosius ließ das Gesetz auf der Stelle ausfertigen, und unterschrieb es. Nun ertheilte der Erzbischof dem Kaiser die Lossprechung, Theodosius ging ein in die Kirche, warf sich mit dem Angesichte auf den Fußboden, und sprach nach dem heiligen Sänger: „Meine Seele liegt im Staube, belebe mich nach deinem Wort!“ Laut auf weinte die ganze Gemeine. — Diese Geschichte beweiset, daß damals die höchste Obrigkeit, wie die gemeinsten Christen, öffentlich Buße thun mußte. Ambrosius that nichts, wozu er nicht nach damaliger Sitte berechtigt war; der Kaiser selbst lobte nachher in seiner Residenz zu Constantinopel den Ambrosius als den würdigsten Bischof. Als im Mittelalter das Ansehn und die Macht der Päpste höher stieg, wurde der Bannstrahl auch oft ein politisches Werkzeug in den Händen der nach irdischer Macht strebenden Bischöfe. Sie brauchten ein Doppelschwerdt gegen Fürsten, mit denen sie in Fehde verwickelt waren. Das Göttliche wurde in den Wirkungskreis des Menschlichen herabgezogen. Verheerend, nicht bekehrend, blitzte der Bannstrahl auf Hohe und Niedere. — Besonders war dies der Fall im 11ten, 12ten, 13ten und 14ten Jahrh., wo leider zu oft das Göttliche der Herrschsucht dienstbar seyn mußte. Zu bekannt ist der Streit des Papstes Gregor VII. und des Kaisers Heinrich IV. Eine Sache, worüber so viel geschrieben ist, und die man immer anders findet, je nachdem man einen Schriftsteller von dieser, oder jener Partei in die Hand nimmt; nur so viel läßt sich mit Gewißheit behaupten, daß Kaiser und Papst die Gränzen ihrer Macht überschritten haben; doch wird mit Recht das Verfahren des Papstes gegen den Kaiser gemißbilligt, dessen Majestät er zu Canossa auf eine niedere Art entehrte. Gleichwohl wird bei den vielen Nachtheilen, die durch Mißbräuche des Kirchenbannes entstanden sind, keiner so unbillig seyn, die wohlthätigen Folgen desselben für die rohe Zeit des Mittelalters zu verkennen. Kühn möchte man fast behaupten, daß diese Kirchenstrafe allein Europa gegen den Despotismus der Fürsten wohlthätig in Schutz genommen habe, worin seit Jahrhunderten, zur Schande

Digitized by Google

der Menschheit der Orient seufzte. Wie oft hat der Bann den blutigen Dolch den erzürnten Monarchen aus den Händen gewunden! In so weit war es heilsam, daß die Fürsten dieser Erde, welche sich nur zu oft auf die schrecklichsten Abwege hinreißen lassen, von dem Glanze ihrer Herrlichkeit ein Richteramt auf Erden hatten, vor dessen Ausspruche Throne zitterten und eine halbe Welt erbebte. Seit Bonifaz VIII. († 1305) hat, mit der Macht der Hierarchie, auch die Furchtbarkeit des Kirchenbannes allmählig sich verloren. Das neueste Beispiel des Kirchenbannes fällt in Jahr 1809. Napoleon hatte durch sein Dekret am 17. Mai 1809 den Kirchenstaat mit dem französischen Reiche vereinigt. Dagegen machte Pius VII. den 10. Juni eine feierliche Protestation bekannt, und erließ an demselben Tage die merkwürdige Bulle Quum memoranda, durch welche er den franz. Kaiser mit dem großen Kirchenbanne schlug. Das Excommunications-Breve vom 11. Juni ist an Napoleon selbst gerichtet, und erklärt zugleich die Begünstiger und Rathgeber, so wie Alle, die zur Ausführung der Gewaltthätigkeit gegen den apostolischen Stuhl mitgewirkt haben, in den Bann. Indessen was konnte einen Mann die geistliche Strafe kümmern, dem Nichts mehr heilig war, dem jedes Mittel gut seyn mußte, seine ungerechten Zwecke zu erreichen?

Bann heißt in deutschen Urkunden und Rechtsbüchern des Mittelalters 1) ein Gebiet, worin die Gerichtsbarkeit und andere Rechte ausgeübt werden, und dessen Gränze durch Bannsäulen, Bannsteine, u. s. w. bestimmt wurden; 2) die Gerichtsbarkeit selbst; daher Blutbann, d. h. die peinliche Gerichtsbarkeit; Bannrichter, der peinliche Richter u. s. w.; 3) die Strafe, welche Verbrecher wegen ihrer Vergehen leiden mußten, und in diesem Sinne gab es einen geistlichen (Kirchenbann) und einen weltlichen (Königsbann), d. h. eine Strafe von 60 Solidis, welche man in die königliche Kammer bezahlen, oder in königlichen Diensten abdienen mußte; 4) ein Befehl oder eine Auffoderung, die vom Landes- oder Lehnsherrn an seine Vasallen erging; daher Heerbann, d. h. ein Aufgebot aller Männer zum Kriege, und zur Vertheidigung des Vaterlandes, und Banner oder die Heerfahne; 5) ein Zwang oder eine Dienstbarkeit, z. B. Bannmühlen, d. h. Zwangs- oder Frohnmühlen, worin die Einwohner einer gewissen Gegend ihr Korn müssen mahlen lassen. Unter Reichsbann verstand man die Ausschließung von der bürgerlichen Gesellschaft und deren Rechten. (S. Acht.)

Banner (Johann), schwedischer Reichsrath und Feldmarschall, ein berühmter Held des dreißigjährigen Krieges. Er stammte aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter seines Vaterlandes, welches lange schon in Dänemark geblühet hatte, ehe es sich im 14. Jahrh. nach Schweden wandte. Unter den vierzehn Kindern der Reichsraths Gustav Banner, eines schlauen und tapfern Mannes, der wegen seiner Anhänglichkeit an den, von den Schweden gehaßten König Siegmund zu Linköping am 17. März 1600 zum Tode verurtheilt, und nebst drei andern Reichsräthen enthauptet wurde, war Johann eines der Jüngsten, und auf dem väterlichen Gut Djurholca 1596 geboren. Er erhielt die einfache, abhärtende Erziehung des damaligen schwedischen Adels, und zeigte früh einen entschlossenen Karakter und entscheidende Neigung für den Krieg. Dem König Karl IX., der ihn liebkosend fragte, ob er Dienste bei ihm nehmen wolle, erwiederte der Knabe: „Dir mag der..... dienen, und ich nicht; du hast meinen Vater erschlagen.“ Die großen Eigenschaften Gustav Adolphs, dem Banner nicht nur an Muth und Besonnenheit, sondern auch an Gestalt und Wuchs sehr ähnlich war, und dessen Zuneigung er früh erwarb, söhnten den Erwachsenen mit dem regieren-

Digitized by Google

den Geschlecht aus. Er trat 1615 als gemeiner Reiter unter das Regiment seines Bruders, des Obersten Swante Banner, und folgte der Armee in dem Feldzuge gegen die Russen; er wurde 1617 Cornet, und 1620 Kapitain, nachdem er sich bei mehrern Gelegenheiten ausgezeichnet hatte. Im J. 1621 begleitete er den König Gustav Adolph in den polnischen Krieg, und wohnte der denkwürdigen Belagerung von Riga bei, wo er bei einem Sturme auf ein Außenwerk stark verwundet, und gleich darauf zum Obersten und Ordensritter ernannt wurde. Im Laufe dieses Krieges eroberte er unter andern noch Mitau und Kokenhausen, und stieg durch tapfere Thaten immer höher in der Gunst seines Königs. Er wurde 1626 Kommandant von Riga, 1629 Bevollmächtigter bei den polnischen Friedensunterhandlungen, im folgenden Jahre schwedischer Reichsrath und General der Infanterie. Deutschland war der letzte und wichtigste Schauplatz seiner Thaten. Er landete mit Gustav Adolphs kleinem Heer von 15.000 Mann am 24. Juni 1630 in Pommern, wo er mehrere feste Plätze erobern half, und im Verein mit Gustav Horn ein fünfjähriges Bündniß Schwedens mit Frankreich unterhandelte, und zu Bärwalde in der Mark am 13. Jenner 1631 abschloß. Im Laufe des folgenden Sommers befehligte er unter Andern bei der Eroberung von Havelberg, und führte in der Schlacht bei Leipzig am 7. Sept. 1631, unter Gustav Adolph, der ihn absichtlich, als eine sichre Stütze, auch für Nothfälle, in seiner Nähe behielt, den rechten Flügel des schwedischen Heers an, mit welchem er gleich anfangs die wiederholten stürmischen Reiterangriffe Pappenheims nach seiner gewohnten Festigkeit zurück schlug, und zu dem entscheidenden Siege über Tilly viel beitrug. Hierauf beobachtete er mit einem kleinen Heerhaufen das von den Kaiserlichen besetzte Magdeburg, wohin der Marquis von Hamilton die Ueberreste der 6.000 Mann, welche er für den König von Schweden in England und Schottland geworben hatte, ihm zuführte. Der erst 25jährige eitele Schotte glaubte, vermöge seiner Verhältnisse zu Gustav Adolph, den Oberbefehl erlangen zu müssen; aber auch abgesehen von dem Uebergewicht, welches Banners Alter, Erfahrung und Ruf gaben, hielt dieser sich für wenigstens eben so edel geboren, und hatte des Königs Entscheidung für sich. Bittere Feindschaft zwischen Beiden war die Folge. Am 1. Nov. 1631 nahm Banner mit einiger Kavallerie die von Rostock ausgezogene kaiserliche Besatzung, gegen 2.000 Mann, zu Wanzleben im Magdeburgischen gefangen, nachdem er in einem Gefecht den kaiserlichen Obersten Bönninghausen geschlagen hatte. Im Anfange des J. 1632 besetzte er Magdeburg, aus welchem Pappenheim die kaiserliche Besatzung weggeführt hatte, vereinigte sich mit dem Herzoge Wilhelm von Weimar, und folgte dem kaiserlichen Feldherrn bis nach Westphalen, trennte sich aber bald wieder von dem Herzoge, und führte seinen durch andere schwedische Korps verstärkten Heerhaufen zum Könige, der eben damals in Baiern eindrang. Er deckte den Rückzug des Königs von Ingolstadt, und führte, von der Hauptarmee getrennt, den Krieg eine Zeitlang in Schwaben, wurde aber, als Wallenstein mit furchtbarer Macht bei Nürnberg dem Könige gegenüber stand, von diesem zurück gerufen, und brachte, im Verein mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, den Herzogen Wilhelm und Bernhard von Weimar, dem Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld und andern verbündeten Heerführern, eine bedeutende Macht glücklich und ungestört von Wallenstein weg zur schwedischen Hauptarmee. Hier, dem Feinde gegenüber, war Banner wieder sehr thätig, wurde aber bald nach seiner Ankunft in einem kleinen Gefechte am Arm schwer verwundet, und dadurch auf lange Zeit dem Dienste

Digitized by Google

entzogen. Gustaph Adolph ließ ihn, als er im folgenden Herbst dem Wallenstein nach Sachsen entgegen zog, mit 12.000 Mann an Baierns Gränze zurück, und nahm zu Donauwerth herzlichen Abschied von ihm; Beide sahen sich nicht wieder. Banner fühlte sich nach einiger Zeit so schwach, daß er Ruhe zu Magdeburg suchte. Sein durch Gefechte sehr verringertes Heer zog der Feldmarschall Gustav Horn im Jan. 1633 an sich. Im Herbst 1633 finden wir Banner, der in eben diesem Jahre auch zum General-Gouverneur in Pommern ernannt war, an der Mittel-Elbe als Anführer eines von ihm gesammelten kleinen Heeres wieder, mit welchem er den Rest des Jahrs unthätig blieb, obgleich der sächsische Feldmarschall Arnim, der Frankfurt an der Oder Ende Novembers vergebens belagerte, seine Hülfe nachgesucht hatte. Im Anfange des folgenden Jahrs wurde Banner zum Feldmarschall und kommandirenden General im niedersächsischen Kreise ernannt, und ihm von Oxenstierna zunächst der Krieg an der Oder übertragen. Der schwedische Reichskanzler drang sehr auf Eröffnung des Feldzugs, um, wo möglich, noch die durch Wallensteins letzte Anschläge und seinen Tod verursachten Bewegungen im kaiserlichen Heere zu benutzen, doch umsonst; denn erst im Mai konnte Banner den Feldzug eröffnen. Vereinigt mit den brandenburgischen Truppen eroberte er Frankfurt und Crossen, und drang in Schlesien ein. Hier führten, getrennt von ihm, auch die Sachsen, unter Arnim, den Krieg, und beide Feldherren stritten sich, wer von ihnen eine feindliche Festung (Glogau) zu belagern habe. Nach einigen vergeblichen Versuchen der Sachsen, Bannern zur Entfernung aus Schlesien zu vermögen, vereinigte man sich zu einem gemeinschaftlichen Zuge nach Böhmen, wo man, nach einem mißlungenen Angriff auf Prag, meistens unthätig blieb. Dies mußte den unternehmenden Banner um so mehr schmerzen, da der Feind ihm in Böhmen keine bedeutenden Streitkräfte entgegen setzte, sondern mit ganzer Macht auf die Schweden und ihre Bundesgenossen in Oberdeutschland drückte. Unter vergeblichen Bemühungen, den Kurfürsten von Sachsen zu einer Unternehmung zu bewegen, war der August vergangen, als Banner die Unglücksbotschaft von der Niederlage des schwedischen Hauptheers bei Nördlingen (27. Aug.) erhielt. Von diesem Unfall beginnt die letzte und thatenreichste Periode Banners. Auf ihm und seinem kleinen Heere beruheten jetzt vornehmlich die Hoffnungen Schwedens, nachdem ihre Hauptmacht bei Nördlingen vernichtet, der Feldmarschall Horn gefangen, und Herzog Bernhard von Weimar die Hülfe Frankreichs zu suchen genöthigt war. Die schwedischen Angelegenheiten geriethen durch jene unglückliche Schlacht in einen tiefen Verfall; durch ganz Oberdeutschland breiteten die Kaiserlichen siegreich ihre Waffen aus: Festungen, Truppen und Hülfsmittel gingen verloren, Bundesgenossen wurden überwältigt, wankten und verwandelten sich in Feinde; der Soldat war entmuthigt; das Ansehen der schwedischen Waffen tief gesunken. Selbst Banners Muth und Standhaftigkeit vermogte anfangs nicht, den Strom des allgemeinen Unglücks zu hemmen, erst in der Folge wurde die Ehre der schwedischen Waffen durch ihn gerettet. Der Reichskanzler Oxenstierna hatte nach der Niederlage nicht gleich alle Hoffnungen aufgegeben; er glaubte die Angelegenheiten in Oberdeutschland noch herstellen zu können, indem er die schwedischen und verbündeten Heere aus ganz Deutschland zu Hülfe rief; aber der Erfolg zeigte die ganze Größe des Unfalls. Einige der zu Hülfe gerufenen Fürsten gehorchten nicht; Banner zieht zwar aus Böhmen, wo die Sachsen und Brandenburger sich von ihm trennen, nach Thüringen (1634), wo er sein Heer bis auf 16.000 Mann verstärkt; darf aber, aus Mißtrauen ge-

Digitized by Google

gen die Bundesgenossen, besonders die Sachsen, welche damals mit dem Kaiser unterhandelten, und am 13. Nov. zu Pirna einen vorläufigen Frieden schlossen, kein weiteres Vorrücken wagen, und muß die schwedischen Besatzungen in Schwaben und Franken ihrem Schicksale überlassen. Noch drückender wurden die Umstände im J. 1635. Die schwedische Regierung, deren Verlegenheit durch den von Polen her drohenden Krieg aufs Höchste gestiegen war, befahl Bannern, sein Heer möglichst zu schonen, keine Schlacht zu wagen, und sorgfältig die Veranlassung zu neuen Feindschaften zu vermeiden. Er mußte daher von den gewesenen Bundesgenossen Manches ertragen; der Kurfürst von Brandenburg versagte ihm Winterquartiere für einige Regimenter, und die Sachsen drängten seine Truppen fast mit Gewalt aus ihren Quartieren in Thüringen zurück. Banner bleibt bis in den Sept. des Jahrs 1635 unthätig in der Nähe von Magdeburg. Hier, wo der Reichskanzler Oxenstierna seit dem Juni selbst zugegen war, scheint das, größtentheils aus Deutschen bestehende, wegen des steten Geldmangels längst verstimmte, Heer sich seiner Auflösung zu nahen. Die Offiziere unterhandeln öffentlich mit dem Kurfürsten von Sachsen, ohne daß Banner und Oxenstierna es zu ahnden wagen, bis endlich jener im Anfang des Oktobers die Schweden feindlich anfällt, und dadurch die fast erloschene Kampflust der Truppen wieder erweckt. Dem im Mai 1635 zwischen dem Kaiser und Sachsen geschlossenen Prager Frieden waren die meisten protestantischen Stände beigetreten, so daß, außer dem Landgrafen von Hessen-Cassel, den Schweden kaum noch ein Bundesgenosse blieb. Seitdem nahm der Krieg unter Banners Leitung eine veränderte Gestalt an; nicht länger beschränkt durch lähmende Unterhandlungen mit Verbündeten, von denen jeder seinen eigenen Vortheil im Auge hatte, konnte man schneller und mit durchgreifender Willenskraft verfahren. Banner eilte nach der Kriegserklärung Sachsens der Elbe zu, und kam seinem Gegner glücklich zuvor. Sein Unterfeldherr Rudwon überraschte mit der schwedischen Kavallerie bei Dömitz 7.000 Mann sächsisches Fußvolk, ohne Reiter und Geschütz, welches dem ungleichen Kampfe erlag, ein Ereigniß, welches zuerst wieder das Selbstgefühl der Schweden belebte. Dennoch blieben die Truppen schwierig, und die Sachsen, stärker an Mannschaft, als Banner, so daß sie, ungeachtet ihres Verlustes bei Werben, über die Elbe gingen, und in Mecklenburg eindrangen. Um diese Zeit verstärkt sich Banner durch mehr treu gesinnte Regimenter unter Torstensohn's Befehlen. Hierauf trieb er unter glücklichen Gefechten die Sachsen aus Mecklenburg, drang in die Mark, und im Anfang des J. 1636 bis Naumburg in Sachsen vor, dessen Bewohner den Abfall ihres Fürsten hart büßen mußten. Auch den Mißvergnügtern in seinem Heere begegnete er jetzt, unter günstigern Umständen, mit kräftiger Entschlossenheit. Mit dem Kurfürsten vereinigte sich ein bedeutendes kaiserliches Heer unter Hatzfeld, worauf Banner sich nach mehreren Hin- und Herzügen Anfangs Mai bei Werben festsetzte, um den Feind vor den wohlverwahrten Mauern Magdeburgs sich abmühen zu lassen. Allein der Versuch gelang übel, denn die mit verzweiflungsvoller Beharrlichkeit angegriffene, zwar brav, aber nicht bis aufs Aeußerste vertheidigte Festung ergab sich, ehe Banner sie entsetzen konnte. Nun dringt das verbündete Heer nach einigem Zögern gegen die Ostsee vor, Banner aber eilt, mit seiner kaum 10.000 Mann starken Armee, ins Lüneburgische, zieht die schwedische Heeresabtheilung in Westphalen unter Lesle, und einen Theil der pommerschen unter Vitzthum an sich, geht durch Mecklenburg, und greift am 24. Sept. bei Wittstock den hoch- und wohlpostirten, 30,000 Mann starken, Feind mit seinem kleinen Heere so

Digitized by Google

muthig an, daß er einen der entscheidendsten Siege davon trägt. Nie hatte Banner einen ähnlichen Kampf gesehen; die Regimenter des rechten Flügels setzten unter seiner Anführung acht und zehn Mal an den Feind, bis sie endlich ermatteten, und dem linken Flügel die Entscheidung überließen. Die kaiserliche Infanterie war fast ganz aufgerieben. Banners Heer hatte 41 Kanonen (damals eine sehr bedeutende Anzahl), 151 Fahnen, allen Kriegsvorrath, alles Gepäck, und sogar des Kürfürsten Silbergeschirr erobert; sein Ruhm breitete sich über ganz Europa aus; das Ansehen der schwedischen Waffen war wieder hergestellt. Der Kurfürst war mit wenigen Tausenden nach Leipzig, Hatzfeld nach Thüringen geflohen; Banner folgte ihm dahin, trieb die Kaiserlichen aus Hessen bis nach Westphalen, kehrte dann zurück, besetzte Erfurt, und bezog auf kurze Zeit Winterquartiere in Sachsen, entschlossen, den Krieg in den Ländern der Feinde zu führen. Aber das J. 1637 war für die Schweden unglücklich, wenn auch für Banner nicht unrühmlich. Gleich anfangs eroberte er Torgau, und belagerte hierauf das wohlbesetzte Leipzig, welches aber durch die herbei eilenden kaiserlichen Heere unter Hatzfeld und Götze befreit wurde. Banner ging ihnen zwar entgegen, und fügte ihnen bedeutenden Verlust zu, mußte sich aber zuletzt doch in sein befestigtes Lager bei Torgau ziehen, wo er bis in den Juni blieb. Unterdeß verstärkten sich seine Gegner von allen Seiten bis auf 40.000 Mann, er selber hatte nur noch 11.000; seine Lage wurde immer mißlicher. Da verließ er sein Lager, und rettete sich mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Klugheit durch die Feinde, die ihm an der Oder und Warte schon zuvorgekommen waren, und ihn diesmal sicher zu fangen hofften, nach Pommern. Der kaiserliche General Gallas folgte ihm mit seinem mächtigen Heer, überschwemmte Vorpommern, und eroberte einen Theil seiner Festungen; bis nach Hinterpommern sahen sich die Schweden zurück gedrängt. Erst im Juni des folgenden J. 1638 erhielt Banner aus Schweden die sehnlich erwartete Verstärkung von 14.000 Mann, die ihm zu neuen Unternehmungen nöthig war; er trieb nun den General Gallas, dessen Armee durch den langen Aufenthalt in gänzlich verwüsteten Ländern äußerst gelitten hatte, aus Pommern, und drang in Mecklenburg ein; viele kaiserliche Soldaten, von Mangel gedrückt, gingen zu seinen Fahnen über. Im J. 1639, nachdem Gallas den Rest seiner aufgeriebenen Armee in die kaiserlichen Erblande zurück geführt hatte, konnte Banner, der bisher meistens auf den Vertheidigungskrieg war begränzt gewesen, endlich angriffsweise verfahren, und, nach seinem eifrigen Wunsche, den Krieg in die Länder des Feindes spielen. Er geht mit Anfang des Jahrs bei Lauenburg über die Elbe, und dringt über Halle in Sachsen ein, worauf er mit der Reiterei voraus eilt, den kaiserlichen General Salis, der mit 7 Regimentern nach Böhmen entfliehen will, bei Elsterburg einholt, und schlägt, Zwickau und Chemnitz erobert, dann aber Freiburg im Erzgebirge, einen nicht sehr festen, aber durch den standhaften Sinn der Bewohner fast unbesiegbaren Ort, mit großem Ungestüm und eben so großem Verlust fruchtlos belagert. Hierauf geht Banner nach Zeitz zurück, vereinigt sich mit seiner Infanterie, greift das versammelte feindliche Heer unter dem sächsischen Feldmarschall Marazin und dem kaiserlichen General Buchheim bei Chemnitz an, und erringt einen glänzenden Sieg, so, daß Marazin sich mit weniger Reiterei flüchtet, Buchheim mit 3 Generalen und 5.000 Mann gefangen, und das feindliche Heer fast ganz vernichtet wird. Nun berennt Banner nochmals Freiburg vergebens, erobert dagegen Pirna, und dringt in Böhmen ein, wo er die kaiserliche Reiterei unter Hoffkirch, am 19. Mai, bei Brandis schlägt, und die Generale Hoffkirch und Montecuculi gefangen nimmt. Mehrere feste Plätze werden erobert. Prag selbst bedroht, und

Digitized by Google

eine Abtheilung des Bannerschen Heers unter Stallhantsch geht nach Schlesien über. Aber die Kaiserlichen verstärken sich von allen Seiten, Hatzfeld eilt aus Westphalen, Piccolomini aus den Niederlanden herbei, und der Bruder des Kaisers, Erzherzog Leopold, übernimmt, statt des unfähigen Gallas, den Oberbefehl. Dieser vereinten Macht ist Banner mit einem Heer von 12.000 Mann nicht gewachsen, und muß daher seinen Lieblingsplan, in Mähren und Oestreich einzudringen, diesmal aufgeben. Seine Lage wird jetzt wieder schwieriger; vor allem nachtheilig war ihm der am 8. Juli 1639 erfolgte Tod des Herzogs Bernard von Sachsen-Weimar, dessen glückliche Unternehmungen, besonders seit dem J. 1638, die Macht des Kaisers gebrochen hatten. — Banner verließ im Anfang des J. 1640 Böhmen unter furchtbaren Verheerungen, wobei über 1.000 Städte, Flecken und Dörfer in Flammen aufgingen; er setzte sich anfangs in Meißen, alsdann, nachdem sein Unterfeldherr Wittenberg von Piccolomini im Vogtlande geschlagen war, bei Erfurt, wo er den Angriffen der Feinde standhaft trotzte. Hier stießen zu ihm die herbei gerufenen Bundesgenossen, das vom Herzog Bernhard nachgelassene Heer unter dem Herzoge von Longueville und dem Marschall Guebriant, die Hessen unter Melander, und selbst die Lüneburger unter Klitzing; denn eben damals hatten die Herzoge von Lüneburg von Neuem die Partei des Kaisers verlassen. Ein mächtiges, wohlgerüstetes, kampflustiges Heer, worunter allein 20.000 Reiter, war jetzt versammelt; aber es stand unter dem Befehle Mehrerer, und Banner, längst an alleiniges Herrschen gewöhnt, konnte sich in dieser Lage nicht gefallen. Man rückte gegen den Feind, aber Piccolomini stand im festen Lager bei Saalfeld unangreifbar, und selbst eine Beschießung desselben blieb ohne Erfolg. Banner will hierauf nach Franken gehen, aber der Feind ist ihm schon zuvor gekommen, und wehrt ihm den Uebergang über die Saale; er muß also seinen Weg in das verarmte Hessen nehmen. Müde der hier ausgestandenen Noth, bietet er dem Feinde bei Fritzlar nochmals die Schlacht an, aber wieder vergebens. Endlich hat sich Piccolomini hinlänglich verstärkt, um seinen Feind nicht mehr zu fürchten; rasch geht er auf Höxter los, um über die Weser in das lüneburgische Gebiet einzudringen. Schon ist Höxter nach tapferer Gegenwehr erobert, als Banner herbei eilt, den Feind mit großem Verlust zurück treibt, und die Länder der Bundesgenossen rettet, in denen er sein Heer einige Wochen ruhen läßt. Der Feldzug dieses Jahrs — der Rückzug aus Böhmen zumal — war für Banners Ruhm nicht so vortheilhaft ausgefallen, als der von 1639, und dieser Umstand bewog ihn ohne Zweifel zu der außerordentlichen Unternehmung, womit er das Jahr 1641, das letzte seines Lebens, eröffnet. Der Kaiser und die ihm ergebenen Stände waren in Regensburg zum Reichstage versammelt, und Banner wollte sich das Verdienst erwerben, diesen, der schwedischen Partei gehässigen, Verein auseinander zu sprengen. Er rechnete dabei auf den starken Winterfrost, der den Uebergang über die Flüsse erleichterte. Im Verein mit dem Weimarschen Heer unter Guebriant eilte er durch Thüringen, das Vogtland und die Oberpfalz so rasch auf die Donau zu, daß er am 12. Januar, Allen unerwartet, vor Regensburg eintraf. Die ganze Versammlung gerieth in Schrecken, nur der Kaiser blieb standhaft, und das einfallende Thauwetter, welches den Uebergang über die Donau hinderte, vereitelte Banners Vorhaben, der sich begnügen mußte, die Stadt mit 5.000 Kanonenschüssen begrüßt zu haben. Zu seinem größten Verdruß verließ ihn Guebriant, der von Frankreich abgeschnitten zu werden fürchtete. Banner glaubte bei Cham einige Zeit rasten zu können, um von dort in Böhmen einzubrechen, als plötzlich die gesammte feindliche Macht von 30.000 Kriegern aus Baiern

Digitized by Google

auf sein 10.000 Mann starkes Heer eindringt. Jetzt galt es wieder einen der gefahrvollsten Rückzüge durch ein weit und breit feindliches Land, zwischen Strömen und Wäldern, bei tiefem Schnee, und von feindlicher Uebermacht verfolgt. Drei schwedische Kavallerie-Regimenter, unter dem Obersten Schlange, werden zu Neuburg vom Feinde umringt, und trotzen den feindlichen Stürmen drei Tage lang, während Banner, von 10.000 Reitern verfolgt, über die Eger und den Böhmerwald nach Sachsen entkommt. Piccolomini hatte mit dem Fußvolk und Geschütz einen nähern Weg über Schlackenwalde genommen, um vor Bannern den Paß bei Brießnitz einzunehmen. Nie schwebte Banner in größerer Gefahr; die Rettung seiner Armee hing an der halben Stunde, um welche sie dem Feinde bei Prießnitz zuvor kam. Endlich erreichte Banner, nach einem dreizehntägigen erschöpfenden Eilmarsch, mit einigem Verlust an Geschütz und besonders an Gepäck, Zwickau, wo er sich wieder mit Guebriant vereinigte. Bald aber drangen die Kaiserlichen mit einem solchen Ungestüm heran, daß Banner nach Altenburg, und von da nach Merseburg zurück gedrängt wurde; hier wollte er den Feind vom Uebergange über die Saale abhalten. Piccolomini aber ging, als der Uebergang vorwärts nicht gelingen wollte, bis nach Bernburg hinunter, und bemächtigte sich dieses Platzes, wodurch die Schweden genöthigt wurden, sich nach Halberstadt zu ziehen. Banner war nicht lange nach seiner Rückkunft in Sachsen von einem heftigen Fieber befallen worden, welches ihn dergestalt abmattete, daß er kaum reden, und durchaus weder Bewegung noch Luft ertragen konnte. Die Aerzte ließen ihn Genesung hoffen, wenn er nur einige Zeit volle Ruhe genießen könnte, aber der Drang der Umstände und sein eigener kriegerischer Eifer gestatteten ihm diese nicht, und er ließ sich sogar in einer Sänfte ins Feld tragen, während Guebriant bei Weißenfels den Strom gegen den Feind vertheidigen mußte. Zu Merseburg, wo er vier Wochen zubrachte, schien er sich etwas zu erholen, aber so dringend ihn auch die herbei gerufenen Aerzte vor der freien Luft warnten, so blieb ihm, bei der schon ganz nahe drohenden Gefangenschaft, doch kein anderer Ausweg übrig, als am 6. Mai in der Sänfte weiter zu fliehen. So gelangte er unter steten, düstern und abmattenden Besorgnissen über das Schicksal seines Heeres nach Eisleben, Tages darauf nach Quedlinburg, und endlich am 8. Mai mit dem Gepäck und Troß der weichenden Armee nach Halberstadt, wo er das Hinterzimmer einer Domherrn-Curie bezog, und schon am 10. Mai um 4 Uhr, nicht unvorbereitet auf sein Ende, verschied. Vor seinem Tode bezeichnete er den damals in Schweden befindlichen General Torstensohn als seinen würdigsten Nachfolger, und verbot streng, seine Leiche zu öffnen. Seine Ueberreste wurden nach Schweden abgeführt; sie sind in neuern Zeiten auf Veranstaltung einiger schwedischer Großen in die Ritterholmskirche zu Stockholm versetzt worden. — Banners Tod erregte unter seinem Heer, welches den 11. Mai in Halberstadt einrückte, eine solche Bestürzung, daß Guebriant kaum dessen gänzliche Auflösung verhindern konnte. Und in der That hatten seine Krieger und sein Vaterland in ihm die mächtigste Stütze verloren. In seinem hoch- und starkgebauten, obwohl nicht durchaus gesunden Körper wohnte ein Geist voll Kraft und Entschlossenheit, nicht weniger scharfblickend und besonnen, als kühn, standhaft und unermüdet. Als einer der erfahrensten Krieger aus der Schule Gustav Adolphs hatte er auch das Glück desselben geerbt. Unter seiner Anführung blieben die Schweden Sieger in jedem bedeutenden Gefecht, seine durch feindliche Uebermacht mehrmals erzwungenen Rückzüge gelangen, auch wenn man ihn schon allgemein verloren gab, und erwarben ihm die höchste Bewunderung; nur

Digitized by Google

bei Belagerungen verließ ihn mehrmals das Glück, und er zeigte wenige Ausdauer in diesem Geschäft. Man hat berechnet, daß die Schweden unter seiner Anführung in zahlreichen Gefechten 80.000 feindliche Soldaten erlegt, und daß er 600 eroberte Fahnen nach Stockholm geschickt habe. Niemand verstand besser, als er, den Ort zum Lager auszuwählen, das Treffen zu ordnen, den rechten Punkt des Angriffs zu treffen und die Geschlagenen wieder zu sammeln. Im Gefecht war er allezeit an der Spitze. Er schonte das Blut der Soldaten, wachte sorgfältig über die Verpflegung derselben, und sagte ihnen bei angemessenen Gelegenheiten viel Schmeichelndes; Vertraulichkeit mit ihm ward weder den Soldaten, noch selbst den Offizieren gestattet. Die nach Gustav Adolphs Tode, zum Verderben Deutschlands, gänzlich verfallene Mannszucht suchte er durch wiederholte strenge Verordnungen und Strafen wieder herzustellen; aber der stete Geldmangel, die Verödung der deutschen Länder, die mit dem Krieg wachsende Verwilderung der Gemüther setzten ihm unübersteigliche Hindernisse entgegen; auch läßt es sich wohl bezweifeln, daß er jenes Ziel ganz mit dem gewissenhaften Eifer Gustav Adolphs erstrebt habe. Das große Ansehen, welches er über die Armee erlangt hatte, gebrauchte er zur Ausübung einer unbeschränkten Gewalt; er entdeckte den Offizieren seine Plane erst im Augenblick der Ausführung, zog den schwedischen Reichsrath nur zum Scheine zu Rath, und erkannte es selber an, daß ihm diese Verfahrungsart ein Uebergewicht über die feindlichen Feldherren gebe. Die Offiziere waren deswegen oft unzufrieden; der gemeine Soldat aber war ihm unbedingt ergeben. Sein Ansehen war nicht minder groß bei den Bundesgenossen und den Feinden. Kaiser Ferdinand III. unterhandelte mit ihm, und bot ihm die Würde eines Reichsfürsten und die Herzogthümer Sagan und Glogau an, um ihn dem schwedischen Heere zu entziehen; aber er blieb seinem Vaterlande treu. Gleichwohl waren diese Tugenden des Kriegshelden in ihm nicht ohne jene Unarten, die das Waffenhandwerk erzeugt, oder doch in Schutz nimmt. Eben so gebieterisch im Umgang, als vor der Fronte seines Heeres, rauh, wie sein Gewerbs, und stolz, wie ein Eroberer, drückte er die deutschen Fürsten nicht weniger durch seinen Uebermuth, als durch seine Erpressungen ihre Länder. Für die Beschwerden des Kriegs entschädigte er sich durch die Freuden der Tafel und in den Armen der Wollust, die er bis zum Uebermaaße trieb, und endlich mit einem frühen Tode büßen mußte. Aber üppig, wie ein Alexander und Mahomet II., stürzte er sich mit gleicher Leichtigkeit aus den Armen der Wollust in die härteste Arbeit des Krieges, und in seiner ganzen Feldherrngröße stand er da, wenn die Armee über den Weichling murrte. — Banner hinterließ ein Vermögen von 200.000 deutschen Thalern, was auf keine übertriebene Habsucht hinzudeuten scheint, da seine jährliche Besoldung etwa 6.000 Dukaten betragen hatte. Er hatte nach einander drei Gemahlinnen, die ihm nach damaliger Sitte auf seinen Feldzügen folgten. Kinder hatte er nur von seiner ersten Gemahlin, und zwar fünf; doch nur ein Sohn, den man allgemein den tollen Banner nannte, und eine Tochter überlebten ihn.

Bannerherren oder Bannierherren waren zu Rittern geschlagene Kriegsbefehlshaber, welche mit ihren Vasallen, deren Zahl wenigstens 10 Helme oder Spieße wohl erzeugter Leute betragen mußte, dem Kaiser gegen den Feind Dienste leisteten, nachdem sie vorher unter gewissen Feierlichkeiten ein Banner, Panier, erhalten hatten, welches eine viereckige mit einem Sinnbilde oder Wappen verzierte Fahne war, welche bei Feldzügen und feierlichen Aufzügen gebraucht wurde. Sie war auch ein Zeichen der Herrschaft und Gerichtsbarkeit. Die Bannerherren hatten den Rang über

Digitized by Google

den Rittern, und bald über, bald unter den Baronen oder Dynasten. Ihre Würde, welche durch Tapferkeit erworben wurde, war anfangs persönlich, und wurde erst nach Einführung der Erblehne erblich. Auch Päpste verliehen bisweilen diesen Titel, um sich des Dienstes tapferer Ritter zu versichern, z. B. der Papst Eugen IV., welcher den Grafen Franz Sforza im J. 1434 zum Bannerherrn der römischen Kirche ernannte. Auch wurden in den ehemaligen freien Reichsstädten die Oberhäupter der Zünfte oder Gilden Bannerherren genannt.

Banti, eine berühmte italienische Sängerin, von niederer Herkunft, 1757 zu Crema geboren. Sie kam als ein junges Mädchen nach Paris, wo sie 1778 in einem Kaffeehaus zur Unterhaltung der Gäste sang, und durch ihre wohlklingende Sopranstimme, die Aufmerksamkeit des damaligen Directors der komischen Oper, an dem Theater der königlichen Akademie der Musik, in so hohem Grade auf sich zog, daß er sie für dieselbe engagirte. Hier erwarb sie sich bald einen so glänzenden Ruf, daß man sie als eine der größten Sängerinnen ihrer Zeit bewunderte. Nachdem ihr Künstlerruhm in Frankreich begründet war, bereiste sie auch England und Italien, wo ihr überall gleiche Bewunderung, und sogar der Name: „Virtuosin des Jahrhunderts" zu Theil ward. Die Londoner Oper verherrlichte sie 9 volle Jahre lang. Später zog sie sich in ihr Vaterland zurück, wo sie im Jahre 1806 zu Bologna starb.

Baone (d'a oder d'Abano Cæcilia), eine Tochter von Mainfroi, Grafen von Baone und Abano, aus dem alten Geschlechte jener Grafen, welche zu den Zeiten der Kaiser aus dem sächsischen Hause Padua und Vicenza beherrschten. Sie war die reichste und berühmteste Erbin der Mark. Sie blieb bei dem Absterben ihres Vaters unter der Vormundschaft von Spinabello da Xendrico. Da sich ihre Mutter in dem Hause Maltraversi von Padua wieder vermählte, so wollte Spinabello seine Mündel dem Gherardo, einem Sohne von Tisolino da Campo — Sampiero und Cuniza da Romano, einer Schwester des berühmten Ezzelin IV., wegen seiner einsamen Lebensart, der Mönch genannt, zur Ehe geben. Tisolino hatte nichts Eiligeres zu thuen, als in dieser Hinsicht seinen Schwager um Rathe zu fragen. Allein Ezzelin gab ihm zu bedenken, daß man bei einem so folgenreichen Umstande Alles sorgfältiger erwägen müsse, und ließ heimlich über die Vermählung in seinem Namen mit Spinabello unterhandeln, den er durch Versprechungen gewann, die seinem Ehrgeize schmeichelten. Er sandte eine Truppenschaar ab, um die junge Cäcilia nach Bassano zu geleiten, wo seine Vermählung auf das prächtigste gefeiert wurde. Leicht läßt es sich ermessen, wie sehr eine solche Treulosigkeit Tisolino und dessen beide Söhne, Tiso Novello und Gherardo, welchem die Braut versprochen war, empören mußte; sie schwuren, diesen Frevel zu rächen. Als einst Cäcilia ihre Landgüter besuchte, begegnete sie dem Gherardo da Campo-Sampiero. Ohne Rücksicht auf die Verwandschaft, worin sie mit einander standen, begleitete sie Gherardo, als wenn es Huldigungen und Beweise von Hochschätzung wären, und führte sie an einen abgelegenen Ort, wo er sie mit Gewalt zu seinem Willen zwang, und es sogleich allgemein bekannt machte, um den Ezzelinern einen Schimpf anzuheften. Cäcilia klagte mit Thränen in den Augen Gherardo's Frevel ihrem Gatten, aber Ezzelin verstieß sie auf der Stelle, und schickte sie im J. 1183 nach Hause zurück. Diese unselige That eines unbesonnenen Jünglings war es, welche zwischen den Häusern da Romano und da Campo-Sampiero jenen Haß entflammte, dem dreißig Jahre lang so viele Ströme Blutes flossen. Der alte Ezzelin, der Stammler, ward von diesem Schimpf so tief ergriffen, daß er vor Schmerz darüber starb. Sein Sohn

Digitized by Google

Ezzelin, tröstete sich, indem er im J. 1184 sich mit der berühmten Adelaide aus dem Geschlechte der Grafen von Mangone vermählte. Cäcilia, schön und reich wie sie war, fand bald einen neuen Gatten in Giacomo Zanni, einem venetianischen Adelichen, einem empfehlungswerthen Manne; allein auch von diesem trennte sie sich, und vermählte sich zum dritten Male mit Dalesmanini, dem sie bis zu ihrem Tode Treue und Liebe weihte. Sie beschenkte ihn mit vielen Kindern, von welchen das Geschlecht des Dalesmanini von Padua abstammt. In ihrer ersten Ehe mit Ezzelin IV. gebar sie nur eine Tochter Agnes, welche an Giacomo de Guidotti von Treviso vermählt wurde. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Söhne, Giovanni und Ansedisio, welche in den Unruhen der Mark eine bedeutende Rolle spielten; der letztere derselben war Minister bei Ezzelin V. Unbekannt ist Cäcilia's Todesjahr.

Baraballa. Das merkwürdigste Beispiel lächerlicher und ausschweifender Auftritte liefert die Geschichte des Abatte Baraballa von Gaeta, eines aus jener bedauernswürdigen, aber zahlreichen Classe von Menschen, die, ohne Dichtergabe, doch das Versemachen nicht lassen können, und zu beschränkt sind, um ihre Mittelmäßigkeit zu fühlen. Das Lob, welches man spottweise seinen Reimereien ertheilt hatte, machte ihm den Kopf so schwindlicht, daß er sich wirklich für einen zweiten Petrarch hielt, und nach der Ehre strebte, gleich diesem auf dem Capitol gekrönt zu werden. Diese Eitelkeit bot einen zu reichhaltigen Stoff dar, um den Papst Leo X. und sein Gefolge lachen zu machen, als daß man eine so schöne Gelegenheit hätte ungenutzt lassen sollen. Man wählte das Fest des heiligen Cosmus und Damian, um an demselben die Wünsche des Dichters zu befriedigen, und, um den Auftritt noch lächerlicher zu machen, beschloß man, der Elephant, den der König von Portugall neuerlich diesem Papste geschenkt hatte, sollte prächtig geschmückt im Zuge mit erscheinen, Baraballa aber in der Kleidung eines römischen Triumphators auf demselben auf das Capitol reiten. Zu diesem Feste wurden prächtige Anstalten getroffen; allein ehe es noch dazu kam, erschienen aus Gaeta von Baraballa's Familie, die in großem Ansehen stand, Abgeordnete, ihn zu bereden, daß er sich nicht zum Gelächter der ganzen Stadt machen möchte. Diesen wohlmeinenden Rath hielt der eitle Geck für Wirkung des Neides seiner Verwandten, die ihm die Gunst des Papstes mißgönneten, und entließ die Abgesandten voller Zorn und unter heftigen Vorwürfen. Als endlich der Tag der Krönung erschienen war, las er verschiedene Gedichte voll des tollesten Zeuges vor, bis zuletzt die Zuhörer in lautes Gelächter ausbrachen. Nun wurde er auf den Platz vor dem Vatican gebracht, wo er den Elephanten bestieg, und stattlich die Straßen durchzog, begleitet vom Geräusche der Trommeln, vom Schalle der Trompeten, und dem lauten Zurufe der Menge. „Kaum, schreibt Jovius, hätte ich es glauben können, wenn ich es nicht selbst mit meinen Augen gesehen hätte, daß ein schon sechszigjähriger Greis, aus einer angesehenen Familie, mit einem ehrwürdigen von Alter gebeugten grauen Kopfe, sich mit der römischen toga palmata und dem lato clavo der alten Römer bekleiden, und mit Gold und Purpur bedecken lassen sollte, um im Siegesgepränge vor den Augen des Volks unter Pauken- und Trompetenschall aufgeführt zu werden. Allein seine Freude war von kurzer Dauer. Als der Zug an der Brücke der Engelsburg ankam, weigerte sich das schlaue Thier, länger ein Werkzeug des unedlen Gespöttes der Menge zu seyn, und der Held des Tages war froh, daß ihm noch vergönnt wurde, mit heiler Haut von seiner Höhe herabzusteigen. Das Andenken dieser wichtigen Begebenheit wurde auf Befehl des Papstes durch ein Schnitzwerk in Holz verewigt, das man noch auf einer der innern Thüren des Vaticans sehen kann.

Digitized by Google

Verschiedene Schriftsteller haben irrig Baraballa und Querno für einerlei Personen angesehen. Baraballa war aus Gaeta, Quernus aber aus Monopoli. Man beruft sich auf Jovius in elog., der dies aber gar nicht behauptet. Auch Bottari irrt sich, wenn er erzählt, Leo der X. habe mit eigener Hand den Baraballa gekrönt, wobei er sich ebenfalls auf Jovius beruft. Auch Pope verwechselt jene beiden Hofnarren in seiner Dunciade, wo er Querno, „diesen Antichrist des Witzes," den Prachtzug machen läßt, der mit Baraballa angestellt ward.

Baraband, Jacob, der Sohn eines Künstlers an der Teppich-Manufactur zu Aubusson, wurde daselbst 1772 geboren. Von seinem zartesten Alter an zeigte er so außerordentliche Anlage für das Zeichnen, daß er bald den Lehrer der Manufactur übertraf, der ihm in den ersten Anfangsgründen jener Kunst den ersten Unterricht ertheilte. Da sein Vater mit seinen ersten Versuchen zufrieden war, so sandte er ihn nach Paris. Sein Lehrer war hier Malaine, Maler und Zeichner der Manufactur der Gobelins, mit dem er in innige Freundschaftsverhältnisse getreten war. Vergebens rief nach einem achtzehnmonatlichen Aufenthalt in Paris sein Vater, der kränklich geworden war, ihn jetzt zurück, um ihn bei der Manufactur zu Aubusson zu ersetzen. Der junge Baraband wurde also in dem Alter von achtzehn Jahren sich selbst überlassen; er war für das Studium der Zeichenkunst so geschaffen, daß er keines Lehrers mehr bedurfte, nur die Natur erforschte, und in kurzer Zeit sich einen ausgezeichneten Ruhm erwarb. Er malte ohne Unterschied Blumen, Zierrathen und Thiere; unter diesen waren es die Vögel, die er ganz besonders studiert hatte. Der berühmte reisende Naturkundige, Le Vaillant, fand in ihm den Zeichner, welchen er lange gesucht hatte. Baraband arbeitete für dessen großes Werk mehr als hundert Arten Papageyen, alle Paradiesvögel, die Bienenfresser ꝛc. Er machte für die ägyptische Commission viele Zeichnungen in Vögeln, Schlangen, Insecten oder Muscheln. Im J. 1808 stellte er im Museum der Tuilerien zwei gemalte Vögel aus, welche ihm den Preis einer goldenen Medaille erwarben. Diese beiden Meisterstücke zierten nachher die schöne Gemäldesammlung von Malmaison. Der lauterste Geschmack, die glänzendste Färbung, der weichste Pinsel im Vereine mit der vollkommensten Nachahmung der Natur, sind die Vorzüge, wodurch sich die Schöpfungen dieses Künstlers auszeichnen, der den Glauben hegte, in seinen Werken nichts gethan zu haben, wenn er von den fast unsichtbaren Nebenumständen Rechenschaft zu geben vergessen hätte. Malt er den kleinsten Vogel aus Amerika (l'oiseau-mouche) oder den chinesischen Goldhahn, so setzt er uns in Staunen über die feine und reine Zeichnung, über die Abwechselung der Töne und die täuschende Nachahmung des Colorits. Nicht die kleinsten Theile der kleinsten Federn vergißt er; der leichteste Flaum wird mit vollendeter Genauigkeit wiedergegeben, und hier kann man in Wahrheit sagen, daß Baraband die Natur auf der That überraschte. Malt er einen Adler, so wird seine weiche und markige Zeichnung kräftig und stolz; er nimmt selbst eine Ehrfurcht heischende Stellung, um das Bild des Königs der Vögel auf die Leinwand hinzuzeichnen. So besaß Baraband die Kunst, die verschiedenen Züge wieder zu geben, welche die Natur den Sippschaften, wie den Arten der Vögel, die auf der Erde leben, eingeprägt hat. Unter seinen großen Werken zählt man die zahlreichen Sammlungen von Vögeln, die er für mehrere, während der zehn ersten Jahre der Revolution erschienenen Werke malte. Merkwürdig unter andern Meisterstücken Baraband's ist auch das Deckengemälde eines Cabinets, verziert mit Arabesken in vergoldetem Erz und in Platina, so wie mit Gemälden der ersten Meister aus der franz. Schule. Dieses schöne Kunstwerk ward in Paris 1804 für

Digitized by Google

den König von Spanien nach den Zeichnungen von Carl Percier, einem der berühmtesten Baumeister, ausgeführt. Dieses große Werk, das Baraband in Oel malte, wetteifert mit den Schöpfungen der alten flamändischen und holländischen Meister. Er schmückte auch den schönen Speisesaal des Schlosses St. Cloud, und er gab colorirte Zeichnungen von Vögeln und Thieren, welche sowohl in der Manufactur von Sevres, als auch in jener der Herren Dihl und Guayrard auf Porzellan nachgemacht worden. Sein letztes Vogelgemälde ist ein wahres Meisterstück, und gehört Hrn. Dufresne, Naturforscher beim Jardin des plantes. Durch ein Decret aus dem Hoflager zu Warschau vom 25. Jenner 1807 wurde Baraband zum Professor der Zeichenkunst an der Specialschule der Künste und des Zeichnens zu Lyon ernannt, wo er den 1. Oct. 1809 starb. Seine Zöglinge und seine Freunde errichteten dem Künstler ein Grabdenkmal aus weißem Marmor, das sie mit mehrern rührenden und seiner Talente würdigen Inschriften schmückten. Die ausgezeichneten seiner Zöglinge sind August Paletier, sein Schwager, Caron, Maler in der Manufactur zu Sevres, und die Fräulein von Courcelles und Pauline Dufresne.

Barankan. Dies ist die Handelsbenennung der russischen, tatarischen und ukrainischen Lämmerfelle, also benannt von dem polnischen Baran, das Lamm. Die Wolle von den Jährlingen und Lämmern ist unvergleichlich schön, das Haar sauber und fein, bei Einigen flammigt und glänzend. Die Kirgisen bringen eine Menge solcher Felle von jungen, zum Theil noch ungebornen, Lämmern nach Orenburg, der Haupt-Niederlage des russischen und mittelasiatischen Handels, die an Schönheit die kalmuckischen Felle oft weit noch übertreffen.

Baratier, (Johann Philipp), das berühmte frühgereifte Genie, geboren zu Schwabach bei Nürnberg 1721. Sein Vater, Prediger der französischen Gemeine zu Schwabach, widmete sich ganz der Bildung seines einzigen Sohnes, der in der frühesten Kindheit eben so viel Fähigkeit als Wißbegierde zeigte. Schon im dritten Jahr konnte er schreiben, und ehe noch das vierte verflossen war, sprach er lateinisch, französisch und deutsch, ohne Buch oder Grammatik, bloß durch Umgang, Gewohnheit und pädagogische Kunstgriffe des verständigen und nachdenkenden Vaters so weit gebracht. Das Griechische und Hebräische lernte er eben so leicht. Im siebenten Jahre wußte er alle hebräische Psalmen auswendig, verfertigte sich selbst ein hebräisches Wörterbuch, und übersetzte im zehnten Jahre aus einer Bibel ohne Punkte ins Lateinische oder Französische und zwar ohne alle Vorbereitung und Anstoß. In der Folge brachte er es darin zu einer bewunderungswürdigen Fertigkeit. Fand er zum Beispiel ein Buch, welches er seinen Freunden mitzutheilen wünschte, die den Grundtext nicht verstanden, so las er ihnen, es mochte griechisch, arabisch, oder in einer neuern Sprache geschrieben seyn, sogleich französisch, deutsch, oder lateinisch, so fließend und in so gewählten Ausdrücken vor, daß man hätte glauben sollen, man höre das Original. Ohne mündlichen Unterricht lernte er das Rabinische, Syrische, Arabische und Aetiopische, las daneben den Aelian, Josephus, Diodor von Sicilien, Lucian und andere Griechen, und sammelte philosophische und kritische Beobachtungen. In seinem dreizehnten Jahr übersetzte er die rabinische Reisebeschreibung des Benjamin von Tudela in die französische Sprache, in unbegreiflich kurzer Zeit. Eine neue reiche Erndte von gelehrten Beobachtungen und Untersuchungen wurde Baratier zu Theile, als er die Alterthümer der christlichen Kirche und die Theologie zu studieren anfing. Mehreres davon ist gedruckt. Vieles hinterließ er in seinen Manuscripten. In rascher Folge widmete er jetzt seinen Fleiß dem Studium der Kirchenväter, Concilien, der Philosophie, Mathematik, und besonders der Astronomie.

Digitized by Google

Schon nach zehn Tagen war er im Stande, wichtige Probleme zu lösen; bloß aus Büchern lernte er die Gestirne kennen, ihren Lauf berechnen, verfertigte ein Astrolabium, astronomische Tafeln, und andere Instrumente, er erfand sich selbst den Calcul, und bildete sich seine eigenen Methoden dazu aus, die er indessen meistens nur darum für neu hielt, weil er in seinen Büchern nichts davon fand. Erst drei Monate hatte er die Astronomie studirt, als er in seinem vierzehnten Jahr seine Ideen über die Längenmessung schriftlich ausarbeitete, die er hernach den königl. Academien zu London und Berlin vorlegte. Er bekam von London eine ehrenvolle Antwort und ward zur Correspondenz mit der Societät eingeladen. Im Jahr 1735 verließ Baratier mit seinen Aeltern Schwabach, um nach Stettin zu reisen, wohin sein Vater einen Ruf als Prediger erhalten hatte. In Halle ließ er sich von dem Kanzler Ludewig bereden, die höchste Würde in der Philosophie anzunehmen, unterwarf sich vor der ganzen philosophischen Fakultät einer Prüfung, schrieb nach derselben in Gegenwart einiger Professoren 15 Theses kritischen, philologischen- und philosophischen Inhalts, die in der Nacht gedruckt wurden, und vertheidigte sie des Tages darauf vor mehr als 2000 Zuhörern mit einer Fertigkeit und Geschicklichkeit, die bei Allen gerechtes Erstaunen erregte. Hierauf reiste er mit seinen Aeltern nach Berlin, wo ihn Friedrich Wilhelm I. sehr freundlich aufnahm, der ihn späterhin oft zu sich rufen, und auch von dem berühmten Pesne in Lebensgröße malen ließ. Die königl. Societät der Wissenschaften nahm ihn unter ihre Mitglieder auf, der König setzte ihn durch Geschenke in Stand, sich mathematische Instrumente anzukaufen, wies ihm zum Studium der Rechtsgelahrtheit auf 4 Jahre eine Unterstützung an, weil der unliterarische Monarch dieses als den einzigen und sichersten Weg betrachtete, dem Staate nützlich zu werden. Baratier fügte sich dieser Weisung, verlegte sich benebens auf römische Alterthümer, Numismatik und neuere Geschichte, ohne darüber seine mathematischen Studien aus dem Auge zu verlieren. Ueber verschiedene wissenschaftliche Gegenstände, die noch nicht hinreichend erörtert waren, schrieb er gelehrte und gehaltreiche Abhandlungen. Seine letzte Studien betrafen die ägyptischen Alterthümer, zu denen er einen neuen Weg gefunden zu haben glaubte, als der Tod am 5. October 1740 seinem irdischen Daseyn ein Ende machte, in einem Alter von 19 Jahren 8 Monaten und 16 Tagen. Baratier glich einer zu früh aufgeschossenen Blume, die, trotz aller Pflege und Wartung, schnell dahin welkte. Ein ganz außerordentliches Gedächtniß, die umfassendste Gelehrsamkeit, ein sehr lebhafter und schaffender Geist, der mit Leichtigkeit in die tiefsinnigsten metaphysischen Untersuchungen eindrang, Klarheit in den Begriffen, und gedrungene Kürze im Ausdruck zeichneten ihn als eine seltene Erscheinung aus. Er schrieb eine reine Prosa, auch warf er mit einer großen Leichtigkeit recht artige Verse hin. Ohne alle bemerkbare Anstrengung, sprach er über die abstraktesten Gegenstände, und wußte selbst das Trockenste interessant zu machen. Wenige Menschen, vielleicht Keiner seines Alters, hatte eine so ungeheuere Menge Bücher gelesen, und sie so ganz verstanden. Fast noch mehr, als von ihm im Druck erschien, hatte er gesammelt, z. B. eine Geschichte des 30jährigen Krieges, eine neue Geschichte der Aegyptier, eine griech. Sprachlehre, ein griech. Wörterbuch u. dgl. Es ergab sich überhaupt aus seinem literarischen Nachlasse, daß außer der Medizin, für die er sich nie interessirte, keine Wissenschaft war, in welcher er nicht irgend ein Mal gearbeitet hat. So ausgebreitet aber sein Wissen war, so übertraf seine Verstand noch weit seine Kenntnisse. Er war ein Originalkopf, bahnte sich überall eigne Wege, und bildete neue Systeme. Mit diesem großen Umfange des Wissens verband er eine aufrichtige Bescheidenheit, und suchte seine Kennt-

Digitized by Google

nisse vor Freunden mehr zu verbergend, als geltend zu machen. Im engern Kreise vertrauter Freunde war er offen und heiter, oft fröhlich und lustig, ohne doch jemals aus den Gränzen des sittlichen Verhaltens zu treten. Hiedurch erwarb er sich eben so viele Hochachtung, als durch sein Wissen.

Barbacanne (Vor- oder Schießmauer), eine von den alten italienischen Kriegsbaumeistern an der innern Böschung des Grabens in einiger Entfernung von dem Fuße des Walles aufgeführte Mannes hohe Mauer, die mit Schießlöchern versehen war. Diese Befestigung gab späterhin Anlaß zur Entstehung der Faußebraye oder des Unterwalles. Der Unterwall ist ein mit dem Hauptwall gleichlaufender, aber viel tiefer gelegener Wall, theils am Hauptwall angehängt, theils durch einen schmalen Graben davon abgesondert. Er kann nicht eher vom Feinde entdeckt und angegriffen werden, als bis dieser der Festung schon sehr nahe gekommen ist, und gewährt den Nutzen einer treffichen Vertheidigung des Hauptgrabens und der darin liegenden Werke.

Barbaren, ein Name, den die Griechen allen Völkern, welche die griechische Sprache gar nicht, oder doch nur unvollkommen redeten, mit einer gewissen Verachtung spendeten. Dieser griechische Nationalstolz ging in der Folge auf die Römer über, welche, mit Ausnahme der Griechen, alle Völker, welche nicht römische Bürger waren, auch Barbaren nannten. Es war nicht blos Eitelkeit und Vorurtheil, welche die Griechen und Römer aus der Unvollkommenheit der Sprache der übrigen Völker auf ihre mangelhaften Kenntnisse, und noch rohen, nicht verfeinerten Sitten schließen ließen; denn es befindet sich vielmehr ein nothwendiger Zusammenhang und ein nothwendiges Verhältniß unter Vollkommenheit der Sprachen, Sitten und Kenntnissen. Das Wort Barbar bedeutet an und für sich nichts Beschimpfendes. Denn die Thracier, Epiroten (griechische Völker) hießen Barbaren, weil sie nicht zu den eigentlichen Staaten Griechenlands gehörten. Selbst Lucas nennt in der Apostelgeschichte die Bewohner der Insel Malta Barbaren, und Paulus theilt die Menschen überhaupt in Griechen und Barbaren. Auch so nennt die Chalcedonische Kirchenversammlung alle Bischöfe, die nicht zum Römischen Reiche gehörten, Barbaren. Aber schon beim Cicero heißen bisweilen die Profanen in den Wissenschaften und Künsten Barbaren. — Ueber den eigentlichen Ursprung dieses Wortes währt noch der Streit unentschieden unter den Gelehrten fort. Einige leiten es aus dem Syrischen her, wo es dann einen Fremden bedeuten würde, Andere aber aus dem Arabischen, wonach es so viel heißen soll, als ein Mensch, der murmelt, unverständige Worte, oder auch eine unbekannte Sprache spricht. Ovidius scheint diese letztere Bedeutung zu bestätigen, wenn er sagt: „Hier bin ich (der Römer) ein Barbar, weil mich Niemand versteht." Nach Herodot ist dies Wort ägyptischen Ursprungs, weil die Aegyptier alle Diejenigen Barbaren nannten, welche nicht ihre Sprache redeten. Von ihren Kolonien, welche sie nach Griechenland schickten, kam es unter diesem Volke auf, alle Nichtgriechen, selbst die Aegyptier nicht ausgenommen, Barbaren zu nennen. — Seit dem 3ten Jahrhunderte wurde das römische Reich an der Donau und dem Rhein häufig von Völkern gewaltsam bedrängt, die in Rücksicht auf ihre Sitten roh, grausam und unmenschlich waren; seit dieser Zeit nannte man daher solche Völker, und auch einzelne Personen, zur Unterscheidung von gesitteten, Barbaren. Dieses ist aber die Barbarei der Sitten, welche von der in den Sprachen, wie auch in den Wissenschaften verschieden ist. — In diesem Sinne ruhet aber der Anfang jedes Volkes in der Barbarei, weil nur eine stufenmäßige Ausbildung bei dem

Digitized by Google

Menschengeschlechte denkbar ist. Selbst die Sprache entwickelt sich gleichen Schrittes mit der Fortbildung und Veredlung des geistigen Menschen. In den Sprachen nennt man Verstöße gegen die Reinheit derselben Barbarismen, die Wissenschaft wird in ihrer Kindheit mit dem Titel Barbarei beehrt, das Volk in seiner Rohheit. Gewöhnlich wird das sogenannte Mittelalter (von 800—1450) als die Zeit der Finsterniß und der Barbarei, hinsichtlich der geistigen Kultivirung, für Deutschland ausgeschrien; wie wenig aber diese Ausschreier Recht haben, ist wohl nicht schwer zu beweisen, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß bis zum 15ten Jahrh. für Deutschland die Sonne der wahren Aufklärung allgemein noch nicht aufgegangen war, und Deutschlands Genius seiner Bildung noch ruhig entgegen schlummerte.

Barbarei, Berberei, der große, an der Nordküste von Afrika liegende Landstrich, der gegen Osten an Aegypten, gegen Norden an das mittelländische Meer, gegen Westen an das atlantische, und gegen Süden an die Sahara gränzt, und 16.448 □Meilen groß ist. Von Osten nach Westen durchzieht ihn der Atlas, dessen höchste Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind, und der mehrern Flüssen ihren Ursprung giebt. Das Klima ist warm und gesund. Das Land ist zum Theil fruchtbar an Getreide, auch wird große Handlung mit Tüchern, Ochsenhäuten, Feigen, Rosinen und Datteln getrieben; auch die Seeräuberei bringt großen Gewinn. Die Einwohner sind Berbern, von denen das Land den Namen hat, die Ureinwohner, die braun, aber keine Neger sind, im Gebirg leben, und kleine Staaten unter eigenen Schechs bilden; Mauren, Nachkommen der Araber, die meistens in Städten wohnen, so wie die in Zelten wohnenden Beduinen Viehzucht treiben; Neger, Juden, die meistens unter sehr hartem Druck leben, und Christen, Sklaven, mit Ausnahme weniger Ordensleute, Kaufleute und der Einwohner einiger spanischer und französischer Oerter. Die meisten Einwohner sind Muhamedaner, mit Duldung anderer Religionsverwandten, und reden verdorben Arabisch, Die berberischen Staaten haben wenig eigene, nach türkischem Fuß geprägte Gold- und Silbermünzen. Außerdem sieht man hier türkisches, maroccanisches und spanisches Geld. Die Barbarei enthält die Staaten Fez und Marocco, Algier, Tunis und Tripolis.

Barbarelli (Giorgio), Maler. Wegen seines ansehnlichen und würdigen Aeußern nannte man ihn vergrößernd Giorgione, von Castelfranco, geb. daselbst 1477; er kam sehr jung nach Venedig in die Schule Bellins. Die schnellen Fortschritte seines Schülers ließen ihn befürchten, von ihm übertroffen zu werden, und deswegen entfernte er ihn aus seinem Hause. Von nun an war sich Giorgione selbst überlassen, doch verlor er den Muth nicht. Er kehrte auf einige Zeit in seine Heimath zurück, und zeigte durch einige Altarblätter, die er hier verfertigte, schon jetzt einen größern Styl, als sein Lehrer. Doch Venedig versprach ihm einen größern Wirkungskreis für seine Kunst; er kehrte also dahin. Hier sah er zufällig einige Gemälde von dem berühmten Leonardo da Vinci; dies beflügelte seine Fortschritte, und veredelte seine Kunst. — Um seine Fähigkeiten öffentlich zu zeigen, bemalte er den Vordergiebel seines Hauses, wie es damals Brauch war; diese Arbeit fand so großen Beifall, daß er, nebst vielen Aufträgen der Art, auch das Waarenlager der Deutschen zu malen erhielt. (Zeit und Witterung haben diese Gemälde, bis auf wenige Ueberreste, verschlungen.) — Die schönen Hoffnungen aber, zu denen Giorgione berechtigt war, welkten mit seinem frühen Tode dahin; eine zu große Neigung für das andere Geschlecht verkürzte die Tage

Digitized by Google

seines Lebens; er starb im J. 1511. Vergönnte ihm auch die neidische Parze nicht, zur höhern Kunst sich emporzuschwingen, so hat er doch das Verdienst, Mitstifter der Venedischen Schule zu seyn, indem er derselben den Weg zu einem bessern Kolorite zeigte. Sein Pinsel ist leicht, die Fleischtinten wahr; und da er die Natur studirte, erfand er das Geheimniß, seine Körper mehr zu runden. Unter seine merkwürdigsten Gemälde gehört Folgendes, das durch einen Streit der Bildhauer und Maler über die Gränzen ihrer Kunst veranlaßt wurde, indem jene behaupteten, ihre Kunst habe den Vorzug, einen Gegenstand von allen Seiten zeigen zu können. Giorgione suchte zu Gunsten der Maler auf folgende Weise zu entscheiden: er malte eines nackten Menschen Rückenseite, dessen Vorderseite aber sich in einer klaren Quelle spiegelte; ihm zur Seite stand ein hellpolirter Küraß, worin sich das eine Profil zeigte, während das andere durch einen angebrachten Spiegel sichtbar wurde. Hierdurch suchte er darzuthuen, daß die Malerei im Stande sey, den Menschen auf einen Blick von allen Seiten darzustellen. — Unter seinen Gemälden zeichnen sich auch noch ein Concert, so wie die Auffindung Moses, beide in Mailand vorfindlich, aus; und zu seinen schönsten Bildnissen in Lebensgröße gehört, nach Felibien's Erzählung, das des Herzogs Gaston de Foix. Deutschland, besonders Wien, Frankreich und Italien besitzen schöne Werke von ihm.

Barbatus, ein Beiname aller gebärteten Bacchus-Bilder. Der bärtige Bacchus entstand, wie uns Heyne belehrt, aus dem uralten Hebon, oder dem Symbol der Sonne in Gestalt eines Stiers mit einem bärtigen Mannskopfe; Bacchus war, wie wir wissen, auch die Sonne. Winkelmann in der Gesch. d. Kunst, S. 286 macht einen indischen Bacchus daraus. Dieser Bacchus ist allezeit völlig bekleidet, hat lange, über die Schultern fallende Haare, das Kredemnon (die Kopfbinde); einen breiten, zusammengefalteten, um den Kopf gewundenen Schleiergürtel, den man an dem indischen Bacchus oft auf griechischen Vasengemälden sieht. So zeigt er sich auf einem Gefäße von Marmor im Museo Herkulano, und einem andern zu Rom im Pallaste Farnese. Einen ähnlichen trifft man auch auf einem irdenen Gefäße in der porcinarischen Sammlung zu Neapel an. Eine Münze aus Silber von Naxos liefert einen diesem ähnlichen Kopf. Dafür hält auch Winkelmann den sogenannten Mithridates-Kopf im Pallaste Farnese. Ein altes Gemälde, Pitt. d'Ercol. T. III. t. 38. liefert, einen ähnlichen Bacchus, der noch dazu eine Art von Küraß trägt.

Barbiton, ist der Name eines musikalischen Instruments bei den Alten. Die eigentliche Beschaffenheit ist nicht völlig bekannt. Man findet es bei den Alten, so wie bei den Neuen, oft mit der Lyra, (Leyer, Laute, Cither) verwechselt; es erhält oft das Eigenschaftswort: vielsaitig. Vielleicht ist die Vermuthung Einiger nicht ungegründet, welche das Barbiton mit unserm jetzt fast ganz außer Gebrauch gekommenen Hackbrette vergleichen.

Barbou (Johann), ein berühmter Buchdrucker zu Lyon, ist der Stammvater aller jener berühmten Buchdrucker, welche den Namen: Barbou trugen. Sein Sohn Hugo verließ Lyon, und siedelte sich zu Limoges an, wo er im J. 1580 Cicero's Briefe an den Atticus mit Dubois Anmerkungen in schönem Druck ans Licht förderte. Mit dem Beginn des 17ten Jahrhunderts ließen sich ihre Nachkommen in Paris nieder. Joseph Gerhard Barbou setzte hier die von Ant. Coutelier begonnene, und durch Sauberkeit des Wortdruckes empfehlenswerthe Sammlung altrömischer Schriftsteller fort. Aus Barbou's Pressen giengen Cäsar, Curtius, Plautus, Taci-

Digitized by Google

tus, Seneca, Ovidius, Cicero, Justinus, Plinius, der ältere und jüngere, hervor. Im Besitze dieses Verlags befindet sich jetzt August Delalain.

Barcarolles, der Name gewisser Gesänge, welche von den Gondelfahrern in Venedig meistentheils nach eigener Melodie gesungen werden. Man würde sich aber sehr irren, wenn man die Gondelirer mit unsern pöbelhaften Fährmännern vergleichen wollte. Obgleich man sie mit Recht zu dem Pöbel zählt, so haben sie dennoch Gelegenheit, ihren Geschmack zu bilden, indem sie überall freien Zutritt haben, und eine solche Gelegenheit gleitet selten bei einem Italiener unbenutzt vorüber. Angenehm wird der Fremde überrascht, wenn Tasso's Gesänge in einer entzückenden Melodie durch die Gondelirer in seinem Ohre wiederhallen. In heitern Sommernächten ertönen ihre Lieder von einer Barke zur andern, und laben jegliches Herz mit ihrer süßen Melodie. Wenn Gondel hinter Gondel pfeilschnell dahinschwebt, so mögte der Schauende ahnen, selbst der Kahn werde beflügelt durch den lebendigen Gesang. Kein Dichter Italiens hat durch seine Gedichte so auf das Volk gewirkt, als der unsterbliche Tasso durch sein befreites Jerusalem. Vor diesem Dichter war es nur Ossian, der in den Gesängen der Celten fortlebte, und der Vater Homer unter den Griechen. Viele Dichter unter allen Völkern Europens haben um die Ehre gebuhlt, vor dem Volke als Volksdichter gekrönt zu werden; doch Keinem ist es, wie dem unvergleichlichen Tasso, so vollkommen gelungen. Es war, ist und bleibt immer die höchste Stufe des Ruhmes: in allen Verhältnissen des Lebens die bleibende Stimme des Volkes für sich zu haben; denn sie ist die Stimme Gottes.

Barcelona (Warßelona), Hauptstadt von Catalonien, auf einer ebenen Küstenstrecke an einem kleinen Busen, welcher von einer südwärts in das Meer hineintretenden Halb-Insel gebildet wird. Dieser Busen, der große, sichere Hafen der Stadt, ist für die größten Schiffe zu seicht, und muß oft gereinigt und vertieft werden. Die große Stadt ist an der Landseite ganz von regelmäßigen, starken und gut erhaltenen Werken und tiefen Graben umgeben. An der Stadtseite des Hafens liegt die Veste Ataranzanas, und die starke Veste Montjuich (Judenberg) auf dem gleichnamigen hohen stellen Berge am Meere und an der Südseite der Stadt, beherrscht diese und den Hafen. An der Nordostseite der Stadt und nördlich vom Hafen liegt die 1715 angelegte große Citadelle, niedriger, aber viel größer, als Montjuich, mit weitläufigen, kunstvoll erbauten Werken, welche im besten Stande sind. Der Veste Ataranzanas gegenüber, auf der Spitze der Halb-Insel, welche den Hafen bildet, liegt die seit 1752 angelegte Stadt Barcelonetta mit zwei großen Kasernen und einer starken Citadelle, welche den Hafen und das Meer vor demselben beherrscht. — Barcelona wurde 1714 von den Franzosen und Spaniern unter dem Marschall Berwick nach einer langen und hartnäckigen Belagerung genommen, und blieb in dem Kriege von 1808 — 1814 fortwährend im Besitze der Franzosen. 1823 ward sie aufs Neue von den Franzosen unter dem Herzog von Angoulême belagert, und im November desselben Jahres besetzt. — Die Stadt hat breite gerade Straßen, ein großes Seezeughaus, eine Stückgießerei, eine Artillerie- und Ingenieur-Schule, große blühende Fabriken, ausgebreiteten Handel, mit Barcelonetta 11.000 Häuser, und bis zum Herbst 1821, in welchem 30.000 Menschen am gelben Fieber gestorben seyn sollen, 140.000 Einwohner.

Barclay de Tolly, Fürst, kais. russ. Feldmarschall, geboren 1759 in Liefland, stammte aus einem schottischen Geschlechte ab, und hatte den Zunamen Tolly von einem Schlosse in Schottland, das einst dieser Familie gehörte. Schon 1769 trat er als Cadet in russische Kriegsdienste, und diente in den Feldzügen 1788 und 1789 gegen die Türken, 1790 gegen die Schweden, 1792 und 1794 gegen die Polen, wo er den St. Georgen-Orden 4ter

Digitized by Google

Klasse erhielt. Im Feldzuge 1806 gegen Napoleon in Polen befehligte er als Generalmajor die Vorhut des Heeres unter Bennigsen. In der Schlacht bei Pultusk am 26. Dez. zeichnete er sich vorzüglich aus. Am 3. Februar 1807 schlug er sich bei Allenstein (auch Bergfried) einen ganzen Tag mit dem Feinde, und am 4. und 5. bei Janow, und vor Landsberg gelang es ihm, trotz der großen Uebermacht des Feindes, denselben aufzuhalten, bis alle Heerzüge angekommen waren, und unter Bennigsen eine Stellung bei Landsberg genommen hatten. In dem Treffen bei Landsberg am 6. widerstand er an der Spitze der Nachhut den hitzigen Angriffen Murats bis zum Anbruch der Nacht, wo das Heer nach Preußisch-Eilau abmarschirte. Er besetzte diese Stadt, ward aber, als die Franzosen die Anhöhen derselben in der Schlacht am 7. genommen hatten, nach einem mörderischen Gefecht auf dem Kirchhofe, wieder daraus vertrieben. Indessen ward sein Heer mit der 4ten Division verstärkt, und er schlug den Feind bald wieder aus der Stadt und dem Schlosse hinaus, wobei ein Kartätschen-Schuß ihm den rechten Arm zerschmetterte. In diesem Feldzuge erhielt Barclay den St. Georgen-Orden 3ter Klasse, den Wladimir-Orden 2ter Klasse, und vom Könige von Preußen den rothen Adler-Orden, auch ward er zum General-Lieutenant und Chef der 6ten Division ernannt. Im März 1809 führte er die Heerabtheilung bei Wasa über den gefrornen bothnischen Meerbusen nach Umeo. Zwei Tage brachten die Russen bei strenger Kälte und tiefem Schnee auf der See auf Felsenklippen zu, und die dritte Nacht auf der Eisdecke des Umeostroms. Durch diesen kühnen Zug wurden die Schweden unter Gr. Kronstädt genöthigt, sich ins Innere zurückzuziehen. General Klerker mußte Umeo mit allen Vorräthen den Russen übergeben, und dem schwedischen General Griezenberg blieb der Rückzug von Torneo auf Umeo versperrt. Allein in Folge des von Knorring mit Schweden abgeschlossenen Waffenstillstandes erhielt auch Barclay den Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen, und Umeo zu räumen. Er übergab es den Schweden am 26. März, und kehrte nach Wasa zurück. Bei seinem Abzug aus Umeo empfing er mehrere Beweise der Dankbarkeit für die strenge Ordnung und Mannszucht, welche er in dem feindlichen Lande beobachtet hatte. Bald nach seiner Zurückkunft in Wasa wurde er zum General der Infanterie ernannt. Hierauf übernahm er den Heerbefehl, und der Kaiser erhob ihn zum General-Gouverneur von Finnland. Am Ende des Krieges erhielt er den Alexander-Newsky-Orden; im Jahr 1810 ward er nach St. Petersburg berufen, und zum Kriegsminister ernannt, welche Stelle er bis zum Jahre 1813 verwaltete. Als Minister erwarb er sich viel Verdienst um die bessere Einrichtung des russischen Heerwesens. Die Armee ward in zwei Jahren um mehr als die Hälfte vermehrt, und die neue Organisation entwickelte sich in allen Theilen derselben immer sichtbarer. Es erschien ein Kriegsreglement; das Ingenieur- und Quartiermeisterwesen gewann; Kenntnisse verbreiteten sich unter den Offizieren; es entstanden neue Festungen, und die alten erhoben sich aus den Trümmern; Kriegsbedürfnisse aller Art wurden angehäuft. So rüstete sich Rußland, binnen zwei Jahren, mit Riesenkraft zu dem mit Napoleon bevorstehenden, entscheidenden Kampfe, welchen das russ. Cabinet aber weislich noch eine Zeitlang zu vermeiden suchte. Als endlich der Krieg im Jahr 1813 auszubrechen drohte, entwarf Barclay de Tolly den Plan, denselben anfangs bloß vertheidigungsweise zu führen. Er selbst übernahm den Oberbefehl über die erste Westarmee, und hatte in den letzten Tagen des Mai sein Hauptquartier zu Wilna. Seine Absicht war, indem er einer Hauptschlacht auswich, und sich an die befestigte Düna zurückzog, den Feind durch beschwerliche Märsche, unter fortwährenden Reitergefechten, in einem verheerten Lande zu ermüden. Daher

Digitized by Google

ließ er, nachdem Napoleon durch seinen Uebergang über den Niemen und über die Wilna, am 23. und 24. Juni, die Stellung der Russen vorwärts Wilna unnütz gemacht hatte, am 28. Juni die Magazine in Wilna und Wilkmirz vernichten, und zog sich nach der Düna in das schon seit zwei Jahren zu diesem Zwecke angelegte Lager bei Drysa (Drissa) zurück, wo das Heer nach einem angestrengten Marsche von eilf Tagen, ohne eine Kanone zu verlieren, am 9. Juli einrückte. Als aber Napoleon Anstalten traf, das russ. Lager zu umgehen, indem sein Hauptheer die Richtung, statt nach St. Petersburg, nach Moskau hinnahm, so mußte Barclay, um nicht von Bagrathion, der sich mit der zweiten Westarmee, zu weit entfernt von der ersten aufgestellt, abgeschnitten zu werden, seine Stellung an der mittlern Düna, in welche jetzt Witgenstein einrückte, am 19. Juli aufgeben. Er führte jetzt sein Heer in drei Zügen auf zwei Straßen, über Witepsk nach Smolensk, dem Vorwall von Moskau. Auf diesem Marsche vermied der russ. Feldherr zwar eine Hauptschlacht; allein, um den Feind aufzuhalten, sah er sich genöthigt, ihm ein Treffen zu liefern, das drei Tage dauerte, und an welchem vorzüglich die Nachhut unter Ostermann Tolstoi Theil hatte. Auch Witgenstein mußte den Feind unaufhörlich beschäftigen, um ihn von der Verfolgung der Hauptarmee und Bagrathions abzuziehen. So erreichte Barclay glücklich am 28. Juli Smolensk, wo er das Heer an dem rechten Ufer des Dnepr aufstellte. Kaum hatte sich hier am 6. August die zweite Westarmee unter dem tapfern Bagrathion mit ihm vereinigt, so bot er, 130.000 Mann stark, dem Feinde die Schlacht an. Diese erfolgte am 17. August. Der Kampfpreis war Smolensk, das Thor zu dem Herzen von Rußland — zu Moskau. Nach dem hartnäckigsten Widerstand der Russen, gelang es endlich den Polen, die Vorstädte zu erstürmen, und Smolensk wurde beschossen. Doch befahl Barclay erst um Mitternacht, nachdem der Rückzug hinlänglich gesichert war, die brennende Stadt zu räumen. Alle Vorräthe wurden vernichtet, und die Brücke gesprengt. Nun nahm der Feldherr eine feste Stellung bei Valontina, welche er aber nach einem blutigen Treffen mit Ney am 19. August, wodurch er seinen Rückzug nach Moskau deckte, wieder verließ, und hierauf am 28. August Wurzma erreichte. Ungeachtet alle Kenner der Kriegskunst den Talenten des Generals Barclay in diesem Feldzuge Gerechtigkeit widerfahren ließen, indem der von ihm eben so klug, als tapfer geleitete Rückzug des russ. Heeres den Kaiser Napoleon in die gefährliche Lage brachte, welche die Russen nachher so trefflich benutzten; so erhob sich laut gegen Barclay's Oberbefehl die Stimme der Nation: ein geborner Russe müsse die heilige Moskwa vertheidigen! Also trat am 29. August der siebzigjährige, aber noch immer lebenskräftige Held, der Feldmarschall Kutusow, an die Spitze des Heeres. Barclay und Bagrathion dienten unter ihm. Jener befehligte in der bald darauf folgenden Schlacht bei Borodino am 7. September, den rechten, dieser den linken Flügel des Heeres. Mit großer Tapferkeit griff Eugen Beauharnois den rechten Flügel an, und bemächtigte sich des Dorfes Borodino; weiter aber konnte er nicht vordringen, noch die Hauptwerke der Russen überwältigen. So stand hier die Schlacht, bis die Dunkelheit die Kämpfenden trennte, worauf sich Kutusow über Moskau in die Stellung bei Kaluz zurückzog. Des Generals Barclay Gesundheit war seit der Schlacht bei Borodino so zerrüttet, daß er sich nur bei wichtigen Ereignissen mit Mühe zu Pferde halten konnte. Am 22. September verließ er deshalb das Heer, doch blieb er noch im wirklichen Kriegsdienste. Nach dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland erließ er unter dem 3. Januar 1813 den merkwürdigen Aufruf an die deutschen Truppen bei dem französischen Heer, in welchem er sie aufforderte, sich unter dem Schutze Rußlands in eine

Digitized by Google

deutsche Legion zu vereinigen, um die Franzosen aus Deutschland vertreiben zu helfen. Bei Eröffnung des Feldzuges 1813 führte er ein Ergänzungsheer an die Weichsel, und übernahm an des Generals Tschitschakow's Stelle am 14. Februar die Belagerung von Thorn; doch ward diese Stadt erst vom 10. April an beschossen, worauf sie sich den 16. ergab. Barclay zog nun mit dem 17.000 Mann starken Belagerungsheer und andern russischen Ergänzungstruppen im Mai über Posen in die Lausitz, um das Heer der Verbündeten bei Bautzen zu verstärken. Er traf daselbst am 17. September ein, und sein Heerhaufen bildete den rechten Flügel. Da Napoleon diesen Flügel durch Ney, Lauriston und Regnier umgehen lassen wollte, so rückten Barclay de Tolly und York in der Nacht vom 18. auf den 19. in zwei Zügen gegen Hoyerswerda vor. Barclay stieß bei Königswartha auf Lauriston, und schlug ihn in einem heftigen Gefechte, das, von 2 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends fortdauernd, damit endete, daß die Russen sechs Kanonen als Siegeszeichen mit sich führten; doch konnte der Marsch des Ney'schen Heerhaufens nicht aufgehalten werden. Daher schloß sich Barclay wieder an das Hauptheer an, und stellte in der Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai seine Truppen, 14.000 Mann stark, auf den rechten Flügel bei Glein auf; er mußte sich aber, von der Uebermacht gedrängt, nebst York schon am Abend am 20. in die Stellung von Wurschen zurückziehen. Allein auch hier, von Ney, Lauriston und Regnier mit 30.000 Mann angegriffen, ward er nach einem heftigen, vom Morgen bis Mittag dauernden Kampfe, gezwungen, auf die Höhen von Baruth zurückzugehen. Am folgenden Tage zogen sich die Verbündeten in guter Ordnung nach Görlitz, und Barclay de Tolly erhielt am 26. Mai an Witgenstein's Stelle, den Oberbefehl über das russisch-preußische Heer; Blücher führte den rechten, Witgenstein den linken Flügel, und der Großfürst Constantin und Miloradowitsch die Garden und Nachhut an. Am 1. Juni rückte das verbündete Heer, jetzt noch etwa 65.000 Mann stark, in das feste Lager von Pülzen bei Schweidnitz ein. Nach abgeschlossenem Waffenstillstande, traf Barclay de Tolly Anstalten zur Errichtung eines Ergänzungsheeres von 75.000 Mann unter Bennigsen; hierauf begab er sich nach Prag. Nach Ablaufe des Waffenstillstandes führte zwar der kaiserl. österreich. Feldmarschall Fürst Schwarzenberg den Oberbefehl über das vereinigte große österreichisch-russisch-preußische Heer in Böhmen; allein Barclay de Tolly hatte fortwährend den Oberbefehl über den russischen Heertheil unter Witgenstein, über den preußischen unter Kleist, und über die Reserve und die Garden unter dem Großfürsten Constantin. Als bei dem Rückzuge der Verbündeten, nach der Schlacht bei Dresden (27. August) General Ostermann, gegen Barclay's Befehl durch den Paß bei Peterswalde am 28. gedrungen war, und den General Vandamme am 29. in Böhmens Thermopylen bei Culm den heldenmüthigsten Widerstand geleistet hatte, schickte ihm Barclay in der Nacht Verstärkung, und übernahm, da Ostermann schwer war verwundet worden, am 30. selbst den Heerbefehl, wo er Vandamme, dem gegen Mittag Kleist von Nollendorf herab in den Rücken kam, bei Culm gänzlich schlug, und mit 10.000 Mann gefangen nahm. Als im Herbste der Feldzug sich seiner Entscheidung näherte, zog der russische Feldherr mit allen unter ihm stehenden Heerhaufen, die einen Theil des großen Heeres ausmachten, über Zwickau in die Leipziger Ebene. In der Schlacht am 16. October behauptete er nur mit großer Anstrengung die wichtige Stellung bei Güldengossa; darauf drang er am 18. mit dem zweiten Heerzuge, 55.000 Mann stark, über Wachau und Liebertwolkwitz gegen Probstheyde vor, und zog am 19. um 1 Uhr Mittags, im Gefolge

Digitized by Google

seines Kaisers in Leipzig ein. Zur Belohnung für seine Dienste erhob ihn Alexander in den Grafenstand. Er rückte hierauf zugleich mit dem Heer unter Schwarzenberg, das die Armee von Böhmen hieß, als Obergeneral der russischen Truppen über Aschaffenburg, wo er am 7. November sein Hauptquartier hatte, und über Basel, wo er am 2. Januar 1814 die russischen Reserven über den Rhein führte, in Frankreich ein. Am 16. Januar kam er an Pont-sur-Saone, und am 21. in Langres an, wo sich das Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg befand. Nachdem in Gefolge der spätern Kriegsereignisse die Armee von Böhmen Lyon genommen, und sich mit der Armee von Schlesien in Verbindung gesetzt hatte, da man ferner im Hauptquartier von den Gesinnungen der Partei Talleyrand's in Paris, und von den Planen Napoleon's durch dessen von Kosacken aufgefangene Depeschen, so wie von dem Einrücken Wellington's in Bourdeaux, unterrichtet war; so entschied ein unter freiem Himmel auf der Heerstraße bei Bitry am 24. März gehaltener Kriegsrath, nach dem einmüthigen Beschlusse des Kaisers Alexanders, des Königs von Preußen, des Fürsten Schwarzenberg und des Grafen Barclay de Tolly, daß beide Heere in Eilmärschen auf Paris marschiren sollten, während Winzingerode dem Kaiser Napoleon nach St. Dizier folgte. Als nun die Verbündeten siegreich bis Paris vorgedrungen waren, leitete Graf Barclay den letzten, entscheidenden Kampf auf den Höhen von Romainville und Pantin, in der Schlacht vom 30. März, und nahm nach geschlossener Capitulation sein Hauptquartier in Romainville. Blücher konnte jetzt wegen Krankheit den Oberbefehl über das Heer von Schlesien nicht mehr führen, daher übergab der König von Preußen dasselbe der Führung des Grafen Barclay de Tolly, welchen der Kaiser Alexander, am Tage des Einzugs in Paris am 31. März 1814, zum General-Feldmarschall ernannt hatte. Im Juni d. J. verließ das russische Heer Frankreich, und zog durch Deutschland nach Polen; Graf Barclay aber begab sich im Gefolge der Monarchen nach London. In der Folge nahm er sein Hauptquartier zu Warschau. Am Ende dieses Jahrs wurde das russische Heer in zwei Armeen getheilt; über die nördliche erhielt Graf Barclay den Oberbefehl; über die südliche der General Bennigsen. Als aber 1815 Napoleons Einfall von Elba in Frankreich, die Verbündeten aufs Neue zu den Waffen rief, zog der Feldmarschall Graf Barclay in Eilmärschen aus Polen über Breslau, wo er den 29. April ankam, nach dem Rhein. Sein Heer, 168.000 Mann stark, bildete die Armee des Mittelrheins. Doch war der Hauptschlag bei Waterloo bereits erfolgt, als dieses zum Nachrücken im Centrum bestimmte Heer in die Feldzugslinie einrückte; auch hatte Napoleon am 22. Juni seine Regierung schon wieder niedergelegt, als der russische Feldmarschall am 23. zu Oppenheim einen Aufruf an die Franzosen erließ, in welchem er erklärte, daß alle Franzosen, die sich nicht unter Buonaparte's Fahnen stellten, als Freunde betrachtet und geschützt werden sollten. Er rückte hierauf in Frankreich ein, und seine sechste Heerabtheilung unter Langeron, schloß im Juli Mez, Thionville, Verdün, Saarlouis und Soisson ein. Den letzten Ort besetzten die Russen mit Kapitulation den 14. August; der Feldmarschall selbst hatte sein Hauptquartier zu Chalons-sur-Marne, dann in Melün, endlich in Vertüs. In der dasigen, durch Attila's Niederlage (451) berühmt gewordenen catalaunischen Ebene, hielt Alexander am 10. September eine in ihrer Art einzige Musterung über seine unter Barclay de Tolly's Befehl hier aufgestellte, 150.000 Mann starke Armee. Bei dieser Feierlichkeit ward der Graf Barclay de Tolly von dem Kaiser Alexander in den Fürstenstand erhoben. Auch erhielt er in Paris von Ludwig XVIII. das Kommandeur-Kreuz des St. Ludwigs-Or-

Digitized by Google

dens. Er hatte diese Auszeichnung durch die Verfügung verdient, die er in Ansehung der trefflichen, von den russischen Truppen beobachteten Mannszucht, und in Rücksicht ihres Unterhalts zur Erleichterung der Einwohner traf. Im October kehrte der Feldmarschall nach Rußland zurück. Im Februar 1817 kam er auf kurze Zeit nach Petersburg, wo er mit vieler Auszeichnung vom Hofe behandelt wurde. Alle Truppen bewillkommten ihren Feldherrn in einer Gala-Parade. Er kehrte bald nach Mohilew zurück. Im folgenden Jahre wollte er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise unternehmen; allein er erlag der Krankheit, eine Meile von der preußischen Stadt Insterburg im Mai 1818, im 59. Jahre seines Alters. Am 30. Mai ward er zu Riga feierlich zur Erde bestattet. Das öffentliche Urtheil der Zeitgenossen bezeugt ihm, daß er mit der entschiedensten persönlichen Tapferkeit und dem Blick eines erfahrnen Feldherrn, die gewissenhafteste Pflichttreue, wahre Frömmigkeit und eine seltene Menschenfreundlichkeit verbunden habe.

Barclay (Johann), ward zu Pont-a-Mousson, wo sein Vater Wilhelm die Rechte lehrte, im Jahre 1582 geboren. Die Jesuiten, unter deren Leitung er studirte, wollten ihn in ihre Gesellschaft ziehen; allein er zog vor, mit seinem Vater eine Reise nach England zu machen. Ein altrömisches Gedicht auf die Krönung Jacobs I., Königs von England, gewann ihm die Gnade dieses Fürsten. Da Wilhelm fürchtete, ein längerer Aufenthalt in England möchte die Grundsätze seines Sohnes erschüttern, so nahm er ihn mit sich nach Frankreich zurück. Wilhelm starb bald darauf, und der Sohn ging wieder nach London, wo ihm Jacob I. bedeutende Aemter anvertraute. Barclay litt an Melancholie, welche den Schein des Seltsamen über ihn verbreitete. Den ganzen Morgen brachte er in seinem Cabinette zu, ohne irgend einen Besuch anzunehmen; des Abends bestellte er seinen Garten. Sein bestes Werk ist in altrömischer Sprache der Roman: Argenis. cum notis Variorum. Amstelodami, 1664 und 1668, 2 vol. Hier ist die Prosa mit Versen untermischt. In dem Entwurfe dieses Werkes liegt Größe, in den Karacteren Adel und Mannigfaltigkeit, in den Gemälden Lebendigkeit. Die Schreibart erinnert an Petronius, Lucianos und Appulejus. Die Laster und die Revolutionen der Höfe haben in diesem Buche ihre Schilderung gefunden. Edler Freimuth steht hier im Gegensatze mit gewandter Verschmitztheit.

Barcochebas oder Barcochab d. h. Sohn des Sternes, war ein fanatischer Räuber, welcher behauptete, er sey der von Balaam geweissagte Stern. Die Juden hielten ihn für das himmlische Licht, für den wahren Messias, und empörten sich, in der Hoffnung, der Sohn des Sternes werde ihr Retter und Befreier seyn. Der neue Prophet ließ Jerusalem wieder aufbauen, errichtete mehrere Festungswerke, mordete zahlreiche Römer, und vorzüglich die Anhänger des Christenthums. Der Kaiser Adrianus schickte diesem Rasenden den Statthalter von Großbrittannien, Julius Severus, mit römischen Legionen entgegen. Dieser Feldherr schloß die Empörer in die Stadt Bitter ein, und bemächtigte sich derselben nach einer dreijährigen Belagerung. Dieser Krieg endete im J. 134 nach Ch. G. mit dem Tode von Barcochebas und seiner Anhänger, und mit der Niedermetzelung von einer Unzahl Juden, ohne diejenigen zu zählen, welche durch Hungersnoth oder Seuchen aufgerieben wurden.

Bardas, ein Patricier von Konstantinopel, war der Bruder der Kaiserin Theodora, der Mutter des Kaisers Michael III. Nach Theophilos Tode wurde er im J. 842 mit zum Vormunde dieses Fürsten ernannt. Er besaß Geist und Kenntnisse. Er stellte die Wissenschaften im Reiche wieder her, wo sie so gut wie vernichtet waren, seit der barbarische Leo, der Isaurier, die Büchersammlung von Konstantinopel hatte verbrennen lassen. Sein

Digitized by Google

Ehrgeiz kannte keine Gränzen. Um seine Macht zu vergrößern, ermordete er im Jahre 856 Theoctistos, den Oberbefehlshaber der Truppen des Kaisers Michael III., und nahm dessen Stelle ein. Er ließ darauf seine Schwester, die Kaiserin, ins Kloster sperren, verstieß seine Gattin, um mit seiner Stieftochter strafbaren Umgang zu pflegen, verjagte im J. 858 den h. Ignatius vom patriarchalischen Stuhle, den er seinem Neffen, dem Verschnittenen Photius, gab. Diese Ungerechtigkeit veranlaßte die Trennung der griechischen Kirche ungefähr zwei Jahre darnach, im J. 860. Bardas, der sich den Weg zur Herrschaft bahnte, vermochte den jungen Fürsten Michael, ihn mit der Würde eines Cäsars zu beehren. Ungeachtet dieses Titels schöpfte er eine gewaltige Eifersucht gegen Basilius, den Macedonier, einen Mann von dunkler Herkunft, aber gewandt und unternehmend, welcher das Vertrauen des Kaisers gewonnen hatte, indem er dessen Vergnügungen fröhnte. Ihr Haß setzte Alles am Hofe zu Konstantinopel in Bewegung. Als Bardas das Uebergewicht wahrnahm, welches Basilius besaß, so machte er Miene, als wollte er sich mit seinem Feinde aussöhnen; allein Basilius, der eben so verschmitzt und betrügerisch, wie sein Gegner, war, wollte ihm nicht alle Versprechungen halten, und ermordete ihn im J. 866.

Barden hießen die Dichter der Celten. In Skandinavien (Dänemark, Norwegen und Schweden) und in der Folge auch in Island, nannte man sie Skalden von Skall, Schall (s. d. Art.). Die Leier der Barden war die mit Eichenlaub bekränzte Telyn, ihre Stimmen wurden Bardale (Lerche), Brunilde (Nachtigall) genannt. Sie hatten das Lob der Götter und die Heldenthaten großer Männer zu besingen, und ihre Lieder erbten sich von den Aeltern auf die Kinder, und so auf die Nachkommen fort, und waren die einzige Art ihrer Jahrbücher. S. Tac. Deutschl. 2 H. „Die Barden, so heißt es in einem alten Gedichte von den Irischen Barden, schritten voran an der Spitze des Heeres, in weitflatternden Kleidern, die glänzende Telyn in der Hand, mitten im Kreise der Orsidigh oder Instrumentenspieler. Während der Schlacht standen sie bei Seite, in Sicherheit (denn ihre Person war heilig) die Thaten der Feldherren beobachtend, und Stoff zu ihren Gesängen sammelnd." „Oft, sagt Diodor, wenn die Heere mit entblößten Schwertern und gestreckten Spießen sich nahen, treten die Barden in die Mitte; und scheiden das Treffen, als wenn sie wilde Thiere bezauberten." „Die Barden brausten ihren Gesang, Bardit, Bardiet (zweisilbig) genannt, an die vorgehaltenen Schilde so fürchterlich an, daß sein Steigen und Fallen den Fluthen glich, die an Felsen angeworfen werden," sagt Amian Marcellin. Im Frieden umgaben die Barden ihre Fürsten, sangen bei der Tafel, und verewigten jeden bedeutenden Vorfall durch ein Lied. Sie waren die Erzieher der Jugend, die geheimen Räthe der Herrscher, und erhielten die Töchter der Fürsten zur Ehe. Ja man achtete ihre Kunst so hoch, daß man ihnen sogar dieserwegen große Verbrechen nachließ. Selbst Fürsten mengten sich in die Chöre der Barden. Harald der Schönhaarige dichtete ein Klaglied auf den Tod seiner Gemahlinn Snäfried. Sein Sohn Hakon, und Olaf Tryguason antworteten den Barden Eiwind und Halfred auf der Stelle mit einem Liede. Das Lied Olafs des Heiligen nach dem Siege über Erling hat uns Snorro aufbehalten. Regner Lodbroq, Sigurds Königs in Schweden und Dänemark Sohn, seine Gemahlinn Aslauga, auch Kraka genannt, verlegten sich auf die Skaldenkunst. Noch sind berühmt: Oddar, Sigurds Hauptkalbe; Ulf, erster Barde Styrbiorns des Kühnen, Fürsten von Juttland; Biark, einer der ältesten nordischen Barden; Sigvatur, Olafs erster Barde; Thormod Kolbrunar, Thorbiorn, Bard, Bragge, Sigurd, Eistein; Ullin, Barde des Fingal, Königs in Morven oder Kaledonien, und größten nordischen

Digitized by Google

Helden; Ossian, Fingals Sohn, der nordische Homer. Unsläthereien waren aus ihren Liedern verbannt, denn ihr Grundsatz war:

Wer die geilen Lieder mehrt,
Raubt der Skaldenkunst den Werth.

Von den Bardenliedern ist, leider! nichts auf uns gekommen. Karl der Große hatte sie zwar nebst noch andern Ueberbleibseln altdeutscher Dichtkunst sammeln lassen, allein diese Sammlung ist verschwunden. In neuern Zeiten haben sich mehrere deutsche Dichter mit glücklichem Erfolge bestrebt, im Geiste der alten Barden zu singen, und uns so in etwa für den Verlust der Bardiete zu entschädigen.

Bardin (Johann), Geschichtmaler, geboren 1732 zu Montbar im Dept. der Goldküste, Correspondent des National-Instituts, starb zu Orleans 1809. Seine Aeltern, die wenig Vermögen hatten, schickten ihn nach Paris, um sich dem Handel zu widmen; allein sein Talent und sein Geschmack für das Schöne zogen ihn zu jener Kunst, worin er sich einen unsterblichen Namen erwarb. Im J. 1764 gewann er als Zögling von Lagrenée, dem ältern, den großen Preis der Malerkunst. Der Gegenstand, welcher den Künstlern zur Bearbeitung aufgegeben wurde, war die Darstellung der Tullia, wie sie ihren Wagen über den Leichnam ihres Vaters rollen läßt. Er machte die schöne Zeichnung vom Raube der Sabinerinnen, von einem heiligen Karl Borromäus, und dem Mord der unschuldigen Kinder. Im J. 1762 reiste er nach Rom, wo er mehrere Jahre sich aufhielt. Als er nach Frankreich zurückkam, malte er, voll von den Erinnerungen an die großen Muster, die er studirt hatte, mehrere Gemälde, die ihm seinen Ruhm sichern: Die unbefleckte Empfängniß; die Begeisterung d. h. Theresia; die heilige Catharina, im Streite mit den Doctoren. Dieses letztere Gemälde schien so reich angeordnet zu seyn, daß es ihm die Thüre der königl. Akademie der Malerei öffnete. Bemerkenswerth sind noch folgende Schöpfungen dieses Künstlers: ein h. Bernhard; ein h. Nicolaus; eine Madonna; eine Auferstehung; die Anbetung der Magier und eine Andromache, auf Hectors Asche weinend.

Bardocucullus war ein Mantel mit einer Kappe. Martial und Juvenal gedenken dieser Kleidung, deren sich die jungen Römer bedienten, wenn sie ihren Liebes-Angelegenheiten nachgingen. Sie geben ihm den Beinamen Lingonicus und Santonicus, zum Beweise, daß diese Tracht den Galliern in der Gegend von Langres und Saintonge eigen gewesen sey. Gr. Caylus zeigt in seinen Rec. tom. IV. ein Grabmal, worauf sich ein Basrelief mit einem in diesen Bardocucullus gekleideten Fuhrmann befindet, der ein Weinfaß mit 3 Pferden verführt. Merkwürdig ist es, daß dieses Alterthum gerade zu Langres entdeckt wurde. Auch findet man auf einer Münze des Adrian den Telesphorus in den Bardocucullus eingehüllt, s. Beger thes. brandob. t. II. p. 660.

Bardon von Andre (Michael Franz), geboren zu Aix 1700, widmete sich anfangs dem Advokatenstande; allein seine ersten Versuche auf dieser Laufbahn erregten in ihm den tiefsten Ekel gegen dieses Gewerbe. Daher besuchte er die Malerschule eines Vanloo und de Troy, und zeichnete sich in der Geschichtsmalerei aus. In der Folge ward er Professor der Geschichte an der Zeichnenschule, und hat seine Vorlesungen in zahlreichen Schriften herausgegeben: 1) De l'utilité d'un cours d'histoire, pour les artistes, 1751, d. h. vom Nutzen der Geschichte für die Künstler, 2) Principes du dessin 1754, d. h. Grundsätze des Zeichnens. 3) Vie de Charles Vanloo 1765, d. h. Lebensbeschreibung von Carl Vanloo, 4) Traité

Digitized by Google

de peinture, 1765, 2 Vol., d. h. Abhandlung über die Malerei. 5) Histoire universelle retative aux arts, 1769, 3 Vol., d. h. Allgemeine Geschichte mit Rücksicht auf die Künste. 6) Costumes des anciens peuples, 1775, d. h. Trachten der alten Völker. Dieses letzte Werk hat Cochin im J. 1786 und 1792, in vier Bänden vermehrt, herausgegeben. Barbon war auch Dichter; er liebte alle Künste, und besaß mannigfaltige Gelehrsamkeit. Er starb zu Marseille, als Direktor der dasigen Akademie, 1783.

Barfuß (Johann Albrecht, Reichsgraf von), Sohn des kurbrandenburgischen Obersten Georg Henning von Barfuß, geboren 1631. Von seinen frühern Schicksalen ist wenig bekannt. 1677 wurde er in brandenburgischen Diensten Oberst des Fußvolks. 1684 ward er zum Generalmajor, und 1688 zum Generallieutenant, auch im letztern Jahr zum wirklich geheimen Kriegsrath befördert. 1689 zog er mit den brandenburgischen Truppen an den Rhein gegen Frankreich zu Felde. Der Kurfürst Friedrich III. schickte ihn dem Herzog von Lothringen, welcher Mainz belagerte, mit 5.000 Mann zu Hülfe. Im Lager vor Bonn gerieth er, als er sich eben bei dem Kurfürsten beurlaubt hatte, in der Nähe desselben mit dem General von Schöning, seinem persönlichen Gegner, in einen heftigen Wortwechsel, der schon in Thätigkeit überging, als man Beide trennte. Der aufgebrachte Kurfürst ließ die Streitenden verhaften, und eine Untersuchung anstellen, und Schöning wurde durch seine zahlreichen Feinde des Verdachtes eines Einverständnisses mit Frankreich überführt, und verabschiedet. 1691 führte Barfuß 6.000 Brandenburger nach Ungarn dem Kaiser gegen die Türken zu Hülfe, und erwarb sich durch seine Einsicht und sein kriegerisches Verhalten den Beifall des Kaisers und seiner Heerführer, welche ihm einen großen Antheil an dem glänzenden Siege bei Salankemen, den 9. August 1691, beilegten, wobei 554 Brandenburger vermißt wurden. Der Kurfürst ernannte ihn hierauf zum General der Infanterie, und machte ihm ein Geschenk von 6.000 Thalern. Barfuß war ein Gegner des Oberpräsidenten von Dankelmann, zu dessen Sturze (1697) er Vieles beitrug. Er wurde hierauf 1698 Generalfeldmarschall und Oberkriegspräsident, desgleichen Gouverneur von Spandau, Commandeur der Fußgarde und Hauptmann der Aemter Ruppin und Bellin. 1699 erhob ihn der Kaiser Leopold in den Reichsgrafenstand. 1701 den 17. Jan. erhielt er den an diesem merkwürdigen Tage gestifteten schwarzen Adlerorden, und wurde bald darauf auch noch Gouverneur von Berlin. Als Nachfolger des durch ihn gestürzten Dankelmann zeigte er weder dessen Geist noch Kraft. Doch auch Barfuß wurde durch den Baron Kolbe, späterhin Grafen von Wartenburg, den eigentlichen Günstling des damaligen Königs von Preußen, aus seinem Wirkungskreise verdrängt, mit einem Gehalte von 8.000 Thalern seiner Dienste entlassen und auf seine Güter verwiesen. Barfuß starb den 27. Dez. 1704.

Barisoni (Abertin), ein Edler aus Padua, geboren im J. 1537, starb als Bischof von Ceneda im Venetianischen im J. 1667. Er lehrte an der Hochschule seiner Vaterstadt das bürgerliche Recht und die Moralphilosophie. Er stand mit Tassoni, Galilai und dem gelehrten Pignorius, den er in einer besondern Schrift vertheidigte, in freundschaftlichen Verhältnissen. Vorhanden von ihm ist eine Rede: das Lob der Dichtkunst, Bemerkungen über Tassoni's Gedicht: Der geraubte Eimer, und eine Abhandlung über die Archive der alten Welt, de archivis antiquorum, welche der Marquis Poloni in seinen Ergänzungen der Alterthümer Roms, Venedig, 1737, hat abdrucken lassen.

Digitized by Google

Barker (R.), der Erfinder des Panorama, ward zu Kells, in der Grafschaft Meath in Irland, geboren, und suchte durch Portraitmalen seinen Unterhalt zu erwerben; da er meistentheils in Dublin und Edinburg arbeitete, so kam er auf den Einfall, einen Theil der schottischen Hauptstadt in Zirkelform aufzunehmen. Hielt gleich Reynolds diese Idee für unausführbar, so ging doch Barker rüstig ans Werk, und führte jene Gegend in völlig runder Form aus; seine Darstellung wurde am Ort selbst, und in London mit vielem Beifall aufgenommen. Größeres Glück noch machte seine darauf folgende Darstellung von London, die er in Deutschland sehen ließ. Nach einem größern Maaßstab bearbeitete er dann das Panorama der russischen Flotte zu Spithead. Ein im Jahr 1793 aufgestelltes Panorama, wobei er sich der Wirkung der Optik bediente, ward in einem dazu errichteten Thurm, von 90 Fuß im Durchmesser, aufgestellt. Es stellte die Gegend zwischen Portsmouth, die Insel Wight und viele Kriegsschiffe dar, und hatte einen Umfang von 10.000 □Fuß. Hier war alles auf das Licht berechnet; die Zugänge waren dunkel, und der Standpunkt selbst in einer Fregatte, die mitten im Meere zu seyn schien. Auch die Gegend um Brighthelmstone, Margate von Windsor; Nelsons Sieg über die französische Flotte, unweit der ägyptischen Küste; eine Ansicht von Rom, die er mit Reinagle ausführte, alle diese Darstellungen erhoben allgemein seinen Ruhm. Zu allen diesen Panoramen verfertigte Barkers Sohn die Zeichnungen, und führte sie unter des Vaters Aufsicht aus. Eines der merkwürdigsten Panoramen stellt die Schlacht von Trafalgar vor; der Künstler hatte den Gegenstand so richtig aufgefaßt, daß alle Offiziere, welche dem Treffen beiwohnten, vollkommen befriedigt, und wunderbar überrascht wurden. Zu den spätern Panoramen verfertigte Barkers Gehülfe an Ort und Stelle die Zeichnungen; sie stellen Gibraltar, die Bai von Neapel, Florenz, Paris und die Bucht von Algesiras dar.

Barko (Vincenz, Baron von), ein ausgezeichneter ungarischer General, wurde im J. 1719 zu Verovitza in Sclavonien geboren. Er trat als Fähndrich im J. 1731 in einem Alter von 12 Jahren in österreichische Dienste, und schwang sich durch Tapferkeit und Talente bis zum Grade eines Lieutenantfeldmarschalls empor. Er hat vielen Schlachten in den italienischen Feldzügen und im siebenjährigen Kriege beigewohnt. In diesem Kriege war er es, der bei Cosel den preußischen General Zettwitz mit 300 Mann und vielen Pferden gefangen nahm. Diese Waffenthat ward mit dem Barontitel und dem Maria Theresia's-Orden belohnt. Der Wiener Hof vertraute ihm oft wichtige Sendungen, und das von ihm benannte Husaren-Regiment hat sich bei jeder Kriegs-Affaire mit Ruhm bedeckt. In den letzten Zeiten war er kommandirender General in Ungarn, und stand diesem Posten mit Eifer und Treue vor. Er starb zu Pest den 11. März 1797.

Barkow (Iwan), russischer Uebersetzer bei der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, der sich besonders durch gründliche Kenntniß der lateinischen und italienischen Sprache auszeichnete, lieferte eine Uebersetzung der Satyren des Horaz und der Fabeln des Phädrus in russischen Versen, und mehrerer dramatischer Stücke aus dem Italienischen; auch verfaßte er viele russische Lieder, deren Gegenstände meistens Liebe und Wein sind. Eine gedruckte Sammlung der letzten ist nicht erschienen; mehrere davon leben noch im Gesange des russischen Volkes. Während der zu Göttingen verstorbene Schlözer als Adjunkt der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg lebte, stand Barkow mit ihm in sehr freundschaftlicher Verbindung. Aufgemuntert durch diesen Gelehrten, schrieb er

Digitized by Google

einen kurzen Entwurf der russischen Geschichte, von Rurik, dem Gründer dieses kolossalischen Reiches, bis auf Peter dem Großen. Barkow starb zu St. Petersburg 1768.

Barlaam, ein griechischer Mönch von der Regel des heil. Basilius, geboren zu Seminara, zeichnete sich im 14ten Jahrh. durch seine Kenntnisse in der Theologie, der Philosophie, der Mathematik und der Astronomie aus. Als er ins Morgenland gegangen war, um die griechische Sprache zu erlernen, erwarb er sich die Gunst Andronicus des jüngern, des Kaisers von Constantinopel, im J. 1339, der ihn zum Abt des heiligen Erlösers machte. Dieser Fürst sandte ihn ins Abendland, um die Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche in Vorschlag zu bringen, und vorzüglich um die Hilfe der christlichen Fürsten gegen die Mahometaner in Anspruch zu nehmen. Seine Briefe, in Bezug auf diesen Gegenstand, sind zu Ingolstadt, 1604, gedruckt worden. Als Barlaam ins Morgenland zurück kam, hatte er lebhafte Streitigkeiten mit Palamas, einem berühmten Mönche des Berges Athos. Dieser war das Haupt einer Sekte von Quietisten, die, den Bart auf die Brust stützend und die Blicke auf den Nabel heftend, den lichten Schein zu sehen wähnten, welcher den Aposteln auf dem Thabor leuchtete. Diese Träumer behaupteten, dieser Schein sey dem Menschen einge oren. Barlaam bestritt dieselben; allein da er von den Anhängern dieser Beschaulinge verdammt wurde, so ging er nach Constantinopel, wo er gegen die Lateiner schrieb. Als er Bischof von Gieraci wurde, wandte er seine Feder gegen die Griechen: dieser Umstand hat einige Schriftsteller bewogen, zwei Barlaam anzunehmen. Der Sitz seines Bisthumes wurde durch Petrarca's Einfluß nach Locri verlegt, der von Barlaam im Griechischen Unterricht erhielt, während dieser als Gesandter in Avignon sich befand. Er starb an ersterm Orte ums Jahr 1348.

Barläus (Lambert), geboren zu Bommel 1595. Er war Professor der hellenischen Sprache zu Leyden, die er so geläufig, wie seine Muttersprache soll geredet haben. Er und Jakob Revius erhielten von den Staaten der Niederlande den Auftrag, das Bekenntniß der reformirten Kirchen ins Hellenische zu übertragen. Heraus gab er den Timon von Lucian mit guten Bemerkungen, Leyden, 1652 und 1687, und einen herrlichen Commentar über die Theogonie des Hesiodos. Leyden, 1658. Er starb 1655.

Barlow (Joel), im Staate Connecticut in Nordamerika von wohlhabenden Eltern geboren. Er bildete sich in den Collegien zu Dartmouth und Newhaven, trat im Freiheitskriege als Freiwilliger in die Reihe der amerikanischen Vaterlandsvertheidiger, und nach erkämpftem Frieden widmete er sich von Neuem den Wissenschaften, der Gesetzgebung und Jurisprudenz, und um die politischen Verhältnisse beider Welttheile kennen zu lernen, unternahm er 1785 eine Reise nach Europa. Die Constitutionsgesellschaft zu London schickte ihn beim Ausbruche der franz. Revolution nach Paris, um dem Nationalconvent ihre Glückwünsche darzubringen. Hier ward er mit dem größten Beifall aufgenommen, so daß 1793 ihm das französische Bürgerrecht decretirt wurde. Barlow reiste bald darauf nach London zurück, wo ihm 1795 von Washington der Auftrag ward, mit den Barbaresken über die Auslösung der in dortiger Gefangenschaft befindlichen Amerikaner zu unterhandeln; ein Geschäft, für dessen glückliche Beendigung sein Vaterland ihm seinen öffentlichen Dank zuerkannte. Späterhin kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er den Plan zu einer polytechnischen Schule ausarbeitete, und seine Ansichten über Nationalbildung damit in Verbindung brachte; aber da er den zur Ausführung seiner Entwürfe nöthigen Gemeingeist unter seinen Landesleuten vermißte, so folgte er 1811 dem ehrenvollen Auftrag, als Gesandter

Digitized by Google

der nordamerikanischen Freistaaten in den Tuilerien aufzutreten; er begleitete 1812 den franz. Kaiser in dem Feldzug nach Rußland, und endigte sein Leben zu Ende dieses Jahres in Litthauen. Barlow hat als Dichter seinen Namen verewigt durch sein schönes Epos: die Columbiade, das erste Geisteserzeugniß dieser Art in jenem Welttheile, das gewiß noch lange eine der schönsten Blüthen des amerikanischen Parnasses bleiben wird. Reich an herrlichen Scenen und erhabenen Empfindungen, und originell in seiner Einkleidung macht den Inhalt des ganzen Gedichtes eine Erscheinung aus, welche Columbus in seinem Kerker zu Valladolid hat, und insoweit trägt es nicht die Form gewöhnlicher Epopeen.

Barmherzig. Gnädig. Der Gegenstand der Barmherzigkeit ist der Elende und Leidende, der Gegenstand der Gnade ist ein Unwürdiger. So bewies sich der wohlthätige Samariter, Luc. 10, 33., barmherzig gegen den verwundeten hülflosen Juden, der unter die Mörder gefallen war. David erzeigte hingegen dem Simei Gnade, weil er ihm eine Beleidigung vergab, und ihn nicht bestrafte, wie er es verdient hatte. 2 Sam. 19, 23. Gnade bedeutet hiernächst eine Wohlthat, die ein Höherer einem Niedrigern erzeigt. Wenn hier das Wort Gnade auch nur ein Ausdruck der Höflichkeit ist: so ist es doch nicht zu leugnen, daß die Bedeutung desselben diesen Nebenbegriff enthalten soll.

Barmherzig. Mitleidig. Mitleiden kann es oft bloß bei der Rührung bewenden lassen; hingegen der Barmherzige sucht dem Leiden und der Noth abzuhelfen. Die mit der Cultur der Empfindungen fortschreitende Sprache hat allgemach den angegebenen Unterschied herbeigeführt, den der gegenwärtige Gebrauch allgemein gemacht hat; und dieser schränkt das Mitleiden bloß auf das theilnehmende Gefühl ein, welches in vielen Fällen die thätige Hülfe weder zur Folge haben kann, noch haben soll. Der Zweck des Trauerspieles ist, Mitleiden zu erregen, aber nur so fern es bis auf einen gewissen Grad eine angenehme Empfindung ist, und der gerührte Leser oder Zuschauer eines Trauerspieles kann und soll den erdichteten Leiden, die ihn rühren, nicht abhelfen; es soll also nicht Barmherzigkeit erregen. Der Arme aber sucht in der Absicht Mitleiden zu erregen, damit man seine Noth mildere, und wer das thut, und überhaupt Leidenden zu helfen geneigt ist, der ist barmherzig.

Barmherzigkeit. Ihr Gegenstand ist fremdes Wehe oder Unglück, und es besteht dieselbe in der Neigung und Fertigkeit, Unglücklichen zu helfen; besonders solchen, die sich nicht selbst helfen können. Soll Barmherzigkeit moralischen Werth haben, oder wahre Tugend seyn, so muß der Antheil, welche Sinnlichkeit und Eigennutz daran haben, sorgfältig abgesondert werden. Die Quelle derselben, so wie der Handlungen, welche aus ihr hervorgehen, muß reine Sittlichkeit seyn, und natürliches Mitleiden als Temperamentseigenschaft, so wie überhaupt alles Pathologische dabei nicht in Anschlag kommen darf. Sie ist eine äußerlich bedingte Pflicht, d. i. eine solche, die äußerlich Ausnahmen zuläßt. Der Mensch kann in Verhältnisse gerathen, wo er diesen Beistand nicht leisten kann, wie dieses der Fall ist bei allen Pflichten freiwilliger Hülfe. Daher kann der Mensch dabei auf dreifache Art fehlen, entweder, wenn er sie so übt, als wenn es eine unbedingte Pflicht wäre, und ihre Objekte sich zum höchsten Zweck macht; oder wenn er sie in einem gar zu geringen Grade, oder wenn er sie gar nicht ausübt. Hier erfüllt er seine unvollkommenen Pflichten nicht, wo er sie doch erfüllen sollte; oder doch nicht so, und in dem Maaße, wie er sie erfüllen sollte. Das Formelle derselben besteht darin, daß ein moralischer freier Wille sie im gehörigen Maaß hervorbringe. Unter diesen moralischen Einschränkungen gedacht sind ihre Aeußerungen und sie selbst Tugenden. Das Gegentheil derselben ist Un-

Digitized by Google

barmherzigkeit. — Analogisch pflegen wir diesen Begriff auf Gott anzuwenden, so wie wir denn von Gottes Barmherzigkeit nach unserer menschlichen Weise sprechen. Da die Aeußerungen der Güte Gottes jedesmal mit seiner unendlichen Weisheit übereinstimmen, und überhaupt bei Gott alle pathologischen Triebe der Sinnlichkeit wegfallen: so können wir uns unter diesem Namen nichts anders denken, als den ernsten Willen Gottes: die Unglückseligkeit und das Elend seiner vernünftig freien Geschöpfe zu lindern oder abzuwenden. Dieses wird auch Erbarmen genannt.

Barnabas, d. i. Sohn des Trostes, war von Geburt ein Levit, aus der Insel Cypern; sein eigentlicher Name war Joses. Die Apostel nannten ihn Barnabas. Apostelg. IV, 36. Von ihm wurde Paulus nach seiner wunderbaren Bekehrung den Aposteln zu Jerusalem vorgestellt. Von jetzt an blieb Barnabas ein treuer Mitarbeiter des großen Weltapostels, den er auf seinen weiten Reisen begleitete. Um nach den Grundsätzen des Heilandes ein vollkommner Jünger zu werden, hatte er seinen Acker verkauft, und den Werth desselben zu den Füßen der Apostel gelegt. Die Kirchengemeine zu Jerusalem schickte ihn nachher nach Antiochia, wo er den Paulus aufsuchte, und in dessen Begleitung nach Jerusalem zurückkehrte. Ein warmes Gefühl, seinen dürftigen Mitbrüdern zu helfen, ein rastloses Streben, das Evangelium zu verkündigen, Standhaftigkeit in seinen Grundsätzen sind die Hauptzüge seines Karakters. Sein majestätischer Wuchs, seine gebietende und ehrfurchteinflößende Miene, sein flammendes Auge und seine Thaten, setzten die Bewohner von Lystra so in Staunen, daß sie ihn für Jupiter selbst hielten. — Nach einigen Traditionen soll Barnabas im 7ten Jahre der Regierung des Nero den Märtyrertod erlitten haben. Schriftliches ist nichts von ihm auf uns gekommen.

Barnes (Josua), geboren zu London den 10. Jenner 1654. Er war Professor der hellenischen Sprache zu Oxford, und wurde im J. 1695 Lehrer der Königin in eben dieser Sprache, die er mit einer staunenswerthen Leichtigkeit schrieb und redete; nur konnte er seinen Uebersetzungen nicht das Schöne und Erhabene der hellenischen Dichter mittheilen. Im J. 1694 erschien sein Euripides. Eine Witwe von ungefähr 45 Jahren, mit Namen Mason, die nichts weniger, als angenehm war, bewunderte die Talente dieses Mannes; sie hatte einen jährlichen Witwengehalt von 200 Pf. Sterling. Sie kam nach Cambridge, um dem berühmten Manne ihre Huldigung darzubringen, und denselben zugleich um die Erlaubniß zu bitten, ihm eine Rente von 100 Pf. St. nach ihrem Tode zu vermachen. Barnes konnte sich zur Annahme dieses Geschenks nicht entschließen, es sey denn, daß sie Hand und Herz damit vereine. Die Dame aber schätzte und liebte ihn zu sehr, um Josua etwas abzuschlagen, für den, wie sie sich ausdrückte, die Sonne Halt gemacht habe. Kurze Zeit darauf waren sie miteinander vermählt. Im J. 1710 erschien sein Homeros, eine Ausgabe, die wegen der Scholien, der Bemerkungen und Lesearten schätzbar ist. Barnes war ein Mann von sonderbaren Meinungen; er behauptete steif und fest, die Sünden des Geistes, als Stolz, Verläumdung rc. beleidigten die Gottheit unendlich tiefer, als Ausschweifungen in sinnlichen Genüssen. Er glaubte, die Mildthätigkeit bleibe nie oder nur höchst selten auch in diesem Leben unbelohnt. Er hatte sich diese Meinung so tief in den Kopf gesetzt, daß er einmal den einzigen Rock, den er hatte, einem an seiner Thüre bettelnden Armen hingab, und er erzählte oft, er habe außerordentliche Geschenke für milde Gaben solcher Art von unbekannten Personen erhalten. Barnes besaß mehr Lebhaftigkeit des Geistes, als Gediegenheit des Urtheils, eine ungeheure Gedächtnißstärke, und eine ungemeine Leichtigkeit, sich im Hellenischen auszudrücken. Darum sagte ein

Digitized by Google

trefflicher Kunstrichter, der sein Zeitgenosse war, Bentley, von diesem Schriftsteller, er verstehe so viel hellenisch, als ein athenischer Schuhflicker. Er starb als Professor zu Oxford im J. 1712. Da die empfangenden Kräfte dieses Gelehrten wirksamer waren, als die schaffenden, so wurde zu seiner Grabschrift das bekannte Wortspiel vorgeschlagen: Josua Barnes, felicis memoriae, judicium exspectans. (Hier ruht Josua Barnes, seliges Gedächtnisses, und das Urtheil erwartend.) Barnes übrige Schriften haben heut zu Tage nur geschichtlichen Werth.

Barnet (Bernt), ein Flecken in der Mitte zwischen London und Hartford gelegen. Hier schlug König Eduard IV. das Heer der alten königlichen Partei Heinrichs VI. unter dem Grafen von Warwik 1471. Dieser blieb auf dem Schlachtfelde, und Heinrich VI. starb bald darauf im Tower.

Barneveldt (Johann von Olden), Großpensionär und Generalanwalt der Staaten von Holland, erwarb sich die Achtung der Republik und der auswärtigen Mächte durch seine Unterhandlungen und während seiner Gesandschaften. Man darf ihn unter die Begründer der Freiheit seines Vaterlandes rechnen. Heinrich IV. und die Königin Elisabeth, welche Verdienst treffend zu beurtheilen wußten, schätzten diesen gewandten Unterhändler ungemein hoch. Er besaß die Kunst, die Geschäfte zu beschleunigen, ohne die Eile zur Schau zu tragen, und sie in die Länge zu ziehen, ohne sich den Vorwurf der Saumseligkeit zuzuziehen. Sein Talent, fremde Geheimnisse zu errathen, indem er die seinigen verbarg, war mehr als ein Mal seinem Vaterlande von ausgezeichnetem Nutzen. Er war der Haupturheber des Waffenstillstandes von 1609, der zwischen dem Erzherzog und den Staaten auf 12 Jahre abgeschlossen wurde. Er verhinderte seine Mitbürger, Antheil an den böhmischen Unruhen zu nehmen, aus welchen Moriz, Prinz von Oranien, Vortheil zu ziehen gedachte, um sein Glück zu erhöhen. Die Entwürfe dieses Fürsten beunruhigten ihn; er glaubte denselben ein Hinderniß entgegen zu setzen, wenn er die Arminianer gegen die Gomarristen, die Anhänger des Prinzen, aufwiegelte. So fiel unter die bereits erbitterten Gemüther auch noch der Zankapfel theologischer Streitigkeiten. Jakob Arminius aus Oudewater focht einige Lehrsätze Calvins von der Gnadenwahl und Vorherbestimmung an, und gab ihnen einen mildern Sinn. Gomarre widersetzte sich jeder Deutung, und urplötzlich gab es in Holland zwei Parteien, Arminianer und Gomarristen. Da jene in ihrer Mitte Männer, wie Vossius, Grotius, Ledenberg und Hoogenberts, zählten, so schloß sich auch Barnevelbt an sie an. Dies war mehr, als Ein Bestimmungsgrund für den Prinzen Moriz, auf die Gegenpartei zu treten. Jetzt sah man nichts, als beleidigende Schriften, als blutige Satyren zwischen den beiden Parteien, als entehrende Ausstellungen der Behörden. Die Diener des göttlichen Wortes zerrissen einander auf den Kanzeln, und die Bürger theilten ihre Streitigkeiten im Innern der Häuser und auf den öffentlichen Plätzen. Was man nur hörte, das war Gerede von der Gnade und der Vorherbestimmung; dies war der Gegenstand des Streites. Grotius veranlaßte den König Jakob, daß derselbe an die Generalstaaten ein Schreiben erließ, um sie aufzumuntern, beide Parteien zu dulden; und man verkündigte, den Briefen des Königes zufolge, einen Beschluß, wodurch den Predigern geboten wurde, zu lehren: das Prinzip und der Zuwachs des Glaubens rühre von der Gnade her, welche Jesus Christus uns verdient habe; Gott habe keinen Menschen geschaffen, um ihn zu verdammen; er belege keinen Menschen mit der Nothwendigkeit, zu sündigen, und er habe den Willen, alle Gläubigen zu retten. — Zu gleicher Zeit wurde ihnen verboten, die dunkeln Fragen, welche die Geister

Digitized by Google

theilten, weiter zu erörtern. Diese Verordnung sagte den Arminianern ungemein zu; allein die Gomarristen ließen bald das Geschrei ertönen, dieses Mittel, weit entfernt das Uebel zu heilen, verschlimmere nur dasselbe. — Sie brachen allen Verkehr mit ihren Gegnern ab. Die Arminianer schrieen auch ihrerseits gegen die Maaßregeln der Gomarristen. Von Klagen kam es zu Beleidigungen, von Beleidigungen zu Schlägereien; Alles schien der Vorbote eines Bürgerkrieges zu seyn, als der Gesandte von England den Generalstaaten vorstellte, daß diese Zwietracht den Untergang der Republik nach sich ziehen werde; daß das Erkennen über Gegenstände dieser Art nicht in der Befugniß der Behörden ruhe, und nur einer Nationalsynode angehöre, die allein über die Frage zu entscheiden habe, welche von den beiden Meinungen dem Worte Gottes am meisten entspreche, oder wie man wenigstens die eine und andere Meinung dulden könne. Es wurde demnach zu Dortrecht eine Synode, welche aus den Abgeordneten aller calvinistischen Kirchen Europens, mit Ausnahme der französischen, bestand, in den Jahren 1618 und 1619 zusammen berufen. Diese Versammlung verdammte die Arminianer mit so viel mehr Strenge, als wenn sie nicht einer und derselben Gemeine angehört hätten. Barneveldt wurde von 26 Commissarien in gerichtliche Untersuchung gezogen, verurtheilt, und den 13ten Mai 1619 in einem Alter von 70 Jahren enthauptet, als sey er schuldig, der spanischen Monarchie sein Vaterland haben überliefern zu wollen — Er, der mit unermüdlichem Eifer so lange gestrebt hatte, es jener Macht zu entreißen. Man schickte den Prediger Walacus zu ihm ins Gefängniß, um ihn zum Tode zu bereiten. Barneveldt schrieb. Als er diesen Prediger erblickte, sagte er zu ihm, er sey ein Greis, und bereits lange hinlänglich vorbereitet, er möge sich also diese Mühe ersparen. Der Prediger ließ sich nicht abweisen. „So setzen Sie sich denn, versetzte Barneveldt, bis ich meinen Brief beendet habe.“ Als derselbe fertig war, fragte er diesen Walacus, wer er sey, erörterte mit ihm einige Religionsfragen, und versicherte unaufhörlich, er sey unschuldig. Auf einige Gegenvorstellungen des Predigers erwiederte er: „als ich die Macht in Händen hatte, verwaltete ich den Staat nach den Maximen jener Zeit; und heut zu Tage bin ich nach den jetzigen Maximen zum Tode verurtheilt.“ — Seine beiden Söhne Reiner und Wilhelm entwarfen den Plan, den Tod ihres Vaters zu rächen, und traten in eine Verschwörung, welche entdeckt wurde. Wilhelm entkam durch die Flucht; Reiner wurde ergriffen, und zum Tode verurtheilt. Seine Mutter bat den Prinzen Moriz um die Begnadigung ihres Sohnes. Der Prinz sagte: „Es kommt mir seltsam vor, daß Sie für ihren Sohn thuen, was Sie nicht für ihren Mann gethan haben.“ — Sie erwiederte: „Ich habe darum keine Gnade für meinen Mann begehrt, weil er unschuldig war; allein ich begehre dieses für meinen Sohn, weil er Schuld hat.“ Barneveldts Brief, den er an Gattin und Kinder schrieb, ehe er zum Blutgerüste geführt wurde, und der sich in der Sammlung: praestantium virorum epistolae, d. h. Briefe ausgezeichneter Männer, befindet, ist ein Ehrendenkmal von Zärtlichkeit und Seelengröße.

Barnuevo (Don Sebastian de Herrera), ein Maler, geboren zu Madrid 1619, †1671, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, einem geschickten Bildhauer, vervollkommnete sich aber in der Schule des Alonso Cano, aus der er als ein vortrefflicher Maler hervorging. Seine Verdienste erhoben ihn zum Oberaufseher der königlichen Gebäude- und Hofmaler. Die Zeichnungen zu den Triumphbogen für Maria von Oesterreich sind von seiner Hand. Von seinen Gemälden zu Madrid nennen wir nur den Sieg des heiligen Augustinus in der größern Kapelle des

Digitized by Google

Augustinerklosters, nebst der Zeichnung des Altars, die Geburt der Maria, die Geburt des Heilandes in San Geronima. Mit richtiger Zeichnung verband er ein angenehmes Colorit. Seine Bildhauerarbeiten werden sehr geschätzt, unter andern ein Christus an die Säule gebunden.

Barocci (Franz), ein Edelmann aus Venedig, lebte im 16ten Jahrh., und war ein ausgezeichneter Mathematiker. Nach seinem Tode wurden seine Bücher und Handschriften von seinen Erben verkauft, und wanderten nach England. Die merkwürdigste seiner Schriften führt den Titel: Rhythmomachia. Sie hat ein altes Spiel zum Gegenstande, welches dem Pythagoras zugeeignet wird. August, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, übertrug es ins Deutsche, und gab es Leipzig 1617 unter dem angenommenen Namen: Gustav Seleno, heraus. Der erstere ist das Anagram von August, und der andere, welcher in der hellenischen Sprache den Mond bedeutet, spielt auf die Stadt Lüneburg an, worin er gebot.

Barok. Dieses Wort leiten diejenigen, die es für schiefrund, verschobenrund erklären, in welcher Bedeutung es vorzugsweise von der Form der Perlen gebraucht wird, mit Menage von Verruca, Warze, ab. Wie man darauf gekommen sey, alles wunderlich-schiefe im Betragen, in Schriften u. s. w. nach jener Perlenform barok zu nennen, dürfte schwer zu erklären seyn. Rousseau im Dict. de Musique will es daher auch in dieser Bedeutung lieber von der sogenannten dialektischen Schlußform Baroco aus dem scholastischen Zeitalter ableiten; und bedenkt man, zu wie viel Schiefem und Verwirrtem diese Schlußform veranlaßt, so wird man nicht abgeneigt, ihm beizustimmen; zumal dasjenige, was man in der Musik barok nennt, (Melodie, die in schwer zu intonirenden Intervallen fortschreitet, verworrene Harmonie, mit Dissonanzen und ungewöhnlichen Ausschweifungen überladener Satz) mit jener Schlußform auffallende Aehnlichkeit hat. Auf jeden Fall steht Barok in Verwandschaft mit Bizar, wenn gleich die franz. Synonymik darüber schweigt. In den schönen Redekünsten heißt daher Barok, was aus nicht zusammenpassenden Theilen auf eine seltsame, grelle Art zusammengesetzt ist. Es kann ein ganzes Werk, es kann eine Gedanke, es kann auch nur ein Wort diesen Namen verdienen. Der Kampf zwischen den Engeln und Teufeln in Milton's verlornem Paradiese hat etwas Barokes. Folgende Reime enthalten auch sehr baroke Zusammenstellungen:

Schilfenähnlich tanzten sie (die Ideen) bald freier
Auf des Herzens zartgestimmter Leier,
Und der Geisterfüße Flügelschlag,
Weckte rauschend Ton' aus allen Saiten.

Barometer, d. i. der Luftschweremesser, weil man mittelst dieses Werkzeuges die Beschaffenheit des Wetters voraus bestimmen zu können glaubt. Diese Vorhersagung ist aber sehr bedingt, indem sich mittelst des Barometers nur der verschiedene Druck der Luft oder ihre Schwere erkennen läßt. Da nun diese gleichzeitig von gewissen Witterungsveränderungen begleitet ist, so kann man von den Veränderungen des Barometers einigermaßen auf diese schließen. Das Werkzeug selbst ist eine Erfindung Torricelli's, Lehrers der Mathematik zu Florenz, welcher durch die Erfahrung, daß das Wasser sich nur 32 Fuß hoch in Pumpen, und zwar nur durch den Druck der Luft heben lasse, darauf geleitet wurde. Der Versuch mit dem 14mal schwerern Quecksilber in einer 14mal kürzern Röhre gelang vollkommen. Dem zufolge heißt das Barometer noch jetzt Torricelli's Röhre. Das einfache besteht aus einer, am obern Ende zugeschmolzenen, 30 Zoll langen, gleichweiten Glasröhre, die mit reinem Quecksilber gefüllt, und zur Vertreibung aller Luft und Feuchtigkeit aus ihm ausgekocht wird. Verschließt man das offene

Digitized by Google

Ende mit dem Finger, kehrt man es, ohne die mindeste Luft einzulassen, um, und stellt es in ein Gefäß mit Queckſilber, ſo ſinkt die Queckſilberſäule in der Glasröhre, nach Beſchaffenheit der Luftſchwere, bis auf 27 oder 28 Zoll herab, und es entſteht über dem Queckſilber in der Röhre ein vollkommen leerer Raum (Torricelli's Leere). Mit dieſer Queckſilberſäule hält die atmoſphäriſche Luft das Gleichgewicht, nämlich ſo, daß eine Luftſäule von demſelben Durchmeſſer der Queckſilberſäule, welche folglich auch dieſelbe Schwere haben muß, mit ihr im Gleichgewichte gedacht werden muß. Da aber die Queckſilberſäule bald länger, bald kürzer, und folglich bald ſchwerer, bald leichter iſt, ſo muß auch die entſprechende Luftſäule dieſen Abänderungen gleichzeitig unterworfen ſeyn. Dieſe aber reicht von der untern Queckſilberfläche bis zur Gränze unſrer Atmoſphäre hinauf; und es geht daraus hervor, daß die Luftſäule entweder bald gepreßter, bald es weniger ſey, oder in ihrer Länge, folglich in der Schwere, Aenderungen leiden könne. Pascal ſoll zuerſt durch Beobachtungen auf dem Puy de Dome die Veränderungen nachgewieſen haben, welche das Barometer regelmäßig erleidet, ſob es aus tiefen Gegenden in höhere gebracht wird. Otto von Guericke empfahl es hierauf zum Meſſen der Höhen und Tiefen, wozu es noch jetzt mit Bequemlichkeit benutzt wird. Um dieſe einfache Torricelli'ſche Röhre, die noch aus zwei abgeſonderten Rücken, der Röhre und dem untergeſetzten Queckſilbergefäß, beſtand, zum Transport bequemer zu machen, krümmte man die Röhre unten aufwärts, ſchmolz eine offene Kugel daran, durch deren Oeffnung die Luftſchwere auf das Queckſilber drückt, befeſtigte Alles an einem Bret, und zeichnete darauf das Zollmaaß der ganzen Barometerlänge. Dieſe Einrichtung hat auch bis jetzt das gemeine Barometer oder Wetterglas. Später gab man ihm die Einrichtung, daß das untergeſetzte Queckſilbergefäß, damit das Queckſilber beim Transport nicht herauslaufen konnte, dicht an der gläſernen Röhre befeſtigt war. De Lúc empfahl aber zu genauen Meſſungen vorzüglich ſein Heberbarometer. Daſſelbe iſt, wie das gemeine, unten ebenfalls aufwärts gebogen, doch hat dieſer zweite Schenkel nur die Hälfte der Länge des erſtern, iſt mit ihm gleichweit, geht parallel, und hat keine Kugel. Es iſt das richtigſte, und bei der Beobachtung muß jederzeit das Steigen in dem einen Schenkel mit dem Falle in dem andern genau verglichen werden. Ein gutes Barometer muß völlig luftleer und ohne alle anhängende Feuchtigkeit ſeyn, das Queckſilber muß deshalb beim Umkehren genau das zugeſchmolzene Ende ausfüllen, ohne das geringſte Luftbläschen gewahr werden zu laſſen; es muß eine genaue Scala haben, und vollkommen lothrecht hängen. Ein doppeltes Barometer nach Hupgens beſteht aus einer weitern, mit Queckſilber gefüllten Röhre, und aus einer angeſchmolzenen zweiten, engern, mit gefärbtem Weingeiſte gefüllten. Die Veränderungen des Queckſilbers müſſen ſich am Weingeiſte in größern Dimenſionen ausdrücken; es iſt deshalb beliebter, bleibt aber ſtets zu genauen Beſtimmungen unbrauchbar, weil die Temperatur den Weingeiſt zu ſehr angreift. — Aler. Adie in London hat ein Barometer erfunden, das tragbarer iſt, und viel weniger von Umſtänden abhängt, als das gewöhnliche Barometer. In dieſem Inſtrumente iſt die gewöhnliche Säule von Oel, welches in einer Röhre einen gewiſſen Theil Salpeterſäure einſchließt, der ſeinen Umfang nach der Dichtigkeit der Atmoſphäre verändert. Er nennt es Sympiesometer, Druckmeſſer.

Baron, Freiherr, ein Adeliger, welcher den Rang gleich nach den Grafen hat, und auf einer höhern Stufe des niedern Adels ſteht. Dieſes Wort kommt nicht von dem lateiniſchen baro her, welches bei Cicero, Petron und Perſius einen dummen Menſchen bedeutet, ſondern von bar, d. h. frei. Es bezeichnete alſo einen freien Mann, ſpäter einen freien

Eigenthümer, der oft in königlichen Hof- und Kriegsdiensten stand; zur Zeit Karls IV. (in dessen goldner Bulle) aber einen Dynasten, der unmittelbar unter dem Kaiser stand, einen ansehnlichen Landesstrich besaß, worin sich niedere Edelleute als Vasallen befanden, und von der Gerichtsbarkeit der Grafen, unter welcher jene standen, befreit war. Diese alten Dynasten oder Barone, welche Sitz und Stimme auf dem Reichstage hatten, sind seitdem entweder ausgestorben, oder landsässig geworden, oder zu Fürsten und Grafen erhoben worden.

Baron, eigentlich Boyron (Michael). Dieser außerordentliche Künstler wurde 1653 zu Paris geboren. Von Kindheit an beim Theater erzogen, verkündigte sich sein Genie zu dieser Kunst so früh, daß ihn schon in seinem vierzehnten Jahre die Direction der petits comédiens Dauphins (so genannt, weil diese Gesellschaft während der Kindheit des Dauphins, Großvaters Ludwigs XV., am französischen Hofe zu St. Germain spielte) in ihre Gesellschaft aufnahm, wo er auch gleich mit einem so glänzenden Erfolg auftrat, daß ihn Molière bald darauf an sein eigenes Theater zog, und die höhere Ausbildung seiner herrlichen Anlagen für die theatralische Kunst selbst übernahm. Molière billigte seinen Wunsch, sich zuvor noch auf Provinzial-Bühnen zu vervollkommnen, und dann erst mit dem ganzen Selbstgefühl der Meisterschaft auf der großen Nationalbühne der Hauptstadt aufzutreten. 1670 kehrte er nach Paris zurück, und erschien hier auf dem Theater Palais Royal in der Rolle des Domitian in Corneille's Titus und Berenice. Unglücklicher Weise fiel aber das Stück durch. Desto glücklicher war Baron im folgenden Jahre als Amor in dem Stücke Psyche. Die Jugend, die Schönheit, das anmuthvolle Spiel des jungen Künstlers, Eigenschaften, die ihn so vorzugsweise zur Darstellung des Gottes der Liebe beriefen, entzückten alle Zuschauer so sehr, daß diese einzige Rolle ihn durch das öffentliche Urtheil zu dem Range eines künstlerischen Genies erhob, das bestimmt sey, die berühmtesten Meister der französischen Bühne zu übertreffen. Nach Molière's Tode, 1673, ward er beim Theater des Hotel de Bourgogne an die Stelle des sehr geschätzten Schauspielers Floridor engagirt, und als 1680 dieses Theater mit denen vom Palais Royale und Marais vereinigt wurde, sah er sich allgemein als den ersten Künstler dieser drei Bühnen anerkannt. Umstrahlt vom glänzendsten Ruhme, der je einem Bühnen-Künstler zu Theil ward, mußte es unglaublich scheinen, daß Baron jemals einer Laufbahn entsagen würde, auf welcher ihm nur Lorbeeren zu pflücken beschieden war. Dennoch hielt er 1691 so fortgesetzt dringend um seinen Abschied an, daß er ihn endlich von Ludwig XIV. erlangte. Seine Bewegungsgründe zu diesem Schritte kennt man nicht. Obgleich der König über diesen Schritt die höchste Unzufriedenheit bezeigte, gab er ihm dennoch zu seiner Pension von 1.000 Livres, die er aus der Theatercasse bekam, noch 3.000 Livres aus seiner Chatulle. Nach einem Zeitraume von vollen dreißig Jahren, während deren er aller Aufforderung unerachtet unerschütterlich bei seinem Entschluß beharrte, erschien er am 10ten April 1720 wieder in der Rolle des Cinna, vor einer unermeßlichen Anzahl von Zuschauern, in Gegenwart des Regenten, Herzogs von Orleans, und der nämliche Schauspielsaal, in welchem er schon vor mehr als fünfzig Jahren die lautesten Beifallsbezeugungen genossen, ließ jetzt dieselben von Neuem ertönen. Sein Wiederauftritt brachte der Cassa des Theaters größern Vortheil, als alle bisherigen Debüts und neuen Stücke. So oft er erschien, war das Haus zum Uebermaaß mit Zuschauern angefüllt, und was man nicht für glaublich gehalten, sah man voll Erstaunen verwirklicht, daß dieser außerordentliche Künstler nach einem Ruhestand von

Digitized by Google

vollen dreißig Jahren auch nicht das Mindeste von dem Zauber seines unvergleichlichen Darstellungstalents verloren hatte. Im Gegentheil trat er jetzt in einem Alter von 68 Jahren recht eigentlich in den Culminationspunkt seines Künstlerruhms, und mit wunderbar verjüngter Geistes- und Körperkraft spielte er zu immer steigender Bewunderung in den 10 Jahren, die er von jetzt an bis kurz vor seinem Tode beim Theater verblieb, nach einander nicht nur alle die größten tragischen und komischen Rollen seiner frühern Jahre, sondern auch eine bedeutende Zahl neu einstudirter, zum Theil sogar in Gattungen, denen er sich bisher gar nicht gewidmet hatte. Alle dramatischen Dichter wetteiferten, ihn zur Uebernahme der Hauptrollen ihrer Stücke zu bewegen, und der 70jährige Greis übernahm sie, und führte sie zum Erstaunen der Zuschauer aus. — Baron war aber auch ein Schauspieler, welcher alle Eigenschaften des ausgezeichnetsten Berufes zur Bühne, die sich bei jedem seiner Nachfolger nur vereinzelt fanden, vollständig in sich allein vereinigte. Die Natur schien sich in seiner Bildung auch erschöpft zu haben. Seine Gestalt war die männlich schönste, die man sehen konnte; überaus imposant, und doch zugleich im vollkommensten Ebenmaaß. Mit ihr verband er bis in sein höchstes Alter die würdevollste Haltung, und eine der edelsten, aber des mannigfaltigsten Ausdrucks von Hoheit und Milde, Leidenschaft und Ruhe, Ernst und Scherz fähigen Gesichtsbildungen. Sein Organ war eines der kraftvollsten, biegsamsten und wohltönendsten zugleich; seine Aussprache überaus klar, bestimmt und geläufig, und durch die ihm ganz eigenthümliche Kunst der Betonung, die seine Declamation der Verse in so hohem Grad auszeichnete, wußte er nicht selten einen Dichter auf der Bühne mit Schönheiten zu bereichern, die man bei dem bloßen Lesen des Werks niemals würde gefunden haben. Der seelenvolle Blick seiner Augen, die Lebendigkeit seines jede Leidenschaft auf das Malerischste ausdrückenden Mienenspiels, seine edeln Stellungen, sein meisterhafter, sowohl psychologisch, als ästhetisch berechneter Gebrauch, den er in Action und Rede von den Pausen zu machen verstand, und das selbst im höchsten Feuer seiner Darstellung gehaltene Maaß derselben, Alles vereinigte sich in ihm, jeder seiner Leistungen zu einem wahrhaft schönen und doch zugleich tief aus dem Innersten der Natur gegriffenen Kunstwerk zu erheben. Von der bedeutenden Kunst, die Geberde der Rede voran zu schicken, gab er das erste Beispiel, wie er zugleich der vollkommenste Meister darin ward. Montesquieu sagt, daß Baron den Geist oft früher gemacht, als die Worte gesprochen haben. Außerordentlich war auch seine Geistesgegenwart auf dem Theater, die nichts zu erschüttern vermochte, wie er bei mehrern Anlässen durch merkwürdige Proben bewies, von denen die folgende unstreitig die stärkste ist. Als eines Abends Racine's Phädra sollte gegeben werden, worin Baron den Hippolyt, der das Stück bekanntlich, mit dem Theramen auftretend, eröffnet, zu spielen hatte, mußte die Vorstellung, eines plötzlichen Hindernisses wegen, eben, da schon der Vorhang aufgezogen werden sollte, in die des Mithridates umgeändert werden, worin Baron die Rolle des Xiphares hatte, mit der dieses Stück gleichfalls anhebt. Ohne indeß von jener Veränderung, da er sich schon auf der Scene befand, gehört zu haben, tritt er richtig mit der kindlichen Anrede des Hippolyt an den Theramen auf, als ihm der Soufleur zuruft, daß Mithridates aufgeführt werden soll. Baron, ohne auch nur einen Moment in Verlegenheit zu gerathen, faßt seinen Nebenmann augenblicklich bei der Hand, führt ihn ganz auf das Proscenium vor, und beginnt sogleich, Ton und Geberde auf der Stelle in den ganz entgegengesetzten Karakter ändernd, mit dem hohen und geheimnißvollen Wesen des Xiphares die erste Rede desselben: «On nous laisoit, Arbate, un fidèle rapport» u. s. w., und

Digitized by Google

führt sodann die ganze Rolle mit gewohnter Meisterschaft durch. Dieser so unerwartete, rasche und glückliche Uebergang aus einer Rolle in eine völlig andere, auf die er durchaus unvorbereitet war, riß das gesammte Publikum zu den lebhaftesten Ausbrüchen seines Erstaunens hin. Baron pflegte, wie d'Alembert erzählt, zu sagen: ein Schauspieler müsse eigentlich nur auf dem Schooße von Königinnen erzogen werden, womit er die Nothwendigkeit der feinen Bildung für den Bühnenkünstler wahrscheinlich verstanden wissen will. Indessen war er auch nicht frei von der gewöhnlichen Künstlereitelkeit, die er besonders durch die sorgfältigste Verheimlichung seines wahren Alters verrieth, die aber von Spottvögeln, eben des schneidenden Widerspruchs wegen, den seine hohen Jahre so zu manchen ganz jugendlichen Rollen bildeten, nicht selten auf das Empfindlichste verletzt ward. Als Rodrigo im Cid mußte er einst zu den Füßen der Chimene so lange liegen bleiben, bis zwei Theaterdiener herbeikamen, die ihm wieder auf die Beine halfen. Man lachte daher im Parterre laut auf, als er die Verse recitirte:

Je suis jeune, il est vrai, mais aux âmes bien nées
La valeur n' attend pas le nombre des années.

Allein hier trat er sogleich mit seiner gewohnten Zuversicht und Sicherheit vor, wiederholte keck die Worte mit noch mehr erhobner Stimme, und betonte besonders die Worte: „Je suis jeune, il est vrai!“ mit einem so imponirenden Nachdruck, daß das Gelächter der Zuschauer augenblicklich in das lebhafteste Beifallsklatschen überging. Doch gab er nach diesem Vorfall wirklich alle seine jugendlichen Rollen auf, bis auf den Antiochus in der Rodogune, den er bis zu seinem Tod gespielt hat. — Wie sein großer Lehrer Molière, war auch Baron Schauspieler und Schauspieldichter zugleich. Doch so weit er ihn als ersterer übertraf, so weit stand er ihm als letzterer nach; obschon er seinen eignen Stücken durch den Zauber seiner Darstellungskunst eben die günstige Aufnahme, wie denen anderer berühmter Verfasser, zu verschaffen wußte. Hinsichtlich ihres poetischen Werths erheben sich nur zwei derselben über die Linie des Mittelmäßigen, wie sie denn sämmtlich auch längst aus dem Repertoire der heutigen Bühne Frankreichs verschwunden sind. Die beste Ausgabe der Werke Baron's ist zu Paris 1759 in 3 Duodezbändchen erschienen. — Die Veranlassung seines Todes war wahrhaft tragisch. Als er nämlich am 3ten September 1729 den Wenzeslaus (seine letzte Rolle) spielte, ergriff ihn die Stelle seiner Rolle: „Si proche du cercueil où je me vois descendre“ im Gefühle seines hohen Alters, und bei schon schwankender Gesundheit, so heftig, daß er, eben diese Worte noch vollendend, plötzlich nicht weiter sprechen konnte, ohnmächtig von der Bühne weggebracht wurde, und Dancourt statt seiner, die Rolle ausspielen mußte. Von diesem Augenblicke an erkrankte er fortdauernd, und starb, nachdem er abermals dem Schauspielerstand feierlich und für immer entsagt hatte, am 22ten Dec. 1729.

Baronet, der, folgt in England unmittelbar auf den Baron. Diese Würde ward vom Könige Jacob I., auf Robert Cotton's Veranlassung, den 22ten Mai 1611, wo man 200 Baronets ernannte, gestiftet. Bei dieser Zahl sollte es bleiben; allein der König kann sie jetzt nach Gefallen erweitern. Es wurde damals den Baronets verstattet, in ihr Schild das Wappen von Ulster in Irland zu setzen, weil sie diese Provinz gegen Rebellen vertheidigen sollten. Zu dem Ende sollte jeder 30 Soldaten stellen, und sie auf seine Kosten drei Jahre lang unterhalten, oder eine zu ihrer Verpflegung hinreichende Summe in die Schatzkammer bezahlen, welches, 8 Pence täglich für den Kopf gerechnet, 1.095 Pf. St. betrug. Mit Einschluß der Lehnsgebühren mögen die Kosten dieser Würde, welche in männlicher Linie erblich ist, gegen 1.200 Pf. St. betragen. Die Baronetwürden

Digitized by Google

in Schottland, in Neu-Schottland in Amerika und in Irland wurden aus ähnlichen Rücksichten gestiftet.

Baronius (Cäsar), wurde zu Sora, einer bischöflichen Stadt des Königreichs Neapel geboren. Die Unruhen, die in diesem Staate herrschten, nöthigten ihn im J. 1557 mit seinem Vater nach Rom zu wandern. Philipp von Neri, der Stifter des Oratoriums von Italien, nahm ihn in seine Gesellschaft auf, und da er sich der Stelle eines General-Superior begab, ließ er sie dem Neuaufgenommenen geben. Darauf wurde er Beichtvater von Clemens VIII., der ihn im J. 1596 zum Cardinal erhob, und zum Bibliothecar des Vaticans machte. In dem Conclave, worin Leo XI. erwählt wurde, hatte Baronius mehr als 30 Stimmen für sich. Sein Verdienst hätte alle Stimmen zu seiner Wahl vereinigen müssen; allein die Spanier schlossen ihn aus. Er starb im J. 1607. Sein Werk: Annales ecclesiastici d. h. Jahrbücher der Kirche, die mit Jesus Christus beginnen, und bis zum J. 1198 fortgehen, giebt ein mächtiges Zeugniß von seinen Talenten, und von seiner Liebe zur Arbeit. Die Jahrbücher erschienen in 12 Folianten, 1588 und folgg. J. Das Ziel, welches er sich in diesem Werke vorsteckte, und das er im Alter von 30 Jahren begann, bestand darin, der verworrenen kirchengeschichtlichen Sammlung der Magdeburger Theologen ein Buch ähnlicher Art entgegen zu setzen, worin die katholische Kirche von den Beschuldigungen gereinigt wäre, womit jene Magdeburger sie beluden. Die Ausführung dieses Werkes, obschon sie im Allgemeinen glücklich genannt zu werden verdient, entspricht doch nicht immer dem Eifer des Verfassers. Baronius hatte nur unvollkommene Kenntniß von der hellenischen Sprache; auch ist seine Kritik nicht immer strenge genug; daher kommen seine Mißgriffe in der hellenischen Geschichte, und die Annahme zweideutiger Thatsachen. Klarheit und Ordnung herrschen in seiner Schreibart, allein sie ermangelt der Reinheit und der Wahl im Wortausdruck. Der Pater Pagi, ein Franciscaner, Isaac Casaubonus, der Cardinal Noris, Tillemont ꝛc. haben eine Menge Versehen dieses Geschichtschreibers gerügt. Fast alle Bemerkungen dieser Gelehrten sind in der Ausgabe von Lucca zusammengestellt. Wenn man diese Bemerkungen übersieht, so läßt sich allerdings nicht läugnen, daß Baronius sich häufig geirrt hat; allein wer zuerst eine unermeßliche und gefährliche Laufbahn dieser Art betritt, dem sind allerdings Fehltritte nachzusehn. Noch hat dieser gelehrte Cardinal Bemerkungen über das martyrologium romanum d. h., Geschichte der römischen Märtyrer, herausgegeben, worin eine reiche Fülle von Gelehrsamkeit, und eine über sein Zeitalter hervorragende Kritik Bewunderung abnöthigt.

Barozzi oder Baroccio (Frederico), geboren zu Urbino 1528, widmete sich unter Batista Franco der Malerkunst. In seinem zwanzigsten Jahre begab er sich nach Rom, wo er durch das Studium eines Raphael's und anderer großen Meister seine Zeichnungen vielfach veredelte. In diesem verbesserten Style malte er nach seiner Rückkehr in seiner Vaterstadt eine h. Cäcilia und einen h. Sebastian, welche seinen Ruf so verbreiteten, daß ihn Papst Pius IV. nach Rom berief, um in Gemeinschaft Friedrich Zuccheros einige Gemälde in Belvedere auszuführen. Bei dieser Gelegenheit soll der Neid mehrerer Maler ihm einschleichendes Gift beigebracht haben, welches für seine Gesundheit die nachtheiligsten Folgen hatte. Um sich durch die Veränderung der Luft zu helfen, begab er sich wieder nach seiner Vaterstadt; allein das Uebel nahm zu, so daß er täglich nur zwei bis drei Stunden der Kunst widmen konnte; um so mehr muß man erstaunen, wie dieser Meister so hochgefeierte Werke vollenden konnte. Vor allen zeichnet sich seine Kreuzabnehmung Christi zu Urbino aus, so wie die Grablegung, die man zu Sini-

Digitized by Google

gaglia im Hause der Brüderschaft zum heiligen Geist aufbewahrt. Er starb zu Urbino im J. 1612. Unter allen Malern, die er zu erreichen strebte, war Correggio der erste. Sein Colorit war anfangs besser, als spätherhin, er arbeitete mit einem zu ölichten Pinsel, daher dann auch seine Gemälde zu sehr ins Grüne fallen. Die meisten Gegenstände, die er darstellte, sind religiös, und es gelang ihm oft, sie durch einen bezaubernden Ausdruck der Andacht zu beleben. Bei den Stellungen der Figuren bediente er sich seiner Schüler, und zu den Madonnen mit dem Kinde saß ihm seine Schwester; daher kommt es auch, daß sich diese alle ähneln. — Von Barozzi giebt es auch vier radirte Blätter (Bartsch T. 12. p. 1.) von einer schönen Ausführung.

Barre, ein aus dem englischen Bar hergenommenes Wort, welches Schranken heißt, wodurch die Mitglieder eines Gerichtshofs sich von jenen abgesondert befinden, die etwas vorzutragen haben. Solche Schranken befinden sich im englischen Parlamente, und berüchtigt waren sie im Anfange der Revolution in Frankreich bei der sogenannten Nationalversammlung, welche jeden vor ihre Schranken foderte, wovon sie Auskunft oder Rechenschaft verlangte. — Von diesem Bar kommt der Name Barrister her, welches die erste Stufe eines Advokaten bedeutet. Als Barister nämlich muß der englische Sachwalter eine ganze Reihe von Jahren gedient, und eine große Anzahl kleiner und großer Probeprozesse durchgeführt haben, ehe er zu einiger Bedeutung von Ansehen in diesem Fache gelangen kann. In dieser löblichen Einrichtung liegt auch wohl der Grund, warum dem Rechtsgelehrten in England ein so ungemeines Uebergewicht von Hochachtung und Ansehen zu Theil wird, wie wir in andern europäischen Staaten gewöhnlich nicht sehen. Eine so lange Vorbereitung der Aspiranten zu einem so wichtigen Beruf stellet die Einrichtung der engländischen Verfassung in ein sehr günstiges Licht.

Barren So heißen Gold- oder Silberstangen einen oder etliche Schuhe lang, und einige Zoll im Durchmesser habend, die im Gewichte eine gewisse Anzahl an Mark betragen. Diese Barren bekommt man in allen Gold- oder Silberschmelzen und Raffinerien. Sie sind im Feingehalte sehr verschieden; diejenigen, welche aus spanischem Piastersilber gegossen sind, halten 14 Loth 8 bis 10 Grän feines Silber in der Mark. Aus den europäischen Silberraffinerien erhält man 15 Loth 12 bis 15 Grän in der Feine haltende Barren. Zum Verkauf für die Münzen giebt es aber auch geringhaltige, nämlich 6löthige, 4löthige und darunter. Eben so giebt es Goldbarren, die einen feinen Gehalt von 23 Karaten 8 bis 10 Grän haben, und wieder hat man 18 bis 20karätige Barren.

Barrier-Tractat, von Barriere d. i. Schranke, oder Vormauer. Dieser Tractat wurde in den Niederlanden zwischen dem deutschen Kaiser und den Holländern 1715 geschlossen, vermöge dessen die Generalstaaten in die den französischen Gränzen zunächst liegenden Festungen (Barrierestädte) Namur, Dornick, Menin, Furnes, Warneton, Ypern und Fort Knocke Besatzungen in ihrem Solde unter Kommandanten, die von ihnen ernannt wurden, aber auch dem Kaiser schwören mußten, in Dendermonde aber eine gemeinschaftliche Besatzung legten, zu deren Unterhalt der Kaiser 1.250.000 niederländische Gulden aus den sichersten Einkünften des Landes hergab. Im J. 1781 hob der Wiener Hof, ungeachtet der Protestation der Republik Holland, den Barriere-Tractat auf, und erklärte, daß die noch übrigen Befestigungen der dazu gehörigen Plätze geschleift werden sollten, und mithin keine Besatzung mehr nöthig sey; worauf auch die holländischen Truppen abzogen, und die Werke größtentheils abgetragen wurden.

Digitized by Google

Barrosso (Miguel de), ein Maler geboren zu Consuegra 1533, bildete sich in der Schule Becerra's, kehrte aber nach dessen Tode in seine Vaterstadt zurück, wo er durch Hülfe seiner natürlichen Anlage sein Studium fleißig fortsetzte, und zu solcher Geschicklichkeit gelangte, daß Philipp II. durch die von ihm 1585 zu Toledo verfertigten Werke bestimmt wurde, ihn zu seinem Maler zu ernennen, und ihm mehrere Arbeiten im Kreuzgange der vier Evangelisten im Escurial übertrug. Hier sind seine vorzüglichsten Gemälde: die Ausgießung des heiligen Geistes; die Auferstehung Christi; Christus, der die Apostel einsegnet; die Predigt des heiligen Paulus. Die Zeichnung in diesen Darstellungen ist richtig, die Compositionen sind reich, das Helldunkel vortrefflich. Barrosso besaß einen großen Umfang von Kenntnissen, verstand sich trefflich auf Architektur-Zeichnungen und die Perspektive, war vertraut mit der classischen Literatur, und that sich selbst in der Musik rühmlichst hervor. Er starb im Escurial 1590.

Barry (James), zu Cork in Irland geboren, lernte die Malerei ohne allen Unterricht. Im 19ten Jahre entwarf er für sich ein Gemälde, nach einer vaterländischen Legende, den heiligen Patricius, Schutzpatron von Irland, wie er den König von Caschel tauft; eine große Composition, welche er zur Gemäldeausstellung nach Dublin liefern wollte. Mit einem Freunde, Cornelius Mohony, gleich ihm dort unbekannt, und ohne Empfehlung reiste er nach der Hauptstadt, wo seine Arbeit ohne weitere Schwierigkeit in der Ausstellung aufgenommen, und zufällig zwischen zwei Gemälde längst bekannter Meister, die sich in Italien vervollkommt hatten, aufgestellt wurde. Bei Eröffnung des Saals befand sich Barry völlig fremd unter den Beschauern, und staunend sah er, wie nun Aller Blicke mit Bewunderung auf seiner Arbeit ruheten. Man wollte den Künstler kennen; da aber die Aufwärter keinen andern Bescheid geben konnten, als daß es ein unbekannter junger Mann gebracht habe, so faßte Barry endlich Muth, sich als den Verfertiger desselben anzugeben. Man erklärte ihn als einen unverschämten Betrüger, so daß der arme Meister in Thränen ausbrach, bis endlich ein wohlgekleideter Mann, der sich aus dem Gedränge zu ihm gesellte, sein Schulfreund, durch die Versicherung, daß er die Talente des jungen Mannes kenne, ihn rettete. Barry erhielt von der Societät 20 Pf. Sterl. zum Geschenke, ungeachtet für dieses Jahr keine Belohnung ausgetheilt werden sollte. Mit mehr Muth begab er sich nun nach London, und lernte hier den berühmten Edmund Burke kennen, der ihn auf eigne Kosten nach Italien reisen ließ. Im Jahr 1772 ernannte ihn die Akademie zu ihrem Mitgliede, und seitdem gehörte er unter die berühmtesten Maler seiner Nation. Seine Hauptstücke bestehen in sechs Gemälden, wovon jedes der zwei größern 42 Fuß lang ist, deren Inhalt die Fortschritte der bürgerlichen Gesellschaft bezeichnen, und sich in dem Saale der Societät zur Aufmunterung der Künste befinden; ferner eine Venus; Jupiter und Juno auf dem Berge Ida; der Fall der bösen Engel, dieses letzte befindet sich in der St. Paulskirche in London. — Ungeachtet er durch mehrere Vorstellungen den an der Akademie herrschenden Mangel an gründlichem Studium gerügt hatte, so blieb sein Bemühen doch fruchtlos. Ein neues Schreiben in dieser Art hatte für ihn die Folge, daß er seine Stelle als Mitglied der Akademie verlor, und selbst vom Könige aus der Liste der Professoren gestrichen wurde. Nach diesem Hergange fand er an dem Herzog von Norfolk einen thätigen Gönner, mehrere angesehene Männer brachten eine große Summe zusammen, und Barry errichtete eine neue Akademie. Er lebte sehr ärmlich und zurückgezogen, obgleich man nach seinem Tode, 1806, 30.000 Pf. Sterl. bei ihm fand. — In der Theorie besaß er gründliche Kenntnisse, war richtig in der Zeichnung, opferte aber seine Kunst dem Geschmack seiner Landesleute; daher gränzt sein Aus-

Digitized by Google

druck an Karikatur, auch ist sein Colorit nur mittelmäßig; kurz er besitzt alles Gute und Fehlerhafte der engländischen Schule.

Bart bei Pferden ist der Ort, wo sich die beiden Knochen der Ganasse über dem Kinn und auswendig an den untern Kinnbacken vereinigen. Es trägt dieser Theil viel zur Güte des Maules bei; denn wenn die beiden Knochen, welche ihn formiren, allzu weit von einander stehen, und zu wenig Vorsprung haben, ist er nicht empfindlich genug, weil die Kinnkette nur auf den Seiten aufliegt. Stehen die beiden Knochen allzu nahe an einander, und zu weit heraus, so ist der Bart allzu erhaben, und zu empfindlich, weil die Kinnkette alsdann nur in der Mitte aufliegt. Hat endlich der Bart zu viel Haare, oder ist er zu fleischig, ist er harthäutig oder kallös, so sind solches Fehler, welche anzeigen, daß das Pferd nicht empfindlich genug ist, oder daß es nicht gut gehalten worden.

Bart, das Siegel der Männlichkeit, welches dem ganzen Gesichte einen Charakter von Kraft und Macht aufdrückt. Eben weil der Bart den Mann bezeichnet, fehlt er da, wo die Männlichkeit fehlt, bei Weibern, Knaben und Castraten. Gegen die Zeit hin, wo der Knabe zum Jüngling heranreifen wird, beginnt im Gesichte der zarte Vorläufer des Bartes, das dünne, wolligte Haar hervorzukeimen, wegen welches die armen Knaben überall so viel unverdienten Spott und Scherz erdulden müssen, daß deshalb Viele durch allerhand Manipulationen, durch häufiges Barbiren, und scharfe Waschungen das Wachsthum des Bartes zu beschleunigen suchen, das sich allerdings künstlich beschleunigen läßt. Die alten Germanen betrachteten dagegen das späte Erscheinen des Bartes als günstiges Zeichen, weil sie dies für einen Beweis von Kraft hielten, welche die Natur auf wichtigere Funktionen verwendete. Ueberhaupt war die Beraubung des Barts bei den alten Deutschen eine streng verpönte Strafe. Die Amerikaner, die von Natur weichlich und weibisch sind, halten Nichts auf den Bart, und reißen ihn sorgsam aus, wenn sich dessen Spuren zeigen. Die Orientalen aber hegen und pflegen bekanntlich ihren Bart, bei dem sie auch schwören, höchst sorgfältig, und bei den Franken war dies in alten Zeiten derselbe Fall. Karl der Große schwor: «par saint Dénis, et par cette barbe, qui me pend au menton.» Unter Heinrich IV. war der Bart ein Hauptstück der männlichen Toilette. Es gab Bärte éventail, en queue d'hirondelle, en feuille d'artichaut, und Schnurbärte à la turque, à l'espagnol, en garde de poignard u. s. w. Man hatte eigene Farben und Beizen und Wohlgerüche für den Bart, den man Nachts in einen eignen Beutel steckte, und ein Stutzer hielt es damals für eine hohe Gunst, wenn eine Dame ihm seinen Bart bürstete. Unter Ludwig XIII., der als neunjähriger Knabe den Thron bestieg, verloren wegen der Unbärtigkeit des Königs die Bärte ihren Credit. Man trug bald nur abgestutzte Knebelbärte, die immer kleiner und kürzer wurden, und Richard Milton war im J. 1626 der Letzte, der in Frankreich einen langen Bart trug. Im J. 1329 fingen die böhmischen Ritter an, lange Bärte zu tragen, da sich vorher Jeder scheeren ließ. In Schwaben fing man erst 1518 an, einen Bart zu tragen, und schon 1564 machte Sigismund, Erzbischof zu Magdeburg auf seinen Reisen an deutsche Höfe ein eigenes Geschäft daraus, die langen Bärte abzuschaffen. Um diese Zeit war in Deutschland Ritter Eberhard von Talberg wegen seines natürlichen großen Bartes berühmt; er hing ihm bis an die Füße, reichte von da noch wieder bis an den Gürtel, und konnte dann noch um einen Stock gewickelt werden. — Alte Schriftsteller sprechen von Kindern, die bärtig waren; Andere bekamen wieder erst einen Bartwuchs, nachdem sie längst mannbar waren, und wieder Andere haben nie einen Bart bekommen, obgleich ihnen doch sonst kein Karakter der Männlichkeit

Digitized by Google

abging. Die Haare des Bartes sind verschieden an Farbe, Gestalt, Stärke u. s. w. wie die Haare des Körpers überhaupt. Der Bart ist schwarz, trocken, hart bei Bewohnern heißer, trockner Länder, wie bei den Arabern, Aethiopiern, Indianern, Italienern und Spaniern. Er ist heller, stark, weicher in kalten, feuchten Ländern, wie in Holland, England, Schweden. Einige Farben des Bartes kann man als unwesentlich betrachten, so die rothe, die meist eine scrofulöse Constitution bedeutet, und die man mehr in nördlichen Ländern findet. Ein rother Bart war bei den Griechen sehr beliebt; dagegen verabscheuten ihn die Aegyptier und Juden, und die Neuern sind auch keine besondere Freunde des Rothbarts. Die Franzosen haben ein Sprichwort: à barbe rousse et noirs cheveux, ne te fie si tu ne veux; auch die Spanier sagen: wer falsch ist, hat einen Rothbart und schwarzes Haar. Man hat bei Männern, die in Kupfer und andern Metallen arbeiten, blaue und grüne Bärte gesehen, die aber von den metallischen Ausströmungen so gefärbt waren. Wie der Bart ausschließliches Vorrecht des Mannes ist, so hat das Weib durchaus keinen Theil an dieser Zierde, und im Gegentheil entstellt ein weibliches Gesicht nichts mehr, als Haarwuchs darin. Doch kommt, namentlich bei unfruchtbaren Weibern, deren ganze Constitution sich der männlichen nähert, Bartwuchs nicht selten vor. Ja die Weiber in einigen Theilen von Aethiopien, und in dem kältern Theile des mittäglichen Amerika sollen alle einen mehr oder weniger gut behaarten Bart tragen. Wir sind überzeugt, daß keine unsrer Leserinnen die braunen Schwestern deshalb beneiden wird. Nach Athenäus trugen die Griechen vor Alexander dem Großen Bärte, und der erste Athenienser, welcher ihn abscheeren ließ, bekam davon auf Medaillen den Beinamen des Geschornen. Nach Plutarch führte Alexander diese Gewohnheit ein, indem er seinen Soldaten befahl, sich die Bärte abscheeren zu lassen, damit die Feinde sie nicht bei denselben fassen möchten. Da man aber auf Münzen schon den Philippus und seine Vorfahren ohne Bart sieht, so scheint das Abscheeren desselben schon vor Alexander in Macedonien Mode gewesen zu seyn. Die alten Römer ließen auch den Bart gleich andern unkultivirten Nationen wachsen. Im J. Roms 454 fing die Sitte, den Bart abzuscheeren, zuerst an, da sie ein gewisser Ticinius Mänas, Barbierer aus Sicilien, nach Rom brachte. Scipio der Afrikaner soll der erste gewesen seyn, der sich alle Tage barbiren ließ. Bis auf Adrian blieb diese Gewohnheit, welcher die Sitte, den Bart wachsen zu lassen, wieder aufbrachte, um einige Gewächse an seinem Kinne zu bedecken. Allein man kehrte bald wieder zum Abscheeren zurück. Das erste Abscheeren des Barts bei jungen Leuten hieß ponere barbam. Der Tag, an welchem dies geschah, wurde festlich begangen, und gute Freunde schickten sich einander Geschenke. Das Alter, worin man den Bart zuerst abschor, war nicht bestimmt, und es hing von eines Jeden Belieben ab, wann er es thun wollte. Bisweilen geschah es, wann der junge Römer die männliche Toga anlegte, gewöhnlich aber gegen das 21. Jahr. Auguste ließ ihn sich erst im 25. Jahr abnehmen. Das erste Barthaar weihete man einer Gottheit. Nero that es in eine goldne, mit Perlen besetzte Büchse, und weihete sie dem capitolinischen Jupiter. Nach dem 49. Jahre durfte Niemand mehr einen langen Bart tragen. Bei Unglücksfällen und in der Trauer ließen die Römer den Bart wachsen, und zwar wohl einige Jahre lang. Die Griechen hingegen schoren in solchen Fällen den Bart, welches auch einige barbarische Völker thaten. Bei den Catten, einem deutschen Volke, durften junge Leute sich nicht eher den Bart abscheeren lassen, als bis sie einen Feind getödtet hatten. Philosophen ließen ihren Bart wachsen, um sich ein ehrwürdiges Ansehen zu geben. Die Art, den Bart zu scheeren, war ver-

Digitized by Google

schieden. August ließ ihn bisweilen abzwicken, bisweilen abscheeren. Einige rissen die Haare im Gesicht und an den Beinen vermittelst eines Zängelchens, Volsella genannt, mit der Wurzel aus, oder brannten sie mit einer glühenden Nußschaale weg, wie der Tyrann Dionysius, oder man bediente sich zu diesem Zwecke einer gewissen Salbe des heißen Pechs oder Harzes. Dies verrichteten gewisse Frauenspersonen, die Ustriculæ hießen. In großen Familien hielt man einen Sklaven zum Zurechtmachen der Haare, und zum Scheeren des Barts. Für die ärmern Römer gab es öffentliche Barbierstuben, die stark besucht wurden.

Barth (Johann August), geboren zu Königswarthe bei Bautzen den 1. August 1765, gestorben zu Breslau, den 9. Sept. 1818. Unsterblich sind die Verdienste dieses Mannes um die Breslauer Stadt- und Universitäts-Buchdruckerei, welche er binnen wenigen Jahren mit solcher unbeschreiblichen Thätigkeit in solche Aufnahme brachte, daß die ihre Pressen verlassenden Werke an typographischer Schönheit unter den besten des In- und Auslandes einen ehrenvollen Platz einnehmen können. Barth, von seinen Aeltern dem Handel bestimmt, vertauschte bald dies ihm aufgedrungene Gewerbe mit der Buchdruckerkunst; er erlernte diese mit voller Neigung, daher gründlich, und vervollkommnete darin seine Kenntnisse von 1790 — 1797 in Holland und England. Nachdem er 1800 die oben genannte Offizin als Eigenthümer besaß, wurde dieselbe von ihm nach Möglichkeit auf englischen Fuß eingerichtet. Er vereinfachte die Maschinerie der Pressen, ließ den Ruß brennen, um das Vergelben der Druckerschwärze zu verhüten, und führte das Abwaschen der Formen mit kalter Lauge ein. Weil sowohl der Notendruck, als die Schriftgießerei in Schlesien unter die längst vergessenen Dinge gehörten, so nahm sich Barth ihrer Wiederherstellung um so eifriger wieder an. Die von ihm erfundene Notenpresse druckt acht große Medianseiten auf ein Mal, und von welcher Bedeutung seine Schriftgießerei ist, bezeugt der in 20 Sprachen und Mundarten von ihm veranstaltete Glückwunsch bei Vereinigung der Universitäten Frankfurt und Breslau 1811. Fol. auf Asbestpapier, und beweiset noch mehr dessen typographisches Denkmal zur Verherrlichung des allgemeinen Friedens 1816. Der Gedanke, den Frieden der Welt in so viel Völkersprachen, als nur durch Schriftzeichen dargestellt werden können, besingen zu lassen; für diesen Zweck eine Anzahl fremder so wie einheimischer Gelehrten zu gewinnen, und die typographische Kunst für die äußere Gestalt des Werks möglichst in Anspruch zu nehmen, und in derselben ein der großen Sache würdiges Denkmal aufzustellen, beschäftigte den unermüdet fleißigen Barth. Er besiegte alle Schwierigkeiten und Hindernisse, scheute keinen Geldaufwand und führte sein Vorhaben glücklich aus. Dieses zur Ehre seines Stifters vollendete Prachtwerk legte insbesondere durch den Silberdruck der Runenschrift, der silbernen Handschrift des Ulphilas nachgebildet, der Welt etwas noch nicht Geleistetes vor Augen. Außerdem war Barth der erste, welcher den Steindruck in Schlesien einführte, und was würde er, gewohnt an rastlose Thätigkeit, noch zum Besten seiner und mit ihr verwandten Künste unternommen haben, wäre sein Ableben nicht so unerwartet erfolgt!

Barthelemy, (Johann Jacob), wurde 1716, zu Cassis in der Provence geboren; in Aubagne, dem Wohnorte seiner Aeltern, erhielt er eine fromme häusliche Erziehung, die den Grund legte zu der liebenswürdigen Milde und Bescheidenheit, welche ihm immer eigenthümlich blieben, und Vieler Herzen gewannen. Mit unermüdetem Fleiß verlegte er sich auf das Studium der alten Sprachen, besonders auf die Griechische; nebenbei beschäftigte er sich auch mit der hebräischen, syrischen, chaldäischen und

Digitized by Google

arabischen Sprache. In der Mathematik war er nicht unbewandert, besonders liebte er die Astronomie. Doch ausschließlich widmete er sein literarisches Leben der Münzkunde, und ging deswegen 1744 nach Paris. Der Aufseher des königlichen Münzkabinetts, Gros de Boze, an den er empfohlen war, erkannte seinen Werth, und gewann ihn lieb. Unter Anleitung dieses erfahrenen Kenners machte Barthelemy rasche Fortschritte in der kritischen Münzkunde, und ordnete und verzeichnete mehrere bedeutende Erwerbungen, welche der Sammlung noch nicht einverleibt waren. Die Akademie der Inschriften, welcher seine Gelehrsamkeit durch mehrere Aufsätze war bewährt worden, nahm ihn 1747 an Burette's Stelle zum Mitgliede auf, und nach de Boze's Tode, 1753, wurde ihm die Aufsicht über das Münzkabinet übertragen. Unter seinen damaligen Bekanntschaften war die mit de Stainville, nachherigem Herzog de Choiseul, und dessen edler, geistreicher Gattin für ihn eine der folgenreichsten; diesem Ehepaar hat er in dem Gemälde von Arsames und Phaedime in Anacharsis Reise B. 4. S. 330. (der 4. Ausg. in 4.) ein schönes Denkmal gesetzt. Sie veranlaßten ihn, als Stainville 1754 den Gesandtschaftsposten in Rom erhielt, zu der für seine reifere alterthümliche Kunstbildung fruchtbaren Reise nach Italien, welche er in Gesellschaft seines Freundes de Cotte 1755 bis 1757 machte, am längsten in Rom und Neapel verweilend. Als Choiseul 1758 Minister wurde, vermehrten sich Barthelemys Einkünfte bis auf 36.000 Livres jährlich, indem ihm 1760 ein Jahrgehalt von 5000 L. auf den Mercure de France, 1765 die Schatzministerstelle bei St. Martin 1768, das General-Secretariat der Schweizer zu Theil wurde. Der dankbare Barthelemy folgte seinem Wohlthäter, als dieser 1771 in Ungnade gefallen war, nach Chanteloup, und die Herzogin beurkundete die Treue ihrer Freundschaft für Barthelemy in den blutigen Tagen der Revolution. Barthelemy's Geschäftsleben theilte sich zwischen Erfüllung der Berufspflichten, die ihm als Aufseher des Münzkabinets oblagen, und zwischen gelehrten Untersuchungen, von denen die meisten aus numismatischen Studien hervorgingen. Das Münzkabinet, bei welchem ihm sein Neffe Andre Barthelemy Courçay als Gehülfe 1763 beigegeben wurde, vermehrte er um die Hälfte: 20.000 hatte er vorgefunden, 40.000 hinterließ er; die trefflichen Sammlungen von Cary, Cleves, Pellerin, d'Ennery wurden damit vereint; doch beschränkte er die Vermehrungen zunächst auf alterthümliche Münzen, weil nach seiner Ueberzeugung nur von diesen Bereicherung der Geschichte und Literatur zu erwarten war. Das aufgenommene und oft überarbeitete Verzeichniß, eine musterhafte Darlegung gründlicher Forschung und strengester Prüfung, sollte 1787 auf Kosten der Regierung mit anständiger Pracht öffentlich bekannt gemacht werden; die Finanzzerrüttung und der Ausbruch der Revolution vereitelten das Unternehmen. Die großen Theils für die Akademie der Inschriften bestimmten gelehrten Arbeiten Barthelemys bezogen sich auf alte Münzkunde, Paläographie, Inschriften und alte Kunstgeschichte; sie zeichneten sich durch Tiefe und besonnene Umsicht der Forschung, durch Angemessenheit und Ruhe des Verfahrens, durch immer gleiches Streben nach möglicher Sicherheit und Helligkeit, durch ansprechende Beweisführung, im Vortrage weniger durch gedankenvolle Gedrängtheit, als durch Anmuth und Faßlichkeit aus. Als vorzüglich wichtig gelten, außer dem Versuch einer numismatischen Paläographie und mehrern Erklärungen einzelner Münzen, die Untersuchungen über das palmyrische Alphabet und über phönicische Münzen und Inschriften. Er war der Erste, welcher, nach genauer Prüfung und richtiger Würdigung der früheren Versuche, das wahre, obgleich nicht vollständige palmyrische Alphabet aufstellte, die vorhandenen Inschriften mit der ihm eigenen, sicheren und leichten Entzifferungskunst

Digitized by Google

erklärte, und J. Swinton zu fortgesetzten Untersuchungen anregte. Um die räthselhafte phönicische Literatur erwarb er sich nicht geringere Verdienste und hatte ebenfalls den jetzt genannten Britten zum Nebenbuhler und Nachfolger; die phönicische Sprache hielt er für nahe verwandt mit der syrischen und chaldäischen; das von ihm ausgemittelte Alphabet hat sich meist als richtig erwiesen; seine Auslegung phönicischer Inschriften ist nicht fehlerfrei; mehr genügt die Erläuterung der Münzen; immer hat er seine Vorgänger weit übertroffen, und eine bessere Bahn gebrochen, überall Scharfsinn und feinen Tact an den Tag legend. Barthelemy stand unter den Gelehrten in wohl verdienter Achtung, als er dem Unterhaltung und geschmackvolle Belehrung fodernden Lesepublikum in Frankreich und bald in allen gebildeten Ländern Europas durch die Reisen des jungen Anacharsis in Griechenland 1788 bekannt wurde. Das Unternehmen, den gesellschaftlichen Zustand Griechenlands in der letzten großen Zeit vor Alexander dem Großen in einem möglichst treuen Gemälde darzustellen, war 30 Jahr lang durch Studien in den Werken der Kunst und der alten Classiker, durch Vergleichung und Zusammenstellung der Zeugnisse, durch Ausarbeitung einzelner Abschnitte, durch mehrmalen aufgenommene Untersuchungen sorgfältig vorbereitet worden. Die Dichtung, daß ein edler scythischer Jüngling Anacharsis in Athen gelebt, von da aus die griechischen Städte und Provinzen bereiset, und nach der Schlacht bei Chäronäa in sein Vaterland sich zurück begeben, und die gesammelten Nachrichten geordnet und verarbeitet habe, ist von Lucianos entlehnt. An die Schilderungen der Gegenwart werden die Erinnerungen aus der Vergangenheit an schicklicher Stelle angereihet, und auf diese Weise eine, ziemlich Alles umfassende, Vollständigkeit in Ansehung des Staatslebens, der Religion, Wissenschaft, Kunst, der häuslichen und öffentlichen Verhältnisse erreicht. Unbestreitbar groß ist das Verdienst, die Ergebnisse mühsamer gründlicher Untersuchungen durch anmuthige Einkleidung in die, geistiger Anstrengung abgeneigte, große Lesewelt einzuführen, und Schul- und Büchergelehrsamkeit zum Eigenthum der gebildeten Gesellschaft zu erheben, ohne deshalb die Foderungen und Erwartungen der Leute vom Fache unbefriedigt zu lassen. Wirklich ist auch das hier entworfene geistvolle Gemälde von Griechenland im Ganzen treu und lebendig, im Einzelnen oft sorgfältig genau, aber freilich, wie bei solcher Mannigfaltigkeit des Stoffes und großer Ungleichheit der Vorarbeiten nicht anders erwartet werden kann, nicht ohne Flecken und Mängel; mehrere Gegenstände sind zu sehr im Allgemeinen behandelt, ohne die Verschiedenheiten nach Zeitaltern zu bestimmen; manche Ansichten werden bei genauerer Prüfung einseitig und dürftig befunden, manche Darstellungen beruhen auf Mißverständnissen der alten Zeugnisse. Dieses scheint der würdige Greis selbst gefühlt zu haben, als er nach wiederholter Durchsicht und Ergänzung des Werkes, den eben herausgekommenen ersten Band unterdrücken, und die Fortsetzung zurückhalten wollte. Es kostete seinen Freunden viele Mühe, ihn von diesem Entschlusse abzubringen; er nannte das Buch eine traurige Compilation, während es mitten unter den, die allgemeinste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden, Bewegungen der Revolution in und außer Frankreich mit dem lautesten Beifall aufgenommen wurde, und den Namen des Verfassers zu einem der gefeiertesten in Europa werden ließ. — Der Lebensabend des edlen Mannes war trübe und stürmisch; sein Einkommen wurde so geschmälert, daß er kaum gegen Mangel gesichert war; viele seiner Freunde und Bekannten wurden verfolgt und endeten auf dem Blutgerüste; die Akademie der Inschriften, der Schauplatz seiner verdienstlichsten gelehrten Anstrengungen, wurde den 8ten August 1793 aufgehoben. Ihn selbst brachte sein Ruhm in augenscheinliche Gefahr. Er wurde in seinem 73. Jahre den 30. August des Aristokratismus angeklagt und nebst seinem Neffen und Gehülfen d. 2. Sept.

Digitized by Google

verhaftet, und in das Gefängniß des Madelonettes gebracht. Die Gefangenen, durch den früher angekommenen Neffen von ſeiner Ankunft unterrichtet, empfingen ihn am Eingange mit der Ehrfurcht, welche im Unglücke dem wahren Verdienſte huldigt; der Gefangenwärter nahm ſich ſeiner mit Liebe an. Die Herzogin von Choiſeul, in deren Wohnung er war verhaftet worden, bewirkte bei den Machthabern, namentlich bei Danton und Courtois, ſeine baldige Befreiung, und eilte in den Kerker gegen Mitternacht, um ſie ihm anzukündigen. Nur 16 Stunden war er ſeiner Freiheit beraubt; der Verhaftsbefehl ſollte auf einem Mißverſtändniſſe beruhen. Im Monat October wurde ihm nach Carra's Tode die Stelle als Oberbibliothekar angetragen, welche er ausſchlug. Seine Kräfte waren erſchöpft; öftere Schwachheiten kündeten ſein Ende an, welches den 30. April 1795 erfolgte. Es war ein ſanftes Hinüberſchlummern in die beſſere Welt; 2 Stunden vorher las er den 4. horaziſchen Brief im 1. B., bis das Buch den vor Kälte erſtarrten Händen entfiel.

Bartholomäus, der Apoſtel. Der Name Bartholomäus iſt kein eigentlicher Name; er bedeutet Sohn des Tolmai, und ſetzt einen andern Namen voraus. So hieß Petrus: Simon Bar Jona, das heißt: Sohn des Jonas. — Wahrſcheinlich war jener Nathanael der Apoſtel Bartholomäus. Das Evangelium Johannis gedenkt keines Apoſtels Bartholomäus, nennt aber I. 43 — 51 Nathanaël als den durch Philippus Jeſu zugeführten Jünger, und XXI. 2 mit Angabe ſeines Geburtorts Cana in Galiläa unter den andern Apoſteln; dagegen die drei erſten Evangelien keinen Nathanaël erwähnen. Dieſer Nathanaël, den uns die kurze ſchöne Erzählung des Evangeliſten Johannis ſo liebenswürdig zeigt, und dem Jeſus ſelbſt ein ſo großes Zeugniß giebt, kommt unter dieſem Namen nicht wieder vor, als nach der Auferſtehung Chriſti. Die andern Evangeliſten nennen den Bartholomäus nie getrennt von Philippus, den wir bei Johannes als den Freund des Nathanaël genannt finden. Es war ſchwer zu begreifen, daß von dieſem, auf ſolche Weiſe berufenen Nathanael während vierthalb Jahren (ſo lange dauerte das Lehramt des Heilandes) keine Erwähnung ſollte geſchehen ſeyn, und daß er bei dieſer Lauterkeit des Sinnes ſollte angeſtanden haben, Jeſu zu folgen. — Einige halten ihn für den Bräutigam, bei deſſen Hochzeit zu Cana Jeſus gegenwärtig war. — Nach Euſebius und Hieronymus ſoll Bartholomäus das Chriſtenthum in Indien gelehrt, und das Evangelium des Matthäus in hebräiſcher Schrift dahin gebracht haben, wo es Pantänus 100 Jahre ſpäter noch vorfand. Daß dieſes Indien das glückliche Arabien, oder Yemen war, wo des Hebräiſchen kundige Juden lebten, wird durch die Beziehung auf Pantänus, der nur in dieſes Indien kam, wie durch die meiſten Zeugniſſe der Alten, höchſt wahrſcheinlich. Nach einigen Legenden erlitt er in Indien den Kreuzestod; was aber dieſe und ähnliche Legenden von Schickſalen ſeiner Reliquien berichten, die in das Meer (das kaſpiſche, aus dem doch kein Waſſerweg in das mittelländiſche führt) geworfen, bis zur Inſel Lipara geſchwommen, und dort zur Verehrung ausgeſtellt worden ſeyn ſollen, hat der gelehrte, kirchliche Geſchichtforſcher Tillemont zuſammengeſtellt, und mit triftigen Gründen für fabelhaft erklärt. Aber beglaubigt iſt die Ueberbringung der Gebeine des Apoſtels 809 nach Benevent und 983 den 25. Auguſt nach Rom, wo darum an dieſem Tage das Feſt des Apoſtels begangen wird, da ihm hingegen alle andere chriſtliche Gemeinden, katholiſche und proteſtantiſche, den Tag des 24. Auguſt widmen.

Bartholomäus Colonienſis, der Kölner genannt, weil er ſich zu Anfange des 16. Jahrh. zu Köln aufhielt, hatte mit Erasmus zu De-

Digitized by Google

venter unter Hagius studirt, und strebte mit allem Eifer die klassische Literatur am Niederrhein wieder zu beleben. Um Verfolgungen zu entgehen, begab er sich nach Minden, wo er Rektor der Schule wurde, und in großer Armuth starb. Von ihm haben wir Sylva carminum (Daventer, 1505. 4.) Dialogus mythologicus (Tüb., 1515.) De Secta Diogenis.

Bartholomäus de Martyribus, Erzbischof von Braga in Portugall, berühmt durch seine Theilnahme an der Kirchenversammlung zu Trient, und durch seine musterhafte Verwaltung des bischöflichen Amtes, zu Lissabon im J. 1514 geboren, erhielt diesen Namen von der Kirche, in der er getauft wurde. Seine Aeltern, Domingo Fernandez und Maria Correa, waren aus dem Mittelstande, und nur durch ihre Wohlthätigkeit ausgezeichnet. Er trat 1528 in den Dominikanerorden, that sich in seinen Studien als fähiger Kopf, in seinen geistlichen Uebungen als eifriger Mönch hervor, so daß ihm vor und nach alle Würden seines Ordens zu Theil wurden. Sein Verdienst, seine Verbindung mit dem Hofe, und seine Freundschaft mit Luiz de Granada, dem Beichtvater der Königin, bahnte ihm den Weg von seinem Priorat unmittelbar zur höchsten geistlichen Würde des Reichs, dem 1558 erledigten Erzbisthum Braga, welches er anfangs aus Demuth ablehnte, endlich aber durch den bestimmten Befehl seiner Obrigkeit anzunehmen gezwungen ward. Diesen hohen und wichtigen Posten wußte er aber auch ganz auszufüllen, und seine Rechte als Primas des Reichs bei jeder Gelegenheit zu behaupten. Dies zeigte sein erster Auftritt bei der Kirchenversammlung zu Trient, wo er im Nov. 1561 ankam. Sehr merkwürdig sind hier seine freimüthigen und nachdrucksvollen Abstimmungen für die Reform des Klerus, welche er auch auf die Cardinäle auszudehnen wagte; über den Kelch im Abendmahle, welchen er den aus Frömmigkeit danach verlangenden, oder bei dem Genusse desselben erzogenen Katholiken bewilligt wissen wollte; für die Residenz der Bischöfe, die er mit den Spaniern für göttlichen Rechts und unerläßlich erklärte, und vermittelst der durch seine feurige Rede gewonnenen Stimmen, trotz alles Sträubens der Legaten, zur Verhandlung brachte; über die Bischofswahlen, wodurch er die Abfassung des diesen Gegenstand betreffenden Dekrets bewirkte; über den Lebenswandel der Bischöfe und Kleriker, gegen das Unwesen der päpstlichen Provisionen, wobei er die von der römischen Curie praktisch aufgestellte Behauptung: „der Papst sey willkührlich gebietender Herr und Eigenthümer, und nicht bloß Dispensator der Benefizien," schändlich und empörend zu nennen wagte, und doch den Beschluß durchsetzte, daß kein durch päpstliche Provision angestellter Kleriker, ohne bischöfliche Prüfung seiner Tüchtigkeit, in sein Benefizium eingesetzt werden sollte. Ein so entschlossener Reformationseifer, welcher selbst den Papst nicht verschonte, konnte diesem und den Romanisten nicht gefallen. Aber Bartholomäus war als redlicher Christ und Katholik, und als ein Muster aller Tugenden zu erhaben über jeden Verdacht unlauterer Nebenabsichten, und durch den Ernst seines apostolischen Bestrebens für die Verbesserung der Kirche bei der großen Kraft seines Karakters und seiner hohen Würde zu sehr ein Gegenstand ehrfurchtsvoller Scheu, um nicht in Rom, wohin er in Gesellschaft des Cardinals von Lothringen im Sept. 1563 reiste, die beste Aufnahme zu finden. Er hatte den Cardinal in Florenz verlassen, und kam unerkannt zu Fuß in der Peterskirche an. Diese Sonderbarkeit machte ihn nur bedeutender. Pius IV. unterließ nichts, seine Strenge durch Achtungsbeweise aller Art zu mildern, hörte starke Wahrheiten gegen den Luxus seines Hofes, die Bartholomäus mit geistreicher Feinheit anzubringen wußte, geduldig an, und bewilligte sogar auf seinen Antrag, daß die Bischöfe, die den Versammlungen der Cardinäle bisher stehend und unbedeckt beiwohnen mußten, es künftig bedeckt und sitzend thun dürften; nur das Gesuch um Entlassung von seinem Erzbisthum, das der Hauptzweck

Digitized by Google

seiner Reise gewesen war, schlug der Papst ihm mit der schmeichelhaftesten Wendung ab. Die innige Freundschaft, welche der Neffe des Papstes, der damals noch junge Cardinal Karl Borromeo, zu Rom mit ihm anknüpfte, schien ebenfalls ein Mittel, ihn an das päpstliche Interesse zu fesseln. Doch nichts stimmte den großherzigen Mann um. Kaum nach Trient zurückgekehrt, drang er den Legaten die Wiederherstellung einiger in seiner Abwesenheit gemilderten Disciplinardekrete ab, und nach Beendigung des Conciliums eilte er mit seinem beständigen Begleiter, Heinrich von Bavora, nachmaligem Erzbischof von Goa, in eben so bescheidenem Incognito, wie er nach Trient gereist war, nach Braga zurück, um die Tridentinischen Reformationsdekrete ohne Verzug in seinem Sprengel zu vollziehen. Er stiftete zu Braga ein Seminar für Geistliche, das erste in Portugall, übernahm selbst die bisher nach alter Observanz von dem Capitel sehr nachlässig verwaltete Aufsicht über die Kirchen dieser Stadt, unterwarf die bisher exempten Kirchen der geistlichen Ritterorden, trotz alles Widerspruchs der Comthure, seiner bischöflichen Visitation, und hielt 1566 eine Provinzialsynode in Braga, deren auf Herstellung besserer Kirchenzucht abzweckende Beschlüsse 1571 die päpstliche Bestätigung erhielten. In Abwartung seines Amtes bewies er eine rastlose, durch kein Hinderniß abzuschreckende Thätigkeit. Er kam auf seinen häufigen Visitationsreisen in Gegenden, die nie einen Bischof gesehen hatten, brachte vornehme Sünder zur Buße, predigte viel, und hielt die Geistlichen scharf zur Amtstreue an, stiftete in Braga Kranken- und Gasthäuser, sorgte während der Theuerung, die von 1567 bis 1575 im nördlichen Portugall herrschte, und bei der Pest 1568, mit Aufopferung seiner Einkünfte, für die Armen seines Gebiets, und gab in allen amtlichen Verhältnissen das Beispiel eines wahrhaft guten Hirten. Doch eben der brennende Eifer und Nachdruck in seiner Amtsführung zog ihm Feindseligkeiten von Denen zu, die bei seinen Verbesserungen zu leiden glaubten. Man hetzte den Pöbel auf, ihn mit dem Geschrei: Ketzer! Lutheraner! zu begrüßen; ein Geistlicher seiner Kirche schwärzte ihn als einen ungestümen Neuerer in Rom an, königliche Behörden machten ihm die Civil-Jurisdiction in Braga, ein Recht der Erzbischöfe daselbst, streitig. Alle diese Angriffe scheiterten zwar an seiner Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, wie auch an seinem in Rom und bei seinem Könige schon fest gegründeten Ansehen, bestärkten ihn jedoch in dem Wunsche, sich ganz zurückziehen zu können. Dazu kamen 1580 die bürgerlichen Unruhen nach dem Aussterben der königlichen Familie. Unfähig, durch seinen Einfluß die Parteien zu vereinigen, und politischen Händeln fremd, floh er einstweilen nach Tuy in Galizien, bis durch Philipp II. die Ruhe wieder hergestellt war. Dieser neue König legte 1581 bei der Ständeversammlung zu Thomar den Eid in seine Hände ab. Durch Vermittelung desselben erhielt er endlich die ersehnte Entlassung von Gregor XIII., und ging den 20. Febr. 1582 mit einer Pension von 2.500 Liv. in das früher von ihm gestiftete Kloster zu Viana, um darin als Mönch eben so demuthsvoll und bescheiden seine Tage zu beschließen, wie er bisher als Erzbischof in dem einfachsten Zimmer seines Pallastes gelebt hatte. Katechisiren und predigen auf den benachbarten Dörfern, und Werke der Wohlthätigkeit verschafften ihm in dieser Zurückgezogenheit einen Wirkungskreis. Nach seinem den 16. Juli 1590 erfolgten Tode stritten die Städte Viana und Braga um seinen Leichnam, den endlich sein Kloster behielt. Daß er schon im Leben durch Heilungen und Verhütung von Unfällen sich wunderbar bezeigt habe, versichert Luiz de Granada. Wunderbar war jedoch die Erscheinung eines solchen Bischofs in jener Zeit der Schlaffheit, Verweltlichung und Sittenlosigkeit des höhern Klerus. Der Cardinal von Lothringen kündigte ihn dem Papste als einen Bischof aus der ersten christlichen Kirche an, was hinlänglich den Eindruck andeutet,

Digitized by Google

den die Gewissenhaftigkeit, Uneigennützigkeit, Sittenstrenge, Prunklosigkeit und aufrichtige Religiösität des Erzbischofs von Braga zu Trient machte. Unter seinen, überhaupt mehr erbaulichen als gelehrten, Schriften ist der oft aufgelegte, und in andern Sprachen übersetzte Stimulus Pastorum, eine, theils aus den Kirchenvätern, theils aus eigener Erfahrung geschöpfte Anweisung zur Führung des bischöflichen Amtes, die bekannteste: das Compendium vitae spiritualis, ein mystisch-moralisches Erbauungsbuch, die früheste. Außer diesen schrieb er einen portugiesischen Katechismus. Was er portugiesisch schrieb, hat J. Quetif ins Lateinische übersetzt.

Bartoli (Pietro Santo, genannt Perugino), geboren zu Perugia 1635, lernte als Maler bei le Maire und Poussin. Zwar besaß er eine große Leichtigkeit, Gemälde großer Meister nachzuahmen, lieferte auch eigene Compositionen für die Kirchen Porto St. Peter in Banden, erwarb sich aber doch keinen bedeutenden Namen als Maler, sondern erst durch seine radirten Blätter. Er gehört unter die ausgezeichnetesten Kupferstecher, und seine Werke erhielten zugleich dadurch Interesse, daß er nur nach den berühmtesten Malern eine bedeutende Anzahl antiker Denkmäler der Stadt Rom radirte. Ueberall erblickt man den richtigen Zeichner, den Künstler von Ueberlegung und Geschmack, dessen leichte Behandlung weder nachlässig, noch unbestimmt ist; denn die Lagen der Schraffirungen sind mit Sorgfalt angegeben, und diese ist bis in die dunkelsten Schatten beobachtet. Daher blieben diese Blätter immer Muster für alle angehenden Kupferstecher. Daß Bartoli, was er darstellen wollte, auch zu beurtheilen verstand, sieht man daraus, daß er sowohl bei dem Papste, als bei der Königin Christina von Schweden, die Stelle eines Antiquars bekleidete. Er starb zu Rom 1700. Eine genaue Angabe von Bartoli's Stichen findet man in Huber und Rost's Handbuche Thl. 4. S. 62.

Bartolozzi (Francesco), Kupferstecher, den seine angenehme Manier, und die freundlichen Muster, nach denen er größtentheils arbeitete, allgemein bekannt gemacht haben, der aber auch den Kunstkenner nicht weniger befriedigt, und so den Ruhm eines großen Künstlers in seiner Art behauptet, wurde zu Florenz 1730 geboren; er genoß den Unterricht im Zeichnen bei Hugfoot Ferrari, und bildete sich unter Joseph Wagner zu Venedig zum Kupferstecher. Schon seine frühern Blätter nach Ricci Zuccarelli und Guercino berechtigten zu hohen Erwartungen, die auch nicht unerfüllt blieben; denn auf seiner Reise nach Venedig lernte ihn der Maler und Kupferstecher Richard Dalton kennen, der ihn beredete, ihn nach London zu begleiten, wohin er sich auch 1764 begab. Unterstützt durch diesen Freund, und durch eigenes Talent gehoben, verbreitete sich Bartolozzi's Wirkungskreis schnell, und durch seinen und seiner Schule Einfluß, hat sich die Kupferstecherkunst in England noch mehr gehoben. — Die bedeutenden Werke, die er nach engländischen und italienischen Meistern heraus gab, und die alle seine Meisterschaft bezeugen, sind mit dem Stichel in Vereinigung der Nadel, oder ganz punktirt ausgeführt, und in jeder dieser Manieren verstand er den Geist des Originals wieder zu geben. Wer kennt nicht die lieblichen Darstellungen, die er in letzter Manier nach Angelica Kaufmann ausführte? — Unter seine berühmtesten Arbeiten gehören die Portraits berühmter Personen, aus der Zeit Heinrichs VIII., nach den Originalgemälden Holbeins ausgeführt, in Farben gedruckt, das Vortrefflichste vielleicht, was die Kupferstecherkunst aufzuweisen hat. Es würde zu weit führen, nur die ausgezeichnetsten Werke dieses Meisters hier anzuführen; denn in jeder Gattung seiner Kunst zeigt sich der Mann von Genie, und Alles, was er unternahm, führte er mit vollendeter Kunst aus. Unbefriedigt mit der Einrichtung der Malerakademie, entschloß er sich, noch in seinem 82. Jahre nach Lissabon zu gehen, wo er vom Prinz-Regenten zum Director

Digitized by Google

einer Maler- und Kupferstecher-Akademie ernannt wurde. Er erhielt in einem königlichen Pallaste freie Wohnung, und den Orden als Christusritter, reich mit Brillanten besetzt. Sein Verlust mußte den Engländern um so empfindlicher seyn, da er zwei seiner vorzüglichsten Schüler mit sich nahm.

Bartolus, geboren 1313 zu Sassoferrato in der Mark Ancona, daher er auch den Beinamen de Saxo ferrato führt. Er studirte die Rechte unter Cinnus Sinibaldus und Raineri da Forli zu Bologna, und begann seine Laufbahn als Gerichts-Assessor zu Todi; als Criminalrichter soll er sehr streng und verhaßt gewesen seyn. Im Jahr 1339 trat er als Lehrer der Rechte in Pisa auf, begab sich aber später in gleicher Eigenschaft nach Perugia, dann nach Padua, und endlich nach Bologna, wo er 1359 starb. Als Kaiser Karl IV. nach Italien kam, wurde Bartolus von diesem häufig zu Rathe gezogen, und zum comes Palatinus ernannt; falsch ist es jedoch, daß ihn derselbe zur Entwerfung der goldenen Bulle gebraucht habe. — Seine Schriften zeichnen sich eben so sehr durch bündige Kürze und Schärfe der Beurtheilung, als durch einen höchst nachlässigen Styl aus. Auch führte er durch dieselben zuerst die dialektische Methode in die Rechtswissenschaft ein, und wurde in so fern als Haupt einer eigenen Schule betrachtet. Uebrigens bezieht sich seine ganze Art der Erklärung und Lehre auf die Praxis. Sein Ansehen war ungemein groß; man nannte ihn Lucerna oder Fax juris, dux jure consultorum u. s. w. — Seine Werke erschienen zuerst zu Venedig 1475 in fünf Bänden; zuletzt eben daselbst 1615 in eilf Folianten. Unter seine merkwürdigsten Schriften gehört: Processus Satanae contra divam Virginem, coram judice Jesu; (ein Versuch, den Prozeß durch die Erzählung eines erdichteten Rechtsstreits zwischen dem Teufel und der Mutter Maria, wegen der Erlösung des Menschengeschlechts, anschaulich zu machen.) Dieser Tractat ist sehr häufig gedruckt und übersetzt, z. B. ins Deutsche von Georg Alt. Nürnberg, 1493.

Bartsch (Adam von), einer der schätzbarsten Kupferstecher mit dem Griffel und der Radiernadel zu Wien. Fast alle Malerschulen nach ihren Perioden durchlaufend hat er über 500 Blätter geliefert. Von Bartsch war erster Custos der seltenen Kupferstichsammlung der Hofbibliothek; er hatte die Aufsicht über die kostbare Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstiche des Herzogs Albrecht von Sachsen-Teschen; die reichen Kunstliebhaber und Kunstsammler der kaiserlichen Hauptstadt, seine Kenntnisse verehrend, legten ihm ihre Seltenheiten zur Prüfung vor. Nur unter solchen Verhältnissen war es einem Manne, wie von Bartsch, möglich, als erster und vorzüglichster Kunstrichter über Werke dieses Faches seinen Ausspruch zu thun, und in Werken, wie sein Peintre graveur in 21 Bänden, so wie durch seine Anleitung zur Kupferstecherkunst, 2 Bde. in 8. Wien, 1821, seine tiefen und richtigen Kenntnisse darüber zu beurkunden. Hiedurch hat er sich um alle Liebhaber und ausübende Meister dieses Faches ein bleibendes Verdienst erworben, indem er die Merkmale, die Copie vom Original zu unterscheiden, und den Meister aus seinem Kupfer anzugeben, in 115 Figuren anschaulich darstellt. Von Bartsch starb als k. k. Hofrath und Ritter des Leopold-Ordens mit Ehre und Ruhm überladen 1821. Deutschland zählt ihn mit Recht unter die gefeiertesten seiner gelehrten Künstler, dessen Einsichten und richtiges Urtheil andern Nationen im Fache der Kupfer zu ihrem System und Muster dienen können.

Baruch, Sohn Nerias, war ein Prophet, und stammte aus dem Geschlechte Juda, wie uns der jüdische Geschichtschreiber Josephus Cl. 11. berichtet. Er war ein treuer Gefährte und Schüler des Jeremias, dessen Weissagungen er abschrieb, und offentlich im Tempel zu Jerusalem vorlas. Der König Joakim ließ Baruch zu sich einladen, wo er jene Prophezeihungen ebenfalls vorlesen mußte; doch ihm, der so tief gesunken war, so wie seinen

Digitized by Google

verderbten Hofleuten, gefielen diese Strafreden so wenig, daß sie auf Befehl des Königs verbrannt, Jeremias aber und Baruch strenge verfolgt wurden. Nach vielen erlittenen Drangsalen zog sich Baruch nach Babylon zurück, wo er im zwölften Jahre seiner Verbannung gestorben seyn soll. Der König von Babylon hatte hohe Achtung für ihn, und gab ihm die aus dem Tempel zu Jerusalem geraubten silbernen Gefäße zurück, die Baruch den Juden zum Troste zurücksandte. Bei dieser Gelegenheit schrieb er auch wahrscheinlich seinen in 6 Kapiteln abgetheilten Brief, den er seinen Landsleuten zu Babylon vorlas, und dann nach Jerusalem geschickt haben soll. Seine Schriften werden in der katholischen Kirche für canonisch gehalten. Hieronymus und Augustinus sprechen von ihnen mit vieler Verehrung, und sehen sie als göttlich eingegebene Schriften an, obgleich sie erst in dem Concilium zu Trient feierlich in den Canon der heiligen Schriften aufgenommen wurden. — Bekanntermaßen wird das Buch Baruch von den Juden und Protestanten als apokryphisch verworfen; mit welchem Grund? diese Untersuchung überlassen wir den Herren Theologen.

Baruffaldi (Girolamo), geboren zu Ferrara 1675, † als Erzpriester daselbst 1755. Als Historiker, Archäolog und Dichter rühmlich unter seinen Landsleuten ausgezeichnet, lenkte er zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich durch ein Unglück, das ihn betraf. Sein Vater war ein leidenschaftlicher Sammler von Handschriften, Münzen und andern Denkmalen gewesen, die sich auf das vaterländische Alterthum bezogen; der Sohn hatte diese Sammlung beträchtlich vermehrt. Da nun gelegentlich bei einem Prozeß, den er mit der Regierung hatte, man den Verdacht gegen ihn, den Verfasser des freimüthigen Werks: della Storia di Ferrara I. IX. (1700. 4.), leicht erregte, als könne er einen für den Regenten nachtheiligen Gebrauch von seiner Sammlung machen, so wurde er ohne Urtheil und Recht derselben beraubt, und selbst aus Ferrara verwiesen. Zwei Jahre vergingen, ehe er Erlaubniß zur Rückkehr, noch längere Zeit, bis er seine Sammlung wieder erhielt. Bewußtseyn der Unschuld und natürlicher, heiterer Sinn, in welchem er obiges Werk: Libro di verita, non di prudenza nannte, bewirkten indeß, daß er sein Unglück mit Gleichmuth trug, und die Zeit seiner Verbannung zu andern literarischen Arbeiten benutzen konnte. Die Anzahl seiner lateinischen und italienischen Schriften, in Prosa und Versen, beläuft sich bei Mazzuchelli über 100. Die in größern Sammlungen befindlichen sind: de poetis Ferrariensibus, in Grävе's Thes. Ant. ital. IX. p. 8. — De praeficis ad illustrationem urnae sepulcralis Fl. Quartillae praeficae, in Sallengre's Nov. Thes. Ant. rom. III. Ehe er mit eigenen poetischen Sammlungen hervortrat, gab er heraus: Rime scelte di poeti Ferraresi antichi e moderni 1713, mit schätzbaren literarisch-historischen und biographischen Einleitungen und Zusätzen. Von eigenen Poesieen gab er zuerst Dithyramben einzeln heraus, und da selbige bewundert wurden, so erschienen sie nachher in einer besondern Sammlung unter dem Titel: I. Baccanali, worunter sich auch seine Tabaccheide befindet, welcher Dithyrambus allein 2.640 Verse von allen Maaßen enthält. Eine Probe aus dieser Sammlung enthält Eschenburgs Beispielsammlung IV, 349. Ein Gedicht in 10 Gesängen, il Grillo, gab er heraus, unter dem Namen: Enante Vignajuolo (Verona 1738. 8., Venedig und Lucca in demselben Jahre). Unter diesem Namen erschienen mehrere seiner Schriften; er hatte ihn von einer Akademie, die er mit seinen Freunden in Ferrara stiftete, und die sie la Vigna nannten. Il Canapajo (Bologna 1741. 4.), ein Lehrgedicht über den Hanfbau in 8 Gesängen, wird von den Italienern unter ihre besten Gedichte dieser Art gezählt. Außerdem sind 5 Dramen von ihm gedruckt worden, und mehrere hat er handschriftlich hinterlassen.

Digitized by Google

Baryt ist in der Mineralogie die natürliche schwefelsaure Schwererde, die wegen ihres großen specifischen Gewichts = 4.38, auch **Schwerspath** genannt wird. Der Baryt findet sich häufig in Sachsen, Siebenbürgen, Ungarn, England, derb, krystallisirt und muimig. Sein Bruch ist blättrig, seine Krystallform die Tafel; im reinen Zustande ist er weiß, durchscheinend oder durchsichtig, geschmacklos, unauflöslich. In der Chemie versteht man unter **Baryt** die **Schwererde**, d. i. den alkalischen Theil des **Schwerspathes**. Im reinen Zustande hat diese einen scharfen Geschmack, löst sich in Wasser auf, färbt Pflanzenfarben gleich den Alkalien, verbindet sich mit Säuren zu Salzen, macht mit Oelen Seife, ist krystallisirbar und schmelzbar. Im milden oder kohlensauern Zustande ist sie im Wasser unlöslich, und kommt solchergestalt, als **Witherit**, in derben, strahligen Stücken, seltner in Säulen kristallisirt, zu **Lanca shire** vor. Alle Barytsalze werden durch die Schwefelsäure zerlegt, und es wird schwefelsauter Baryt daraus gefällt. Eine concentrirte Auflösung von salpeter- oder essigsauerm Baryt giebt mit einer concentrirten Auflösung von blausauerm Kali nach einiger Zeit einen Niederschlag von blausauerm Baryt.

Basalt, eine merkwürdige Steinart des Thongeschlechts, von schwärzlich aschgrauer, oder grauer Farbe, beträchtlicher Schwere, und mehrentheils säulenförmig, daher er auch Säulenstein heißt. Manche Säulen sind fünf-, andere sechseckig; viele unbestimmt. Diese Basaltsäulen stehen in ganzen Bergen eine dicht neben der andern auf Ebenen, in Thälern und auf Gebirgen. Selten trifft man sie liegend. In Deutschland giebt es sehr viele Basaltberge, die merkwürdigsten aber sind in Irland, wo der berühmte Riesendamm von der Natur aus diesen Steinen gebildet ist, deren Säulen eines der bewunderungswürdigsten Phänomenen in der physischen Erdkunde ausmachen. Die Insel **Staffa**, eine von den **Hebriden** in der Nähe von Schottland, besteht ganz aus Basalt, dem einzigen Bestandtheil der sich daselbst befindenden, durch Ossian's Gedichte berühmten Fingalshöhle.

Baschkiren, eine tatarische Völkerschaft im russischen Gouvernement Orenburg im südlichen Theil des Uralgebirges zwischen der Kama, Wolga und dem Ural. Sie sind ihrer Abkunft nach wahrscheinlich Nogajur, und ihr Land macht einen Theil der ehemaligen Bulgarei aus. Sie können eine waffenfähige Mannschaft zu 20.000 Köpfen aufstellen, die auch zum Theil in russisch-kaiserlichen Diensten stehen; ihre Waffen sind Pfeile, Bogen und Lanzen; von Religion sind sie Muhamedaner; Viehzucht, Jagd und Bienenzucht ist ihr Hauptgewerb; und ein aus Pferden oder Cameel-Milch bereitetes Getränke, **Kumüs** genannt, lieben sie außerordentlich.

Basedow (Johann Bernhard), der Sohn eines Haarkräuslers. Er wurde im J. 1723 zu Hamburg geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und vollendete seine Studien in Leipzig. Von hier ging er als Hauslehrer ins Holsteinische. Im J. 1753 wurde er Professor der Moral und der schönen Wissenschaften zu Sorol, und im J. 1761 Lehrer am Gymnasium zu Altona. Basedow kannte die **Fehler** der häuslichen und öffentlichen Erziehung. Er hatte zum Theil selbst darunter gelitten. In seiner **practischen Philosophie**, welche im Jahre 1758 erschien, gab er schon Beweise, wie viel er über bessere Erziehung gedacht hatte. Aber Druck theologischer Intoleranz, und mehr als Alles, die Erscheinung des **Emil von Rousseau** (1762) begeisterte ihn auf einmal mit dem Gedanken, der Reformator des Erziehungswesens von Deutschland, wo möglich von ganz Europa zu werden. Welchen Freund der Jugend hätte denn auch ein so originelles Product nicht anziehen sollen? Wer kann ein früheres Buch aus der pädagogischen Literatur nennen, in welchem neben allen Uebertreibungen, Chimären, Einseitigkeiten und dem Mißbrauch

Digitized by Google

so nahe liegenden Grundsätzen — dennoch tiefere Kenntniß der Kinderseelen, mehr practische Philosophie und reinere Sittlichkeit vereinigt, oder verjährte Erziehungsthorheiten und Erziehungsgründe mit einer siegendern Beredsamkeit gerügt wären? Locken's Gedanken über Erziehung, die er am Ende des 17ten Jahrhunderts schrieb, wirkten, wie Erinnerungen eines freien, aber ruhigen, Denkers immer wirken, wohlthuend, aber sanft und ohne Enthusiasmus zu erwecken. Rousseau's Emil war das Product eines pädagogischen Genies, ein Meteor, das blenden und irre führen, aber zugleich Regionen aufhellen kann, in welche nur selten das gemeine Auge dringt. — War der Emil gleich kein deutsches Werk, so darf doch die Geschichte seiner nicht vergessen, da er auf Deutschland eben so mächtig, als auf Frankreich und England gewirkt hat. Basedow verläugnete es nie, wie er aus Rousseau geschöpft, und das Geschöpfte mit eigenen Ideen vereinbart hatte. Daneben setzte er einen großen Werth auf den merkwürdigsten Pädagogen des siebzehnten Jahrhunderts, Amos Comenius, dessen Grundsätze über Didactik er fast ganz zu den Seinigen machte. Was bei diesem und bei Rousseau Theorie geblieben war, das hoffte er zu realisiren. Einen Erziehungscodex hielt er für das nächste Bedürfniß, in welchem Alles zu finden wäre, was bis ins 15. Jahr zur Unterweisung und Bildung des jungen Weltbürgers verlangt werden kann. Er kündigte sein Elementarwerk an, und foderte das Publikum auf, die Kosten herbeizuschaffen. Das Publikum that weit mehr, als die Freunde des Unternehmens erwarteten. Das Vertrauen auf das, was für Erziehung durch Schriften und Anstalten geleistet werden sollte, setzte Basedow in Besitz — zwar nicht von den verlangten 30.000 Rthlrn. — aber doch wenigstens von 15.000 Rthlrn., wozu Kaiser, Könige, Fürsten und Privatpersonen beitrugen. Was der edle Franz von Dessau durch Schutz, Beistand und Geld für die von ihm gehoffte Veredlung der künftigen Generation in bessern Schulen, aus reinem Interesse für das Gute that, und oft genug getäuscht, dennoch zu thun nicht unterließ, mußte ihn allein schon den besten Fürsten Deutschlands zugesellen. Das Elementarwerk erschien auch wirklich (1773), unter dem Lobe und dem Tadel der Zeitgenossen, in drei Sprachen, in deutscher, französischer und lateinischer, mit hundert Kupfern. Die gemalte Welt des alten Comenius stand, neu geschaffen und verschönert, da. Die Jugend sollte sich vermittelst dieses Werkes mit einer Fülle von Gegenständen aus der wirklichen Welt befreunden; sie sollte ihr Auge an diesen Gegenständen angenehm ergötzen, und dadurch sollte zugleich der Weltbürgersinn in ihr entwickelt werden. — Weltbürgersinn war das höchste Ziel, das Basedow bei seiner Erziehungsmethode beabsichtigte. Die Musterschule dieser Methode wurde im J. 1774 zu Dessau, wohin der Fürst Franz ihn seit 1771 berufen hatte, im philanthropischen Erziehungsinstitut eröffnet. Walke, der erste, thätigste, unverdrossenste, oft verkannte, Gehülfe Basedow's, arbeitete am meisten. Der Stifter desselben dauerte nur wenige Jahre dabei aus, und die Direction oder Curatel wechselte zuweilen Jahr um Jahr. Ohne diesen unaufhörlichen Wechsel, der aus innerer Disharmonie entstand, und Mißvergnügen von allen Seiten zur Folge haben mußte, würde es, da so manche achtungswerthe Männer von Zeit zu Zeit daran arbeiteten, noch jetzt bestehen. Aber schon im Jahr 1793 wurde die Mutteranstalt aufgelöst; jedoch hinterließ sie zahlreiche Töchter, welche der Mutter schnell über den Kopf wuchsen. Als Basedow auch das Institut verlassen hatte, suchte er dennoch durch pädagogische und philosophische Schriften seinen Ideen einen immer größern Wirkungskreis zu verschaffen. In Verbesserung der Erziehung hat er die Bahn gebrochen. Uebrigens hat er sich noch das zweideutige Verdienst, die damals in Deutschlands Gauen Wurzel fassende Aufklärung befor-

Digitized by Google

dert, so wie das Unverdienst erworben, die heiligen Reste des Alterthumes herabgewürdigt zu haben. Er starb im Jahr 1790 zu Magdeburg. S. d. A. Philanthropinismus.

Basel, die größte Stadt in der Schweiz, wohl gebauet, mit 15.000 Einw., sie liegt am Einfluß der Birs in den Rhein, und dieser theilt die Stadt in die größere und kleinere, welche beide durch eine 715 rheinische Fuß lange Brücke in Verbindung stehen. Die Stadt selbst liegt 950 Fuß über der Nordsee; der Kai, wo die Rheinschiffe anlegen, ist ihr niedrigster Punkt, dieser liegt gleichwohl wagerecht mit der Spitze des Straßburger Münsterthurmes. Hieraus erhellet der mächtige Fall des Rheins in der kleinen Entfernung von 30 Stunden. Basel war die Wiege berühmter Männer, eines Oecolampadius, Grynäus, Burtorf, Wetstein, Hermann, der Bernoulli's, eines Euler und Iselin, so wie die dortige Domkirche das Grabmal des gelehrten Erasmus enthält. Merkwürdig ist diese Stadt durch die 1431 — 1444 hier gehaltenen Kirchenversammlung, durch den nach dem Schwabenkriege 1499 zwischen der Schweiz und Kaiser Maximilian I. und 1795 zwischen Preußen und Frankreich abgeschlossenen Frieden; durch ihre Gemälde-, Kunst- und Naturaliensammlungen, durch das schöne Zeughaus, und das prächtige Münster; durch die Gesellschaft zur Beförderung und Aufmunterung des Guten und Gemeinnützigen, von Iselin gestiftet, durch die schöne Universitäts-Bibliothek, durch die Bibelanstalt, die hier mit stehenden Lettern gedruckt werden, so wie durch seinen Handel, Fabriken, Bleichereien und Färbereien.

Basileos, der Schmauskönig, war bei den Griechen die nämliche Person, welche die Römer Rex convivii, Magister bibendi nannten, und welche dieses lustige Amt durch das Loos erhielt. Er gab Vorschriften beim Trinken, und achtete darauf, daß jeder die ihm bestimmte Portion Wein austrank. Sein Geschäft war nicht, zur Unmäßigkeit im Trinken und zu den dabei gewöhnlichen Ausschweifungen aufzumuntern, vielmehr sah er auf Ordnung und Regelmäßigkeit bei dem Gastmahl. Er gab durch sein Verhalten und seine lehrreichen Gespräche, die er selbst führte, oder doch veranlaßte, ein gutes Beispiel, und seinen Vorschriften mußten sich alle Gäste unterwerfen. Daher sagt Cicero in seinem Cato: Magisteria illa me valde delectant, et is sermo, qui more majorum adhibetur in poculo, d. i. jene Oberaufseherschaft, und jene Unterhaltung, die nach althergebrachter Sitte bei unsern Gelagen üblich ist, behagen mir ungemein. — Der Jactus basilicus war beim Loosen um das Amt des Schmauskönigs derjenige glückliche Würfelwurf, wodurch man dieses Amt erhielt, und der auch wohl Jactus venerius hieß; nämlich auf den Seiten dieser Würfel befanden sich verschiedene Abbildungen, von denen das Bild der Venus oder des Herkules die glücklichen Seiten bezeichnete.

Basilica. Diese, mit außerordentlicher Pracht aufgeführten, öffentlichen Gebäude wurden erst, wie uns Livius berichtet, nach Beendigung des zweiten punischen Krieges erbauet. Porcius Cato ließ als Censor zuerst ein solches Gebäude aufführen. Mit der Zeit wuchs die Anzahl der Basiliken in Rom bis auf 21, worunter sich einige befanden, welche 100 Fuß breit und 1.000 Fuß lang waren. Vitruvius, Roms berühmtester Architekt, baute selbst unter Augustus eine solche Basilika, und er hat uns zugleich eine umständliche Beschreibung darüber geliefert. Diese Basiliken waren längliche Vierecke, mit prachtvollen Säulengängen, und den herrlichsten Statuen geziert, die man als Beute aus dem eroberten Corinth in Menge hier aufgepflanzt hatte. Hier war der Platz, wo die feine römische Welt zusammenströmte, wo die jungen Redner sich im Declamiren übten, wo sich die Clienten mit ihren Patronen und Sachwaltern über ihre Rechtshändel unterhielten, und

Digitized by Google

wo die römischen Galanteriehändler des Orients blendende Pracht dem Auge der Zuschauer entfalteten. In den Basiliken waren verschiedene Gerichtssäle, um die vielen Händel, welche an diesen Plätzen vorfielen, gleich zu schlichten. Die Fora (Marktplätze) wurden durch diese Prachtgebäude verdrängt. Kaiser Constantin der Große räumte den Christen verschiedene dieser Basiliken zu Bethäusern ein; als nun in der Folge selbst Kirchen erbauet wurden, so behielt man die Bauart und Form dieser Basiliken bei; selbst die Kirchen, welche späterhin im gothischen Style erbauet wurden, tragen noch jetzt das Gepräge der Nachahmung der alten Basiliken; ihre sogenannten Kreuzgänge vertreten die Säulenhallen derselben. Hierin liegt auch die Ursache, daß man die angesehensten Kirchen Basiliken nannte, und noch nennt.

Basilides-Steine sind eine Art antiker geschnittener Steine oder Gemmen, die man auch Abraxas nennt. Sie heißen so, weil im zweiten Jahrh. die Anhänger der Sekte des Basilides sich ihrer als Amulete bedienten. Man findet auf ihnen häufig die Worte: Abraxas, Mithras, Adonai; sie haben die Form von Scarabäen, mit Vorstellungen von sogenannten Chimären oder zusammengesetzten Figuren von menschlichen und thierischen Gliedern. L'Heureux unter dem Namen Macarius und Chifflet haben vorzüglich hierüber geschrieben. So ungereimt uns Abendländern auch diese Vorstellungen scheinen mögen, so sind sie doch nichts weniger, als unbedeutend, weil sie noch Ueberreste der alten Cosmogonie des Morgenlandes darbieten, und uns richtige Ansichten über den Gottesdienst der Chaldäer und Aegyptier geben; denn die Meisten, besonders jene, die man bei Agostino antrifft, sind nichts anders, als Abbildungen des höchsten Wesens. Die anscheinend widersprechende Zusammenstellung von Menschen- und Thiergliedern sind übereinstimmender, als man glaubt, und bedeuten weiter nichts als göttliche Eigenschaften in einer Art von Tautologie, die dem Oriente eigen ist; denn die Peitsche, der Hahnen- und Löwenkopf, der Schlangenfuß, der Phallus sind, wie wir sogar aus Plutarch wissen, der doch alles so sehr präcisirt hat, Ausdrücke und Benennungen für den Allerzeuger und Regierer.

Basilienkraut (gemeines). Sein Vaterland ist Indien und Persien. Es erzeugt sich im Frühjahr aus Saamen. Die Töpfe mit dieser Pflanze pflegt man in Schaalen mit Wasser zu setzen, damit sie nie austrocknen. Es giebt schöne Spielarten davon, z. B. jene mit dem Nesselblatte, mit dem schwarz-braunen, auch aufgeblasenen Blatte u. s. w. — Eben so das Zimmetduftige, auch Mönchsbasilie genannt, welches in Indien und auf Zeylon einheimisch ist. Alle Arten der Basilie zeichnen sich durch einen höchst angenehmen Geruch aus. Sie verlangen eine lockere und nahrhafte Erde; eine Wärme von 10—20 Graden, und lieben nur bei sehr warmen Sommertagen die freie Luft.

Basilisk, eine Eidechsenart. Er lebt in Amerika und Ostindien auf Bäumen, wird anderthalb Fuß lang, ist bläulichgrau und weißgefleckt, und hat einen Kamm auf dem Kopfe, den er aufblähen kann, hat häutige Kehllappen und eine ähnliche Rückenflosse. Vermittelst der ausgespannten Rücken- und Kopfhaut kann er von Zweig zu Zweig springen, und zugleich ziemlich schwimmen. Er ist nicht giftig, noch weniger tödtet sein bloßer Anblick, wie ehemals die Fabel von ihm erzählte.

Basilius, der Heilige, mit dem Beinamen des Großen, wurde gegen das Ende des J. 329 zu Cäsarea in Cappadocien geboren. Sein Vater war wegen seiner Tugend und Beredsamkeit allgemein geschätzt. Seine Mutter Emilia wird von Gregorius von Nazianz die Säugamme der Armen genannt. Sie hat zehn Kinder geboren, von welchen drei Söhne, der h. Basilius, der h. Gregorius von Nissa und der h. Peter von Se-

Digitized by Google

bastus, zur bischöflichen Würde gelangten. Als Basilius von seinem Vater den Unterricht in der Sprachlehre erhalten hatte, begab er sich nach Cäsarea und Constantinopel und später nach Athen, um seine Studien fortzusetzen. In dieser letzten Stadt trat er in einige Freundschaftsverhältnisse mit dem h. Gregorius von Nazianz. Darauf kehrte er nach Cäsarea zurück, und vertheidigte mehrere Rechtshändel mit siegender Beredsamkeit. Allein bald ward ein Ekel vor gerichtlichen Verhandlungen, ein Ueberdruß an der Welt und ihren Freuden in ihm angeregt. Er begrub sich in die Einöden der Provinz Pontus, wohin seine Schwester Macrina und seine Mutter Emilia sich bereits zurückgezogen hatten. Diese heilige Gesellschaft rechnete es zu ihrem Ruhme, von der Welt unbekannt zu bleiben, zu ihren Freuden, zu dulden und zu tragen, und zu ihren Reichthümern, alle Erdenschätze zu verachten. Doch Gregorius von Nazianz und mehrere Andere kamen in diese Einöden, um sich zur Tugend zu bilden. Basilius schrieb ihnen zu verschiedenen Zeiten seine Ansichten zu, welche von der großen Mehrheit der Mönche als Regel angenommen wurden, und woraus die Stifter der abendländischen Klöster viele Punkte ihrer Verfassungen geschöpft haben. Nach dem im J. 369 erfolgten Tode des Bischofs von Cäsarea wurde Basilius gegen seinen Willen zu dessen Nachfolger erwählt. Der Kaiser Valens, ein rasender Anhänger der Arrianer, wollte ihn zu dieser Sekte hinüber ziehen. Er sandte ihm Modestus, den Präfecten des Orients, zu, um ihn sowohl durch Versprechungen, als durch Drohungen zu gewinnen; allein nichts vermochte seine Standhaftigkeit zu erschüttern. Der Präfect, der eben so überrascht, als erbittert war, sagte ihm, er habe zu fürchten, man würde ihm Güter, Freiheit und sogar das Leben nehmen: „Alles dieses macht keinen Eindruck auf mich," erwiederte Basilius, „denn wer nichts besitzt, ist vor aller Plünderung gesichert. Was die Verbannung betrifft, so giebt es keine für mich, die ganze Erde ist eine Verbannungsstätte, und nur der Himmel ist mein Vaterland. Und in Ansehung der Folterschmerzen, welche Herrschaft können diese über mich ausüben, da ich, so zu sagen, keinen Körper habe, um sie zu ertragen? nur der erste Schlag würde treffen; und den Tod, den betrachte ich wie eine Gnade, weil er mich zu Gott, dem ich allein lebe, eher geleiten wird." Modestus gerieth ob dieser Rede in noch größeres Staunen, und schrie mit lauter Stimme, daß noch Niemand es gewagt habe, so keck mit ihm zu reden. — „Vielleicht auch," versetzte Basilius, „haben Sie noch nie mit einem Bischofe gesprochen." — Eine Antwort voller Kraft, würdig des bischöflichen Karakters, welche Seelenhirten nie aus dem Auge verlieren müßten, und die, wofern sie ihnen in schwierigen Zeitumständen immer zur Richtschnur gedient hätte, die Kirche vor all' den Drangsalen würden bewahrt haben, welche durch Schwäche, Kleinmuth, und Menschenfurcht auf der heiligen Braut Jesu Christi gelastet haben. Die Ungläubigen der heutigen Zeit haben ihm ein Verbrechen daraus gemacht, daß er den Befehlen des Kaisers Widerstand geleistet hat; hätte er sich denselben gefügt, dieselben Richter würden ihn der Feigheit gezieben haben. Basilius Langmüthigkeit entwaffnete ein Zeitlang den Zorn des Kaisers Valens. Die Arrianer boten Alles auf, seine Verbannung zu erwirken, und dieser schwache Fürst willigte darein. Als er den Befehl unterzeichnen mußte, brach, der Sage nach, die Feder in seinen Händen; er nahm eine andere, und konnte keinen Buchstaben mit derselben schreiben; er machte den Versuch mit einer dritten, die ebenfalls brach; jetzt zitterte ihm die Hand, und von Furcht ergriffen, zerriß er das Papier, widerrief den Befehl, und ließ Basilius in Ruhe. Der h. Bischof bot nun alle Kräfte auf, um die Mißhelligkeiten zu beschwichtigen, welche die Kirchen des Abend- und Morgenlandes wegen Meliciusund Paulinus, welche

Digitized by Google

alle beide Bischöfe von Antiochia waren, in Zwietracht gestürzt hatten. Er starb im J. 379. Er war sehr groß und dürre, und durch das fortgesetzte Fasten hatte er seinen Körper, besonders in seinen letzten Lebensjahren, so klapperdürre wie ein Knochengerippe gemacht. Er hatte eine denkende Miene, und sprach sehr langsam. Sein Eifer wurde von der Klugheit gezügelt. Einige Richter, die sich von der Ueberlegenheit des Augenblicks hinreißen ließen, haben sie zuweilen Schwäche genannt; allein die Beispiele, die wir oben angeführt haben, sind wohl keine zweideutigen Beweise seiner Karakterfestigkeit. Die Spanier Garnier und Prudens Marnan haben eine sehr schöne Ausgabe seiner Werke gegeben mit einer altrömischen Uebersetzung in 3 Foliantеn im J. 1721 und folgg. Seine Schriften bestehen aus Homilien oder Predigten, Briefen, Erklärungen und moralischen Abhandlungen. Alles athmet eine Reinheit, eine Zierlichkeit, welche die Einöde nicht verwischen konnte. Seine Schreibart ist erhaben und majestätisch, seine Erörterungen tief durchdacht, seine Gelehrsamkeit bewundernswerth. Seine Schriften wurden von der ganzen Welt, sogar von den Heiden, gelesen. Er wurde mit den berühmten Rednern des Alterthums verglichen, und kann den ausgezeichnetsten Vätern der Kirche an die Seite gesetzt werden. Der Orden des h. Basilius, der älteste aller religiösen Orden, hat, nach der gemeinen Meinung, seinen Namen von diesem heiligen Lehrer erhalten.

Basis. 1) In der Geometrie nennt man Basis oder Grundlinie die ungleiche Seite im gleichschenkeligen Dreiecke. Auch nennt man Grundlinie die Seite eines Dreiecks oder Parallelogramms, worauf man sich das Dreieck oder Parallelogramm als errichtet vorstellt. 2) In der Metrik kommt auch der Ausdruck: Basis vor. Hermann bezeichnet damit den Trochäus im Anfange äolischer Verse, den er als einen unrhythmischen Ansatz betrachtet, und statt dessen, nach den alten Grammatikern, auch andere zweisylbige Füße vorkommen, und, nach Hermann selbst, auch der Tribrachys, Daktylus und Anapästus geduldet werden können. — 3) Basis, Grundlage, bezeichnet in der Chemie den Körper, der, seinem Verhalten nach, der Säure entgegengesetzt ist, und sich mit derselben zu einer neutralen Verbindung vereinigt. Deßhalb begreift man darunter alle Alkalien, Erden und Metalloxyde. Dieser Ausdruck wird noch überdies bezogen auf die Metalle, rücksichtlich ihrer Verbindung mit Sauerstoff zu Oxyden, oder auf andere körperliche Stoffe, welche, mit einer großen Menge Wärmstoff verbunden, Luft- oder Gasarten zusammensetzen, wo denn entweder das Metall die Base des Oxydes, oder der Körper die Base der Luftart ist. — 4) Basis heißt in der Baukunst jeder Theil, der einen andern trägt, insbesondere der Fuß einer Säule. Jede Säulenart hat ihren eignen Fuß. Der toskanische Säulenfuß besteht aus einem Würfel über der Plinthe oder der ganz platten Basis; der dorische hat einen Kranz dabei; der jonische hat einen großen Würfel über zwei schmalen Rinnleisten, welche durch zwei Kränze getheilt sind; der korinthische hat zwei Würfel, zwei Rinnleisten und zwei Kränze; der römische hat einen Kranz weniger als der korinthische. Ueber den attischen Säulenfuß s. diesen Art.

Baskerville (Johann), ein berühmter englischer Buchdrucker und Kupferstecher, geboren im J. 1706 zu Wolverley in der Grafschaft Worcester, starb den 18. Januar im J. 1775 zu Birmingham, einer Stadt Englands in der Grafschaft Warwich. Er gab seine Schullehrerstelle auf, und ward Buchdrucker. Er stach und goß seit dem J. 1750 seine Buchstaben, und gab ihnen eine hohe Kunstvollkommenheit. Das Auge der Buchstaben ist rein und schön. Seine vorzüglichsten Ausgaben zeichnen sich noch durch eine edle Einfachheit aus, sie sind ohne Buchdruckerstöcke, Kupferstiche,

Digitized by Google

ohne verzierte Anfangsbuchstaben und sonstiges überflüssiges Geschnörkel; jedoch sein Orlando furioso d. h. wüthender Roland, der im J. 1775 in 4 B. erschien, hat deren. Geschätzt und gesucht sind seine Ausgaben von Virgilius, Horatius, Terentius, Catullus, Lucretius, Juvenalis, Persius, Sallustius, Florus, und der englischen Bibel, welche auf Kosten der Universität von Cambridge gedruckt wurde. Nur ist zu bedauern, daß dieses herrliche Werk in Folio auf zu dünnem und durchsichtigem Papier gedruckt ist, so daß der Widerdruck durchscheint. Die literärische Gesellschaft, welche im J. 1785 eine Ausgabe von Voltaire's Werken veranstaltete, kaufte die Matrizen von Baskerville. So viel Geschmack Baskerville auch für das Schöne hatte, und so vorurtheilsfrei auch sonst sein Kopf war, so hatte er doch wie ein ächter Engländer eine seltsame Whim, die nämlich, in jeder Art der Gottesverehrung nur bethörenden Aberglauben zu erblicken. In seiner letztwilligen Verfügung machte er die Verordnung, seine sterbliche Hülle weder auf einen geweihten Ort, noch unter kirchlichen Gebräuchen zu beerdigen, sondern dieselbe in einer auf seinem Gut erbauten Pyramide beizusetzen.

Basrelief, halb erhobene Arbeit. Man bezeichnet mit diesem Namen in der Kunstsprache plastische Werke, die sich über ihre Grundfläche nur zur Hälfte, zuweilen mehr oder weniger, erheben. Ihm entgegengesetzt ist das Hautrelief. Unter den übriggebliebenen Werken alter griechischer und römischer Kunst findet sich noch eine große Menge, zum Theil vortrefflicher, Basreliefs, größtentheils aus Marmor oder Erz, auf Dreifüßen, Altären, Grabmälern, Urnen, Säulen und Triumphbogen. Die noch in Rom vorhandenen Säulen des Trajan und Antonin, so wie die Triumphbogen des Titus, Septimius Severus und Constantin sind mit Arbeiten dieser Art geziert. — Bei der Stellung der Hauptfiguren in den Basreliefs muß der Künstler die Wirkung des Lichts genau zu berechnen wissen, damit die Hauptpartien desselben auch der Hauptfigur zu Theil werden, damit durch Kleinigkeiten nicht magere und harte Schatten entstehen, und die Harmonie des Werkes nicht zernichtet werde. Eben so sehr hat sich der Künstler vor Verkürzungen zu hüten; denn in der Nähe ist, in Rücksicht des Zuschauers, keine Verkürzung natürlich. In den Hintergründen hingegen sind die Verkürzungen an ihrer Stelle, und befördern das Hervorspringen der Figuren; nur müssen diese nicht zu sehr an den Hintergrund befestigt scheinen, weil der Horizont desselben dadurch verrückt und falsch würde, und die Figuren ihre Proportion verlieren würden. Die Figuren des zweiten und dritten Grundes müssen nicht nur in gehörigem Maaße kleiner gehalten, sondern der Ausdruck derselben darf auch nicht so ganz genau angegeben, so wie die ganze Behandlung überhaupt den Gesetzen der Luftperspective muß untergeordnet seyn. Vorzüglich hüte man sich, daß um die Figuren her nicht allenthalben ein gleich scharfer Rand laufe, dieses benimmt ihnen alle anscheinende Erhöhung und Entfernung, und ist Ursache, daß sie wie aufgeklebt und platt gedrückt aufeinander erscheinen. Daher müssen sie am Rande gehörig abgerundet, und in der Mitte hinlänglich erhoben erscheinen. Die Behandlung der Stoffe, ob sie matt, körnigt oder poliert gearbeitet sind, wird, so wie die Lokalfarben, in der Malerei, ein sehr geschicktes Hülfsmittel an die Hand geben, Schatten, Lichter und Reflexe zu bilden. — Die noch erhaltenen Basreliefs der Alten sind uns ungemein behülflich in der Aufklärung der Geschichte der Heroenzeit und ihrer Costüme. Maffei macht die meisten zu römischen Sujets; Winkelmann hingegen will sie bloß in den Cyclus der ältern griechischen Götter- und Heldengeschichte einschließen, die sich mit Homeros endigt; zwischen beiden dürfte wohl so ziemlich die Mittelstraße zu halten seyn.

Digitized by Google

Außer den geschnittenen Steinen haben wir übrigens wenige Basreliefs, die unter die Meisterstücke der Alten zu zählen wären. Die meisten auf Sarkophagen, Lucernen und Vasen vorkommenden scheinen größtentheils Copien herrlicher Originale zu seyn. Was die Erklärung der Basreliefs der Alten mitunter sehr schwierig macht, ist der Umstand, daß auch hier die Betrügerei ihren Spielraum gefunden hat; oft nämlich stößt man auf Basreliefs auf Tafeln, die aus mehr als einem, oft sehr heterogenen Stücken geschickt zusammengesetzt sind. Was soll hier der Gelehrte machen, dem solche unsinnige Flickereien zur Erklärung dargeboten werden? Uebrigens kann sich der Künstler über Arbeiten dieser Art in den Werken eines Bernini, Legros und Algardi, alle drei große Meister in diesem Fache, gehörig Raths erholen.

Bassa, Pascha oder Bascha, ein vornehmer Civil- und Kriegsbeamter der Pforte. Unter diesem Worte, welches Oberhaupt bedeutet, versteht man auch den Großvezier. Die andern Bassa's, welche meistens Statthalter der Provinzen sind, die sie fast unumschränkt beherrschen, werden nach ihrem Gebiete, das man Paschalik nennt, von einander unterschieden. Ein geringerer hat zwei, ein höherer drei Roßschweife, welche auf langen Piken an goldnen Knöpfen befestigt, die Stelle der Fahnen (Tugs) bei den Türken vertreten. Einst nämlich soll ein türkischer Feldherr in einer Schlacht, als der Feind die Fahnen erobert hatte, einem Pferde den Schwanz abgehauen, ihn auf eine Stange gesteckt, und dadurch seine Soldaten in Ordnung erhalten haben. Aus Höflichkeit wird jede angesehene Person am Hofe des Großherrn Bassa genannt. Auf den Bassa folgt im Range der Bey, auf diesen der Sandschak. Da die Bassen eine große Gewalt ausüben, so haben sie auch Mittel und Wege, nach türkischer Art, große Reichthümer zusammen zu scharren. Gleichwohl ist von Seiten des Hofs dafür gesorgt, daß der kaiserlichen Schatzkammer dadurch nichts entgehe; denn weder ihre Würde noch ihr Vermögen ist erblich; nach ihrem Tode, den gewöhnlich entweder die seidene Schnur oder das Schwerdt gewaltsam herbeiführt, fällt Alles dem Sultan anheim. Die Kinder eines Bassa können, wenigstens so lange der Vater lebt, zu keinem ansehnlichen Posten gelangen, höchstens werden sie als Schiffscapitains angestellt. Ist aber der Vater todt, so kann sich der Sohn von dem Gelde, das er allenfalls heimlich in Sicherheit gebracht hat, auch eine bedeutende Stelle kaufen; und so kommt, wie gesagt, am Ende Alles wieder in den kaiserlichen Schatz.

Bassano, eine Stadt in der venetianischen Delegation Vicenza, am linken Ufer der mittlern Brenta, auf der Straße von Trient durch den Paß Kofel nach Italien. Sie hat einen trefflichen Wein- und Olivenbau. Eine 182 Fuß lange steinerne Brücke verbindet sie mit dem Flecken Vicantino. Merkwürdig ist sie durch ihre Woll- Seiden- und Strohhutfabriken, durch ihren Leder- Bilder- und Weinhandel, so wie durch die treffliche Buchdruckerei von Remontini mit zahlreichen Pressen zu Prachtwerken, Kupferstichen und marmorirtem Papier. Sie ist der Geburtsort der Bassanen (Maler aus Titians Schule, und des berühmten Aldus Pius Manutius (Manuzzi), gestorben 1516. Unter Buonaparte gehörte die Stadt zum Dep. des Tagliamento, und ward zu einem Herzogthume für seinen Minister Maret erhoben. Eine andere Stadt dieses Namens, auch Bassanello genannt, in der Delegation Viterbo, am See Bassano, aus dem sich der Barca (ehemals Cremera, bekannt durch die Niederlage der Fabier) ergießt, ist mit obigem Bassano nicht zu verwechseln.

Bassanus (die Rothgans), eine Art großer Seevögel, weiß, mit schwarzen Schwungfedern und schwarzem Schweife; sie geht besonders den Zügen

Digitized by Google

der Häringe und Sardellen nach; ſie iſt am häufigſten in Nordamerika und im Norden von Europa, beſonders auf Schottlands Inſeln, namentlich auf Baß, woher ſie auch den Namen erhalten, zu Hauſe. Das Merkwürdigſte an dieſem Vogel iſt, daß er die Hauptnahrung der dortigen armen Inſulaner ausmacht; ſeine Eier und Jungen werden in zahlloſer Menge aus den faſt unzugänglichen Klippennestern geholt. Die Weiber tragen Schuhe aus ſeiner abgeſtreiften Haut, die freilich nur für die Dauer von etwa 5 Tagen dieſen Dienſt leiſten, aber auch durch neue augenblicklich wieder erſetzt ſind. Eben ſo ziehen ſie aus den Federn dieſes Vogels nicht geringen Vortheil, wie denn auch ſeine Neſter den dürftigen Bewohnern zum Theil die Feuerung erſetzen.

Baſſompierre (Franz von), Marſchall von Frankreich und General-Colonel der Schweizer, wurde im Schloſſe Haruel in Lothringen im J. 1579 geboren. Seinen erſten Unterricht genoß er an verſchiedenen Orten und unter verſchiedenen Meiſtern. Er weihte ſeine Muſe der Philoſophie, der Arzneikunſt und der Rechtsgelehrſamkeit mit ſolchem Feuereifer, daß ſeine Lehrer ihn von der Arbeit reißen mußten. Im Geleite ſeines Bruders und eines Hofmeiſters bereiſte er Italien, und im Königreich Neapel vollendete er ſeine Erziehung, indem er von den beſten Meiſtern Tanzen, Fechten, Schwimmen und die Befeſtigungskunſt lernte. Er verlor ſeinen Vater und kehrte nach Lothringen zurück. Seine Mutter machte einige Familien-Anordnungen, und zog mit Baſſompierre, deſſen Bruder und Schweſtern nach Paris, wo ſie alle zuſammen im J. 1598 ankamen. Der junge Baſſompierre wünſchte dem Könige, der damals zu Monceau war, vorgeſtellt zu werden. Er benutzte eine ſeinem Vorhaben günſtige Gelegenheit. Mehrere junge Leute vom Hof bereiteten ein Ballet, um den König zu unterhalten. Baſſompierre wurde, weil er ein guter Tänzer war, ebenfalls zu jenem Ballete gewählt. Dieſes wurde zu Meaux aufgeführt. Heinrich IV. fragte nach Baſſompierre, der durch Schönheit, Anmuth, Erziehung und Geiſt ſich auszeichnete. Er wurde ſogleich vorgeſtellt, und vom Monarchen huldreich empfangen. „Der König, ſagt er ſelbſt in ſeinem Tagebuche, nahm mich darauf bei der Hand, und ſtellte mich der Herzogin von Beaufort, ſeiner Geliebten, vor; ich küßte ihr das Kleid, und um mir Gelegenheit zu verſchaffen, ſie zu grüßen und zu küſſen, begab ſich der König auf eine andere Seite.“ Einige Zeit darauf, im Monat März des J. 1599, war der König zu Fontainebleau, und fragte ihn, welche Abſicht er gehabt habe, als er Lothringen verlaſſen habe, um ſich nach Frankreich zu begeben? — „Ich war nicht in der Abſicht gekommen, um in Ihre Dienſte zu treten, erwiederte Baſſompierre mit edler Freimüthigkeit, ſondern nur um einige Zeit in Frankreich zu verweilen, und mich dann an den ſpaniſchen Hof zu begeben. Er ſagte dem Könige ferner, Se. Majeſtät hätten ihn ſo gefeſſelt, daß er nicht anderswo einen Gebieter ſuchen werde, wenn der König ſeine Dienſte verlange; er würde ihm ſein Leben weihen. „Der König umarmte mich, fährt er fort, und betheuerte mir, ich könnte keinen beſſern Herrn, als er ſey, noch ſonſt Einen finden, der mehr für mein Glück und meine Beförderung thuen würde.“ — So wurde Baſſompierre am Hofe Heinrichs IV. eingeführt, wo er bald die Seele aller Feſte und Luſtbarkeiten wurde. Seine Gunſt, ſein Geſchmack an Liebe, Pracht und Spiel waren Urſache, daß die ausgezeichnetſten Perſonen beiderlei Geſchlechts ihn in ihre Zirkel zogen. Mit Auszeichnung diente er in allen Kriegen, welche Heinrich IV. führte. Er machte im J. 1602 ſeinen erſten Feldzug gegen den Herzog von Savoyen. Er war im Heere bei der Belagerung von Oſtende, zeichnete ſich in Ungarn aus, vorzüglich in einem Gefechte mit den Türken bei der Inſel Odon an der Do-

Digitized by Google

nau den 29. Septbr. 1603. Wegen seiner Tapferkeit erhielt er im J. 1614 den bedeutenden Posten eines General-Colonels der Schweizer und Graubündtner. Bei der Belagerung von Rhetel ward er von einer Musketenkugel verwundet. In den Bürgerkriegen, welche Frankreich unter Ludwig XIII. zerrissen, zeichnete er sich mit gewohnter Tapferkeit aus. Er wurde den 29. August 1622 zum Marschall von Frankreich ernannt, führte bei der Belagerung von La Rochelle ꝛc. den Oberbefehl, und bekleidete mehrere Gesandschaftsposten 1621 in Spanien, 1625 in der Schweiz und in England. Als der Cardinal Richelieu den König und Frankreich mit unumschränkter Macht beherschte, verfinsterte sich Bassompierre's Glückstern. Er mißfiel dem Cardinal, sey es wegen seiner witzigen Bemerkungen, oder seiner vertrauten Verbindung mit dem Herzog von Guise, und der Prinzessin von Conti, deren Liebhaber er war. Den 23. Febr. 1631 wurde er verhaftet und in die Bastille geführt, worin er 12 Jahre gefangen saß. Erst nach dem Tode des Cardinals, den 19. Jänner 1643, wurde er auf freien Fuß gestellt. Wenige Jahre darauf, den 12. Oktbr. 1646 starb er. Bassompierre hatte mehrmalen den Entschluß gefaßt, sich zu vermählen; allein alle Plane, die er in dieser Hinsicht machte, scheiterten. Seine Liebschaften waren vielleicht die wahre Ursache. Die Damen waren ihm ungemein hold. Er erzählt uns, er habe, ehe er in die Bastille gegangen sey, mehr als 6.000 Liebesbriefe verbrannt, um die Ehre der Damen zu decken, deren Gunst er genossen hatte. Maria von Balzac von Entragues, von welcher er oft in seinem Tagebuche spricht, und welche die Schwester der Marquise von Verneuil, der Geliebten Heinrichs IV., war, war auch lange der Hauptgegenstand seiner Neigung. Er hatte von ihr ein Kind, Ludwig von Bassompierre, der nachher Bischof von Saintes ward. Mademoiselle von Entragues erhob gegen ihn gerichtliche Klage auf Vermählung; der Rechtsstreit dauerte 10 Jahre; allein mit Standhaftigkeit wies Bassompierre alle eheliche Zumuthung zurück. Man erzählt, nach diesem Rechtsstreite sei sie ihrem ehemaligen Liebhaber im Louvre begegnet. Er grüßte sie; sie sagte ihm: „Mein Herr, Sie müßten mir die Ehrenbezeugung einer Marschallin erweisen lassen." — „Ha, Fräulein, antwortete er, warum nehmen Sie einen Kriegsnamen?" — Sie glaubte sich durch diese Antwort beleidigt, und schalt ihn den dümmsten aller Hofleute. „Freilich, versetzte Bassompierre, würde ich der Dümmste seyn, wenn ich den dummen Streich, Sie zu heirathen, gemacht hätte." Fräulein von Entragues ließ sich dennoch Frau von Bassompierre benennen. In der Bastille entwarf er mehrere Werke, welche, wie die meisten Memoiren, ein großes Licht über die Ereignisse der Vorwelt werfen. Er hat uns seine Lebensbeschreibung und die Geschichte seiner Gesandschaften in Spanien, der Schweiz und England hinterlassen.

Bassus (Aufidius), ein römischer Geschichtschreiber unter Tiber, der einige Bücher de bellis germanicis schrieb, die aber alle verloren gegangen sind. Quinctilian fällt ein rühmliches Urtheil von ihm. Seine Geschichte von den germanischen Kriegen setzte der ältere Plinius fort; aber auch diese Fortsetzung ist verloren gegangen.

Bast (Friedrich Jakob), Legationsrath des Großherzogs von Hessen, und correspondirendes Mitglied des Nationalinstitutes zu Paris, geboren um das Jahr 1772 in den Staaten des Landgrafen von Hessen-Darmstadt, empfing seinen ersten Unterricht von seinem Vater, dem Rector des Gymnasiums von Bureweiler. Darauf bezog er die Universität Jena, wo er die Vorlesungen der berühmtesten Professoren hörte. Sein erster Versuch in der Literatur war ein kritischer Kommentar über Platon's Gastmahl, welchem bald ein Specimen einer neuen Ausgabe des

Digitized by Google

Aristaenetus, Wien, 1796, folgte. Diese beiden Werke zeugen von gesundem Urtheil und tiefer Kenntniß der hellenischen Sprache, Als er zu Wien war, wurde er zum Legationssekretär von Hessen-Darmstadt auf dem Kongresse zu Rastadt, und darauf zu Paris ernannt. Er benutzte seinen Aufenthalt in Frankreichs Hauptstadt, um eine Menge griechischer Manuscripte zu vergleichen, und abschreiben zu lassen, und die Wichtigkeit seiner Entdeckungen läßt sich aus der epistola Critica, die er im J. 1805 an einen seiner Freunde schrieb, denken. Die Ausgabe von Gregorius von Corinth, im J. 1811 zu Leipzig von Schäfer herausgegeben, und mit Bemerkungen von Bast bereichert, ist ein neuer Beweis von Bast's wissenschaftlichem Verdienst. Vorzüglich geschätzt ist seine Abhandlung über Paläographie, ein Meisterstück von Gelehrsamkeit und Scharfsinn. Diese Arbeit muß insbesondere die Fortschritte der Wortkritik fördern, deren Gang sie sichert und erleichtert. Bast starb den 13ten November 1811.

Bastard. Dies Wort hat zwei Bedeutungen; bald bezeichnet es ein Geschöpf, das von zwei Wesen einer verschiedenen Gattung gezeugt ist, und die Karaktere beider Gattungen an sich trägt, wie Maulesel, Maulthiere u. s. w.; bald bedeutet es ein außer der gesetzmäßigen Ehe erzeugtes, sonst in Nichts von andern Menschen unterschiedenes, sogenanntes natürliches Kind. Die ersteren Geschöpfe haben in den Zeugungstheorieen unter den Physiologen viel Streitigkeiten veranlaßt. Sehr auffallend ist es auf jeden Fall, daß die Bastard-Säugthiere, die ihre Sexual-Organe eben so organisch entwickelt haben, als ihre Aeltern, dennoch eben so wenig die Fähigkeit haben, ihre Bastard-Gattung nun wieder fortzupflanzen, als alle andre Bastard-Geschöpfe in der Thier- und Pflanzen-Welt. Die Absicht der Natur hierbei ist leicht einzusehen; denn wenn sie allen Bastard-Gattungen wieder das Vorrecht gegönnt hätte, sich fortpflanzen zu dürfen, so würden sich die Arten und Abarten und Spielarten in's Unendliche vervielfältigen, und das ursprüngliche, in der Wesenreihe nothwendige Geschlecht, würde allmählig ganz daraus verschwinden, wenn nicht bestimmte Gränzen für seine Aufrechthaltung sorgten. — Was die zweite Bedeutung des Wortes Bastard betrifft, so hat sie mehr Werth in der Moral und Jurisprudenz, als in der Naturgeschichte des Menschen. Gewöhnlich müssen die unglücklichen Bastarde für Einen Augenblick büßen, in welchem sich ihre Aeltern gegen die Moral versündigt haben, und der Menschenfreund sieht es gewiß nur mit Betrübniß, wenn die menschliche Gesellschaft mit zurücksetzender Verachtung auf die natürlichen Kinder herabsieht, als wären sie aus unedlerem Thone gemacht! — Der schwache Mensch, der am Ende selbst bei günstigem Momente einem Bastard das Leben giebt, warum maßt er hier das Richteramt auszuüben sich an? — Für die Verachtung aber, welche die Bastarde leider! unverschuldet bei gesitteten Völkern erdulden müssen, hat sie meistens die Natur gerochen, indem sie ihnen eine Lebhaftigkeit des Geistes, und eine Genialität der Verstandeskräfte mitgab, um welche viele ihrer Verhöhner sie beneiden, und die so sehr oft das Eigenthum natürlicher Kinder sind. In feuriger, wenn gleich verbotener, Umarmung empfangen, scheint die Geistes-Exaltation der Aeltern im Augenblick ihres Entstehens dauernd in sie übergegangen zu seyn.

Bastarnen (Bastarnä), ein deutsches Volk, das sich von den Quellen der Weichsel bis nach den Karpathen und der Mündung der Donau zog, und theils da wohnen blieb, theils von da aus in Thracien und Macedonien einfiel. Von den Griechen wurden sie Celten genannt, weil jene gegen Norden hin keinen andern Völkerstamm, als die Celten, kannten. Die Römer trafen sie unter der Armee des Mithridates als Miethsoldaten und auf den Inseln der Donau an, und erkannten sie für Deutsche.

Digitized by Google

Bastide de Feuillans, Dorf mit einem ehemaligen Cisterzienser-Kloster im französischen Departement Obergaronne, Bezirk Muret. Das Kloster ward 1162 gestiftet, und erhielt 1585 vom Papst Sixtus V. neue Statuten für die von den Cisterzienfern abgesonderte Congregation. Sie nahmen den Namen Feuillans von einem wunderthätigen Marienbilde an, das mit Baumzweigen und Blättern umgeben war. Auch andre Klöster wurden unter dem Namen der Feuillans gestiftet, z. B. bei Toulouse. In der französischen Revolution erhielt 1791 die gemäßigte Partei, welche die Constitution von 1789 gegen die Jacobiner vertheidigen wollte, von diesen aber 1792 unterdrückt wurde, ihren Namen von der Kirche der Feuillans zu Paris, in der sie ihre Versammlung hielt.

Bastille hieß sonst ein kleines, mit Thürmen befestigtes Schloß, wie die berüchtigte Bastille in Paris war. Der Bau derselben, wozu der Stadtmajor Hugo Aubriot den ersten Grundstein legte, wurden im J. 1369 auf Befehl Karls V. zur Vertheidigung der Stadt gegen die Engländer angefangen, und im J. 1383 unter der Regierung seines Nachfolgers vollendet. Sie hatte die Gestalt eines langen Vierecks, bestand aus ungefähr 6 Fuß dicken Mauern, war mit 8 runden von einander entfernten Thürmen versehen, mit einem Wall und Graben umgeben, und wurde von der Regierung zu einem Gefängnisse für Staatsverbrecher, oder vielmehr zu einer Art von politischer Inquisition gebraucht. Voltaire, Linguet, die eiserne Maske, saßen eine Zeitlang darin. Vor der Revolution wurde der Name „Bastille" im In- und Auslande nie ohne Abscheu ausgesprochen. In dem Supplement zur Encyclopaedia Brittannica wird gesagt, daß, da man die Bastille als ein Werkzeug der ordentlichen Polizei betrachtete, nicht bloß Staatsminister und Magistratspersonen, sondern auch untere Beamte, die Gewalt hätten, Jedermann nach Gefallen in die Mauern dieses Gefängnisses einzusperren! Daß die Regierung die Gewalt hatte, diejenigen, welche notorisch ihr gefährlich waren, in der Bastille einzuschließen, kann man rechtfertigen; wenn es aber wahr ist, daß sie jedem Unterbeamten erlaubte, seinen Bannstrahl auf solche, denen er nicht wohl wollte, zu schleudern, so muß dieses das Gefühl von Recht im höchsten Grade beleidigen. Die Bastille wurde zu Anfang der Revolution den 14ten Juni 1789 vom Volke erstürmt und zerstört, der Gouverneur derselben, Marquis de Launay, aber vom Pöbel ermordet. Man fand in der Bastille nur sieben Gefangene. Ihr Platz hieß seitdem der Freiheitsplatz. Unter Buonaparte zählte man im J. 1813 in den Pariser Gefängnissen überhaupt mehr als 5.000 Gefangene; und es gab nach der geheimen Polizei Napoleons, acht verschiedene Klassen von Staatsgefangenen, die in mehrern Schlössern des Reichs eingesperrt, und größtentheils vergessen waren.

Bastonade, eine bei den Türken übliche Leibesstrafe, indem der Verbrecher mit einem Stocke, oder einem Knotenstricke, Schläge auf den Rücken oder die Fußsohlen erhält.

Baß, die tiefste der vier Stimmen in der Musik, und die wichtigste; denn sie bestimmt die Accorde, welche die Harmonien bilden sollen; daher die Behauptung der Tonkünstler, daß, wenn der Baß nur recht gut gesetzt ist, die Harmonien schwerlich schlecht seyn können. Die Wissenschaft, welche die Regeln lehrt, diese Basse zu setzen, und sie zu beziffern, heißt Generalbaß; dieser ist der Grund aller musikalischen Compositionen, und muß von jedem echten Tonkünstler studirt werden.

Bataillenmalerei, ein großes Feld für das Genie und die Phantasie des Malers, aber von vielen labyrinthischen Wegen durchkreuzt! Die große Mannigfaltigkeit des Erhabenen und Schrecklichen, der unerschöpf-

Digitized by Google

liche Reichthum des Gegenstandes selbst: dieses Alles bietet ein großes, riesenartiges Gemälde dem Auge der Seele dar, ganz geeignet, Staunen und Mitgefühl zu erregen. Meister und nur große Meister mögen glücklich an die Staffelei dieser Schöpfung treten. Wie leicht wird die Phantasie, überwältigt von der Riesenmasse, zum Abenteuerlichen und Ungeheuern fortgerissen! — Wenn daher der Maler nicht versteht, durch Feuer, Dampf, Staub und Beleuchtung des Himmels seine Figuren zu gruppiren, hervorzurufen und zu verstecken, und das Auge des Zuschauers da festzuhalten, wo er in seiner Größe auftreten kann, so wird er nur Unsinn und ein Chaos von Schauerscenen aufthürmen. Dergleichen Schlachtengemälde haben Stümper älterer und neuerer Zeit in der Fülle zusammen gestoppelt, wo man vergebens Ausdruck des Einzelnen und Zusammenhang des Ganzen sucht. Regeln anzugeben ist für den Meister hier eben so unnütz, als die Syntax dem Dichter, beiden ist die Natur Mutter und Lehrerin, und was Davinci hierüber als Regeln aufstellt, dient dem Künstler mehr dazu, um ihn vor groben Fehlern in der Hitze der Arbeit zu warnen, als um ihm eine Anleitung zu geben, wie er der Schöpfer eines Kunstproduktes dieser Art werden könne. Denn wer nicht ganz ein Profaner in dieser Kunst ist, sieht leicht, daß in Schlachtengemälden, der Staub z. B. mit dem Dampfe nicht gleich hoch steigen darf, und daß dieser sich in der Höhe mehr mit den Luftfarben verschmelzen, hingegen, dem Boden näher, dichter erscheinen müsse; daß ebenfalls in der Ferne die Umrisse nicht anders als nebelicht gehalten, und die untern Theile der kämpfenden Figuren nicht gesehen werden dürfen. Auch dürfen die Nasenlöcher und Augenwinkel der Pferde nicht ruhig gezeichnet seyn, so wenig als sich die Reiter im kurzen Schulgallopp zeigen dürfen. Maler wie Raphael, Julius Romanus, Rubens, le Brun, haben sich auch in diesem Theile der Kunst, so wie in allen andern, die sie zu bearbeiten gewählt haben, als wahre Künstler gezeigt, und der Nachwelt in ihren Meisterwerken die herrlichsten Muster der Nachahmung hinterlassen. Eigentliche Schlachtmaler, die sonst in keiner Gattung berühmt geworden, sind unter den Niederländern van der Meulen; Bourguignon, den die Italiäner Cortese nennen; unter den Franzosen Parosel und Martin; unter den Deutschen Baur, und späterhin Rugendas.

Bataver, ein deutsches Volk, das südlich an die Gugerner, westlich an die Toxander und Menapier, nördlich an die Kaninefater und vielleicht auch an die Nordsee, östlich aber an den Rhein gränzte, der sie von den Usipatern, und wahrscheinlich auch von den Bructerern und Frisiern trennte. Ihr eigentlicher Wohnsitz war die Insel, welche derjenige Arm des Rheins, der sich bei Leiden in das Meer ergoß, nebst der Waal mit der Maas bildete, und welche nach ihnen Batavia hieß. Doch erstreckte sich ihr Land auch noch über die Waal. Tacitus lobt ihre Tapferkeit. Nach ihm waren sie ursprünglich Katten, die sich wegen innerer Unruhen aus ihrem Lande hieher zogen. Wir wissen aber weiter nichts von dieser Auswanderung, außer daß sie noch vor Cäsars Zeit geschehen seyn muß. Ihr Land war niedrig und sumpfig, aber die vornehmste von den vielen Inseln, welche der Rhein, nach seiner Mündung zu, macht. Sie war an 100.000 Schritt, oder 20 deutsche Meilen lang, und wurde, außer von den Bakavern, auch noch von den Kaninefatern bewohnt. Als Germanicus von der See her in Germanien eindringen wollte, machte er ihre Insel zum Sammelplatz seiner Flotte. Nachdem sie den Römern unterworfen waren, leisteten sie diesen durch ihre Tapferkeit gute Dienste, und erhielten den Ehrentitel der Freunde und Brüder des römischen Volks. Man verschonte sie daher auch mit Auflagen, Schatzungen und Steuern, und erlaubte ihnen, sich von ihrem eignen Adel

Digitized by Google

kommandiren zu lassen. Besonders war ihre Reiterei vortrefflich. Unter der Regierung Vespasians, im J. der St. Rom 823, empörten sie sich gegen die Römer. Civilis war dabei ihr Anführer. Ihre Verfassung scheint eine aristokratische oder demokratische Monarchie gewesen zu seyn, indem Civilis, der aus königlichem Geschlechte war, erst die Edelsten der Nation in einem Hain versammeln mußte, um sie zum Kriege gegen die Römer zu bereden. Dieser Krieg wurde von den Batavern so glücklich geführt, daß die Römer einen Vergleich schließen mußten. Unter Trajan und Adrian befestigten die Römer hier ihre Herrschaft mehr. Zu Ende des dritten Jahrh. kamen die salischen Franken in den Besitz der Bataverinsel. Durch ihr schönes, hochgelbes Haar zeichnete sich dieses Volk unter andern Deutschen besonders aus. Nach der heutigen Geographie besaßen sie Utrecht, Holland und etwas von Geldern, nebst einigen Distrikten über dem westlichen Rheinarm.

Batavia, Hauptstadt der Insel Java (124° 33′ 46″ O. L., 6° 12′ S. B. auf deren nördlichen Küste), und des niederländischen Ostindiens, der Sitz des Generalgouverneurs, des Generaldirektors des Handels, des hohen Raths von Indien, des hohen Gerichtshofs und Kirchenraths, der Mittelpunkt aller Macht und alles Handels der Niederländer in Ostindien. Sie liegt auf einem morastigen und daher ungesunden Boden, am Fluß Jakkatara (Tjilion), der sie in vielen mit Bäumen bepflanzten Kanälen durchschneidet. Sie hat einen Umfang von 2 Meilen, eine steinerne Mauer, 20 schnurgerade Straßen. Die schönsten Gebäude sind: das Rathhaus, der Pallast des Oberstatthalters, das Hospital, das Spinnhaus, das Waisenhaus, das chinesische Hospital, die chinesische Halle, eine große Herberge für Fremde, das Andachts- oder Handwerksquartier ꝛc. Unter den 130.000 Einwohnern sind 10.000 Europäer (worunter 3.300 Offizianten mit ihren Familien), 60.000 Javaner, 11.000 Chinesen ꝛc., die Handwerker, Mäckler, Gastwirthe ꝛc. sind. Batavia hat seit 1778 eine Gesellschaft der Wissenschaften und Literatur, 4 öffentliche und 12 Privatschulen, Buchdruckerei, Baumwollspinnerei, Gerbereien, Zuckersiedereien, Arakbrennereien, Töpfereien, alle von Chinesen unterhalten ꝛc. Durch einen Hafen von ½ Stunde in der Länge hat die Stadt Gemeinschaft mit der Rhede, in welcher die Schiffe zu allen Zeiten sicher liegen. Sie hat große Schiffswerfte und Arsenäle. In der umliegenden Gegend wechseln Zuckerrohr- und Reisfelder, Küchen- und Baumgärten mit den prächtigsten Landhäusern ab. Die 55 Zuckerpflanzungen werden von Chinesen betrieben; in jeder arbeiten über 200 Personen. Auch liefern 20 Arakbrennereien die beste Sorte dieses aus Reis bereiteten Getränks. Im Jahr 1816 kamen in Batavia 937 Schiffe an, worunter 418 portugiesische. Der Werth der nach Europa geführten Waaren betrug im J. 1781 20,905.643 holl. Gulden, und 1793 10,801.211 holl. Fl. Im J. 1618 bauten die Holländer hier das erste Fort, 1620 das Castell an der Nordseite mit 4 Bastionen, aber die ansehnlichsten Gebäude wurden erst seit 1730 errichtet.

Bath, der glänzendste Badeort Englands, in der Grafschaft Sommerset am Avon, einige Meilen oberhalb Bristol. Diese Stadt hat in der neuern Zeit bedeutend zugenommen, und zählt jetzt nahe an 40.000 Einw. Auf dem linken Ufer des Avon ist eine neue Stadt entstanden, die aber mit Bath zusammenhängt; sie wird, von der Erbauerin, Miss Pulteneys town genannt. Sie hat eine schöne Lage in einem ziemlich engen Thale, so daß die verschiedenen Theile der Stadt terrassenförmig übereinander emporsteigen. Die beliebteste Bauart in allen englischen Badeörtern, und vorzüglich hier, ist die, daß man eine Anzahl Häuser mit architektonischer Gleichförmigkeit in einem Halbkreis, Crescent, erbaut, die einen

Digitized by Google

Rasenplatz einschließen. Solcher Crescents giebt es mehrere zu Bath, welches sonst, als eine meist neu erbaute Stadt, eben keine ausgezeichneten Gebäude hat. Die gewöhnliche Badezeit ist hier der Frühling und Herbst, bis in den Januar, weil die Sommermonate wegen der eingeschlossenen Lage des Orts zu heiß sind; übrigens, was man in England kaum erwarten sollte, ist der gesellschaftliche Ton hier sehr steif, und nach den strengsten Regeln des Standes-Unterschiedes abgenommen. Die Zahl der Badegäste steigt hier oft auf 8.000. Die Quelle ist eine heiße Schwefelquelle. Das Bad geschieht in großen, für viele Personen gemeinschaftlichen Bädern. Das Wasser wird auch in dem prächtigen Versammlungssaal, pump room, (Pumpenzimmer, weil das Wasser hinaufgepumpt, und hier aus einem Hahne gelassen wird), getrunken. Schon die Römer kannten und benutzten diese Heilquelle.

Bath-Ordensritter, in England ein nicht erblicher Ehrentitel aus der Ritterzeit. Der Orden verdankt seinen Ursprung der Sitte des Badens, welches nebst andern Vorbereitungen bei Verleihung der Ritterwürde erfodert ward. Er bestand bisher aus dem Könige und 37 Rittern. Das Ordenskleid ist ein rothes, weiß besetztes Oberkleid, ein weißer Gürtel ohne alle Verzierung. Der Mantel ist von gleicher Farbe, wie das Kleid, und am Halse mit einer weißen seidenen Schnur befestigt. Dieser Mantel wird auf der Schulter zusammengefaßt, mit den Insignien des Ordens, drei Kaiserkronen mit dem alten Ordenswahlspruche: tria juncta in uno, die auf eine mit Strahlen umgebene Kreisfläche gestickt sind. Sonst trugen die Ritter rothe Beinkleider und Strümpfe und einen weißen Hut mit weißer Feder. Durch die Verordnung des Prinzen-Regenten (nachherigen König Georg IV.) vom 2ten Januar 1815, ist dieser Orden (Militairy Order of the Bath) wesentlich verändert worden, und hat gleichsam eine neue Stiftung erhalten, um das Andenken der glücklichen Beendigung des langen Kampfes mit Frankreich zu verewigen; und den Officieren, welche sich darin zur See oder zu Lande ausgezeichnet haben, eine würdige Belohnung zu geben. Der Orden besteht von nun an aus drei Classen von verschiedenem Range. Die erste Classe besteht aus den Großkreuzen (statt der bisherigen Knights companions), deren aber nie über 72 seyn dürfen, und unter welchen sich 12 brittische Unterthanen befinden können, welche den Orden zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste in bürgerlichen und diplomatischen Aemtern erhalten. Alle Großkreuze tragen den Stern des Ordens auf der linken Seite. Diejenigen aber, welche in die erste Classe des Ordens wegen ausgezeichneter Verdienste im Kriege aufgenommen sind, haben sowohl auf dem Stern, als auf dem Ordenszeichen einen Kranz von Lorbeerzweigen mit dem deutschen Motto: Ich diene; (bekanntlich das Motto des Prinzen von Wales.) — Die zweite Classe besteht aus den Commandeurs (Knights commanders), deren Zahl bei der Stiftung nicht über 180 gehen soll, mit Ausnahme der Ausländer, die in brittischen Kriegsdiensten stehen. Von diesen können (jedoch nicht mehr als 10) Ehrenritter dieser Classe seyn. Die Ritter dieser Classe tragen das Ordenszeichen an einem rothen Bande um den Hals, und einen Stern auf der linken Seite des Oberkleides. Sie haben den Titel und die Auszeichnung der Ritter (Knights) des Reichs. — Die dritte Classe besteht aus Officieren in der See- und Land-Armee, die Mitglieder des Ordens heißen, und nach den Rittern, aber vor allen Esquires, den Rang haben. Das Ordenszeichen dieser Classe wird an einem rothen Bande im Knopfloche getragen.

Bathurst (Radulph), geb. 1620, † 1704, ein vorzüglicher Naturforscher, Präsident des Trinity-College zu Oxford und Dechant von Wells

Digitized by Google

berühmt durch die Entdeckung, daß der Grundstoff der Salpetersäure beim Athmen eingezogen werde, und Lebensprinzip sey.

Batist. So heißt eine sehr feine, ganz dichte und schneeweiße Leinwand, die in mehrern Provinzen Frankreichs verfertigt, und weit und breit versendet wird. Man nimmt dazu den schönsten und feinsten Flachs, der auch unter dem Namen Ramé bekannt ist, und vorzüglich im französischen Hennegau erzeugt wird. Schon im 13ten Jahrh. ward diese Leinweberei in Flandern von Baptist Cambray in Gang gebracht; von diesem soll nun diese Art Leinwand auch den Namen Baptist oder Kammertuch, toile de Cambray, erhalten haben. Die verschiedenen Arten Batist heißen Linons, Claires, Cambray u. s. w. Nicht nur in den Niederlanden und Frankreich, auch in der Schweiz, in Böhmen und Schlesien werden sie verfertigt. Die Vorzüglichsten unter Allen sind aber die indischen.

Batoggen, Batocken, eine Strafe, die in Rußland auch ehemals statt der Folter diente, indem der Verbrecher mit zwei dünnen Stöcken auf den bloßen Rücken geschlagen wurde. Unter Catharina II. wurden die Batoggen gesetzlich abgeschafft.

Batrachomyomachia. Der Froschmauskrieg, ein komisches Heldengedicht, das man gewöhnlich dem Homer zuschreibt und deswegen der Odyssee beigedruckt ist. Die Veranlassung zu diesem Krieg gab der Tod des Psichorpax, einer jungen Maus. Dieser, um den Nachstellungen des Wiesels zu entgehen, floh zu einem Sumpfe, wo ihn Physignatus, der König der Frösche, freundschaftlich einlud, ihn auf die Schulter nahm und den Sumpf mit ihm durchschwamm, um ihm die Herrlichkeit der Frösche zu zeigen. Allein der Anblick einer Hyder erschreckte den Frosch, so daß er untertauchte, und die Maus mit sich in die Tiefe hinabzog, wo Psichorpax elend umkam. Hieraus entspann sich ein Krieg zwischen den Fröschen und Mäusen, den der Dichter mit allem Schmucke und aller Mannigfaltigkeit, der ein solcher Gegenstand fähig ist, beschreibt. Nach einem mörderischen Gefechte neigt sich der Sieg auf die Seite der Mäuse, welche in der Wuth den Untergang des ganzen Froschgeschlechts beschließen. Zeus versucht umsonst sie durch den donnernden Blitzstrahl von diesem Vorhaben abzuschrecken; bis er zuletzt ganze Schaaren von Krebsen unter die Mäuse herschickt, welche hierauf die Flucht ergriffen. — Man tadelt mit Recht an dem Dichter, daß er den Zeus und die übrigen Götter in die niedere Sphäre hinabzieht; doch kann man hieraus nicht, wie Einige wollen, schließen, daß Homer nicht der Verfasser dieses Gedichtes sey, indem die Alten dieser Meinung widersprechen. Martial sagt:

Perlege Maeonio cantatas carmine ranas,
Et frontem nugis solvere disce meis.

(Durchlies die besungenen Frösche im Mäonischen (Homerischen) Liede, und lerne aus meinen Späßen die Stirn entfalten.) Auf jenem schönen Basrelief des Bildhauers Archelaus von Priene, die Apotheose (Vergötterung) des Homeros genannt welches im 17ten Jahrh. zu Rom ausgegraben ward, wird dieser Fürst der Dichter, zur Anspielung auf jenes Gedicht, mit zwei Mäusen vorgestellt. Die Batrachomyomachia hat viele Nachahmungen gefunden; eine sehr alte, in griechischen Versen, von unbekanntem Verfasser, heißt Galeomyomachia, der Katzmaus-Krieg; eine andere ist in lateinischen sogenannten macaronischen Versen geschrieben, betitelt Moschäa, und beschreibt den Krieg zwischen den Ameisen und den Fliegen; noch eine andere ist Rollenhagens Froschmäusler.—Ob übrigens Homer, oder ein Anderer der Verfasser dieses Gedichtes sey, der unter diesem Bilde über die Zänkereien der kleinen Fürsten seiner Zeit, vielleicht die Geißel der Satyre hat schwingen wollen, oder ob das Ganze nur ein poetischer Einfall gewesen, läßt sich nicht bestimmen.

Digitized by Google

Batsch (J. A. Georg C.) starb 1802 als Professor zu Jena, und hinterließ folgende Schriften: Versuch einer historischen Naturlehre. 2 Th. 1789; Umriß der gesammten Naturgeschichte, 1796; Botanik für Frauenzimmer und Pflanzenliebhaber, welche keine Gelehrte sind, 1795; Geschichte der Thiere und Mineralien, 2 Th. 1793; Versuch einer Mineralogie für Vorlesungen und anfangende Sammler von Mineralien, 1796. In Hinsicht des Styles lassen diese Werke Manches zu wünschen übrig; in Hinsicht des Gehaltes sind sie aber sehr schätzbar und lehrreich.

Batterien (Arten der). Daß eine Zusammenstellung mehrerre Geschütze mit dem allgemeinen Namen einer Batterie belegt wird, ist bekannt; eben so, daß bei einer Belagerung vor den Geschützen ein Erdwall zu ihrer Deckung aufgeworfen wird. Dies sind die eigentlichen Batterien, von denen hier die Rede ist. — Man unterscheidet mehrere Arten von Batterien, theils nach den verschiedenen Zwecken, welche mit ihnen erreicht werden sollen, theils nach den Geschützen, mit denen sie bewaffnet werden. Endlich zerfallen alle Batterien wieder in Schatten- oder in Bank-Batterien. In den erstern feuern die Kanonen und Haubitzen durch Schießscharten (Einschnitte, Embrasures), in den letztern über die Brustwehr hinweg (über Bank, en barbette.) — In Absicht der Geschütze unterscheidet man: 1) Die Kanonen- und Haubitzbatterien; 2) die Mortierbatterien oder Kessel. Die letztern unterscheiden sich von den erstern dadurch, daß sie aus simplen Brustwehren ohne Schießscharten bestehen, hinter welchen die Mortiere aufgestellt werden. Sie bekommen deßhalb keine Scharten, weil die Geschosse (Projektilen) aus ihnen in einem Bogen fortgeschleudert werden. Ihre Bestimmung ist, die feindlichen Werke und Gewölbe durch den Fall und die Explosion der Bomben zu zerstören, Steine und Spiegelgranaten auf die Besatzung der feindlichen Werke und des gedeckten Weges zu werfen u. s. w. Ihre Anlage ist daher unbestimmt; sie können überall hinwerfen, folglich auch überall angelegt werden, wo sie nützlich befunden werden. — In Absicht der verschiedenen Zwecke giebt es folgende Arten von Batterien: 1) Rikoschettbatterien. 2) Demontirbatterien. 3) Breschbatterien. 4) Kontrebatterien. — In Absicht des Baues selbst unterscheidet man nachstehende Arten von Batterien. 1) Erhöhte Batterien. Bei ihnen wird die Brustwehr in ungewöhnlicher Höhe vom Erdboden auf erbaut, weshalb sie viel Arbeit erfodern. Sie werden gegen hochgelegene feindliche Werke (Kavallerie), oder dann angelegt, wenn man sich nothwendig aus einer Vertiefung heraus arbeiten müßte; in diesem Falle muß der Horizont erst durch Kunst erhöht werden. Im Laufe einer Belagerung müssen die erhöhten Batterien, so viel als möglich, vermieden werden, weil sie viel Zeit und Materialien kosten. 2) Horizontalbatterien. Sie werden auf dem Horizont, so wie er sich darbietet, erbaut, und erhalten nur einen Graben vor der Brustwehr. Auch ihre Erbauung ist sehr Zeit raubend, und erfodert einen großen Aufwand an Materialien. 3) Gesenkte Batterien. Bei ihnen stehen die Geschütze so tief in einem dazu ausgeworfenen Graben, daß sie mit ihren Mündungen noch so eben über den Horizont wegreichen; daher macht bei dieser Art von Batterien entweder der Horizont selbst die Sohle der Scharten aus, oder diese wird nur um ein Geringes erhöht. Sie bekommen vor und hinter der Brustwehr einen Graben, sind am geschwindesten zu erbauen, und deshalb bei einer Belagerung am häufigsten im Gebrauch. Die Rikoschettbatterien werden ohne Ausnahme senkrecht auf die Verlängerung derjenigen Face des feindlichen Werks, oder seines gedeckten Weges, angelegt, welche sie beschießen oder bewerfen sollen

Digitized by Google

Eine solche Batterie erfodert die möglichst richtige Lage, wenn sie ihren Zweck nicht verfehlen, nämlich den Theil, gegen welchen sie angelegt ist, richtig enfiliren, den Feind daraus verjagen, und das darin stehende Geschütz ruiniren soll. Diese Gattung von Batterien muß mit dem Mittel ihrer ersten Schießscharte genau auf jene Verlängerung angelegt werden, und zwar so, daß die Kugel oder Granate aus dieser Scharte die ganze Länge der innern Brustwehr über das Banket von Anfang an enfiliren kann. Die übrigen Scharten müssen sehr genau im rechten Winkel mit dieser Verlängerung gestreckt werden. Weil aber die Kugeln schon an und für sich Seitenabweichungen machen, so würde es vielleicht besser seyn, das Mittel der ersten Scharte 4 bis 6 Fuß von der Verlängerungslinie ab, parallel mit derselben anzulegen, und zwar immer nach dem Innern der Werke zu. Diejenigen Kugeln, welche dann hinter dem Wallgange einschlagen und vorbeistreichen, wirken dann vielleicht noch nachtheilig auf die feindlichen Kommunikationen. — Die Demontirbatterien legt man parallel mit der Face, die sie beschießen sollen, so daß, im Fall der Feind Schießscharten in seinen Wällen eingeschnitten hat, die unsrigen ihnen gerade gegenüber zu liegen kommen; oder man nimmt auch die Verlängerung einer Backe der feindlichen Scharte zur Hauptlinie an, alignirt auf dieser das Mittel der ersten Scharte und geht so von Scharte zu Scharte weiter. Ihr Zweck ist, die feindlichen Schießscharten zu zerstören, und das darin stehende Geschütz zu demontiren, um dem Feinde dadurch seine Vertheidigung zu nehmen, oder diese wenigstens zu schwächen. Hieraus erhellet, daß eine Demontirbatterie in einem beliebigen Winkel gegen die feindlichen Werke gelegt werden kann, wenn derselbe nur nicht zu stumpf ist, und die Scharten deshalb zu schräge eingeschnitten werden müssen. Die beste Arbeit bleibt aber immer die, wo die Mittellinien unsrer Schießschgrten das feindliche Werk senkrecht durchschneiden. Wenn daher der Bastionswinkel kein rechter ist, so können Rikoschett- und Demontirbatterien, der ersten Bestimmung zufolge, nicht in dem nämlichen Alignement liegen, wohl aber nach der zweiten; in welchem Falle sich dann die Demontirbatterien nach den Rikoschettbatterien zu richten haben; denn diese müssen im rechten Winkel, jene aber können schräge gestreckt werden. Es ist übrigens keine besondere Nothwendigkeit, die Brustwehr einer Rikoschettbatterie genau senkrecht auf die Verlängerung des zu enfilirenden Werks anzulegen; denn wenn z. B. eine Erderhöhung mit dieser Verlängerung einen Winkel von 100 Graden machte, und man schon einen bedeutenden Aufwurf von Erde, einen Damm, u. dergl. m., welcher von der Festung nicht enfilirt würde, vorfände, und dadurch viel Arbeit ersparte, wenn man gleich die Schießscharten einschneiden könnte; oder aber, es läge eine Vertiefung im Wege, welche viel Arbeit zum Ausfüllen erfoderte, und welches man vermeiden wollte, so kann die Brustwehr unter diesen Umständen zwar schräge angelegt werden, die Scharten aber müssen durchaus parallel mit der Verlängerung gestreckt werden. — Die Breschbatterien werden entweder auf dem gedeckten Weg angelegt, oder in die Brustwehr des Glacis eingeschnitten. Ihr Zweck ist, den Grund der Futtermauer des vor ihnen liegenden Werks zu erschüttern, damit der Wall einstürze, und dadurch die Breche (Sturmlücke) entstehe; weshalb sie so nahe, als mözlich, an die Kontreeskarpe gelegt, und die Sohlen der Schießscharten so tief gesenkt werden müssen, daß die Kanonen ganz auf den Grund der Futtermauer über den Boden des trocknen Grabens, oder über den Wasserspiegel des nassen, gerichtet werden können. Sie sind die letzten in einer Belagerung, aber auch die gefährlichsten. Wenn der Graben sehr breit und nicht tief, auch der gedeckte Weg nur schmal ist, und der Grund der Futtermauer vom Glacis aus gesehen werden kann, so

Digitized by Google

pflegt man die Schießscharten in's Glacis einzuschneiden; die Batterien werden alsdann früher fertig, und die Artilleristen sind bei der Arbeit mehr gedeckt. — Kontrebatterien sind solche, die man gegen die Flanken anlegt, um der Face die Vertheidigung zu benehmen. Sie werden dann sehr wichtig und nothwendig, wenn der Feind noch einige Geschütze aufgespart haben sollte, welche er in die Flanken aufstellt, um den Uebergang über den Graben möglichst zu erschweren. Endlich giebt es noch sogenannte Rückenbatterien, aus denen mit Rücken- oder Brikolschüssen gefeuert werden soll, welche man aber abgeschafft hat, weil sie zu unzuverlässig sind.

Batterien (Abstecken und Traciren der). Die Basis des Absteckens einer jeden Batterie, sie sey von welcher Art sie wolle, ist die Mittellinie oder Hauptlinie der ersten Schießscharte, welche die Direktrice genannt wird. Bei den Rikoschettbatterien liegt diese Hauptlinie in der Verlängerung des gedeckten Weges, oder parallel mit der Verlängerung der zu rikoschettirenden Face; bei den Demontirbatterien fällt sie in die Verlängerung der Mittellinie der ersten feindlichen Scharte. Um diese Verlängerungen aufzufinden, muß man nach den Grundsätzen der Perspektive und der Katoptrik verfahren, um aus der Beleuchtung und Strahlenbrechung sich zu überzeugen, ob man sich wirklich in der verlangten Verlängerung befindet. Wenn die Sonne die feindliche Face oder Scharte schief beleuchtet, so wird es am Westen von Statten gehen, also des Morgens, oder des Abends. Bei den Demontirbatterien wird auf der gefundenen Verlängerung ein rechter Winkel abgesteckt, und rechts und links die halbe Weite der Scharte abgetragen, so ist wenigstens die erste Scharte bestimmt. Bei den Rikoschettbatterien muß aber auf diesem rechten Winkel noch so weit seitwärts gegangen werden, als die Eskarpirung und Dicke des feindlichen Werks beträgt, und hier die Mitte der ersten Scharte, parallel mit der gefundenen Verlängerung, gesteckt werden, sonst kommt sie gegen die feindliche Brustwehr, und nicht, wie sie eigentlich soll, gegen den Wallgang zu stehen. — Ist die Mitte der ersten Scharte einmal festgestellt, so geschieht das Abstecken, wie bei jeder andern Verschanzung, d. h. die verschiedenen Maaße werden nach und nach an den gehörigen Orten abgesetzt, und längs der Tracirleine ein kleiner Graben (Trace) aufgeworfen. Man braucht daher nur diese Maaße zu wissen, welche folgende sind:

Von Mitte zur Mitte der Scharte		18	Fuß.
Weite einer Scharte	inwendige	2	—
	auswendige	9	—
Länge eines Eckkastens	inwendige	16	—
	auswendige	12½	—
Länge eines Mittelkastens	inwendige	16	—
	auswendige	9	—
Untere Anlage zur Dicke der Brustwehr		16	—
Für ein Banket	Breite	3	—
	Böschungsanlage	2½	—
Graben hinter der Batterie.	Untere Breite	16	—
	Hintere Böschungsanlage	6	—
	Jede Seitenböschungsanlage	2½	—
	Tiefe	3	—
Für die Berme (hier die vordere Böschung)		6	—
Graben vor der Batterie.	Innere und äußere Böschungsanlage	2	—
	Jede Seitenböschungsanlage	2	—
	Untere Breite	8	—
Länge eines Eckkastens vom Mittel der Scharte		17	—
Breite der Bettungsräume, wo das Banket ausfällt		9	—

Die Länge einer Batterie richtet sich nach der Anzahl von Scharten, welche sie enthalten soll; die ganze Breite einer gesenkten Batterie wird aber, nach obigen Maaßen, 61½ Fuß betragen. Bei gesenkten Batterien hängt die Breite des Grabens hinter der Batterie, und die Breite und Tiefe des Grabens vor derselben, nicht allein von der zum Bau erforderlichen Menge von Erde, sondern auch von dem Terrain ab, auf welchem gebaut wird. Sollte man bei gesenkten Batterien den hintern Graben nicht 3 Fuß tief machen können (wegen felsigen Bodens oder Wassers), so müssen die Sohlen der Scharten um so viel erhöht werden, als an der Tiefe von 3 Fuß fehlt, weil dies das gewöhnliche Maaß für die Höhe des Kniestücks ist. Bei der Bestimmung der verschiedenen Breiten und Tiefen ist ein ebener und hoher Boden, und ein Mittelerdreich angenommen worden. — Zu bemerken ist, daß 12 Kubikfuß Jungferner de wenigstens 15 Kubikfuß lockere Erde geben, wenn sie auch sehr gut gestampft würde; wonach man sich zu richten hat, um nicht zu viel Erde auszugraben, die hernach wieder vertheilt werden müßte, welches nur Zeit wegnehmen würde. — Beim Traciren ist zur Regel angenommen worden, daß die aus der Trace ausgeworfene Erde jederzeit dahin geworfen werde, wo entweder — nach dem Ausgraben — ohnehin noch mehr Erde hinkömmt, oder wo noch Erde ausgegraben werden soll. Z. B. bei der Trace für die Scharten wird die Erde nach der Seite des Kastens hingeworfen; bei der Trace des Bankets aber nach der hintern Grabenseite u. s. w. — Bei gesenkten Batterien, welche mit Schanzkörben gebaut werden sollen, gelten die nämlichen Maaße, mit folgenden Ausnahmen: 1) Für die innere Weite der Scharte wird nur 1 Fuß 6 Zoll abgesteckt; die Rundung der Körbe macht sie ohnehin 2 Fuß weit. 2) Vom Mittel zu Mittel der Scharten werden daher nicht 18, sondern nur 17½ Fuß abgesteckt. Am kürzesten kömmt man aber dazu, wenn die hintere Seite der Brustwehr anfänglich mit Körben voll ausgesetzt, und dann immer der 8te für die innere Weite der Scharte ausgestoßen wird; es bleiben dann noch 7 Mal 2 Fuß 3 Zoll, oder 15¾ Fuß, für die Breite eines Mittelkastens übrig. — Sollen Horizontal- oder erhöhte Batterien abgesteckt werden, so gelten wiederum die nämlichen Maaße; in diesem Fall aber wäre es unnütz, die Scharten auf dem Horizont zu traciren, sondern man wartet damit, bis die Batterie so hoch gebaut ist, als die Sohle über den Horizont erhöht werden soll. — In den Mortierbatterien werden die Mortiere nur 15 Fuß von Mittel zu Mittel auseinander gestellt; ja von Tempelhoff will ihnen nur 8 — 10 Fuß geben. Dies vereinfacht das Abstecken dieser Batterien ungemein. Ueberdies kommt es dabei nicht so genau auf die Verlängerung der feindlichen Facen an, wenn nur die Bettungen hernach dem gemäß gestreckt werden. Die Länge der Batterie wird daher so viel Mal 15 Fuß betragen, als die Batterie Mortiere fassen soll. Die untere Anlage der Brustwehr, die Bankets, so wie die Dossirungen der Gräben, und die Breite des Berme, sind eben so groß, als bei den Kanonenbatterien; der hintere Graben aber wird unten 20 Fuß breit gemacht, um die Bettungen der Mortiere mehr von der Brustwehr zurück strecken zu können, damit das Feuer die Bekleidung nicht verbrenne.

Batterien-Bau auf gewöhnlichem Boden. Es mag eine Batterie gebaut werden, von welcher Art sie auch sey, so wird, nach dem Abstecken und Traciren, mit der Legung der Grundfaschinen der Anfang gemacht. Zu dem Ende wird längs der Brust, den beiden Seitenwänden und (bei gesenkten Batterien) den Scharrtenbacken eine Rinne von 1 Fuß breit und 1 Fuß tief ausgegraben, mit Faschinen durchgängig ausgefüllt, und diese alle 2 Fuß mit 2 Fuß langen Pfählen angenagelt. Bei einer Horizontalbatterie bekommen die Scharrtenbacken natürlich keine Grundfaschinen. — Auf die Grundfaschinen werden die ersten Faschinen über den Horizont auf-

Digitized by Google

genagelt, und der innere Raum des Kastens sogleich mit Erde angefüllt und festgestampft. Nach der gewöhnlichen Weise springen die Köpfe der Schartenfaschinen einer um den andern über die Brustwehr über, doch diese Methode taugt nichts, weil, wenn eine Scharte ausgebessert werden soll, die Brustfaschinen mit herausgerissen werden müssen; besser ist es, wenn die Schartenfaschinen an die Brustfaschinen anstoßen. Die Faschinen werden nicht ganz senkrecht aufeinander genagelt, sondern erhalten eine geringe Böschung von 1 Zoll auf jeden Fuß der Höhe. Die ungeraden Faschinen (der Höhe nach gerechnet) werden mit Pfählen, die geraden aber mit Ankerfaschinen verankert. Auf jede 15füßige Faschine werden zu dem Ende 3 Ankerweiden mit ihren Endösen aufgenagelt, straff angezogen, ein Pfahl durchgesteckt, und dieser festgenagelt. Das Verankern der Faschinen geschieht in der Art, daß die Ankerweiden, statt mit simplen Pfählen, durch die Ankerfaschinen angenagelt werden, deren eine auf jede Kastenwand, 1½ Fuß von ihr entfernt, zu liegen kommen. Das Verankern kann nur praktisch erlernt werden. Hat die Brustwehr die erforderliche Höhe erreicht, so wird die sogenannte Blendfaschine queer über die obere Schartenöffnung, längs der ganzen Brust aufgenagelt. Die innere Weite der Scharten wird, mit einer Auseinanderstehung von 2 Fuß, senkrecht in die Höhe geführt. Vorne aber bekommen die Schartenbacken eine geringe Böschung. Zum Bau des Kniestücks wird das Bänket 4½ Fuß zu beiden Seiten der Scharten weggestochen, und der dadurch entstandene 9 Fuß breite und 3 Fuß tiefe Raum senkrecht mit Faschinen bekleidet, wobei von unten angefangen wird. Zuweilen geschieht diese Bekleidung auch mit Flechtwerk oder Bohlen. Mortierbatterien erhalten keine Kniestücke, dagegen aber 2 Bankets. — Bei den Breschbatterien werden die Sohlen der Scharten vorne ein wenig gesenkt, um die Geschütze tiefer richten zu können; bei Rikoschett- oder Haubitzbatterien aber werden sie vorne etwas erhöht, um die Geschütze besser zu blenden. — Die Bresch- und Mortierbatterien werden gewöhnlich von Schanzkörben gebaut, weil dieser Bau sehr fördert, und die Arbeiter schneller gedeckt sind. Dagegen vermeidet man es, Haubitzbatterien mit Schanzkörben zu bauen, deren kürzeres Rohr die Eckkörbe dem Feuerfangen leicht aussetzt. — Der Bau mit Schanzkörben wird, wie bei den andern Batterien, mit Legung einer Grundfaschine angefangen. Dies gilt jedoch nur für lockeren Boden; ist aber die Erde fest, so können die Körbe unmittelbar auf den Horizont genagelt werden. Sobald diese stehen und gerichtet sind, so muß fleißig an ihrer Füllung gearbeitet werden, weshalb die Grabenarbeiter Sorge tragen müssen, daß es innerhalb des Kastens nicht an Erde mangele. — Ist der Kasten bis zur Hälfte der Höhe mit Erde gefüllt, und diese festgestampft, so werden die Körbe verankert, was auf zweierlei Art geschehen kann: einmal mit eingesenkten Ankerfaschinen, oder auch bloß früchtig mit Pfählen. Bei beiden Arten wird die eine Oese des Ankers durch das Flechtwerk des Korbes und innerhalb ein Pfahl, als Knebel, queer vorgesteckt; das andere Ende des Ankers wird dann wie bei den Faschinen befestiget. Dann erst werden die Körbe selbst und das Innere des Kastens ganz mit Erde vollgefüllt. Das Kniestück wird wie das Vorige gebaut, auch die Blendfaschine auf die nämliche Art aufgelegt. — Ueber die Anlage und den Bau der Mortierbatterie, sagt v. Tempelhoff Folgendes: „Mortierbatterien sind bei weitem leichter „zu erbauen, als die Demontir- und Rikoschettbatterien. 1) Sie nehmen „keinen großen Raum ein, weil es genug ist, wenn die Mortiere von Mitte „zu Mitte 8—10 Fuß entfernt sind. 2) Weil sie keine besondere Lage erfodern, und sie daher ohne Ausnahme in die Parallele selbst angelegt „werden können. Es ist also schon ein großer Theil der Arbeit geschehen,

„und man darf nur die Parallele rückwärts erweitern, bis man Raum ge„nug für die Mortiere hat; dadurch bekommt man auch so viel Erde, daß „die ganze Brustwehr davon gemacht werden kann, so daß man oft nicht „einmal nöthig hat, einen Graben vor der Brustwehr zu machen.“ Daß man sich übrigens bei den Mortierbatterien nur in ganz besondern Fällen der Faschinen bedienen, sondern den Bau mit Schanzkörben vorziehen wird, ist einleuchtend. — Was den Bau mit Rasen anbetrifft, so sagt Decker Folgendes darüber: „Daß die Rasen möglichst egal seyn müssen, versteht „sich von selbst. Sie werden beim Bau auf die Gras- oder grüne Seite „gelegt, und muß eine solche Brustwehr auf jeden Fuß 1½ Zoll Böschung „haben; weshalb zwei Böschungslatten an den Enden, und eine in „der Mitte anzulegen sehr rathsam ist. Eine solche Böschungslatte besteht „aus 3 zusammengeschlagenen Latten, wovon die eine die Grundlatte ist; „die zweite wird mit der vorigen so befestiget, daß sie den Winkel angiebt, „welchen die Brust mit dem Horizont nach der bestimmten Böschung ma„chen soll. Mit der dritten Latte werden die beiden vorigen in der ihnen „gegebenen Richtung erhalten. Gut ist es, wenn man zwei Reihen Rasen „legen kann, sie widerstehen dem Druck der Erde besser. Ferner müssen „sie, wie die Mauersteine, so übereinander gelegt werden, daß der obere „Rasen mit seiner Mitte über die Fuge zu stehen komme, wo zwei der un„teren zusammenstoßen, also diese beiden zusammenfasse und mit einander „verbinde. Ein jedes Rasenstück wird mit 4 Pflöckchen angepflöckt, und „wenn die Brustwehr fertig ist, werden die Rasen mit dem Faschinenmesser „beputzt, und die vorstehenden Ecken abgehauen. Auch hier muß man nicht „höher Rasen aufsetzen, als bis die einen Fuß hoch gesetzten mit Erde aus„gefüllt sind. Eine Brustwehr von Rasen kann auch verankert werden. „Man verfährt dabei wie beim Ankern der Balken zu Gebäuden. Wenn „die Brust ein Drittheil ihrer Höhe erreicht hat, wird alle 4 Fuß eine An„kerweide auf die oberste Rasenreihe gelegt. Durch die eine Oese wird ein „drei Fuß langer Faschinenpfahl senkrecht gesteckt, und außerhalb gegen die „Brustwehr gelegt; die andere Oese aber für's Erste nur verloren in die „Erde innerhalb der Brust mit einem Faschinenpfahl befestigt. Sind nun „noch 3 — 4 Rasen über diese Ankerweide aufgenagelt, und Erde gegen ge„stampft, dann wird die Weide fest angezogen, und in den Kasten befestiget. „Hat die Brust die Höhe des zweiten Drittheils erreicht, so werden ebenfalls „wieder Anker aufgelegt, und zwar wechselsweise, d. h. zwischen denen der „untern Reihe. Auch diese werden wie die Vorigen verankert.“

Batterien-Bau innerhalb des feindlichen wirksamen Feuers. Wenn man gezwungen ist, innerhalb des wirksamen Kartätschen- und Gewehrfeuers des Feindes zu bauen, wie dies der Fall mit den letzten Breschbatterien ist, so muß die erste Deckung durch die fliegende oder ganze Sappe, und zwar parallel mit der künftigen Brustwehr, geschehen, wobei man 5 — 6 Fuß von der künftigen Berme ableitet. Arbeitet man mit der ganzen Sappe, so geht man mit ihr zu beiden Seiten der Batterie zugleich nach vorne heraus, und hängt sie an den Anfangspunkten der Flanken an, so daß auf diese Art beide Sappen vor der Batterie zusammenstoßen. Durch diese Sappen geschützt, wird die Brustwehr aufgeworfen, und sobald sich die ersten Arbeiter tief genug eingegraben haben, werden die Deckungsschanzkörbe der Sappe weggeworfen, und die letzteren dergestalt erweitert, daß die Brustwehr die nöthige Erde erhält. Damit aber auch die auf der Brustwehr arbeitenden Leute gedeckt seyen, wird der äußre Umfang der erstern mit zwei Reihen 3 Fuß hoher Schanzkörbe besetzt, und auf diese eine dritte Reihe gestellt. Die beiden ersten Reihen sind wie gewöhnlich mit Erde gefüllt, die oberste Reihe aber mit Faschinen ausgestopft, und in dieser Reihe

Digitized by Google

läßt man hier und da einige Körbe fehlen, damit die Grabenarbeiter die Erde durch die Lücken auf die Brustwehr werfen können; in diesem Falle fällt die Berme natürlich weg. Sobald die Brustwehr fertig ist, werden die oberen Schanzkörbe in den Graben gestürzt. — Oder man verfährt auf folgende Art: Es werden nämlich eine Reihe Schanzkörbe an die innere Brustwehrböschung gesetzt, (nach Rouvroy's Angabe schief, um eine Böschung zu erhalten) und die Erde in Mineurkörben aus der Parallele herbeigetragen. Gleichzeitig führt man einen Graben von den beiden äußersten Enden der Batterie mit einer Sappe heraus, und läßt beide Sappen vorne vor der Brustwehr zusammenstoßen. Die Grabenarbeiter decken sich dabei, wie die Sapeurs, mit gefüllten großen Schanzkörben oder andern Mantelets. Wenn man bloß das kleine Gewehrfeuer zu fürchten hat, so kann man mitteist der sogenannten Gabelbänke (Chandeliers) eine kürzere und leichtere Deckung erhalten. Die Chandeliers sind nämlich hölzerne, 7 Fuß hohe und 2 Fuß im Lichten weite Gabeln, die mit 1 Fuß dicken und 10 Fuß langen Faschinen ausgefüllt werden. Alle 5 Fuß kommt eine solche Bank zu stehen, zuweilen noch enger, und dann sind sie mit kürzeren Faschinen ausgefüllt. Dadurch werden sogenannte fliegende Schulterwehren gebildet. Um auf ähnliche Art Zwerchwälle (Traversen) flüchtig zu erbauen, werden 3 Fuß hohe Schanzkörbe angefertiget, und mit 7 Fuß langen Faschinen ausgestopft; des Umfallens wegen werden sie hin und wieder gestützt. Diese Art zu bauen geht noch leichter und geschwinder, als die mit Gabelbänken, deren Anfertigung mühsam ist, und nicht unter allen Umständen geschehen kann. Endlich kann man sich auch mit Sand- oder Wollsäcken sehr gut decken. Die Sandsäcke werden aus grobem Drillich oder aus Leinewand angefertiget; man kann sie füglich auf 1½ bis 2 Kubikfuß einrichten. Ein Kubikfuß gemeiner Sand oder Gartenerde wiegt ungefähr 100 Pfund, von lehmiger Erde oder Flußsand aber 120 Pfund. Es ist, beiläufig gesagt, eine kleine, oft gut angebrachte List, dergleichen Blenden da aufzustellen, wo nicht gearbeitet werden soll, um den Feind irre zu machen. — Bei dieser Art von Batterien darf man die Schießscharten nicht mit der Brustwehr zugleich erbauen, sondern sie werden des Nachts eingeschnitten und geöffnet, wenn die Brustwehr bereits fertig ist. Zu dem Ende werden die Scharten oben auf der Brustwehr traciert, und die Arbeit durch aufgesetzte Schanzkörbe maskirt; unter dem Schutze derselben werden die Scharten von Innen heraus geöffnet, und die Backen faschinirt, die Erde aber wird zu beiden Seiten auf die Merlons geworfen. Endlich werden die Deckungskörbe in den Graben gestürzt, die außerhalb noch stehende Erdwand ebenfalls in denselben hineingeworfen, oder durch einen Kanonenschuß aus dem Wege geräumt. Ist die Gefahr zu groß, so darf man die Schießscharten nicht oben auf der Brustwehr traciren. In diesem Falle schlägt man auf der rückwärts verlängerten Mittellinie der Scharte einen Pfahl, 8 Fuß von der Brustwehr entfernt, ein, und arbeitet die Backen in der Verlängerung dieses Pfahls mit den Seitenpunkten der innern Weite der Scharte. Dadurch wird die Schießscharte vorne zwar nur 7½ Fuß weit; allein dies ist hinreichend, indem die Geschütze auf den Breschbatterien fast nur gerade aus zu schießen brauchen. — Wenn eine Batterie Befehl erhält, die bisherigen Zielpunkte aufzugeben, und ihr Feuer fortan auf ein andres, mehr seitswärts gelegenes Werk zu richten, so wird man oft in die Nothwendigkeit gerathen, den alten Schießscharten eine andre Richtung zu geben. Am Besten wird dabei verfahren, wenn ein Pfahl, wie im Vorigen, 8 Fuß rückwärts der Brustwehr in der Verlängerung der neuen Mittellinie eingeschlagen, und die Scharte danach traciert wird. Dies muß vor Einbruch der Nacht geschehen, in der Nacht selbst werden die alten Backen weggenom-

men, und die neue Scharte wie eine gewöhnliche erbaut. Fallen dabei Scharten ganz weg, so müssen sie zugesetzt werden, welches auf eine ganz gewöhnliche Art geschieht. Bei Mortierbatterien wird man in diesen Fällen nur nöthig haben, die Bettungen aufzureißen, und senkrecht auf die neue Richtung zu strecken. Fallen, bei Veränderung der Richtung der Schießscharten, die letzteren zu schief aus, so daß die Köpfe der Geschütze nicht mehr hinreichen würden, so müssen Ausschnitte in der Brustwehr gemacht werden, damit der Stoßbalken der Bettungen senkrecht auf die neue Richtungslinie zu stehen kommt. Diese Art schiefer Schießscharten werden zuweilen von Anfang an erfodert, wenn das Terrain kein richtiges Allignement der Batterie erlaubt. Die sicherste Weise, die Arbeiter bei den Batterien der hier beschriebenen Art zu decken, geschieht durch Schützen, welche, wenn sich über der Brustwehr der Festung nur ein Kopf blicken läßt, ihn sogleich herunterschießen; dadurch wird der Muth der Arbeiter in dem Grade erhöht, wie die feindlichen Leute, welche unsre Arbeit beunruhigen wollen, scheu werden. Die Schützen decken sich wiederum am besten durch Sandsäcke.

Batterien-Bau auf festem Boden. In einer Ebene, welche zuweilen durch das Austreten der nahen Gewässer überschwemmt wird, trifft man schon auf 1½ Fuß Tiefe Wasser an. Um also die nöthige Erde zu erhalten, müssen die Gräben desto breiter gemacht werden, und selbst bei gewöhnlichen Batterien wird auch hinter ihnen ein Graben von 2½ Fuß Tiefe ausgeworfen; welches noch den Vortheil hat, das Wasser von der Brustwehr ableiten zu können. Der hintere Graben liegt 20 — 24 Fuß hinter der Brustwehr, und die Erde wird in Mineurkörben zugetragen. Die wässerige Erde ist locker und schlecht; die Faschinirung erhält daher hier eine weit größere Böschung und wird stärker verankert. Zuweilen müssen auch Faschinen mitten in den Kasten gelegt und verankert, auch sogar die äußere Böschung faschinirt werden. Unter den Bettungen werden Pfähle eingerammt, worauf besondere Grundschwellen gelegt werden; man pflegt hier 2 und 2 Bettungen mit einander zu verbinden, was viel längere Rippen erfodert. Die Magazine müssen auf den Horizont gesetzt, und dürfen nicht versenkt werden. Die Munition wird in Fässern aufbewahrt, welche auf Faschinen gesetzt, und mit Häuten bedeckt werden. Der ganze innere Raum der Batterie wird mit Horden überlegt, damit die Artilleristen trockene Füße behalten.

Batterien-Bau auf morastigem Boden. Ist man gezwungen auf morastigem Boden zu bauen, so ist es in den meisten Fällen nothwendig, zuerst einen Weg, sowohl für die Arbeiter und den Transport der Materialien, als auch für das Geschütz zu erbauen. Hierzu bedient man sich der Wasserfaschinen, welche erst der Länge und dann der Queere nach übereinander gelegt, mit starken Pfählen festgenagelt, und zuletzt mit Erde überschüttet werden. Ist das ganze Terrain morastig und feucht, so muß auch die ganze innere Fläche der Batterie trocken und fest gemacht werden. Dies geschieht ganz auf dieselbe Art mittelst der Wasserfaschinen. Dann erst kann der Bau beginnen, der durchgängig mit Faschinen aufgeführt wird, deren Lücken mit der wenigen Erde ausgefüllt werden, welche der vordere Graben hergiebt. Die Faschinen werden dabei jederzeit kreuzweise gelegt, und man läßt eine Berme zwischen der Brustwehr und dem vordern Graben stehen. Die Merlons werden entweder ebenfalls faschinirt, und mit Sandsäcken gefüllt, oder man kann sie auch aus kleinen, eigends dazu geflochtenen Schanzkörben erbauen; sie werden alsdann mit Ankerweiden befestiget, und mit Sandsäcken gefüllt.

Batterien-Bau auf steinigem Boden. Wenn sich nur eine geringe Erddecke über einen steinigen oder felsigen Grund befindet, so wird der Bau der Batterien dadurch ungemein erschwert. Erlaubt die Erddecke auch nur einigermaßen das Einschlagen der Pfählchen, so wird die Batterie von Fa-

Digitized by Google

schinen erbauet, und die Füllungserde, wo man ihrer irgend habhaft werden kann, zusammengescharrt; auch werden Rasenstücke ausgestochen, und bei dem Bau benutzt. Endlich nimmt man seine Zuflucht zu den Sappenbündeln. Bietet aber die Erde keine Haltbarkeit dar, so muß der ganze Bau mit Schanzkörben gesehen, und diese mit zusammengescharrter Erde oder mit Sandsäcken gefüllt werden. Die Batterie wird dabei so viel als möglich versenkt, um wenigstens etwas Brustwehrhöhe zu sparen. Erlaubt der Boden nicht, die Bettungen fest anzulegen, so ist es besser, gar keine zu strecken, und dann wird der Boden bloß planirt. Die Mortierbettungen werden aber auf jeden Fall erbauet, die Rippen unter die Brustwehr untergesteckt und auf diese Art mit ihr verbunden.

Batterien-Bau auf beschränktem Terrain. Die Beschränktheit des Terrains, oder dessen Ungleichheit, macht zuweilen besondere Arten von Batterien nöthig. Hierzu gehören vornehmlich: a) Die gebrochenen Batterien. Diese werden angelegt, wenn die Gestalt eines Bergrückens von der Art ist, daß er zwar die nöthige Tiefe für die Breite der Brustwehr und die Länge der Bettungen hat, aber nicht die erforderliche Breite für die vorgeschriebene Geschützanzahl darbietet. In diesem Falle werden einige Geschütze zurückgezogen, während andere vorspringen, die Zwischenräume aber durch Flanken verbunden. — b) Steht die Lage eines schmalen Bergrückens nicht senkrecht auf das Alignement der Batterie, und man will durch allzuschräge Schießscharten das Profil der Batterie nicht schwächen, so erbaut man sägeförmige Batterien, welche nichts anders, als eine Art der gebrochenen sind. — c) Bildet die Krone des Berges keine horizontale Ebene, so werden die am meisten wagerechten Stellen für 1 oder 2 Kanonen ausgesucht; die verbindenden Brustwehren aber schräge hinauf oder hinunter, nach der Abdachung der Bergkrone gezogen, wodurch die sogenannten Etagen-Batterien entstehen. — d) Ist aber der Bergrücken so schmal, daß er nur noch so eben für die Breite der Brustwehr Tiefe genug hat, so bedient man sich der unterbauten Batterien. Die Bettungen ruhen dabei auf Böcken, gleichsam wie die der Brücken, und das Geschütz wird mittelst einer Rampe (Appareille) hinaufgebracht. Es versteht sich von selbst, daß die Böcke gut gestützt, auch die Bettungen so breit gemacht werden, daß hinlänglicher Raum zur Seite für die bedienende Mannschaft übrig bleibt.

Batteur (Carl), Mitglied der französischen Akademie der Inschriften und Ehrencanonicus zu Rheims, wurde im Jahre 1713 zu Allendhuy, einem Dorfe in der Nähe von Rheims, geboren. Als er die Redekunst in dieser letztern Stadt gelehrt hatte, begab er sich 1730 nach Paris, wo er an den Collegien von Lissieux und Navarra die Humaniora und die Redekunst lehrte. Darauf ward er Professor der Philosophie am königl. Collegium. Seine Werke sind, I. Cours de Belles-Lettres, d. h. Cursus der schönen Wissenschaften, 1774, 5. B. Darin befinden sich: les Beaux-Arts réduits à un même principe, d. h. die schönen Künste, aus Einem Grundsatz abgeleitet, und traité de la construction oratoire, d. Abhandlung über die rednerische Wortstellung. Diese Werke sind tief gedachter, ordnungsvoller und umsichtiger, als Rollin's Abhandlung über die Studien; allein sie sind nicht so schön und zart geschrieben. In der Schreibart herrscht ein gewisser metaphysischer Ton, eine straffe und trockne Bestimmtheit, die einigermaaßen durch die Auswahl der Beispiele gemildert wird, womit der Verfasser seinen Unterricht schmückte. Auch kann man ihm noch den Vorwurf machen, daß, wenn er über gewisse Stücke großer Schriftsteller redet, die Neigung, über Alles in Staunen zu gerathen, ihn da Schönheiten finden läßt, wo Kunstrichter, die einen höhern Maaßstab anlegen, nur Fehler gefunden haben. II. Les quatre poétiques, d'Aristote

d'Horace, de Vida, et de Boileau, avec les traductions et les remaques, d. h. die vier Poetiken des Aristoteles, Horatius, Vida und Boileau, sammt Uebersetzung und Erläuterungen. Dieses Werk vereint Geschmack und Anmuth. Batteux hatte viel Würde im Karakter, Blick und Haltung. Er war durch die Gaben des Herzens noch liebenswürdiger und schätzenswerther, als durch seine literärischen Talente. Batteux suchte in die ungeheure, durch Reflexion gewonnene, Fülle von Kunstregeln, Einheit zu bringen; er hat die Aesthetik gehoben. In Frankreich hat er noch hohes Ansehen; auch in Deutschland, wohin er durch Ramlers Uebersetzung des Cours des Belles-Lettres: Einleitung in die schönen Wissenschaften nach Batteux, verpflanzt wurde, hat er viel gewirkt und lange gegolten, bis das tiefere Studium von Shakespeare und der Natur und die Erscheinung von Geistern, wie Göthe, Schiller, Schlegel rc. freiere Ansichten des Schönen begründeten. Er starb zu Paris im J. 1780.

Batthyany (Carl, Fürst), geboren 1697, der Sohn des Grafen Adam von Batthyany, Bannus von Croatien, der im Türkenkriege in den Feldzügen des Prinzen Eugen, am Rhein, und dann abermals im Türkenkriege Kaisers Carl VI., so wie im österreichischen Erbfolgekrieg sich mit Ruhm bedeckte. Durch den vollständigen Sieg bei Pfaffenhofen über die Franzosen und Baiern den 15ten April 1745 bewirkte er den Frieden zu Füssen den 22ten April 1745. Auch in der Folge befehligte er die Oesterreicher am Rhein und in den Niederlanden, jedoch mit abwechselndem Glück. Nach dem Aachner Frieden ward er Oberhofmeister des nachherigen Kaisers, Joseph II., wurde 1764 in den Fürstenstand erhoben, und starb zu Wien 1772.

Battoni (Pompejus Hieronymus) wurde zu Lucca im J. 1708 geboren. Er ward nach Rom gesandt, und unter der Leitung der damaligen Meister der römischen Schule fühlte Battoni es tief, daß es nur Einen Weg zur Vollkommenheit in der Ausübung seiner Kunst gebe, nämlich das Studium großer Muster. Er gewann den Preis durch die Kopien der Antike und der Gemälde Raphaels. Der Neid verbreitete die Behauptung, er stehe in Ansehung des Farbenspieles tief hinter seinen Nebenbuhlern. Er beschwichtigte denselben durch seine Madonna, die in einer Kapelle der h. Gregorius-Kirche in Rom sich befindet. Bald darauf bekam er den Auftrag, das Gemälde des Hochaltares in der Kirche des h. Celsus zu verfertigen, ein Gemälde, welches Mengs als eine der lautersten und geistreichsten Schöpfungen des Battonischen Pinsels betrachtet. Er trieb eine Zeitlang auch die Miniatur-Malerei, und dadurch gewann er die Kunst und Gewohnheit, alle Theile seiner Gemälde mit gleicher Sorgfalt auszumalen. Battoni beschäftigte sich im Alter von 22 Jahren mit Kopirung der Gemälde, die im Pallast Farnese sich befinden; er verliebte sich in die Tochter eines der Beamten des Pallastes, und vermählte sich mit ihr. Er arbeitete jetzt aus Dankbarkeit an einem großen Gemälde, welche die Geschichte der Sophonisbe vorstellte, ein Werk, das vielleicht über die Kräfte seines Alters war. Dieses Gemälde wollte er seinen Wohlthätern als Huldigung darbringen; allein da diese, aufgebracht, daß er sich zu frühe in eheliche Bande verstrickt hatte, aufhörten, den gewöhnlichen Jahrgehalt ihm auszuzahlen, so sah er das Gemälde nicht mehr an, und es blieb unvollendet. Merkwürdig ist es durch den Adel des Styles und die Schönheit des Kopfes der Sophonisbe. Unter seinen andern Gemälden feiert man das der Villa Borghese, welches die Republik St. Marino darstellt: die Decke des Pallastes Colonna, ein heil. Abendmahl, merkwürdig durch die Schönheit des Ausdrucks, die Lauterkeit des Farben-

Digitized by Google

spiels, und die kluge Vertheilung des Lichtes; ein Gemälde, das sich zu Mailand befindet, und den seligen Bernhard Tolomei darstellt, wie er den Sterbenden zur Pestzeit Trost und Hilfe bietet; eine unbefleckte Empfängniß zu Chiari bei Brescia; den h. Bartholomäus und die h. Catharina von Siena zu Lucca; den h. Jacob zu Palermo; der h. Johannes, in der Wüste predigend; Scipio's Enthaltsamkeit, für die Kaiserin von Rußland gemalt; eine Familie des Darius, für den König von Preußen; die Bildnisse von Benedikt XIV., Clemens XIII. und Pius VI.; die Zusammenkunft von Joseph II. und dem Großherzog von Toskana zu Rom. Fürstlich wurde Battoni von diesen hohen Personen belohnt. Er starb an einem Nervenschlage im J. 1786.

Batucsina in Servien, 7 Meilen südlich von Samendria. Hier schlugen am 30ten August 1689 unter dem Markgrafen Ludwig von Baden 19.000 Oesterreicher 40.000 Türken unter ihrem Seraskier Arab Pascha. Der Verlust der letztern bestand in 18.000 Todten, Verwundeten und Gefangenen, nebst 69 Kanonen u. s. w.

Bauchredner sind Personen, die sich eine bewundernswürdige Fertigkeit erworben haben, Worte so hervorzubringen, daß die Umstehenden über Richtung und Entfernung des Schalles getäuscht werden. Die größte Kunst zu täuschen von Seiten des Bauchredners besteht darin, daß er seine Stimme bald verändert, bald eine andere nachahmt, und selbige, wie von einer andern Person und von einem entfernten Orte hervorkommend, vernehmen läßt; er weiß nämlich nach tiefem Einathmen langsam und Stufenweise mit gehöriger Luftvertheilung auszuathmen, und den Ton der Stimme vermittelst der Muskeln, der Carynx und des Gaumens zu modifiziren.

Bauer, Landmann, ist im weitesten Sinne des Wortes jeder Bewohner des platten Landes, welcher die Landwirthschaft eigenhändig betreibt. Bauer, im juristischen Sinne, wird nur derjenige genannt, welcher ein Bauerngut oder Bauernländerei besitzt und bewirthschaftet. Der Stand der Bauern ist im höchsten Grade achtungswerth; sie machen die zahlreichste und nützlichste Volksklasse des Staates aus. — Der Ursprung der deutschen Bauern, in so fern man sie als Landbauern betrachtet, datirt sich von dem Zeitpunkte an, da unsere Vorfahren aufhörten, Nomaden zu seyn, und anfingen die Viehzucht mit dem Ackerbau zu vertauschen. Der altfreie deutsche Mann beschäftigte sich aber nur mit Landesangelegenheiten, mit Krieg und Jagd, und ließ seinen Acker durch Knechte und Leibeigene, die der Krieg, der Handel oder eigener Wille ihm zugeführt hatten, bestellen. In der Folge, da der Ackerbau immer mehr zunahm, trennte sich der große Landeigenthümer von seinen Leibeigenen, setzte sie aus, und gab ihnen Wohnung und Länderei, wofür sie ihm gewisse Naturalien und Dienste leisten mußten. Dessen ungeachtet, blieben sie in der völligsten Abhängigkeit von ihrem Herrn; sie wurden selbst als eine Sache angesehen, und es stand dem Gutsherrn frei, das einer Familie in Kultur gegebene Gut nach Willkühr wieder einzuziehen, unter eigene Bewirthschaftung zu nehmen, oder gegen einen höhern Preis Andern zu überlassen. War letzteres der Fall, so befanden sie sich, wegen dieses Verhältnisses gegen den Herrn, in der Hörigkeit, Behörigkeit, welche auch ohne strenge Leibeigenschaft Statt finden konnte. In spätern Zeiten, wo es an Leibeigenen zu fehlen anfing, setzten die großen Landeigenthümer Zinsleute, Landsiedel, Pächter u. s. w. an, welche allein eigentliche Bauernländerei inne hatten und kultivirten, ohne gerade zu dem Stande der Knechte und Unfreien zu gehören. Ueberhin waren in allen Theilen von Deutschland die freien Eigenthümer kleiner Ländereien, die nur in wenigen Haufen be-

standen, in großer Anzahl vorhanden, bis sie in den Zeiten des Mittelalters von ihren mächtigen Burgnachbarn um ihre Freiheit gebracht, und in deren Leibeigenschaft und Dienstbarkeit oder in eine besondere Hörigkeit gezwungen wurden. In jenen Zeiten retteten fast nur die kleinen Landbewohner ihre Freiheit, welche Burg- und Schloßherrn zu Nachbarn hatten, die entweder nicht mächtig genug waren, sie zu unterdrücken, oder es nicht wollten. Mancher freie Gutsbesitzer mochte auch damals wohl noch vom Glücke sagen, wenn er seinen Hof, gegen Uebernahme von Zinsen und Pflichten, nur behalten, und sich damit Sicherheit verschaffen konnte. Nach ältern und neuern Untersuchungen über die Entstehung und ursprüngliche Beschaffenheit des Bauernstandes in Deutschland ist so viel gewiß, daß seit den frühesten Zeiten daselbst freie und leibeigene Bauern, daß die Anzahl der letztern bei weitem die größere, und nachdem gleich ihr Zustand nicht durchaus so knechtisch, wie bei den Römern, doch in jeder Hinsicht, vorzüglich im Mittelalter, überaus hart und drückend gewesen. Erst allmählig, da durch die Ausbreitung der christlichen Religion viele Leibeigene an Stifter, Kirchen und Klöster waren verschenkt, oder von ihren Herren in Freiheit gesetzt worden; nachdem durch die Kreuzzüge und innern Kriege der Adel oft in Geldnoth gekommen, sein Wohlstand vermindert, das Land entvölkert, und von den Städten die entlaufenen Bauern waren aufgenommen worden; nachdem das römische Recht in Gang gekommen, die Reformation, und besonders der ausgebrochene Bauernkrieg, und andre Ursachen eine mildere Behandlung der Bauern hatte nothwendig gemacht, und die Regierungen im Bauernstande die Stütze ihrer Macht und die Pflanzschule ihrer stehenden Heere hatten kennen gelernt; erst da kamen die Bauern, in einigen Ländern mehr, in andern weniger, zu dem Grade von Eigenthum und Freiheit, worinn sie sich jetzt befinden. Ist nun aber zwischen dem ehemaligen und heutigen Zustande der Bauern derselben die unverkennbarste Verschiedenheit anzutreffen, so folgt daraus, daß man jenen nicht mehr zum Maaßstabe der Rechte und Verbindlichkeiten der Bauern gebrauchen, daß man aber auch diesen nur in so weit anwenden kann, als er mit dem Besitzstande, den Lokal- und Partikular-Verfassungen und Gesetzen eines jeden Landes, Amtes oder Ortes übereinstimmt, und denselben angemessen ist. Zur Ehre der Menschheit ist die Aufklärung der Regierungen so weit gediehen, daß die Leibeigenschaft fast in den meisten Staaten abgeschafft wurde; und die Fürsten haben endlich einsehen gelernt, daß die Freiheit der Ackerbauer, so wie eines jeden ihrer Unterthanen, die erste Bedingung einer starken und Achtung gebietenden Verfassung ist.

Bauernkrieg. Man versteht hierunter die großen Unruhen, welche sich zu Ende des Jahres 1524 durch einen Aufstand der Bauern erhoben, und im J. 1525 wie eine zerstörende Feuersbrunst durch mehrere deutsche Provinzen sich fortwälzten. — Umsonst bemühen sich einige Historiker, die von Luther und seinen Freunden unternommene Kirchenreformation von allem Antheil an dieser Empörung der Bauern frei zu sprechen. Parteilose und gerechte Protestanten haben vielmehr die Reformation in manchem Betracht ihrer Folgen eine Revolution genannt. Denn wäre Friede in der Kirche geblieben, sicher hätte keine so allgemeine und so heftige Bewegung die Staaten ergriffen und zerrüttet. Zwar war der Druck, unter dem der Landmann schmachtete, schon allein groß genug, um die Gemüther zu entrüsten, zumal, da die Knechtschaft und Armuth, unter der er seufzte, so oft durch den Hohn und Uebermuth seiner Tyrannen, nur noch mehr verbittert wurden. Auch hatte sich früher schon da und dort eine Gemeine, oder ein größeres Gebiet gegen die willkührliche Gewalt aufgelehnt, oder mit Trotz versucht, das unerträgliche Joch abzuschütteln. Aber sollte dieser

Digitized by Google

Sinn, einen ansteckenden Karakter gewinnend, sich allgemein verbreiten, und mit Beharrlichkeit und enthusiastischem Muthe gegen das Uebel wirksam werden, das er auszurotten entschlossen war, so mußte eine begeisternde Idee, in der die Interessen Aller sich vereinigten, und die den Aufstand als ein Werk moralischer Nothwendigkeit darstellte, die Gemüther entflammen, und diese Idee gab die Reformation durch die Predigten von der christlichen Freiheit. Zwar räumen wir gern ein, daß die Reformatoren mit diesen Predigten etwas ganz anders meinten, als die rebellischen Bauern; allein, nachdem das Wort einmal erfunden war, stand es nicht mehr in der Gewalt seiner Erfinder über dessen Sinn und Deutung zu herrschen, und leicht schlich sich bei dem unzufriedenen Landmann der Nebenbegriff von bürgerlicher Freiheit und Wiederherstellung verlorner Rechte ein, da die Reformatoren selbst oft so derb und kühn gegen die weltlichen Despoten gesprochen, und das Geheimniß verrathen hatten, daß vor Gottes Augen der Ritter nicht mehr gelte, als der Knappe, und der Priester nicht mehr, als der Laie. Und wenn es den Priestern erlaubt war, dem Papste und den Bischöfen den Gehorsam aufzukündigen, so konnte es auch vor Gott kein Verbrechen seyn, sich gegen ungerechte Obrigkeiten zu empören. Es fehlte auch nicht an Lehrern und Predigern, die, in den Schulen der Reformatoren gebildet, den Bauern, einstimmig mit ihrer rohen Ansicht, den Sinn der Schrift öffneten, und durch Wort und That bezeugten: es sey eine Zeit, ein „recht christlich Regiment" einzurichten, Gott wolle den Hochmuth der Tyrannen nicht länger dulden, das Niedrige müsse erhöht und das Hohe gestürzt werden, man müsse getrost und freudig ausziehen in den Streit des Herrn. In diesem Geiste predigten nicht nur Karlstadt und Münzer, sondern eine Menge anderer Geistlichen, die die Lehre des Evangeliums fleischlich nahmen. Sie waren, wie Villers sie treffend nennt, die Jakobiner der Reformation. Ueberhaupt zündeten schon alle Schwärmer und Fanatiker die Fackel der Empörung an dem Scheiterhaufen an, der für die päpstliche Bulle vor den Thoren Wittenbergs loderte. Luther selbst stemmte sich vergebens mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit gegen diese Sündfluth von Phantasien. Indessen überzog dieses dräuende Ungewitter zuerst Schwabens Gefilde. Die Bauern des Grafen von Lupfen in Schwaben beschwerten sich nachdrücklich gegen die vielen Abgaben; in diese Klage stimmten die mißvergnügten Nachbaren. Das Reichsregiment, von Eßlingen, schickte deshalb Abgeordnete, um die Streitigkeit zwischen den Bauern und ihrem Herrn in der Geburt zu ersticken. Allein dieses Mittel war zu schwach, Deutschland für die Zukunft gegen den Empörungsgeist sicher zu stellen. Schon gegen das Frühjahr 1525 vereinigten sich viele tausend Bauern in Schwaben und in den Gegenden der Donau, um sowohl die Lehre des Evangeliums zu vertheidigen, als die harten Auflagen und Bedrückungen von sich zu werfen. Sie setzten zwölf Artikel auf, worin sie drohend Nachlaß der willkührlichen Auflagen, Verminderung der Abgaben, und freie Religionsübung verlangten. Diese Foderungen schickten sie an Dr. Luther, um seine Meinung darüber zu vernehmen. Das Wesentliche seiner Antwort ging dahin, daß, obgleich die Fürsten sich viele Ungerechtigkeiten zu schulden kommen ließen, dennoch der Bauern Betragen, sich durch Selbsthülfe und Empörung Recht zu schaffen, auf keine Weise nach Gottes Wort gebilligt werden könne. Zugleich aber schrieb er auch in dieser Absicht einen Brief an die Fürsten, welcher wegen seines Inhalts sehr merkwürdig ist. Er warf ihnen darin in kühnen Ausdrücken vor, daß sie nur Schätze aufzuhäufen suchten, das Volk drückten, um ihrer Eitelkeit, ihrem Stolze und ihrer Ueppigkeit zu fröhnen. Ausdrücklich schrieb er, daß die Unterthanen das Joch der Für-

Fürsten nicht länger tragen könnten, noch wollten, weder es länger zu tragen brauchten; daß wenn auch jetzt der aufrührische Pöbel sein Vorhaben nicht durchsetzen sollte, dieses doch gewiß von Andern würde zu Stande gebracht werden. „Gott, selbst, fährt er fort, führt dieser Krieg wider euch Fürsten, und will eure Ruchlosigkeit strafen.“ — Hierauf schrieb er noch einen andern Brief an die Fürsten und mißvergnügten Bauern zugleich, und ermahnte sie beiderseits, die ergriffnen Waffen niederzulegen, und die Streitigkeiten durch Schiedsrichter beizulegen. Da aber alle Ermahnungen nichts fruchteten, und die Bauern in Schwaben und Franken wider die Klöster und den Adel grausam wütheten, so foderte Luther selbst die Fürsten auf, sich gegen die Bauern zu vereinigen, und sie wie wilde Bestien niederhauen zu lassen. Dies geschah wirklich. In Schwaben, Franken und in den Rheingegenden, fielen in dem Frühjahr 1525 über 30.000 Bauern durch das Schwerdt. Auch in den Umgegenden der alten Stadt Hall, die vom Kocher durchschnitten, in einem engen Thale, am Fuße des Stammsitzes der Schenken von Limborg liegt, standen Schwärmer von diesem gefährlichen Karakter auf. Schon im Jahre 1524, da die ersten aufrührischen Bewegungen in Oberschwaben erfolgten, Thomas Münzer Süddeutschland durchstrich, und die Gemüther bearbeitete, und Andreas Karlstadt sein Wesen in dem benachbarten Rothenburg ob der Tauber trieb, trat in der Gegend von Hall Johannes Walz, der von dem Rath der Stadt als Lehrer der jungen Mönche in dem Barfüßerkloster war angestellt gewesen, mit der Predigt von der christlichen Freiheit auf. Er zog auf den Kirchweihen umher, sammelte das Volk um sich, und dewies seinen gaffenden Zuhörern aus der Schrift, daß sie den kleinen Zehenden und einige andere für die Kirche bestimmte Abgaben zu entrichten nicht schuldig seyen. Natürlich leuchtete seine Lehre den Bauern ein, denen gewöhnlich das Nützliche das untrügbare Kennzeichen des Wahren ist; auch einige Geistliche in dem Haller Gebiete, namentlich die Pfarrer von Orlach und Zimmern, waren mit Walz gleichen Sinnes, und verkündigten, wie er, dem Volke, was in Hinsicht seiner Beschwerden vor Gott recht sey. Zwar zeigten sich noch keine Bewegungen, um die Predigten dieser Männer geltend zu machen; aber ein solcher Saame mußte Früchte bringen, sobald äußere Ermunterungen und Beispiele seine Entwicklung beförderten. In kurzer Zeit rotteten sich mehrere Tausende von Bauern zusammen. Der Aberglaube sah in den Zeichen des Himmels Gedeihen und Sieg für die Sache der armen Leute, und der Betrug ließ Propheten erscheinen, die den Untergang aller geistlichen und weltlichen Macht verkündigten. In Rothenburg wurde die ganze Verfassung eingestürzt, in Franken erhob sich Alles, um Burgen und Klöster zu brechen oder zu brandschatzen. Die Odenwälder brachen bei Heilbronn in das Würtembergische ein, zu diesen Haufen gesellten sich die dortigen Landesbewohner. Auf beiden Seiten des Kochers erhoben nun auch die Mißvergnügten ihre Stimme lauter. Vergebens schickte der Rath von Hall Abgeordnete in die Umgegenden, die Bauern zu friedlichen Gesinnungen zu ermahnen. Man war taub gegen die väterliche Stimme; die Gährung ward allgemein; eine große Masse, trunken von eitelm Schwindel, sengte und plünderte. Die Stadt Hall setzte entschlossenen Muths Gewalt der Gewalt entgegen. 500 wohlbewaffnete Bürger zogen unter Anführung des Stattmeisters, Michael Schletz, ihnen entgegen. Sie rückten vor die Bergschlucht von Gottwollshausen, und kündeten sich unter dem Donner der Geschütze den Rebellen an. Bestürzung und Entsetzen ergriff den ganzen Haufen. Mehrere Reihen von Bauern stürzten vor panischem Schrecken nieder. Man glaubte sich verrathen; Verwirrung überall; Jederman ergriff die Flucht,

Digitized by Google

der ganze Haufe zerstäubt sich, obgleich kein Bauer auf der Wahlstatt geblieben. So leicht ließen sich die Prahler wegschrecken. Doch weit furchtbarer rotteten sie sich wieder zusammen. Mit Vergnügen sah man zu Hall und zu Komburg das Gewitter, das erst seinen Zug den Kocher abwärts zu nehmen schien, in der entgegengesetzten Richtung sich bewegen; aber desto größer waren die Besorgnisse auf der Ostgränze von Würtemberg, gegen die nun der Sturm mit drohender Gewalt heranbrauste. — Hier liegt auf einer Höhe über der Rems das Benediktinerkloster Lorch, eine alte Stiftung der Herzoge von Schwaben aus dem Hause Hohenstaufen, und die stille Begräbnißstätte vieler Glieder dieses hochgefeierten deutschen Stammes, und dahin waren die gierigen Blicke der wilden Horde aus dem Kocherthale gerichtet. Der Reichthum dieses Gotteshauses reizte ihre Habsucht, und keine Gegenwehr erschwerte die Eroberung. Hier überfiel der christliche Haufen die einsamen Mauern, und schwelgte im Ueberfluße der klösterlichen Vorräthe, nahm hinweg, was an Wein, Getraide, Geld und Kirchenschätzen vorhanden war, ängstigte und mißhandelte die Religiösen, und um das Maaß voll zu machen, ward am 26ten April das Kloster von Grund aus eingeäschert, der alte kaiserliche Pallast, ein ehrwürdiges Ueberbleibsel aus dem Heldenzeitalter der Schwaben, zerstört, und der Abt Sebastian ermordet. Trefflich paßet auf diese Ungeheuer, was Schiller sagt:

Gefährlich ist's den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tiegers Zahn,
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Hierauf bezog der wilde Haufen unter den heiligen Trümmern des Gotteshauses ein Lager, während seine Rädelsführer neue Bubenstücke aussannen. Südlich von Lorch erhebt sich in majestätischer Größe — aber jetzt einsam und trauernd, die Bergspitze, welche einst die Mauern und Thürme der Burg Hohenstaufen, der Wiege eines der edelsten Geschlechter, die je auf dem deutschen Kaiserthrone gesessen, krönten. Ein so festes Schloß zermalmen zu können, kitzelte den bäurischen Stolz. Im nächtlichen Dunkel ward die Burg berannt. Die Besatzung bestand nur aus 32 Mann. Michael Reuß von Reusenstein, dem dieser Platz anvertraut war, besaß weder Muth noch Ausdauer, die Burg der Helden gegen die Wüthenden zu vertheidigen, feige schlich er im Dunkeln davon, seinen Posten verlassend. Jetzt warfen die Knechte, für ihr Leben zitternd, die Schlüssel den Stürmenden hinaus. Der wilde Haufe drang in die ehrwürdigen Mauern, warf einige Burgwächter über die Zinnen, den steilen Berg hinunter, plünderte und raubte Alles, was sich vorfand, und ließ das Schloß in Flammen auflodern. Eine niedrige Mauer verkündet noch dem Wanderer die Stätte, wo einst das Stammhaus der schwäbischen Friedriche gestanden. — Mittlerweile hatte sich der oberste Befehlshaber des bündischen Heers, Georg Truchses von Waldburg, ein tapferer Kriegsmann, und begabt mit jenem harten Sinne, der denen geziemt, die da berufen sind, schwere Verbrechen zu bestrafen — nachdem er Oberschwaben zur Ruhe gebracht, in das Herzogthum Würtemberg hinabgezogen, bei Böblingen die Hauptmacht der dortigen Rebellen geschlagen und zerstreut, und an Weinsberg Rache für die Frevel genommen, die daselbst an so vielen wackern Rittersleuten waren begangen worden, machte er sich auf, Würzburg zu entsetzen, verstärkte zuvörderst seine Truppen in der Pfalz, und lieferte den 2ten Juni die blutige Schlacht bei Königshofen, in welcher 6.000 Bauern unter dem Rachegeschwerdte fielen; und zwei Tage später, am Pfingstfeste, erfolgte ein gleich blutiges und siegreiches Treffen auf dem

Gay bei Giebelstadt. Nun wurde Würzburg, welches die Rebellen inne hatten, entsetzt und eingenommen. Angst und Schrecken ergriff, nach so vielen Niederlagen, und nach so strenger Benutzung der Rechte des Sieges, die aus ihrer Täuschung erwachenden Bauern. Ihre Haufen lösten sich auf; ihre Hauptleute entflohen; die Verführten kehrten, um Gnade flehend, in ihre Hütten zurück, und der ganze Süden Deutschlands kam wieder zur Ruhe. Jetzt erhoben die Obrigkeiten den strafenden Arm; Tausende, welche der Mordstahl der Krieger nicht erreicht hatte, fielen unter dem Beile des Henkers, die Dorfschaften wurden fürchterlich gebrandschatzt, und jede geheime Zusammenkunft strenge verboten. Wenn man aufmerksam bei den Revolutionen, die seit allen Zeiten aus dem Schooße des Volkes hervorgegangen sind, verweilt, so scheint Kotzebue, der oft tiefe Blicke in die Verhältnisse des Menschen that, Recht zu haben, wenn er dem Usurpator Berengar jene treffliche Stelle in den Mund legt:

„Mit dem Herzen wird kein Volk regiert;
Nur der vermag das wilde Thier zu lenken,
Der es mit starker Faust an Ketten führt.
Vielköpfig ist's, doch jedes Haupt am Rumpfe
Ein Sitz der Thorheit, trotzig und verzagt;
Im Unglück feig, und grausam im Triumpfe,
Das heute nichts, und morgen Alles wagt;
Das jedem Schwärmer taub und blind vertrauet,
Stets nach dem Neuen gierig dascht und läuft;
Das heute seinem Herrn Altare bauet,
Und morgen brüllend ihn zum Richtplatz schleift.

Der Bauernkrieg in Schwaben und Franken war mit dem Leben von 50.000 Bauern gedämpft. Wie jener in Thüringen und Sachsen wüthete, werden wir unter dem Artik. Thomas Münzer, dem Haupturheber desselben, auseinandersetzen.

Baukunst (Geschichte der). Sie ist eine der gemeinnützigsten und unentbehrlichsten Künste; sie hat in den ältesten Zeiten, und schon in der einfachen Hütte, die der Wilde sich aus Baumzweigen zusammenflicht, ihren Ursprung gefunden. Das natürliche Bedürfniß, sich gegen die Witterung und wilden Thiere zu schützen, mußte jedes Volk der Erde auf die Idee bringen, sich eine Wohnung zu machen. Die Beschaffenheit dieser Wohnung richtete sich nach dem Himmelsstrich, nach der Lebensart und nach den ersten Landesprodukten eines jeden Volks. Wo Ueberfluß an Holz war, da machte man die Wohnungen aus Baumzweigen; Küstenvölker, oder solche, die an Flüssen wohnten, aus Stroh, Rohr oder Erde; Bergbewohner suchten in Höhlen ihre Zuflucht, oder gruben sich solche aus, wenn sie keine natürlichen vorfanden; nomadische Völker wohnten in Zelten oder beweglichen Hütten. Der Ackerbau erhob die Menschen zur ersten Stufe der Kultur. Das bloße Bedürfniß wurde nun auch mit dem Wunsche der Bequemlichkeit verbunden, und so entstanden nach und nach ordentliche Wohnungen, und aus der Zusammenrückung derselben an einem Orte, Städte. Die Hütten wurden nun schon kunstreicher zugerichtet, und man fing an die Baumäste und Baumstämme zuzuhauen, und mit einander ordentlich zu verbinden. Wo es kein Holz gab, machte man Ziegel aus Lehm oder Erde, die man anfangs an der Sonne trocknete, hernach durch Hülfe des Feuers brannte. Die Höhlenbewohner vertauschten ihre Höhlen mit selbstgemachten Wohnungen aus Steinen, die man anfangs so roh nahm, wie sie sich in der Natur vorfanden, nachher aber zu behauen anfing. Von diesen alten steinernen Gebäuden der verschiedenen Völker, der Perser, Judier, Aegypter, Etrusker, Griechen, Römer, Engländer, Schotten und Peruaner findet man noch einzelne Ueberreste, und man siehet aus diesen, daß man Steine von oft ungeheurer Größe dazu nahm, deren Flächen so glatt

Digitized by Google

behauen wurden, daß sie genau auf einander paßten, und zu ihrer Verbindung keines Mörtels bedurften. Um diese Zeit entstanden auch die Säulen, welche die Nothwendigkeit, die Decke eines großen Gebäudes zu stützen, herbeiführte, und die da, wo man mit Steinen bauete, aus Stein, da, wo man sich des Holzes bediente, aus Baumstämmen gemacht wurden. Die ersten Gebäude, auf die man vorzügliche Sorgfalt wendete, waren die Tempel oder Wohnungen der Götter. Die ersten Tempel bauete man sehr klein und einfach, so daß die Bildsäule des Gottes, dem sie geweihet waren, den ganzen innern Raum ausfüllte. Aber bald wurden sie mit der zunehmenden Kultur größer, prächtiger, und oft von weitläuftigem Umfange. Man schmückte sie mit Säulengängen und Hallen, und verband große Höfe und Haine mit ihnen. Die Bildung der Baukunst gehört eben so wenig einem einzelnen Volke zu, als ihre Entstehung. Mehrere Völker erreichten zu gleicher Zeit eine gewisse Stufe der Vollkommenheit, und bei jedem findet man einen eignen Karakter seiner Bauart. Freilich muß man dabei oft auf sehr große Aehnlichkeiten stoßen; aber diese sind noch kein Beweis, daß ein Volk der Lehrer des andern in der Baukunst gewesen ist. Die vollkommenste Ausbildung fand die Baukunst bei den Griechen; aber die morgenländischen Völker hatten schon weit früher, als Griechenland noch von wilden Barbaren bewohnt wurde, einen gewissen Grad der Vollkommenheit darinn erreicht. Wer kennt nicht aus der Geschichte das Alter und die Berühmtheit der Stadt Babylon, des Belustempels, des königlichen Pallastes, der schwebenden Gärten der Semiramis? — Das Ninive der Assyrer, das mit siebenfachen Mauern umgebene Ecbatana der Meder, die berühmten Städte der Phönicier? — Die noch jetzt vorhandenen Ueberreste von alten indischen Tempeln in Pyramidengestalt, die ägyptischen Pyramiden, Obelisken, Tempel, Paläste und Grabmäler, die Ruinen des prächtigen Pallastes zu Persepolis, die Königstadt der alten Perser? Der Karakter dieser morgenländischen Baukunst war: unerschütterliche Festigkeit, riesenmäßige Größe, und verschwendete Pracht; allein das Schöne und Gemeinnützige der Baukunst fehlte ihr. Das Ungeheuere dieser Gebäude, die großen mit einander verbundenen Steinmassen, die Dicke der Mauern, die unförmlichen Säulen erfüllen den Zuschauer mit Erstaunen; aber sie haben nichts Einnehmendes, Schönes und Gefälliges, weil Schicklichkeit, Symmetrie, schöne Anordnung, Genauigkeit, und zweckmäßiger, nicht überladener, Schmuck vermißt wird. Auf die Bauart der Morgenländer hatte auch noch das Klima viel Einfluß. Weil es im Orient wenig regnete, so machte man die Dächer nicht steil, wie es in Ländern, wo viel Schnee und Regen fällt, nothwendig ist, sondern flach, und umgab sie mit einer Brustwehr. Im Sommer bediente man sich ihrer, darauf zu schlafen, zu speisen, zu beten, Hütten von Zweigen zu machen, und allerhand Sachen zu trocknen. Die Hitze des Klimas veranlaßte, daß die Zimmer sehr geräumig, die Thüren groß, die Mauern dick gemacht, und die Häuser nach der Mittagsseite mit wenigen, nach der Nordseite mit mehrern Oeffnungen versehen, und daß bei großen Gebäuden bedeckte Gänge angelegt wurden. Das Bishergesagte gilt auch zum Theil von der ältesten Baukunst in Kleinasien, von der uns Homer die Beschreibungen hinterlassen hat. Diese betreffen aber nur große Gebäude und Pallästе, weil die Pravathäuser vermuthlich so schlecht waren, daß er sie keiner Bemerkung werth hielt. Die Beschreibungen Homer's sind freilich Ideale, indessen hätte er diese doch nicht schaffen können, wenn die Wirklichkeit ihm nicht den Stoff dazu gegeben hätte. Die einzelnen Verschönerungen abgerechnet, kann man also Homeros Schilderungen wohl als Wahrheit annehmen. Nach ihm war der Pallast des Priamos auf steinernen Hallen erbauet, hatte fünfzig

an einander stoßende Zimmer, und gegen dem Hauptgebäude über war innerhalb des Vorhofs ein anderes Gebäude mit zwölf in Einer Reihe fortlaufenden Zimmern. Sehr prächtig beschreibt er den Pallast des Alcinous, ohne daß man jedoch die allgemeine Einrichtung desselben daraus übersehen kann. Sehr ausführlich ist aber seine Beschreibung des Ulyssischen, Menelaischen und Nestorischen Pallastes. Wenn man Beschreibungen, die Homer wahrscheinlich von der asiatischen Bauart abgeleitet hat, unter einander vergleicht, und die Hauptideen als Wirklichkeit annimmt: so läßt sich daraus Folgendes über die Baukunst in Asien bestimmen. Die Zimmer waren hoch, und wenigstens in der untersten Etage gewölbt, sowohl, weil man hohe Zimmer nur für königliche Palläste schicklich, als auch wegen der reinern und kühlern Luft derselben für gesund hielt; der letztern Ursache wegen pflegte man sie auch oft zu durchräuchern. Die Wohnzimmer lagen nicht unmittelbar an der Straße, sondern wurden durch den Vorhof, der sich zwischen der Hofmauer und dem Pallast befand, von derselben getrennt. Vermuthlich geschahe dies, um das Haus und die Zimmer vor dem Staube zu schützen. Die Fenster waren bloße, nicht zu große, Oeffnungen, die man oben am Zimmer, aber nicht zu häufig, anbrachte, so daß die Zimmer nicht so viel Licht hatten, als bei uns. Die Thüren waren groß, dauerhaft gearbeitet, mit Verzierungen geschmückt, und in der Mitte gebrochen, so daß sie sich in zwei Flügeln öffneten. Die Mauern des Gebäudes waren dick, die Thürschwellen, auch wohl die Thüren, von Erz, die Wände des Saals mit glänzendem Metall verziert, die Gebäude überhaupt von großem Umfange, und die Dächer wahrscheinlich flach. Die Tempel in Kleinasien waren nach Homer eben so prächtig geschmückt, wie die Wohnungen der Könige; groß, wie es der Erhabenheit der Götter angemessen war, und standen auf freien offenen Plätzen, abgesondert von den Privathäusern der Stadt. Einige waren auch mit heiligen Hainen umgeben. In Griechenland erhielten alle Künste, und auch insbesondere die Baukunst, ihre höchste Ausbildung. Die ersten wilden Bewohner Griechenlands lebten in Hütten und Höhlen zerstreut, bis einige ihrer Könige sie zusammen in Städte vereinigten, und durch Gesetze den Grund zu ihrer Kultur legten. Bis zum trojanischen Kriege konnten die Künste keinen großen Fortgang haben, weil innerliche Kriege und die Einfälle fremder Völker den Musen keine günstige Aufnahme gestatteten; und auch die Baukunst machte daher keine beträchtlichen Fortschritte. Indessen erhellet aus dem, was oben aus Homer's Beschreibung gesagt ist, daß die Baukunst schon damals über ihr Kindheitsalter hinaus war. Freilich ist die homerische Beschreibung von der asiatischen Baukunst abstrahirt; allein da er eine so ausgebreitete Kenntniß von Griechenlands Geographie blicken läßt, und also höchst wahrscheinlich dieses Land durchreist ist: so kann er auch wohl in Griechenland schon Gebäude angetroffen haben, die seinen Beschreibungen ähnlich waren. Nennt er doch eine Menge Städte, die damals schon in Griechenland existirten, und giebt ihnen solche Beinamen, die, wenn man auch das wegnimmt, was auf Rechnung des Dichters zu setzen ist, doch wenigstens etwas von ihrer Beschaffenheit vermuthen lassen. Vielleicht hatten die damaligen großen Gebäude Griechenlands Manches mit den kleinasiatischen gemein, welche die Griechen nothwendig kennen mußten; vielleicht war dies wenigstens in einigen Gegenden der Fall. So war der Tempel des Apollo zu Delphi von Steinen erbaut, und groß. Das Schöne und Einnehmende der Baukunst mangelte jedoch den griechischen Gebäuden noch ganz, und sie waren noch weit von der Vollkommenheit entfernt, die man nachher an ihnen bewunderte. Auch nach Homer blieb die Baukunst bei den Griechen noch ziemlich lange auf dieser niedrigen Stufe, bis endlich bald nach dem persischen Kriege der Genius Griechenlands einen neuen erstaunlich hohen Schwung nahm, und auch

Digitized by Google

die Baukunst ihre schönste Epoche erlebte. Dies war um die 75 Olympiade; und schon Olympiade 85, also im Zeitalter des Perikles, prangte ganz Griechenland mit den schönsten, geschmackvollsten und prächtigsten Gebäuden. Jetzt wurde zu Athen der berühmte Tempel der Minerva auf der Acropolis, die Propyläen, das Odeum und andere Gebäude errichtet. Was zu Athen geschah, geschah auch in andern Gegenden Griechenlands. Im Peloponnes und Kleinasien sah man die schönsten Tempel und andere öffentliche Gebäude, die nicht weniger, als die zu Athen, Meisterstücke der Kunst waren. Der Karakter der Baukunst dieses Zeitalters war edle Einfalt und majestätische Größe mit Schönheit verbunden. Sie erstreckte sich nicht bloß auf Tempel, sondern auch auf andere Arten von Gebäuden als: Theater, Odeen, Portikus, Marktplätze, Gymnasien u. s. w., und zu der alten dorischen Säulenordnung wurde jetzt noch die jonische und korinthische hinzugefügt, welche alles Schöne und Prächtige, was die Kunst nur leisten kann, in sich vereinigten. Indessen ist zu bemerken, daß die schöne Baukunst sich noch nicht auf Privathäuser erstreckte. Diese waren zu Athen und in andern griechischen Städten meistentheils schlecht. Dasselbe versichert noch Dikäarchos, ein Schüler des Aristoteles, um Olympiade 115 von Athen, Platäa, Theben und andern Städten. Die Ursache davon war, daß die Griechen mehr die innere Bequemlichkeit und Ausschmückung ihrer Wohnungen liebten, und darauf alles Geld verwandten. So behielt Themistokles seine unansehnliche Wohnung, um nur in der Pracht seiner Tafel und an kostbaren Geräthschaften den Cimon zu übertreffen. Auch war vielleicht ein Grund von der Unansehnlichkeit der Privathäuser, daß es in den Städten viele große öffentliche Plätze gab, die rund umher geräumige und doppelte Portikus hatten, welche die dahinterstehenden Gebäude verdeckten. An solchen Orten wohnten nun unstreitig die vornehmsten Bürger, und da diese, weil ihre Häuser versteckt waren, sich bei der Erbauung nicht um die Regeln der schönen Baukunst kümmerten; wie viel weniger werden es die geringern Bürger gethan haben? Oeffentliche Gebäude und Plätze, besonders Tempel, waren es also, an denen man die schöne Baukunst ganz vorzüglich anwandte, und man muß in der That erstaunen, wie diese in dem kurzen Zeitraum von 10 Olympiaden einen so hohen Grad der Vollkommenheit erreichen konnte. Die Ursachen davon waren Religion, Politik und der Geist der Nacheiferung unter den griechischen Städten. Religion foderte die Griechen auf, den Wohnungen der Götter alle die Pracht, Größe und Majestät zu geben, die solcher erhabenen Wesen würdig war. Bei der zahlreichen Menge von Gottheiten, waren denn auch alle Städte mit Tempeln angefüllt, so daß einst der Tonkünstler Stratonikos, als er zu Mylassa in Karien wenig Einwohner und viele Tempel fand, sich auf den Marktplatz hinstellen, und ausrufen konnte: Höret mich, ihr Tempel! — Politik brachte den Perikles und andere große Männer Griechenlands dahin, mit allem Eifer nach der Errichtung solcher Gebäude zu streben, die der Nation unsterblichen Ruhm, und ihnen selbst die Gunst des Volks, die sie zur Durchsetzung ihrer Absichten nöthig hatten, verschaffen konnten. Die Palme des Nachruhms war dem Griechen der schärfste Sporn zu allen noch so gefährlichen Unternehmungen: zeigte man ihm diese, so war Alles von ihm zu erhalten. Wie konnte er aber dies so heiß gewünschte Ziel besser erreichen, als durch die Erhebung der Künste zum höchsten Grade der Vollkommenheit? Als Perikles einst wegen der Geldkosten, welche die Aufführung seiner vielen Gebäude verursachte, der Verschwendung der Staatseinkünfte beschuldiget wurde, fragte er die Athenienser: ob er, wenn ihnen der Aufwand zu groß dünke, die öffentlichen Gebäude auf seine Kosten aufführen lassen sollte? in welchem Falle es ihm aber erlaubt seyn müsse, auf seine Werke auch seinen eignen Namen zu setzen. Aber diese Ehre wollte ihm das Volk nicht gönnen, und also fiel die Antwort ohne Bedenken dahin aus, daß das

Geld noch wie vor aus dem öffentlichen Schatze genommen, und nichts gespart werden sollte. Der Hauptgrund von den schnellen Fortschritten der Baukunst war aber der Geist der Nacheiferung unter den Griechen. Jede Stadt wollte es der andern in Einrichtung großer Kunstwerke zuvorthun, und man scheute kein Geld, diesen Zweck zu erreichen. Die Künstler wurden auf alle Art aufgemuntert; man belohnte sie großmüthig, und erwies ihnen als Männern, die sich um den Ruhm des Staats verdient machten, alle ersinnlichen Ehrenbezeigungen. So begreift man also, wie die Baukunst unter den Händen der Griechen sich zu jenem hohen Grade von Vollkommenheit so schnell empor schwingen konnte, so daß sich mit Recht sagen läßt, daß die Griechen, was Schönheit, Symmetrie, Ordnung, hohe und prächtige Zusammensetzungen und reizende Anmuth betrifft, die Schöpfer derselben gewesen sind, so viel oder wenig sie übrigens auch andern Völkern abgelernt haben mögen. Diese glänzende Periode der griechischen Baukunst dauerte aber nicht lange. Schon im peloponnesischen Kriege konnte weniger an die Ausübung derselben gedacht werden, und obgleich nachher noch viele schöne Gebäude errichtet wurden, so fehlte es doch an einem Perikles und an Künstlern, wie sie zu jener Zeit lebten. Schon jetzt fing man an, von der edlen Einfalt abzuweichen, und statt des einfachen, erhabenen Schmucks, auf Putz und Zierlichkeit zu denken. So blieb es bis zu Alexanders des Großen Zeiten. Dieser Fürst ließ in den eroberten Ländern außerordentlich viel bauen, und die Baukunst erhielt sich daher auch noch unter ihm auf der bisherigen Stufe. Man liebte zwar Putz, vernachlässigte aber dabei strenge Regelmäßigkeit und Genauigkeit nicht. Mit dem zunehmenden Reichthum fing man nun auch an, die Privatwohnungen schöner und größer zu bauen; vorzüglich that man dies bei Landhäusern. Allein nach Alexanders Tode verfiel mit der Zerrüttung der macedonischen Monarchie auch die Baukunst. In Griechenland selbst wurde sie wenig mehr getrieben, und in Asien und Aegypten führten die Seleukiden und Ptolomäer sie in einem unreinen Geschmack aus. Die innern Kriege in Griechenland zerstörten eine Menge von Städten, Tempeln und öffentlichen Gebäuden, und die Römer verwüsteten vollends, was noch übrig geblieben war, und brachten die alten Denkmäler der Kunst und des Glanzes von Griechenland nach Rom. So sank die Baukunst gänzlich, und was es ja noch von griechischen Künstlern gab, wanderte nach Rom, wo sie Beschäftigung für sich antrafen. Nun wurden die Römer in der Geschichte der Baukunst merkwürdig. Diese, von ihrem Ursprunge an, ein rohes kriegerisches Volk von wenig Kultur, kannten bis nach dem punischen Kriege weder Künste noch Wissenschaften, und bis dahin stand also auch die Baukunst bei ihnen auf einer sehr niedrigen Stufe. Etwas mehr Kenntnisse in Künsten und Wissenschaften besaßen ihre Nachbarn, die Etrusker, und an diese wandten sie sich, wenn sie einen Gelehrten, oder Künstler nöthig hatten. Dieses Volk war also auch in der Baukunst der erste Lehrer der Römer. Etruskische Künstler bauten unter den Tarquiniern verschiedene Tempel und öffentliche Gebäude in Rom, unter denen vorzüglich das Kapitol, der Tempel des kapitolinischen Jupiters und die Kloaken berühmt sind. Die übrigen Häuser Roms waren äußerst elend: anfangs aus Weiden geflochtene und mit Lehm ausgefüllte Hütten, nachher aus Ziegeln, die man an der Sonne getrocknet hatte, erbauet. Dieses Rom wurde 365 von den Galliern verbrannt, aber eben so schlecht wieder aufgebaut, nur daß man sich gebrannter Ziegel dabei bediente. Nach dem zweiten punischen Kriege entstanden mit dem zunehmenden Reichthum des Staats und der Privatleute auch größere und bequemere Wohnhäuser, und die griechische Baukunst wurde von Sylla nach Rom gebracht, welcher selbst, so wie Marius und nachher Cäsar, Rom und andere Städte mit großen Tempeln schmücken ließ. Unter August erst erhob sich die Baukunst beinahe zu dem Grade der Vollkommenheit, wie sie ihn in

Digitized by Google

Griechenland gehabt hatte. Dieser Fürst zog griechische Künstler nach Rom, gab ihnen alle mögliche Aufmunterung, und errichtete nebst seinem Günstling Agrippa und andern vornehmen Römern, viele Tempel, Wasserleitungen und Theater. Die Privatwohnungen wurden auch immer schöner und prächtiger erbauet, und mit Säulen und Marmor verziert. Die reichen Römer wetteiferten, es einander an Größe und Pracht ihrer Wohnhäuser zuvorzuthun. Zu den ersten, die dies thaten, gehörte Lukullus; Mamurra ließ die Wände seiner Zimmer mit Marmorplatten belegen, aber alle übertraf das Haus des Lepidus an Schönheit. Auch die Villen der reichen Römer wurden mit eben so viel Pracht und Geschmack angelegt. Das Innere der Zimmer entsprach dem Aeußern des Gebäudes. Die Wände überzog man entweder mit dünnen Marmortafeln, oder man malte sie. Die Malerei war so wohl in Rücksicht des Kolorits, als der Mannigfaltigkeit und Schönheit der Zeichnung, bewundernswürdig. Gewöhnlich wurden die Wände in Fächer abgetheilt. In der Mitte stellte man auf einem schwarzen, oder farbigen Grunde Gegenstände aus der Mythologie und Geschichte vor, und dieses Hauptfeld wurde ringsherum mit zierlichen Einfassungen versehen. Die Grotesken erhielten jetzt insbesondere ihre Vollkommenheit. Unter Augusts Nachfolgern wurde Rom von Claudius, insbesondere von Nero, verschönert. Dieser verbrannte den größten Theil der alten unregelmäßig gebaueten Stadt, und ließ sie neu wieder aufbauen, und mit den schönsten Gebäuden ausschmücken. Vorzüglich übertraf sein eigner Pallast an Pracht und Größe die übrigen. Bis auf Constantin wurde die Verschönerung Roms immer fortgesetzt, besonders unter den Kaisern Vespasian, Titus, Domitian, Trajan, Adrian, Antoninus, Markus Aurelius, Septimius Severus, Alexander, Aurelian und Diokletian. Auch die niedern Städte Italiens und der eroberten Provinzen wurden mit prächtigen Gebäuden ausgeschmückt. So ließ Adrian eine Menge Tempel anlegen, und Aurelian die prächtigen Gebäude zu Palmyra errichten. Der unglückliche Einfall Constantins, seine Residenz nach Constantinopel zu verlegen, machte endlich in der Verschönerung Roms einen Stillstand. Unter den Römern hatte sich also die Baukunst, welche von den Griechen schon in einem ziemlich verderbtem Geschmacke zu diesem Volke herübergewandert war, aufs Neue erhoben; aber dennoch vermißt man an den Werken dieser Zeit den Geist der alten griechischen Meisterwerke, und Größe und Erhabenheit wurden dem Spielenden und Gezierten aufgeopfert. Unter den Römern wurde die korinthische Säulenordnung erst ganz ausgebildet, und an allen Tempeln und Prachtgebäuden angebracht. Der beste Geschmack in der Baukunst herrschte unter August, sank aber gleich unter seinen nächsten Nachfolgern immer tiefer herab. Der überhand nehmende Luxus und die Begierde der Künstler, die guten Muster des Alterthums noch zu übertreffen, statt ihnen bescheiden nachzuahmen, brachte eine Menge unnützer und geschmackloser Verzierungen hervor, daher alle Größe dabei verloren ging. Man erfand jetzt die Verkröpfungen, die Postamente unter den Säulen, die vielen Basreliefs an der Außenseite der Gebäude, die Verzierungen der Kannelierungen, die Verjüngung der Säulen nach einer krummen Linie, gekuppelte Säulen, verjüngte Pilaster hinter den Säulen, kleine Säulen zwischen großen, runde und durchschnittene Giebel, ausgebauchte Friese u. d. m. So sank der Geschmack immer mehr, und die immer häufiger werdenden Verzierungen arteten endlich ganz in Tändeleien aus, wie die Ruinen von Palmyra bezeugen. Unter Constantin fing man gar an, Gebäude mit einer so rohen Simplicität aufzuführen, daß die Kunst nun ihren gänzlichen Verfall erreicht zu haben schien, welcher denn unter den nachfolgenden Kaisern durch die politische Zerrüttung des römischen Reichs immer mehr befördert wurde.

Unter Justinian wurde die Sophienkirche zu Constantinopel gebaut, welche zeigt, daß man kein vollkommen gutes Gebäude mehr aufführen konnte. Die Gothen und Vandalen verwüsteten Italien und Griechenland, und erst der ostgothische König Theodorich sorgte für die Wiederherstellung der alten Gebäude; zu seiner Zeit entstand die Baukunst, welche man die altgothische und in England die sächsische nennt. Man sieht noch Gebäude aus Theodorichs Zeit in Ravenna und Verona. Nach Spanien und Portugall brachten die Araber und Mauren, seit 712 n. Chr., Kenntnisse in Wissenschaften und Künsten mit. Naturgeschichte, Arzneykunde und Mathematik hießen damals die sarazenischen Wissenschaften. Sarazenische Baumeister verbanden sich mit einigen christlichen, besonders griechischen Baumeistern, stifteten eine Brüderschaft, hielten die Regeln ihrer Kunst geheim, und erkannten sich an geheimen Zeichen. Jetzt wurden drei verschiedene Arten der Baukunst gebräuchlich: die arabische, die maurische und die neugothische. Die beiden erstern sind wenig verschieden; doch sind die maurischen Bogen weder spitzig, wie die gothischen, noch nach einem Cirkelbogen gebildet, wie die arabischen, sondern wie ein Hufeisen gestaltet. Die gothischen Kirchen haben spitzige und gerade Thürme, die Moscheen endigen sich in Kugeln, und haben hin und wieder schlanke Minareten, die mit einem Ball oder Tannzapfen bedeckt sind. Die arabischen Mauern sind mit Mosaik und Stuck verziert, was man in keiner gothischen Kirche findet. Die gothischen Säulen stehen in Gruppen beisammen, und sind in einander gewachsen; entweder ist ein sehr niedriges Gebälke darüber angebracht, auf welchem sich Bogen erheben, oder die Bogen stehen unmittelbar auf den Capitälern der Säulen auf. Die arabischen und maurischen Säulen stehen einzeln, und die Bogen werden bei ihnen von einem starken Unterbalken unterstützt. Die gothischen christlichen Kirchen sind außerordentlich leicht gebaut, und haben große Fenster mit bunt gemalten Scheiben. Die Decke in den arabischen Moscheen ist meist niedrig, ihre Fenster sind nicht hoch, und oft mit vieler Bildhauerarbeit bedeckt, so daß das meiste Licht durch die Kuppel und die geöffneten Thüren einfällt. Die Thore der gothischen Kirchen gehen tief hinein, und sind an den Anschlag- oder Steinmauern mit Statuen, Säulen, Nischen und andern Zierrathen geschmückt; die Thore der Moscheen aber und der andern arabischen und maurischen Gebäude, sind flach. Ueberreste der maurischen Baukunst findet man zu Granada, Sevilla und Cordova. Sie zeigt sich in ihrer ganzen Pracht an dem Pallaste der maurischen Könige zu Granada, welcher Alhaimbra, das rothe Haus, genannt wird; das Ganze ist so sonderbar, daß man es kaum für ein Werk von Menschenhänden hält. Die Baukunst der Araber zeichnet sich durch Eleganz, Pracht, Schmuck und ein leichtes, gefälliges Ansehen aus. Die Gebäude hingegen, welche die Griechen in den Ländern fanden, wohin sie berufen worden, waren im altgothischen Styl plump und schwerfällig. Um dies zu verbessern, behielten sie die hohen, kühnen Gewölbe und die starken Mauern bei, verkleideten sie aber mit mannigfaltigen Schnörkeln, Blumen, Nischen und durchbrochenen Thürmen; frei schwebend erschienen die Thurm-Treppen, die Fenster waren außerordentlich hoch, und Statuen sowohl, als Thiergestalten wurden überall angebracht. Ein so durchbrochener Thurm glich einem versteinerten Spitzengewebe. So entstand zuerst in Spanien die neugothische Bauart, die bei aller ihrer Unregelmäßigkeit doch gefällt, weil sie die Phantasie beschäftigt, und durch reichgeschmückte Gewölbe, gemalte Fenster, große Perspektiven, und durch ihr geheimnißvolles Dunkel die Seele mit heiligem Schauer erfüllt. Die Deutschen wurden zuerst durch Carl den Großen mit der Baukunst bekannt; er fing an, Städte anzulegen, und ließ durch griechische Künstler Gebäude aufführen. In Aachen ahmte er die Art der Römer nach; daher es Roma secunda genannt wurde. Auch

Digitized by Google

bauten die Franken viele Bergschlösser. Unter Heinrich I. erhob sich die Baukunst noch mehr. Die deutsche Bauart stand zwischen der alt- und neugothischen in der Mitte, und nahm einen ihr eigenthümlichen romantisch erhabenen Karakter an. Der arabische Geschmack, welcher im 11ten und 12ten Jahrh. auf die neugriechische oder altgothische Baukunst eingewirkt hatte, veredelte sich hier durch den romantischen Geist des Mittelalters, vorzüglich im 13ten Jahrh., wo die neugriechisch-romantische Baukunst in Deutschland ihre höchste Vollkommenheit erreichte. Das Wesen dieser deutschen Baukunst bestand in einer außerordentlichen Festigkeit, verbunden mit dem äußern Ansehen von Leichtigkeit und emporschwebender Kühnheit. Diese echte deutsche Baukunst verbreitete sich nach Italien, Spanien, Frankreich und England, wo sie, national modificirt, eigene Erscheinungen hervor brachte, die sich jedoch sämmtlich auf das Wesen der deutschen Baukunst zurückführen lassen. In diesem altdeutschen Style sind erbaut die Kathedralkirche Notre Dame in Paris aus dem 12ten und 13ten Jahrh., die Kathedralkirche zu York in England, geendigt 1426, die zu Burgos und Toledo in Spanien, die zu Rheims u. a. m., die Dome zu Cöln, Mecheln, Regensburg, Speier und Wien. Zu dem berühmten Münster ließ der Bischof zu Straßburg, Werner, Graf von Habsburg, im J. 1015 den Grund legen; er wurde in 13 Jahren bis unter das Dach gebaut, aber erst 1275 vollendet. Den Thurm fing 1276 Erwin v. Steinbach an zu bauen. Er starb 1318. Von ihm sind auch die Haupteingänge. Sein Sohn Johann, und seine Tochter Sabina setzten den Bau fort; die vielen Basreliefs der zwei Portale gegen den Frohnhof sind größtentheils von ihr. Im J. 1438 endigte Johann Höltz von Cöln den Bau. Dieses Münster scheint das Vorbild der Kirchen in der altdeutschen oder romantisch erhabenen Bauform gewesen zu seyn. Die schöne Majestät derselben zeigt sich in dem noch unvollendeten Dom zu Cöln. Selbst in Italien berief Sforza Visconti zum Baue der Kuppel des Doms von Mailand im Jahr 1481 deutsche Baumeister. Die italienische Baukunst erhob sich vorzüglich im 15ten Jahrhundert. Die berühmten Baumeister Brunelleschi, Alberti, Bramante und Giocondo stellten den reinen Geschmack im Bauen wieder her. Phil. Brunelleschi baute die Kirche des heil. Laurentius in Florenz. Bramante fing unter Julius II. den Bau der Peterskirche an, und Giocondo setzte denselben, vereint mit Raphael, fort. Später zeichneten sich Palladio, Seelio, Scamozzi und Vignola sehr aus. Die Ruinen der alten Gebäude zu Rom waren ihre Schule; doch da jene Werke zu einer Zeit entstanden waren, wo die Kunst von ihrer ersten Reinheit viel verloren hatte, so ahmten die neuern Künstler manches Fehlerhafte und Ueberladne nach. Philipp II., der das Eskurial bauete, führte die schöne Baukunst in Spanien, und Franz I. in Frankreich ein. Das Zeitalter Ludwigs XIV. macht Epoche in der französischen Baukunst. Durch den Cardinal Wolsey kam die Architektur der Alten nach England, wo die berühmten Baumeister Inigo, Jones und Wren große und gelungene Werke aufführten. Mehrere Engländer, vorzüglich Stuart und Revett, gingen, nicht zufrieden mit den Ueberresten der Römer, an die reinere Quelle in Griechenland, und führten dadurch einen bessern Geschmack in die Kunst ein. Der gute Geschmack verbreitete sich seitdem auch nach Deutschland, Schweden, Dänemark, Polen und Rußland.

Baum. So bekannt und allgemein der Begriff und der Name eines Baums ist, so lassen sich doch keine solche Unterscheidungszeichen angeben, welche auf alle Arten von Bäumen angewendet werden können. Wir begnügen uns daher überhaupt denjenigen fortdauernden Pflanzen den Namen eines Baums zu geben, welche einen holzigen Stamm haben, und deren Fort-

pflanzungstheile sich aus einem Auge entwickeln. Einige Botaniſten verlangen, daß ein Baum nur einen einzigen Stamm habe, und belegen die Pflanzen, welche mehrere holzige Stämme und Augen haben, mit dem Namen Geſträuch. Wir wollen hier nicht über die Benennung ſtreiten, doch halten wir es für beſſer, dieſen Unterſchied gänzlich zu beſeitigen, weil eine und dieſelbe Pflanze oft einen, oft mehrere Stämme erlangt, und man alſo gar nicht ſagen könnte, ob ſie ein Baum oder Geſträuch zu nennen ſey; es kann alſo die Einheit des Stammes durchaus kein beſtändiges Unterſcheidungszeichen, wenigſtens nicht für Botaniſten, ſeyn. Hieraus folgt die Verwirrung einiger Botaniſten, welche Pflanzen von Bäumen trennen wollten. — So groß der Unterſchied zwiſchen einem Baume, deſſen Gipfel viele Klafter über die Erde erhöht, und einer niedrigen, krautartigen Pflanze, welche zuweilen kaum einen Zoll hoch iſt, zu ſeyn ſcheint; ſo hat doch die Natur beide aus einerlei Stoff gebildet, und der höchſte Baum entſteht, wie alle andern Pflanzen, aus einem Saamenkorn, obgleich er ſich nachher auf mehrere Art vermehren und fortpflanzen läßt. Eben die Theile, welche in dem Saamen der Kräuter enthalten ſind, finden ſich auch in dem Saamen der Bäume, und beide leiden eben dieſelben Veränderungen, wenn ſie in die Erde gepflanzt werden. Alle Bäume ſind alſo in ihrer erſten Kindheit nicht von andern Pflanzen verſchieden. Der Wachsthum der Bäume geht aber langſam von Statten, doch auch dieſer iſt nicht bei allen gleich. Zuletzt, wenn der Baum ſein natürliches Alter erreicht hat, hört ſein Wachsthum gänzlich auf; er fängt nun an, die Schwächlichkeiten des Alters zu empfinden, und ſich nach und nach ſeinem Abſterben zu nahen, nachdem er oft ganze Jahrhunderte Millionen von Thieren Nahrung, und Schutz gegen die Elemente gegeben hat. — Obgleich das Alter der Bäume ſich nicht genau beſtimmen läßt, ſo leben ſie doch im Reiche der Pflanzen am längſten. In dieſem Sinne ſpricht man hyperboliſch von einer tauſendjährigen Eiche. — Man theilt im Allgemeinen die Bäume in wilde und zahme, wovon jene Bau- und Brennholz, dieſe Obſt liefern. — Der große Nutzen, welcher dem Staat aus der Erhaltung und Vermehrung fruchtbarer, oder wenigſtens wegen ihres Holzes nutzbarer Bäume erwächſt, hat die Geſetzgeber zu mancherlei heilſamen Verordnungen veranlaßt. Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg gab im Jahre 1685 ein Edikt, daß kein Pfarrer ein Ehepaar trauen ſollte, bevor der Bräutigam nicht wenigſtens ſechs Obſtbäume gepfropft, und eben ſo viel junge Eichen an einem bequemen Ort gepflanzt, und darüber glaubhafte Atteſte beigebracht habe. Faſt alle deutſche Landesverordnungen enthalten Dekrete, durch welche jeder Landeseigenthümer zu Anpflanzungen einer beſtimmten Anzahl von Bäumen bei Strafe angehalten wird. Der Baum ſpielt in der Kindheit des Menſchengeſchlechtes eine nicht unbedeutende Rolle. Unter den alten Völkern bewieſen die Griechen und die alten Gallier den Bäumen eine beſondere Verehrung, von denen ſie glaubten, daß ſie von göttlichen Genien, von Dryaden und Hamadryaden bewohnt würden. Wahrſager pflegten nach dem Geſäuſel der Blätter, welches ſie für Gemurmel der Gottheit hielten, die Zukunft zu enthüllen, oder ſich unter ihrem Schatten für Prophezeihungen zu begeiſtern. Eine ähnliche Verehrung hegten unſere Vorfahren, die alten Deutſchen, für die Bäume; ihre dunkeln Eichenhaine waren ihnen heilige Tempel der Gottheiten, die ſie hier näher und zur Güte geneigter glaubten; hier brachten ſie ihnen auch die feierlichſten Opfer. — In der Mythologie der Griechen und Römer, waren den meiſten Gottheiten Bäume geheiligt, wie dem Jupiter die Eiche, der Lorbeer dem Apollo, dem Pluto der Cypreſſenbaum u. ſ. w. — Die Träumereien einiger jüdiſchen Rabbinen gehen in dieſem Stücke noch weiter. Von Abraham erzählen ſie, er habe in Canaan einen Inquiſitionsbaum gepflanzt, deſ-

Digitized by Google

sen Aeste und Blätter sich beim Erscheinen eines Abgötterers zuspitzten, und ihm den Schatten verweigerten. Andere behaupten sogar, unfruchtbare Bäume würden wegen ihrer Unfruchtbarkeit am jüngsten Tage zur Rechenschaft gezogen werden, und führen darüber folgenden Beweis: Es steht geschrieben: Wie der Mensch ist, so ist der Baum des Feldes; da nun der Mensch wird Rechenschaft geben müssen, so wird dies auch der Fall mit dem unfruchtbaren Baume seyn. Merkwürdig ist noch der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen im Paradiese, von dem so mancher Zankapfel unter die jüdischen Rabbinen und christlichen Theologen gefallen ist.

Baumannshöhle, eine berühmte Höhle am Harz und am linken Ufer der Bode, im braunschweigischen Kreisgerichte Blankenburg, im Amte Stiege, beim Dorfe Riebeland. Sie liegt in einem Kalkgebirge, und besteht aus 6 bis 7 Abtheilungen, die vielen kleinen nicht gerechnet, in welchen durch Tropfstein gebildete Figuren, als Menschen, Thiere, so wie die klingende Säule (weil sie angeschlagen einen Klang von sich giebt) angetroffen werden. Ihre gesammte Länge beträgt 758 braunschweigische Fuß, und die erste Höhle von 31 Fuß Höhe ist die größte und schauerlichste; der Eingang ist 136 Fuß über dem Bodethal erhaben. Sie hat den Namen von dem Bergmann Baumann, der sie in der Absicht, Erze darin zu finden, 1670 zuerst befuhr, aber den Eingang erst nach 2 Tagen wieder fand, und bald darauf, von Hunger und Angst entkräftet, starb.

Baumeister, oder Architekt; dieses griechische Doppelwort bedeutet einen Hauptarbeiter. Wir verstehen darunter einen Mann, welcher theoretisch und praktisch die Baukunst versteht. Außer der allgemeinen wissenschaftlichen und Kunstbildung, selbst der Geschichtskenntniß, die man von einem Architekten fodert, muß er vorzügliche Fertigkeit im Zeichnen besitzen, und Mathematik verstehen. Beide sind das Mittel, sein Urtheil zu bestimmen, und seine Hand zu leiten; ferner muß er in der Maurerei, als dem Grunde der praktischen Baukunde, erfahren seyn, und in der Perspektive, damit er die richtigen Gesichtspunkte finde, z. B. bei Vergrößerung in der Höhe angebrachter Zierrathen. Mit diesen Kenntnissen muß er einen richtigen Blick, Takt, Geschmack, Urtheilskraft und Phantasie verbinden. Außer der Zeichnung oder dem Bauriße muß er auch einen richtigen Kostenanschlag verfertigen können, den der Bau selbst nicht, wie es oft der Fall ist, um ein Beträchtliches übersteigt. Neuere Baumeister haben Zeichnungen von verschiedenen Arten von Gebäuden herausgegeben, nach denen sich reiche Bauliebhaber richten können. Ein Prachtwerk dieser Art gab James Randall, ein englischer Architekt, heraus.

Baumgarten (Alexander Gottlieb), einer der scharfsinnigsten Philosophen der neueren Zeit, war der dritte Sohn eines lutherischen Predigers zu Wolmirstädt im Magdeburgischen, Namens Jacob Baumgarten. Er wurde den 17. Juni 1714 zu Berlin geb., wohin sein Vater von Wolmirstädt 1713 als Garnisonprediger gegangen war. Sein forschender Geist, der von Allem Grund und Ursache wissen wollte, zeigte sich sehr frühe. Er studierte zu Halle unter der Leitung seines ältern Bruders, Siegmund Jakob Baumgarten, die Theologie. Besonders aber legte er sich auf die Philosophie unter des berühmten Wolf's Anführung, in dessen Fußstapfen er trat, und daher schon frühe den Entschluß faßte, ein philosophisches Werk zu schreiben, welches die allgemeinen Grundsätze der schönen Wissenschaften enthalten sollte. Er arbeitete daher eine Disputation aus de nonnullis ad Poema pertinentibus (von einigen zu einem Gedicht gehörigen Stücken), Halle, 1735, 4, worin er die ersten Grundsätze seiner Aesthetik entwickelte. So nannte er nämlich das, was Andre Critik des Geschmacks heißen, und eine Metaphysik des Schönen seyn sollte. Baumgarten

hatte die Hoffnung, die kritische Beurtheilung des Schönen unter Vernunftprincipien zu bringen, und die Regeln desselben zur Wissenschaft zu erheben. Allein diese Hoffnung war umsonst, und seine Bemühung vergeblich. Denn die Regeln, die er angab, oder seine Criterien (Kennzeichen) des Schönen sind ihren vornehmsten Quellen nach empirisch, und es fragt sich immer noch, warum man die Gegenstände schön nennt, von welchen jene Regeln abgeleitet werden. Unmöglich muß sich unser Geschmacksurtheil durchaus nach diesen Regeln richten, da keine Nothwendigkeit in solchen Erfahrungsregeln ist. Statt daß die Geschmacksregeln das Geschmacksurtheil bestimmen sollten, muß vielmehr das Geschmacksurtheil der Probirstein der Richtigkeit der Geschmacksregeln und Criterien des Schönen seyn. Baumgarten gab seine Aesthetik oder Geschmackslehre völlig ausgearbeitet heraus, unter dem Titel: Aesthetica, Frankfurt an der Oder. Th. 1. 1750. Th. 2. 1758. 8. Er hat dieses Lehrbuch aber nicht vollendet. Meier hat Baumgartens Bemühungen um diese vermeintliche Wissenschaft fortgesetzt, auch schon, Halle 1748, ein Lehrbuch derselben, unter dem Titel: Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften herausgegeben, bei welchem Baumgartens Dictata zum Grunde liegen. Baumgarten hielt als Magister zu Halle philosophische Vorlesungen mit Beifall, und wurde zum außerordentlichen Professor der Philosophie daselbst ernannt, aber 1740 als außerordentlicher Professor derselben nach Frankfurt an der Oder berufen. Von 1751 an hatte er mit unaufhörlichen Krankheiten zu kämpfen. Im J. 1760 schien seine Gesundheit wieder zurückzukehren; allein im Mai 1762 wurde er wieder bettlägerig, und den 26. desselben Monats starb er am Schlagflusse. Er hinterließ den Ruhm eines der scharfsinnigsten Philosophen und vortrefflichsten Analysten, d.h. eines Logikers, der in der Entwickelung der Begriffe eine große Stärke hatte. Aber eben diese letztere Eigenschaft verleitete ihn auch, die Metaphysik selbst für einen Inbegriff von Analysen zu halten; daher wir in seinem Systeme derselben auch so viel bloß Logisches finden. Er kannte noch nicht den, in Ansehung der Critik des menschlichen Verstandes so wichtigen, Unterschied zwischen analytischen und synthetischen Urtheilen, und dies war wohl ein Hauptgrund, warum er und viele Andere die Quelle metaphysischer Sätze nicht in den Gesetzen des menschlichen Erkenntnißvermögens aufsuchten, sondern aus den metaphysischen Begriffen selbst entwickeln wollten. So fand er (Metaphys. §. 18. — 20) den Satz des zureichenden Grundes, der offenbar synthetisch ist, im Satze des Widerspruchs, der doch analytisch, und folglich logisch ist. Daher mußte ihm auch sein Beweis nothwendig verunglücken. Wäre aber der erste Satz in dem letztern enthalten, so wäre er ebenfalls analytisch, und gehörte dann zur Logik, und nicht zur Metaphysik. Dieses und sein berühmtes und, in Ansehung der darin enthaltenen Analyse, classisches Werk kam heraus unter dem Titel: Metaphysica. Halle, 1739, 1743. 8. Meier gab es mit einigen Aenderungen deutsch heraus. Halle. 1765. 8. Baumgartens Stärke in der logischen Analysis verschaffte ihm in seinen Begriffen die größte Bestimmtheit und Deutlichkeit. Seine Metaphysik ist daher von Seiten der Analysis immer noch schätzbar. Man findet in dem ersten Theil derselben, der eine gute Ontologie enthält, die Prädicabilien, oder abgeleiteten reinen Begriffe des menschlichen Verstandes, ziemlich vollständig. Seine übrigen philosophischen Schriften sind: Disp. de ordine in audiendis philosophicis (Nach welcher Ordnung man die philosophischen Wissenschaften hören muß), Halle, 1738. 4. Ethica philosophica (Philosophische Moral), Halle 1740, 1751. 8. Philosophische Briefe von Aletophilus; ein philosophisches Wochenblatt, von welchem aber nur 26 Stücke erschienen sind. Allgemeine praktische Philosophie, 1760. 8. Annotationes in Logicam (Anmerkungen zur Logik), 1760, 8., welche D. Nicolai ohne Vorwissen des

Digitized by Google

Verfassers schon vorher deutsch herausgegeben hatte. Annotationes in Jus Naturae (Anmerkungen zum Naturrecht), welche erst nach seinem Tode völlig herauskamen. S. sein Leben und seine Schriften von G. F. Meier, Halle, 1763. 8. Einen kurzen Auszug daraus gab Abbt, Halle 1765, 8. heraus.

Baumschlag ist die Bearbeitung der Bäume in der Landschaftmalerei. Es giebt zwar Landschaften von großem Werth, ohne einigen Baumschlag, wie die des Rembrandt's, wo die verständige Lavirung, oder die der Natur abgesehene Beleuchtung der verschiedenen Gründe und anderer Gegenstände immer die Bewunderung des Kenners auf sich ziehen werden. Allein eigentlich ist doch der Baumschlag die erste Zierde der Landschaft, und die größten Meister dieser Gattung haben sich gern bei kunstvoller Darstellung desselben verweilt. Bei Salvator Rosa, so wie bei den meisten italienischen Malern ist er idealisch, d. h. es sind große Massen in allgemeinem Karakter, ohne sorgfältige Nachbildung der Natur in ihren besondern Theilen. Dabei aber ist der Hauptkarakter jeder Baumart im Grunde beibehalten; denn sonst würde die Darstellung monstruös erscheinen. Die Niederländer sind in diesem Theile der Kunst ganz zu Hause, und die richtige Natur mit allen ihren Hausschönheiten scheint das Eigenthum ihrer Nachbildung zu seyn. Dem jungen Künstler können wir zum Muster die Blätter eines Waterlo, Schwanefeld und Ruisdael empfehlen, weil ihre Manier beinahe ganz Natur ist, und in der Ausführung der Radirnadel keine Blätter ihnen gleich stehen. Samuel Geßner, unser ländlicher Dichter, hat sich nach ihnen gebildet, und in seinen Idyllen den großen Mustern rühmlich nachgestrebt. — Jede Baumart hat ihre besondere Karaktere in Formirung der auslaufenden Wurzeln, der Wirbel, der Aeste und Zweige, in der Bildung der Rinde u. s. w. Alles dieses kann an entblätterten Bäumen im Herbst und Frühling studirt werden, ehe man in die Bekleidung, das Spiel der Blätter, der Zauberei des Clairobscur (Helldunkel) übergeht. In keinem Theile der Malerei ist die Behandlung der Gegenstände so verschieden, als in dieser. Es sind zwar überall dieselben Cedern, Eschen, Fichten, Buchen und Eichen, nur nach Abänderung des Klimas mächtiger, oder dürftiger; allein, wie verschieden ist das Medium, wodurch sie jeder Künstler gesehen, das Taschenspiel, wodurch er sie uns vorzaubert. Wie weit stehen Claude Lorain und Johann Both von einem Waterlo oder Sachtleven ab! Was sind Titian's oder Rubens gegen Ruisdael's Bäume? Und doch ist überall wahre Poesie, Begeisterung, Werk eines Meisters! — Gemeiniglich warnt man in dem Baumschlag vor dem Trockenen, Ausführlichen und Geschriebenen. Freilich ist es das Unausstehlichste, wenn die Ausführung der Theile mit Verletzung der Linien und Luft perspektiv dargestellt ist. Allein es giebt so scharfe Künstleraugen, die die Natur wie durchs Gläschen sehen, und diesen, wenn sie geübt genug sind, ihre Beobachtungen überzutragen, und durch Hülfe des Helldunkels in ein Ganzes zu binden, ist es allerdings erlaubt, die Natur bis in ihr Kleinstes zu verfolgen. Unter den neueren Malern scheint der Baumschlag beinah zu verschwinden, und man sieht zuweilen in einem ganzen Dezennium nicht so viel davon zum Vorschein kommen, als man in einem Blatt der älteren Meister mit großem Vergnügen bewundert.

Baumwolle; sie wird theils von Bäumen, theils von Sträuchern, am gewöhnlichsten aber von Pflanzen gewonnen, und gedeiht nur in warmen Ländern. Diese letztere Gattung, die krautartige, ist ein Sommergewächs, das in dieser Jahrszeit aus der Erde hervorschießt, blühet, Früchte trägt, und dann abstirbt. Sie wird etwa drei bis vier Fuß hoch; die Blüthen sind blaßgelb und glockenförmig; die Saamenkapseln ungefähr von der Größe der Haselnüsse, springen zur Zeit der Reife auf, die Saamenwolle quillt in Form eines Knäuels hervor, und dehnt sich ungemein aus. In

Arabien und Persien wächst sie im wilden Zustande; in Ost- und Westindien, auf Malta und Sicilien, in Apulien, Spanien, Ungarn, in Griechenland und Aegypten wird sie angebaut. Der Unterschied unter der Baumwolle ist sehr bedeutend. Die beste und feinste wird in Siam und Bengalen, und zwar meistens von der baumartigen Gattung gezogen. Sie kommt fast gar nicht nach Europa, sondern wird in China und Ostindien zu den feinsten Zeugen verarbeitet. Die westindische soll der ostindischen am nächsten kommen. Im Jahr 1818 kam ein Franzose, Herr Jumel, auf den Gedanken, den brasilianischen Baumwollenstrauch nach Aegypten zu verpflanzen. Der Versuch glückte, und bald befahl der Pascha, den Anbau zu vermehren, und nach einem größern Maaßstabe zu betreiben. Im folgenden Jahre erhob sich der Ertrag der Erndte auf fast 100.000 Kilogrammen, im dritten auf zwanzig Mal so viel; im Jahre 1822 befanden sich im Lazareth zu Marseille 600.000 Kilogrammen, die Lazarethe von Livorno und Triest waren eben so reichlich damit versorgt, und die Erndte von 1823 soll aus mehr als 5,000.000 Kilogrammen bestehen. Der Anbau dieses Produkts, welches auf ausdrückliche Verordnung des Pascha's den Namen Jumel-Baumwolle erhielt, ist in ganz Aegypten ohne Einschränkung gestattet. Der Pascha will ihn bis an die Quellen des Nils ausdehnen. Die Beschaffenheit der neuen ägyptischen Baumwolle ist ganz vorzüglich; sie ersetzt vollkommen die Fernambuckische und Luisianische, und scheint selbst noch etwas reiner und weißer als diese. Daher dürfte sie auch in den Fabriken viel Verbrauch finden, besonders weil sie, des Ueberflusses wegen, bald sehr wohlfeil werden muß. Welche Folgen wird dies nicht für alle Handelsverbindungen mit Nordamerika haben? Die Resultate einer solchen Handels-Revolution lassen sich kaum berechnen. — Die rohe Baumwolle wird bei den Indianern durch den Fachbogen ausgefacht, in Europa aber durch Streicheisen und Krempeln, nachdem sie vorher ausgeklopft wurde, zum Spinnen vorbereitet. Das Spinnen wird bei grobem Gespinnste mit der Hand auf dem Schweizerrade vorgenommen, das feinste Garn hingegen nur allein auf der Spinnmaschine gesponnen. Das Maschinengarn ist entweder stark und fest, Water twist, und dient beim Weben zur Kette, oder es ist weicher und feiner, mull twist, und wird zum Einschuß genommen; oft wird zum Einschuß ein noch feineres, Weft, angewendet, je nachdem die daraus zu webende Waare fein, dicht, derb oder fest seyn soll. Der Webestuhl zum Baumwollengewebe ist im Ganzen dem Leinwebestuhle ähnlich, nur bei künstlichen Geweben zusammengesetzter. Das Garn wird gehaspelt, dann in Stärke geschlichtet, auf die dazu bestimmten Bobinen gewunden, und endlich die Kettfäden auf den Webestuhl gespannt. Der Einschuß wird wie bei der Wolle eingewebt, und mit der Lade eingeschlagen. Einfaches Gewebe giebt die verschiedenen Arten von Coton oder Katun, Calici, von Calicut so benannt, Zitz oder Chits, welches der feinste Kattun mit Blumen bedruckt ist. Der Name Zitz ist indisch; feiner Zitz mit schönen Mustern heißt Persienne. Mousselin ist ein lockeres Gewebe aus weichem Mullgarn, und wird nach seinem Geburtsorte Mosoli in Mesopotamien benannt. Cambray ist ebenfalls feiner Kattun. Die Mousselinetts sind streifige geköperte oder gewässerte Zeuge, sie werden auch Ginahmets genannt endlich ist Nankin ein Kattun aus der natürlichen gelben Baumwolle gefertigt. Dichter sind die Gewebe, welche Hamams liefern. Dahin gehören noch der Kanefaß und Dimitte, welche gerippt sind; der Piqué oder Marseille, die von doppelten Werften gewebt werden; der geköperte Bombasin; der gestreifte Bolzas; die indischen, dichten Boutelinen aus Bengalen, die Tapissendis ebendaher, die Orientinen, Mogg und Madras, die dem Piqué ähnlich sind; die blumigen Imperials; die gewürfelten Diaper, und das grobe, ruf-

fische Kitai. Manchester, nach dem Orte seiner Erfindung genannt, ist baumwollner Sammet; man begreift darunter den Satinet, oder das englische Leder, Velveret, Velvantin, welche letztere bedruckt sind. Aus leinener Kette und Baumwollen-Einschlag sind bereitet die Fustians oder Jeanets; der Halbkatun; der Gingang, dessen leinene Kette gewöhnlich von farbigem Garn gemacht ist; der Parchent, dessen eine Seite rauh, die andere glatt ist. Nachdem die Waare vom Stuhle genommen ist, wird sie durch Auswaschen der Schlichte, durch Absengen der rauhen Fasern über einen glühenden Eisencylinder, durch Bleichen, durch Dressiren mit Bürsten, durch Firnissiren oder Glätten, oder durch Drucken und Färben, vollständig zu Kaufmannsgut verarbeitet.

Baur (Friedrich Wilhelm von), geboren 1731 zu Bieber in der Grafschaft Hanau-Münzenberg, legte sich frühzeitig auf Mathematik, wurde vom Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Cassel unterstützt, trat 1756 als Feuerwerker der Artillerie in hessische Dienste, und zeichnete sich im 7jährigen Kriege vortheilhaft aus, so daß er bis zum Obersten stieg, und, wie man glaubt, vom König von Preußen in den Adelstand erhoben wurde. Im Jahr 1769 trat er als Generalmajor und Generalquartiermeister in russische Kriegsdienste, kämpfte unter Romanzow gegen die Türken, und half am 1. August 1770 den Sieg am Flusse Kagul erfechten. Zur Belohnung erhielt er den St. Annenorden und die eingezogenen bedeutenden Güter des Grafen von Ostermann. Während des Winters wurde er nach St. Petersburg berufen, machte hier die Kaiserin auf Verbesserung und Aufnahme ihrer Salzwerke aufmerksam, und wurde Direktor aller Salzwerke in den Gegenden von Novgrod mit 6.000 Rubeln Gehalts. Auch in den Feldzügen 1771 und 72 zeichnete er sich gegen die Türken aus, wurde 1773 General-Lieutenant, 1777 Ritter des Alexander Newsky-Ordens, und 1780 General-Ingenieur. Eine Menge hydraulischer Arbeiten und Anlagen erwarben ihm in Rußland einen bedeutenden Namen. Er starb am 4. Febr. 1783. Er schrieb im Französischen: historische und geographische Nachrichten über die Wallachei, mit einem geographisch-militärischen Atlas über den letztern Krieg zwischen Rußland und der ottomanischen Pforte durch Herrn von B..., Frankf. bei Brönner, 1777. 8.

Bauriss nennt man Zeichnungen zu Gebäuden nach verjüngtem Maaßstabe, woraus man die Form, Anordnung und Einrichtung des Ganzen und aller Theile desselben sieht, und wonach ein Gebäude errichtet wird. Der Hauptriß ist der erste, nur mit einzelnen Strichen gemachte Entwurf eines Gebäudes, wo man die Eintheilung des Ganzen nur anmerkt, und die Maaße dazu schreibt. Der Grundriß ist die genaue Zeichnung aller horizontalen Flächen, worauf die aufzuführenden Theile eines Gebäudes kommen. Der Grundriß zum Dachwerk heißt der Balkenriß. Der Aufriß oder Standriß ist die Zeichnung der Außenseiten eines Gebäudes. Der Durchschnitt, oder das Profil, zeigt die innern Theile eines Gebäudes, die Verbindung des Daches und dergl. Der perspektivische Riß stellt ein Gebäude so dar, wie es aus einer gewissen Entfernung in einer mehr oder weniger schiefen Richtung in die Augen fällt. Deckenrisse sind nur dann nöthig, wenn die Decken verziert werden sollen.

Bause (Friederike Charl.), die vorzüglichste Harmonikaspielerin Deutschlands. Sie war die treffliche Tochter des talentvollen, 1814 zu Weimar verstorbenen, Kupferstechers und Lehrers bei der Königl. Akademie der Künste zu Leipzig, Joh. Friederich Bause. Frühe studierte dieses Mädchen die Musik, und war eine musterhafte Dilettantin auf dem Clavier und der Harmonika. Beide Instrumente spielte sie mit so viel Fertigkeit und Ausdruck, so rührend und meisterhaft, daß schon der große Tonkünstler C. Ph. Em. Bach sie bewunderte, so wie sie auch nachher die Bewunderung der Einheimischen

und Fremden blieb. Auch von Seiten der Schönheit hatte die Natur sie nicht stiefmütterlich bedacht, so wie Bescheidenheit, Sittsamkeit, eine Denkungsart, und ein gefälliges Benehmen, mit körperlichem Reize gepaart, ihrer Kunstgeschicklichkeit ein hohes Interesse gaben. Leider welkte ihr Leben in der Blüthe ihrer Tage 1786 zu Leipzig dahin. Die ausgezeichnete Theilnahme der ganzen Stadt an diesem Trauerfall kann mit Recht für eine ihren Verdiensten höherer Art gehaltene Lobrede angesehen werden. — Ihr Vater J. F. Bause hat sich als Kupferstecher in verschiedenen Manieren glücklich versucht, und durch Festigkeit und Reinheit seines Grabstichels ganz vorzüglich ausgezeichnet. Er hat über 200 Kupfer geliefert, deren Verzeichniß in Meusels Künstler-Lexicon nachzusehen ist. Seine historischen Blätter, besonders seine Portraits haben ihm ein bleibendes Verdienst erworben.

Bautzen, die wohl gebaute Hauptstadt des königl. sächsischen Kreises Oberlausitz, am rechten Ufer der Spree auf einer steilen Höhe gelegen, mit 10.000 Einw. Die ganze Umgegend dieser Stadt hat durch die Schlacht zwischen den Verbündeten und Franzosen (welche diese letztern vorzugsweise die Schlacht von Wurschen, einem eine Stunde hinter Bautzen gelegenen Dorfe, nennen) am 20. und 21. Mai 1813 ungemein gelitten. Die Ruinen von 30 eingeäscherten Dörfern werden noch lange die Schrecknisse dieser Tage beurkunden; und ein ganzes Jahrhundert wird nicht hinreichen, die der ohnehin nicht sehr bemittelten Gemeine Bautzen in diesem Feldzuge erwachsenen Schuldenlast zu tilgen.

Bautzen und Wurschen (Schlachten bei). Durch die Schlacht bei Groß-Görschen oder Lützen, am 2ten Mai 1813 hatten die verbündeten Russen und Preußen sich überzeugt, daß die feindliche Armee der ihrigen noch an Zahl zu überlegen war, um entscheidende Schläge damit ausführen zu können; denn dort hatten 69.000 Verbündete gegen 115.000 Franzosen gekämpft. Hier hatte der französische Kaiser, mit einem doppelt zahlreichen Heere keine entscheidende Schlacht gegen sie gewinnen können, sich nur mit Mühe behauptet, und sein ganzer Vortheil war, keine Schlacht verloren zu haben. Er hatte hier gekämpft gegen die Blüthe und den von den Gefühlen der Vaterlandsliebe und der Ehre begeisterten Theil des preußischen Volks; er hatte gekämpft gegen die Bundesgenossen dieses Volks, welche dieselbe Ursache hatten, den Feind mit glühender Rache zu hassen; und, in dem gegenseitigen Anschauen ihrer Tapferkeit, erhielten in dem blutigen Kampfe bei Lützen beide verbündete Völker Gelegenheit, sich selbst wechselsweise zu achten, und aufeinander im Leben und Tod zu vertrauen. Um die Zahl der Tapfern in dem verbündeten Heere nicht geradezu ohne Wahrscheinlichkeit des Sieges zu opfern, beschlossen die Heerführer, das so theuer erkaufte Schlachtfeld bei Groß-Görschen dem Feinde zu überlassen, sich gegen Schlesien zurückzuziehen, und in jeder vortheilhaften Stellung, die sie auf ihrer Rückzugslinie antreffen würden, sich zu vertheidigen, um Zeit zu gewinnen, weil die russische Armee neue Verstärkungen erwartete, und die Rüstungen in den preußischen Ländern immer mehr vorwärts schritten. Aber was von der Zeit vorzüglich noch erwartet wurde, waren die Erklärungen Oesterreichs, der Uebertritt dieses mächtigen deutschen Staates zu einem gerechten Kampfe, der die Befreiung des deutschen Vaterlandes bezweckte; denn die Hoffnung schimmerte vor, daß diese Macht eher würde ein einziges Band zerreißen, als alle jene Bande, durch die Millionen an diesen deutschen Staat geknüpft waren. Unter diesen Hoffnungen waren die Verbündeten über die Elbe gegangen, die Preußen bei Meißen, die Russen bei Dresden; denn die Elbe konnte nicht mehr vertheidigt werden, weil sich der König von Sachsen an den Freund angeschlossen, und ihm Torgau eingeräumt hatte, so daß Napoleon jetzt im Besitz aller Festungen

dieses Flusses war. Am 12ten Mai kam das verbündete Heer nach vielen Arriergarden-Gefechten in der Gegend von Bautzen an. Hier hatte man beschlossen, eine feste Stellung zu beziehen, um in derselben eine Schlacht anzunehmen, immer den Hauptgesichtspunkt festhaltend, mehr um Zeit, als eine Schlacht zu gewinnen. Noch ein Grund aber, warum man hier eine Schlacht liefern wollte, war der, daß Napoleon seine Streitkräfte, die schon auf dem Marsche nach der Mark Brandenburg und Berlin waren, zurückzurufen genöthigt seyn sollte, um dadurch jenen Provinzen Zeit zu verschaffen, sich kräftig zum Kampfe zu rüsten. Auf dem Marsche nach Bautzen war das verbündete Heer, was bei Groß-Görschen gefochten hatte, theils durch das Corps des preußischen Generals Kleist, das an der Schlacht selbst keinen Antheil genommen hatte, sondern in Leipzig stand, theils durch neugebildete preußische Reserve-Bataillone vermehrt worden. Am 16ten Mai traf auch endlich noch ein neues russisches Corps des Generals der Infanterie Barclay de Tolly bei dem verbündeten Kriegsheere ein, so daß jetzt die ganze vereinigte Armee 96.000 Mann stark war, von denen 68.000 Russen und 28.000 Preußen waren. Der Obergeneral dieses Heeres war der russische General der Kavallerie, Graf von Wittgenstein. Das verbündete Heer befand sich am 20ten Mai in folgender Stellung: Der linke Flügel stand auf einem kleinen Hügel hinter Klein-Jenkwitz. Von hier lief die erste Linie des Haupttreffens über Groß-Jenkwitz, Baschütz und Kreckwitz, und von da bis Nieder-Gurka an der Spree. Hier bog sich der rechte Flügel etwas zurück, und zog sich bis nach dem Windmühlenberge von Gleine hin. Diese Stellung beträgt mehr als eine deutsche Meile, liegt eine kleine Stunde hinter Bautzen, und war zur eigentlichen Schlacht ausersehen und verschanzt worden, weil die Stellung in der Nähe von Bautzen, die man anfänglich einnehmen wollte, mehrere Nachtheile hatte, unter denen der größte war, daß sie unbemerkt umgangen werden konnte. Diese eben angegebene rückwärts gelegene Aufstellung hatte indessen eine freiere Aussicht, und erlaubte nach allen Seiten hin freiere Bewegungen. Allein der Hauptfehler derselben war die zu große Ausdehnung; denn das verbündete Kriegsheer konnte diesen weiten Raum nicht gehörig füllen. Den linken Flügel des Hauptheeres bei Klein-Jenkwitz befehligte der General-Lieutenant, Fürst Gotschakow der Zweite. Vor sich hatte dieser Flügel das sogenannte Löbische Wasser, einen Bach, der von einem hohen Bergrücken herabkommt, an welchem hinter diesem Flügel das durch Friedrichs Niederlage im Jahr 1758 (14ten Oktober) berühmte Dorf Hochkirch liegt. Das Mitteltreffen stand unter den Befehlen des Generals der Kavallerie von Blücher auf den zwischen Kreckwitz und Pleiskowitz liegenden Spitzbergen, wo Friedrich der Große nach dem Verlust der Schlacht bei Hochkirch seine geschlagene Armee aufstellte. Den rechten Flügel des Hauptheeres bei Gleine kommandirte der General der Infanterie Barclay de Tolly. Vor diesem so aufgestellten Hauptheere befand sich eine Avantgarde, welche die am rechten Ufer der Spree liegenden Anhöhen und Oerter besetzt hielt, um dem Feind den Uebergang zu erschweren, welche aber bei einem lebhaften Angriffe den Befehl hatte sich auf das Hauptheer zurückzuziehen. Den linken Flügel der Vortruppen befehligte der General der Infanterie Graf Miloradowitsch, und hielt mit demselben die Gegend links von Bautzen, die Stadt Bautzen selbst, und das Schloß Ortenburg besetzt. Rechts von Bautzen stand das Corps des General-Lieutenant von Kleist, hatte die Spree ebenfalls vor der Fronte, und bildete das Mitteltreffen der Avantgarde. An dieses Corps schloß sich der rechte Flügel unter dem General-Major Landskoy an. Die Reserve endlich stand unter den Befehlen Sr. Königl. Hoheit des Großfürsten Constantin bei Klein-Burschwitz. Diesem Heere gegenüber stand das Französische unter dem Kai-

ser Napoleon, der am 19ten Mai in seinem Lager vor Bautzen angekommen war. Auf dem rechten Flügel stand das 12te Corps (Oudinot), von dem linken Flügel der Feinde durch die Spree getrennt. Das 11te Corps (Macdonald) bildete das Centrum, und hatte die Stadt Bautzen vor sich. Das 6te Corps (Marmont) stand links von Bautzen, dem Dorfe Nimmschütz gegenüber, und das 4te Corps (Bertrand) bildete den linken Flügel. Die kaiserliche Garden (unter Mortier) standen in Reserve bei dem Dorfe Klein-Förstgen, wo der Kaiser sein Hauptquartier hatte. Das 5te (Lauriston), das 3te (Ney) und das 7te (Regnier) Corps waren auf dem Marsch, um sich mit dem Hauptheere zu vereinigen. So aufgestellt traf der Kaiser Napoleon am 19ten Mai sein Heer, mit welchem er, wenn die erwarteten 3 Corps mit den bei Bautzen stehenden Truppen sich vereinigt hatten, am 20ten eine Schlacht liefern wollte. Die Zahl dieser Armee betrug 146.000 Mann. Die eigentliche Schlacht wurde am 19ten durch ein Vorspiel eröffnet. Die Verbündeten hatten nämlich das Heranrücken des 5ten feindlichen Corps unter Lauriston erfahren, wußten aber nicht, daß diesem das 3te (Ney) und 7te (Regnier) Corps folgte. Durch den Marsch dieses Corps konnte leicht die Stellung des verbündeten Heeres in der rechten Flanke umgangen werden, und um dieser Gefahr zuvorzukommen, brachen Barclay de Tolly und York mit 23.000 Mann auf. Sie hatten den Befehl, wo möglich Lauriston einzeln zu schlagen und zurückzuwerfen. Auf diesem Marsche stießen die verbündeten Truppen in Königswartha am 19ten Mai auf die Division Perry, italienische Truppen, welche die Verbindung zwischen dem feindlichen Hauptheere und den herannahenden 3 französischen Armee-Corps unterhalten sollten. Die Division Perry, keinen Angriff befürchtend, hatte jede militärische Vorsicht vernachlässigt, und wurde dafür bestraft, daß sie überfallen wurde, und 10 Kanonen und außerdem 4 Generale und 740 Mann als Gefangene verlor. Mit dem 5ten Corps selbst wurde bei dem Dorfe Weißig der General York in ein sehr blutiges Gefecht verwickelt, wodurch seine Truppen anfänglich in große Gefahr kamen, weil er das Heranrücken der zwei andern Corps nicht wußte, und seine Kräfte zu schwach waren. Nach einem bedeutenden Verluste in einem sechsstündigen Kampfe rettete er aber sein Corps durch Entschlossenheit und Tapferkeit. Dieser verfehdete Heerhaufe unter Barclay de Tolly machte nun seinen Rückzug zum Hauptheere, mit dem er sich am 20ten Morgens vereinigte. Auch die 3 französischen Corps waren auf dem Marsch, sich mit dem französischen Hauptheere zu vereinigen. Alle 3 Corps wurden dem Oberbefehl des Marschalls Ney anvertraut, und bildeten jetzt den linken Flügel des feindlichen Heeres, wovon aber das 7te Corps noch bei Hoyerswerda stand. Der Morgen des 20ten Mai's war ruhig verflossen, als die Vorposten der Verbündeten große Bewegungen im feindlichen Lager meldeten. Es war 1 Uhr Mittags, als die Schlacht mit einer heftigen Kanonade auf der ganzen Linie begann, und das feindliche Kriegsheer nach blutigem und mehrstündigem Kampfe den Uebergang über die Spree erzwang. Um 6 Uhr Abends wurde Bautzen unerwartet mit Sturm genommen, und da diese Stadt der Schlüssel der ersten Aufstellung war, so mußte die Avantgarde die Ufern der Spree nach und nach verlassen. Das ausgezeichnetste Gefecht an diesem Tage hatte der General Kleist bestanden; denn, nachdem er mit 3.000 Mann von 12 Uhr an auf den Anhöhen von Burka dem 4ten und 6ten Corps einen heldenmüthigen Widerstand geleistet hatte, so zog er sich erst um 9 Uhr Abends in die Stellung zurück, in der am folgenden Tage die Schlacht erneuert werden sollte. Noch um 9 Uhr Abends versuchte ein Theil des 12ten Corps den linken Flügel der Verbündeten zu umgehen; allein die Feinde wurden von den waldigen Berghöhen zurückgeworfen, welche die Nacht hindurch

Digitized by Google

von dem linken Flügel behauptet wurden. Nach 10 Uhr verhallte erst der letzte Kanonenschuß, bald darauf brannten ringsumher die Wachtfeuer beider Kriegsheere, und die Waffenruhe war eingetreten. Das Corps des Generals Barclay war gar nicht angegriffen worden, weil die feindlichen Corps des Marschalls Ney noch nicht herangerückt waren. Der Verlust der Verbündeten an diesem Tage waren etwa 2.000, und der des französischen Heeres 9.000 Todte und Verwundete. Das ungleiche Verhältniß des Verlustes in den beiden Heeren entstand dadurch, daß der Feind bei den Angriffen auf Bautzen und auf das Schloß Ortenburg, weil hier Alles zur Vertheidigung eingerichtet war, eine Menge Menschen opfern mußte, und eben so erlitt er einen unglaublich großen Verlust in dem Gefechte gegen den General von Kleist, dessen Truppen und Artillerie mit so vieler Umsicht auf vortheilhaften Höhen aufgestellt waren. Der Kaiser Napoleon nahm sein Hauptquartier in Bautzen, der Kaiser Alexander in Klein-Burschwitz, und der König von Preußen in Wurschen. — Das französische Heer hatte durch diese Schlacht am 20ten nun folgende Stellung gewonnen, in welcher es die Nacht hindurch stehen blieb: Der rechte Flügel, bestehend aus dem 12ten Corps (Oudinot) und dem 11ten (Macdonald), stand zwischen Bautzen und Klein-Jenkwitz, und hatte sich mit dem äußersten rechten Flügel bis ins Gebirge, Klein-Jenkwitz gegenüber, ausgedehnt. Das Mittel treffen bildete das 6te Corps (Marmont), und stand auf den Anhöhen bei Nieder-Kaina und Basankwitz. Der linke Flügel stand noch auf dem linken Ufer der Spree, nämlich das 4te Corps (Bertrand) bei Nieder-Gurka, das 3te (Ney) und 5te (Lauriston) bei Sahrlingen und das 7te Corps (Regnier) bei Hoyerswerda. Dieses zuletzt genannte Corps erhielt den Befehl, sehr früh aufzubrechen, damit es noch an der Schlacht Antheil nehmen könne, traf aber erst am folgenden Tage auf dem Schlachtfelde ein, als die Schlacht am 21ten Mai schon beendigt war. Die kaiserlichen Garden standen als Reserve in und um Bautzen herum. — Aus dieser angegebenen Stellung der französischen Armee geht also hervor, daß dieselbe durch die Kreckwitzer Höhen (Spitzberge), welche das Corps des Generals von Blücher besetzt hielt, unterbrochen war. Das verbündete Heer hatte am 21ten Mai früh Morgens die früher beschriebene Stellung eingenommen. Der linke Flügel stand unter dem Oberbefehl des Generals Milloradowitsch, das Mittel treffen unter dem General von Blücher (bestehend aus seinem Corps und aus den Corps der Generale York und Kleist), und den rechten Flügel befehligte der General Barclay de Tolly. Die Reserve stand unter dem Oberbefehl des Großfürsten Constantin. — Die ganze Schlachtlinie des verbündeten Heeres war durch Verschanzungen gedeckt. Auf dem äußersten linken Flügel befand sich eine Schanze von 50 Stück Geschützen; rechts und links von Baschütz waren vier Brustwehren, deren jede etwa 20 Geschütze enthielt; links von dem Dorfe Litten war das zahlreiche russische Reserve-Geschütz aufgestellt. — Um 3 Uhr Morgens waren die beiden Monarchen schon auf dem Wege zu ihrer Armee, und um 5 Uhr griffen die Franzosen gleichzeitig den linken und rechten Flügel und das Centrum der Stellung an. Der Kaiser Napoleon befand sich auf den Anhöhen von Nieder-Kaina, von wo aus er die Schlacht leitete. Die wiederholten Angriffe des 12ten und 11ten Corps auf den linken Flügel der Stellung wurden zurückgeschlagen, und am Nachmittage von dem russischen Fußvolk sogar einiges Terrain gewonnen, und zwei Kanonen erobert. Der Feind schien hier durch alle Angriffe nur die Absicht zu haben: einer Seits seinen Hauptangriff auf irgend einen andern Ort der Stellung zu verbergen, und anderer Seits wollte er dadurch verhindern, daß man von hier aus nach andern Punkten Truppen versende. — Der Marschall Ney griff etwa um 6 Uhr Morgens mit

dem 3ten und 5ten Corps das Dorf Klix an der Spree an, und die Uebermacht des Feindes nöthigte die russischen Truppen zum Rückzuge. Ney folgte mit seinen beiden Corps, und wandte sich jetzt gegen die Stellung des Generals Barclay auf dem Windmühlenberge bei Gleine. Der Kampf war hier einige Stunden hindurch sehr hartnäckig und blutig; allein dem weit zahlreicheren Feinde gelang es endlich, die rechte Flanke der russischen Stellung zu umgehen, und Barclay wurde dadurch genöthigt, sich von dem Windmühlenberge bei Gleine über Preititz gegen Baruth zurückzuziehen. Der Kaiser Alexander war sehr unzufrieden, als er diese Nachricht vernahm, daß seine Truppen die vortheilhafte Stellung so früh aufgegeben hatten, jedoch war keine Möglichkeit mehr da, sie wieder zu gewinnen; denn Ney rückte jetzt schnell mit zahlreichen Truppen nach, und es gelang ihm sogar, um 10 Uhr Morgens das Dorf Preititz zu erobern. Dieses Dorf lag der Stellung des Generals von Blücher auf den Spitzbergen im Rücken, ja er mußte seinen Rückzug über dasselbe nehmen, im Fall er die Spitzberge nicht mehr zu halten im Stande war. Dieser Punkt mußte daher auf jeden Fall dem Feinde wieder abgenommen werden. Dem General von Kleist wurde dieser Auftrag zu Theil. Die brandenburgische Brigade des Generals von Röder ging demnach auf Preititz los, und der Feind rückte diesen Truppen aus dem Dorfe entgegen. Die Artillerie der Verbündeten beschoß die feindliche Kolonne sehr wirksam, die Kavallerie machte darauf einen schnellen und glücklichen Angriff, den das Fußvolk sogleich benutzte; und im Sturmschritt mit gefälltem Bayonnet den Feind ins Dorf zurückwarf. Gleichzeitig hatten 4 andere preußische Bataillone mit einigen Geschützen das Dorf auf der linken Seite umgangen, der General von Kleist war mit Truppen gefolgt, und der Angriff auf den weit überlegenern Feind geschah jetzt in Vereinigung mit unglaublichem Muthe. Das Dorf wurde erobert, der Zweck erreicht. Die geschlagenen Feinde zogen sich auf die Anhöhen nach Gleine zurück. — Nachdem auch gegen das Mitteltreffen den ganzen Morgen hindurch verschiedene Angriffe gemacht waren, so entwickelte der Feind gegen 11 Uhr mehrere Linien rückwärts zwischen Basankwitz und Nieder-Gurka, und beschoß mit vielen Geschützen die Stellung des Generals von Blücher. Alles dieses deutete jetzt auf einen Hauptangriff gegen das Centrum. So stand die Schlacht, als der Kaiser Napoleon um 2 Uhr Nachmittags das 6te Corps (Marmont) gegen Basankwitz und das 4te Corps (Bertrand) von Nimmschütz und Nieder-Gurka aus gegen die Kreckwitzer Höhen vorrücken ließ; auch der Marschall Ney wandte sich jetzt, da er Preititz wieder verloren hatte, gegen Blücher, der nun von allen Seiten lebhaft angegriffen wurde. Von der Spree bestürmten die Feinde die Fronte der Stellung zweimal vergeblich, der Oberst von Klür warf sie mit dem Bayonnet zurück, wobei das 2te preußische Reservebataillon 300 Würtemberger und 7 Offiziere gefangen nahm. Der Kaiser Napoleon aber, der die Kreckwitzer Höhen für den Schlüssel zu der Stellung der Verbündeten hielt, ließ von seinen Angriffen auf diesen vorspringenden Winkel der Schlachtordnung nicht ab; er wollte hier taktisch siegen, und versäumte alle strategischen Maßregeln, die ihn ohne so großes Blutvergießen zum Besitz dieser Höhen hätten bringen können. Der General von Blücher sah endlich ein, daß er mit seinen Truppen den überlegenen Streitkräften des Feindes für die Dauer nicht gewachsen war, und so entschloß er sich nach Burschwitz zurückzugehen, als er hörte, der Feind habe das Dorf Kreckwitz erobert. Aus diesem Dorfe wurde der Feind jedoch bald wieder durch Truppen des Blücherschen Corps herausgeworfen; denn blieb das Dorf in feindlichen Händen, so wurde der Rückzug des Mitteltreffens dadurch sehr gefährlich. Zwischen Kreckwitz und Burschwitz, welche Dörfer an dem Löbischen Wasser liegen, befindet sich noch das Dorf Litten,

Digitized by Google

wohin sich der General York zurückgezogen hatte, so daß das Corps des Generals Blücher die genannten 3 Dörfer und das von Kleist eroberte Dorf Preitig jetzt besetzt hielt. — Das rechte Flügelcorps des Generals Barclay hatte den ganzen Tag hindurch einen heftigen und ungleichen Kampf zu bestehen gehabt, und war, wie schon gesagt, bis Baruth zurückgeworfen worden. So stand die Schlacht zwischen 3 und 4 Uhr, als man die Ueberzeugung erlangte, sie sey nicht mehr zu gewinnen. Um nicht Alles aufs Spiel zu setzen, entschloß man sich also, wie die Kriegsberichte es jener Tage nennen, die Schlacht abzubrechen. Durch diesen freiwilligen Rückzug wurde dem verbündeten Heere, das mit so vielem Muthe an diesen zwei Tagen gefochten hatte, der Gedanke genommen, als sey die Schlacht verloren worden. Um 4 Uhr Nachmittags wurde der Rückzug in 3 Kolonnen angetreten. Der General von Kleist machte mit seinem Corps und der Reserve-Reiterei-Brigade des Obersten von Dolffs die Nachhut der preußischen Truppen, und stellte sich auf den Anhöhen von Belgern sehr vortheilhaft auf. Die 1ste Kolonne des Generals von Blücher und die 3te des Generals Barclay de Tolly erreichte, als es Abend wurde, die Stellung bei Weißenberg. Die 2te Kolonne, bestehend aus allen russischen Truppen des linken Flügels und des Centrums, führte der General Milloradowitsch über Hochkirch und Löbau nach Reichenbach. Der Verlust an Verwundeten und Todten am 21ten Mai wird bei der französischen Armee auf 14.000 und bei der Verbündeten auf 6.000 Mann angegeben. Der Rückzug wurde mit der seltensten Ordnung und Ruhe unter den schwierigsten Umständen ausgeführt, kein Einziges Geschütz verloren; der Muth der Soldaten war unerschüttert geblieben, denn sie hielten sich selbst nicht für geschlagen, und die Liebe für Vaterland und Ehre war durch diese zweitägige Schlacht noch bei ihnen erhöht worden: denn sie hatten sich hier, wie bei Groß-Görschen, den Glauben erkämpft: „Napoleon wird uns auch siegen lehren."

Bavius, ein römischer Versenschmied, berüchtigt als solcher, so wie der gleichzeitige Mävius, ein würdiges Seitenstück zum erstern. Virgils dritte Ekloge erwähnt dieser beiden Verseler mit der beißenden Bemerkung, daß die Leser des Bavius auch zum Lesen der Verseleien des Mävius verdammt seyn sollen. Noch jetzt werden seichte Kritiker und geschmacklose Dichter unter beiden obigen Namen personificirt.

Bay, ist ein kleiner Meerbusen oder Seearm, der sich in das Land hinein erstreckt, und unterscheidet sich von der Bucht darin, daß sie eben so weit beim Eingang als nach hinten zu sich zeigt, die Bucht aber tiefer ins Land sich erstreckt, im Eingange sehr breit und am Ende nach dem Land zu enger ist. Die schönste und bequemste Bay auf der Erde ist wohl die Bay Antongil auf der ostafrikanischen Insel Madagaskar; sie bringt 14 Meilen Landeinwärts und hat 8 Meilen in ihrer Breite.

Bayard (Pierre du Terrail), Ritter, in der Dauphiné aus einem alten, adlichen Geschlechte entsprossen um das Ende des Jahres 1475, war erst Page von Philipp, dem Grafen von Beaugé, nachmaligen Herzog von Savoyen, und damaligen Gouverneur von Lyon. Als Carl VIII. durch jene Stadt kam, begehrte er den Pagen vom Grafen, und nahm ihn im J. 1495 mit sich nach Italien. Der junge Bayard zeichnete sich überall, meist in der Schlacht von Fornovo aus. Der Herzog von Orleans, der Zeuge seiner Tapferkeit war, glaubte in ihm einen du Guisclin zu erblicken. Nach Carls VIII. Tode ward Bayard Ludwig XII. nicht minder nützlich. Er förderte mächtig die Eroberung von Mailand im J. 1499, und lehnte das Tafelgeschirr ab, das mehrere Städte im Mailändischen angeboten hatten, um die Gunst der französischen Feldherren zu gewinnen. Im Jahre darauf ward er nach dem Königreiche Neapel gesandt. In einem Gefechte des J. 1501 hielt er allein auf einer schmalen Brücke die Gewalt von zwei-

hundert Reitern auf, die ihn angriffen. Damals war es, als er vom Könige einen Denkspruch erhielt, der zum Sinnbilde ein Stachelschwein hatte, mit den Worten: Vires agminis unus habet, d. h. Heeresgewalt blüht in dem Einen allein. Bei der Einnahme der Stadt Brescia erhielt er eine gefährliche Wunde, und vollführte eine hochherzige That. Als sein Wirth ihm zwei tausend Pistolen als Beweis der Erkenntlichkeit überreichen ließ, weil er ihn vor Plünderung geschirmt hatte, so schenkte er diese Summe den beiden Töchtern, die sie ihm überbrachten. Im folgenden Winter machte der Ritter Bayard zu Grenoble die Bekanntschaft einer jungen Person, deren seltene Schönheit einen tiefen Eindruck auf sein Herz machte, und deren Verhältnisse ihm Hoffnung gewährten. Vorschläge wurden der Mutter gemacht, welche nur mit ihrer Dürftigkeit zu Rathe ging, und die Vorschläge annahm. Sie zwang sogar ihre Tochter sich zum Ritter geleiten zu lassen. Kaum hatte diese liebenswürdige Jungfrau ihn erblickt, als sie sich ihm zu Füßen warf, und sie mit ihren Thränen benetzte: „Gnädiger Herr, Sie werden gewiß nicht ein unglückliches Opfer des Elends entehren, dessen Vertheidigung Ihre Tugend Ihnen gebieten müßte.“ — Diese Worte rührten Bayard's Herz: „Stehe auf, meine Tochter, sagte er, Du sollst mein Haus eben so lauter und weit glücklicher verlassen, als Du es betreten hast.“ Sogleich führte er sie an einen sichern Aufenthaltsort, und ließ den andern Tag die Mutter rufen; dieser machte er verdiente Vorwürfe, gab ihr aber zugleich 600 Franken, um ihre Tochter einem ordentlichen Manne, der mit jener Mitgift sich begnügte, durch die Bande der Ehe zu verbinden, und legte dann noch hundert Thaler für die Kleidungsstücke und Trauungskosten dazu. Er war noch unverheirathet, und nur 26 Jahre alt. — Als im J. 1513 die Engländer Terouane belagerten, nahmen sie diesen Platz nach dem Tage von Guinegaste, Tag der Sporen genannt, wo die Franzosen zersprengt wurden. Bayard bestand einige Zeit die Anstrengungen mehrerer sehr beträchtlicher Truppenschaaren; allein da er endlich sich, wie die Andern, ergeben mußte, so that er es auf eine eben so kluge, als kühne Weise. Er hatte in der Ferne einen feindlichen, reich bewaffneten Krieger wahrgenommen, der es unter seiner Würde hielt, Gefangene zu machen, und sich an einen Baum gelagert hatte, um auszuruhen. Seine Waffen lagen neben ihm. Er sprornt gerade auf ihn zu, springt vom Pferde, und setzt ihm den Degen auf die Gurgel: „Ergieb Dich, Krieger, sagt er, oder Du bist ein Kind des Todes!“ — Da der Engländer im Wahne steht, die Franzosen hätten Unterstützung erhalten, so ergiebt er sich ohne Widerstand, und fragt nach dem Namen des Siegers: „Ich bin, erwiederte er mit einem mildern Tone, der Ritter Bayard, der Ihnen Ihren Degen sammt dem seinigen zurückgiebt, und zugleich Ihr Gefangener ist.“ Einige Tage später wollte der Ritter sich entfernen: „Nun, Ihr Lösegeld, sagte der Engländer?“ — „Und das Ihrige, versetzte Bayard? Ich habe Sie gefangen, ehe ich mich Ihnen ergab, und ich hatte Ihr Wort, ehe Sie noch das meinige hatten.“ Dieser sonderbare Streit wurde vor den Gerichtshof des Kaisers und des Königs von England gebracht; diese Monarchen erledigten die Sache dahin, beide Gefangene seyen wechselseitig ihrer Versprechungen quite und ledig. Im J. 1514 erhielt er die General-Lieutenantsschaft der Dauphiné. In der Schlacht von Marignan gegen die Schweizer im Jahr 1515 focht er an Franz I. Seite. Bei dieser Gelegenheit war es, daß der König durch die Hand dieses Helden nach den Gebräuchen des alten Ritterthumes zum Ritter geschlagen seyn wollte. Bayard glänzte bei der Belagerung von Pampeluna. Er vertheidigte darauf sechs Wochen lang Mezieres, eine schlecht befestigte Stadt, gegen eine Heeresmacht von vierzig tausend Mann und vier tausend Pferden. Als der Graf von Nassau ihn aufforderte,

Digitized by Google

die Stadt zu übergeben, antwortete er: „Ich werde nie aus einer Festung, die mein König mir anvertraute, anders, als auf einer aus den Körpern seiner Feinde erbauten Brücke ausziehen.“ Die Räthe des Königs hatten den Entschluß gefaßt, diese Stadt, die keine Belagerung aushalten zu können schien, in Brand zu stecken. Bayard widersetzte sich, indem er zu Franz I. sagte: „Es giebt keine schwachen Plätze da, wo herzhafte Männer sie vertheidigen.“ Als Admiral von Bonnivet im J. 1524 sich nach Italien begab, begleitete ihn der Ritter Bayard. Im Jahre darauf erhielt er beim Rückzuge von Romagnano eine Musketenkugel, welche ihm das Rückgrath zerschmetterte. Er fiel, indem er ausrief: „Jesus, mein Gott! ich sterbe!“ Er empfand Reue über vergangene Frevel, küßte das Kreuz seines Degens, und da es an Geistlichen mangelte, so beichtete er seinem Knappen. Darauf bat er, man möchte ihn an einen Baum lehnen und das Gesicht dem Feinde zuwenden, weil er, nach seinen Worten, nie in seinem Leben dem Feind den Rücken zugekehret habe, so wolle er es auch in seinen letzten Augenblicken nicht thun. Er gab Allegre den Auftrag, dem Könige zu sagen, das Einzige, was ihn bei seinem Tode schmerze, sey der Gedanke, daß er seinem Könige nicht länger dienen könne. Als der Connetable Carl von Bourbon, der ihn hochschätzte, ihn bei der Verfolgung in diesem Zustande fand, gab er die Versicherung, daß er ihn bedauere. Bayard erwiederte ihm: „Nicht Ich bin es, den Sie bedauern müssen, sondern Sie sind es, denn Sie tragen die Waffen gegen Ihren König, Ihr Vaterland und Ihren Schwur.“ Einige Zeit darauf im J. 1524 verschied er. Als ein Edelmann ihn fragte, welche Güter ein Adelicher seinen Kindern zurücklassen müsse, erwiederte Bayard, solche Güter, welche weder den Zahn der Zeit, noch die Willkühr des Menschen scheuen, Weisheit und Tugend. — Solche Grundsätze hatte er aus dem Unterrichte von Georg du Terrail, seinem Onkel, dem Bischof von Grenoble, geschöpft. „Niemals habe ich, sagte ihm dieser treffliche Prälat, mehr als fünf altrömische Worte im Gedächtniß behalten können. Hier sind sie, behalte sie wohl: Nobilitas sola atque unica virtus, d. h. Adel allein und einzig ist Tugend. Mein Sohn, sey edel, wie deine Väter, wie dein Urälterwater, der zu den Füßen des Königs Johann zu Poitiers getödtet wurde, wie dein Aelterwater, der dasselbe Loos zu Azincourt erfuhr, und wie dein Vater, der sich durch die Vertheidigung des Vaterlandes so großen Ruhm erwarb, und so oft verwundet wurde.“ — Bayard hat nie eine Oberbefehlshaberstelle bekleidet, und dennoch wurde er von den Truppen so bedauert, als wenn sie den trefflichsten Feldherrn verloren hätten. Die Hülle Bayard's, den man den Ritter ohne Furcht und Tadel nannte, ruht in seiner Vaterstadt Grenoble. Er hinterließ eine natürliche Tochter, welche die Mutter des unglücklichen Chastelard war, den Maria Stuart enthaupten ließ, weil er die Verwegenheit gehabt hatte, der Königin Liebe anzusinnen.

Bayle (Peter) wurde zu le Carlat, einer kleinen Stadt der Grafschaft Foix, den 18. November 1647 geboren. Sein Vater unterrichtete ihn bis in sein neunzehntes Jahr, und erzog denselben in Calvins Lehre. Er wurde darauf nach Puy-Laurens geschickt, wo eine Akademie seiner Sekte sich befand. Indessen schwur er hier Calvins Lehre ab, kehrte aber siebzehn Monate später zu seiner alten Gemeine wieder zurück. Ein Edikt des Königs, welches den Rückfälligen wenig günstig war, nöthigte ihn sein Vaterland zu verlassen. Er flüchtete nach Copet, einer kleinen Stadt in der Nähe von Genf, wo er eine Erzieherstelle übernahm. Er blieb jedoch nur kurze Zeit. Als der Lehrstuhl der Philosophie zu Sedan im J. 1675 erledigt wurde, bewarb sich Bayle um denselben, und trug ihn als Preis davon. Mit unzweideutigem Erfolge stand er seinem Posten vor; allein 1681 ward die Akade-

mie zu Sedan aufgehoben, und Bayle sah sich genöthigt, nach Rotterdam zu gehen. Sein Verdienst ward ihm bereits voran gezogen. Um ihn zu ehren, errichtete man einen Lehrstuhl für Philosophie und Geschichte. Indessen wurde er im J. 1696 seiner Stelle entsetzt durch die Umtriebe Jurieu's, eines sowohl durch seine Prophezeihungen, als durch seine Glaubenswuth berüchtigten protestantischen Predigers. Da dieser Schwärmer einige Ursache hatte, dem Philosophen zu grollen, so ergriff er die Gelegenheit von einer erschienenen Schrift: Avisaux Réfugiés (Nachricht an die Geflüchteten), um jene Verfolgung gegen ihn zu erregen. Bayle mochte immerhin sagen, er sey nicht der Verfasser jener Nachricht, er mochte noch so beredte Vertheidigungsschriften herausgeben. Glaubenseifer und Umtriebe trugen den Sieg davon. Jurieu's Haß hatte seine Quelle in dem Umstande, daß Bayle so unvorsichtig war, einen Gegenstand zu bearbeiten, den sich jener Prediger, damals sein Gönner und Freund, bereits ausgewählt hatte. Der Gegenstand desselben war eine Widerlegung der Geschichte des Calvinismus, dessen Verfasser Maimbourg war. Bayle verschwieg auch noch seinen Namen, als er seine Briefe über jenen Schriftsteller herausgab, und genoß unter der Begünstigung der namenlosen Herausgabe seines Triumphes über Jurieu, welcher dasselbe Werk widerlegt hatte. Wie dem auch sey, die Nachricht an die Geflüchteten war nur die scheinbare Ursache, wodurch er Amt und Gehalt verlor. Halvein, Bürgermeister von Dordrecht, war mit Amelot, dem französischen Gesandten in der Schweiz, in eine Art von Unterhandlung getreten, um ohne Vorwissen des Staates Frieden mit der französischen Krone zu schließen. Er wurde deshalb auf Befehl des Königs von England, der nur Krieg wollte, verhaftet, und zur lebenslänglichen Haft und zum Verluste seines Vermögens verurtheilt. Auf Bayle wurde der Verdacht geworfen, als habe er vermittelst seiner Schriften viele Personen für die Ansichten des Bürgermeisters gewonnen, und die Behörde von Rotterdam erhielt den Befehl, ihm Amt und Gehalt zu nehmen: Sie willfahrte hierin dem Könige Wilhelm, dem sie sklavisch ergeben war. Das Geschrei seiner Feinde erneuerte sich, als im J. 1697 sein Wörterbuch ans Licht trat. Jurieu zeigte bei dem wallonischen Consistorium alles an, was ihm in jenem Werke tadelnswerth schien. Bayle wurde zu dem Versprechen genöthigt, die Fehler und Verstöße, die man ihm vorwerfe, zu verbessern. Man foderte, 1) er solle alle zu freie Gedanken, und was nur keusche und zarte Ohren verletzen könne, wegschneiden. 2) Er solle den Artikel David ganz umändern. 3) Er solle die Manichäer widerlegen, statt ihren Einwürfen und Gründen eine größere Stärke zu geben. 4) Er solle die Anhänger Pyrrhons und den Pyrrhonismus nicht siegen lassen, und den ganzen Artikel darüber umarbeiten. 5) Er solle den Atheisten und den Anhängern des Epikurus keine übertriebenen Lobsprüche ertheilen. 6) Er solle sich der heiligen Schrift nicht bedienen, um ungeziemende Anspielungen zu machen. — Wie es scheint, hat Bayle nicht große Rücksicht auf diese Foderungen genommen. Die einzige beträchtliche Aenderung in der zweiten Ausgabe des Wörterbuches betrifft nur den Artikel David, von dem er alles, was anstößig gewesen war, wegschnitt. Allein da mehrere Gelehrte erklärten, sie würden die zweite Ausgabe nicht kaufen, wofern sich jener Artikel nicht unverstümmelt darin befände, so ließ der Buchhändler denselben besonders drucken, und legte ihn zu dem Bande, in den er gehörte. — Indessen vergaßen die Feinde des Philosophen von Rotterdam nichts, um denselben zu Grunde zu richten. Im J. 1705 suchten sie das englische Ministerium gegen ihn einzunehmen. Man schrieb an den Graf Sunderland, damaligen Staatssekretär, er habe mit einem Kriegsgefangenen, dem Marquis von Allegro, häufige Zusam-

Digitized by Google

menkünfte gehabt. Hinzugesetzt wurde, er verbreite überall Grundsätze, welche die Monarchie und unumschränkte Gewalt begünstigten; er erhebe unaufhörlich die Größe Frankreichs, und verkleinere die Macht der Verbündeten und die Großthaten ihrer Feldherren ꝛc. Mylord Sunderland hegte eben so großen Abscheu vor den Maximen, die man dem Philosophen Schuld gab, als er leidenschaftlich strebte, Frankreich zu demüthigen. Nur mit gesteigerter Erbitterung, nur mit tiefem Ingrimm sprach er von diesem Philosophen. Alle Anstrengungen, ihm bessere Gesinnungen gegen den Philosophen beizubringen, waren vergebens. Es stand zu befürchten, er werde den König bewegen, bei den Staaten von Holland Beschwerde zu führen, und Bayle möchte bedeutet werden, die sieben Provinzen zu verlassen. Mylord Shaftesbury, ein Freund von Bayle, nahm es über sich, dieses Ungewitter zu zerstreuen, und er war so glücklich, den englischen Minister aus seiner Täuschung herauszureißen. Der Philosoph, über den man so bösen Leumund verbreitet hatte, sah ein, daß er früher oder später den Angriffen seiner Feinde erliegen könnte. Der Abbé von Artigny sagte, er solle mit einem Jahrgehalt von 6.000 Livres nach Frankreich zurückkehren, als er zu Rotterdam an einer Brustkrankheit in einem Alter von 59 Jahren den 28. December 1706 mit der Besonnenheit eines Philosophen starb. Vergebens hatten seine Freunde ihn gedrängt, seine Zuflucht zu Heilmitteln zu nehmen. Da sein Uebel erblich war, so glaubte er, jedes Heilmittel sey unwirksam, und setzte seine Beschäftigungen mit derselben Gemüthsruhe fort, als wenn der Tod seine Arbeit nicht unterbrechen sollte. Das Parlament von Toulouse hat ihm eine ausgezeichnete Ehre erwiesen, indem es seine letztwillige Verordnung für gültig erklärte, welche nach der Strenge des Gesetzes, weil sie von einem Geflüchteten errichtet war, aufgehoben werden mußte. Die Erben ab Intestato beriefen sich zu ihren Gunsten auf die gegen die Reformirten erlassenen Edikte; allein die große Kammer glaubte der Meinung Senau's, eines der Richter, nachgeben zu müssen, welcher vorstellte, die Gelehrten gehörten allen Ländern an; den dürfe man nicht als Flüchtling betrachten, den die Liebe zu den Wissenschaften in fremde Länder gezogen habe; es sey unwürdig und barbarisch, denjenigen als Fremden zu betrachten, dem Frankreich sich rühme das Daseyn gegeben zu haben. Dieser Richter erhob sich vorzüglich gegen diejenigen, welche behaupteten, Bayle sey bürgerlich todt, während sie nothgedrungen gestehen müßten, daß während dieses bürgerlichen Todes sein Name sich den Mittagsglanz des Ruhmes im gesammten Europa erworben habe. — Bayle ging vom Zweifel, diesem hüpfenden Punkt des Wissens, aus. Er selbst vergleicht sich, indem er von seiner Zweifelsucht spricht, mit Zeus, dem Wolkenversammler: Mein Talent, sagt er, besteht darin, Zweifel zu erregen, aber es sind nur Zweifel. — Was Glaubenssachen anlangt, so gehört Bayle zu denen, die nur den Glauben an ihre Zweifel haben. Auch Thatsachen zog er in Zweifel. Seine Zweifelsucht übersprang allerdings das Ziel; allein sie fand auch überreiche Nahrung in der schulweisen Zuversichtlichkeit, womit die damaligen Theologen tausend und tausend Dinge zwischen Erd' und Himmel sich unerschütterlicher und sonnenklarer träumten, als sie es sind. Voltaire hat unsern Philosophen mit kurzen, aber treffenden Worten gewürdiget: „Bayle, sagt er, ist der erste Dialectiker und Skeptiker. Seine größten Feinde müssen selbst gestehen, daß in seinen Werken sich nicht eine Zeile findet, die eine offenbare Verunglimpfung des Christenthums enthielte; aber seine größten Vertheidiger müssen dagegen auch

einräumen, daß in seinen polemischen Artikeln sich keine Zeile findet, die nicht den Leser zu Zweifeln und häufig zum Unglauben führen dürfte." Bayle hatte ein edles Herz. Ein Engländer von dem ersten Range gab einem seiner Freunde zu verstehen, er wolle ihm ein Geschenk von hundert fünfzig Guineen machen, wenn er ihm sein Wörterbuch zueignen wollte. Bayle lehnte standhaft das Geschenk ab. Das Wörterbuch besteht aus zwei Theilen, aus Text und Noten. Der Text ist gewöhnlich kurz und von geringem Interesse. Die Noten sind lang, zahlreich, merkwürdig, voll Gelehrsamkeit und dialectischer Stärke. Jener ist nur Nebensache, diese Hauptgegenstand des Werkes. Obgleich die Schreibart ein bischen weitschweifig ist, so hat sie doch etwas Angenehmes und Eigenthümliches, etwas Freies und Leichtes; sie vereint Aufrichtigkeit und Einfachheit, wodurch sich der höhere Geist kund thut. Er streut oft Blumen über die trockensten Gegenstände, und giebt gehaltvolle Gedanken bei scherzhaften Gegenständen. Der stärkende Plutarch und der geistreiche Montaigne waren seine Lieblingsbücher. Die gesuchteste Ausgabe von Bayle's Dictionnaire historique ist die Amsterdamer vom J. 1740 in 4 Foliobänden.

Bayles, Stadt im spanischen Königreiche Jaen, am rechten Ufer des Guadalquivir, am Abhange der Sierra Morena, der die Straße von Castilien nach Andalusien beherrscht, bekannt durch die Capitulation des franz. Generals Duponts den 26ten Juli 1809. Als bereits verschiedene Provinzen dem neuen Könige Joseph Buonaparte waren unterworfen und entwaffnet worden, suchte hier die Junta von Sevilla den Insurrektionsgeist nach ihren Kräften noch zu beleben und zu entflammen. General Dupont ward mit drei Divisionen dahin beordert diesen Geist zu unterdrücken; bereits war Cordova und Jaen mit Sturm genommen, wobei auch das Heiligste nicht verschont blieb; allein die Andalusier hatte der Aschen von den fremden Unterdrückern so ergriffen, daß Castannos, der Insurgenten-General, sein Heer in ganz kurzer Zeit auf 30.000 Mann angewachsen sah. Diese bildeten sich zum Theil zu zahlreichen Guerilla's, machten alle Zugänge in den Flanken und im Rücken der Franzosen unsicher, nahmen ihnen, die ohnehin an Krankheiten und Hungersnoth litten, alle Zufuhren weg, und bereiteten so ihren Feinden ein furchtbares Schicksal; nämlich 3.000 Spanier agirten im Rücken der Franzosen, und hatten ihnen jede Verbindung mit Madrid abgeschnitten. Dupont machte eine rückgängige Bewegung, ließ die Division Bedel auf Bayles, und die Division Gobert auf Carolina zu marschiren, er selbst aber postirte sich mit seiner Division bei Andujar am Guadalquivir. Mittlerweile hatte Castannos Jaen wieder besetzt; jetzt marschirte er mit 18.000 Spaniern gegen die Franzosen bei Andujar, 3.000 Mann schickte er Dupont durch die engen Pässe der Sierra Morena in den Rücken, und ließ dessen linke Flanke durch 6.000 Mann angreifen. Zwar leistete das franz. Heer drei Tage lang den besonnensten Widerstand; allein jetzt wurden die vertheilten Divisionen durch die spanischen Generale Peynas, Jones, Cempigny und Reding allenthalben so beschäftigt und gedrängt, daß Bayles von den Spaniern bald genommen, Dupont Andujar zu räumen sich gezwungen sah, und nach einem 9stündigen, äußerst erbitterten Kampfe sich auf Diskretion ergeben mußte. 3.000 Franzosen waren bei dieser Affaire geblieben, und 17.000 mußten das Gewehr strecken. Seit diesem Ereignisse belebten sich Muth und Hoffnung unter den Spaniern von Neuem, in den bereits beruhigten Provinzen loderte der Patriotismus zur Befreiung ihres Vaterlands in frischen Flammen auf, und es läßt sich nicht läugnen, daß dieses Mißgeschick der Franzosen auf Buonaparte's Projekte in Spanien den nachtheiligsten und entschiedensten Einfluß gehabt hat.

Digitized by Google

Bayles (Wilhelm) war einer der Aerzte des Königs von Preußen, und Mitglied der Collegien der Medicin zu London und Edimburg. Im J. 1757 gab er eine Schrift heraus unter dem Titel: Essai sur les eaux de Bath d. h. Versuch über die Wasser von Bath. Als er Friedrich II. vorgestellt wurde, so wandte der Monarch, dem man die Talente des Arztes sehr gerühmt hatte, sich zu ihm mit den Worten: „Um eine so große Erfahrung zu erlangen, und eine solche Stufe von Vollkommenheit zu erreichen, müssen Sie bereits viele Menschen getödtet haben!“ — „Nicht so viele, als Eure Majestät“ versetzte Bayles.

Bayne, Capitain des englischen Schiffes Alfred, erfand das neue Zerstörungsmittel, das nachher Caronade genannt wurde, und fiel auch als erstes Opfer desselben. Der Admiral Rodney und der Graf von Grasse beschossen sich den 9. April 1782, drei Tage vor der berühmten Schlacht vom 12ten. Bayne, welcher Antheil an dem Kampfe nahm, und zum ersten Male sich von der Wirkung seiner Caronaden überzeugen wollte, lehnte sich auf einen Lieutenant, und sagte: „Jetzt sollen Sie die Wirkung meiner Caronaden sehen.“ In demselben Augenblicke traf eine Kugel den Erfinder, und tödtete ihn auf der Stelle.

Bayonne, Stadt und Hauptort eines Bezirks im franz. Dep. Unter-Pyrenäen am linken Ufer der Mündung des Adour und auf beiden Seiten der hier einfließenden Nive. Beide Flüsse haben einige stehende Brücken, und ihre vereinigten Mündungen bilden den weiten Hafen, in welchen Schiffe bis 40 Kanonen einlaufen können. Die Stadt ist eine wichtige Gränzfestung gegen Spanien, mit einer Citadelle, welche ein regelmäßiges Viereck ist, noch einem kleinen festen Schlosse, und der befestigten Vorstadt St. Esprit am rechten Ufer des Adour. Zwei Straßen gehen von Bayonne nach Spanien, die Hauptstraße über Irun, die andere über St. Jean Pied de Port. Der Vertheidiger kann sich nach Willkühr und verborgen auf eine dieser Straßen werfen, während die Angreifenden von dieser Seite nur auf Umwegen und durch mannigfaltige Hindernisse von einer Straße auf die andere gelangen können. Im J. 1823 beim Einmarsch der franz. Armee in Spanien unter dem Herzog von Angouleme sollten alle Werke sehr erweitert werden, und an dieselben sollte sich ein befestigtes Lager schließen, zur Aufnahme eines rückgängigen und zum Sammelplatz eines vorwärts gehenden Heeres. — Wein, Schiffbauholz, besonders Masten, welche von den Pyrenäen herabgeflößt werden; Chocolade und die in Frankreich so beliebten Bayonner Schinken (diese kommen aus den Pyrenäen, wo man die Schweine mit Castanien mäst) sind die Hauptgegenstände des hiesigen Handels. Im Mai 1808 kamen hier Napoleon, der Franzosen Kaiser, und Carl IV. König von Spanien nebst dem Prinzen von Asturien zusammen, wo die berüchtigte Abtretungs-Urkunde wechselseitig unterzeichnet wurde, in welcher Carl IV. nebst dem Kronprinzen und den übrigen Prinzen des Hauses alle ihre Rechte auf die spanischen Reiche in Europa und den beiden Indien dem franz. Kaiser übertrugen. In Folge davon ernannte Napoleon seinen Bruder Joseph zum König von Spanien, welcher auch am 9ten Juli jenes Jahres nach Madrid abreiste.

Bayonnet (Flintenspieß), eine im 17ten Jahrh. zu Bayonne in Frankreich erfundene Angriffswaffe, welche in einer 1½ bis 2 Fuß langen, dünnen, allmählig spitz zulaufenden, dreischneidigen Klinge besteht, die der Infanterist mittelst einer Dulle auf sein Gewehr steckt, um sich gegen Reiter zu wehren, oder beim Sturme, wie mit einer Pike sich einen Weg zu bahnen. Man bediente sich dessen 1647 in Flandern zuerst, wo es den auf Partei ausgeschickten Truppen statt der Degen dienen sollte. Man hat das aufgepflanzte Bayonnet mit einem Knie versehen, damit der Soldat, ohne Verletzung der

Hand, frei laden könne, und so hat man das Gewehr in eine Pike und Feuerwaffe zugleich verwandelt: Vortheile, welche der berühmte Folard schon anzuerkennen wußte, und die in der Folge der Kriege seitdem sich überzeugend bewährt haben.

Bazar oder Bazari nennen die Morgenländer ihre Marktplätze. Gewöhnlich sind diese öffentlichen Plätze sehr schön, und dienen nicht nur zur Bequemlichkeit der Kaufleute, sondern auch den Einwohnern zum Vergnügen. In Amadabat, einer Hauptstadt des Königreiches Gutscheran in Hindostan, ist der Bazar 800 Fuß breit, 1.600 Fuß lang, und auf beiden Seiten mit doppelten Alleen von Tamarinden-, Citronen- und Kokosbäumen bepflanzt. Der Bazar zu Tauris in Persien soll über 15.000 Handlungsgewölbe enthalten, und der prachtvollste im ganzen Lande seyn. Man hat dort mehrmals 30.000 Mann in Schlachtordnung aufgestellt.

Beatification, Seligsprechung. Die kath. Kirche macht einen Unterschied zwischen den Seliggesprochenen (Beatificirten) und Heiliggesprochenen. Canonisirten) Die Seligsprechung geht immer der Heiligsprechung vorher. Sie besteht darin, daß der Papst einer gewissen Gemeine oder gewissen Personen die Erlaubniß ertheilt, die Seliggesprochenen in ihren Kirchen verehren zu dürfen. Bei dieser Handlung entscheidet der Papst noch nicht über den wirklichen Zustand des Seliggesprochenen, weil dabei der lange und scharfe Canonisationsprozeß nicht vorhergegangen ist. Es ist dazu hinlänglich, wenn der Verstorbene durch einen gottseligen und untadelhaften Lebenswandel sicher bekannt war, und nach seinem Tode entweder Wunder gewirkt, oder doch wunderbare Gutthaten seinen Umgegenden erwiesen hat, die zwar durch eine bischöfliche Untersuchung für wahr und richtig befunden, aber noch nicht durch den Untersuchungsprozeß nach aller Strenge sind geprüft worden. Der Grund der Seligsprechung beruhet wohl auf der bei den Katholiken üblichen Verehrung der Heiligen, ihrer Bilder und Reliquien, die in der ersten Kirche mit religiöser Verehrung der Märtyrer anfing, und hiernach auch auf die Beichtiger (Confessoren) sich erstreckte. Zwar geschah anfangs diese Verehrung nur auf den Gräbern der Märtyrer, doch später wurden ihre Gebeine in den Kirchen zur Verehrung ausgestellt. — Daß übrigens die Kirche, als eine gesetzgebende Gesellschaft, das Recht habe, die Tugenden ihrer Mitglieder, welche sich in den verschiedenen Wechseln des Lebens bewährt gefunden haben, durch einen feierlichen Spruch hienieden zu verherrlichen, und den Gläubigen der Nachahmung aufzustellen, wird wohl Keiner bezweifeln, welcher der Kirche das ihr von Gott gegebene Richteramt nicht absprechen will; besonders da Christus selbst sagt: Man zündet kein Licht an, um es unter den Scheffel, sondern um es auf den Leuchter zu stellen, damit es Allen im Hause leuchte. Matth. V. B. 15.

Beaucaire, eine kleine und wohlgebaute Handelsstadt mit 8.000 Einw. im franz. Gard-Departement, Bezirk Nimes, an der Rhone, unter welcher ein unterirdischer Gang nach der gegenüber liegenden Stadt Tarascon führt. Berühmt ist diese Stadt wegen ihrer jährlichen, auf den 22ten Juli fallenden Messe, welche 10 Tage dauert, wo der Verkehr hauptsächlich in Seide, Wein, Oel, Mandeln, Spezereien, Wolle und Wollenwaaren, Leder und Baumwolle besteht. Im J. 1816 ward der hiesige Umsatz auf 23 Millionen Fr. geschätzt. Auf der Messe von 1817 befand sich hier noch ein Zusammenfluß von 30.000 Seelen.

Beauchamp (Joseph), ein verdienstvoller Astronom, geboren zu Besoul den 29ten Juni 1752, trat 1767 in den Bernhardiner-Orden, ging 1781 nach Aleppo und von da nach Bagdad. Hier verfertigte er mehrere Charten über jene Theile des Orients, beobachtete sorgfältig den Lauf des Merkurs, berichtigte die Angabe von der Stellung mehrerer tausend Sterne, sammelte

Digitized by Google

dabei arab. Manuskripte, Zeichnungen von Monumenten, Inschriften und Medaillen, die in dem ehemaligen Babylon waren gefunden worden, und kehrte 1790 nach Frankreich zurück, wo er 1795 in stiller Zurückgezogenheit lebte. In diesem Jahre wurde er als franz. Consul nach Arabien gesandt, kam aber erst nach vielen Schwierigkeiten 1797 in Constantinopel an, wurde von Buonaparte nach Aegypten berufen, und fiel, da er mit Friedensvorschlägen nach Constantinopel zurück ging, den Engländern in die Hände, die ihn an die Türken auslieferten. 3 Jahre schmachtete er nun im Kerker, und starb den 19ten Nov. 1801 zu Nizza auf der Rückreise in sein Vaterland. Außer Beschreibungen von seinen Reisen, die auch ins Deutsche übersetzt sind, schrieb er: Mémoires sur les antiquités babyloniennes und Réflexions sur les moeurs des Arabes, d. h. Nachrichten über die babylonischen Alterthümer, und Bemerkungen über die Sitten der Araber, die in französischen Zeitschriften erschienen sind.

Beaufort (François de Vendôme, Herzog von), geboren zu Paris im Jahr 1616, ein Sohn des Herzogs von Cäsar de Vendôme, eines natürlichen Sohns Heinrichs IV. und der berühmten Gabrielle d'Estrées, zeichnete sich frühzeitig durch Muth in Schlachten und bei Belagerungen aus, und versuchte unter der Regentschaft der Anna von Oesterreich eine Rolle zu spielen. Angeklagt eines Versuchs, dem Cardinal Mazarin nach dem Leben getrachtet zu haben, wurde er in Vincennes 1643 eingekerkert, und rettete sich erst nach 5 Jahren aus seinem Gefängnisse. In den bürgerlichen Unruhen der Fronde, deren Held und Spielwerk er war, führte er, bei dem gemeinen Volke beliebt, den Namen: König der Hallen. Nach geschlossenem Frieden erhielt er die Stelle eines Admirals von Frankreich, unternahm mehrere Züge gegen die afrikanischen Seeräuber und Türken, und kam den 25ten Juni 1669 bei einem Ausfalle aus dem von den Türken belagerten Candia ums Leben. — 2) Louis de Beaufort, Mitglied der königl. Societät zu London, ein gelehrter franz. Edelmann, war einige Zeit Instruktor eines Prinzen von Hessen-Homburg, und starb 1795 zu Mastricht. Als geistreicher und scharfsinniger Bearbeiter der altrömischen Geschichte hat er sich vorzüglich durch folgende Schriften bekannt gemacht: Dissertation sur l' incertitude des cinq premiers siécles de l'histoire romaine, d. h. Abhandlung über die Ungewißheit der 5 ersten Jahrhunderte in der römischen Geschichte, Utrecht 1738. 8. Haag, 1750. 2 Bde. 12.; Histoire de César Germanicus, d. h. Geschichte von Cäsar Germanicus, Leyden 1741. 12. La république romaine, d. h. die römische Republik. Haag, 1766. 2 Bde. 4. Paris, 1767 4 Bde. 12. (deutsch von F. Klosse, Danzig, 1775 — 77. 4 Thle. 8.)

Beauharnais (Alexander, Vicomte de) geboren 1760 auf Martinique; er trat früher in franz. Dienste, heirathete dann die Demoiselle Josephine Tascher de la Pagerie, nachherige Kaiserin der Franzosen, ward nach dem Ausbruch der Revolution zum Mitglied des National-Convents gewählt, und diente bald nachher mit Auszeichnung als General-Adjutant bei der Nordarmee, 1792 ward er Obergeneral der Rheinarmee, zog sich aber in die Stille zurück, als vermittelst eines Dekrets der Adel von allen Officierstellen der Armee ausgeschlossen ward. Jetzt schrieb er seine Bemerkungen über die vom National-Convent verfügte Verbannung der Adelichen, worauf er verhaftet, und, obschon man ihn keines eigentlichen Verbrechens zeihen konnte, 1794 zum Tode verurtheilt wurde, und auf dem Schaffotte mußte er sein Leben aushauchen.

Beaumarchais (Peter Augustin Caron von), ward zu Paris den 24sten Jänner 1732 geboren. Sein Vater, der ein ausgezeichneter Uhrmacher war, brachte seinem Sohne anfangs Geschmack für seine Kunst bei. Musik war seine Leidenschaft; ihr widmete er Zeit und Kraft. Er spielte mehrere Instru-

mente, und unter diesen mit bezaubernder Fertigkeit die Harfe und Guitarre. Die Töchter Ludwigs XV., die Tanten Ludwigs XVI., wünschten sein Spiel zu hören; sie gewährten ihm den Zutritt zu ihren Concerten und darauf in ihre Gesellschaft. Der große Einfluß, dessen er bei den Prinzessinnen von Frankreich genoß, das Mißverhältniß von dem, wozu er geboren war, zu dem, was er geworden war, sein natürlicher Stolz, der sich dadurch nur vermehrte, ein leichtes Wesen in Ton und Manieren, das zuweilen bis zur Unbescheidenheit fortging, bildeten bald gegen ihn einen Mittelpunkt von geheimem Hasse. Ein Großer vom Hofe, der ihn einst mit einem prächtigen Gewande durch die Gallerie von Versailles gehen sah, und ihn demüthigen wollte, trat zu ihm und sagte: „Ich treffe Sie just zu rechter Zeit; meine Uhr ist in Unordnung, haben Sie doch die Güte, mir einen Blick hineinzuschauen.“ Beaumarchais erwiederte, seine Hand sey immer ein bischen linkisch gewesen. Der Große drängt ihn; jetzt nimmt Beaumarchais die Uhr, und läßt sie fallen, mit dem Ausruf: „ich hatte es Ihnen ja gesagt.“ Der Schutz des Hofes brachte Beaumarchais in nahe Verbindung mit dem reichen Paris Duverney, und hier war es, daß er seine Gewandheit für Geschäfte wahrnahm, und sie benutzte, um sein Glück zu machen. Drei Rechtshändel beschäftigten damals sein Leben; der erste gegen den Haupterben von Duverney, bei dessen Erbschaft er eine mittelmäßige Summe in Anspruch nahm; der zweite gegen den Rath Goetsmann; endlich der Rechtshandel Kornmann. Er gewann sie alle drei. Der Rechtshandel mit Goetsmann fesselte vorzugsweise die Blicke von ganz Frankreich. Die vereinigten Staaten von Nordamerika hatten sich von England losgesagt; er faßte den Entwurf, sie mit Vorräthen zu versehen. Er hatte lange mit der Bedächtlichkeit des Grafen Maurepas, ersten Ministers, der nichts zu wagen sich vorgenommen hatte, und mit den Hindernissen von Seiten der englischen Politik zu kämpfen. Sehr beträchtliche Summen wurden erfordert; es gelang Beaumarchais, über fremde Gelder zu verfügen. Mehrere Schiffe wurden ihm genommen, drei unter andern an einem einzigen Tage, beim Auslaufen aus der Gironde; allein die Meisten kamen, mit Waffen und Vorräthen aller Art beladen, glücklich an, und dadurch erwarb sich Beaumarchais ein für einen Privatmann ungeheuer großes Vermögen. Beaumarchais machte einen edlen Gebrauch von seinen Reichthümern; er gab zu nützlichen Anstalten bedeutende Summen her. Zu gleicher Zeit ließ er Theaterstücke aufführen, und ungeachtet ihrer zahlreichen Fehler und vorzüglich ihrer Kühnheit erwarben sie dem Dichter Triumphe, wie nur wenige dramatische Dichter sie genossen haben. Jetzt brach die Revolution aus, und Beaumarchais war Mitglied der ersten provisorischen Gemeine von Paris. Man sah ihn nach und nach in Spanien, Holland und England, um Flinten und Getreide aufzukaufen; bald war er geächtet, bald wieder freigesprochen, bald angeklagt, bald gerechtfertigt. Als er nach Frankreich zurückkam, wurde er in die Abtei eingesperrt. Als er aus der Haft entlassen war, verbarg er sich bis zum 27. Julius 1794, dem Falle von Robespierre. Jetzt kaufte er noch zuletzt für mehrere Millionen Salz auf, und dadurch zerrüttete er sein Vermögen. Er starb den 19. Mai 1799. Beaumarchais besaß die innern Hülfsquellen des Genies und des Karakters, überlegte Kühnheit und ausharrende Geduld. Seine Werke sind, I. Memoiren gegen die Herren Goetsmann, La Blache, Marin und Arnaud, 1774 und 75. In diesen Memoiren nimmt der Verfasser an Talent und Muth so zu, daß er seine Sache zur Sache aller seiner Leser erhebt. Sie sind etwas höchst Originelles. II. Eugenie, in 5 Aufzügen, 1767. Mit diesem Stück begann Beaumarchais seine dramatische Laufbahn. Der Gegenstand ist aus dem lahmen Teufel von le Sage. Dies ist möglich, allein es ist wahrscheinlicher, daß er denselben in seiner eigenen Familie gefunden hat. Seiner Schwester, Maria Caron,

Digitized by Google

war etwas widerfahren, was mit Eugenions Unglück die höchste Aehnlichkeit hat, und diese rührende Anekdote gab er als Episode in seinen Memoiren. Der Erfolg dieses Stückes veranlaßte ihn ohne Zweifel, dieselbe Begebenheit auf die Bühne zu bringen. Göthe's Clavigo ist auch daraus geschöpft. Die Erzählung von Beaumarchais ist mit der größten Genauigkeit wiedergegeben. Einige Scenen sind beinahe buchstäblich aus den Memoiren übersetzt. III. Der Barbier von Sevilla. Dieses Intriguenstück ist dem Plan und der Ausführung nach das Beste, was Beaumarchais gedichtet hat. IV. Memoires à Lecointre de Versailles ou mes six Epoques, Paris, 1793. Diese Denkwürdigkeiten enthalten eine anziehende Erzählung des Lebens des Verfassers. Auch gab er die sämmtlichen Werke von Voltaire in Kehl mit Baskervilleschen Lettern heraus. Die sämmtlichen Werke von Beaumarchais sind zu Paris, 1809, in 7 B. bei L. Collin erschienen.

Beaumont (Franz), und Fletcher (Johann), sind die Dioskuren der englischen Bühne. Jener, im J. 1585 geboren, starb bereits im J. 1615; dieser, im 1576 zu London geboren, starb in seiner Vaterstadt im J. 1625 an der Pest. Unter vereintem Namen gaben sie ihre Stücke, gegen 50 Schauspiele, heraus, die auch aus vereinten Bestrebungen entstanden. Eine Scheidung ist höchst schwierig, oder so gut wie unmöglich. Wahrscheinlich rühren von dem länger Lebenden auch die meisten Stücke her. Shakespeare war ihr Zeitgenosse und Muster, das sie nach dem Urtheile ihrer Mitwelt übertroffen hatten. Die Nachwelt, gerechter, weil sie parteiloser war, ertheilte die Palme dem Einen. Was die Handhabung und Ausführung niedrig komischer Scenen betrifft, so sind sie darin echte Meister; die tragische Höhe haben sie nicht, oder doch nur selten erreicht. Das Lustspiel: Stille Wasser sind tief, ist nach ihnen bearbeitet. L. Kannegießer hat bereits eine Auswahl aus ihren Schauspielen in einer ausſprechenden Verdeutschung gegeben.

Beauvais, befestigte, und von hohen Bergen umgebene Hauptstadt des franz. Dep. Oise, am linken Ufer des in die Oise fließenden Therain, auf der Hauptstraße von Paris nach Boulogne und Calais, mit 13.000 Einw. Sie ist berühmt durch ihre Tapeten-, Leder-, Tuch- und Wollzeugfabriken. Der hiesige Dom ist merkwürdig durch das Chor, die Kreuzstöcke und den ersten Pfeiler des Schiffs, der als ein Meisterstück der gothischen Baukunst gilt. Der Herzog Carl von Burgund belagerte sie 1472 mit 80.000 Mann, wo sich die Weiber von Beauvais als wahre Heldinnen auszeichneten; unter Anführung von Johanna Hachette nämlich wagten sie einen furchtbaren Ausfall, eine Menge Feinde fielen unter ihrem Schwerdte, ein großer Theil des feindlichen Lagers ward in Flammen gesetzt, und mit Erbeutung einer der Hauptheerfahnen kehrten diese Amazonen im Triumphe zurück. Noch lange nachher ward diese Bannerfahne jedes Jahr am 14ten Oct. bei einem feierlichen Umgange umhergetragen, wo denn natürlich die Männer von Beauvais dem Frauengeschlechte den Vorrang einräumen mußten.

Beazzano (Augustin), ein Landsmann Bembo's und dessen vertrautester Theilnehmer an seinen öffentlichen, sowohl als gelehrten Geschäften, der zwar nur von einer bürgerlichen Familie in Venedig stammte, doch den ehemaligen obersten Kanzler der Republik, Franz Beazzano, unter seine Vorfahren zählte. Augustin war im Orden von Jerusalem, von Leo X. öfter zu wichtigen Sendungen gebraucht, und mit reichen Pfründen bedacht worden. Bald nach Leo's Tode mußte er wegen Kränklichkeit den Hof verlassen, und brachte die letzten achtzehn Jahre seines Lebens in stiller Eingezogenheit zu Treviso hin, wo er sich nicht ohne

Erfolg bemähete, die Schmerzen der Krankheit und die Langeweile eines anhaltenden Siechbettes durch gelehrte Beschäftigung und Umgang zu mildern und zu vertreiben. Unter verschiedenen Ehrendenkmalen, die ihm errichtet wurden, nennen wir nur das Zeugniß des Ario sto's, der ihn den vorzüglichsten Schriftstellern seines Zeitalters beizählt. Aus seinen Werken sieht man, daß er mit den meisten Gelehrten seiner Zeit in Verbindung stand. Seine lateinischen Schriften werden mit Recht den italienischen vorgezogen, die noch etwas von jener Roheit an sich tragen, woran man den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts erkennt. Ein großer Theil seiner Sonnette ist an Kaiser Carl V. gerichtet; die übrigen enthalten meist das Lob Leo's X., Peter Bembo's, des Marquis del Vasto, und anderer ausgezeichneten Männer. Einige darunter preisen auch den berühmten Maler Titian in Ausdrücken hoher Achtung und Bewunderung. Seine lateinischen und Italienischen Werke sind in einem Octavband unter dem Titel gedruckt: De le cose volgari et latine del Beatiano. Venetiis per Bartholom. de Zanettis de Lrixia, anno a nativitate Domini 1538, die 10. Octobr. Die Ausgabe von 1551 hat nur einen neuen Titel.

Beben. Zittern. Schaudern. Schauern. Das Beben besteht in größern Schwingungen, das Zittern und Schaudern in kleinern. Eine Erderzitterung ist nicht so stark, als ein Erdbeben. Wenn die Erde von einem abgefeuerten Geschütz zittert, so klirren die Fenster; wenn sie aber bebet, so fallen Mauern und Gebäude ein. Mit dem Zittern stimmt das Schaudern darin überein, daß die Schwingungen bei beiden klein und schnell sind; es unterscheidet sich aber davon dadurch, daß es nur eine schwingende Bewegung der Haut ist, das Zittern sich aber auf ganze Glieder des thierischen Körpers erstreckt. Schauder ist die schwingende Bewegung der Oberfläche des Körpers selbst, Schauer hingegen drückt eine schwächere Bewegung, nebst dem Plötzlichen in der Anwandlung davon, und dem Schnellen in dem Verschwinden aus. Daher wird Schaudern und Schauder von den heftigsten unangenehmsten Empfindungen gebraucht werden; Schauer aber und Schauern von schwächern, von vermischten, und selbst von angenehmen. — „Sokrates ... zwar du kennst ihn nicht: aber ich schaure vor Freuden, wenn ich ihn nenne.“ — — Klopstock. Man schauert also selbst vor Freuden, man wird von einer schnell überlaufenden Bewegung ergriffen; man schaudert vor Abscheu und Entsetzen, der Körper geräth in eine heftige schwingende Bewegung.

Schauere bei dem Gedanken des allerwindesten Unrechts,
Schaudere, streckst du die Hand es zu begehen schon aus.
Warte das Zittern nicht ab, das auf das Schaudern folget,
Noch das Beben der Angst, wenn das Gewissen erwacht.

Bebung. Die Bebung eines Tones ist eine überaus schnelle Abwechslung der Höhe und Tiefe, wie auch der Stärke und Schwäche desselben, während seiner Dauer, wodurch er, ohne sein Verhältniß gegen andre zu verlieren, etwas Mannigfaltiges bekömmt. Daß ein Ton derselbe bleibe, wenn er in seiner Dauer oder Aushaltung wechselweise etwas stärker oder schwächer wird, ist eine bekannte Sache. Daß er aber durch eine ähnliche Abwechslung der Höhe und Tiefe leiden könne, ohne seine Natur zu verändern, möchte zweifelhaft scheinen. Wenn man aber bedenkt, daß ein Intervall, z. B. eine Quinte, um ein Merkliches von dem reinen Verhältniß 2 : 3 abweichen, und dennoch die Stelle einer reinen Quinte vertreten könne, so wird man auch leicht begreifen, daß jeder Ton, ohne seinen Namen zu verlieren, etwas höher und tiefer werden könne; zumal wenn diese Abwechslung so schnell geschieht, daß man seine reine, vollkommene Höhe nie aus dem Gehör verliert. Bei der Bebung der Töne wech-

Digitized by Google

selt das stärkere und schwächere, das höhere und tiefere mit solcher Schnelligkeit ab, daß die Abwechslung selbst nicht deutlich wird; und dieses giebt dem Tone etwas sanftes, und gleichsam wellenförmiges. Der bebende Ton ist von dem mit der größten Genauigkeit in einerlei Höhe und Stärke fortdauernden eben so unterschieden, wie ein sanfter Umriß im Gemälde von einem harten, der nach dem Lineal oder mit dem Zirkel gezogen wäre. Wie in der Malerei solche Umrisse der ganzen Vorstellung eine Härtigkeit geben, sanfte und beinahe ungewiß scheinende aber alles weich und natürlich machen, so ist es auch in dem Gesange. Jeder etwas anhaltende Ton wird steif und hart, wenn ihm nicht die Bebung ein sanfteres Wesen giebt. Dieses ist eine der Ursachen, warum eine Melodie auf einem Clavier, dessen Saiten durch Federn geschnellt werden, niemal so sanft kann gespielt werden, als auf der Violin oder auf der Flöte, welche den Tönen die Bebung geben kann. Die menschliche Stimme hat den Vorzug, den sie so offenbar vor allen andern Instrumenten hat, größtentheils den sanften Bebungen zu danken, die sie allen anhaltenden Tönen giebt. Es ist ein wesentliches Stück des guten Singens und Spielens, daß man lerne, jeden Ton mit solcher Bebung auszuhalten. Im Singen ist es am leichtesten, weil die Natur selbst die Werkzeuge der Stimme so gebildet hat, daß sie bei keinem anhaltenden Ton in derselben steifen Spannung bleiben. Auf Instrumenten aber erfodert die Bebung mehr Kunst. Am leichtesten scheint sie auf der Violin durch das schnelle hin- und herwälzen des die Saite niederdrückenden Fingers erhalten zu werden.

Beccaria (Bonesana, Marchese Cäsar), im J. 1735 zu Mailand geboren, starb in seiner Vaterstadt im J. 1793. In seiner ersten zu Lucca 1762 erschienenen Schrift zeigte er die Mißbräuche des mailändischen Münzsystems, und brachte Verbesserungen in Vorschlag. Einige Zeit darauf entwarfen einige mailändische Gelehrte den Plan, eine Zeitschrift herauszugeben, worin die verschiedenen Gegenstände der Philosophie, Moral und Politik, die damals die öffentliche Meinung aufzuklären im Stande waren, auf belehrende und anziehende Weise abgehandelt werden sollten. Dieses Werk erschien wirklich in den Jahren 1764 und 1765 unter dem Titel: Das Kaffeehaus, und macht 2 Bände aus, wovon die originellsten und anziehendsten Artikel aus Beccaria's Feder geflossen sind. Im J. 1764 gab er auch seine so berühmt gewordene Abhandlung von Verbrechen und Strafen heraus. In diesem Buche ist die Gesammtheit der Grundsätze der peinlichen Gesetzgebung mit Ordnung, Bestimmtheit und Klarheit abgehandelt. Im J. 1768 errichtete die österr. Regierung für ihn einen Lehrstuhl der Staatshaushaltungskunst. Seine Vorlesungen darüber wurden erst 1804 unter dem Titel: Anfangsgründe der Staatshaushaltungskunst gedruckt, und befinden sich in der köstlichen, zu Mailand erschienenen Sammlung der italienischen Oekonomisten. Im J. 1770 erschien der erste Theil seiner Untersuchungen über die Natur der Schreibart. Hommel und Bergk haben Beccaria's Werk: von Verbrechen und Strafen, ins Deutsche übertragen.

Beccaria (Johannes Baptista), geboren im J. 1716 zu Mondovi, ging im J. 1732 nach Rom, und lehrte nach vollendeten Studien Grammatik und Rhetorik. Er wurde zuerst öffentlicher Lehrer der Philosophie und Mathematik zu Palermo, darauf zu Rom. Es gelang ihm durch seine Entdeckungen und Erfahrungen ein großes Licht über die Naturwissenschaft und vorzüglich über Elektrizität zu verbreiten. Der König von Sardinien, Carl Emanuel, berief ihn im J. 1743 als Professor der Experimental-Physik an die Universität zu Turin. Als er auch Lehrer der Prinzen Benedikt, Herzogs von Chablais und Viktor Amadeus von Carignan geworden

war, zog ihn weder der Aufenthalt am Hofe, noch die Reize der Vergnügungen vom Studium. Alles, was er gewann, wandte er auf Vermehrung seiner Bibliothek und auf Anschaffung der seinen Arbeiten zusagenden Instrumente. Herausgegeben hat er mehrere Abhandlungen über die Elektrizität, einen Versuch über die Ursache der Stürme und Ungewitter, einige Schriften über den Meridian von Turin und astronomische und physikalische Gegenstände. Beccaria war gleich ausgezeichnet durch die Güte des Herzens, wie durch die Tiefe seiner Kenntnisse.

Becher (Johann Joachim), im J. 1628 zu Speier geboren, war Anfangs Professor der Medicin, dann erster Arzt des Kurfürsten von Mainz, und später des Kurfürsten von Baiern. Er ging nach London, wo bereits sein Ruf ihm vorangeschritten war, und wo er, um der Wuth seiner Neider zu entgehen, eine Freistätte suchen mußte. Er starb dort im J. 1685. Dadurch, daß er die erste Theorie der Chemie entworfen hat, ist sein Name in den Jahrbüchern der Literärgeschichte unsterblich geworden. Merkwürdig ist seine seltne Schrift: Character pro notitia linguarum universali. Hiedurch wollte er eine allgemeine Sprache begründen, so daß alle Völker der Erde sich mit Leichtigkeit verständigen könnten. Becher's sonstige physikalische und chemische Schriften haben heut zu Tage nur historischen Werth.

Becker (Wilhelm Gottlieb), bekannt als Dichter, Erzähler und Kunstkenner, ward 1753 zu Calemberg im Schönburgischen geboren, studirte von 1773 — 1776 in Leipzig, gehörte dem dortigen Dichterbunde an, ward mit Oeser (s. d. Art.) bekannt, ward 1776 Lehrer an dem Philanthropin zu Dessau, ging im nächsten Jahre nach Basel, bildete dort seinen Geschmack an Kupferstichen, und seine Kenntnis alter Meister, verband sich mit Iselin (s. d. Art.), und setzte noch ein Jahr lang nach dessen Tode die Ephemeriden desselben fort, bereiste darauf die Schweiz, einen Theil von Frankreich und Ober-Italien, kehrte 1780 nach Leipzig zurück, bekleidete von 1782 — 1795 die Stelle eines Professors der Moral bei der Ritterakademie in Dresden, erhielt darauf unter dem Titel eines Inspektors die Aufsicht über die kurfürstliche Antikengallerie und das damit verbundene Münzkabinet, vereinigte damit seit 1805 die Aufsicht über das grüne Gewölbe als geh. Kämmerer mit dem Karakter eines Hofraths, und starb den 3. Juni 1813 zu Dresden. Seine Darstellung ist geistreich und lebhaft, sein Styl natürlich, seine Erzählung leicht. Seine vorzüglichsten Erzeugnisse sind: Die Muse, 1775 2 Th.; Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, 1794 u. ff. J. J.; Taschenbuch für Gartenfreunde, 1795 — 1800; Erholungen, von 1796 — 1806; an Letzterer Stelle traten die Guirlanden; Ausgabe und Uebersetzung von Desid. Erasmus Lob der Narrheit; Augusteum, erschien von 1804 an in zwölf Heften, und enthält Dresdens antike Denkmäler auf 154 Kupfertafeln, nebst einem erläuternden Texte; Zweihundert seltene Münzen des Mittelalters in genauen Abbildungen und historischen Erläuterungen, u. m. a.

Becker (Sophia, verehelichte Schwarz), eine Dichterin, die 1789 zu Halberstadt starb. Gleim weihete ihrem Andenken einige Gedichte unter dem Lieblingsnamen: Blumen auf Sophia's Grab, Halberstadt, 1789.

Beda der Ehrwürdige wurde 673 zu Wermouth im Kirchsprengel von Durham in der Nähe eines Klosters geboren, in welchem er von seinem 7ten Jahre an erzogen wurde. Er widmete sich den ernsten und schönen Wissenschaften. In einem Alter von 30 Jahren wurde er zum Priester geweiht,

Digitized by Google

beschäftigte sich seit dem mit dem Studium der heiligen Schrift, und schrieb über dieselbe. Er starb im Jahr 735. Sein Leichnam wurde aus der Abtei von Sarrow, wo er seine Laufbahn geendet hatte, in die Kirche von Durham gebracht. Dieses geschah im 11ten Jahrhundert. Er blieb dort mit Ehre bis zur Regierung der Elisabeth, als der Dechant des Kapitels, Whitingham, ihn mit fanatischer, sogar von Protestanten gerügter, Wuth ausgraben ließ. Sein Name steht noch in dem neuen Kalender der verbesserten Liturgie. Seine Werke wurden gedruckt zu Basel und Cöln, 1612. 8 B. Fol. Das Bekannteste ist die Kirchengeschichte der Engländer, von dem Einfall Julius Cäsars in Brittannien bis zum J. 731. Obschon dieses Werk mit einer Auswahl und Zierlichkeit, die man für Beda's Zeit als Wunder anstaunen muß, abgefaßt ist, so ermangelt es doch kritischer Genauigkeit, und es ist nur zuverlässig in Bezug auf dasjenige, was sich unter des Verfassers Augen zutrug. Seine Commentare über die heilige Schrift sind häufig nichts, als Stellen aus den Kirchenvätern, und vorzüglich aus dem h. Augustin; ihre Auswahl ist jedoch lobenswerth. Beda's Schreibart zeichnet sich durch Klarheit und Natürlichkeit aus; allein sie ermangelt des gewählten und zierlichen Wortausdruckes. — Man darf unsern Beda nicht mit einem ältern Beda verwechseln, der ein Mönch zu Lindisfarne war.

Bedacht. Bedachtsam. Behutsam. Vorsichtig. Da man manchen Schaden nicht verhüten kann, wenn man zerstreut ist, und nicht an das, was man vernimmt, sondern an etwas anderes, oder an gar nichts denkt: so ist die Fertigkeit, an das, was man thut, und alle zu einer Handlung gehörigen Umstände zu denken und sie gehörig zu überlegen, das Erste, was zur Verhütung eines Schadens gehört, und das ist die Bedachtsamkeit. Bedacht hingegen ist die Handlung selbst, welche mit Ueberlegung geschehen ist. Ein höherer Grad der Bedachtsamkeit ist die Vorsichtigkeit, welche die möglichen gefährlichen Folgen vorhersieht, und so handelt, daß sie nicht Statt finden können. Wer behutsam ist, wird seine Handlungen so einrichten, daß der vorhergesehene Schaden nicht erfolgen kann. Wenn er eine Handlung nicht vermeiden kann, so wird er nicht allein die dabei mögliche Gefahr vorherzusehen suchen, sondern auch alle Mittel anwenden, sich und die Sache, welche Schaden leiden könnte, sorgfältig vor Schaden zu hüten. Ein bedachtsamer Mensch handelt und spricht gewöhnlich mit Bedacht; aber auch ein Unbedachtsamer, dem sonst die nöthige Eigenschaft der Bedachtsamkeit fehlt, thut und sagt bisweilen etwas mit Bedacht, er sagt etwas Einem, dem er wehe thun will, mit gutem Bedacht, das ist mit Ueberlegung und Vorsatz. Man sehe das Ganze deutlicher in nachstehender Fabel. Laß uns doch nun auch einmal auf die Jagd gehen, sprachen die jungen Reinecken (Füchse) zu dem Alten. Wir fühlen Muth und Kräfte genug dazu. Recht gut, meine Kinder, sagte der Alte, einmal müßt ihr freilich den Anfang machen. Wisset aber, daß Kraft und Muth nicht die einzigen Erfordernisse sind, die zu eurer künftigen gefahrvollen Lebensart gehören. Seyd behutsam, lernet die Gefahren kennen und vorhersehen, die euch auf euren Wegen begegnen können. Jäger, Hunde, Wolfsgruben, Fuchseisen müßt ihr überall befürchten. Thut daher jeden Schritt mit Bedacht. Die Bedachtsamkeit könnet ihr nie zu weit treiben. Seyd nie zerstreut; seht euch vorsichtig überall um, plaudert und schäkert nicht mit einander. Jäger und Hunde haben ein leises Gehör. Eure Vorsicht muß die übrige unwirksam machen. Wehe euch, wenn ihr diese Tugenden erst aus der Erfahrung und durch die Reue kennen lernt. — Der alte Fuchs hatte nicht Unrecht. Seine

Grundsätze sind auch in der Menschenwelt zu empfehlen. Juden und Gauner zeigen, daß die Kinder der Welt hierin klüger zu seyn pflegen, als die Kinder des Lichts.

Bedas und Dahippus, Lysippus Söhne, waren geschickte Bildhauer. Plinius führt vom erstern die Statue eines in der Adoration begriffenen Mannes an, und vom andern die Statue eines Mannes, der aus dem Bade steigt, und sich den Leib abtrocknet. Pausanias erwähnt auch zwei Statuen dieses Künstlers, wovon die eine Callon von Elis, Sieger im Ringen, und die andere Nikander, den Preis im Laufen gewinnend, darstellt. Vitruvius erzählt, daß diese Künstler Talent besaßen, allein stiefmütterlich vom Glück behandelt waren.

Bedauren. Beklagen. Bejammern. Bedauren drückt bloß die innere Empfindung aus, so wie Beklagen und Bejammern den Ausdruck derselben; Beklagen bloß den Ausdruck durch Worte, Bejammern auch durch andere natürliche Ausdrücke des Schmerzes, als: Weinen, Seufzen, Stöhnen u. s. w. Da aber das Bedürfniß, seinem Schmerze durch Worte und Seufzer Luft zu schaffen, eine Wirkung seiner Größe ist: so zeigt Beklagen den Schmerz über ein größeres Uebel an, und von diesem ist wieder dasjenige das größte, das wir bejammern; weil der Schmerz, den es erregt, so groß ist, daß er in unwillkührliche Ausdrücke ausbricht, die natürliche Zeichen der heftigsten Empfindung sind.

Bedauren, Bemitleiden. Da Bedauren überhaupt das Gefühl des Schmerzes einer Person, oder, wenn es von Sachen gebraucht wird, das Gefühl des Schmerzes über ihren Verlust ausdrückt, so können wir 1) uns auch selbst bedauren. Bemitleiden können wir nur einen Andern. 2) Man bedauert nur den, dessen Unglück unverdient ist. Man kann aber auch einen Menschen bemitleiden, der sein Unglück verdient. Selbst Personen von zartem Gefühl bedauren einen Verbrecher, der seine verdiente Strafe leidet, nicht, weil er ein Verbrecher ist; aber sie werden ihn bemitleiden, weil er ein Mensch ist.

Bedmar (Alphons de la Cueva), aus einem alten Hause Spaniens entsprossen, war Philipps III. Gesandter bei der Republik Venedig, und vereinigte sich — so sagt man — im J. 1618 mit dem Herzog von Ossone, dem Vicekönig von Neapel, und mit D. Pedro von Toledo, dem Statthalter von Mailand, um dem Staate, in dessen Schooß er gesandt war, den Untergang zu bereiten. La Cueva versammelt eine Menge Fremde in der Stadt, und versichert sich derselben durch Ketten, die stärker fesseln, als eiserne. Die Verschworenen sollten Feuer ans Arsenal der Republik legen, und sich der wichtigsten Posten bemächtigen. Truppen aus dem Mailändischen sollten zu Lande heranrücken, und gewonnene Matrosen den mit Soldaten beladenen Barken den Weg zeigen. Diese scheußliche Verschwörung ward entdeckt. Alle Verschworene, deren man nur habhaft werden konnte, wurden ins Meer versenkt; jedoch achtete man im Urheber dieses Meuchelbundes den heiligen Karakter des Gesandten. Der Senat ließ ihn heimlich abreisen, weil er befürchtete, der Pöbel möchte denselben in Stücke reißen. In einer sehr ausführlichen Untersuchung hat Grosley (Bemerkungen über Italien, zweite Ausgabe, am Ende) die die Behauptung zu begründen gesucht, die ganze Verschwörung sey nur ein von Fra-Paolo geleiteter Kunstgriff der Venetianer gewesen, um den Marquis von Bedmar, dessen Gegenwart ihnen lästig war, aus ihrem Gebiet zu entfernen. Naudé und Capriara hatten die nämliche Meinung bereits aufgestellt; allein mehrere Kritiker behaupten, daß, mit Ausnahme einiger von romanhaften Geschichtschreibern erfundenen Umstände, jene Ver-

Digitized by Google

schwörung nur allzu gegründet gewesen sey. Wenn die Republik Venedig, sagen sie, das Geheimniß über die Entdeckung des Meuchelbundes beobachtete, so geschah es, weil demselben die Ausführung ermangelte, weil Spaniens Macht höchst furchtbar war, und weil man schweigen oder der spanischen Krone den Krieg ankündigen mußte. Als Bedmar Venedig verlassen mußte, ging er nach Flandern, versah dort das Amt eines Präsidenten des Rathes, und erhielt den Cardinalshut. Da er seiner Strenge wegen die Statthalterschaft verlor, so begab er sich nach Rom, und erhielt darauf das Bisthum Palästina und Malacca. Er starb dort im J. 1665. Er wurde als einer der mächtigsten Geister und der gefährlichsten Köpfe betrachtet, welchen Spanien das Daseyn gegeben hat. Sein Scharfsinn war so groß, daß seine Vermuthungen fast wie Prophezeihungen galten. Mit dieser Gabe von wunderbarem Scharfsinn vereinte er das seltene Talent, die zartesten und kitzligsten Geschäfte auf das Treffendste zu behandeln. Er besaß einen staunenswerthen Instinkt, Menschen zu erkennen, ein freies und gefälliges und um so undurchdringlicheres Gemüth, jemehr die ganze Welt es zu durchschauen glaubte, und den ganzen Anschein vollkommener Geistesruhe mitten unter den grausamsten Bewegungen. Zugeschrieben wird ihm die italienische Abhandlung gegen die Freiheit der Republik Venedig unter dem Titel: Squitinio della libertà Veneta, Mirandpla, 1612. Andere schreiben dieselbe mit mehr Recht dem Markus Welser zu. Man behauptet, die Venetianer hätten es nicht gewagt, auf dieses Werk zu antworten. Die Lyoner Bibliothek besitzt eine italienische Handschrift von Bedmar. Es ist ein Bericht an Philipp III., König von Spanien, über die alte Verfassung, die Einkünfte, die Streitkräfte zu Wasser und zu Lande, die Gerichte, Verwaltungsbehörden, Handel und Staatsverhältnisse der Republik Venedig.

Beduinen, Bedewi, (d. i. Kinder, Bewohner der Wüste) sind umherschweifende Araber, die sich nicht nur über Arabien, sondern auch über benachbarte Länder, Syrien, Aegypten, Barbarei ꝛc. ausgebreitet haben, in Hütten oder Zelten, selten in Höhlen, wohnen, vorzüglich von der Viehzucht leben, und ihr überflüssiges Vieh gegen andere Bedürfnisse vertauschen. Alle sind gute Reiter; einige lieben die Jagd, und fast Alle Räubereien, daher sie auch allen Reisenden Geschenke und Wegegeld abfodern. Die in der Nähe der Türken wohnen, haben mit den Paschen beständige Streitigkeiten, da sie die gefoderten Abgaben nicht bezahlen wollen. Sie leben in Familien unter Schechs oder Scheiks, oder in ganzen Stämmen unter Emiren beisammen. Als Feinde betrachten sie Alle, die nicht ihre Brüder, Bundesverwandte oder Schutzgenossen sind. Zuweilen verbinden sich auch mehrere Stämme, und bemächtigen sich auf lange Zeit großer Distrikte. Sie bekennen sich meistens zur mukamedanischen Religion, neuerlich zum Wahabismus. Die mächtigsten Stämme der wandernden Araber sind die Anasch und Schararat. Im Allgemeinen sind die Beduinen arm, unwissend, roh, wild und stolz; aber ihre Lebensart ist einfach und patriarchalisch.

Bedürfniß und Luxus. Unter dem Ausdruck Bedürfniß verstehen wir alles, was zur Erhaltung, Bequemlichkeit und zum Vergnügen des Lebens erfodert wird. Alle Bedürfnisse des Menschen lassen sich in Grund- und Nebenbedürfnisse eintheilen. — Die Natur, sagten die Alten, begnügt sich mit Wenigem, sie verlangt nur Wasser und Brod. Allein Menschen, die nichts weiter, als die Befriedigung der Grundbedürfnisse, nämlich, was zur Erhaltung ihrer körperlichen Existenz durchaus nothwendig ist, suchen, leben in dem rohesten Naturzustande, in der äußersten Trägheit, und stehen mit den übrigen Thieren, hinsichtlich der geistigen Entwickelung, fast auf gleicher Stufe; zufrieden mit dem, was und wie es

die Natur darbeut, werden sie sich kaum ihres Daseyns bewußt, fühlen nicht einen innerlichen Beruf zu einer höheren Bestimmung. Dieser, des Menschen so unwürdige Zustand dauert so lange fort, bis die Bedürfnisse, wodurch das Leben angenehmer wird, ihn aus seiner Erstarrung aufrütteln, und aus dem Thierkreise auf den Schauplatz der Menschen rufen. Diese Bedürfnisse, welche ohne wechselseitige Dienste der Menschen nicht befriedigt, und doch erstrebt werden, sind das große Mittel, wodurch ganze Welttheile an einander geknüpft werden. Kein anderes Band, als dieses, kann Schöpfer des gesellschaftlichen Lebens und der Staaten seyn. Alle Bedürfnisse, der Bequemlichkeit und des Wohllebens nämlich, begreifen wir unter der Benennung: Nebenbedürfnisse. Sie sind es, welche dem Handel und Verkehr mit den entferntesten Völkern die Bahn gebrochen haben, die schlummernden Kräfte der Seele wecken und beflügeln, und Kunst und Wissenschaft beleben. Mit der Cultur und Aufklärung des Volkes müssen daher nothwendig, gleichen Schritts, die Bedürfnisse sich mehren. Die Bedürfnisse ausländischer Produkte, besonders die des Kunstfleißes, die oft nur durch die Phantasie einen höhern Werth, als die einheimischen, erhalten, müssen freilich eingeschränkt werden, indem sie leicht in verderblichen Luxus ausarten, dessen Bedürfnisse gewöhnlich sehr relativ sind. Einem armen Volke scheint das Luxus, was dem andern ein wahres Bedürfniß ist. Also würde es schwer seyn, die Gränze zwischen Bedürfnisse und Luxus genau abmarken zu wollen. Indessen ist so viel gewiß, daß, je mehr sich die Nebenbedürfnisse von den natürlichen entfernen, sie desto mehr an Luxus gränzen, Im Staat können die Luxus-Bedürfnisse, ohne dem Unterschied der Stände zu nahe zu treten, nicht ganz aufgehoben werden, wenn man nicht zug eich die Industrie der Unternehmen niederdrücken will. Die Obrigkeit, welche allein die Wohlfahrt des ganzen Staats im Auge haben muß, kann also den Luxus, überhaupt betrachtet, für kein Uebel halten; dieser spornt vielmehr den Kunstfleiß, verschafft der arbeitenden Classe, mithin dem größten Theile der Staatsbürger Unterhalt, verschönert das gesellige Leben, vertreibt grau gewordene Vorurtheile, und belebt überhaupt den Kreis, worin er sich regt und bewegt. Mäßiger Luxus, besonders mit inländischen Waaren, ist höchst wünschenswerth, um so viel eher, wenn zugleich dadurch fremdes Geld ins Land gezogen wird. Das wirksamste Mittel gegen das Uebermaaß des Luxus ist wohl unstreitig das Beispiel der Großen. Der preußische Hof hat auch hier zu allen Zeiten das schöne Beispiel der edlen Einfachheit und der bescheidenen Mittelstraße gegeben. Gustav II. König von Schweden, steuerte dem Unfuge des Luxus durch die Einführung der Hoffarben und einer Nationaluniform. Kaiser Joseph II. wußte durch eigenes Beispiel und offenbar bekundetes Mißfallen dem Luxus seiner Höflinge zu steuern, der in den kostbarsten Gold- und Silbertrachten keine Gränze mehr zu kennen schien. Ueberhaupt ist es ein wahrhaft großes Glück in einem Staate, wo die Erziehung im Allgemeinen es darauf anlegt, den Kindern so wenig als möglich zum Bedürfniß zu machen. Wer vieles zu entbehren und wenig zu bedürfen versteht, wird an der Klippe des Luxus so leicht nicht scheitern, er ist einer der trefflichsten Menschen im gesellschaftlichen Bande, er ist ein freier, unabhängiger, im eigentlichen Sinne des Wortes, ein König in der kleinen Sphäre, worin er sich bewegt.

Beelzebub, oder Baal-Sebub, eine Gottheit der Philister zu Akkoron, oder Ekron. Der Name dieser vermeinten Gottheit bedeutet König der Fliegen, oder Fliegengott. Ob die Israeliten ihm solchen aus Spott beigelegt, und seine Verehrer ihn Baalsamen (Gott des Himmels) genannt haben; oder ob die Philister ihn für Abwehrer der in den heißen Ländern so lästigen Fliegen hielten, ist schwer zu entscheiden. Pausanias erzählt, daß die Griechen zu Elis dem fliegenabwehrenden Zeus jährliche Opfer brachten.

In einigen Stellen des neuen Testaments wird Beelzebub als Oberster der Teufel genannt (Matth. XII. 24. Luk. IX. 15.); dies beruht auf folgenden Gründen. Die Juden standen in der Meinung, daß die Bildsäulen der heidnischen Gottheiten wirklich von bösen Geistern besessen, und die Namen, womit die Götter benannt würden, eigentlich die Namen derjenigen Teufel wären, die in den Bildsäulen wohnten. Baal-Sebub wurde noch zu Christi Zeiten von einigen syrischen (den Juden angränzenden) Völkern göttlich verehrt. Benebens herrschte bei den Juden die Meinung, daß es unter den bösen Geistern einen vorzüglich mächtigen Geist gebe, der Beelzebub hieße, daß dieser, um sich unter den Menschen viele Anhänger zu verschaffen, in jenes Bild der Syrier gefahren sey, und den Fragenden Antwort ertheile. Sie glaubten auch nicht, daß die außerordentlichen Dinge, die von den Wirkungen dieser Geister erzählt wurden, lauter Erdichtungen und Betrug seyen. Hieraus lassen sich die Lästerungen der Feinde Jesu in den oben angeführten Stellen des neuen Testaments leicht erklären. Da sie die großen Wunder des Heilandes sahen, und die Wahrheit derselben nicht läugnen konnten, sagten sie, eben der mächtige Geist, der bei den Syriern herrschte, hätte sich auf ihn niedergelassen, und weil unter ihnen keine Bilder geduldet wurden, so hätte dieser böse Geist, um seine Absicht zu erreichen, einen Menschen zu seiner Wohnung gewählt.

Beerdigung. Begräbniß. In den ältesten Zeiten ward bei allen Völkern der Leichnam dem Mutterschooße der Erde zurückgegeben. Zwar kam schon frühe die Sitte auf, besonders bei den Griechen und Römern, die Todten zu verbrennen, ohne doch die Beerdigung ganz aufzuheben. Vorzüglich blieb die Beerdigung jenen Völkern, welche die Seelenwanderung glaubten, und es daher für ein Verbrechen hielten, einen Todten zu verbrennen. Unter diesen besonders hegten die Aegyptier vorzüglich eine große Achtung gegen ihre Todten. Denn nach den Berichten Diodors wurde in Aegypten keine Leiche eher, als nachdem ein feierliches Todtengericht über sie gehalten worden war, beerdigt. Er erzählt, daß nach Einbalsamirung der Leiche die sämmtlichen Leidtragenden sich am Ufer eines Sees (vielleicht des Sees Möris) versammelten, wo zugleich mehr als 40 Richter (wahrscheinlich Priester) ihre Sitze am Ufer einnahmen, um das Gericht zu hegen. Der Leichnam wurde vor ihnen hingestellt, und sie foderten jeden auf, die Klage, welche er etwa gegen den Todten hätte, vorzubringen. War diese bedeutend und gegründet, so versagte man ihm die Ehre, auf dem am Ufer stehenden Kahne über den See zur feierlichen Beisetzung abgeführt zu werden. War sie ungegründet, so fiel der Ankläger in schwere Strafe, und meldete sich gar kein Ankläger, oder ward die Klage falsch befunden, so legten die Anverwandten die Trauerkleider ab, und einer von ihnen hielt dem Verstorbenen eine Lobrede, worin er seine Tugenden rühmte, und die Götter anflehete, ihn in die Wohnungen der Seligen aufzunehmen. Das versammelte Volk gab seinen Beifall durch lautes Jauchzen zu erkennen, und der Leichnam wurde nun in dem Kahne übergeführt, und in dem Familienbegräbniß beigesetzt. Herodot erwähnt gar nichts von dem feierlichen Todtengericht; doch sagt er, daß derjenige, der die Mumie seines Vaters für Geld versetzt, und nicht wieder ausgelöst hatte, der Ehre des Begräbnisses verlustig gehen sollte. Fand ja die Ceremonie wirklich in Aegypten Statt, so war sie gewiß nur etwa in der Gegend von Memphis üblich, und erstreckte sich nur auf die Todten derselben, vielleicht auch nur auf angesehene und vornehme Personen. Die Verbrechen, wegen welcher man den Todten die Ehre des Begräbnisses verweigerte, waren vorzüglich unbezahlte Schulden. Die ausgewiesenen Todten wurden von ihren Verwandten im Hause in steinernen Särgen stehend aufgestellt. Oft geschah es, daß die Verwandten, wenn sie

reich waren, die Schulden des Verstorbenen bezahlten, und dann die Erlaubniß zum Begräbniß erhielten. Auch diejenigen Leichen, die keine Erbbegräbnisse hatten, wurden im Hause aufgestellt. Die gewöhnlichen Begräbnisse der Aegyptier waren unterirdische, in Felsen ausgehauene, Gewölbe. Zu denselben führte ein senkrecht hinabgehender, oft 40 Fuß tiefer, Gang, der oben mit einem Steine bedeckt war. Das Gewölbe selbst bestand aus mehrern Abtheilungen oder Gemächern, in deren jedem gewöhnlich 4 Mumien auf einer steinernen Bank lagen. Die Wände waren mit hieroglyphischen Figuren geschmückt. Bisweilen trifft man 20 bis 30 solcher Gemächer an, die alle einen gemeinschaftlichen Eingang haben, und durch Gänge mit einander verbunden sind. Berühmt sind insbesondere die Gräber der Könige von Theben, auf der Nordseite der Stadt, welche auf beiden Seiten eines engen Thales zwischen zwei Hügelreihen in den Felsen gehauen sind. Nach Diodor berichteten die Annalen der ägyptischen Priester, daß derer 47 gewesen wären; zu den Zeiten des Ptolemäus Lagus waren nur noch 17 vorhanden, und selbst von diesen zu Diodors Zeiten viele verfallen und zerstört. Pococke fand auch noch 17 oder 18 Eingänge, aber nur 9, in welche man kommen konnte. Nach Strabo befanden sich an den Eingängen Obelisken mit Inschriften, welche die Macht und den Reichthum der Könige, die hier begraben lagen, verkündigten. Nach Pococke sind die Grüfte lange, im Innern der Berge ausgehauene, Gemächer oder Gallerien. Der Felsen ist dicht, weiß, läßt sich wie Kreide schneiden, und ist vollkommen glatt. Die meisten Gewölbe sind 10 Fuß breit und hoch. Vier bis fünf von den Gallerien, die an einander stoßen, und 30 bis 50 Fuß lang und 10 Fuß hoch sind, führen nach einem geräumigen Zimmer, worin das Grab des Königs mit dessen auf dem Deckel halb erhaben gearbeiteter Abbildung zu sehen ist. In dem äußersten Gemache einer andern Gallerie ist das Bild des Königs auf den Stein in Lebensgröße gemalt. An den Wänden und Decken der Grüfte sind hieroglyphische Figuren von Vögeln und Thieren ausgehauen, und zum Theil gemalt. Die Farbe dieser Gemälde, ungeachtet ihres hohen Alters, haben ihren Glanz so gut erhalten, und sind noch so frisch, als ob sie eben erst aufgetragen wären. In der Nachbarschaft dieser Gräber finden sich noch gut erhaltene Ueberreste von dem großen Grabmale des Osymandyas, eines alten Königs von Theben. Nach Diodor führte zu diesem prächtigen Gebäude ein großer gewölbter Vorhof von 200 Fuß Länge und 45 Ellen Höhe. Durch diesen kam man in einen viereckigen Hof, der auf jeder Seite 400 lang, und statt der Kolonnaden mit sechszehn Ellen hohen, und aus Einem Stein gehauene Bildsäulen von Thieren ausgeziert war. Das steinerne Gewölbe über diesen Bildsäulen war blau gemalt und mit Sternen besäet. Außer diesem Vorhofe war noch ein anderer Eingang angebracht, der dem ersten vollkommen glich, nur daß er mit noch mehr und noch schönerer Bildhauerarbeit geziert war. Vor dem Eingange fand man drei aus Einem Steine gehauene Bildsäulen. Eine von diesen war sitzend vorgestellt, und der Fuß allein hatte eine Länge von 7 Ellen. Sie zeichnete sich durch die künstliche Arbeit und durch die treffliche Beschaffenheit des Steins, an dem nicht der geringste Fleck oder Riß zu sehen war, aus. Sie führte die Aufschrift: Ich bin Osymandyas, der König der Könige. Wer wissen will, wie groß ich sey, und wo ich begraben liege, der übertreffe mich in meinen Werken. Neben dieser Bildsäule befand sich eine andere, auch aus Einem Steine gehauene, und 20 Ellen hohe. Sie stellte die Mutter des Osymandyas vor, mit drei Diademen auf dem Haupte, um sie als Tochter, Gemahlin und Mutter eines Königs zu bezeichnen. — Aus dem ersten Vorhofe kam man in einen zweiten, der auf den Seiten mit Säulengängen

Digitized by Google

eingefaßt, und rings herum an den Wänden mit der feinsten Bildhauerarbeit verziert war. Die ausgehauenen Figuren stellten den siegreichen Kriegszug des Osymandyas gegen die Baktrianer vor. In der Mitte zwischen den Säulengängen stand unter freiem Himmel ein außerordentlich großer, und mit den schönsten Steinen sehr künstlich aufgeführter Altar. Am Ende des Hofs standen zwei steinerne, aus einem Stück gearbeitete, 27 Ellen hohe Bildsäulen. Neben diesen kam man durch drei Eingänge in einen großen Saal, der einem griechischen Odeum glich, und auf allen Seiten 200 Fuß lang war. In diesem Saale war an den Enden in Basrelief eine Gerichtssitzung vorgestellt. Dreißig Richter saßen beisammen, und in der Mitte der Oberrichter in seinem Ornat mit niedergesenktem Blicke, und vor ihm eine Menge aufgeschlagener Bücher. Vor der Wand standen hölzerne Bildsäulen, welche die streitenden Parteien andeuteten. Aus diesem Saale kam man in ein anderes großes Gebäude, das sehr viele Zimmer enthielt. In einem derselben war an der Wand in erhabener Arbeit und mit lebendigen Farben der König vorgestellt, wie er der Gottheit die jährliche Ausbeute der ägyptischen Gold- und Silberbergwerke darbrachte, eine Unterschrift schätzte diesen Ertrag auf 32 Mill. Minen (= 532.666.000 Rthlr.) Ferner war in dem Gebäude eine Bibliothek mit der Ueberschrift: Genesungsort für den Geist. Bei derselben fand man Bildsäulen von alten ägyptischen Gottheiten, und vor jeder den König Osymandyas, ihnen opfernd. Zunächst an die Bibliothek stieß ein Gebäude mit 20 Zimmern, in denen sich Bildsäulen und Abbildungen von den vornehmsten Gottheiten Aegyptens, dem Könige und heiligen Thieren befanden. Endlich kam man in das Grab des Königs selbst, welches in einem höhern Stockwerke lag. Ueber dem Grabe war eine zirkelrunde goldene Platte von 365 Ellen im Umfange angebracht, welche in 365 Grade, nach der Anzahl der Tage im Jahre, getheilt war. Für jeden Tag war der Auf- und Untergang der Sonne nebst den Anzeigen und Berechnungen der ägyptischen Astrologen auf der Platte verzeichnet. Cambyses soll diese Tafel haben wegführen, und überhaupt das Grabmal des Osymandyas haben zerstören lassen; dennoch hat Pococke noch ansehnliche Ruinen von diesem Gebäude, und Vieles mit Diodors Beschreibung übereinstimmend gefunden. Grabmäler von ägyptischen Königen waren sehr wahrscheinlich auch die Pyramiden. — Von der persischen Art, zu begraben und ihren Grabmälern haben sich uns keine Nachrichten erhalten. Neuere Untersuchungen haben uns die Grabmäler von persischen Königen in den Ruinen von Persepolis kennen gelehrt, von diesen sehe man den Art. Persepolis. — Von den Gräbern der Etrusker sind in neuern Zeiten viele Ueberreste gefunden worden. Die meisten derselben sind unterirdische Grüfte, und haben oben über der Erde kein Denkmal; andere aber, die ein Gebäude über der Erde hatten, sind so sehr verfallen, daß sie nun einem Steinhaufen gleichen. Das berühmteste Grabmal in Etrurien war das sogenannte Labyrinth des Königs Porsenna bei Clusium, siehe den Art. Labyrinth. — Die ältesten Griechen beerdigten ihre Todten, doch war das Verbrennen eine nicht minder alte Sitte. Eustathius will uns glauben machen, daß es erst seit dem Selbstverbrennen des Herkules sey eingeführt worden. Aber auch nachher, als das Verbrennen eingeführt war, behielt man das Beerdigen bei. Die Asche und die Gebeine von verbrannten Todten wurden auch jedesmal in einer Urne in die Erde beigesetzt. Man legte die Todten so ins Grab, daß sie das Gesicht gegen Morgen kehrten. Plutarch sagt dies zwar nur von den Megarensern, und läßt in Athen die Todten gegen Abend legen; aber man versteht wohl hier nur denselben unrecht, denn, um mit dem Gesicht gegen Abend zu blicken, mußte der Todte allerdings mit dem Kopfe gegen Abend liegen. In der einen Stelle erklärt er also, was er in der andern

dunkler gesagt hatte. Gewöhnlich legte man nur Einen Todten in ein Grab, in eine Urne oder in einen Sarg, doch wurden bei vertrauten Freunden Ausnahmen gemacht. Die ältesten Griechen hatten ihre Begräbnißplätze in ihren Häusern, und zu Theben befahl ein Gesetz, daß bei Erbauung eines neuen Hauses auch für Anlegung eines Begräbnißplatzes gesorgt werden sollte. Nachher, aber auch sehr frühzeitig, kam die Gewohnheit auf, die Todten an öffentlichen Wegen beizusetzen, wobei man wahrscheinlich beabsichtigte, das Andenken derselben um so mehr zu verbreiten. So fand man auf dem Wege von Athen nach Eleusis, von Korinth nach Sikyon, von Mycene nach Argos u. s. w. eine Menge Grabmäler. Aus der nämlichen Ursache wurden auch berühmte Männer in Städten beerdigt, oder wenigstens ihnen Grabmäler errichtet. So war zu Athen das Grabmal des Hippolytos, zu Korinth das Grab des Mermeros und Pheres, der Söhne der Medea, zu Mycene das Grab des Atreus und ein Denkmal des Agamemnon und der übrigen von Aegisthos Ermordeten. Zu Sparta, und zu Mycene waren Denkmäler Agamemnons, und zu Magnesia das Denkmal Themistokles mitten auf dem Markte. Diejenigen, welche in der Schlacht umgekommen waren, oder sonst Verdienste um den Staat hatten, wurden in Athen auf dem Caramikus begraben. Anbauer neuer Kolonien wurden gewöhnlich in die Mitte der von ihnen erbaueten Städte beigesetzt. Auch in Tempeln pflegte man Todte zu begraben. So sollen die Platäer den Eukl ides im Tempel der Diana Euklea beigesetzt haben, weil er seinem Vaterlande dadurch einen wichtigen Dienst leistete, daß er in einem Tage 1.000 Stadien ging, um das heilige Feuer von Delphi zu holen. Das Gewöhnlichste aber war, daß die Todten außerhalb der Stadt beerdigt wurden. In Sikyon gab es ein Gesetz, welches das Begraben in der Stadt ausdrücklich untersagte. Ein solches Gesetz hatte auch Solon in Athen gegeben. Daher schreibt Sulpicius an den Cicero, daß er für seinen in Athen ermordeten Collegen Marcellus die Erlaubniß, ihn in der Stadt zu begraben, nicht habe auswirken können. In Lacedämon aber war das Begraben in der Stadt gewöhnlich. Jede Familie hatte gemeiniglich ihren eigenen Begräbnißplatz, und davon ausgeschlossen zu werden, hielt man für das größte Unglück, und bei vielen Völkern Griechenlands war es daher eine harte Strafe, aus der Familiengruft verwiesen zu werden. Die ältesten Gräber der Griechen waren in die Erde gegrabene Höhlen, nach und nach aber wurden sie immer künstlicher und kostbarer gebauet. Man wölbte die Decken, pflasterte die Fußböden mit köstlichen Steinen, und schmückte sie mit vielen herrlichen Säulen. Sie waren überhaupt den Wohnungen der Lebenden so ähnlich eingerichtet, daß die Trauernden oft viele Tage und Nächte lang darin zubrachten. Die Denkmäler auf den Gräbern waren in den ältesten Zeiten bloß aufgeworfene Erdhügel. Bisweilen waren die Erdhügel rings herum mit Steinen eingefaßt. Hernach bedeckte man sie mit einem Steine, oder stellte einen steinernen Pfeiler darauf, der mit einer kurzen Inschrift versehen war. Da solche Inschriften oft Uebertreibungen und Unwahrheiten enthielten, so verboten die Sikyonier sie ganz; Lykurg aber schränkte sie dahin ein, daß sie bloß die Namen verdienter Männer enthalten sollten. Einen solchen, vom Grabe seines Großvaters Amyklas losgerissnen Pfeiler warf Idas nach den Dioskuren Pollux. Auch Bildsäulen setzte man auf die Gräber. Auf den Gräbern junger Mädchen traf man oft die Bildsäule derselben mit einem Wassekruge in der Hand an, weil man hier öfters eine Libation von Wasser vorzunehmen pflegte. Auf des Isokrates Grabe lag eine Sirene über einem Widder; das Bild seiner Alles hinreißenden Beredsamkeit. Auf des Cynikers Diogenes Grabe vor Korinth stand ein Hund. Das Grab des Archimedes machten

Digitized by Google

Sphären und Cylinder kennbar. Nach und nach bekamen die Grabmäler immer mehr Verzierungen, und es wurden oft kleine Gebäude aufgeführt, welche die Gestalt eines Tempels hatten. Man errichtete auf einem steinernen Grunde zwei kleine Säulen, und bedeckte sie mit einem Giebel, den Raum dazwischen aber verzierte man mit den Bildnissen der Verstorbenen, und gemeiniglich auch mit Inschriften. Bisweilen enthielten die Grabmäler doppelte Gemächer über einander, die inwendig ausgemalt waren. Inwendig waren die prächtigern Gräber auch mit Säulen versehen. Unter allen Grabmälern Griechenlands war das Grabmal des Mausolus in Karien das prächtigste. Ueber das Innere der griechischen Gräber sind wir durch die neuern Untersuchungen der im ehemaligen Groß-Griechenland geöffneten Gräber noch in manchen Rücksichten näher belehrt worden. Wir geben hier einen Auszug aus einer Abhandlung des Ritters Hamilton, welche Böttiger ins 1te Heft seiner Vasengemälde aufgenommen hat, und welche die griechischen Gräber und die darin befindlichen Gegenstände betrifft. Die Gräber, sagt der Verfasser, befinden sich nahe vor den Stadtmauern, unterirdisch, aber in keiner beträchtlichen Tiefe, in Nola ausgenommen, wo vulkanische Auswürfe den Boden über die Gräber beträchtlich erhöhet haben. Die gewöhnlichen Gräber sind aus unbehauenen Steinen oder Ziegeln aufgemauert, und gerade groß genug, um einen Körper mit 5 oder 6 Vasen im Umkreise, eine kleinere über dem Kopfe, die übrigen zwischen den Füßen und an den Seiten, doch öfterer zur rechten Seite, als zur Linken, bequem zu umschließen. Eine Vase, gleich einer alten Gießkanne bei den Opfern (praefericulum), und eine flache Schaale (patera) finden sich gewöhnlich in jedem Grabe. Es giebt auch eine Art von vornehmern Begräbnissen von weit beträchtlicherm Umfange, aus großen behauenen Steinen, gewöhnlich ohne allen Mörtel, doch zuweilen oben mit Mörtel angestrichen, die innern Wände mit Stuckaturarbeit, zuweilen auch mit kleinen Freskomalereien geschmückt. In diesen, welche ganz das Ansehen kleiner Gemächer haben, liegt der Körper rücklings auf dem Boden, und die Vasen stehen um ihn. Bisweilen hängen auch Henkelvasen an kupfernen Nägeln an den Wänden. In solchen größern Gräbern ist die Anzahl der Vasen immer beträchtlicher, und diese selbst sind größer und zierlicher. Diese Vasen enthalten niemals Asche, man findet sie vielmehr um ein unverbranntes Skelett herum gestellt. Da sie also keine sogenannten Aschenkrüge sind, so entsteht die Frage, was sie sonst für eine Bestimmung haben. Hamilton findet es am wahrscheinlichsten, daß es heilige Vasen waren, die gewisse religiöse Beziehungen hatten, und nur in die Gräber solcher Personen gesetzt wurden, die in die Geheimnisse des Bacchus und der Ceres eingeweihet waren, weil hierauf die Gemälde auf den Vasen gewöhnlich anspielen. Daher findet man auch so viele Gräber ohne Vasen. Wo man Ein Begräbniß findet, da finden sich meistens immer noch mehrere in der Nähe, einige so klein und schmal, daß nur Kinder darin Platz haben konnten, woraus sich schließen läßt, daß jede Familie ihre abgesonderten Familienbegräbnisse hatte. Zuweilen findet man auch eine zweite Reihe von Begräbnissen unter der ersten, und bei Capua soll man einmal drei Reihen unter einander gefunden haben. Oft findet man auch in den Gräbern Agraffen (fibiae), und Schnallen von Silber oder Bronze; bisweilen auch Lanzenspitzen und zerbrochene Schwerdter von Eisen oder Bronze. Silberne, kupferne und bleierne Ringe sind auch nichts seltenes, auch Degengehänge mit bronzenen Hacken. Auch hat man in einem Grabe 7 Zähne ausgegraben, welche mit einem Golddrathe zusammengefügt waren. Es ist merkwürdig, daß von solchen mit Gold eingesetzten Zähnen schon in den Gesetzen der 12 Tafeln die Rede ist, wo alle Verschwendung des Goldes an die Leichen untersagt

wird, die mit Gold eingesetzten Zähne ausgenommen. — Da man die Grabmäler des Andenkens an die Verstorbenen wegen anlegte, so pries man sich glücklich, wenn man dergleichen erlangte. Die übertriebene Prachtliebe, welche bei Errichtung der Grabmäler sich zeigte, wurde öfters durch Gesetze eingeschränkt. Solon verbot, Hermen um dieselben aufzustellen, und die Decken zu wölben; auch befahl er, daß ein Grab nur so groß seyn sollte, daß es 10 Mann in drei Tagen vollenden könnten. Demetrius Phalereus erlaubte nicht mehr, als eine Säule, darauf zu setzen. Es gab auch leere Grabmäler, die man nur zu Ehren von Verstorbenen errichtete, ohne daß sich ihre Gebeine darunter befanden. Die Alten ehrten die Grabmäler. Sie begrüßten ihre Freunde mit dem Wunsche, daß die Erde ihnen leicht seyn möge. Ihren Feinden wünschten sie ein schweres Grab. — Wer ein Grab beleidigte, wurde von der Rache der Götter verfolgt. Bei den Römern war in den ältesten Zeiten das Begraben der Todten in der Stadt erlaubt; doch bald, nach Einigen schon unter den Königen, wenigstens gewiß durch die Gesetze der 12 Tafeln, wurde dies untersagt, und den Todten ihr Ruheort außerhalb der Stadt angewiesen. Nur einigen Familien oder einzelnen Personen, die sich um den Staat verdient gemacht hatten, war das Begräbniß in der Stadt erlaubt; auch die vestalischen Jungfrauen hatten diesen Vorzug. Da dennoch viele Grabmäler von Viktor und Rufus in ihren Beschreibungen von Rom erwähnt werden, so müssen sich diese theils in den vielen Jahrhunderten nach und nach sehr vermehrt haben, theils mögen auch viele davon bloße Ehrendenkmäler gewesen seyn. Die Begräbnißplätze waren entweder eigenthümliche, oder öffentliche. Die Privatbegräbnisse befanden sich entweder auf dem Felde, oder in Gärten, gewöhnlich aber an den Landstraßen, um die Vorübergehenden dadurch an die Sterblichkeit zu erinnern; daher ihre häufigen Inschriften: Siste viator; Aspice viator, stehe Wanderer, siehe Wanderer! Auch gaben die Grabmäler den Landstraßen ein herrliches Ansehen. Die Via Appia, Flaminia, Aurelia, Tiburtina und andere waren vorzüglich damit geschmückt. Die öffentlichen Begräbnißplätze für große Männer waren gewöhnlich auf dem Campus Martius, oder auf dem Campus Esquilinus, welcher durch ein Dekret des Senats zu diesem Zweck verwilligt worden war. Die öffentlichen Begräbnisse für die Armen befanden sich außerhalb des esquilinischen Thores an den Plätzen, Patriculae genannt. Da aber die große Menge der Gebeine, welche an diesem öffentlichen Begräbnißort beigesetzt wurden, die daran stoßenden Plätze ungesund machte, so gab Augustus mit Bewilligung des Senats und des Volks, einen Theil davon dem Mäcenas, der hier ein prächtiges Gebäude und Gärten anlegte. An der Ecke des Begräbnißplatzes befand sich eine Säule (Cippus), auf welcher die Größe der Ausdehnung desselben gegen die Landstraße, und rückwärts in das Feld hinein, wie auch diejenigen, welche darin begraben werden sollten, bezeichnet worden. Ein Begräbnißort, der für Jemanden und seine Erben bestimmt war, hieß Sepulchrum oder Monumentum hereditarium, welches man mit den Buchstaben H. M. H. S. d. h. hoc monumentum heredes sequitur, bezeichnete. An einem solchen Erbbegräbnisse konnten auch fremde, nicht zur Familie gehörige Personen Theil nehmen, und es war daher von jenem Grabe unterschieden, das nur für die Mitglieder Einer Familie bestimmt war. Bisweilen wurden Freigelassene in das Familienbegräbniß aufgenommen, und unwürdige Verwandte davon ausgeschlossen. Das Recht des Begräbnisses wurde bisweilen von Solchen gekauft, die keinen eigenen Begräbnißplatz hatten. Diejenigen, welche für sich und ihre Familien das Recht hatten, in der Stadt begraben zu werden, machten nicht immer Gebrauch davon. Um indessen zu zeigen, daß ihnen dasselbe zukomme, so brachten

Digitized by Google

ste, wenn eins von ihnen starb, den Leichnam, wenn er verbrannt werden sollte, auf das Forum, setzten daselbst die Leichensänfte nieder, und legten unter dieselbe eine brennende Fackel, welche sie aber sogleich wieder wegnahmen, und dann den Körper an einen andern Ort trugen. Dem Julius Cäsar wurde das Recht zugestanden, sich innerhalb des Pomöriums ein Begräbniß machen zu lassen. Wenn ein Leichnam verbrannt wurde, so wurde wenigstens die Urne mit der Asche und den Gebeinen in das Grabmal feierlich beigesetzt. Wurde ein Leichnam nicht verbrannt, so legte man denselben mit seinem ganzen Schmuck in einen Sarg, und mit diesem in das Grab. Der Sarg wurde rückwärts in dasselbe gelegt. Diejenigen, welche im Gefängnisse starben, wurden nackend auf die Straße geworfen. Waren die Gebeine des Verstorbenen in das Grab gelegt, so besprengte ein Priester die Anwesenden, vermittelst eines Lorbeer- oder Olivenzweiges, dreimal mit reinem Wasser, um sie zu reinigen. Die Leidtragenden sagten dann beim Weggehen dem Verstorbenen das letzte Lebewohl. Sie wünschten ferner, daß die Erde sanft auf den Gebeinen des Entseelten ruhen möge, welches man auf allen Monumenten mit den Buchstaben: S. T. T. L. i. e. sit tibi terra levis (Martial. I. 89; V. 35; XI. 30) ausgedrückt findet, und auf den Grabstein wurde geschrieben: Sanft ruhen seine Gebeine, molliter ossa cubent, oder placide quiescas. Bisweilen brachte man die Gebeine erst drei Tage nach dem Verbrennen des Körpers zur Erde. Jeder Ort, wo man einen todten Körper begrub, wurde für heilig gehalten. Neun Tage lang nach dem Begräbnisse verrichtete die Familie gewisse Feierlichkeiten bei dem Grabe, die sich am neunten Tage mit einem Opfer, Novem diale genannt, endigten. Doch wurden auch in der Folge noch dem Verstorbenen mehrmals Opfer gebracht. Das Grab wurde endlich mit Blumen bestreut, und mit Kränzen und Binden behangen. Vor demselben wurde ein kleiner Altar errichtet, auf welchem man Libationen machte, und Weihrauch anzündete. Zur Bewachung des Grabes bestellte man einen Hüter, auch beleuchtete man es oft mit Lampen. Was die Grabmäler der Römer betrifft, so waren sie darin größtentheils Nachahmer der Griechen. Die gewöhnlichen Monumente waren kleine Vierecke, oder Rotunden mit einer Thür, und von Außen mit vielerlei Anaglyphen geschmückt. Die Gräber der Reichen wurden gewöhnlich von Marmor gebauet, der Platz mit einer Mauer, oder mit einem eisernen Gitter eingeschlossen, und ringsherum mit Bäumen besetzt. Man findet noch viele Ueberreste alter Grabmäler, die von ihrer ehemaligen Pracht zeugen. Gemeine Begräbnisse wurden unter der Erde angelegt, und hießen Hypogaea. Man machte in die Mauern Behältnisse oder Fächer, in welche die Urnen gesetzt wurden, und welche von ihrer Aehnlichkeit mit den Fächern oder Nischen in einem Taubenhause (Columbaria) genannt wurden. Wenn mehrere Personen auf einen Begräbnißort ein Recht hatten, so wurde derselbe bisweilen abgetheilt, und jedem sein eigenthümlicher Platz angewiesen. Ein solcher abgesonderter eigenthümlicher Platz in den Begräbnissen hieß Ollarium, d. h. ein Ort für eine bestimmte Anzahl Urnen. — Reiche und vornehme Römer baueten sich sehr große und prächtige Grabmäler von verschiedener Gestalt. Bisweilen waren es große runde, den Thermen ähnliche Gebäude, wie das Grabmal der Cäcilia Metella, dessen Ruinen jetzt von ihrer Verzierung Capo di Bove heißen. Andere waren Pyramiden, wie die Grabmäler des Cestius und Scipio, von denen die erste noch übrig ist. Die prächtigsten Denkmäler, die sich in Rom noch erhalten haben, sind die trajanische und antoninische Säule. Auch das Mausoleum des Augustus und das Septiconium des Septimius Severus waren nicht weniger prächtige Grabmäler. Gewöhnlich baueten sich die Römer ihre Gräber,

noch bei Lebzeiten, und ließen sie von ihren Erben vollenden, wenn sie vorher starben. Wegen Verletzung der Gräber konnte eine Klage angestellt werden. Die Strafe eines solchen Verbrechens war eine Geldbuße, der Verlust einer Hand, Verurtheilung in die Bergwerke, Verbannung oder Tod. Die Verletzung der Gräber geschah, wenn man sie zerstörte, oder zu unschicklichen Zwecken gebrauchte, oder Jemand dahin begrub, der nicht dahin gehörte. — Bei den Juden war in den ältesten Zeiten die Beerdigung sehr einfach; nur daß man die Todten zu lange im Hause behielt. Moses gab daher ein strenges Gesetz, die Beerdigung zu beschleunigen. Die Einbalsamirung war nie bei ihnen allgemein üblich; denn die des Jakobs und Josephs sind nur Ausnahmen. Die Begräbnißstätten waren auf freiem Felde; die Vornehmen hatten eigene Familiengrüfte. Sobald die Kennzeichen des Todes offenbar waren, wurde der Leichnam gewaschen, mit wohlriechendem Oele gerieben, dann in Leinwand gewickelt, und in Begleitung der Anverwandten zur Ruhestatt gebracht. Doch diese einfache Sitte verlor sich schon früh in einem Meere von eitein Ceremonien, von den Rabbinen ersonnen, die der leicht bethörte Pöbel als etwas von Gott Befohlenes anstaunte und befolgte. Die Trauerceremonien gingen ins Lächerliche; sie bestanden vorzüglich in lautem Weinen und Geheule. Hatten die Angehörigen keine Laune, dieses Geschäft selbst zu übernehmen, so mietheten sie Weiber, welche durch ihr Klage-Geschrei und Schluchzen das ganze Haus anfüllten. Zu Christi Zeiten war Dieses schon zur Sitte geworden, und Er äußerte laut sein Mißfallen darüber Mark. V. 38. Manche von diesen bedeutungslosen Gebräuchen sind noch bei den meisten Juden üblich. Die alten Deutschen pflegten auch wohl ihre Todten zu verbrennen, wo dann bisweilen, zur Vergrößerung der Feierlichkeit, gefangene Feinde, Pferde und Jagdhunde, die der Verstorbene vorzüglich geliebt hatte, mitverbrannt wurden. Uebrigens war die Beerdigung gewöhnlicher. Ihre Begräbnißplätze waren in geheiligten Hainen, wo sie große Rasenhügel über die Begrabenen aufthürmten, welche unter dem Namen Hünengräber bekannt sind. — Als die christliche Religion freie Ausübung erlangt hatte, wurden gewisse Plätze feierlich zur Beerdigung eingeweiht. Man nannte diese geweihten Plätze Kirchhöfe, weil sie die Kirchen einschlossen, oder doch denselben nahe lagen, oder auch Gottesäcker, mit Hindeutung auf die allgemeine Auferstehung zum Reiche Gottes. — Bei der Verfolgung der christlichen Religion pflegte man in Höhlen, oder bei den Gräbern der Märtyrer den Gottesdienst zu halten; später errichtete man dort Kirchen, sammelte ihre Reliquien, und begrub sie in den Kirchen. Hieraus entstand vielleicht der Mißbrauch, die Todtenleichname in den Kirchen beizusetzen, welches bis auf unsere Zeiten, zwar mit einiger Einschränkung, in einigen Gegenden leider noch fortdauert. Dieser Mißbrauch, so wie die üble Gewohnheit, in der Nähe der Kirchen zu begraben, ist der schädlichen Ausdünstung wegen jetzt in den Städten der meisten Staaten aufgehoben, indem man die Kirchhöfe vor der Stadt anlegte.

Befehdung. Fehde. Wahrscheinlich kommt dieses Wort vom altdeutschen Fein, Fien, d. i. hassen, her, und wird in den longobardischen Gesetzen durch Faide, d. i. Feindschaft, ausgedrückt. Es wurde durch dasselbe eine Kriegserklärung unter deutschen Reichsständen und Privatpersonen verstanden. Fürsten, Grafen, Edelleute sagten, Städte könnten einander absagen, d. i. den Frieden aufkündigen, und befehden, d. i. Feindschaft ankündigen, oft geringer Ursachen wegen. So befehdete Heilmann von Praunheim die Stadt Frankfurt, weil eine Jungfrau aus derselben einem seiner Vettern den Tanz abgeschlagen hatte, und die Schuhmachergesellen sagten 1471 der Universität Leipzig ab. Die Befehdungen sollten zwar durch den vom Kaiser Maximilian errichteten Landfrieden aufhören; aber erst der Reichsabschied zu Augsburg 1548 stellte sie völlig ab. Dennoch befehdeten noch 1576 einige Bürger in Andreasberg den

Digitized by Google

Achaz von Weltheim. In der goldenen Bulle 27 §. 2. wird unter andern verordnet, daß der Befehder seinem Feinde die Befehdung 3 Tage vorher bekannt machen soll, es soll, durch eine offene Fehde, durch einen Absage-Brief geschehen. Im Mittelalter glaubten besonders die Ritter durch das Faustrecht zu diesen Fehden berechtigt zu seyn. Auch warfen sie sich zum Zeichen der Herausforderung einen Handschuh, den Fehdehandschuh, einander zu; wer diesen aufhob, nahm den Kampf an.

Befruchtung. Die Botaniker und Physiologen gebrauchen dies Wort, um den Akt zu bezeichnen, durch welchen ein Individuum einem andern Individuum die Mittel giebt, sich zu reproduciren. Alle organisirten Geschöpfe genießen dieses schönen Vorzugs vor den unorganischen Naturkörpern. Die Natur, die unaufhörlich mit der Erhaltung der Gattungen beschäftigt ist, wendet ungemein viel Sorgfalt auf die Fortpflanzung der Individuen, und wenn sie zwar in den meisten Fällen dabei sehr einfach zu Werke geht, so bietet sie doch zuweilen eine große Complikation in ihren hier mitwirkenden Kräften und Organen dar. Bei einigen Pflanzenklassen und in der untersten Stufe der Thierreiche operirt sie am einfachsten: einzelne Zweige trennen sich vom Mutterstamme (bei den Pflanzen, Polypen und einigen Würmern), suchen sich einen nahen Boden, und leben nun als getrennte Organismen fort. Bei höher organisirten Wesen aber bedarf es verschiedener Organe, um das wunderbare Phänomen der Befruchtung und Reproduktion zu veranlassen. Der befruchtende Theil giebt hier eine eigenthümliche Flüssigkeit, die die Produkte, welche das weibliche Geschlecht liefert, fruchtbar macht, und das zu befruchtende Organ giebt im Akte der Befruchtung bei den Pflanzen Körner, bei den Vögeln und Fischen ꝛc. Eier, bei den, lebendige Junge gebärenden, Thieren Keime her, und diesen Keimen giebt das männliche Organ in der Befruchtung die Lebensbewegung, vermöge welcher sie sich dann im Schooße des Muttergeschöpfes weiter ausbilden. Bei den Pflanzen ist die befruchtende Masse in Kapseln enthalten, und sie verbreitet sich zur rechten Zeit auf die weiblichen Theile; bei den Thieren wird die Saamenflüssigkeit ganz, bloß und frei, um oder auf die Keime gesprützt. Die meisten Thiere bringen jene Flüssigkeit in den Körper des Weibchens hinein, wo sie dann auf die weiblichen Keime trifft; bei andern Thierklassen aber wirft das Männchen seinen befruchtenden Saamen nur auf, schon aus dem mütterlichen Körper entfernte, Keime, auf bereits gelegte Eier u. dergl. Wie, warum, wodurch Befruchtung entsteht? —— das ist eines der vielen, unendlichen Geheimnisse der geschaffnen Welt! Seit den frühesten Zeiten hat der Geist des Menschen diesen dunklen Schleier zu lüften, und einzudringen gesucht in diese finstre, durch keine Andeutung von Licht für ihn erhellte, Werkstatt der Natur; man hat in Bezug auf dieses Thema der Befruchtung und Empfängniß Hypothesen auf Hypothesen gehäuft — Umsonst —

In's Inn're der Natur dringt kein erschaffner Geist!
Haller.

— Die befruchtende Kraft im Manne beginnt in seinen Entwickelungsjahren thätig zu werden, wo alle seine Kräfte in höherer Entwickelung stehen, und er gleichsam ein Uebermaaß von Lebensthätigkeit besitzt. Wenn dagegen beim vorgerückten Alter die assimilirenden und ernährenden Kräfte wieder abnehmen, so nimmt auch diese unsre Kraft wieder ab. Gemeiniglich beobachtet man, daß bei uns die Frauen zwischen dem zweiundvierzigsten und neunundvierzigsten Lebensjahre ihre Fruchtbarkeit verlieren. Bei dem Manne verliert sich die Kraft der Fortpflanzung gewöhnlich zwischen 50 — 56 Jahren, zuweilen aber behalten sie Männer bis in ihr sechszigstes Lebensjahr, und noch weiter hinaus. Diese Epochen lassen sich aber durchaus nicht etwa für

das ganze Menschengeschlecht aufstellen; im Gegentheile machen Klima, Leidenschaften, die Lebensart, darin eine große Verschiedenheit. Die Morgenländer z. B. sind zu zwölf, dreizehn Jahren schon mannbar, verlieren aber schon zu dreißig Jahren häufig ihre Fruchtbarkeit wieder; aber auch ihre Weiber hören schon um diese Zeit auf, fruchtbar zu seyn. Bei den nordischen Völkern entwickelt sich die Kraft der Befruchtung viel später, erhält sich aber dafür auch viel länger im Körper wach, wie denn ihre Entwickelung und ihr Verschwinden fast überall gleich lang sind, nur relativ früher oder später erscheinen und erlöschen. — Hippokrates hatte beobachtet, daß der Frühling die Jahreszeit sey, die zur Befruchtung und Empfängniß die geeignetste wäre, und Plinius nennt diese Jahreszeit die Erzeugende. In der That scheint diese alte Beobachtung sich bestätigt zu haben; denn man hat allgemein die Erfahrung gemacht, daß Dezember und Januar die Monate seyen, in denen die meisten Geburten vorfallen, und eine sehr einfache Rechnung wird jeden Leser sogleich überzeugen, wie sehr diese beiden Sätze mit einander übereinstimmen. Jedoch ändern auch hier einzelne Ursachen die allgemeine Regel. In Schweden z. B. werden die meisten Kinder im September geboren; ein scharfsinniger Schriftsteller erklärt dies so, daß bei den nordischen Völkern die Weihnachts- und Neujahrsfeste die Signale zu Festen, Vereinigungen und Vergnügungen seyen. — Was die Ursachen betrifft, welche die Befruchtung bei dem Menschen begünstigen, so vermehrt zunächst ein Ueberfluß an Nahrung die menschliche Bevölkerung. Die gesegneten Jahre sind überall auch durch eine große Menge von Geburten bezeichnet. Man glaubt bemerkt zu haben, daß Nationen, die sich von Fischen nähren, sich leichter fortpflanzen, als fleischessende Völker, und wirklich sind Küstenvölker, die vom Fischfang leben, fruchtbarer, als andere. Die Fruchtbarkeit ist größer in kalten, als in warmen Ländern; die Isländerinnen gebären bis zu zwanzig Kindern, die deutschen Weiber im Durchschnitt sechs bis acht, die Französinnen vier bis fünf, die Spanierinnen zwei bis drei. Jedoch leidet diese erfahrungsmäßige Wahrheit natürlich individuelle Ausnahmen. Gewisse Länder sind ganz vorzüglich wegen ihrer Fruchtbarkeit berühmt; so sind die Negerfrauen in Afrika ungemein fruchtbar; in Aegypten gebären die Weiber sehr oft Zwillinge. Hier wirken freilich auch die orientalischen Bäder sehr mit, und man hat gesehen, daß Frauen, die mit der französischen Expedition nach Aegypten gegangen waren, und die keine Kinder in Europa bekommen hatten, in Aegypten fruchtbar wurden, nachdem sie nach Landessitte badeten. Andere schreiben wieder den Wässern des Nils die große Fruchtbarkeit der Aegyptierinnen zu. Wahr ist es, daß nicht bloß Menschen, sondern auch alle Thiere, die diesen schönen Landstrich bewohnen, sehr fruchtbar sind. Der Glaube an die Fruchtbarkeit des Nilwassers hat sich sogar bis in das südliche Frankreich verbreitet, und als der General Desair im Mai 1801 zu Toulon aus Aegypten landete, nachdem wegen der englischen Hafensperre zwei Jahre lang kein ägyptisches Schiff eingelaufen war, meldeten sich rasch mehrere Damen aus Marseille und Toulon, um die Ueberreste von Nilwasser zu kaufen, die der Schiffskapitain noch bei sich führen sollte. — — Die Fruchtbarkeit ist, im Allgemeinen, sehr groß bei einem Ackerbautreibenden Volke, das in mäßigem Wohlstand lebt. Dörfer und Flecken, wo viel arbeitendes Volk und wenig eigentlich reiche Leute leben, sind für die Bevölkerung wichtiger, als die großen Städte. Es giebt Temperamente und Constitutionen, die ganz besonders geschickt sind zur Befruchtung und Empfängniß. Männer mit breiter Schulter, voller, tönender Stimme, starken und festen Muskeln sind in der Liebe sehr fruchtbar. — Unrichtig ist das Urtheil, daß die schönsten Frauen die fruchtbarsten seyen; denn die Natur läßt nicht immer die Ausbildung der Formen und der Kräfte gleichen Schritt gehen.

Digitized by Google

Wie wir oben sahen, daß gesegnete Jahre immer der Bevölkerung günstig sind, so zeichnen sich auch wieder Jahre des Mangels und der Hungersnoth durch eine geringere Anzahl von Geburten aus. Bei Völkern, die ein herumirrendes Leben führen, und wo die Geschlechter viel getrennter von einander leben, werden weniger Kinder geboren, als bei Nationen, wo beide Geschlechter, der Lebensart nach, mehr vereint leben. Ein Mangel an Uebereinstimmung zwischen dem Temperamente beider Gatten, Antipathie, Ekel, Mangel an Liebe, Gebrechlichkeiten, ein Krankheitszustand, der nicht zu erotischen Gefühlen aufgelegt macht, Zartheit der Constitution, zu große Reizbarkeit der Nerven, zu große Wohlbeleibtheit oder zu große Magerkeit, Erschöpfung und Schwäche, übermäßige Anstrengungen des Körpers oder des Geistes, sehr heftige Leidenschaften, Unmäßigkeit, Ausschweifungen in der Liebe, — dies sind die gewöhnlichen Ursachen, welche beide Geschlechter zur Befruchtung und Empfängniß untauglich machen. Man hat bemerkt, daß die Vervielfältigung der Gattung desto geringer sey, je häufiger und leichter der sinnliche Genuß zu verschaffen ist. Zu enge Beinbekleidung, zu vieles und lange fortgesetztes Reiten, können den Mann zur Befruchtung ungeschickt machen. Die Unfruchtbarkeit der vornehmen alten Scythen, der neuern Tataren und Araber, welche Völker fast ganz auf dem Pferde leben, stammt aus dieser Quelle. Aber sehr häufig sind endlich nun auch noch ursprüngliche Bildungsfehler, oder später entstandene Krankheiten der Geschlechtstheile Ursache zur Unfruchtbarkeit, und hier ist es dann Sache der Aerzte, ihr Talent glänzen zu lassen, das aber leider! gerade bei diesem wichtigen Punkte nur zu oft scheitert!

Befugniß ist der gesetzmäßige Grund, etwas zu thun oder zu unterlassen, oder zu haben; denn Fug habe ich zu dem, was sich für mich geziemt, weil ich einen gültigen Grund dazu habe; es unterscheidet sich von Recht, welches eine gesetzliche Erlaubniß ist, eine Handlung zu unternehmen, oder zu unterlassen, ohne daß uns Jemand zum Gegentheil verpflichten darf. Man hat das Recht, den gewaltsamen Angriff eines Räubers eigenmächtig abzuwehren, wenn man überzeugt ist, daß die Hülfe des Staats zu spät kommen würde; denn die Gesetze erlauben in einem solchen Falle, sein Leben oder Eigenthum selbst zu vertheidigen; man ist aber nicht befugt, den Handlungen der Menschen, deren Triebfedern uns unbekannt sind, böse Ursachen unterzulegen, weil man keine Gründe dazu hat. Zum Hadern mit der Vorsehung hat kein Mensch ein Recht; aber der Glückliche hat auch keine Befugniß dazu, d. h. keinen Grund, denn er ist glücklich.

Beg oder Begh (spr. Bey), in der türkischen Sprache Fürst, der Titel eines Statthalters vom zweiten Range, welcher unter einem Bassa steht, aber wieder geringere Befehlshaber und Beamte unter sich hat. Einige Bassa's führen den Titel Beglerbeg's (Begler-bey's), d. h. Fürst der Fürsten, und bekommen dadurch den Rang über die übrigen, lassen auch im Kriege drei Roßschweife vor sich her tragen, und stehen unmittelbar unter dem Sultan und Großvezier. Da die Staatsverfassung der Türken die Gebrechen des Lehnsystems hat, und jeder Chef lieber Föderalist, als Unterthan seyn will, so sind die Versuche, sich unabhängig zu machen, häufig, und nicht selten glücklich. In Aegypten waren die Begs Mammelucken, deren Unterwürfigkeit unter der Pforte immer sehr prekär war. Dieser Umstand hat den von Frankreich schon unter der Monarchie entworfenen, von Napoleon aber neu gefaßten Plan, sich dieses kostbaren Landes zu bemächtigen, sehr erleichtert. Der Einfall der Franzosen in Aegypten soll nämlich die Folge einer zwischen den französischen Ministern und einem türkischen Gesandten getroffenen Uebereinkunft gewesen seyn, nach welcher Frankreich dem Sultan den nämlichen Tribut bezahlen sollte, welcher von den Begs erwartet wurde. Mehrere Glieder des Divan's versprachen, der Expedition nach Aegypten kein Hin-

derniß in den Weg zu legen; man weiß aber nicht, ob auch der Sultan von diesem geheimen Plane Kenntniß hatte. Da Rußland und dessen Alliirte dieser geheimen Verhandlung entgegen wirkten, so verloren nach der Schlacht bei Abukir die Anhänger der Franzosen ihren Einfluß im Divan; und ein neuer Vezier kündigte, wie es in dem türkischen Manifeste vom 1. Septbr. 1798 heißt, „den ungläubigen Schweinen" oder „den ungläubigen Unglücklichen und Lasterhaften" den Franzosen den Krieg an.

Begehrungsvermögen. Den unorganisirten Körpern, so wie auch den Pflanzen legen wir zwar ein Bestreben, aber kein Begehren bei. Der Magnet, sagen wir, strebt das Eisen sich näher zu bringen; die Pflanze strebt nach Licht, aber wir sagen weder, der Magnet begehrt das Eisen, noch, die Pflanze begehrt das Licht; den Thieren hingegen legen wir ein Begehren bei. Da nun die Thiere sich von den Pflanzen und den unorganisirten Körpern durch Vorstellungen in weiterer Bedeutung unterscheiden, so werden wir inne, daß Begehren ein Vorstellen voraussetzt. Eben so leicht sieht man ein, daß nicht jedes Vorstellen ein Begehren ist; wenn ich mir jetzt vorstelle, zwei Mal zwei ist vier, so ist dies kein Begehren. Begehren bezieht sich offenbar auf etwas Künftiges, noch nicht Gegenwärtiges. Wenn ich sage, ich begehre zu trinken; so ist das Trinken noch nicht da, ich stelle mir es erst als etwas Künftiges vor. Zum Begehren gehört also das Vorstellen eines noch nicht vorhandenen Gegenstandes. Das bloße Vorstellen ist aber noch nicht genug, um Begehren genannt zu werden, es muß zu dem Vorstellen noch die Beziehung zur Wirklichkeit (zur Entstehung) des Objekts hinzukommen. Wer sich ein Trinken als künftig vorstellt, begehrt noch nicht, nur dann erst tritt das Begehren ein, wenn zu der Vorstellung des künftigen Trinkens noch die Beziehung auf die Wirklichmachung desselben hinzukömmt. Die Vorstellung des Trinkens enthält den Grund zu dieser Beziehung. Begehrungsvermögen ist also das Vermögen des Gemüths, durch seine Vorstellungen Ursache von der Wirklichmachung der Gegenstände dieser Vorstellungen zu werden. Daß dem Menschen ein Begehrungsvermögen zukömmt, erhellt aus der Thatsache, daß er begehrt; und da das Begehren etwas Inneres ist, der Seele beigelegt werden muß, so ist das Begehrungsvermögen ein Vermögen der Seele. Wirkt die Vorstellung des noch nicht vorhandenen Gegenstandes so auf das Subjekt ein, daß seine Kraft zur Hervorbringung desselben bestimmt wird, so findet Begehren im engeren Sinne Statt; wird aber diese Kraft nicht zur Hervorbringung des Objekts erweckt, so wünscht das Subjekt. Wünschen aber ist nur ein Begehren im weitern Sinne. Ist das Wünschen auf Gegenstände gerichtet, welche wirklich zu machen wir uns unvermögend erkennen, so nennt man es leer oder müßig. Der leere Wunsch, die Zeit zwischen dem Begehren und Erhalten des Begehrten vernichten zu können, ist Sehnsucht. Das in Ansehung des Objekts unbestimmte Begehren, welches das Subjekt nur antreibt, aus seinem gegenwärtigen Zustande herauszugehen, ohne zu wissen, in welchen es wohl eintreten will, kann der launische Wunsch genannt werden. Vom eigentlichen Begehren und dem Wunsche ist noch die Concupiscenz oder das Gelüsten zu unterscheiden; man versteht darunter die Gemüthsstimmung zu einem Begehren, welche durch sinnlichen Antrieb hervorgebracht ist, mit dem aber noch kein wirkliches Begehren verbunden ist. Erkennen (Vorstellen) und Begehren sind verschieden, obgleich Begehren ein Vorstellen im weitern Sinne voraussetzt; aber eben so ist Fühlen noch vom Begehren verschieden, obgleich beide immer mit einander verbunden seyn müssen; denn beim Fühlen ist bloß vom Zustande des Subjekts, beim Begehren von der Wirklichmachung eines Objekts die Rede. Das Gefühl kann Ursache des Begehrens werden, aber dann sind doch beide immer wie Ur-

Digitized by Google

sache und Wirkung von einander zu unterscheiden. Das Begehren bezieht sich entweder auf die Existenz oder Nichtexistenz eines Gegenstandes. Im ersten Fall heißt es positives Begehren oder auch Begehren schlechthin, im andern Fall negatives Begehren oder Verabscheuen. Ich will spatzieren gehen, ist ein Begehren, ich will nicht spatzieren gehen, ist ein Verabscheuen. Es bedarf wohl kaum angemerkt zu werden, daß wir den Ausdruck Verabscheuen in einem viel mildern Sinne nehmen, als dies im gemeinen Sprachgebrauche geschieht. Ein Gegenstand, dessen Existenz in uns ein Gefühl der Lust bewirkt, heißt angenehm, so wie er unangenehm genannt wird, wenn durch seine Existenz ein Gefühl der Unlust in uns hervorgebracht wird. Ob ein Gegenstand uns Lust oder Unlust macht, erkennen wir nur durch Erfahrung, und zwar durch unsern innern Sinn; daher nennen wir das Begehren eines Gegenstandes, weil er uns angenehm ist, und das Verabscheuen, weil er uns unangenehm ist—sinnlich. Das Vermögen, durch das Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen bestimmt, zu begehren oder zu verabscheuen, heißt das sinnliche Begehrungsvermögen. Ein solches kommt dem Menschen, so wie den Thieren zu. — Wir können uns aber noch ein anderes Begehrungsvermögen denken, wo der Grund des Begehrens nicht in der Sinnlichkeit, sondern allein in der Vernunft zu setzen wäre, und dieses würde intellektuell genannt werden können. Das sinnliche Begehrungsvermögen, welches auch das untere genannt wird, (so wie man im Gegensatze das intellektuelle Begehren das obere nennt), ist von doppelter Art, entweder bloß thierisch, rein thierisch, wo die bloßen sinnlichen Eindrücke des Angenehmen und Unangenehmen das Begehren blind bestimmen, oder sinnlich-verständig, wo zwar das Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen das Begehren bestimmt, aber der Verstand dabei ins Spiel kommt, in sofern er Mittel angiebt, den begehrten Zweck zu erreichen. Das bloß thierische Begehren ist blind, das Verständige beruht auf Erkenntniß und Begriffen. Das Kind, welches gleich nach der Geburt der Mutter Brust sucht; der Durstige, der gierig zur Quelle eilt, um seine brennende Quaal zu lindern, zeigen bloß thierisches Begehren; der Verliebte, welcher sich putzt, um seiner Schönen zu gefallen, zeigt sinnlich-verständiges Begehren. Man sieht wohl von selbst ein, daß das Begehren des Menschen zwar nicht immer, aber doch bei weitem in den meisten Fällen sinnlich-verständig ist. Das verständige Begehren heißt Wollen. Es ist also sowohl das sinnlich-verständige Begehren, als das intellektuelle ein Wollen. Nur das rein-thierische Begehren ist nicht dahin zu rechnen. Die Aeußerung des sinnlichen Begehrungsvermögens heißt Begierde.

Begeisterung, Enthusiasmus, ist ein Zustand, worin die Seelenkräfte auf eine ungewöhnliche Art gespannt sind, und ihre Wirksamkeit außerordentlich erhöhet ist, wo sie mit der größten Leichtigkeit, mit dem glücklichsten Erfolge thätig sind. Es giebt eine Begeisterung des Empfindungsvermögens oder des Herzens, und eine Begeisterung des Vorstellungsvermögens oder des Genies. Die erste entsteht, wenn ein Gegenstand plötzlich einen tiefen Eindruck auf unsre Empfindung macht, so daß dieses Gefühl unsre ganze Seele erfüllt, uns gewaltsam mit fortreißt, und fast unwillkührlich in ungesucht zuströmende Worte ausbricht: diese Begeisterung des Herzens kann stürmisch und wild seyn, wie bei jeder heftigen Leidenschaft; sie kann auch sanft und zärtlich seyn, wie bei der Liebe und bei religiösen Empfindungen. Die zweite entspringt, wenn ein großer, reicher oder schöner Gegenstand vor die Seele tritt, und sie gewaltig ergreift, so daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf denselben richtet, und mit allen Kräften strebt, ihn in der höchsten Klarheit aufzufassen, und sich seiner ganz zu bemächtigen; sie vergißt alles Andre, selbst auf die äußern Sinne wirkt nichts mehr, die

Seele verliert sich in dem Gegenstande, der zuletzt mit Blitzeshelle und Blitzesschnelle sie erleuchtet. — Begeisterung ist, wenn sie auch zuweilen durch künstliche Mittel geweckt und erhöht werden kann, ohne Gaben der Natur, ohne ein tiefes, lebendiges Gefühl, ohne Genie nicht möglich, und daher läßt sie sich auch dem Ungeweihten nie völlig befriedigend und begreiflich erklären. Der Dichter bedarf der Begeisterung bei der Darstellung jedes höhern, wichtigern Gegenstandes, bei der Ode, der Hymne, dem epischen, dem dramatischen Gedichte; ohne dieselbe wird man nie ein wahrer, großer Dichter werden, wenn man auch eine Epistel, ein Epigramm, ein Sonnett zusammenreimen kann. Dem begeisterten Dichter strömen die herrlichsten, erhabensten, neuesten Gedanken in reicher Fülle zu, und schnell, ungesucht, ohne Mühe hüllen sie sich in den treffendsten, lebendigsten, schönsten Ausdruck; er schafft und gebeut, wie ein Gott, über Stoff und Form, jeder Gedanke wird ihm ein Gedicht, jeder Wille Bild und Gestalt, selig, wie ein Trunkner oder Träumender, wandelt er in andern Gefilden, die sein Genius ausgeschmückt hat, seine ganze Seele, selbst sein Gesicht ist entflammt, und der Strom seiner Worte reißt den erstaunten Hörer aus der Wirklichkeit mit in seine Schöpfungen fort. — Der Künstler, dem es nicht an Verstand und Genie fehlt, kann des guten Fortganges seines Werks versichert seyn, sobald er in Begeisterung gesetzt ist; denn er hat alsdann für nichts mehr zu sorgen; er darf sich nur seiner Empfindung überlassen. Alles, was er auszudrücken hat, liegt in seiner Phantasie deutlich vor ihm. Ohne Vorsatz und Ueberlegung ordnet seine Seele jeden Theil auf das Beste an, bildet jeden auf das Lebhafteste aus. Seine Feder oder sein Pinsel, seine Hand oder sein Mund, sind nicht schnell genug, das darzustellen, was ihm dargeboten wird. Es sah einmal Jemand dem Michel Angelo zu, als er an einem Marmorbild arbeitete. In dem Blick des Künstlers war etwas Wildes, der Hammer stürzte in seiner starken Faust mit Macht auf den Meißel, und die abgeschlagenen Stücke Marmor flogen weit durch die Luft. Man hätte denken sollen, daß der ganze Block auf jeden Schlag hätte in Stücken gehen sollen. Damals war dieser große Künstler in der Begeisterung. Er sah das Bild, welches er darstellen wollte, schon in dem Marmorblock; ungeduldig, es heraus zu bringen, schlug er kühn die überflüssigen Theile weg, und war sicher, nichts von dem Bilde, das er sah, wegzuhauen, so feurig und so sicher ist jeder Künstler, dem die Begeisterung ein Bild in die Phantasie gemalt hat. Der Grund aller Begeisterung liegt in einem starken Reiz des Gegenstandes, der die ganze Kraft der Aufmerksamkeit auf sich vereinigt. Daher sind zwei Dinge allemal dazu nöthig: ein Gegenstand, dem es nicht an Reiz fehlt, und von Seiten des Künstlers eine empfindende reizbare Seele. Ein widriger, magerer, kahler Gegenstand löscht das Feuer des Genius aus; aber auch der herrlichste Gegenstand ist kaum vermögend, eine träge Seele zu erwärmen. Die erste Veranlassung zur Begeisterung hängt also von der Wahl einer großen oder reizenden Materie ab; die andere ist eine Gabe der Natur, die durch Uebung kann verstärkt werden. Den gänzlichen Mangel des feinern Gefühls, für das Schöne der Phantasie, für das Vollkommene des Verstandes, für das sittliche Große kann kein Unterricht und keine Uebung ersetzen. Wer bei Betrachtung des Apollo im Belvedere nichts mehr fühlt, als bei den Bildern, womit neue Künstler den Gärten der Großen eine Zierde zu geben sich vergeblich bemühen; wem ein Claudius so schätzbar als Trajan ist, der muß sich aller schönen Künste enthalten; denn er wird nie von dem himmlischen Feuer der Muse begeistert werden. Hat er aber eine feinere Seele, die das Schöne und Große zu fühlen vermag, so muß er die Gabe der Natur durch fleißige Uebung verstärken. Endlich sind auch die edle Ruhmbegierde, die Lust, die Aufmerksamkeit aller Menschen auf

Digitized by Google

sich zu ziehen, Liebe zum Vaterland, ein lebhaftes Gefühl der Rechtschaffenheit, gute Mittel zur Begeisterung. Kommen so starke bewegende Kräfte zu einem glücklichen Genie, und zu einem von gesunder Vernunft gesättigten Verstand, zu einer wohl geordneten Einbildungskraft; so entstehen alsdann die herrlichsten Früchte der Begeisterung, die in den Werken der größten Künstler bewundert werden.

Begleitung ist der Vortrag derjenigen Stimmen, welche die Hauptstimmen unterstützen, besonders des Generalbasses, der die ganze Harmonie, worauf das Tonstück beruhet, anschlägt. Jedes Tonstück hat nach der jetzigen Beschaffenheit der Musik eine oder mehrere Hauptstimmen, die den eigentlichen Gesang oder die Melodie führen. Dieser werden insgemein noch andre Stimmen beigefügt, welche jene Hauptstimme beständig durch harmonische Töne begleiten. Unter diesen begleitenden Stimmen ist der Baß die vorzüglichste, besonders der Generalbaß, der außer den Grundtönen, worauf die ganze Harmonie beruhet, auch noch die übrigen zur völligen Harmonie gehörigen Töne anschlägt, wie auf Orgeln, Claviren und Harfen geschieht. Durch die gute Begleitung erhält also ein Tonstück seine wahre Vollkommenheit, so wie es durch eine schlechte alle Schönheiten verlieren kann. Der Tonsetzer schreibt jeder begleitenden Stimme Alles, was ihr zukömmt, vor; nur in dem Generalbaß wird bloß das Wesentlichste angezeiget, Vieles aber der Ueberlegung des Spielers überlassen, weil es nicht möglich ist, ihm jeden Ton zur Harmonie vorzuschreiben, ohne seine ganze Partie zu verwirren. Was der Tonsetzer in Absicht auf die begleitenden Stimmen bei dem Satze selbst zu beobachten hat, gehört nicht hieher; die Rede ist hier bloß von dem, was diejenigen zu beobachten haben, welchen die begleitenden Stimmen zur Ausführung aufgetragen sind. Diesen sind (die Generalbassisten ausgenommen) alle Töne, die sie zu spielen haben, genau vorzuschreiben; also kömmt es bei ihrer Begleitung bloß auf eine wohl überlegte Ausführung des Vorgeschriebenen an. Aber auch dazu wird so viel Geschmack und Ueberlegung erfodert, daß der vollkommene Begleiter allemal den Namen eines Virtuosen verdienet. Er muß die Natur, und in jedem Falle die besondere Beschaffenheit des Instruments, oder der Stimme, welche die Hauptpartie hat, vollkommen kennen; denn darnach muß er sein Instrument zu stimmen, und jeden Ton auf demselben zu temperiren, auch jede Note in der erfoderlichen Stärke anzugeben wissen. Des Takts muß er so vollkommen Meister seyn, daß er sich mit der größten Leichtigkeit allezeit nach der Hauptstimme richter, auch da, wo diese etwa fehlt, weil durch kluges Nachgeben der begleitenden Stimmen die Fehler selbst ziemlich bedeckt werden können. Er muß so viel Geschmack haben, daß er jede Schönheit der Melodie fühlt, und die Absichten des Setzers bei jeder Note erkennt; denn nur alsdann kann er beurtheilen, was seine Töne eigentlich zur Schönheit des Ganzen beitragen, und mit welchem Nachdruck oder welcher Leichtigkeit er jeden angeben soll, wo er die Tone der Hauptstimme unterstützen, oder selbigen bloß zur Schattirung dienen soll. Es ist ein großes Vorurtheil zu glauben, daß jeder gemeine Spieler geschickt genug sey, eine begleitende Stimme zu führen. Aus dem Angeführten ist offenbar, daß dazu Leute erfodert werden, die weit mehr verstehen müssen, als Noten lesen, und Noten treffen. Dennoch herrscht das berührte Vorurtheil so sehr, daß eine gute Begleitung eine eben so seltene Sache ist, als eine in allen Stücken vollkommene Composition. — Ein vollkommener Begleiter ist vielleicht eine weit seltnere Sache, als ein vollkommener Solospieler. Da man also nur selten voraussetzen kann, daß die Begleiter aus eigner Einsicht und aus Gefühl, was ihnen obliegt, in Acht nehmen, so ist wenigstens darauf zu dringen, daß sie vorsichtig genug werden, nichts zu verderben. Davor können sie sich am sichersten verwahren,

wenn sie sich genau an dem halten, was der Tonsetzer ihrer Partie vorgeschrieben hat; wenn sie nichts dazu thun, und nichts davon weglassen. Sie müssen sich dieses tief einprägen, daß sie mit ihren Stimmen weder herrschen, noch sich hervor thun, sondern der Hauptstimme dienen sollen. Sie thuen am besten, sich aller Manieren, aller Zierrathen zu enthalten, jede Note, so wie sie steht, richtig, mit gemäßigter Stärke, und in der richtigsten Haltung, so anzugeben, daß man ihre Partie nicht besonders bemerkt, und daß selbige sich hinter der Hauptstimme gleichsam versteckt. Vorzüglich müssen sich die Bassisten der äußersten Reinigkeit, so wie der höchsten Einfalt, befleißen. Nichts wird unerträglicher, als wenn ein Bassist sich durch Zierrathen zeigen will. Er löscht dadurch ganze Stellen der Melodie wie mit einem Schwamm aus; nicht zu gedenken, daß ihm das Zierlichthun eben so ansteht, als wenn ein alter Mann sich schminken, oder mit Bändern behängen wollte. Der Baß ist die wichtigste aller begleitenden Stimmen, denn jeder kleinste Fehler desselben verdirbt viel, und jede kleinste Schönheit erhebt die Hauptstimme, also ist im Baße nichts klein. Darum sollte er nur Spielern des feinsten Geschmackes anvertraut werden. Das gewisseste Zeichen, daß ein Capellmeister den wahren Geschmack der Musik nicht habe, ist dieses, wenn er die Bässe schlechten Spielern anvertrauet. Wer die besondern Regeln der Begleitung für alle Arten der Instrumente näher erforschen will, der kann in Quanzens Anweisung, die Flöte zu spielen, den ganzen 17ten Abschnitt nachlesen. Der begleitende Generalbaß hat seine Schwierigkeiten. Man soll die vollständige Harmonie anschlagen. Diese kann der Spieler nicht anders, als durch die vor sich habende Partitur, oder durch Bezifferung des Basses wissen. Hat er das erste, so ist es in geschwinden Sachen sehr schwer, alle Stimmen zu übersehen. Zu dieser Fertigkeit gelangen nur Wenige; hat er einen bezifferten Baß vor sich, so macht ihn sowohl die Unvollkommenheit der üblichen Bezifferung, als die andern Schwierigkeiten verwirrt. Wer die großen Schwierigkeiten dieser Sache einzusehen wünscht, der mag Bach's Werk von der Begleitung des Generalbasses nachsehen. Sich in die besondern Regeln der Begleitung einzulassen, erfoderte allein ein ganzes Buch. Sehr wichtig sind folgende allgemeine Regeln. Weil der Generalbassist nur die Harmonie anzugeben hat, so muß er sich aller Zierrathen, die nicht wesentlich zur Harmonie gehören, enthalten, und sich überhaupt allezeit der Einfalt befleißen. Den Baß muß er schlechtweg anschlagen, und weder Ausfüllungen dazu greifen, noch die Noten, die der Setzer vorgeschrieben hat, theilen. Sind ihm ganze oder halbe Noten vorgeschrieben, so muß er sie nicht in Viertel verwandeln. Daraus entstünde ein Klimpern, das der Majestät der Harmonie schaden, und auch oft den Gesang verderben würde. Daß dem Baß keine ausfüllende Harmonie hinzu gefügt werden müsse, giebt die Natur bei Erzeugung der Harmonie selbst an die Hand, da sie zwischen dem Grundton 1 und seiner Octave $\frac{1}{2}$ keinen Ton angiebt. Es ist auch gar leicht zu sehen, daß Ausfüllungen in der Tiefe seltsam dissonirende Töne hervorbringen würden. Wegen der obern Stimmen hat der Begleiter darauf zu sehen, daß er die Hauptstimme in einer schicklichen Höhe begleite. Einen hohen Discant soll er nicht in der Gegend des Alts, noch einen Tenor in der Höhe einer Discantstimme begleiten, sondern in jedem Fall sich in der Gegend der Hauptstimme aufhalten. In Ansehung aller übrigen Regeln eines guten Vortrags ist jedem Liebhaber zu rathen, daß er das 29ste Capitel des Bachischen Werks mit der genauesten Ueberlegung studiere.

Begriff. Begriffsvermögen. Unser Geist äußert sich auf eine dreifache Weise: vorstellend, begehrend und fühlend. Im ersten Falle nimmt er etwas Aeußeres in sich auf, im zweiten trägt er das

Digitized by Google

Innere auf ein Aeußeres über, im dritten Falle ist er in sich und mit sich allein thätig. Wir legen daher dem Geiste das Vorstellungs-, Begehrungs- und Gefühlsvermögen bei. Die Erzeugnisse des Vorstellungsvermögens sind entweder einzelne Vorstellungen d. i. Vorstellungen einzelner Gegenstände, Anschauungen genannt; oder es sind allgemeine Vorstellungen, d. i. Vorstellungen dessen, was mehrern Gegenständen gemein ist, Begriffe; oder höhere Vorstellungen, d. h. solche, deren Gegenstand das Ueberschwängliche (Absolute) ist, und die man mit dem Namen: Ideen bezeichnet. Die Anschauungen und Ideen nennt man unmittelbare Vorstellungen, weil sie sich unmittelbar auf ihre Gegenstände beziehen; die Begriffe dagegen sind mittelbare Vorstellungen, denn sie können nur vermittelst der Anschauungen und Ideen auf ihre Gegenstände bezogen werden. Anschauungen oder Ideen, mit Begriffen verbunden, geben Erkenntniß des Gegenstandes, und der Grund der Möglichkeit der Erkenntniß heißt Erkenntnißvermögen. Indeß versteht man gewöhnlich unter Erkenntniß die Beziehung einer Vorstellung auf einen Gegenstand, und in dieser Rücksicht heißt jede Vorstellung schon Erkenntniß. Das Vermögen, Begriffe zu bilden, heißt Begriffsvermögen, oder Verstand im engern Sinne. Der Verstand im weitern Sinne ist das Vermögen zu Denken (s. d. Art.). Der Begriff entsteht dadurch, daß man mehrere angeschaute Gegenstände mit einander vergleicht, das Aehnliche vom Unähnlichen trennt, und das Aehnliche in Eins verbindet. Der Begriff ist immer nur eine Theilvorstellung von einer andern d. h. ihr Merkmal oder ihre Bestimmung. Jedem Begriffe kommt Quantität, Qualität, Relation und Modalität zu. Die Quantität des Begriffs ist die bestimmte Vielheit der unter ihm oder in ihm enthaltenen Vorstellungen. Die Vorstellungen, welche unter ihm enthalten sind, sind diejenigen, worauf er als gemeinsames Merkmal beziehbar ist, z. B. die unter dem Begriff Mensch enthaltenen Vorstellungen sind Deutsche, Franzosen, Engländer, Schweden, u. s. w. Die in ihm enthaltenen Vorstellungen sind diejenigen, aus denen er zusammengesetzt ist, z. B. der Begriff Mensch ist aus der Verbindung der Vorstellungen sinnliches und vernünftiges Wesen entstanden. Die Vorstellungen, welche der Begriff unter sich enthält, machen seinen Umfang (extensio), die, welche er in sich enthält, seinen Inhalt (intensio) aus. Umfang und Inhalt stehen in umgekehrten Verhältnissen zu einander. Denn je größer der Umfang ist, auf desto mehrere Gegenstände bezieht sich der Begriff als Merkmal; er ist folglich desto unbestimmter, oder hat einen desto kleinern Inhalt. Und je größer der Inhalt ist, desto mehr Merkmale hat der Begriff; er ist folglich desto bestimmter, und kann auf desto weniger Gegenstände als Merkmal bezogen werden, d. h. er hat einen desto kleinern Umfang. In Rücksicht ihres größern oder kleinern Umfangs nennt man die Begriffe weit oder enge. Dem Inhalte nach sind die Begriffe einfach oder zusammengesetzt. Jene enthalten nur ein Merkmal, z. B. Einheit, Möglichkeit; diese mehrere, z. B. der Begriff Baum enthält die Merkmale, Wurzel, Stamm, Zweige, ꝛc. Die Qualität des Begriffes wird theils in Rücksicht auf den durch ihn gedachten Gegenstand, theils in Rücksicht der Denkhandlung selbst bestimmt. In ersterer Hinsicht ist der Begriff entweder setzend, bejahend oder aufhebend, verneinend, z. B. Tag, und Nacht (Nicht-Tag). In der andern Hinsicht sind die Begriffe entweder dunkel, oder klar, oder deutlich. Dunkel nennt man Begriffe, wenn man sie nicht genau von andern unterscheiden kann; klar, wenn man sie von allen andern genau zu unterscheiden im Stande ist; deutlich, wenn man sogar ihre einzelnen Merkmale anzugeben weiß, und zwar genau

man sie deutlich im ersten Grade, wenn man ihre nächsten Merkmale, deutlich im zweiten Grade, wenn man die Merkmale dieser Merkmale angeben kann, u. s. w. Diese Deutlichkeit der Begriffe nennt man auch ihre intensive Deutlichkeit, weil sie sich auf ihren Inhalt bezieht, und unterscheidet davon die extensive Deutlichkeit, welche auf ihren Umfang Bezug hat. Die Relation ist die Bestimmung eines Begriffes nach der Vergleichung desselben mit andern Begriffen. Diese Vergleichung kann in Ansehung des Inhalts, wie in Ansehung des Umfangs der Begriffe Statt finden. In jener Hinsicht sind die Begriffe gleichartig, wenn sie ein oder mehrere Merkmale mit einander gemein haben, und ungleichartig, wenn sie kein Merkmal mit einander gemein haben. Die ungleichartigen Begriffe lassen sich entweder in einem und demselben Gegenstande mit einander verbinden, oder nicht. Im ersten Falle heißen sie zusammenstimmend, im andern entgegengesetzt. So kann man sich z. B. Glück und Dummheit, nicht aber Heldenmuth und Feigherzigkeit in Einem Menschen vereinigt denken. Die entgegengesetzten Begriffe sind entweder widersprechend, kontradictorisch, oder widerstreitend, konträr. Jene heben sich nur einander auf, wie schwarz und nicht schwarz, ewig und vergänglich; diese aber heben sich nicht bloß einander auf, sondern setzen auch noch etwas Neues, z. B. schwarz und roth, geizig und verschwenderisch. In Ansehung des Umfangs sind die Begriffe entweder subordinirt oder koordinirt. Jene sind in dem Umfange eines höhern Begriffes enthalten, z. B. Deutscher ist unter Europäer enthalten; diese machen zusammengenommen den Umfang oder den Inhalt eines Begriffes aus, z. B. Pflanze und Thier bilden den Umfang des Begriffes: organischer Körper, sinnlich und vernünftig den Inhalt des Begriffes: Mensch. Ein Begriff heißt in Beziehung auf diejenigen Begriffe, die unter ihm enthalten sind, Gattung; diese in Beziehung auf jenen Arten. Die Modalität der Begriffe ist ihr Verhältniß zu unserm Denkvermögen, und in dieser Hinsicht sind die Begriffe entweder wahr oder falsch; möglich, wirklich, oder nothwendig. Wahr ist ein Begriff, in sofern er mit den Denkgesetzen übereinstimmt; falsch im entgegengesetzten Falle. Dies gilt aber nur von der logischen oder formellen Wahrheit oder Falschheit, welche in der Zusammenstimmung oder Nichtzusammenstimmung der Vorstellungen besteht. Die objektive Wahrheit oder Falschheit hingegen besteht in der Zusammenstimmung oder Nichtzusammenstimmung der Vorstellungen mit den vorgestellten Gegenständen. Ein Begriff ist möglich oder problematisch, wenn seine Merkmale keinen Widerspruch enthalten; er ist wirklich oder assertorisch, in sofern er gedacht wird; er ist endlich nothwendig oder apodiktisch, wenn die in ihm Statt findende Verknüpfung der Vorstellungen als solche gedacht werden muß; aber auch hier ist nur von logischer oder formeller Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit die Rede.

Beguinen, der Name weiblicher Personen, die, ohne Klostergelübde abgelegt zu haben, in eigenen sogenannten Beguinenhäusern in der Absicht zusammen lebten, um sich durch Gottesfurcht, Eingezogenheit, Fleiß und Sorge für die Jugenderziehung auszuzeichnen. Noch jetzt giebt es hier und da in Deutschland, mehr aber in Brabant und in Holland, vorzüglich in Amsterdam, solche Beguinenhäuser, jedoch sind diese Gesellschaften jetzt nichts weiter, als milde Stiftungen für unverheirathete, unvermögende Personen weiblichen Geschlechts, welche hier freie Wohnung und sonstige Vortheile genießen.

Behandlung. Durch Behandlung versteht man die, jedem Künstler besondere, Art, den Pinsel und andere Werkzeuge des Zeichnens zu führen, in sofern sie dem Werk einen eigenen Karakter eindrückt. So kann der Kupferstecher ein Gesicht durch Punkte, oder durch kleine abgesonderte Striche,

oder durch Schraffirungen, oder durch gerade herunterlaufende Parallellinien, wie Pitteri thut, oder durch eine einzige im Cirkel herumlaufende Linie, nach Mellans und Turneiſers Art, herausbringen. Eben ſo kann der Maler die mechaniſche Führung des Pinſels auf vielerlei Arten abändern: Einer ſetzet die Farben kühn neben einander, und überläßt der Entfernung, in welcher das Gemälde ſoll geſehen werden, dieſe Farben in einander zu ſchmelzen; ein Andrer arbeitet ſie mit dem Pinſel ſo in einander, daß keine beſonders kann erkannt werden. Faſt jeder Maler hat ſeine eigne Art zu verfahren, aus welcher ſeine Hand kann erkannt werden. Derſelbige Gegenſtand kann auf mehr, als Eine Art gut behandelt werden; doch iſt die Behandlung nicht allemal gleichgültig. Eine Hauptbetrachtung verdienet ihre Beziehung auf den Ausdruck. Sie kann etwas Karakteriſtiſches in Abſicht auf denſelben haben, und in ſofern muß ſie ihm gemäß ſeyn. Es wäre ein großer Fehler, wenn eine Behandlung, die den Karakter der Anmuth mit ſich führet, zu einem Gemälde von ſtrengem, heftigem Inhalt gewählt würde; ſo wie es unſchicklich wäre, eine kühne Behandlung, die Feuer und Heftigkeit verräth, zu einem Gemälde von ſanftem Inhalt zu wählen. Dies iſt die vornehmſte Betrachtung, die der Künſtler zu machen hat. Vollkommene Meiſter der Kunſt müſſen ihre Hand jedem Inhalt gemäß regieren, und wie ein großer Kenner von Wille ſagt: mit Rigaud Rigaud, und mit Netſchern Netſcher ſeyn können. Auch hierin hat der Künſtler die Natur zur Lehrerin anzunehmen, die jedem der beiden Geſchlechter ihre eigene Schönheit gegeben, und das ernſtere Geſicht des Mannes nie mit den lieblichen Farben der weiblichen Schönheit beſtreut. Wie der Dichter ſeinem Vers Weichlichkeit, oder eine ſtrengere Harmonie giebt, ſo muß auch der Maler, und ſo der Kupferſtecher verfahren. Wer nur eine einzige Art der Behandlung in ſeiner Gewalt hat, muß auch nur Arbeiten von Einer Gattung des Inhalts machen. Ein Mieris oder Gerhard Dow muß keine Schlachten, und ein Bourguignon keine Spuren eines groß niedlichen Inhalts malen. Und ſo wird auch ein verſtändiger Kupferſtecher, der ſich einmal eine Behandlung angewöhnt hat, ſich wohl hüten, Gemälde zu unternehmen, deren Karakter ſeiner Behandlung zuwider iſt. In den ſchönen Künſten iſt nichts Mannigfaltigeres, als die Behandlung des Grabſtichels und der Radirnadel; dabei ſind verſchiedene Arten ſo genau karakteriſtiſch, daß man mit einiger Zuverläſſigkeit ſagen kann, ſie ſeyen zu gewiſſen Gattungen des Inhalts die beſten. So kann man gewiß ſagen, daß die Behandlung des Waterlo zu der Art der Landſchaft, die er gewählt hat, die beſte, und daß Callots Behandlung zu kleinen Figuren von lebhaftem Karakter die beſte ſey. Dieſe Materie verdient von einem großen Kenner in ihrer ganzen Ausdehnung bearbeitet zu werden. Diejenigen, die großen Gallerien vorgeſetzt ſind, und große Kupferſammlungen unter Händen haben, könnten die beſten Beiträge dazu liefern: die Arten der Behandlung, die in ihrer Gattung vollkommen ſind, ſollten auf das Fleißigſte bemerkt, und ſowohl ihr Karakter, als die beſondere Art des Ausdrucks, dazu er ſich ſchickt, beſtimmt werden. Nächſt dem Ausdruck muß die Behandlung auch in Rückſicht auf die äußerlichen Umſtände in Erwägung gezogen werden. Was beſtimmt iſt, in der Ferne geſehen zu werden, es ſey klein oder groß, muß dieſem Umſtande gemäß behandelt werden, und ſo auch nach andern zufälligen Bedingungen. Dieſe Betrachtung aber iſt leichter, als die erſtere, und faſt jeder Kenner, der über die ausübende Malerei geſchrieben hat, iſt über dieſen Punkt mit Nutzen nachzuleſen. Man ſehe unter andern Richardſons Traité de la peinture, im Abſchnitt von der Behandlung. S. 31 Amſterd. Hagedorns Betrachtungen über die Malerei, die 53. 54. und 55 Betrachtung; Lairefſens Malerbuch und die vortrefflichen Anmerkungen des L. da Vinci; die franzöſiſch unter

dem Titel: Traité de la peinture, heraus gekommen sind. In diesen beiden Werken sind die Anmerkungen über die Behandlung sehr zerstreut, aber von so großer Wichtigkeit, daß es sich der Mühe wohl belohnt, sie zusammen zu suchen. Wegen der Kupferstiche kann Florent le Comte, Bossens Werk, und die aus dem Englischen übersetzte Abhandlung von Kupferstichen, nachgelesen werden.

Behaupten heißt ein Urtheil aussprechen, welches für Jedermann nothwendig gültig ist. Ich kann nichts behaupten, als was Ueberzeugung wirkt. Ueberzeugung ist nämlich das Fürwahrhalten aus Gründen, die Jedermann für beweisend anerkennen muß, wenn er nur Vernunft hat. Wenn ich nun etwas behaupte, so soll es Jedermann, gegen den ich es behaupte, für wahr halten, folglich müssen meine Gründe so beschaffen seyn, daß jeder Vernünftige ihre beweisende Kraft anerkennen muß. Ueberredung kann ich für mich behalten. Ueberredung ist das Fürwahrhalten aus Gründen, die aus der besondern Beschaffenheit des fürwahrhaltenden Subjekts entspringen. So lange nun diese Gründe bei mir Statt finden, kann ich von der Wahrheit der Sache, für welche mir die Gründe beweisend sind, durch diese Gründe überredet seyn. Eine solche Ueberredung kann und soll ich aber außer mir nicht geltend machen wollen. Ich kann es nicht wollen, daß andere Menschen das, wovon ich überredet bin, für wahr halten sollen, weil die Gründe nicht für Jedermann beweisend sind, und diese einen Andern auch nur dann davon überreden könnten, wenn eben die subjektive Beschaffenheit bei ihm Statt fände. Ein eitler junger Mensch überredet sich zuweilen, daß alle Frauenzimmer sich in ihn verlieben, weil seine Eitelkeit (eine subjektive Beschaffenheit desselben) verursacht, daß er das gefällige Betragen der Frauenzimmer gegen ihn aus dem Verliebtseyn in seine Person erklärt. Er kann bei dieser Ueberredung bleiben, so lange seine Eitelkeit fortdauert, und er sich dabei wohl befindet; allein er kann nicht wollen, daß andere Mannspersonen dasselbe glauben sollen. Denn sein objektiver Grund (der es Andern beweisen könnte), das gefällige Betragen der Frauenzimmer, läßt sich auch aus andern Gründen (der Höflichkeit, Artigkeit, Wohlgezogenheit, gutem Karakter u. s. w. der Frauenzimmer, mit denen er umgeht,) ableiten. Die subjektive Beschaffenheit des Subjekts, welches der eigentliche (aber subjektive) Grund jener Behauptung ist, kann in andern Subjekten nicht diese Ueberredung hervorbringen. Denn jedes Subjekt kann das wohl, aus Eitelkeit, von sich selbst, aber nicht von einem Andern glauben, daß sich alle Frauenzimmer in ihn verlieben. Er soll aber auch nicht wollen, daß Andere das für wahr halten sollen, wovon er überredet ist, wenn er nicht einen überzeugenden Grund dafür angeben kann; denn er würde sonst etwas Unmögliches fodern.

Beichte (Ohrenbeichte) ist in der katholischen Kirche ein wesentlicher Theil des Sakraments der Buße. Sie besteht in einem aufrichtigen und reumüthigen Bekenntniß der Sünden, abgelegt einem dazu bevollmächtigten Priester. Nach dem Lehrbegriff der Katholiken ist die Beichte selbst von Christus eingesetzt; sie berufen sich auf Joh. XX. 23. und Jak. V. 16.; demnächst auf die Aussagen der Kirchenväter und Erklärungen der Concilien. — Tertullian der im 2ten und Cyprian der im 3. Jahrhunderte lebte, dringen schon auf ein mündliches Bekenntniß der Sünden einem rechtmäßigen Priester. Leo der Große im 5ten Jahrh. giebt Verordnungen in Betreff der Beichte. Im 4ten Lateranischen Concilium, 1225, wird die Beichte strenge anbefohlen; 1439 wurde diese Lehre auf der Kirchenversammlung zu Florenz wiederholt; zuletzt zu Trient noch weitläufiger auseinander gesetzt, in der Sitzung XIV. Cap. 6. feierlich für ein Dogma erklärt, und zugleich die Gläubigen, wenigstens Einmal im Jahre, nämlich um die österliche Zeit, zu beichten verpflichtet. — Ne-

Digitized by Google

den der gewöhnlichen Beichte giebt es noch eine Generalbeichte, worin man sich über die Sünden des ganzen Lebens, zur innerlichen Beruhigung, anklagt, die besonders bei Sterbenden gewöhnlich ist, denen auch, ohne mündliches Bekenntniß, wenn sie hierzu zu schwach sind, aber Reue äußern, die priesterliche Lossprechung ertheilt wird. Hieraus erhellt, was die Beichte in der katholischen Kirche ist, und auf was für Gründen sie beruht. Verweilt man mit unbefangener Aufmerksamkeit bei diesem Gegenstande, so muß Jedem einleuchten, daß die Beichte, ihrem Entzwecke nach, von vielen wohlthätigen und heilsamen Folgen ist, welches bei Wegläugnung ihrer göttlichen Einsetzung der Fall in diesem Maaße nicht seyn kann. Bei den Protestanten ist die Beichte ein allgemeines Bekenntniß ihrer Verirrungen, und ein demüthiges Geständniß, daß man vor Gott nichts weniger, als schuldlos ist. Da, wo bei diesen die Ohrenbeichte üblich ist, bindet ihren Geistlichen, im gleichen Grade wie den katholischen, die strengste Verpflichtung zur Verschwiegenheit.

Bein ist derjenige Theil der unteren Gliedmaaßen, welcher sich von dem Knie bis zum Fuß erstreckt. Der hervortretende Theil der Muskeln in dem hinteren Theil des Beins, die Wade, ist nur dem Menschen eigen, und ist einer mit von den Beweisen, daß er von dem Schöpfer bestimmt ist, in aufrechter Stellung zu gehen. Dem Orang-Utang fehlt sie gänzlich, und auch die Neger haben keine ganz vollkommen gut ausgebildete Beine. Die Natur scheint für das menschliche Geschlecht im Allgemeinen nur die ersten Umrisse der Form entworfen zu haben, ohne jedem einzelnen Theil des Körpers ein bestimmtes, unveränderliches Verhältniß anzuweisen. Nicht allein, daß sie bei zwei verschiedenen Personen fast niemals gleich sind, so findet man es auch häufig, daß bei demselben Menschen zwei korrespondirende Theile nicht ganz übereinstimmen. Wie häufig findet man z. B. den Arm, oder das Bein auf der rechten Seite stärker, als auf der linken; und es hat lange und aufmerksame Beobachtungen erfodert, ehe man aus diesen vielfachen Verschiedenheiten die Regeln der Schönheit sich abzuziehen vermochte. Der Malerkunst allein verdanken wir feststehende Grundsätze über die Verhältnisse der menschlichen Glieder untereinander. Gefühl und Geschmack, sagt Büffon, haben zu Stande gebracht, was die Mechanik nicht vermochte: man hat Compaß und Lineal auf die Seite geworfen, um dem sichern Blick des menschlichen Auges zu folgen; in Marmor bildete man die Theile des Körpers, und was die Natur selbst uns verbarg, das offenbarte uns die Kunst. Wir werden also unsere Muster hauptsächlich von der schönen Statur der Griechen nehmen, und dort für jede individuelle Verschiedenheit das vollendete Urbild in seiner ursprünglichen Reinheit erblicken. — In dem Farnesischen Herkules sehen wir durch eine übermäßige Entwicklung der Muskeln die größte physische Kraft versinnlicht. In dem Apoll von Belvedere bewundern wir die lieblichen Umrisse der Jugend, und die Mitte zwischen Kraft und Anmuth hält wohl der griechische Antinous. Die Frauen finden in der Venus des Praxiteles das Muster aller Vollkommenheiten, die etwas robusten Schönheiten ihr Urbild in der Diana; und Juno, die Königin des Himmels, zeigt den Majestätischen die vollendetste Ausbildung ihrer Individualität. — Wir kommen wieder auf den Theil, der uns zu diesen Betrachtungen über die Verhältnisse des menschlichen Körpers verleitete, auf das Bein zurück. Wenn wir in den verschiedenen Menschen eine so sehr verschiedene Form der Beine finden, so dürfen wir nicht vergessen, daß Klima, Beschäftigung, Kleidung u. s. w. sehr auf diese Form einwirken. So z. B. ist nicht zu läugnen, daß die verschiedenen Handwerke sehr viel zur Entwicklung und Formirung des Beins beitragen. Bei Tischlern und Drechslern sind die Beine stärker, als bei den andern Handwerkern; die der Schneider unterschei-

den sich wesentlich von denen der Schuhmacher, indem erstere wegen der Stellung, in welcher sie bei ihrer Arbeit sind, Beine und Füße auswärts gekehrt haben, letztere hingegen haben sie aus gleichen Ursachen einwärts gekehrt. Die Tänzer haben in der Regel gut ausgebildete Beine, und starke Waden. Leute, die viel reiten hingegen, haben gewöhnlich etwas krumme Beine, und ihre Waden sind von den Stiefeln platt gedrückt, ja oft gar nicht mehr zu sehen. Manche Personen haben die Wade sehr weit nach oben, was dem Bein kein schönes Ansehen giebt; man pflegt von ihnen zu sagen: sie haben die Wade in den Beinkleidern; diese Leute sind aber stark, und der größten Anstrengung fähig, während Andere, bei welchen die Wade mehr in der Mitte des Beins ist, schwach sind, und eine enge Brust haben. Zuweilen haben Menschen von kleiner Statur eine unverhältnißmäßig starke Wade; auch das sieht nicht schön aus, und zeugt mehr von einem unnatürlichen Triebe der Nahrungssäfte, als von Kraft. Das Umgekehrte findet man oft bei großen und schön gewachsenen Leuten; sie haben starke Muskeln, und die Brust eines Herkules, während ihre Beine so dünn und zerbrechlich aussehen, daß sie kaum im Stande zu seyn scheinen, eine so große Last zu tragen. Weiche und schlaffe Waden sind das Zeichen einer schlechten oder geschwächten Konstitution, so wie harte Waden, im Gegentheil, Kraft andeuten. Bei alten Männern ist es ein gutes Zeichen, wenn der untere Theil des Beines dünn und trocken ist; denn wenn sie anschwellen, so pflegt es wohl der Brand zu seyn, welcher sich dort gern zeigt. Das Bein der Frauen ist gut gebildet; dies hängt nur von dem Zellgewebe ab, wenn es gut vertheilt ist, dem Bein jene reizende Form giebt, die wir z. B. bei unsern hübschen Operntänzerinnen bewundern, und das schlecht vertheilt, den untern Theil des Beins unförmlich verdickt, und ihm das Ansehen eines Topfes giebt, was wir auch wohl auf dem Operntheater, wenn auch nicht gerade mit Bewunderung, sehen. — Frauen, die viel Kinder gehabt haben, bekommen leicht geschwollene Beine. Sogenannte Säbelbeine kann man, wenn man die Anlage dazu bei Kindern findet, vermeiden, wenn man die fehlerhaften Stellen ihrer Beine zusammenbindet; im Allgemeinen pflegen die Leute mit solchen Beinen einen starken sichern Tritt zu haben, während Menschen mit geraden Beinen einen schwankenden Gang haben, wie ja auch die Hähne, — obgleich diese sich entsetzlich viel auf ihre geraden Stelzbeine zu Gute zu thun scheinen! Die jungen Herrn, welchen die Natur ein schönes Bein versagt hat, pflegen gern durch die Kunst dieser Ungerechtigkeit etwas zu begegnen; oft ist es auch schon geschehen, daß solche künstliche Wade aus Lumpen sich durch einen unglücklichen entre-chat etwas zu weit nach vorn verschoben, und diese falschen Herkulen und Adonisse in eine unangenehme Verlegenheit gesetzt hat. — In Frankreich, möchte man hier mit Yorik sagen, verstehen sie das Ding besser; dort wissen schon die Strumpfwirker dergleichen Erhabenheiten so künstlich in die Strümpfe zu verweben, daß eine solche ärgerliche Verschiebung unmöglich wird. Auch der sehr verwachsene Pope pflegte, wie Lichtenberg sagt, seine dünnen Beine durch viele Strümpfe etwas zu ergänzen. Die Neger haben meistentheils krumme Beine, und hohe, dünne Waden; sie sind aber dessen ungeachtet sehr geschickt zu allen körperlichen Uebungen, und laufen schnell. Einige wenige Fälle ausgenommen, ist es leicht, bei einem übrigens ganz bekleideten Menschen bloß von der Wade auf die Schwäche oder Stärke seines Körpers zu schließen. Im Allgemeinen hat die Masse keinen Einfluß auf die Kraft; der gemeine Neapolitaner, dessen Muskeln und Glieder sich frei und ohne alles Einschnüren entwickeln konnten, zeigt, bedeckt von einem Hemde, und einem Beinkleid, das ihm nur bis zur Hälfte der Schenkel reicht, ein stark gezeichnetes, und in seiner ganzen ursprünglichen Schönheit bestehendes Bein; der

Digitized by Google

untere Theil desselben ist dünn, und die Sprungsehne stark abgelöst. Die heutige Tracht der Stiefeletten macht, indem sie den untern Theil des Beins zusammenhält, die Wade hervortretender, und läßt den Muskeln ihre völlige Freiheit.

Beiram, Bairam, das Osterfest bei den Türken, das unmittelbar auf den Ramasan oder Fastenmonat folgt, und, wie der Ramasan, seinen Anfang nimmt, sobald von gewissen dazu verordneten Personen der Neumond verkündigt wird. An diesem Feste verehren die Geringern den Vornehmern Geschenke, welche Sitte sich auch auf die Europäer erstreckt, die den Großen der Pforte, den Bassen und Kadis Geschenke geben. Da die tiefer liegenden, oder trüben Himmel habenden Oerter später zu diesem Fest kommen, so geben sich die höher liegen Oerter von ihren Entdeckungen Nachricht, und Kanonen und Flinten verkündigen der umliegenden Gegend den Eintritt des Beiram. Er dauert 3 Tage, und heißt der große, zum Unterschied des kleinen, der 70 Tage später gefeiert wird, und nur 2 Tage dauert.

Beißbeere (die jährige, auch spanischer Pfeffer genannt). Sie wächst in Brasilien, Barbados und Mexiko. — Der Saame dieser, ihrer schönen, rothen, glänzenden Früchte wegen (welche man gewöhnlich zum Speisen grün in Essig einlegt) bekannten Pflanze wird im April bei 16 Grad Wärme eingelegt, blühet im Julius, und bald nachher zeigen sich die länglichen Kapseln, welche im September ihre Reife und Röthe erhalten. Sie liebt eine leichte Erde, einen sonnigen Ort und mittelmäßige Feuchtigkeit. — Die strauchartige Beißbeere trägt walzenförmige, dunkelrothe, glänzende Früchte, wird bei 16 Grad Wärme durchwintert, verlangt eine, mit einem Drittel Sand gemengte, Dammerde, und mittelmäßig begossen zu seyn.

Beißend ist, was einen scharfen, tief eindringenden, spöttischen Tadel enthält, es macht lächerlich und verächtlich, und bringt den Gegner zum Stillschweigen. Die Werke, worin es vorzüglich seinen Platz findet, sind manche Reden, Satyren und Epigramme. Beißend waren die Worte, die während des siebenjährigen Krieges eine französische Prinzessin dem Könige von Frankreich auf die Frage: ob sie sich nicht freue, Friedrich den Großen bald als Gefangenen in Paris zu sehen? erwiederte: „Oja, so würde ich doch einmal einen König sehen!"

Beiwerke (accessoire) nennt man in Werken der bildenden Kunst alle Gegenstände, z. B. Vasen, Thiere, Waffen u. s. w., die zur Darstellung des Hauptgegenstandes nicht wesentlich gehören. Der Künstler bedient sich ihrer zur genauern Bezeichnung des Stoffes, der Zeit, des Ortes u. a. Umständen oder zur Ausfüllung seiner Darstellung (remplissage). Die Beiwerke seyen so bedeutsam und so sparsam, als möglich, schicklich angebracht, und stets dem Ganzen untergeordnet! Die Alten vernachlässigten absichtlich das Beiwerk, damit Auge und Sinn nicht vom Hauptwerke abgelenkt würden.

Beiwort. Um eine Hauptverstellung mit Nebenverstellungen zu bereichern, setzt man oft zu dem Hauptworte ein verschönerndes, zur Verständlichkeit eigentlich unnöthiges, Beiwort. Wenn es aber verschönern soll, so muß es Anschaulichkeit, Interesse, Bestimmtheit, Einheit und Würde haben. Die alten griechischen Dichter setzten beständige Beiwörter zu manchen Hauptwörtern, und einige Deutsche ahmen es nach; allein die Gewohnheit nimmt diesen dann alle Bedeutung, und man betrachtet sie als bloße Namen, wie: der schnellfüßige Achilles. Eine andre Eigenheit der alten Dichter, das Beiwort hinter das Hauptwort zu setzen, haben aber unsere neuern Dichter mit Glück eingeführt, nur muß das Beiwort immer wichtig, vielsagend und volltönend seyn; z. B. „sie kamen ans Meer, ans dunkelrollende." Zuweilen darf auch in den zusammengestellten Worten ein Widerspruch liegen, z. B. süße Mühe, angenehme Last; besonders kann dies im Komi-

schen große Wirkung thun. In folgender Stelle aus Gedike's Rede von den Freuden des Schulmannes kommen malerische Beiwörter vor; „Eingesogene Vorurtheile, herrschend gewordene Leidenschaften, festgesetzte Grundsätze, angenommene Gewohnheiten, eingewurzelte Laster verschließen jenen nur zu oft den Weg zu den Herzen derer, auf die sie wirken sollen." Gehäuft, aber nicht unschicklich, sind die Beiwörter in folgender Stelle:

Da mit kindlicher Inbrunst nun der Knab' ihn umarmte,
Da er mit sanft liebkosendem Lächeln ihn jugendlich ansah,
Warf ihn der Vater an einen entgegenstehenden Felsen,
Daß sein zartes Gehirn an blutigen Steinen herabrann,
Und mit leisem Rocheln entfloh die Seele voll Unschuld.
Messias II. Gesang.

Beizen sind bei Künstlern und Handwerkern chemische Vorbereitungsmittel zu ihren Arbeiten, wodurch der zu bearbeitende Körper eine Verwandtschaft zu den Stoffen bekommt, durch die er bearbeitet werden soll. So beizt man z. B. die Oberflächen der Metalle, die versilbert und verzinnt werden sollen, indem man ihnen durch Säuern das auf ihnen befindliche Oxyd, was die Vereinigung mit andern Metallen hindern würde, wegnimmt. Auch dienen die Beizmittel zur Färbung der Oberfläche, wie dies beim Holz durch Scheidewasser geschieht. Die Beizmittel müssen rücksichtlich ihrer schärfern oder gelindern Einwirkung ganz im Verhältniß zu der Beschaffenheit des zu beizenden Körpers stehen, wofern sie ihrem Zwecke entsprechen sollen. — Noch heißt Beizen, Baizen, in der waidmännischen Sprache so viel, als Thiere mit dazu abgerichteten Raubvögeln erjagen, wie denn dieses z. B. mit dem Falken eine sehr beliebte Beschäftigung in England ist.

Belchite (Belschite), ein kleines Städtchen in Aragonien, unweit Saragossa am Flusse Almonacid, mit 2.000 Einw. Hier schlugen die Franzosen den 17. Juni 1809, 12.000 Mann stark, von Suchet befehligt, 30.000 Spanier unter Blake. Das zufällige Auffliegen einiger Granaten bringt ein spanisches Regiment, das eben aufmarschirte, in Verwirrung; diese theilt sich der ganzen spanischen Armee mit, sie zerstreut sich sogleich in der regellosesten Flucht, und verliert, von den Franzosen verfolgt, 3.000 Todte und Verwundete, eben so viele Gefangene, nebst 36 Kanonen. Die Franzosen zählten kaum 100 Todte und Verwundete.

Belehnung (Investitur, d. h. Einkleidung) ist eine feierliche gerichtliche Handlung, wodurch einem Vasallen auf Befehl und im Namen des Lehnsherrn ein Lehn, unter Angelobung gegenseitiger Treue, zum Besitz und zur Nutzung verliehen wird. Sie bestand vormals in der Wiederholung oder Abschließung des Lehnsvertrags und eidlicher Angelobung der Lehnstreue in der Versammlung der Pairs der Curie, und in Gegenwart der übrigen Vasallen des Lehnsherrn, so wie in der feierlichen Uebergabe des Lehns an den Vasallen, welche entweder durch wirkliche Einsetzung in dasselbe, oder durch Ertheilung eines bloßen Rechts zum Besitz durch symbolische Zeichen geschah. Heut zu Tage besteht die Belehnung bloß in der Leistung des Lehnseides (Inauguration) in der Lehnskanzlei (Lehnscurie) unter einigen Feierlichkeiten, und in der Ausfertigung des Lehnsbriefes, welcher dem Vasallen vom Lehnsherrn, oder in seinem Namen, nach vorher beschworner Treue, zugestellt wird, und worin die zu Lehn gegebene Sache, die beiden Theilen zustehenden Rechte und Verbindlichkeiten u. s. w. angeführt sind. Wird das Lehn nur Einem Erwerber ertheilt, so ist es eine einfache Belehnung; werden aber mehrere Personen zugleich mit einer Sache belehnt, eine Mitbelehnung (Gesammtbelehnung, gesammte Hand). Bekommt der Belehnte sogleich den Besitz und die Nutzungen des Lehns, so ist es eine reine Belehnung; wenn er aber nur ein dingliches Recht an dasselbe mit der Bedingung, es erst nach dem Tode des gegenwärtigen Besitzers und

Digitized by Google

seiner Descendenz auszuüben, erhält, eine Eventual-Belehnung. Das Versprechen zur künftigen Ertangung eines Lehns nennt man eine Anwartschaft. Das longobardische Lehnrecht erlaubt dem Vasallen, das Lehn durch einen Bevollmächtigten zu empfangen; nach dem deutschen Recht muß er aber selbst erscheinen. Die verschiedenen Lehenhöfe befolgen bald dieses, bald jenes Recht. Die Investitur muß in der Regel binnen einem Jahre nachgesucht werden, wenn nicht eine andere Zeit bestimmt ist; versäumt der Vasall den zur Belehnung angesetzten Termin, so verliert er sein Recht, sie zu fodern, wenn er nicht einen Lehnsindult nachgesucht hat. — Afterbelehnung ist die Ertheilung eines Afterlehns, d. h. eines solchen, welches der Vasall (Afterlehnsherr) wieder einem Andern (Afterlehnsmann) als ein Afterlehen ertheilt. Zu dieser Art von Belehnung ist jeder Vasall berechtigt, wenn sie der Lehnsherr nicht ausdrücklich im Lehnsbriefe untersagt hat.

Belenus war der Sonnengott der Noriker. Seine Diener hießen Paterä, wie Einige aus dem Ausonius schließen wollen, worin es heißt:

Tu Bojocassis, stirpe Druidarum satus,
Si fama non fallit fidem,
Beleni sacratum ducis e templo genus:
Et inde vobis nomina,
Tibi Paterae. Sic ministros nuncupant
Apollinares mystici.

Richtiger hält man ihn für Eins mit Apollo, nach folgenden bei Aquileja gefundenen Aufschriften:

Apollini Beleno Aug. in
honorem C. Petti.

und:

Apollini Beleno
C. Aquilejens.
Felix.

Die Noriker gränzten ja auch an die Römer.

Beleuchtung ist der Zufluß des Lichts, wodurch eine Sache sichtbar wird. In der Natur kann ein Gegenstand durch das Licht auf gar vielerlei Art beleuchtet werden, und nach jeder Art thut er seine besondre Wirkung auf das Auge. Durch die Art der Beleuchtung kann eine Landschaft mehr oder weniger Schönheit bekommen, nachdem sie entweder im Ganzen oder in Theilen mehr oder weniger Klarheit erhält. Oft ist die Wirkung von verschiedenen Arten der Beleuchtung so sehr verschieden, daß man sich kaum denken kann, dieselbe Sache zu sehen; da bloß das Licht sie so angenehm oder so gleichgültig macht. Es würde ein vergebliches Unternehmen seyn, die Wirkungen der verschiedenen Beleuchtung eines Gegenstandes ausführlich beschreiben zu wollen. Hier kommt es bloß darauf an, die angehenden Künstler zu einer genauern Aufmerksamkeit auf diese Sache zu bringen. Denn die Kenntniß derselben ist ein wichtiger Theil der Kunst des Malers. Ueber diese verschiedenen Wirkungen kann man sich am besten unterrichten, wenn man einerlei Gegenstände unter vielerlei verschiedenen Beleuchtungen oft betrachtet; wenn z. B. eine Gegend, bei sehr heller und bei trüber Luft, bei starkem Sonnenschein und gemäßigtem Tageslicht, bei hoch und niedrig stehender Sonne, bei vorwärts, seitwärts und rückwärts einfallendem Lichte betrachtet wird. Bei jedem dieser veränderten Umstände sieht man ein anderes Gemälde. Was nun vorzüglich in jedem dieser Gemälde gefällt oder mißfällt, wo irgend eine vortheilhafte, oder schlechte Wirkung der Beleuchtung sich offenbaret, da erforsche der Maler die Ursache derselben. Es wäre eine höchst wichtige Uebung für ihn, denselbigen Gegenstand unter gar vielerlei Arten der Beleuchtung zu zeichnen und zu schatti-

ren, diese Zeichnungen fleißig gegen einander zu halten, und so lange daran zu studiren, bis jede geringste Verschiedenheit derselben nach ihren Ursachen und Wirkungen ihm völlig bekannt würden. Nur dadurch kann er eine vollkommene Kenntniß der Beleuchtung erlangen. Die Kunst würde höher getrieben seyn, als sie wirklich ist, wenn die, welche sie ausüben, den gehörigen Fleiß zu Erforschung ihrer Geheimnisse anwendeten. Diesem Studiren in der Natur kann man auch durch künstliche Veranstaltungen zu Hülfe kommen. Sehr vortheilhaft wäre es für eine Malerakademie in dieser besondern Absicht, wenn dieselbe eine kleine Schaubühne hätte, auf welcher verschiedene Modelle durch leichte Veranstaltungen jeder Art der Beleuchtung ausgesetzt werden könnten. Die Leuchter müßten bald in der Höhe, bald in der Tiefe, bald gerade von Vorne, bald von der Seite stehen. Der hintere Grund könnte durch Vorhänge von verschiedener Helligkeit und verschiedenen Farben gemacht werden. Zum Wenigsten ist jedem Maler zu rathen, daß er dergleichen Veranstaltungen in seinem Arbeitszimmer mache. Dieses müßte so liegen, daß er die Sonne und das Tageslicht von allen möglichen Seiten und aus jeder Höhe herkommen könnte. Jedes Fenster aber müßte nach Gefallen eröffnet und verschlossen werden können. Die Wand, vor welcher die Gegenstände liegen, müßte man mit verschiedenen Tüchern behängen können. Auf diese Weise würde jede Art der Beleuchtung auf das Genaueste erkannt werden. Ohne dergleichen Veranstaltungen wird der Maler schwerlich zu der Einsicht über die Beleuchtung kommen, die zur Erreichung der vollkommenen natürlichen Darstellung der Sache erfodert wird.

Belgier. Sie waren der dritte Hauptstamm der Völker des alten Galliens, und bestanden aus einem Gemische von deutschen und celtischen Nationen. Sie wohnten am westlichen Ocean bis an den Rhein, und von der Marne und Seine bis an die südliche Mündung des Rheins, der mit der Maas vereinigt ist. Ganz anfangs wohnten in diesen Gegenden Celten; aber da bis zu Cäsars Zeiten von Zeit zu Zeit deutsche Völker über den Rhein drangen, und die Celten entweder verjagten, oder sich mit ihnen vereinigten, so entstand daraus ein gemischtes Volk, das in Sprache und Sitten sich mehr den Deutschen als den Celten näherte. Cäsar nennt es tapferer, als die übrigen Gallier, besonders diejenigen, welche nördlich an den Gränzen Deutschlands wohnten, und mit den Deutschen noch in genauer Verbindung standen. Durch Cäsars Kriege wurde die Verbindung der Belgier und Deutschen, so wie die Einwanderung der Letztern, verhindert. Belgier sind jetzt die Bewohner der ehemaligen österr. Niederlande, die nun einen Theil des Königreichs der Niederlande ausmachen.

Belgrad, oder griechisch Weißenburg, Hauptstadt von Servien, Semlin gegenüber am rechten Ufer der Donau und der Sau-Mündung, in der Ecke beider Flüsse, hart an den Ufern derselben. Von hier erhebt sich ein steiler Berg, auf welchem die obere Festung liegt. Südlich und östlich umgiebt den Festungsberg die untere Festung oder Palanka. An der Westseite gegen die Sau hin liegt die Raizenstadt, und an der Nordseite gegen die Vereinigung der Sau und Donau die Wasserstadt, der bestgebaute Theil von Belgrad mit öffentlichen Plätzen. Die Stadt hat viele wichtige Belagerungen erlitten. Der türkische Kaiser Soliman eroberte sie 1522; im J. 1688 entrissen die österreichischen Truppen unter dem Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern sie den Türken. Doch ging sie 1690 wieder verloren, bis der Prinz Eugen nach dem Siege am 16. August 1717 sie wieder eroberte, nachdem er Tags vorher der türkischen, 150.000 Mann starken, vom Großvezier Lami Achmed befehligten Armee durch seine Oesterreicher, welche 40.000 Mann zählten, eine vollkommene Niederlage beigebracht hatte. Im J. 1739 belagerten die Türken nach der Schlacht bei Krotzka Belgrad abermals, und erhielten die Stadt durch den Belgrader Frieden, nach welchem auf

Digitized by Google

Kosten des deutschen Kaisers alle neu angelegten Festungswerke geschleift wurden. Im J. 1789 eroberten die Oesterreicher unter Laudon die Stadt, gaben sie aber beim Frieden 1791 zurück. Die Vorstädte wurden am 4. Okt. 1813 beim Anrücken der Türken von den Einwohnern in Brand gesteckt, und die Festungswerke gesprengt. 1821 wurden sie von dem Pascha von Belgrad wieder in Stand gesetzt und verstärkt. Diese, die Lage der Stadt und ihre bombenfesten Gewölbe geben ihr eine bedeutende Festigkeit, wenn sie gleich von den südlich liegenden Höhen von Jemekluk und Kumodrasch eingesehen wird. Die Stadt treibt einen starken Handel, hat an 100 Moscheen, 3.000 Häuser und 30.000 Einwohner.

Belisana oder Belisene, eine Göttin der Gallier, die man für die Erfinderin der Künste ausgab. Auf der Säule von Kussi im Pallast Farnese zu Rom glaubt man sie wahrzunehmen. Ein Frauenzimmer trägt hier einen Helm mit Federbusch auf dem Haupte, einen Leibrock ohne Aermel, mit hinten herabhängendem Peplum; sie stützt sich in einer nachdenkenden Stellung, mit dem Kopfe auf der rechten Hand gelehnt, auf einen Baumsturz, und schlägt die Beine kreuzweis über einander. S. Martin. Relig. des Gaulois T. II. p. 6.

Belisar, der Sohn eines thracischen Landmanns, wurde zu Ende des 5ten Jahrhunderts geboren, diente dann unter den Haustruppen Justinians, vermählte sich mit der ausschweifenden Antonia, der Tochter eines Wagenlenkers, einer Freundin der berüchtigten Theodora, Gemahlin Justinians, und wurde, als dieser den Thron bestieg, Feldherr. Er schlug darauf die Perser bei Dara, und zwang sie zum Frieden (533), nachdem er zuvor auch einen Aufstand der Blauen (einer gewissen Partei im Staate) im Cirkus durch Muth und Treue unterdrückt hatte. Außerdem besiegte er die Vandalen (533), entriß ihnen Sicilien (535), eroberte Neapel und Rom (536), und nahm den Gothen (537) mehrere Städte in Italien weg. Sein Muth und seine Tapferkeit bewogen die Gothen, ihm ihre Krone anzutragen, er nahm aber diese Würde nicht an, und behauptete Ravenna gegen ihre Angriffe (539). Von 541 bis 42 besiegte er den König Khosroes von Persien, verlor aber durch Theodora, die sich seiner Scheidung von der ausschweifenden Antonia widersetzte, die Gunst Justinians, und dadurch sowohl den Oberbefehl, als auch den größten Theil seines Vermögens. Das Glück der Gothen unter Totila in Italien nöthigte jedoch Justinian, ihn, wiewohl mit weniger Mannschaft, dorthin zu senden (543). Er eroberte Rom (547), mußte aber bei der Schwäche seiner Truppen bald darauf nach Sicilien entfliehen, und wurde 548 von Justinian nach Constantinopel berufen, der ihn, trotz der unglücklichen Resultate, gütig aufnahm. Im Jahre 559 schuf er ein neues Heer, und trieb die, über die Donau, unter Zabergan eingedrungenen Bulgaren und Slaven, die bis in die Nähe von Constantinopel streiften, zurück. Dennoch verläumdeten ihn seine Neider von Neuem beim Kaiser, und des Verraths angeklagt, saß er (564) 5 Monate gefangen, endlich aber für unschuldig erklärt, erhielt er sein bis dahin sequestrirtes Vermögen, so wie seine Ehrenstellen wieder, und starb den 13ten März 565. Daß er auf Justinians Befehl geblendet, und Allmosen gesucht habe, ist eine Erdichtung späterer Zeiten.

Bell (Joh. Adam Schall von) einer der größten Astronomen und Orientalisten des 17ten Jahrhunderts, war aus einer edlen Patrizierfamilie zu Cöln am Rhein im Jahre 1591 entsprossen. Durch eine standesmäßige Erziehung wurde seine künftige Größe vorbereitet. Im J. 1611 wählte er sich für sein künftiges Leben den Jesuiten-Orden, der seinen ausgezeichneten Talenten hinreichende Nahrung verschaffte. Nachdem er die mathematischen, astronomischen und andern damit verwandten Wissen-

schaften mit dem herrlichsten Erfolge durchstudirt hatte, so schien er für die chinesische Mission ganz geeignet. Im J. 1620 trat er auch wirklich diese so beschwerliche, als höchst gefahrvolle Seereise an. Seine ersten Arbeiten begann er in der Provinzialstadt Sigan-fu, wo er mit vielen Hindernissen und Gefahren zu kämpfen hatte. Dennoch brachte er Viele zum Christenthum, und errichtete eine christliche Kirche, wozu nicht allein die Neubekehrten, sondern sogar auch Etliche aus den Heiden, die er durch seine Wissenschaften und sein liebenswürdiges, sanftes Wesen gewonnen hatte, milde Beiträge lieferten. Seine großen Kenntnisse in der Sternkunde blieben dem Kaiser nicht unbekannt; dieser ließ ihn daher nach Peking zu sich an den Hof laden, mit dem Auftrage, den chinesischen Kalender rücksichtlich der Sonnen- und Mondesfinsternisse, des Laufes der Planeten u. s. w. zu verbessern. Dieses Geschäft vollführte von Schall glücklich in Zeit von 5 Jahren, bei welcher Gelegenheit er 150 Abhandlungen über diesen Stoff in chinesischer Sprache schrieb. Der Kaiser bezeugte ihm seine Zufriedenheit dadurch, daß er ihn zum Mandarin (diese sind chinesische Edelleute, und die Geehrtesten des Landes) und zum Vorsteher des mathematischen Instituts ernannte. Diesem Amte stand von Schall 23 Jahre vor, während welcher er bei drei aufeinander folgenden Kaisern im höchsten Ansehen stand, und aus denen besonders der letzte, Xinn Chi, ihn so liebte, daß er ihm, auch wider seinen Willen, den Titel eines Meisters der himmlischen Geheimnisse beilegte, und ihn zu seinem geheimen Reichsrath bestellte. Und obschon die chinesischen Kaiser sich äußerst selten dem Volke zu zeigen pflegen, so begab sich dieser Monarch gleichwohl vier Mal im Jahre zum Pater Schall, besah dessen Museum, unterhielt sich mit ihm auf das Freundschaftlichste, genoß von dessen Gartenfrüchten, besah die christliche Kirche, und lobte ihre schöne Ausführung; kein Wunder, wenn die Christusreligion im ganzen Reiche an Ansehen und Wachsthum gewann, besonders da der Kaiser selbige durch ein eigenes Diplom begünstigte; daher denn in einem Zeitraume von 14 Jahren über 20.000 Personen die heilige Taufe empfingen. — Bisher hatte Pater Schall als Gelehrter geglänzt, er sollte nun auch als christlicher Held der Geduld und Standhaftigkeit der Welt ein Beispiel geben. Da der Kaiser, sein bisheriger Gönner und Freund, das Zeitliche segnete, so bestellte er über seinen minderjährigen Sohn vier Vormünder und Reichsverweser; diese hegten längst einen tiefen Haß wider das Christenthum, und nun fanden die Anklagen gegen dasselbe, so wie gegen Schall und seine drei Mitgenossen, nur zu bald das günstigste Gehör. Sie wurden der Verschwörung wider den Staat und falscher Lehren beschuldigt, vor Gericht geladen, mit Ketten am Halse, an den Armen und Beinen beladen, wie Bösewichter und Verführer ein halbes Jahr hindurch von einem Richterstuhl zum andern hingeschleppt. Pater Schall ward verurtheilt, gliedweise auseinander gehauen, und langsam getödtet zu werden. Indessen erschien ein großer Komet am Himmel, und ein schreckliches Erdbeben begleitete diese Erscheinung, die Gebäude stürzten häufig zusammen, im kaiserlichen Pallast entstand zugleich ein fürchterlicher Brand, der junge Kaiser und sein Hof mußten unter Zelten wohnen. Jetzt schrie das Volk unaufhörlich, Gott sey hier im Werke, der die Unschuld der armen Verurtheilten rächen wolle, und die Folge davon war ihre völlige Freisprechung. Schall hatte inzwischen längst an der Wassersucht gekränkelt, und einige Wochen vor seinem Ende wurde er von Neuem vor Gericht gezogen, und litt große Mißhandlungen, denen aber sein Tod 1666 den 15 August das Ziel setzte, nachdem er ein Alter von 75 Jahren erreicht hatte, wovon er 44 Jahre der Mission mit Thätigkeit und glühendem Eifer für die Verherrlichung Gottes geweihet hatte.

Digitized by Google

Belladonna, deren Früchte Wolfskirschen oder Tollbeeren heißen, ist eines der giftigsten einheimischen Gewächse. Ihre röthlichen, mehrere Fuß hohen Stengel haben eirunde, sechs Zoll lange Blätter; und schmutzigrothe, glockenförmige Blumen. Zur Zeit der Reife sind die Beeren glänzend schwarz, den Kirschen ähnlich. Die giftigen Blätter werden von Schaafen und Kaninchen ohne Schaden gefressen. Von der Schminke, welche man in Italien aus dem Safte derselben ehemals bereitete, wurde diese Pflanze bella donna (das ist: schöne Frau) genannt. Die Aerzte bedienen sich ihrer wider verschiedene hartnäckige und gefährliche Krankheiten.

Bellarmin (Robert) war zu Monte-Pulciano im J. 1542 geboren, und trat in einem Alter von 18 Jahren in den Orden der Jesuiten. Seine Gesellschaft gab ihm den Auftrag, die Theologie auf der Universität zu Löwen zu lehren. Man sagt, daß er auch in dieser Stadt mit solcher hintreißenden Beredsamkeit gepredigt habe, daß aus den entferntesten Ländern und Gegenden, aus England und Holland, die Protestanten herbeiströmten, um seine Vorträge zu hören. Nach einem 7jährigen Aufenthalt in den Niederlanden kehrte er nach Italien zurück. Gregor XIII. wählte ihn, um an dem Collegium, das er errichtet hatte, Vorlesungen über die Controversen zu halten. Sixtus V. gesellte ihn als Theologen dem Legaten bei, den er 1590 nach Frankreich sandte. Clemens VIII. erhob ihn 9 Jahre später zum Cardinal und Erzbischof von Capua. Weil Paul V. ihn um seine Person behalten wollte, so begab Bellarmin sich seines Erzbisthumes, und widmete Zeit und Kraft den Geschäften des römischen Hofes bis zum J. 1621, worin er starb. Kein Schriftsteller hat mit mehr Talent und Feuer die Sache der Kirche und die Vorrechte des römischen Hofes vertheidigt. Jedoch hegte er über die weltliche Herrschaft nicht die gewöhnliche Meinung der Ueberälpler seiner Zeit; er verwarf unbedingt die direkte Herrschaft, aber er bestand auf der indirekten mit einem Feuereifer, worin er alle Diejenigen als Ketzer betrachtete, welche sie nicht zuließen. Dieser gelehrte Cardinal hat die Kirche mit mehrern Werken bereichert. Das bekannteste davon ist das Corpus Controversiarum. Dies ist das Waffenhaus, aus dem die katholischen Theologen ihre Waffen gegen die Ketzer holten. Keiner hat den Gegnern größere Schwierigkeiten entgegen geboten. Die Meisten haben ihm geantwortet; aber fast Alle haben eingestanden, daß er ihre Einwürfe in ihrer Stärke vortrage, und Einige bekennen es, daß er sie besser beseitige, als irgend ein anderer katholischer Schriftsteller es vermochte. Seine Schreibart ist weder rein, noch zierlich; allein sie ist gedrängt, leicht, bestimmt, ohne jene barbarische Trockenheit, welche die meisten Schriften der Scholastiker entstellt. Wäre er zu unsern Zeiten aufgestanden, so wäre seine Kritik sicherer gewesen; er hätte keine Schriftsteller von zweideutiger Zuverlässigkeit angeführt; und das, was wirklich Glaubenslehre ist, genau von dem geschieden, was unter die Meinungen gezählt werden kann. Die beste Ausgabe seiner Controversen war die Pariser, ehe die Prager Ausgabe 1721 erschien. Hinterlassen hat auch dieser Cardinal Commentare über die Psalmen, Predigten, eine Abhandlung über die kirchlichen Schriftsteller, drei Bücher von dem Seufzer der Taube, voll von sanft überredender Moral; de ascensu mentis in Deum, die Frucht einer gediegenen und tiefen Philosophie, woraus die berühmtesten Schriftsteller, z. B. Buffon, anziehende Stellen mitgetheilt haben. Auch hat er einige Hymnen gedichtet, unter denen der von der Kirche für das Fest der h. Magdalena angenommene Hymnus: Pater superni luminis etc. sich auszeichnet.

Bellerophon, eigentlich Hipponous, ein Sohn des Glaucus und Enkel des Sisyphus. Er lebte zur Zeit des Oeneus, bei dem er zwanzig Tage zu Aetolien als Gastfreund sich aufhielt, und zum Gastgeschenk von

ihm einen purpurfarbenen Gürtel erhielt. Bei einer uns unbekannten Veranlassung tödtete er einen Stammverwandten, einen gewissen Belleros, und davon erhielt er den Namen Bellerophontes, Mörder des Belleros. Dieser Mordthat wegen mußte er aus Corinth entfliehen, um sich seiner Blutschuld entbinden, und mit den Göttern wieder versöhnen zu lassen. Er nahm seine Zuflucht zum Prötus, König von Tyrinth, dem Bruder des Acrisius, und wurde durch ihn, dem Herkommen gemäß, wegen seines Verbrechens mit den Göttern ausgesöhnt. Bellerophon war eben so schön, als tugendhaft. Antea (wie sie bei Homer heißt; Sthenoböa bei den Tragikern und Apollodor), die Gemahlin des Prötus, verliebte sich in ihn, und da er ihre Anerbietungen ablehnte, so erregte er ihren Zorn so, daß sie sich bei ihrem Gemahl über das Verbrechen beklagte, was sie eigentlich hatte begehen wollen. Dieser wollte jedoch durch seine Ermordung nicht die Rechte der Gastfreiheit verletzen, und schickte ihn daher zu seinem Schwiegervater, dem Könige Jobates; nach Lycien, an welchen er ihm eine zusammengelegte Tafel mitgab, worauf gewisse, dem Jobates verständliche Zeichen eingegraben waren, die das vermeinte Verbrechen des Jünglings enthielten, mit der Bitte, an seiner Stelle ihn zu bestrafen. Bellerophon kam glücklich an, und Jobates nahm ihn sehr gütig auf. Zum Glück für den unschuldigen Jüngling feierte der König gerade ein Fest, und dem edlen Gebrauche des Heldenalters gemäß, bewirthete er ihn neun Tage, ehe er ihn um seine Aufträge befragte. Binnen dieser Zeit hatte Jobates den Bellerophon lieb gewonnen, und als er am zehnten Tage endlich die unglückliche Tafel las, so konnte er nun sich eben so wenig entschließen, seinen ihm theuer gewordenen Gastfreund zu ermorden, als Prötus es gekonnt hatte. Ganz ungestraft wollte er ihn indessen auch nicht von sich lassen, und daher beschloß er, den Bellerophon in gefahrvolle Unternehmungen zu verwickeln, und so dem Schicksale seine Strafe zu übertragen. Er gab ihm daher erstlich den Auftrag, die furchtbare Chimära zu bekämpfen. So schrecklich dieses Ungeheuer auch war, so zagte doch der junge Held nicht, sondern unternahm den fürchterlichen Kampf. Die Götter belohnten seinen Muth, und sandten ihm den geflügelten Pegasus zur Hülfe. Dieser schweifte, einer corinthischen Volkssage nach, ungebändigt um Corinth herum, bis ihn Bellerophon nach dem Rathe der Pallas einfing, und bändigte. Auf den gezähmten Pegasus schwang sich nun der Held, und kämpfte so in der Luft schwebend mit dem Ungeheuer, das er endlich glücklich überwand. Siegreich kehrte er nun zum Jobates zurück, aber dieser war noch nicht zufrieden. Bellerophon bekam einen zweiten Auftrag, die tapfern Solymer, eine kleinasiatische Nation, und die Amazonen zu bekriegen. Auch von dieser Unternehmung kehrte er siegreich zurück. Jetzt lauerte noch eine Gefahr im Verborgenen auf ihn. Jobates nämlich stellte einen Hinterhalt von den kühnsten Lyciern aus, die ihn überfallen sollten. Aber der Held wehrte sich so tapfer, daß auch nicht Einer von den Lyciern mit dem Leben davon kam. Nun erkannte endlich Jobates die Unschuld des Jünglings, und wurde überzeugt, daß er ein Liebling der Götter sey. Er gab ihm seine Tochter zur Gemahlin, theilte seinen Thron mit ihm, und schenkte ihm einen Theil von Lycien als Eigenthum. Mit der Tochter des Jobates erzeugte er Isander, Hippolochus, und die Laodamia. Eine Zeitlang lebte er sehr glücklich; aber bald demüthigte sich Stolz seiner Seele. Im Gefühle seines Siegesruhms schwang er sich einst mit dem Pegasus in die Lüfte, und wollte sich dem Sitze der Götter nähern. Dieser Stolz eines Sterblichen erregte den Zorn der Himmlischen. Sie schickten eine Bremse, deren Stich den Pegasus so rasend machte, daß er sich bäumte, und den unglücklichen Bellerophon abwarf. Zwar starb er nicht von dem schrecklichen Falle, aber das Bewußtseyn seiner Schuld, der Haß der Götter, und der Kummer über häusliches Unglück verfolgeten ihn unaufhörlich.

Digitized by Google

Er floh vor den Menschen in die Einsamkeit, und überließ sich ganz der finstersten Melancholie bis ihn der Gram verzehrte. Noch fügen wir Böttigers Hypothese über die Entstehung der Fabel vom Bellerophon hier bei. Unstreitig war er ein rüstiger Jüngling aus dem Stamme der Sisyphiden, der zuerst sich dadurch merkwürdig machte, daß er die Kunst erfand, dem Pferde Zaum und Gebiß anzulegen, und es so der Gewalt des Reiters zu unterwerfen. Die Erfindung machte so viel Aufsehen, daß man sie allgemein der Weisheit der Pallas zuschrieb, und sie für die Beschützerin des edlen Jünglings erklärte. Mit Hülfe des gezähmten Rosses reinigte er beim Jobates in Lycien die benachbarten Gebirgen von Löwen und wilden Thieren, von Räubern, und den Amazonen, welche nach dem Zeugnisse des Plutarchs die Reitkunst schon verstanden. Diese dreifachen Abenteuer symbolisirte die Bildersprache durch ein Ungeheuer mit drei verschiedenen Thierköpfen, oder aus drei Leibern, aus Löwe, Ziege und Drache zusammengesetzt. Dieses belegte man mit dem Namen Chimära, der deswegen von der Ziege hergenommen war, weil Bellerophon sein Hauptabenteuer mit den Amazonen bestand. Denn, im Alterthume verglich man alles, was auf Anhöhen herumkletterte, mit Ziege, und daher deutete man auch die Ziege von den Amazonen, welche mit ihren Rossen auf den Gebirgen umher jagten. Die vulkanische Beschaffenheit der Gegend gab dem Ungeheuer auch noch Feuer in den Rachen, und so entstand denn das groteske Bild der von Bellerophon besiegten Chimära, welches überhaupt zu den ältesten orientalischen Thierarabesken gehört.

Bellona bedeutet die Wuth im Kriege, und ist die beständige Begleiterin des Mars, welche zugleich mit der Eris, dem Schrecken und der Flucht, vor des Mars Wagen herläuft. Die Römer sind in ihren Schilderungen von dieser Bellona mannigfaltiger. Die Veranlassung dazu gab ihnen der Tempel, welchen dieser Bellona im J. d. St. 469 Appius Claudius im Kriege gegen die Samniten gelobte, und dann vor dem karmentalischen Thore errichtete. Sie schildern sie ebenfalls als die stete Begleiterin des Mars, die vor seinem Wagen her eine blutige Geißel schwingt, oder auch seinen Wagen anschirrt, oder vorn auf dem Wagen sitzt, und entweder mit der Geißel die beiden Pferde desselben, Pavor und Formido, antreibt, oder dieses mit dem Spieße thut. Denn der blutige Spieß wird ihr so oft, als die Geißel, zugelegt. Auch erscheint sie bisweilen mit einer brennenden Fackel, womit sie mit zerstreuten Haaren zwischen den Heerschaaren hin- und herläuft. Der Tempel der Bellona war in Rom sehr berühmt. In ihm versammelte sich der Senat, wenn für einen siegreichen Feldherrn der Triumph beschlossen werden sollte, oder Unterhandlungen mit feindlichen Gesandten gepflogen wurden. Die Priester dieser Göttin gehörten nicht unter die vornehmsten Priesterorden. Sie waren Ausländer, und da sie sich bei Verehrung ihr Göttin mit Messern ritzten, und in einer Art von Raserei Orakelsprüche von sich hören ließen, so hielt sie der Pöbel für heilige Leute, und beschenkte sie. Noch zwei andere berühmte Tempel hatte diese Göttin in den beiden Städten Komana, deren eine in Pontus, die andere in Kappadocien lag. Der Tempel der letztern Stadt besaß fürstliche Ländereien und nährte über 4.000 Priester und Priesterinnen, von denen der Oberpriester die nächste Person nach dem Könige war. Man muß das eigentliche Symbol des Krieges, das die Römer Bellum, die Griechen Eris nannten, von dieser Bellona wohl unterscheiden.

Bell-Rock, ein für die Schiffer höchst gefährlicher Felsen unweit des Tay-Flusses. Ehemals sollen die Mönche von Aberbrothok hier vermittelst einer Glocke (Bell) dem Seefahrer zur Warnung ein Zeichen gegeben haben. Seit 1807 bis 1811 ist man beschäftigt gewesen, auf diesem Felsen einen 115 Schuh hohen, runden Leuchtthurm zu errichten. Das Signal darauf für die Schiffer besteht

aus einer Maschine, welche abwechselnd ein weißes und rothes Licht mit Zwischenräumen der Dunkelheit von sich giebt. Bei stark benebelter Luft giebt die nämliche Maschine vermittelst zweier Glocken Tag und Nacht anhaltend ein Zeichen.

Bellum war das Symbol des Krieges bei den Griechen und Römern. Man schloß bildlich dieses Ungeheuer in einen Tempel ein, der mit hundert eisernen Riegeln nach der Dichter Aussage verwahrt war; oder man ließ es gefesselt mit auf den Rücken gebundenen Händen erblicken. Beide Bilder vereinigt Virg. Aen. I., 291 f. Gefesselt hatte Apelles dieses Ungeheuer vor den Triumphwagen Alexanders gemalt; ein Gemälde, das August auf seinem Forum aufstellte. Da in Rom der Janustempel bei einem entstehenden Kriege geöffnet, und mit dem Frieden geschlossen wurde: so sagten die Dichter bald, Janus verschließe in seinem Tempel Bellum und den Mars.

Belphegor, Beelphegor, Baalphegor, eine Gottheit der Moabiter, diesen Namen führend von dem Berge Peor oder Phegor, wo sie in vorzüglicher Verehrung stand. Aus der asiatischen Mythologie stammte diese Gottheit ab, und drückte das Bild der Sonne, als Symbol der zeugenden Kraft, aus, welche die alten Völker so häufig durch den Phallus, den obige Gottheit im Munde soll geführt haben, anschaulich darstellten.

Beludschistan, Land in Asien, an den Gränzen von Hindostan, Iran, Kabul und dem indischen Meer, 58° 55′ — 67° 30′ O. L., 24° 51′ — 30° 40′ N. B. Es enthält eine Fläche von 8.000 □M., wird von mehrern an 5.000 Fuß hohen Gebirgen durchschnitten, umfaßt große Wüsten und fruchtbare Ebenen, und wird von 3 Millionen Menschen bewohnt, besonders von den räuberischen, aber gastfreien, in Zelten wohnenden Beludschen, die sich in große Klassen, Beludschen und Brahus, mit mehrern Stämmen, theilen. Die Sprache jener hat Aehnlichkeit mit der persischen; aber die Sprache der Brahus ist der persischen unähnlich. Die Beludschen bilden 48, die Brahus 74 Stämme, mit 1.400.000 Seelen. Hier findet sich Gold, Silber, Blei, Eisen, Kupfer und Zinn, und zwar verschiedene von diesen Metallen in großer Menge. Der Boden ist fruchtbar, und die Gärten in der Nähe der Städte bringen die feinsten Früchte hervor. Getreide wird im Ueberfluß gebaut. Die nördlichen Gegenden bringen Krapp, Baumwolle und einen Indigo von vorzüglicher Güte hervor. Obschon Beludschistan im Allgemeinen kein Holzland zu seyn scheint, so giebt es doch daselbst Bäume von ausgezeichneter Größe und Stärke. Die Hausthiere sind: Pferde, Maulesel, Esel, Kameele, Dromedare, Büffel, schwarzes Rindvieh, Schaafe, Ziegen, Hunde, Katzen, Hühner und Tauben. — Unter den wilden Thieren befinden sich Löwen, Tiger, Leoparden, Hyänen, Wölfe, Schakals, Tigerkatzen, wilde Hunde, Füchse, Hasen, Mongus, Bergziegen, Antelopen, rothe und andere Elendthiere. Fast alle europäische und asiatische Vogelgattungen sind hier beisammen, und die Einwohner sind schlank, wohlgebildet und thätig, aber von geringer Körperkraft. Ihre Farbe ist dunkel, das Haar ist schwarz. Alle haben einen Hang zum Rauben, sie fürchten keine Gefahr, und sind tapfer im Gefechte. Die Brahus, von allen die räuberischesten, halten das kühne Plündern einer fremden Gegend für ehrenvoll. Ihre Lebensweise zu Hause ist, mit Ausnahme der Städtebewohner, ein patriarchalisches Hirtenleben. Sie wohnen meistens unter Zelten oder Hütten. Die Brahus sind von kurzem, stämmigem Wuchs, haben runde Gesichter und flache Züge. Bei manchen sind Haupthaar und Bart braun. Sie leben als eigentliche Nomaden, welche der Weideplätze wegen ihren Wohnort nach Maaßgabe jeder Jahreszeit wechseln. Frei von dem räuberischen Unternehmungsgeiste der Beludscher, sind sie ein braves, ruhiges und betriebsames Volk.

Digitized by Google

Belus. Das Alterthum zählte verschiedene berühmte Monarchienstifter, die den Namen Belus, der ohne Zweifel seinen Ursprung von dem morgenländischen Bel, Herr, hat, führten; und demnach scheint diesen Namen vorzüglich ein babylonischer oder chaldäischer König geführt zu haben, dessen Geschichte allmählig mit der Geschichte der Gottheit Baal vermengt wurde. Soviel ist aber gewiß, daß in Babylon die Sonne Bel, Bal, Pol, und nach den Griechen, die überall den höchsten Gott der Griechen Zeus nennen, Zeus Belus hieß. Siehe Wagner Ideen S. 205. Vergl. Creuzer Symbol. IV., 264 vergl. S. 19.

Belvedere, eine der schönsten und fruchtbarsten Provinzen auf der Halbinsel Morea in der europäischen Türkei, mit der schlechten Stadt gleiches Namens, die bei den Griechen Kaloskopium (schöne Aussicht) heißt. Hier stand vormals das berühmte Elis. — Auch andere Gebäude in Italien, Deutschland und Frankreich, die zum Genuß einer schönen Aussicht bestimmt sind, führen diesen Namen, der dem französischen Belle vue entspricht. So heißen die fast über allen Häusern Roms befindlichen Thürmchen; besonders aber ist der beim Vatikan daselbst merkwürdig, der nicht nur eine herrliche Aussicht auf die Stadt und die Umgebungen bis zu den Apenninen gewährt, sondern auch mehrere berühmte Antiken auf dem Museo Pio-Clementino enthält, z. B. den berühmten Apollo von Belvedere. Auch ein königl. Landhaus bei Neapel, das eine Seiden- und Sammtfabrik enthält, heißt Belvedere. In Deutschland führen mehrere fürstl. Lustschlösser diesen Namen, z. B. der kaiserl. Sommerpallast und Garten am Rennwege, einer Vorstadt von Wien, mit einer kostbaren Bildergallerie, der ehemals dem Prinzen Eugen von Savoyen gehörte; das großherzogl. Lustschloß 1 Stunde von Weimar, mit einem Garten und einer schönen Orangerie.

Bembo (Peter), zu Venedig 1470 geboren. Er ist der Mann, dem die italienischen Kunstrichter einmüthig das Verdienst zuerkennen, durch sein Beispiel sowohl, als durch seine Grundsätze einen verbesserten Geschmack in ihrer Literatur geltend gemacht zu haben. „Er war es, mit dem das Zeitalter Augusts von Neuem begann, der mit gleichem Erfolg das Muster eines Cicero und Virgil nachzuahmen strebte, und dessen rein fließende Schreibart an Petrarka und Boccacio erinnert. Seine früheren Lebensjahre waren zwischen Studiren und Lebensgenuß getheilt; allein weder sein ererbtes Vermögen, noch sein eigener Fleiß, reichte hin, ihm ein Einkommen zu verschaffen, das seinem Stande und Bedürfnisse angemessen gewesen wäre. Erst als ihn Leo X. zu dem wichtigen Amte seines Geheimschreibers beförderte, erhielt er nicht allein einen festen Wohnplatz, sondern auch ein standesmäßiges Auskommen; denn durch den Ertrag ansehnlicher Pfründen wurde seine jährliche Einnahme von 1.000 Kronen bis zu 3.000 erhöht. Die Gesellschaft, welche Bembo in Rom vorfand, entsprach, wie man aus seinen Briefen sehen kann, seinem Geschmacke vollkommen. Unter seinen vertrauten Freunden finden wir da die Cardinäle da Bibbiena und Julius von Medici, die Dichter Tebaldo, und Accolti, den unnachahmlichen Künstler Raphael von Urbino und den gebildeten Hofmann Balthasar Castigligeon. Auch zu wichtigen Staatsunterhandlungen gebrauchte der Pabst ihn gelegentlich; allein die Natur hatte ihn mehr zum glücklichen Schriftsteller, als zu einem Geschäftsmann bestimmt, und seine Gesandschaften waren meist ohne Erfolg. Indessen verdient er in seinem Posten eines päpstlichen Geheimschreibers alles Lob, und die Briefe, welche von ihm und seinem Gehülfen Sadoleti herrühren, bewiesen zuerst, daß die Natur der Staatsangelegenheiten, und die Form der Geschäfte sich gar wohl mit den Eigenheiten einer lateinischen Schreibart vereinbaren läßt. Kurz vor des Papstes Tode hatte Bembo Rom verlassen, wie man gewöhnlich glaubt, wegen Kränklichkeit; allein wahr-

scheinlich war dies nur der Vorwand, und er glaubte Ursache zu haben, mit dem Papst unzufrieden zu seyn, den er deshalb mit dem Entschluß verließ, nie wieder zurückzukehren. Da er nun keine Amtsgeschäfte mehr hatte, so ließ er sich in Padua nieder. Er hatte bereits zur Gefährtin seiner Mußestunden ein junges Frauenzimmer, Namens Moresina, die er öfters in seinen Schriften erwähnt, erwählt, und die bei 22 Jahre lang, bis an ihren 1535 erfolgten Tod, in dieser Verbindung mit ihm lebte. Wie zärtlich er sie liebte, beweiset sein Schmerz über ihren Verlust. Elf seiner Sonette, die sich hierauf beziehen, sind pathetischer, als Alles, was er sonst schrieb. Die Einkünfte, die er der Güte des Papstes verdankte, setzten ihn in den Stand, unabhängig zu leben, und sich ganz seinem Studium, dem Umgange seiner Freunde, und seinem Vergnügen zu widmen. Jetzt fing er mit ungemeinem Fleiß und großen Kosten eine Sammlung von Handschriften alter griechischer und römischer Classiker an, die an innerm Werthe sowohl, als an Menge, immer eine der vorzüglichsten in Italien blieb, und späterhin größtentheils dem vaticanischen Bücherschatze einverleibt wurde. Hiermit verband er auch noch eine Sammlung alter Münzen und Schaumünzen, und anderer Kunstwerke. Einen Theil seiner Zeit brachte er auf seinem Landgute, Villa Bozza, nahe bei Padua zu, wo er die Pflanzenkunde studirte. Mehrere Schriftsteller erwähnen des hier von ihm angelegten botanischen Gartens. In dieser unabhängigen Lage fertigte er den größten Theil seiner Schriften aus, und lebte hier so vergnügt, daß man behauptet, er habe, als ihn Paul III. unvermuthet zum Cardinal ernannte, eine Zeitlang Bedenken getragen, diese Würde anzunehmen. Endlich soll seine Wahl zufällig dadurch entschieden werden seyn, daß er in der Messe den Priester die Worte herlesen hörte: Petrus, folge mir nach; die er als Zuruf des Himmels an sich betrachten zu müssen glaubte. So begab er sich von Neuem nach Rom, wo ihn der Papst mit vieler Güte aufnahm, und ihm mehrere reiche Pfründen ertheilte. Auch fand er hier wieder manche seiner alten Bekannten vor, namentlich die Cardinäle Contarino, Sadoleti, Cortese, und den englischen Cardinal Reginald Pole, der damals im Cabinet und in der gelehrten Welt in großem Ansehen stand. Hier starb auch Bembo im Jahre 1547 in einem Alter von mehr als sechs und siebzig Jahren. Bembo wurde in der Kirche Santa Maria alla Minerva in Rom beigesetzt. Sein Grabmal befindet sich hinter dem großen Altare zwischen dem von Leo X. und Clemens VII. Dem ausgezeichneten Lobe, womit seine Zeitgenossen fast alle von seinen Schriften sprechen, stimmen die besten spätern Kunstrichter bei. Auch kann man nicht läugnen, daß dieses so richtig und zartfühlende Nachahmer eines Petrarka und Boccacio viel dazu beigetragen hat, den bäurischen Styl der meisten italienischen Schriftsteller aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts zu verdrängen. Sein Name that erstaunliche Wirkung; die vorzüglichsten Gelehrten jener Zeit bildeten sich größtentheils in seiner Schule, oder nach seinem Muster. Indessen besteht das Verdienst seiner Schriften mehr in reiner und richtiger Sprache, als in lebhaftem Gefühl und reichem Dichterschmucke. Man findet da wenig Abwechslung des Gegenstandes und der Karaktere; die meisten seiner Lieder erzeugte die Liebe. Sein Trauergesang auf den Tod seines Bruders Carl ist sehr gepriesen worden, und hat allerdings manche Schönheiten; jedoch fehlt es ihm an der natürlichen Wärme des Gefühls, die man bei einer solchen Gelegenheit mit Recht erwartet. Wenn man also die Dienste richtig berechnen will, die Bembo der Verbesserung des Geschmacks geleistet hat, so muß man nothwendig einen Unterschied machen, zwischen den Fortschritten der italienischen Dichtkunst und der Ausbildung der Sprache dieses Landes, so wie zwischen dem, was der kühne Flug des Geistes und das langsamere Streben des anhaltenden

Digitized by Google

Fleißes zu leisten vermag. Seine Gedichte bestehen meist in Sonetten und Gesängen, und sind freier von Fehlern, aber auch kälter und matter, als ihr Urbild Petrarka. Man vermißt in ihnen ganz jenes reine tiefe Gefühl, welches unmittelbar zum Herzen des Lesers spricht, weil es vom Herzen des Dichters ausströmt; man entdeckt nur selten in ihnen jenes untergeordnete Merkmal von Werken des Geistes, jene reiche Phantasie, die durch schnellen Wechsel lebendiger und mannigfaltiger Bilder ergötzt. Eine ruhige Prüfung muß zwar diese Dichtungen billigen; allein man sagt sich dabey, daß jeder Mann von Geschmack und ausgebreiteter Belesenheit mit einigem Fleiße eben das hätte leisten können. Dies beweise das Heer von Schriftstellern, die ihn zum Muster wählten. Unläugbar hat diese Manier dadurch, daß sie die herrschende wurde, das Emporkeimen manches Werks von höherm Gehalte gehindert. Man gewöhnte sich, den innern Werth den äußern Verzierungen aufzuopfern. Die Schaale wurde über und über vergoldet, aber in ihr fand man nichts von einigem Werthe, und jene Schriftsteller sannen einzig — nicht auf das was, sondern auf die Art wie sie es sagen wollten. Bembo's lateinische Schriften scheinen, wenn man nach ihrem Inhalt und nach den Personen urtheilen darf, an welche sie gerichtet sind, meist Früchte seiner Jugendjahre gewesen zu seyn. Im männlichen Alter legte er sich vorzüglich auf die Ausbildung seiner Muttersprache. Nach dem Urtheile der Kenner kann Bembo weder in seinen lateinischen, noch italienischen Schriften, auf Originalität Anspruch machen. So wie er in diesen sich allzu ängstlich an das Muster Petrarka's hielt, so folgte er in jenen zu sklavisch den Fußstapfen der alten Classiker, besonders Cicero's, sowohl in Versen, als in Prosa. Indeß ist diese Nachahmung nicht so sichtbar in seinen lateinischen Schriften, als in seinen italienischen Sonetten und lyrischen Gedichten; und im Ganzen haben jene ersteren, ob er gleich deren nur wenige und auf unbedeutende Gegenstände schrieb, doch mehr Anziehendes, und verrathen mehr lebhaftes Feuer, als in letzteren. Bembo's sämmtliche Werke sind zu Venedig in 4 Foliobänden erschienen; die Wichtigsten derselben sind die Geschichte Venedigs von 1478—1513 in 12 Büchern, Lateinisch und Italienisch abgefaßt. Le Prose, Dialogen über die Regeln der toskanischen Sprachen. Gli Asolani. Dialogen über die Natur der Liebe. Le Rime, eine Sammlung von Sonetten und Canzonen. Seine Briefe, theils Italienisch, theils Lateinisch. De Virgilii Culice et Terentii Fabulis Liber etc.

Benannte Zahl. Verbindet man mit dem Begriffe einer Zahl noch den einer besondern Art von Dingen, so nennt man diese Verbindung zweier Begriffe eine benannte Zahl; und Rechnungen, die sich auf bestimmte Arten von Dingen beziehen, nennt man Rechnungen in benannten Zahlen. Streng genommen, enthalten diese Ausdrücke einen Widerspruch. Denn der Begriff einer Zahl schließt jeden Begriff einer besondern Art von Dingen aus, und verbindet man diesen damit, so bleiben es immer zwei verschiedene Begriffe, von denen nur der erstere in der Rechnung selbst gebraucht werden kann. Alle Rechnungen geschehen mit sogenannten unbenannten Zahlen. Indessen giebt es viele Dinge des gemeinen Lebens, auf welche man oft die Rechnung der vier Spezies anwenden muß. Man hat es daher der Mühe werth gehalten, in den Elementarbüchern der Arithmetik die Anwendung der vier Spezies auf diese Dinge, die man vorzüglich unter die Rubriken von Münze, Maaß und Gewicht brachte, besonders abzuhandeln, und so ist die Unterscheidung dieser Spezies in Rechnungen mit unbenannten und in Rechnungen mit benannten Zahlen entstanden. Die letztern aber sind keine andern, als die erstern; nur müssen zu Einer Rechnung oft mehrere Rechnungs-Arten mit einander verbunden werden. Mit den Benennungen der Zahlen hat man in der

Digitized by Google

Rechnung selbst nichts zu thun; sie sollen uns daher nur erinnern, welchen Arten von Größen die Zahlen untergelegt sind, um den Gang der Rechnung bestimmen zu können. Eben so wenig findet man durch die Rechnung irgend eine Benennung einer Zahl, sondern nur eine unbenannte Zahl, deren Benennung nach dem ganzen Zusammenhange der Aufgabe und der Rechnung zu bestimmen ist.

Benares, Bhanares, eine Provinz in der englischen Statthaltreschaft Bengalen in Ostindien, am Ganges und Gagara, mit 591½ Quadratmeilen, und 2 Millionen Einwohnern. Sie ist eben, vom Ganges durchströmt, und reich an den meisten indischen Produkten. Der ehemals unabhängige Raja oder Fürst ward 1775 von den Engländern zinsbar gemacht, und genöthigt, ihnen jährlich 900.000 Thaler zu bezahlen. Aber im Jahre 1781 vertrieb der englische Gouverneur Hastings den Raja Chit Sing, und setzte dessen unmündigen Neffen Babu Sing zum Regenten, mit sehr eingeschränkter Gewalt, und mit Erhöhung des Tributs auf mehr als 2 Millionen Thaler. Die Hauptstadt Benares, 25° 18′ 36″ B., ist eine der größten indischen Städte, hat aber keine Mauern, meistens enge, unreine Gassen und schlechte Häuser mit 580.000 beständigen Einwohnern, meistens Hindus, wovon 7.000 Braminen (auch 50.000 Muhamedaner), ohne 3.000 Einwohner, die zur Dienerschaft der 3 Hinduraja hes gehören, die statt ihrer Herren die nöthigen Opfer und Reinigungen verfehen; bei den Festen ist die Zahl der Einwohner nicht zu berechnen. Sie liegt am Ganges, an dessen Ufer viele steinerne Treppen hinabgehen, wo sich die Inder waschen und ihre Stirne von den Braminen bemalen lassen. Die Stadt ist der Hauptsitz der indischen Gelehrsamkeit, wo die Braminen in der Sanskritsprache und in der Sternkunde unterrichten, weswegen hier auch eine Sternwarte befindlich ist. Auch wird sie wegen einer alten Pagode für sehr heilig gehalten, und von vielen Pilgern besucht. Die Einwohner sind meistens Kaufleute und Wechsler, und liefern viele baumwollne Zeuge, Shals, Indigo, Gold- und Silberstoffe; auch ist hier der Hauptmarkt für Diamanten und Edelsteine, die aus Bundelkund hieher gebracht werden.

Benda, 1) Franz, der Sohn eines Leinwebers, Hans Georg, im böhmischen Dorfe Altbenatka, geboren 1709, ein geschickter Tonkünstler auf der Violine, der auf Friedrichs II. Einladung mit seiner Familie nach Berlin zog, starb den 7. März 1788 zu Potsdam, und hinterließ 12 Solo's für die Violine. — 2) Georg Benda, des Vorigen Bruder, geboren zu Altbenatka 1721, war zuerst Kammermusikus in Berlin, von 1748 bis 1772 gothaischer Capellmeister, und von dieser Zeit bis an seinen Tod 1795 machte er mehrere Reisen, und widmete sich fast einzig der Kunst. Eine Menge Opern, vorzüglich seine Ariadne, verschafften ihm einen bedeutenden Namen unter den Componisten seiner Zeit.

Bender, Hauptstadt von Bessarabien am rechten Ufer des untern Dniester, halbmondförmig längs dem Strome gebaut, mit dunkeln, engen, schmutzigen Straßen, an der Landseite zunächst mit einer Mauer und Thürmen, außerhalb derselben mit einem Hauptwall und tiefen Graben umgeben, und durch ein festes Schloß auf einer Höhe an der Nordwestseite vertheidigt, mit 10.000 Einw. Diese Stadt wurde 1771 von den Russen unter Panin erstürmt, wobei die Besatzung nebst dem größten Theil der Einwohner, bei 30.000 an der Zahl, niedergehauen, und die Stadt verbrannt wurde. Am 15. Nov. 1809 eroberten es die Russen von Neuem, die es auch im letzten Kriege nach dem Frieden von Bucharest 1812, nebst ganz Bessarabien und der Moldau bis an den Pruth behielten.

Benedikt XIV. ist zu Bologna im J. 1675 aus der berühmten Familie Lambertini entsprossen. Nachdem er sich im Studium ausgezeichnet hatte,

Digitized by Google

so ward er nach und nach mit den höchsten Würden der Kirche bekleidet, im J. 1724 zum Titular-Erzbischof von Theodosia, und endlich im J. 1728 zum Cardinal erhoben. Als er den Hut empfing, schrieb er an einen seiner Freunde: „Man muß recht stark an die Unfehlbarkeit des Papstes glauben, um sich zu überzeugen, daß er sich bei meiner Beförderung nicht getäuscht habe. Man will mit aller Gewalt, daß ich eine Eminenz seyn soll, ich, der ich das winzigste Geschöpf der Erde bin. Was ausgemacht fest steht, ist, daß ich bei dieser neuen Metamorphose nur die Farbe wechseln, und in meinem Karakter immer Lambertini bleiben werde." Benedikt XIII. ertheilte ihm den römischen Purpur, und ernannte ihn zum Erzbischof von Bologna. Im J. 1731 nach dem Tode dieses Papstes, der im J. 1740 das Zeitliche segnete, folgte ihm Lambertini den 17. August unter dem Namen: Benedikt XIV. Das Conclave, worin er erwählt wurde, dauerte länger, als fünf Monate. Die Cardinäle waren in zwei Parteien getheilt. Diejenige, welche den Cardinal Aldrovandi unterstützte, gab ihm fortdauernd drei und dreißig Stimmen alle Tage während zwei Monate, ohne daß sie ihm die vier und dreißigste zuwenden konnte; diese würde die Wahl entschieden haben." Der Cardinal Albani, der an der Spitze der Gegenpartei stand, that — so erzählt Duclos — als wenn er sich für Aldrovandi gewinnen lassen wollte, und dieser ließ sich die Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen, ihm einen Dank in einem Briefchen zuzusichern. Albani bediente sich dieses Umstandes, um Aldrovandi geheimer Umtriebe zu beschuldigen. Als dieser merkte, daß Einige seiner Anhänger im Begriffe waren, sich von ihm zu trennen, so zog er sie alle auf Lambertini's Seite, um sie wenigstens dem Cardinal Albani zu entziehen, dessen Partei, weil sie des Conclave müde war, auf die Seite von Lambertini trat, an den sie anfangs nicht gedacht hatte, und dem nun die Gesammtheit der Stimmen zufiel. Er selbst entschied, so zu sagen, seine Wahl durch einen Scherz. Als er sah, daß die Cardinäle lange zu Rathe gegangen waren, sagte er zu ihnen: „Ei, warum zerquält ihr euch mit Erörterungen und Untersuchungen? Wollt ihr einen Heiligen auf den päpstlichen Thron erheben, so erkieset Gotti. Wollt ihr einen Politiker, so erwählet Aldrovandi, und wünscht ihr einen guten Genossen, so nehmt mich." Jedes Jahr seiner Regierung ist durch irgend eine Bulle zur Abschaffung von Mißbräuchen oder zur Einführung frommender Gebräuche merkwürdig geworden. Mäßigung, Billigkeit, Friedensgeist sind die Seele seiner Regierung gewesen. Er hatte die Wissenschaften geliebt und gepflegt, ehe er den päpstlichen Thron bestieg; er gewährte ihnen Schutz und Unterstützung, als er auf demselben saß. In Rom gründete er Akademien, und sandte Belohnungen der Akademie zu Bologna. Er ließ die Mittagslinie zeichnen, den Obelisk des Marsfeldes, den man mit Unrecht den Obelisk des Sesostris genannt hat, aus der Erde herausziehen, und schmückte Rom mit mehrern alten Kunstdenkmalen. Die Sorbonne in Paris erhielt von ihm sein Bildniß sammt seinen Werken. Er besaß die Kunst, seine Gaben mit einer Zartheit zu begleiten, wodurch sie nur noch köstlicher wurden. Der Abbe Galliani, ein berühmter Gelehrter, erhielt von diesem Papste den Auftrag, verschiedene Materien des Vesuvs aufzusammeln. Als er ihm eine Kiste dieser Naturseltsamkeiten übersandte, fügte er ein Briefchen bei, das nur folgende Worte enthielt: «Dic, ut lapides isti panes fiant» d. h. sprich, daß diese Steine zu Broden werden. Benedikt XIV. antwortete ihm, indem er ein Breve auf einen beträchtlichen Jahrgehalt übermachte, so wie folgt: „Sie zweifeln nicht an der Unfehlbarkeit des obersten Bischofes der Kirche, ich gebe Ihnen einen neuen Beweis davon. Mir gehört die Macht, die Worte der heiligen Schrift zu erklären; ich muß immer ihren Geist auffassen, und nie habe ich ihn mit größerer Wonne aufgefaßt, als bei dieser

Gelegenheit." — Seine Unterhaltung war liebenswürdig, und sein Geist munter und aufgeräumt. „Ich habe, sagte er, gar keine päpstliche Miene, weil ich nicht ernsthaft bin; ich werde Maler und Bildhauer bitten, mir solche Miene zu geben." Diese Art des Scherzens und der Höflichkeit, die er auf dem päpstlichen Stuhle zeigte, besaß er von früher Kindheit an. In seiner Jugend machte er einst mit mehreren Freunden eine Vergnügungsreise nach Genua, von wo diese zur See nach Rom zurückkehren wollten. „Nehmt immerhin, sagte Lambertini zu ihnen, diesen Weg; ihr habt nichts zu befürchten; aber mir, der ich noch Papst werden muß, mir ziemt es nicht, dem Wogenspiele Cäsar und sein Glück zu vertrauen." Er hatte einen entschiedenen Abscheu vor Geschäften, deren Führung er gänzlich seinem Minister, dem Cardinal Valenti, überließ. Die Römer, welche zuweilen darüber ärgerlich waren, daß Benedikt XIV. nicht in höchst eigener Person regierte, sagten wortspielend von ihm: «Magnus in folio, parvus in solio! — Der Papst ließ sich selbst Gerechtigkeit widerfahren. Einst sagte er zum Cardinal Portocarrero: „Sie müssen eines Papstes müde seyn, der immer schreibt; und Sie würden wohl daran thuen, keinen Doktor zu meinem Nachfolger zu erwählen." Der Spanier, der wußte, daß Benedikt XIV. mehrere Hüte Prälaten gegeben hatte, die sich aus nichts weniger, als aus Wissenschaften machten, antwortete mit edlem Freimuth: „Eure Heiligkeit haben bei ihrer letzten Beförderung zu gut dafür gesorgt, als daß Sie sich nicht in dieser Hinsicht beruhigen könnten." Dieser Abscheu vor Geschäften machte ihn bald ungeduldig, wenn er mit den Gesandten unterhandelte. Einst sagte er zum Gesandten von Venedig, der seine Rede häufig durch Einwürfe unterbrach: „Wenn Sie, Hr. Gesandter, in der Comödie gewesen sind, so wissen Sie auch, daß Pantalon schweigt, wenn der Doktor spricht." — Solche Aufwallungen gingen auch eben so schnell vorüber, und sogleich war er wieder in seiner gewohnten Laune. Er starb im J. 1758. Die Werke von Benedikt XIV. machen 16 Folianten aus. Die 5 ersten handeln von der Beatification und Canonisation der Heiligen. Dieser Stoff ist darin erschöpft. Der sechste enthält die Akten der Heiligen, die er canonisirt hat. Die beiden folgenden Bände gewähren Ergänzungen und Bemerkungen über die Vorhergehenden. Der Neunte ist eine Abhandlung über das h. Meßopfer. Der Zehnte handelt von den zu Ehren Jesu Christi und der h. Jungfrau eingesetzten Festen. Der Eilfte umfaßt die Instruktionen und Verordnungen, die er, ehe er Papst war, ertheilt hatte. Der Zwölfte ist eine Abhandlung über die Synode, das Beste und Verbreitetste der Werke dieses Papstes. Die vier letzten Bände sind eine Sammlung seiner Breven und Bullen. — Aus allen seinen Schriften leuchtet eine ungeheure Gelehrsamkeit und eine tiefe Kenntniß des bürgerlichen und kanonischen Rechtes, der heiligen und weltlichen Geschichte. Er war munter und frei im Gespräche; seine Sitten waren lauter, und so verlangte er sie auch bei seinen untergebenen Priestern. Als er den Kirchsprengel von Bologna verwaltete, bemerkte er in einem besondern Buche ihre Eigenschaften, sowohl die Guten, als die Schlechten. Jeder war nur mit zwei, aber kräftigen Worten gezeichnet. Als Clemens XII., sein Vorgänger, über einen Geistlichen, dessen Sitten untadlich waren, Beschwerde führte, antwortete ihm Lambertini: „Der höchste Rang giebt den Vorurtheilen Blöße, vor denen ich mich schützen kann, weil ich die Zeit habe, den Dingen tiefer auf den Grund zu forschen. Bei Eurer Heiligkeit hat man den Priester N... verläumdet. Es ist ein trefflicher Mann. — Ich habe Diejenigen, sagte er, welche der öffentliche Haß verfolgte, sehen wollen; so habe ich oft bemerkt, daß jene Menschen, die mit so schwarzen, schwarzen Farben geschildert wurden, beinahe durchgehends die Opfer des Vorurtheiles und des Neides waren." Welche nachahmungswürdige Maxime besonders in einem Zeitalter, wie das Unsere,

Digitized by Google

worin so viel gehaßt und verläumdet wird, und die Neigung so gewaltig vorherrschet, nur der Sprache des Hasses und der Verläumdung alle Aufmerksamkeit zu widmen.

Benedikt, der Heilige, wurde im J. 480 im Gebiete von Nursia im Herzogthum Spoleto geboren. Von seiner zartesten Jugend an wurde er in Rom erzogen, und zeichnete sich durch Geist und Tugend vor seinen Jugendgenossen aus. Im Alter von 16 Jahren zog er sich von der Welt zurück, worin seine Geburt ihm glänzende Vortheile versprach. Eine scheußliche Höhle in der Wüste von Sublac, vierzig franz. Meilen von Rom, war sein erster Aufenthalt. Dort hielt er sich drei Jahre lang verborgen. Da sein strenges Leben und seine Tugenden ihn berühmt gemacht hatten, so strömte eine Menge Volkes von jedem Lebensalter herbei, um den merkwürdigen Jüngling zu sehen. Er baute gegen zwölf Klöster auf. Sein Glück weckte den Neid. E verließ nun jenen Aufenthalt, und begab sich nach Cassino, einer kleinen Stadt an dem Abhang eines hohen Berges. Die Bauern dieses Ortes waren Götzendiener. Beim Anblicke Benedikt's wurden sie Christen. Ihr Tempel, der dem Apollo geweiht war, wurde in eine Kirche verwandelt. Hier erhob sich bald ein Kloster, das die Wiege des Benediktiner-Ordens geworden ist. Sein Name verbreitete sich durch ganz Europa. Als Totila, König der Gothen, nach Campanien kam, so wollte er den Heiligen sehen; und um zu sehen, ob er die Gabe der Weissagung besitze, wie man es vorgab, so sandte er ihm einen seiner Offiziere, Namens Riggon, den er mit dem königlichen Gewande hatte bekleiden lassen, und dem er zur Begleitung drei der vornehmsten Herren seines Hofes zugesellt hatte, nebst einem zahlreichen Gefolge. Der Heilige, der damals gerade saß, hatte ihn kaum erblickt, als er ihm zurief: „Mein Sohn, lege das Gewand ab, welches du trägst; es ist nicht dein eigenes.“ Von Furcht ergriffen, und beschämt, daß er jenen großen Mann habe foppen wollen, warf er sich zu den Füßen des Heiligen, sammt allen denen, welche ihn begleiteten. Als er zum Könige zurückkam, erzählte er demselben, was ihm begegnet sey. Totila ging nun selbst hin, um den Diener Gottes zu sehen. Sobald er ihn erblickte, warf er sich auf die Erde, und blieb in dieser Stellung, bis Benedikt ihn aufhob. Sein Staunen nahm noch mehr zu, als Benedikt zu ihm folgendermaßen sprach: „Sie thun viel Böses, und ich sehe vorher, daß Sie noch mehreres thun werden. Sie werden Rom erobern, Sie werden über Meer gehen, Sie werden neun Jahre herrschen, aber Sie werden in dem zehnten sterben, und vor das Gericht des gerechten Richters gezogen werden, um von ihren Werken Rechenschaft zu geben.“ Alle Theile dieser Vorhersagung wurden später durch die Geschichte bewährt. Totila, den diese Sprache schreckte, empfahl sich in das Gebet des Heiligen, und war weniger grausam. Und als er einige Zeit darauf die Stadt Neapel eingenommen hatte, behandelte er die Gefangenen mit einer Menschlichkeit, welche von einem Barbaren nicht zu erwarten stand. Benedikt starb im Jahre darauf, 543. Seine Regel wurde fast von allen Cönobiten des Occidents angenommen. Sein Orden war ohne Widerrede einer der Ausgebreitetsten, der Berühmtesten und Reichsten. Er war eine lange Zeit eine Freistätte für alle diejenigen, welche den Bedrückungen der Herrschaft der Gothen und Vandalen entgehen wollten. Die kleine Masse von Kenntnissen, die bei den Barbaren übrig waren, wurden in den Klöstern für die Nachwelt aufbewahrt. Die Benediktiner schrieben viele heilige und weltliche Schriftsteller ab. Ihnen verdanken wir zum Theile die kostbarsten Ueberreste des Alterthums, so wie einen namhaften Inbegriff neuerer Erfindungen. Man hat diesem berühmten Orden seine großen Reichthümer vorgeworfen; allein man hat aus der Acht gelassen, daß er sich selbige durch die mühvolle Urbarmachung wilder Holzungen und undankbarer Län-

dereien errungen hat. Die sinnigen Benediktiner waren es, welche die Reben in die Felsen des Rheingebirges senkten. So manche Stadt, welche jetzt zu den Blühenden gehört, war ehmals nur ein nackter Fels oder ein Brachacker, welche durch heilige und arbeitselige Hände mit Fruchtbarkeit gesegnet wurden. Und welchen Gebrauch machten sie von ihren Reichthümern? Man kann dreist behaupten, sie besaßen dieselben, nur um sie zu vertheilen. Mäßig und sparsam in Allem, was für sie bestimmt war, wurden sie nur prächtig, wenn es galt, die Tempel zu schmücken, Bibliotheken zu bereichern, nützliche Anstalten zu fördern, und den Armen und Gebeugten Trost und Unterstützung zuzuwenden. Der Orden des h. Benedictus hat, weil er eben auf Entwickelung und Erhöhung des geistigen Menschen gerichtet und gegründet war, eine Fülle großer Männer in allen Gattungen hervorgebracht. Daß sich Personen, die durch Stand und Geburt erhoben waren, an ihn anschlossen, lag in dem eigenthümlichen Reize dieses Ordens. Er soll in seinem Schooße 40 Päpste, 200 Cardinäle, 50 Patriarchen, 1600 Erzbischöfe, 4.600 Bischöfe, 4 Kaiser, 12 Kaiserinnen, 41 Königinnen und 3.600 canonisirte Heilige gezählt haben. Seit dem J. 900 hat sich der Orden in mehrere Zweige getheilt. Aus ihm sind die Camaldulenser, Cistercienser, Gilbertiner, Sylvestriner und die Mönche von Foutervault hervorgegangen. Wenn wir auf die Thaten und Früchte eines Ordens zurückblicken, so wäre wohl, wenn irgend einer wieder erweckt werden sollte, keiner so sehr dieser Ehre werth, als gerade der Orden unsers Heiligen.

Benediktbeurn, (Benediktbaiern), eine aufgehobene Benediktinerabtei im baierschen Isarkreise, deren Besitzungen 8 □M. und 3.500 Einw. enthielten. Jetzt ist hier eine treffliche Glasfabrik angelegt, die das schönste Flint- und Crownglas, und die trefflichsten optischen Gläser, wie sie England selbst nicht besser zu liefern vermag, für die meisten Sternwarten in Europa liefert.

Benevento, ein Herzogthum in der neapolitanischen Provinz Principato oltra, 7 Meilen von Neapel nordöstlich, 8 □Meilen groß, mit 20.348 Einw. Es gehört seit dem 11ten Jahrh. dem päpstlichen Stuhl, dem es jährlich 6.000 Thlr. einträgt. Im J. 1806 schenkte es der französische Kaiser Napoleon seinem Minister Talleyrand, der daher den Titel eines Prinzen von Benevento annahm; aber 1815 erhielt es der Papst zurück. Es enthält viel Getreide, Wein, Südfrüchte, Rindvieh und Wildpret. Die Stadt gleichen Namens liegt nördlich von Avellino am obern Calore in der sehr fruchtbaren Thal-Ebene des Gebirgskessels, welcher das Flußgebiet des Calore einschließt, sie hat 14.000 Einw. Die Einwohner heißen bei den alten Geschichtschreibern die Getreuen des h. Petrus, weil dieser Apostel in der Stadt sehr verehrt wird. — In den frühern Zeiten gehörte der Staat von Benevento mit zu den Samnitern. Die Römer unter Manl. Curius Dentatus schlugen hier im J. R. 279 die Epiter und Unter-Italier, befehligt von Pyrrhos. Fast keine Stadt in Italien, mit Ausnahme Roms, ist wegen ihrer Alterthümer so merkwürdig, als Benevent; fast alle Mauern bestehen aus Bruchstücken von Altären, Grabmälern und Säulen des Alterthums. Vorzüglich wohlerhalten zeichnet sich der schöne Triumphbogen Trajans, im J. 114 erbaut, aus, welcher jetzt der Stadt zum Thore dient, und goldenes Thor, porta aurea, hieß.

Bengalen, eine Landschaft in Ostindien, die von dem Ganges und Burremputer durchströmt wird (die sich in den bengalischen Meerbusen ergießen), und auf 4.061½ □Meilen 18 Millionen Einwohner enthält, wovon ⅔ Hindus sind. Es liegt zwar unter einem heißen Himmelsstrich; aber die hohen Garraugebirge im Norden, die das Land von Tibet trennen, und die vielen Arme der Hauptflüsse mildern die Hitze sehr. Alle Häuser müssen auf Pfählen gegründet werden, weil man nicht 3 bis 4 Fuß

tief in die Erde graben kann, ohne auf Wasser zu kommen. Das Land liefert viel Baumwolle, Reis, Indigo, Gummilack, Pfeffer, Arekanüsse, Sandelholz, Zucker, Baumfrüchte, Hausthiere, Seide, Elephanten, Tiger, Büffel, Krokodille, Fische, Salpeter, Seesalz, Eisen ꝛc. Die sehr mäßigen Einwohner bereiten viel Opium, seidene und baumwollene Waaren ꝛc., mit welchen Natur- und Kunstprodukten die Engländer einen sehr wichtigen Handel treiben; denn der Handel der Niederländer, Franzosen und Dänen, die hier auch Comptoire haben, leidet viele Beschränkungen. Bengalen stand ehemals unter dem Großmogul, und ward von einem Nabob oder Unterkönig regiert. Aber nach der Zerrüttung des mogulischen Reichs durch Kuli Khan verfuhr die englisch-ostindische Handelsgesellschaft, die in Calcutta und andern Orten ansehnliche Besitzungen hatte, sehr willkührlich mit Nabobs, die sich von dem Großmogul meist unabhängig gemacht hatten; der Major Adams eroberte 1763 in 4 Monaten ganz Bengalen, und verjagte den Nabob aus seiner Provinz. Schah Zadah, der den Titel Mogul angenommen hatte, erklärte hierauf besonders durch Lord Clive's Bemühung, 1765 die Compagnie zu seinem Duan oder Einnehmer der Einkünfte in Bengalen, Bahar und Orixa, gegen das Versprechen, ihm jährlich eine gewisse Summe zu zahlen, und dem Nabob zur Bestreitung der Kosten der bürgerlichen Regierung, die er führte, auch etwas Bestimmtes auszuzahlen; die übrigen Einkünfte behielt die Gesellschaft, welche dafür die zum Schutz des Landes nöthigen Truppen unterhielt. So erhielt die Compagnie ein reines jährliches Einkommen von wenigstens 1.700.000 Pfd. Sterl., und hatte die wahre und höchste Gewalt in diesem Lande, die aber von den Beamten oft grausam gemißbraucht wurde. So wurden die indischen Fabrikanten, besonders von der Tanty- oder Webekaste, von den Gomosthas oder Faktoren der Kaufleute gezwungen, Zettel anzunehmen, in denen sie sich verbindlich machten, eine bestimmte Menge von Waaren, von denen ihnen etwas vorausbezahlt ward, zu einer festgesetzten Zeit und für einen willkührlich bestimmten Preis, der meistens 15, ja 40 pCt. geringer als der Marktpreis war, zu liefern; wer sich weigerte, Geld und Zettel unter solchen Bedingungen anzunehmen, ward mit Schlägen dazu gezwungen. Auch mußten diese unglücklichen Leute zu gleicher Zeit ihren Acker bauen, um die darauf haftenden Abgaben zu entrichten. Die nothwendige Folge war, daß die Fabrikanten entweder schlechte Waare lieferten, oder ihr Gewerbe aufgaben, und das Vaterland verließen. Bengalen ist zugleich mit Bahar, einem Theile von Orissa, Benares, Auhd und Tipra die erste und wichtigste der 4 Präsidentschaften der englisch-ostindischen Handelsgesellschaft, welche zusammen 10.100 □Meilen mit 32 Millionen Einw. enthält, und ohne den ungeheuern Handelsgewinn und den Tribut des Nabob von Auhd im J. 1800. 6.339.204 Pfd. Sterl. Einkünfte gab, von denen nach Abzug aller Unkosten für die Compagnie ein reiner Gewinn von 1.897.356 Pfd. Sterl. blieb. Die stehenden Truppen, welche die Gesellschaft in solchen Ländern hält, bestehen in Friedenszeiten gewöhnlich aus 4.000 Europäern und 24.000 Seapoys oder einheimischen muhamedanischen Soldaten; im Kriege wird diese Macht ansehnlich verstärkt. Die Hauptstadt ist Calcutta, und der Sitz der Präsidentschaft in einem dabei liegenden Fort Williams.

Benigno Cornelio von Viterbo, einer der gelehrtesten Literatoren seiner Zeit, der mit einem sehr richtigen und kritischen Urtheil eine tiefe Kenntniß der griechischen Sprache verband, und mit einigen Gelehrten vom ersten Range zusammentrat, um die Ausgabe der Erdbeschreibung des Ptolomäus zu besorgen, die 1507 zu Rom erschien. Auch unternahm er die Aufsicht über eine Ausgabe des Pindar mit den Scholien, wozu Chigi die Kosten hergab. Den Druck besorgte Zacharias Kalliergus, ein geborner Cretenser, der vorher zu Venedig gewohnt, und sich dort vielen Beifall durch seine Ausgabe des griechischen Etymologicon magnum erworben

hatte, welches ihm Musurus besorgen half; sie erschien 1499. Chigi ließ in seinem Hause eine Druckerei errichten, und gab die Kosten zu der schönen Quartausgabe der pindarischen Werke von 1515, bei deren Besorgung seine gelehrten Freunde ihn unterstützten, und die für die fehlerfreiste gehalten wird. Auch ziehet man sie, sowohl in Rücksicht der Schönheit des Drucks, als der hier zuerst beigefügten Scholien, der aldinischen Ausgabe vor, die zwei Jahre älter ist. Durch dieses Werk kam Chigi Leo X. in der Errichtung einer griechischen Druckerei noch zuvor, und lieferte das erste Buch, welches zu Rom in dieser Sprache gedruckt ist. Derselben Druckerei verdanken wir auch eine sehr fehlerfreie Ausgabe der Idyllen und Sinngedichte von Theokrit, die im Jahre 1516 heraus kam, und die ein neuerer Herausgeber als die genaueste und vollständigste unter den früheren Ausgaben dieses reizenden Dichters zum Grunde legte, auch vorzüglich bei der Ausbesserung der Fehler, welche durch Nachlässigkeit späterer Drucker eingeschlichen waren, benutzte. Diese Ausgabe nennt der berühmte Reiske in seinem Theokrit (Wien und Leipzig, 1765) praef. p. 12. praestantissimam, et exemplar omnium insecutarum.

Bentley (Richard) geboren zu Ulton in Yorkshire den 27ten Januar 1662. Er ist der Aristarch unter den engländischen Philologen. Schon in seiner frühesten Jugend umfaßte er mit Eifer und großem Talent die Schriften des klassischen Alterthums. Wie alle großen Geister, so bahnte auch er sich einen eigenen Weg in der Kritik der alten Literatur; kühn und oft nur zu dreist rief er die klassischen Werke vor seinen Richterstuhl. — König Wilhelm III. berief ihn 1693 zu seinem Bibliothekar, und 1700 wurde er zum Vorsteher des Dreieinigkeits-Collegiums zu Cambridge ernannt. Hier gab er nach scharfsinnigen, kritischen Untersuchungen, Terenz, Phädrus, Horaz und Lukan heraus. Sein Horaz gehört unstreitig zu seinen trefflichsten Arbeiten, worin er mit bewunderungswürdigem Scharfsinn über manche, bis dahin dunkle Stelle ein helles Licht verbreitet, doch auch oft unnütze und zu gewagte Verbesserung, in diesem, wie in den andern von ihm herausgegebenen Autoren wagt, indem er nicht zufrieden mit der Berichtigung der Lesearten, sondern selbst die Diktion des Dichters zu meistern sich erkühnt. — Sein Phädrus wurde von Hare in der berühmten Epistola critica strenge getadelt. Uebrigens schrieb Bentley noch mehrere kritische Schriften, welche alle einen tiefen Forscher und ein großes Talent, aber auch überall den stolzen, brittischen Rechthaber verrathen. Wie weit seine Anmaßungen gingen, leuchtet hervor aus Miltons verlornem Paradiese, welches er herausgab, worin er eigenmächtig beliebige Veränderungen vornahm, und oft das karakteristische Schöne verwischte; dieses zog ihm auch denn einen heftigen und gerechten Tadel der Engländer zu. Sein Karakter war rauh und hart, hochfahrend und streitsüchtig, anmaßend und ungefällig, weswegen er dann auch bis an sein Ende mit allen Gelehrten seines Fachs in beständigen Fehden lebte. Bei dem Allen erreichte Bentley doch ein Alter von 80 Jahren, und starb 1742.

Benzoesäure. Diese Säure hat ihren Namen vom Benzoeharz, aus welchem man sie am vortheilhaftesten erhält. Sie wurde schon 1806 von Blaise de Vigenere unter dem Namen der Benzoeblumen beschrieben, und findet sich in verschiedenen Pflanzenstoffen, z. B. im peruanischen und Tolu-Balsam, im Styrax, in der Vanille, dem Zimmet, Kalmus, der Birkenrinde, so wie im Urine der Pferde, Kameele, des Rindviehes und anderer Thierarten. Man gewinnt sie aus dem Benzoeharze auf die Weise, daß man z. B. 10 Loth ausgesuchtes Benzoeharz ganz fein pülvert und mit 1 Loth völlig kohlensaurem Kali in ½ Nösel (= 66 franz. Kubikzoll) Wasser kocht. Da das Harz allmählich schmilzt und zusammenbäckt,

Digitized by Google

dadurch aber die Einwirkung der Lauge auf das Innere des Harzkuchens verhindert wird; so muß man es dann abkühlen, das Harz herausnehmen und von Neuem pülvern, sodann wieder gelind in der Lauge kochen, bis es wiederum zusammenbäckt, und dieses Verfahren von Neuem 2 bis 3 Mal wiederholen. Die Lauge, welche anfangs bräunlichgelb und trübe ist, wird zuletzt klar, und beinahe farbenlos. Sie enthält nunmehr benzoesaures Kali, aus welchem die Benzoesäure mit etwas verdünnter Schwefelsäure ausgeschieden wird, die man tropfenweise so lange zusetzt, als noch ein Niederschlag erfolgt. Dieser Niederschlag ist die Benzoesäure; sie wird auf das Filtrum gebracht, und mit kaltem Wasser wohl ausgewaschen; 10 Loth Benzoeharz geben 1 ¼ Loth Säure. Wenn man zu diesem Versuche mehr Alkali nimmt, als zur Sättigung der Säure gerade erforderlich ist, so löst das überschüssige Alkali eine Menge Harz auf, was sich mit der Säure niederschlägt, und diese verunreiniget, wovon sie eine gelbe oder bräunliche Farbe erhält. Die gewonnene Säure ist übrigens noch nicht rein, sondern enthält noch einen flüchtigen Stoff, von angenehmem vanilleähnlichem Geruche, und einen kleinen Antheil von Harz. Von dem letztern wird sie durch Sublimation in einen Glaskolben bei gelinder Wärme befreit. Man stellt den Kolben etwas schief, weil die sublimirte Säure sonst leicht wieder niederfällt, und wenn das Glas mit einem Schnee von glänzenden Krystallblättchen und Nadeln erfüllt ist, läßt man es auskühlen, nimmt das Sublimat heraus, und erhitzt dann die auf dem Boden erstarrte Masse von Neuem. Es ist dazu so wenig Hitze erforderlich, daß große Portionen Säure über einem Feuer von 3 bis 4 kleinen Kohlen sublimirt werden können. — Der riechende Stoff hängt der sublimirten Säure sehr hartnäckig an; allein diese Verunreinigung ist von keiner Bedeutung. Man kann ihn indessen gänzlich entfernen, wenn man die Säure mit Alkali sättiget, das Salz im Wasser auflöst, und die Benzoesäure wieder mit Schwefelsäure fällt. Bisweilen muß dies einige Mal wiederholt werden. Aus abgedampftem Urin vom Rindvieh oder aus Düngerjauche kann die Benzoesäure durch Salzsäure niedergeschlagen werden. Sie hat da einen unangenehmen Geruch, von welchem sie aber durch Kochen mit Kohlenpulver größtentheils befreit werden kann. Wenn Talg oder Fett destillirt wird, bekommt man ein schmieriges, brenzliches Oel, was beim Kochen mit grob gepülverter Kreide oder Marmor benzoesauren Kalk giebt, aus welchem man die Säure durch Salzsäure niederschlagen kann; allein sie enthält einen brenzlichen Stoff, wovon sie schwerlich zu reinigen ist, und welcher macht, daß sie die Silber-, Blei- und Queckſilbersalze niederschlägt. Sättiget man die Säure mit Alkali, und löst dann das eingetrocknete Salz in wasserfreiem Alkohol auf, so erhält man ein, einigermaßen reines, benzoesaures Kali. Man hielt diese Säure früherhin für eine eigene Säure, und nannte sie Fettsäure. Sie wird durch die zerstörende Einwirkung des Wärmestoffs auf das Fett gebildet. — Die natürliche Farbe der Benzoesäure ist die weiße, und wenn sie ins Gelbe oder Braune fällt, so ist dies ein Merkmal von einer bedeutenden Beimengung von Harz. Sie krystallisirt in nadelförmigen oder schuppigen, elastischen Krystallen, und ist in der Luft völlig unveränderlich; sie hat einen schwach säuerlichen Geschmack, der aber im Halse ein eigenes scharfes und brennendes Nachgefühl erregt. Die Benzoesäure vereiniget sich nicht mit dem Wasser, und in ihren Krystallen ist sie frei von allen Verbindungen enthalten. Im reinen Zustande hat sie keinen Geruch; im Allgemeinen aber behält sie hartnäckig Theile desjenigen Körpers an sich, aus welchem sie bereitet worden ist, und nimmt mehr oder minder den Geruch davon an. Die aus Benzoe bereitete riecht nach Vanille. — In der Wärme schmilzt sie leicht, und sublimirt sich bei gelinder Hitze. Ein kleiner Theil davon bleibt dabei unzerlegt. Mit Sand gemengt

und erhitzt wird sie beinahe gänzlich zerlegt, und giebt mehr brennbares Gas, als irgend ein anderer Pflanzenstoff. Im offnen Tiegel geschmolzen, läßt sie sich mit einem glühenden Eisen, mit einem angezündeten Spane oder einem elektrischen Funken entzünden. Der Rauch von verflüchtigter Benzoesäure hat einen stechenden Geruch, der zum Husten reizt, und die Augen angreift. Im kochenden Wasser löst sie sich in allen Verhältnissen, und eine koncentrirte Lösung derselben erstarret beim Abkühlen zu einer weißen, fettähnlichen Masse. Sie besteht aus kleinen nadelförmigen Krystallen, aus welchen man die übrige Auflösung herauspressen kann. 1 Theil Benzoesäure erfodert 400 Th. kaltes Wasser zu seiner völligen Auflösung. Sie wird leichter vom Alkohol, als vom Wasser gelöst, wird aber aus jenem durch Wasser nicht gefällt, wenn die Säure frei vom Harze war. Die mit Harz verunreinigte Säure giebt, mit verdünnter Salpetersäure gekocht, eine große Menge Blausäure, und die zurückbleibende Säure hat einen bitterlichen, galleartigen Geschmack angenommen. Die reine Benzoesäure wird in der Schwefel- und Salpetersäure ohne Veränderung aufgelöst. Sie besteht aus 74.41 Theilen Kohlenstoff, 5.16 Wasserstoff und 20.43 Sauerstoff, und ihre Sättigungs-Kapacität ist 6.81, oder $\frac{1}{3}$ ihres Sauerstoffgehalts. Ihre Verwandtschaftsordnung ist: Kali, Natron, Ammoniak, Baryt-, Kalk-, Talk-, und Thonerde.

Beobachtung. Wahrnehmung. Da Beobachten auch mit Achtgeben verwandt ist, so wird es zu seiner Verwandschaft mit Wahrnehmen den Nebenbegriff einer besondern Aufmerksamkeit mitbringen. Man wird also sagen müssen, daß man eine Sache beobachtet, wenn man seine Aufmerksamkeit im höhern Grade darauf richtet, insonderheit um etwas daran zu entdecken. Man nimmt hingegen etwas wahr, wenn man es entdeckt, es sey, daß dieses sich den Sinnen nach einer aufmerksamen Betrachtung, oder von selbst, ungesucht, und gleichsam von ungefähr darstellt. Beobachtungen sind solche Entdeckungen, die die Frucht sorgfältiger und absichtlicher Betrachtungen eines Gegenstandes sind; Wahrnehmungen können auch solche seyn, die sich ungesucht und ohne absichtliche und sorgfältige Betrachtungen des Gegenstandes den Sinnen dargestellt haben. Wenn man die Entdeckungen der Naturforscher bald Beobachtungen, bald Wahrnehmungen nennt; so geschieht das doch in verschiedener Rücksicht, und mit verschiedenen Nebenbegriffen. Das erstere führt mehr den Begriff der Aufmerksamkeit und der genauen Betrachtung mit sich, welche sie angewendet haben, um etwas zu entdecken; das letztere drückt mehr den Erfolg ihrer aufmerksamen Betrachtungen, oder dasjenige, was sie entdeckt haben, aus. Ein Sternkundiger ist oft so glücklich, ungesucht, indem er den Himmel in ganz anderer Absicht betrachtet, einen Kometen wahrzunehmen. Wenn das aber einmal geschehen ist, so verfolgt er ihn in seinem Laufe, und beobachtet ihn in seinen wichtigsten Standpunkten, um aus diesen Beobachtungen seine Laufbahn verzeichnen zu können.

Beobachtung. Erfahrung. Versuch. Der allgemeinste Ausdruck unter ihnen ist Erfahrung. Sowohl das, was wir bloß wahrnehmen, als was wir durch Beobachtungen und Versuche von den Dingen durch die Sinne erkennen, sind Erfahrungen; diese Erfahrungen mögen nun allgemeine, welche man bisweilen schlechthin Erfahrungen nennt, oder einzelne Wahrheiten seyn. Beobachtungen sind Erfahrungen, die mit größerer Sorgfalt, mit künstlichen Instrumenten und mit wissenschaftlicher Genauigkeit angestellt sind. Einen Jeden hat seine Erfahrung gelehrt, daß die Kälte im Jänner des Jahres 1795 sehr groß gewesen ist. Die Naturforscher aber, welche diese Kälte mit dem Thermometer beobachtet haben, behaupten, daß sie an einigen Tagen in dem

nördlichen Deutschland von 19 Grad unter dem Gefrierpunkt, in dem südlichen von 18, und in Paris von 16 gewesen sey. Versuche sind solche Erfahrungen, zu welchen ein Körper erst muß in einen gewissen Zustand versetzt werden, um ihn beobachten zu können. So hat man durch Versuche erfahren, daß in dem luftleeren Raume ein Thier nicht leben, und ein Licht nicht brennen könne. Um dieses zu erfahren, mußte das Thier und das Licht erst in den luftleeren Raum gebracht, also ein gewisser Raum luftleer gemacht und das Thier und das Licht darein versetzt werden. Die Körper, an denen man diese Erfahrungen machen wollte, mußten also erst in demjenigen Zustande seyn, worin man das, was man wissen wollte, an ihnen bemerken konnte.

Was die Natur dir zeigt, das suche genau zu erforschen,
Reicht die Beobachtung nicht: mache Versuche damit.
Nur was öfter beachtet, und durch Versuche bewähret,
Immer dasselbige bleibt, macht die Erfahrung gewiß.

Berathschlagungen bei Tische. Die Griechen unterhielten sich bei Tisch, außer dem Trunk und Spiele, mit nützlichen Gesprächen, und unterredeten sich öfters über ernsthafte und wichtige Gegenstände. Plutarch bemerkt, daß Nestor dem Agamemnon gerathen habe, die Häupter der Griechen zum Gastmahl einzuladen, um sich dabei mit ihnen zu berathschlagen. Der Wein nämlich hat, wie Aristophanes und Horaz bemerken, eine gewisse Kraft, den Menschen zu beleben, und zur Vertraulichkeit und Offenherzigkeit einzuladen. Die Perser berathschlagten sich ebenfalls bei Tische über die Kriegsanstalten und wichtigen Unternehmungen. „Wenn sie stark trinken, sagt Herodot, so pflegen sie sich über die wichtigsten Angelegenheiten zu berathschlagen. Was ihnen dabei einfällt, das trägt ihnen der Herr des Hauses, in dem sie sich berathschlagen, am folgenden Tage wieder vor. Hat es dann noch ihren Beifall, so machen sie Gebrauch davon, ist aber das nicht, so lassen sie es fahren. Was sie aber nüchtern berathschlagt haben, das überlegen sie beim Trunk von Neuem." Strabo versichert sogar, daß solche beim Trunk gefaßten Anschläge für wichtiger geachtet wurden, als diejenigen, die sie nüchtern verabredet hatten. Tacitus sagt ebenfalls von den alten Deutschen, daß sie bei ihren Mahlzeiten über die Aussöhnung der Feinde, über die Wahl ihrer Anführer, über Krieg und Frieden berathschlagt haben, gleichsam, als wenn das Herz bei solchen Gelegenheiten zu aufrichtigen und unverstellten Gesinnungen vorzüglich geöffnet und am meisten erwärmt sey, große Gedanken und Entschlüsse zu fassen. Die Cretenser hatten bei ihren Syssitien (öffentliche gemeinsame Mahlzeiten) die doppelte Absicht, theils sich über wichtige Dinge zu berathschlagen, theils der Jugend Gelegenheit zu geben, durch die Gespräche der Alten tugendhafter und klüger zu werden. Diese Absicht hatten auch die Syssitien der Spartaner. Jünglinge lernten in dieser frugalen Schule Grundsätze der Enthaltsamkeit, der Staatsklugheit, und der Tapferkeit, kurz die öffentlichen Mahlzeiten der Cretenser und Spartaner vertraten die Stelle geheimer Berathschlagungen, und waren die Zusammenkünfte der angesehensten Männer im Staate. Die griechischen Prytaneen, besonders das zu Athen, waren ebenfalls dazu bestimmt, daß der Senat daselbst je zuweilen öffentlich speisen mußte. Die Rhodier hatten ein Gesetz, nach welchem die höchste Obrigkeit mit den würdigsten Männern öffentlich speisen mußte, um sich mit ihnen über bevorstehende Geschäfte zu berathschlagen. So wie sich Staatsmänner bei Tische von Staatsangelegenheiten unterhielten, so machten Philosophen, Sprachlehrer und Andere gelehrte Sachen, die in ihr Fach gehörten, zum Gegenstande ihrer Gespräche. Man findet viele Beispiele solcher Tischgespräche in des Athenäus Deipnosophisten bei Plato und Xenophon. Man würde auch aus dem Aristoteles, Speusippus, Epi-

kur, Hieronymus und Dio Vieles sammlen können, wenn die von ihnen aufgesetzten Tischreden, deren Plutarch als der Muster seines Sympositms erwähnt, noch vorhanden wären. Zu diesen Berathschlagungen und Unterredungen der Alten bei Tische kann man auch in gewisser Rücksicht die lustigen Gespräche derselben bei solcher Gelegenheit, und die Gewohnheit der Römer, sich durch ihre Anagnosten (Vorleser) etwas Unterhaltendes vorlesen zu lassen, rechnen. In Ansehung des erstern, so beschäftigte man sich am gewöhnlichsten mit der Auflösung gewisser vorgelegten Fragen. Waren diese nur scherzhaft und belustigend, so nannte man sie Ainigmata; dienten sie aber außerdem noch zur Uebung des Scharfsinns, und schlugen auf irgend eine Art in die Gelehrsamkeit ein, so ließen sie Griphoi (Räthsel). Wer das Räthsel auflöste, erhielt eine Belohnung, und wer es nicht errieth, eine Strafe. Die Prämie bestand öfters in einem Kranze, in dem Beifall der Gesellschaft u. d. gl.; die Strafe zuweilen in einem Becher salzigen Getränkes, welcher auf Einmal, ohne abzusetzen, mußte ausgeleert werden.

Berbice, eine von den Holländern im Jahr 1814 an England abgetretene Colonie in Südamerika. Der Fluß Berbice, der zwar eine etwas versandete, über eine Viertelmeile breite, Mündung hat, ist gleichwohl bis tief in das innere Land hinein schiffbar. Längst demselben leben auf verschiedenen Pflanzungen über 45.000 Köpfe, Weiße, Mulatten und Neger. Neu-Amsterdam ist der Hauptort der Colonie, und Sitz der Regierung. Die englische Regierung hat außerordentliche Verbesserungen zur Benutzung des hier von der Natur sehr gesegneten Bodens eingeführt; sie hat die großen Waldungen, welche die Sümpfe verewigten, und die Luft höchst ungesund machten, ausrotten, Binnendeiche anlegen, und durch Abwässerungen die ganze Gegend austrocknen lassen. Kaffee, Baumwolle und Cacao sind bis jetzt die Haupterzeugnisse. Die Abgaben sind äußerst gemäßigt, und die Pflanzer genießen das Vorrecht, ihre Produkte nach den Niederlanden ausführen zu dürfen. Ueberhaupt gewinnt Berbice durch seine Lage in der Nähe der südamerikanischen Freistaaten, durch seine natürliche Fruchtbarkeit und leichte Vertheidigung ein großes Gewicht für England, und ist von der Politik desselben bestimmt, zum Eingangspunkt der brittischen Industrie auf dem südamerikanischen Continent zu dienen.

Berchthold (Leopold, Graf von) durchreiste 13 Jahre lang Europa, und 4 Jahre einen Theil von Asien und Afrika, um Menschenelend und Mittel zu dessen Minderung kennen zu lernen, und wirkte überall durch Schrift und That, Menschenliebe zu befördern, bis er selbst das Opfer seiner Anstrengungen wurde; denn er starb auf seinem Gute Buchlau in Mähren, welches er für österreichische Krieger zum Lazareth eingerichtet hatte, am Nervenfieber im August 1809. Er sorgte für Verbreitung der Schutzpocken, stiftete eine Humanitätsgesellschaft in Mähren, und Rettungsanstalten in Prag und Brün, gab Tabellen für Ackerleute und Handwerker über die Gefahren bei ihrem Berufe und die Mittel dagegen, 1807; Versuch, die Gränzen der Wohlthätigkeit gegen Menschen und Thiere zu erweitern (Lissabon 1793); Nachricht von dem im St. Antonsspitale in Smyrna mit dem allerbesten Erfolg gebrauchten einfachen Mittel, durch Olivenöl-Einreibung die Pest zu heilen, und sich vor derselben zu bewahren (Wien 1797. 8.) u. a. m. heraus.

Beredsamkeit (Theorie der). Die Sprache hat unser geistiges Leben darzustellen. Uns selbst beobachtend, unterscheiden wir in diesem. 1) das Vorstellungs- oder Erkenntnißvermögen, 2) das Gefühlsvermögen, 3) das Begehrungsvermögen. In so genauem Zusammenhange diese Vermögen auch stehen, so tritt doch immer die Wirksamkeit eines derselben überwiegend hervor, und es wird dadurch eine dreifache Form des innern Lebens bedingt: 1) ein Zustand des ruhigen Anschau-

ens und Denkens, in welchem die Thätigkeit der übrigen Vermögen der Wirksamkeit des Vorstellungs- oder Erkenntnißvermögens untergeordnet ist; 2) ein Zustand des lebendigen Fühlens, in welchem die Thätigkeit des Gefühlsvermögens überwiegend ist; 3) ein Zustand des innigen Bestrebens, in welchem die Wirksamkeit des Begehrungsvermögens vorherrscht. Diese dreierlei Zustände des Gemüths begründen eine dreifache Art der Sprachdarstellung: 1) die eigentliche Prosa, deren Zweck es ist, die Thätigkeit und Resultate unsers Vorstellungsvermögens und des Vorstellungsvermögens Anderer zur Einheit zu verknüpfen; 2) die Poesie, worin sich das lebendige Gefühl darstellt, und durch Mittheilung die Gefühle Anderer mit sich selbst zum Einklange stimmt; 3) die eigentliche Beredsamkeit, welche aus dem Zustande des innigen Bestrebens hervorgeht, und auf das Begehrungsvermögen Anderer zu wirken sucht, damit zwischen den Bestrebungen des Redenden und denen der Zuhörer oder Leser Einheit entstehe. Die Beredsamkeit zerfällt, wie jede Sprachdarstellung, in die Kunst der Erzeugung redneriſcher Gedanken, u. in die Kunst der redneriſchen Darſtellung. Jene, wie diese, Kunst zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen; die Gedanken-Erzeugung in die eigentliche redneriſche Erfindung und in die redneriſche Anordnung; die redneriſche Darstellung in die Einkleidung der erfundenen und angeordneten Gedanken in das Gewand der redneriſchen Sprache, und in die Kunst des mündlichen Vortrags der Rede. — Die redneriſche Erfindung hat den Hauptsatz der Rede, und die Reihe von Sätzen aufzufinden, welche mit dem Hauptsatze und dem Zwecke der Rede in wesentlicher Verbindung stehen. Das Hauptmittel des Erfindens ist das methodiſche Denken oder die Meditation, d. h. das irgend einer Absicht angemessene, und durch Regeln geleitete Nachdenken über einen Gegenstand. Der Gang der Meditation ist analytiſch oder ſynthetiſch. Ist der Gegenstand gegeben, so bedient man sich der analytischen Methode, d. h. man geht vom Einzelnen und Besondern zum Allgemeinen über; soll aber der Gegenstand erst gefunden werden, so beobachtet man die synthetische Methode, indem man vom Allgemeinen zum Besondern und Einzelnen übergeht. Besonders thätig sind bei der Meditation die Aufmerkſamkeit, Reflexion und Abſtraktion. Die Aufmerkſamkeit beachtet und fixirt den Gegenstand; die Reflexion verarbeitet das, was die Aufmerksamkeit fixirt, erwägt es, enthüllt das Mannigfaltige desselben, und bringt es zur entwickelten, deutlichen Erkenntniß; die Abſtraktion scheidet alles Fremdartige aus, vermittelt die Verknüpfung des Gleichartigen zu einem Ganzen, und vollendet die Meditation. Welchen Stoff hat aber der Redner aufzufinden? Da er Entschlüsse und Handlungen erzeugen will, so muß er vor Allem nach Deutlichkeit und Gründlichkeit streben; er muß also vor Allem auf erklärenden und beweiſenden Stoff bedacht seyn. Zu erklären sind entweder einzelne Gegenstände und Begebenheiten, oder Begriffe, oder Ideen. Die Erklärungen einzelner Gegenstände und Begebenheiten sind entweder ausführliche Schilderungen oder Erzählungen, oder geſchichtliche Erörterungen. Unter Schilderung versteht man die Darstellung eines Gegenstandes in seinen Eigenschaften und Merkmalen, wie sie als im Raume beisammen seyend betrachtet werden; unter Erzählung die ausführliche Darstellung einer Begebenheit, d. i. einer Reihe von Veränderungen, wie sie in der Zeit auf einander folgen; unter geſchichtlicher Erörterung die Darstellung einer Begebenheit, welche sich nur auf einige wenige, zum vorgesetzten Zweck unbedingt nothwendige Punkte, beschränkt. Die Begriffe werden in Ansehung ihres Inhalts durch die Definitio-

tion, Exposition und Definition, und in Ansehung ihres Umfangs durch die Division, Partition und Distinktion erklärt. Man sehe diese einzelnen Artikel. Die Ideen erläutert der Verstand, indem er das ihm durch dieselben noch unentwickelt gegebene Uebersinnliche beachtet, in seine Theile auflöset, nach seinen Gesetzen oder Formen gestaltet, und symbolisch oder analogisch darstellt (s. die Art. Darstellung, symbolische, analogische). Allgemeine Regeln, wodurch entweder unser Denken oder Handeln bestimmt wird, erklärt man am Besten durch Beispiele. Allerdings sind alle diese erklärenden Stoffe nicht in jeder Rede, und nicht zugleich zu gebrauchen. Die schickliche Wahl derselben hängt vom wesentlichen Karakter der Rede als solcher, vom Verhältnisse dessen, was der Erklärung bedarf, zum besondern Zwecke und Thema der Rede, von der Natur und Beschaffenheit der zu erläuternden Vorstellungen, und von der Bildung der Zuhörer ab. Es liegt im Karakter der Rede als solcher, daß sie bei Definitionen und Eintheilungen Kürze und Sparsamkeit liebt, und die schulgerechte Form durch Mannigfaltigkeit der Wendungen verbirgt; daß sie die Beschreibungen, Vergleichungen der Begriffe, und die Versinnlichungsmittel häufiger anwendet, als der eigentliche belehrende Vortrag. Da des Redners Hauptzweck ist, Entschlüsse und Handlungen zu erzeugen, so würde er diesem Zwecke ganz entgegen arbeiten, wenn er durch gesuchte und ausführliche Definitionen und Divisionen die Erkenntnißkräfte seiner Zuhörer so anstrengen wollte, daß die Einbildungskraft und das Gefühl in ihrer Thätigkeit beschränkt und gehemmt würden. Durch Erklärungen erreicht der Redner Deutlichkeit seiner Sätze; Gründlichkeit derselben erlangt er durch Beweise (s. d. Art.) Der Redner bedient sich aber nicht bloß der überzeugenden, sondern auch der sogenannten beleuchtenden und bewegenden Beweise. Die beleuchtenden Beweise wirken nicht bloß, wie die überzeugenden, auf das Erkenntnißvermögen, sondern auch auf die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen, und entsprechen in dieser Beziehung vorzüglich dem Zwecke des Redners. Vor Ungebildeten richtet der Redner sogar manchmal mehr durch beleuchtende, als durch überzeugende Beweise aus. Die bewegenden Beweise sind nun für den Redner von der größten Wichtigkeit, da er nicht bloß auf das Erkenntnißvermögen, die Einbildungskraft, das Gefühl, sondern vorzüglich auf das Begehrungsvermögen zu wirken hat.—Die rednerische Anordnung hat zum Zwecke, dem aufgefundenen Stoffe Eintheilung und die gehörige Stellung zu geben. Der Redner will deutlich, und so vollständig, als möglich, belehren, eine bündige Ueberzeugung von der Wahrheit seiner dargestellten Behauptung hervorbringen, und das Begehrungsvermögen für seinen Gegenstand gewinnen. Am Sichersten erreicht er dieses Ziel, wenn er sich zuerst an das Erkenntnißvermögen wendet, die Thätigkeit der Einbildungskraft damit verbindet, und so die Beschäftigung des Begehrungsvermögens vorbereitet. Dabei muß das allmählige Fortschreiten vom Schwächern zum Stärkern genau beobachtet werden. Um aber seine Zuhörer zur Vernehmung der Hauptsache gehörig vorzubereiten, schickt der Redner gewöhnlich der eigentlichen Ausführung einen vorbereitenden Theil oder Eingang (exordium) voraus; und um den durch die eigentliche Ausführung bewirkten Gesammteindruck noch einmal in seiner vollen Kraft zu erneuern, beschließt er gewöhnlich seine Rede mit einer kurzen, eindringenden Wiederholung der einzeln dargestellten Hauptmomente. Cicero definirt den Eingang mit folgenden Worten: „Exordium est oratio, animum auditoris idonee comparans ad reliquam dictionem.“ Der Eingang muß daher mit dem Hauptsatze in natürlicher und ungezwungener Verbindung stehen; er muß den Gegenstand der Rede von einer wichtigen Seite darstellen, nothwendige Erläuterungen vorausschicken, vorgefaßten

Meinungen entgegen arbeiten, und, wenn es möglich ist, durch die Kraft des Neuen und Unerwarteten die Aufmerksamkeit rege machen. Auf den Eingang folgt die Hauptabhandlung (tractatio). Diese beginnt mit der Propositon, d. h. mit der Aufstellung des durch den Eingang vorbereiteten Hauptsatzes, und mit der Angabe der Behandlungsart und Durchführung desselben. Hieran reiht sich die Eintheilung, wenn eine solche nöthig ist. Sie ist entweder eine genaue Division, oder auch nur eine Partion (Man sehe diese Art.). Nun werden die zum Wesen des darzustellenden Stoffs gehörigen Momente erklärt. Hierbei erwäge man, was an und für sich zur Sache, welche man erklären will, gehört, und welche Vorstellungen sich der Zuhörer davon macht. Man widerlege die irrigen Begriffe, berichtige die mangelhaften, und stelle die wahren dar. Hat man über eine Thatsache zu sprechen, so muß eine vollständige Erzählung derselben geliefert werden. Die Beweisführung ist ein sehr wichtiger, und der längste Theil der Rede. Man gehe von den überzeugenden Beweisen aus, lasse die beleuchtenden und bewegenden entweder darauf folgen, oder mische sie unter die ersten so, daß die einander zunächst liegenden, überzeugenden, beleuchtenden und bewegenden Beweise zusammen kommen. Man beobachte ferner dabei den Stufengang von den schwächern zu den stärkern Beweisen; schicke die Widerlegung entgegenstrebender Vorurtheile, Zweifel und Einwürfe den Beweisen voraus, und fange dabei, so viel als möglich, mit den bedeutendsten Einwürfen an. Der Schluß (epilogus) sucht den durch die Rede bewirkten Eindruck bleibend zu machen: er wiederholt daher in Kürze die Hauptttheile des Vortrags, und wirkt noch einmal aus aller Kraft sowohl auf das Erkenntniß-, als auf das Gefühlsvermögen, um dadurch das Begehrungsvermögen der Zuhörer in die beabsichtigte Thätigkeit zu setzen. — Die Einkleidung der erfundenen und angeordneten Gedanken in das Gewand der rednerischen Sprache hat theils die allgemeinen Regeln des Styls, theils die besondern des rednerischen Styls zu befolgen. In Hinsicht jener verweisen wir auf den Artikel: Styl, diese wollen wir hier kurz angeben. Die redneriſche Sprache verbindet in sich auf eine eigenthümliche Weise die Eigenschaften des prosaischen und des poetischen Styles. Deutlichkeit, Bestimmtheit und Präzision müssen vorzüglich in den Theilen der Rede vorherrschen, welche das Erkenntnißvermögen in Anspruch nehmen. Die Lebendigkeit des Vortrags muß der Redner durch Anschaulichkeit und Fülle in seiner Darstellung zu erreichen wissen. Der Redner vermeide unter den Figuren und Tropen die Abgebrochenheit, die Harmonie, die Sermocination, die Vision; er gebrauche mit großer Ueberlegung und Sparsamkeit die Aposiopesis, die Hyperbel, die Paronomasie und die Prosopopoie; wende dagegen häufiger die Frage, die Anrede, die Correktion, die Concession, die Präterition, die Exergasie, die Cumulation, die Distribution und die Periphrase an. Zwar paßt für die Rede weder der Rhythmus noch der Gleichklang; allein die Rede wendet auf den Periodenbau eine größere Sorgfalt, als die Prosa. Der niedere Styl der Beredsamkeit zeichnet sich durch eine der Popularität angemessene Vollständigkeit, durch Anschaulichkeit, durch kurze Sätze und kleine Perioden aus; der höhere Styl durch die größtmögliche Kürze, die glänzendste Pracht, den höchsten Schwung, das stärkste Feuer, das größte Pathos, und den kunstreichsten Periodenbau; der mittlere Styl durch die Eigenschaften des höhern in einem geringern Grade, jedoch so, daß er sich bedeutend über den niedern hebt. — Die Kunst des mündlichen Vortrags der Rede besteht in der unsern Vorstellungen, Gefühlen und Bestrebungen angemessenen Modifikation der Stimme, d. h. in der Deklamation, und in der Ger-

Digitized by Google

tigkeit, die Töne der Stimme mit einem passenden Geberdenvortrage zu begleiten, d. h. in der Mimik. Wir verweisen auf diese Artikel. — Nach dem Stoffe, den die Beredsamkeit zu bearbeiten hat, theilt man dieselbe in die Kanzel-Beredsamkeit, in die gerichtliche, politische Beredsamkeit, u. s. w. — Beredsamkeit (Nutzen und Werth der). Man kann der Beredsamkeit einen hohen Rang unter den schönen Künsten nicht absprechen. Sie ist offenbar das vollkommenste Mittel, die Menschen verständiger, gesitteter, besser und glücklicher zu machen. Durch sie haben die ersten Weisen die zerstreueten Menschen zum gesellschaftlichen Leben versammelt, ihnen Sitten und Gesetze beliebt gemacht, durch sie sind Plato, Xenophon, Cicero, Rousseau zu Lehrern der Menschen geworden. Sie unterrichtet einzelne Menschen und ganze Gesellschaften von ihrem wahren Interesse; durch sie werden die Empfindungen der Ehre, der Menschlichkeit und der Liebe des Vaterlandes in den Gemüthern rege gemacht. Männer von vorzüglichen Gemüthsgaben, die überall das Wahre und Gute sehen, von demselben lebhaft gerührt werden, die dabei die Kunst haben, Alles, was sie erkennen und empfinden, auch Andern fühlbar zu machen, die die Kunst besitzen, von der man mit Wahrheit sagt, daß sie die Sinne der Menschen lenkt, und die Gemüther besänftiget, können solche Männer nicht als Geschenke des Himmels angesehen werden? als Lehrer und Vorsteher der Menschen, bestimmt, jede gemeinnützige Kenntniß, jede gute Gesinnung unter einem ganzen Volk auszubreiten? In der Beredsamkeit findet die echte Politik das wichtigste Mittel, den Staat glücklich zu machen. Aeußerlicher Zwang macht keine guten Bürger; durch ihn ist der Staat eine leblose Maschine, die nicht länger geht, als so lang eine fremde Kraft auf sie drückt; durch die Beredsamkeit bekömmt sie eine innere lebendige Kraft, wodurch sie unaufhaltbar fortgeht. In den Händen eines weisen Regenten ist sie ein Zauberstab, der eine wüste Gegend in ein Paradies verwandelt, ein träges Volk arbeitsam, ein feiges beherzt, ein unverständiges verständig macht. Steht sie dem Philosophen bei, so breitet sich Vernunft und Einsicht über ein ganzes Volk aus; leistet sie ihre Hülfe dem Moralisten, so nehmen Gesinnungen der Rechtschaffenheit, der Redlichkeit und der Großmuth die Stelle der Unsittlichkeit, des Eigennutzes und aller verderblichen Leidenschaften ein: durch sie wird alsdenn ein wildes, ruchloses, frevelhaftes Volk, gesittet und tugendhaft. Durch sie unterstützt, konnte der unsterbliche Tullius einen wilden, äußerst aufgebrachten, Pöbel besänftigen. Durch sie brachte dieser Patriot das römische Volk dahin, daß es eine Sache, die es seit Jahrhunderten gewünscht und für das größte Glück angesehen hatte, freiwillig verwarf. Und hätte nicht das Schicksal Roms Untergang beschlossen gehabt, so wäre es durch die Beredsamkeit dieses einzigen Mannes gerettet worden. Diese Kraft hat die Beredsamkeit nicht nur, wenn sie sich in einem feierlichen Aufzuge vor einem ganzen Volke zeigt, und große öffentliche Reden hatte; oft hat ein einziges Wort, zu rechter Zeit gesprochen, mehr Kraft, als eine lange Rede. Die weitläufigen Reden, dergleichen Thukydides und Livius den Heerführern in den Mund legen, sind selten so wirksam, als ein zuversichtliches Wort im rechten Augenblick und im wahren Ton der Zuversicht gesprochen: wie das, wodurch ein griechischer Heerführer, den man durch die überlegene Anzahl der Feinde schrecken wollte, seinem Heere Muth gab: „Es ist nicht unsre Art zu fragen, wie stark der Feind sey, sondern wo wir ihn antreffen können.“ Also kann die Beredsamkeit, auch ohne Veranstaltung, mitten in den Geschäften, durch wenig Worte die größte Wirkung thun. Durch diese Kraft hat die Beredsamkeit Sokrates durch eine einzige Unterredung aus einem ausschweifenden Jüngling beinahe einen Heiligen gemacht. So kann ein wahrhaftig beredter Mann nicht bloß Entschließungen erwecken, sondern zugleich antreibende Kräfte zur Ausfüh-

Digitized by Google

rung derselben in das Gemüth legen. Die Beredsamkeit des Umganges, die Sokrates in einem so hohen Grade besaß, ist so wichtig, als die, die in öffentlichen Versammlungen erscheint, oder in öffentlichen Schriften spricht. Deßwegen sollte sie, wie in Sparta, ein Augenmerk bei der Erziehung seyn. Es sind unzählige Gelegenheiten, wo sie höchst wichtig ist; und wo ist der Mensch, der nicht täglich nöthig hätte, Andern etwas zu berichten, oder etwas begreiflich zu machen, oder sie von irrigen auf richtigere Gedanken zu bringen, oder sie zu etwas zu bereden, oder gute Gesinnungen in ihnen zu erwecken, oder Leidenschaften zu besänftigen? Nur die wahre Beredsamkeit kann Dieses thun. Aus diesen Betrachtungen erhellt nun, daß ein weiser Gesetzgeber für die Aufnahme dieser wichtigen Kunst überhaupt, und für die gute Anwendung derselben niemals gleichgültig seyn wird. Alle schönen Künste sind einem Staate nützlich, diese allein ist nothwendig, wenn ein Volk nicht in der Barbarei bleiben, oder wieder dahin versinken soll. Warum geben wir uns doch so viel Mühe, sagt ein großer Dichter, alle Künste als nothwendige Dinge zu lernen, und versäumen die Kunst der Ueberredung, als die einzige Führerin der Menschen. Welchem Regenten der Flor oder der Verfall, der Gebrauch oder Mißbrauch der Beredsamkeit gleichgültig ist, dem ist auch die Wohlfahrt seines Volkes gleichgültig; er ist gewiß nicht der Vater seines Landes, sondern höchstens ein Hirte, der eine Heerde weidet, um Nutzen und Einkünfte von derselben zu haben; er hat weder den Vorsatz, sein Volk verständig und gesittet zu sehen, noch den Willen, dasselbe gut zu regieren. Nach der gegenwärtigen Lage der Sachen sind nun wenige Staaten, die zu den Geschäften der Regierung öffentlich auftretende Redner nöthig hätten. Aber welcher Gesetzgeber hat nicht nöthig, bisweilen durch Schriften mit seinem Volke zu reden? Wo ist ein gesittetes Volk, bei dem nicht wenigstens in sittlichen Angelegenheiten öffentliche Redner aus Beruf auftreten, oder öffentliche Schriftsteller aus Beruf erscheinen? Dem Gesetzgeber, der nicht ein Träumer ist, muß daran gelegen seyn, daß sein Volk von der Nothwendigkeit und dem Nutzen seiner Verordnungen, seiner Befehle, seiner Veranstaltungen, seiner Foderungen überzeuget werde. Auch die unumschränkteste Gewalt kann durch Erweckung der Furcht nicht allemal zu ihrem Zweck kommen, der in vielen Fällen nur durch den freien Willen des Volks erreicht wird. Dieser kann bloß durch Ueberredung erhalten werden. Dem Regenten aber, der nach dem glänzenden Ruhme, ein Vater und Wohlthäter der Völker zu seyn, strebt, ist auch daran gelegen, daß alle öffentliche, berufene und unberufene, Lehrer des Volks von der wahren Beredsamkeit unterstützt werden. Nur alsdann können sie den vortheilhaftesten Einfluß auf den Karakter des ganzen Volks haben. Eigentlich sind sie es nur, wodurch die Vernunft ausgebreitet, die Finsterniß der Unwissenheit vertrieben, der Aberglauben vertilget, und das sittliche Gefühl von jedem Guten in den Gemüthern rege gemacht wird. — Beredsamkeit (Geschichte der). Ihr Ursprung muß in den ersten Zeiten des gesellschaftlichen Lebens gesucht werden. Sie ist eine Frucht der Natur, jedem Boden einheimisch; denn sie entsteht aus dem Bedürfnisse des Umgangs, und wird durch Uebung fortgebildet. Allein als Kunst erscheint sie erst in den griechischen Freistaaten, deren Verfassung ihr so günstig war. In Athen war während der demokratischen Verfassung die Beredsamkeit das sicherste Mittel, sich Einfluß und Ansehen zu verschaffen. Damals, und noch später, gab es hier viele Redner, worunter sich am Meisten Gorgias (480 v. Chr.), Antiphon (480 v. Chr.), Lysias (458 v. Chr.), Isokrates (436 v. Chr.), Isäus, Demosthenes (385 v. Chr.), Aeschines (385 v. Chr.) auszeichneten. Als Rhetoren waren unter den Griechen berühmt: Aristoteles, Dionys von Halikarnaß, Hermogenes, Theon, Demetrius Phalereus und Longin. Von den Griechen ging die Be-

redsamkeit zu den Römern über. Die berühmtesten Redner der Römer waren Lälius, Galba, M. Aem. Lepidus, Gracchus, Carbo, Scävola, Crassus, Antonius, Sulpicius, Hortensius, Brutus, Messala und Cicero; von diesem Letztern allein besitzen wir Reden und andere rhetorische Werke. Außer Ciceros Lehrbüchern der Rhetorik ist noch vorzüglich M. Fab. Quinctilianus de institutione oratoria Lib. XII. Unter den neu-europäischen Völkern verlor die Beredsamkeit zwar ihren politischen Wirkungskreis; allein sie gewann dafür einen religiösen auf der Kanzel. Chrysostomus, Ambrosius und Hieronymus waren vortreffliche Redner. Italien hat keinen klassischen Redner aufzuweisen. Frankreich nennt mit Stolz Patrü, Fontenelle, Bourdaloue, Massillon, Bossuet, Flechier und Saurin. Die politische und die gerichtliche Beredsamkeit fand in England viel Aufmunterung; auch hat es ausgezeichnete geistliche Redner, wie Tillotson, Sherlock, Sterne, White und Blair aufzuweisen. In Deutschland haben sich als vorzügliche Redner bewährt: Mosheim, Jerusalem, Cramer, Gliseke, Schlegel, Spalding, Resewitz, Teller, Zollikofer, Henke, Rosenmüller, Engel, Wurz, Feder, und in der neuern Zeit Reinhard, Marezoll, Ribbeck, Kindervater, Wedag, Hanstein, Ammon, Schuderoff, Sonntag, Schleiermacher, Gaß, Natter u. A.

Berenice, des zweiten der Ptolemäer, Lagi, und der Arsinoe, Tochter. Sie vermählte sich, nach Art der Ptolemäerinnen, mit ihrem Bruder Evergetes. Da ihr Gemahl in den Krieg zog, that sie das Gelübde, sie wollte ihr Haar abschneiden und es den Göttern widmen, wofern er als Sieger zurückkommen würde. Dies geschah, und Berenice hing das gelobte Haar im Tempel der Venus Arsinoe Zephyritis auf. Am andern Tage aber ward es vermißt, und ein Sternkundiger, mit Namen Konon, erklärte, daß es unter die Sterne sey aufgenommen worden; er zeigte auch im Schweife des Löwen sieben Sterne, die er dafür ausgab. Catull hat dieses Haar durch seine schöne Elegie verewigt, in welcher er den Callimachos in einem seiner verlornen Gedichte nachahmte.

Berezina, ein Fluß im russischen Gouvernement Minks, besonders denkwürdig wegen der Niederlage, welche das französische Heer bei seinem Rückzuge aus Rußland über diesen Fluß erlitt. Buonaparte bereuete zu spät, daß er Hohn gesprochen der einfachen Kriegsregel, man müsse mit dem Centrum nicht vordringen, so lange die beiden Flanken unbedeckt sind. Sein Geist schien von den Dampfwolken des moskauischen Brandes gänzlich umnebelt, denn er verstrickte sich gänzlich in die Tiefen des Irrthums; er führte nicht, wie er sollte, sein Kriegsheer schnell zurück, sondern blieb 6 volle Wochen ohne politischen noch militärischen Zweck auf seinem eroberten Schutthaufen. — Rußland hingegen verstärkte von allen Seiten seine Kriegsmacht, bis es endlich Napoleon einfiel am 18ten Oktober 1812 Moskau zu verlassen. Die ganze russische Heersmacht hatte sich allmählig an der Berezina zusammengezogen, um das französische Heer auf seinem Rückzuge einzuschließen und gefangen zu nehmen. Der Admiral Tschitschagow traf mit der Donau-Armee zuerst an der Berezina ein (20. Nov.), er besetzte sogleich die 3 Uebergänge über diesen Fluß, bei Sambin, Borissow und Igume 33 Werst, oder 3 ¾ deutsche Meilen in der Ausdehnung ihrer äußersten Punkte, entschlossen seinen Feind aufzuhalten, bis das russische Hauptheer ihn erreicht haben würde. — Die Brücke bei Borissow, über welche Napoleon sich und seine Trümmer nach Polen hinein zu retten hoffte, befand sich also in den Händen der Russen. Dombrowsky mit einer polnischen Division nach Borissow abgeschickt, wo er sich verschanzt hatte, wurde von dem Vortrab der Donau-Armee unter den

Befehlen der russischen Generale Lambert und Langeron durch einen stürmischen Angriff aus seinen Verschanzungen geworfen, und siegreich rückten die Russen Napoleon selbst entgegen, dem jetzt in der äußersten Noth eine Hülfe erschien. Marschall Oudinot nämlich, welchen General Graf von Wittgenstein von der Düna vertrieben hatte, kam eben auf seinem Rückzuge bei der Berezina (24 Nov.) an, und drängte jenen russischen Vortrab durch seine große Uebermacht so heftig, daß er über die Brücke auf das rechte Ufer zurückkehren mußte, die er aber auch sogleich hinter sich abwarf, und darauf zugleich alle Stellen des Flusses besetzte, wo nur ein Uebergang möglich schien. Indessen fand Oudinot dennoch bei Weselow und Studzianka, Sembin gegenüber, in einer sumpfigen Waldgegend zwei andere Stellen, wo es ihm gelang (26 Nov.) in der Nacht eiligst zwei neue Brücken zu bauen. Hier war 100 Jahre früher (27 Jan. 1708) auch der tollkühne Carl XII. König von Schweden zu seinem Verderben über diesen Unglücksfluß gegangen. Die Anhöhen des linken Ufers begünstigten Oudinot, hier sein Geschütz aufzupflanzen; die Sümpfe des rechten Ufers hinderten aber die Russen, sich mit gedrängter Macht zu widersetzen. Ueberdem war Wittgenstein noch nicht herangekommen; denn Victor hatte sich auf Befehl Napoleons, ihm in den Weg geworfen, und mußte zuvor zurückgedrängt werden. Kutusow selbst aber war in diesem entscheidenden Augenblicke mit der Hauptmacht noch fünf Tagreisen entfernt. Das entsetzliche Wetter nämlich, die rastlosen Märsche, die unablässigen Gefechte, und zuletzt auch der Mangel an Lebensmitteln in dieser verheerten und verbrannten Landschaft hatten seinem schnellen Vorrücken unübersteigliche Hindernisse entgegengethürmt. So gelang es denn Buonaparten, das Ufer der Berezina zu erreichen. Da sah man nun die kläglichen, gräßlichen Trümmer jenes weltgepriesenen und allgefürchteten Heers, das noch vor zwei Monaten den Boden des russischen Reichs siegtrunken bedeckt hatte, jetzt bleich und in Lumpen gehüllt, hinsterbend vor Hunger und Kälte, in einem scheußlichen Morast wie eingeklammert. Deutsche, Polaken, Italiener, Spanier, Portugiesen, Kroaten, Schweizer und Franzosen, Heerführer und Gemeine, ohne Schuh, ohne Beinkleider, mit frischen Pferde- und Kühhäuten umhängt, oder in Weiberröcken, und zum Theil in halbfaules Stroh eingehüllt, in allen verschiedenen Sprachen den Stifter dieses gräßlichen Unglücks verfluchend. Diejenigen, welche die besten Freunde gewesen waren, mordeten einander um den Vortritt auf der Brücke; die Schwächern, besonders die Weiber und Kinder wurden in die düstern Wellen und zwischen die treibenden Eisschollen erbarmungslos hinabgeworfen. Der grausame Uebergang dauerte den 28ten Nov. fort. Ein grimmiger Sturm tobte aus Westen, wälzte den Flüchtlingen ungeheure Schneewolken entgegen, und hüllte sie in eine schauerliche Finsterniß. Um 8 Uhr des Morgens brach die Brücke, welche für die Wagen und die Pferde bestimmt war. Da stürzten Reiter, Gepäck und Kanonen der andern Brücke zu, welche für Fußgänger bestimmt war, es erhob sich ein mörderischer Kampf, zwischen des Feindes eigener Infanterie und Kavallerie, und die Haufen der Erschlagenen und Zertretenen thürmten sich zu einer solchen Höhe, daß bald aller Zugang verstopft war. Wer jetzt noch die Brücke erreichen wollte, mußte zuvor über die Hügel von Leichnamen hinwegklettern; oft ergriffen die noch Lebenden die Kletterer, um sich wieder aufzuhelfen, und ließen nicht los, bis sie mit mörderischer Gewalt wieder niedergestoßen waren. Am 28ten Nov. endlich drang Wittgenstein siegreich mit 45.000 Mann durch, und nun brauste die Schlacht auf beiden Seiten des Flusses. Jenseits stürmte Tschitschagow, welchem Platow mit den donischen Kosaken zu Hülfe gekommen war, gegen Oudinot, Ney und Mortier, die eine Hinterhut gesammelt hatten,

um den voraus nach Wilna Geflüchteten den Rücken zu decken. Diesseits drängte Wittgenstein gegen Victor und die Brücken los. Schon rollten die Donner des Geschützes über den Häuptern der Fliehenden, und die Granaten und Kartätschen schlugen am Ufer in den dichtgedrängten Haufen. Gern hätte der mitleidige Wittgenstein sie aufgefodert, sich auf Gnade zu ergeben; aber das Geschrei der Kämpfenden und Fliehenden, das Klagegetön der Verwundeten und Sterbenden und das Gebrüll der Kanonen, machte alles Zurufen unvernehmlich. Victors Schlachtordnung ward erschüttert, einer seiner Heerhaufen umzingelt, und streckte mit fünf Generalen das Gewehr; Victor mußte endlich das linke Ufer verlassen, und über die Brücke fliehen, und ihm nach stürzte Alles, was noch zurückgeblieben war, in unsäglicher Verwirrung. Ganze Massen wurden von den Kartätschen niedergeschmettert, Tausende in den Fluß und zwischen die treibenden Eisschollen hinabgeworfen, und eine Menge stürzte sich freiwillig hinein, um durch Schwimmen das jenseitige Ufer zu erreichen, doch alle erstarrten im Eisstrome. Kaum hatte Victor sich zum jenseitigen Ufer durchgedrängt, so nahm aller Uebergang ein Ende. Der Marschall steckte die Brücke in Brand; da stürzte, was noch jenseits war, aus Furcht vor den Russen und den Wogen sich in die Flammen, und dann wieder, um dem Flammentode zu entgehen, in die Wogen. Dieses war der Schluß des schrecklichsten Schauspiels seit Menschen gedenken. Auf das grausenvolle Getöse folgte tiefe Todesstille. Mehr als 20.000 Mann, 200 Kanonen und zahlloses Gepäck hatte Buonaparte zurücklassen müssen. Die Beute bedeckte eine halbe Quadratmeile so dicht, daß man weder zu Fuß noch zu Pferde hindurchdringen konnte, und Wittgenstein selbst einige Zeit verhindert wurde, seinen Sieg schnell zu verfolgen, und zu benutzen. Der Admiral Tschitschagow eilte den Flüchtigen nach, es entkamen ihm auch nur wenige von diesem in wilde Flucht aufgelösten Heere, und selbst wenige von der so eben aus Wilna hervorgerückten Reserve-Division unter Loison, welche mit in den Strudel des Verderbens gerissen wurde. Auf diese Weise mußte Napoleon sein kühnes, weiterobberndes Kriegsheer ohne Ruhe noch Erholungspunkte über 130 deutsche Meilen bis zu seiner eigentlichen Operations-Basis, der Weichsel, zurückführen, durch ein völlig verwüstetes, absichtlich entleertes Land, und Er, der in drei Welttheilen Siegbekrönte, der Unwiderstehliche, sah seine tapfern Krieger an Aesern und Leichnamen nagen, verhungern, erfrieren, und entwich wieder, wie aus Aegypten, wie aus Spanien, unerkannt, vermummt über Warschau und Dresden nach Paris eilend. In der Russen Hand befanden sich mit Anfang des Jahres 1813 50 Generale und 120.000 Mann, das meiste Geschütz, alles Gepäcke, alle Beute, welche die unersättliche Rachsucht der Franzosen aus allen Städten vorzüglich aus Moskaw mitgeschleppt, wo sogar Offiziere und Generale die Plünderungen von Haus zu Haus anführten, wo sie, auch sogar ein Murat, im Kremle eigene Schmelzöfen anlegten, um das aus Häusern und Kirchen geraubte Gold und Silbergeschirr zur leichtern Fortbringung in Barren einzuschmelzen. — Am Ende des Winters 1812 wurden Kraft der öffentlich bekannten Verzeichnisse noch 300.000 Leichname und über 130.000 todte Pferde von den russischen Bauern verbrannt.

Berg, 1) sonst ein Herzogthum in Deutschland, das nördlich an das Herzogthum Cleve, östlich an die Grafschaft Mark und das Herzogthum Westphalen, südlich an den Westerwald und westlich an den Rhein gränzt, macht seit 1814 einen Theil der königl. preuß. Provinz Jülich-Cleve-Berg aus, und ist als eines der ersten Fabriklande Deutschlands seines Wohlstandes, seiner Bevölkerung und Industrie wegen äußerst merkwürdig. Das Wupperthal nebst Elberfeld, Barmen, Schlingen, Remscheid und Gemarke sind als Handels- und Fabrikplätze von ungemeiner Bedeutenheit, und nicht leicht

findet sich irgend ein deutsches Fabrikat, das nicht auch hier angefertigt würde. Die ganze Provinz ist bergig, der Ackerbau wird fleißig betrieben, und hat durch Urbarmachung seit 30 Jahren um ein Drittel Getreide mehr geliefert, wenn gleich die Getreide-Produkte dem Bedarf der Volksmenge bei weitem noch nicht entsprachen. Nicht leicht findet sich eine Provinz in Europa, die neapolitanische Terra di Lavano ausgenommen, die auf einem so kleinen Raume eine so thätige, wohlhabende und civilisirte Bevölkerung aufweisen kann. Sie enthält auf 55 Quadratmeilen bei 300.000 Einwohner, und ist rücksichtlich ihrer Industrie ein kleines England; am Thale Barmen hat sie ein Manchester, an Lennep ein Leeds, an Remscheid und Solingen ein Birmingham und Sheffield. Die Hauptfabrikation besteht im Bleichen des Leinengarns, in Baumwollenspinnereien, in Linnen- und Baumwollenzeugen, in seidenen Tüchern und Zeugen, in Schnürriemen, Nähzwirn, feinen Wollentüchern und Casimiren, in Färbereien jeder Art, in Eisen und Stahlwaaren, deren jährlichen Umschlag man auf 10, so wie den des Wechselhandels auf 12 Millionen Thaler anschlägt. Die Bergwerke liefern reichlich Steinkohlen, Blei, Eisen, Kupfer und Quecksilber. Das Land gehörte zu dem unter Johann III. vereinigten Staate, der im Anfange des 17ten Jahrhunderts aus den Herzogthümern Jülich, Cleve, Berg, den Grafschaften Mark und Ravensberg und der Herrschaft Ravenstein bestand. Der Tod des Herzogs Johann Wilhelm (Wilhelm III.) am 25. März 1609 veranlaßte den berühmten jülichschen Erbfolgestreit. Da nämlich der Herzog keine männlichen Erben hinterließ, so traten der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg, und der Pfalzgraf Philipp Ludwig von Neuburg auf, und beriefen sich auf das vom Kaiser Carl V. im J. 1546 der Prinzessin Maria von Oesterreich, Tochter Ferdinands I., bei ihrer Vermählung mit dem Herzog Wilhelm II. von Jülich und Berg ertheilte Anwartschaftsrecht, nach welchem auf den Fall, daß der jülichsche Mannsstamm erlöschen sollte, auch die Töchter des Herzogs Wilhelm II., und deren nachgelassenen männlichen Erben folgen sollten. Ungeachtet nun auch die beiden sächsischen Häuser der albertinischen und ernestinischen Linie die auf eine im 15. Jahrhunderte ertheilte kaiserliche Anwartschaft gegründeten Ansprüche geltend zu machen suchten, so setzten die Häuser Brandenburg und Neuburg sich sogleich in den Besitz, und schlossen zu Dortmund am 10. Juni 1609 einen Provisionalvergleich ab, nach dem sie mit Einwilligung der Landstände die streitigen Länder bis zur Entscheidung der ganzen Angelegenheit gemeinschaftlich besitzen wollten. Im J. 1666 theilten sie endlich diese Länder so unter sich, daß die Herzogthümer Jülich und Berg an das pfälzische, das Herzogthum Cleve und die Grafschaften Mark und Ravensberg an das brandenburgische Haus kamen, und erhielten auch 1678 unter gewissen Modifikationen die kaiserliche Belehnung. So dauerte dieser Zustand bis zum Baseler Frieden 1795, in welchem Preußen sein jenseit des Rheins liegendes Cleve an Frankreich abtrat, und bis zum Lüneviller Frieden 1801, in welchem bei Abtretung des linken Rheinufers auch Jülich für Pfalzbaiern verloren gieng. Im J. 1803 erklärte der Kurfürst von Pfalzbaiern den Herzog Wilhelm von Pfalz-Birkenfeld zu seinem Mitregenten im Herzogthum Berg, der dann auch zu Düsseldorf regierte. Aber schon 1806 trat Baiern das Herzogthum Berg gegen das bisher preußische Fürstenthum Ansbach, und Preußen seinen diesseit des Rheins liegenden Theil des Herzogthums Cleve so wie Neufchatel, und das eben genannte Ansbach gegen das Kurfürstenthum Hannover an Napoleon ab, der daraus einen neuen deutschen Staat, das Groß-Herzogthum Berg, bildete, und es am 15. März 1806 seinem Schwager Joachim Murat schenkte. Durch den Beitritt zu dem am 12. Juli 1806 geschlossenen rheinischen Bunde nahm dieser den Titel: Joachim, souverai-

ner Großherzog von Berg, an, und erhielt am 12. Juli desselben Jahres noch die Stadt Deuz, und die Aemter Königswinter und Villich, die dem Herzog von Nassau-Ussingen gehörten; auch wurden seiner Souverainetät untergeordnet die Herrschaften Limburg-Styrum, Hardenberg, Bruch, Gimborn und Neustadt, Wildenberg; die Grafschaften, Homburg, Bentheim-Steinfurt, Horstmar, die Besitzungen des Herzogs von Looz, die nassau-diezischen Länder Siegen, Dillenburg, Hadamar, die Herrschaften Westerburg, Schadeck und Beilstein und Runkel auf der rechten Seite der Lahn. Von dem im Tilsiter Frieden 1807 von Preußen abgetretenen Ländern verband Napoleon durch ein Dekret vom 1. März 1808 des Herzogthum Münster, die Grafschaften Mark, Tecklenburg und Lingen, und die Abteien Elten, Essen und Werden mit dem Großherzogthum Berg. Am 1. August 1808 erhob Napoleon den Großherzog Joachim zum König von beiden Sicilien, und erklärte am 3. März 1809 seinen Neffen, Napoleon Ludwig, ältesten Sohn des Königs von Holland, zum Großherzog von Berg, behielt sich aber die Regierung bis zur Volljährigkeit des Prinzen vor. Als aber der Kaiser durch das Dekret vom 10. Dez. 1810 die Vereinigung der Scheldе-, Maas-, Rhein-, Weser- und Elbmündungen mit dem französischen Reiche erklärte, wurde das nördliche Eleve, ein Theil von Münster, und die Grafschaften Tecklenburg und Lingen vom Großherzogthum Berg abgerissen, und mit dem französischen Reiche vereinigt, wofür das Großherzogthum durch das Dekret vom 22ten Januar 1811 die vormals arembergische Grafschaft Recklinghausen erhielt.

Bergamo, die Hauptstadt der Delegation dieses Namens, im Venetianischen auf und an einer Höhe am Fuße der Alpen, zwischen den Flüssen Brembo und Serio, mit vier Vorstädten. Mitten in der Stadt ist eine Citadelle, und außerhalb derselben, höher als diese, liegt das feste Schloß la Capella, welches mit jener Citadelle durch unterirdische Gänge Gemeinschaft hat. Die Stadt hat 20.000 Einwohner, und ist der Geburtsort von Bern. Tasso, Maffei, Serassi und Girol. Tiraboschi. Nach Justin war Bergamo eine der ersten Städte, welche die Gallier bei ihrem Einbruche in Italien anlegten.

Bergbau begreift alles in sich, was auf die bergmännische Gewinnung brauchbarer Mineralkörper Bezug hat. Nach den gewonnenen Mineralien begreift er: Kupfer-, Silber-, Zinn-, Gold-, Eisenbergbau ꝛc. Kohlen- und Kalkgruben. Da aber diese Fossilien auf verschiedenen Lagern, Gängen oder Flözen vorkommen, so unterscheidet man die Arten des Bergbaus in Flözen, Stockwerken, Seifenwerken, Lagern, Gängen. Die Bergwerkskunde oder Bergwerkswissenschaft umfaßt alle Vorbereitungswissenschaften, welche der Ausübung vorangehen müssen. Aus ihr schöpft die Bergbaukunst ihre Hülfsmittel, und vereinigt solche mit der Bergtechnik. Diese ist also angewandte, jene reine Wissenschaft. Die Bergbaukunst zerfällt nach Werner in den mechanischen und in den technischen Theil. Der mechanische lehrt die nöthigen geognostischen Vorkenntnisse, die mathematischen oder die Markscheidekunst, die bergmännischen Untersuchungen der Beschaffenheit der Gebirge und ihrer Lagerstätte, er handelt die Arbeit selbst ab, zeigt die nöthigen Werkzeuge, und betrachtet die Veranstaltung zum Grubenbau und Grubenausbaue. Der technische Theil behandelt die Lehre von den Grubenwettern, den Maschinen, von der Wasserwirthschaft und Wasserhaltung, der Förderung (d. i. praktischen Aufsuchung der Erze durch Schurfen und Bohren, die Häuerarbeit, Gewinnung der Erze durch Grubenbauveranstaltung und Grubenausbau) und der Aufbereitung. Letztere nimmt ihre Sätze aus der Hüttenkunde, sie lehrt durch Rösten, Schmelzen, Amalgamiren, Destilliren, Sublimiren, Saigern, Cementiren und Sieden die Erze scheiden und bearbeiten. S. Delius's Bergbaukunst, 1806.

Berge sind die beträchtlichen Erhebungen auf der Oberfläche der Erde, und die Hügel unterscheiden sich von ihnen nur durch geringere Größe. Die zusammenhängenden Berge heißen Gebirge, und die in Meilen langen Reihen fortlaufenden Berge Bergketten oder Bergrücken, so wie die zwischen den Bergen laufenden Vertiefungen den Namen Thäler führen. Die Seeküsten sind gemeiniglich die niedrigsten Stellen des festen Landes, das sich von ihnen allmälig erhebt, so daß gemeiniglich der mittlere Theil eines Continents der höchste und mit Gebirgen bedeckte ist. Die vornehmsten Gebirge hängen mittelst großer Bergketten über der ganzen Oberfläche zusammen. Das Uralgebirge, das Asien und Europa trennt, und einen Arm gegen das weiße Meer nach Nowaja Semlia sendet, hängt mit dem Sewo bergrücken zusammen, der die Gränze zwischen Norwegen und Schweden und einem Theile von Rußland macht. Ein andres Gebirg erstreckt sich aus Nordindien bis nach Tibet und Kaschmir, bildet hier die höchste Gegend der Erde, und läuft nach Westen durch Persien und nach Osten durch China. Von der höchsten Landhöhe Nordasiens beim Gebirge Boghdo, das die Wohnsitze der Kalmücken von denen der Mongolen trennt, geht eine Bergkette unter dem Namen Mussart südlich nach Tibet; eine andere zieht sich westlich unter dem Namen Alak durch die freie Tartarei und die Bucharei, und hängt mit dem Ural zusammen; eine dritte läuft ostwärts, unter dem Namen Khanghai, in die Mongolei, und bildet Korea mit den Klippen und Inseln nach Japan hin; eine vierte Hauptkette macht das altaische Gebirge, das Sibirien vom Irtisch bis zum Amue begränzt. Zwischen dem kaspischen und schwarzen Meere liegt der Kaukasus, der durch Kleinasien bis nach Arabien Zweige sendet, die den Taurus, Libanon und Sinai bilden, und andere um das schwarze Meer nach Europa, namentlich nach Macedonien. Vom schwarzen Meere erstreckt sich zwischen der Moldau, Walachei und Siebenbürgen das Karpatengebirge, das durch Polen und Schlesien geht, und mit den deutschen Gebirgen zusammenhängt. Das Sudetengebirge läuft durch Oesterreich zwischen Böhmen und Schlesien, und sendet nord- und westwärts durch Sachsen einige Zweige. Das Harzgebirge verbreitet sich in mehrern Zweigen durch das mittlere Deutschland. Aber Europas höchste Länder sind die Schweiz und Savoyen, deren Alpen (s. diesen Art.) mit Deutschlands, Italiens und Frankreichs Bergketten zusammenhängen. So durchschneiden die mit ihnen verbundenen Apenninen ganz Italien bis Reggio, und reichen, wahrscheinlich unter dem Meere fortlaufend, bis zu Afrikas Gebirgen hin, und westwärts erstreckt sich ein Zweig der Alpen in einer Bergkette durch Frankreich, und trennt unter dem Namen der Pyrenäen dies Land von Spanien. In Afrika ist der Atlas das bekannteste Gebirge; auch laufen längs den Ufern des Nil Bergreihen durch Oberägypten, Nubien und Habesch nach dem innern Afrika, wo sie mit den Nordbergen zusammenhängen. Von da erstrecken sich vielleicht Bergketten in das südliche Afrika, mit denen vielleicht die Schneeberge im Norden des Vorgebirgs der guten Hoffnung verbunden sind. Nach Asien hat Amerika unter allen Erdtheilen die höchsten Gebirge. Von den Cordilleren an der Westküste erstrecken sich andere Bergketten durch Südamerika; auch geht von ihnen eine Kette durch die Landenge von Panama nach Nordamerika, die verschiedenen Zweige nach Osten sendet, und im Westen wahrscheinlich mit den Bergreihen des nördlichsten Asien zusammenhängt. Die Höhen der berühmtesten Berge sind zu verschiedenen Zeiten gemessen worden. Zur Vergleichung mögen folgende dienen. Ueber die Meeresfläche erheben sich: die Asiatischen Berge: der Dhawalagiri (oder Dholagir), der weiße Berg 26.862, Yamanavatari oder Jamartri 25.500, Dhaibun 24.740, Kasbekskaja Gora 14.400, Ophir 12.160 Fuß. — Die Amerikanischen: der Chimboraſſo 20.158, Cotopari 17.712, Pichincha 51.000, Coraçon (die größte von

Digitized by Google

Menschen erstiegene Höhe) 14.820, Cayambe 12.180, die Stadt Quito 8.772 Fuß. — Der Afrikanische Pik auf Teneriffa 12.420 Fuß. — Die Europäischen: der Montblanc 14.793, Furca 13.171, der Großglockner 11.456, Aetna 10.630, der Hochhorn 10.630, Spitze beim Kloster auf dem St. Bernhard 10.380 das Kloster selbst 7.731, St. Gotthard 9.964, Canigon 8.648, Mont d'or 6.288, Mont Cenis 5.879, Puy de Dome 4.960, Riesen- oder Schneekuppe 4.950, Brocken 5,486. So kolossal auch viele Berge an und für sich erscheinen, so unbedeutend sind sie doch im Vergleich mit der Erde, deren Kugelgestalt durch sie nicht wesentlich verändert wird; denn der Chimborasso verhält sich zum Erddurchmesser noch nicht wie 1 zu 1000. Im Allgemeinen haben die Berge eine Kegelgestalt, d. h. sie steigen vom Fuß allmählig in die Höhe, und bilden oben einen mehr oder weniger spitzigen Gipfel. Doch bildet diese Form, besonders bei hohen Gebirgen, verschiedene Abänderungen. Die Alpengebirge bestehen aus den verschiedensten, in mehrere gleichlaufende geordneten Ketten, deren höchste sich in der Mitte der ganzen Gebirgsmasse befindet, so wie die sich anschließenden im Verhältniß ihrer Entfernung von der Hauptkette immer mehr an Höhe abnehmen. Die höchste Kette ist mit steilen Felsen besetzt, die allenthalben, mit Ausnahme der steilen Abhänge, mit Eis und Schnee bedeckt sind. Zwischen den Felsenmassen, die in Gestalt von Pyramiden ꝛc. die höchste Bergkette krönen, sind Thäler, in denen ihrer hohen Lage wegen der Schnee und das aus dem halbgeschmolzenen Schnee gebildete Eis selbst im Sommer nicht wegthaut. Tiefer hinab laufen zu beiden Seiten der Hauptkette große und breite Thäler, die im Sommer mit schönem Grün bedeckt sind, und theils, wenn ihre Höhe nicht zu groß ist, Getreide und Obstbäume tragen, theils zu Weideplätzen dienen. Auch nach diesen begrünten Thälern erstrecken sich von den obersten Felsthälern Schluchten hinab, die, wie jene, mit ewigem Eis angefüllt sind, und Gletscher heißen. Die Gränze, wo in den Gebirgsländern die Vegetation aufhört, und die Eis- und Schneegegend beginnt, ist nach der Lage des Landes verschieden, und ist um so höher, je heißer, und um so tiefer, je kälter das Land ist. Am Aequator ist sie 14.760 Fuß hoch, in den Pyrenäen 9.600, in den Schweizergebirgen 8.400, in Island 2.892 Fuß über der Meeresfläche, und weiter nach Norden sinkt sie auf die Erdfläche. — Auf den Bergen ist die Luft kälter, als in den Ebenen, weil die Sonnenstrahlen in niedrigen Ebenen stärker wirken, und heftiger zurückprallen, und weil die dichtere Luft der Ebene stärker erwärmt wird, als die dünnere Luft auf Bergen. Die Bergluft ist reiner, als die gewöhnliche, aber nur auf mäßigen Höhen gesünder; denn in beträchtlichen Höhen bemächtigen sich ein unnennbares Uebelbefinden und große Kraftlosigkeit des Körpers, eine Folge des veränderten Drucks der Luft auf die Gefäße und ihrer dadurch erschlafften Elastizität. Das Innere der Gebirge ist nur wenig bekannt; doch hat man durch den Bergbau geleitet, in Hinsicht ihrer innern Struktur 4 Hauptverschiedenheiten bemerkt, und daher eben so viel Klassen festgesetzt. Zur ersten gehören die Urgebirge, die den Kern der Gebirgsketten bilden, und sich tief ins Innere der Erde erstrecken. Sie bestehen meistens fast ganz aus einer gleichartigen Masse, und zwar vornemlich aus Granit, zuweilen auch aus Serpentinstein, Gneus, Porphyr, Trapp, Hornblende ꝛc. Man findet in ihnen keine Versteinerungen von See- und Landthieren, so daß sie noch vor der Entstehung der organischen Körper ihren Ursprung gehabt haben müssen. Sie sind in Lagern aufgeschichtet, zwischen denen sich Klüfte oder Spalten und Gänge befinden, die oft mit einer andern Masse, als der Steinart des Lagers ausgefüllt sind, z. B. mit Schwerspath, Quarz, Glimmer, Fluß- und Feldspath, oft auch Erze enthalten, die Gold, Silber, Kupfer, ꝛc. liefern. Zur zweiten Klasse gehören die Gebirge, die eine spätere Entstehung, und zwar unter dem Wasser verrathen, wie man aus den vielen Versteinerungen, besonders von Seethieren

Digitized by Google

bemerkt, deren Originale zum Theil nicht mehr vorhanden sind. Sie bestehen aus einzelnen über einander liegenden Schichten oder Lagern (Flötzen), und heißen daher Flötzgebirge. Die dritte Klasse sind die angeschwemmten Gebirge, die meistens aus Sand, der durch ein Bindemittel zu Stein geworden, oder aus Mergelschichten bestehen, und selten Seeprodukte, wohl aber versteinertes Holz, Baumstämme, Abdrücke von Fischen, Farrenkräutern und andern Pflanzen, Knochen und Skelette von Landthieren, wovon manche auch nicht mehr vorhanden sind, enthalten. Es befinden sich unter diesen Thiergerippen viele in Ländern, wo jetzt die lebenden Originale nicht ausdauern können, z. B. Elephanten und Nashörner im hohen Norden von Asien und Amerika. Man unterscheidet unter diesen auch durch das Wasser gebildeten Gebirgen das platte Land und die Seifengebirge. Jenes hat eine völlig ebene Oberfläche, oder nur hier und da unbeträchtliche Erhöhungen, und seine oberste Decke besteht gemeiniglich aus Damm- oder Ackererde, die zum Gedeihen der Gewächse sehr bequem ist. Die Seifengebirge sind vorzüglich in den Schluchten und Thälern der uranfänglichen Gebirge, und enthalten meistens Geschiebe von Quarz, Glimmer, Granit, Thon, Lehm ꝛc. Die vierte Klasse bilden die feuerspeienden Berge oder Vulkane (s. diesen Art.).

Berge im Monde. Berge können hauptsächlich entstehen 1) durch die Bewegung einer flüssigen Materie, welche feste Körper aufhäuft, und sie hernach verläßt; 2) dadurch, daß der ganze Weltkörper, oder doch ganze Seiten desselben dichter werden, einstürzen, und die fester gegründeten Theile stehen lassen, so wie sich die Knochen in einem Gesichte erheben, wenn die Wangen einfallen; und 3) eingeschlossene elastische Dämpfe können innere Theile desselben über die Oberfläche werfen, und da anhäufen; so entstand der Monte Nuovo in Italien innerhalb 48 Stunden, und so wurden sicherlich Aetna und Vesuv und alle Vulkane erzeugt. Was durch die beiden ersten Ursachen auf dem Monde mag hervorgebracht worden seyn, ist schwer auszumachen; allein es dünkt uns mehr, als bloß wahrscheinlich, daß durch den dritten Weg die hauptsächlichsten Berge auf demselben hervorgebracht worden sind. Wir sagen nicht durch Feuer, sondern bloß durch elastische Dämpfe oder Kräfte, die der Kraft der Schwere entgegen mit einem großen Grad von Regelmäßigkeit wirken. Dieses erfodert eine nähere Erläuterung. Nach dem, was Sir William Hamilton, Herr Ferber und Herr Björnstahl vom Vesuv sagen, ist es ausgemacht, daß der Monte Somma und Ottajano, die gleichsam einen Wall um den Vesuv ausmachen, nichts als Ueberreste des Fußes des alten Vulkans sind, der einstürzte, und dessen Feuer nach und nach den Vesuv wieder in die Mitte des alten übrig gebliebenen Ringes aufgehäuft hat, gerade so, wie sich jetzt im Becher des Vesuvs öfters ein kleiner Vulkan erzeugt. Dieses ist ausgemacht, weil man zu Nola, nach Björnstahls Bericht, 20 schwedische Ellen tief noch Lava findet, und zwar fünf verschiedene Lagen mit Gartenerde dazwischen. Diese Lava kann nicht vom Vesuv gekommen seyn, weil die hohe Wand des Monte Somma dazwischen ist. Betrachtete man jetzt den Vesuv gerade von oben, etwa aus einer Entfernung von 10 Meilen, oder hätte man ihn betrachtet, als er noch nicht die Höhe hatte, die er jetzt hat, und der Rest des Monte Somma noch nicht so sehr zerstört gewesen war, als jetzt: so würde er gerade so aussehen, wie der größte und hauptsächlichste Theil der Berge im Mond. Nämlich gleich einem Ring mit einem kleinen Hügel im Mittelpunkt, den dieselbe Kraft erzeugt hat, die den größten Berg einst erzeugte, von dessen Ruinen aber nichts mehr übrig ist, als dieser ringförmige Rand. Berge dieser Art im Monde sind, um nur einige zu nennen: Kopernikus, Tycho, Kepler, Eratosthenes, Archimedes, Aristillus, Manilius, Posidonius, Plinius, Vulkialdus, Gassendus, Reinhold, Machinus,

Tarunzius, König Alphonsus und eine Menge anderer. Auch giebt es Stellen solcher eingestürzten Berge, die, wie der Lacus Avernus, mit einer flüssigen Materie angefüllt zu seyn scheinen, dergleichen ist Plato und Pitatus, deren einen schon Hevel den großen schwarzen See und den andern das todte Meer nennt. Vielleicht erhält Plato, weil sein Rand noch so sehr ganz ist, dereinst wieder einen neuen Keim in der Mitte. Ferner, große Vulkane entstehen nie an der Seite von kleinen, die Kraft nämlich würde eher den kleinen vergrößern; dieses findet ohne Ausnahme auf dem Monde Statt. Wenn ein großer und ein kleiner Ring so an einander liegen, daß sie nothwendig einander stören müssen: so wird der kleinere Ring immer in den größern, und nie umgekehrt einschneiden; ein sicheres Zeichen, daß der kleinere auf dem größern sitzt, so wie ganze Vesuve am Aetna hängen. Solche Einschnitte haben Hipparch, Albategnius, Klavius, St. Cyrillus, Gassendi und sehr viele andere. Die kleinen Ringe hängen fast nie an der nordöstlichen Seite der größern, welches gerade der Winkel des Mondes ist, den die großen Seen einnehmen. Freilich sind diese Ringe groß; Plato's Durchmesser ist wohl 15 deutsche Meilen; allein die scharf erwiesene Höhe einiger Berge im Monde ist nicht minder beträchtlich. Berge von 10.000 bis 12.000 Fuß sind auf dem Monde nicht selten. Die Revolutionen, welche dieser kleine Körper auf seiner Oberfläche erlitten hat, übersteigen verhältnißmäßig die auf unserer Erde sehr weit.

Bergen op Zoom, eine sehr starke Festung in einer morastigen Gegend an der Zoom, unweit ihrer Mündung in die Osterschelde. Die Graben stehen von der Zoom unter Wasser. Diese bildet von der Stadt bis zur Schelde den Hafen der Stadt, und auf beiden Seiten desselben ist die Nord- und Süd-Schanze. Nördlich von der Stadt die Schanzen Moermont, Pinsen, Roover, welche in einer moorigen Niederung liegen, die sich bis Steenbergen erstreckt, und unter Wasser gesetzt werden kann. Die Stadt hat 5.000 Einwohner. Ein Sturm, welchen Sir Th. Graham am 8. März 1814 an der Spitze eines englischen Truppenkorps auf diese Festung wagte, ward mit großem Verluste von den Franzosen zurückgeschlagen.

Bergfink, auch Quäker genannt; er ist etwas stärker als der Haussperling, sieht zwar schön aus, hat aber keine angenehme, sondern eine quäkende Stimme. Sein Gefieder ist auf dem Kopfe, im Nacken und an der Kehle glänzend schwarz mit rostgelber Einfassung, eben so der Rücken; die Brust- und kleinern Flügeldeckfedern sind orangegelb; die übrigen Deckfedern hochgelb; die Schwungfedern dunkelbraun, und der Schwanz schwarz bis auf die äußere Fahne der beiden äußersten Federn, welche weiß sind. Der Bergfink nistet im höhern Norden der Erde, und kommt nur im Winter zu uns.

Berghem (Nicolaus), ein trefflicher Landschaftsmaler, wurde zu Harlem im J. 1624 geboren. Sein Familienname war van Harlem. Eine Schulgeschichte zog ihm den Namen: Berghem zu. Van Goyen, sein Meister, rief seinen übrigen Zöglingen zu: berget ihn, um ihn der Bestrafung zu entziehen, welche ihm sein Vater zugedacht hatte. Von seiner zartesten Jugend an zeigte er die glänzendsten Anlagen für die Malerei. Das Schloß Bentheim, wo er sich lange aufhielt, bot ihm angenehme und mannigfaltige Aussichten dar, die er nach der Natur zeichnete. Merkwürdig sind seine Gemälde durch Reichthum und Abwechslung der Zeichnung, durch ein heiteres und wahres Farbenspiel, durch glückliche Wahl der Anordnung, die er bis ins Unendliche vermannigfaltigte, und durch eine weise Vertheilung des Lichtes, wodurch er die reizendsten Wirkungen hervorzubringen wußte. Das Museum in Paris besitzt neun Gemälde von diesem Meister. Es zeichnen sich darunter aus: eine Ansicht des Coliseums zu Rom, eine Ansicht der Küsten von Nizza und eine große

Digitized by Google

Landschaft. Auf der Gallerie zu Dresden sind fünf vorhanden, die allgemein bewundert werden, vorzüglich eine große Landschaft und der Engel, der einem Hirten erscheinet. Die Gallerie von Wien und die von Malmaison besitzen mehrere Gemälde von Berghem. Dieser Maler starb im J. 1683. Die Sanftmuth war der Grundzug seines Karakters, und die Habsucht jener seiner Frau. Sie war zugleich eine Harpye und eine Megäre. Sie bemächtigte sich seines Geldes, und ließ ihn kaum athmen. Sie wohnte in einem Zimmer unter seiner Werkstätte, um an die Decke klopfen zu können, so oft sie glaubte, ihr Mann werde einschlafen. Berghem's einzige Wonne war Malen. Er sagte scherzend, Geld sey für den unnütz, der sich zu beschäftigen wisse. Man kennt nur ein einziges Schlachtgemälde von ihm, welches van Swieten lange in seinem Kabinette besaß, und das im J. 1806 zu Paris gezeigt wurde. Es stellt dar, wie die Bedeckung einer Zufuhre zugleich von Reitern und Plänkern angegriffen wird.

Bergmann (Torbern), ein berühmter Naturforscher und Chemiker. Er wurde 1735 zu Catharinaburg in Westgothland, einer schwedischen Provinz, geboren. Er war ein Schüler des großen Linné, der ihn wegen seines Talents und außerordentlichen Fleißes hochschätzte. Unter der Leitung dieses vollendeten Meisters entwickelte Bergmann seine trefflichen Anlagen. Im Jahre 1761 wurde er nach Upsal als Professor der Naturphilosophie und Mathematik berufen, welchen Posten er fünf Jahre lang ruhmvoll bekleidete. Hierauf trat er in die, bisher vom gelehrten Wallerus bekleidete, Professur der Chemie und Mineralogie, und um den, ihm von seinen Mitbewerbern gemachten, Vorwurf der Unwissenheit in der Chemie zu widerlegen, schrieb er eine gelehrte Abhandlung über die Fabrikation der Alaune. — Jetzt war Bergmann recht eigentlich in seiner Sphäre. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn drang er in die verschlossenen Geheimnisse des chemischen Faches, vervollkommnete und bereicherte diese Wissenschaft mit vielen neuen Entdeckungen. Er war es, der zuerst das geschwefelte Wasserstoffgas in dem Mineralwasser entdeckte, und durch seine genaue Untersuchung der einzelnen Bestandtheile desselben die Erfindung des künstlich zubereitenden Mineralwassers veranlaßte. — Die allzu sehr überspannte Anstrengung seiner Geisteskräfte hatten seine Gesundheit schon frühzeitig ganz zerrüttet, und er starb 1784 zu Medewi, während er vergebens suchte, die dortigen berühmten Heilquellen zur Herstellung seiner Gesundheit zu gebrauchen, in einem Alter von 49 Jahren. Seine Schriften, chemischen Inhalts, erschienen meistentheils in den Abhandlungen der königl. schwedischen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm.

Bering, geboren zu Horsens in Jütland, wurde wegen seiner seltenen Kenntniß im Seewesen von Peter dem Großen nach Rußland berufen, wo er zum Aufblühen der Marine zu Kronstadt vieles beitrug. Später that er sich als russischer Kapitain in den Seekriegen gegen die Schweden durch seinen unerschrockenen Muth, und seine trefflichen Talente so hervor, daß er den ehrenvollen Auftrag erhielt, eine Entdeckungsreise nach Kamtschatka zu machen. Zwar hatte man nach einer 1728 unternommenen Reise bereits ausgemittelt, daß Asien nicht mit Amerika zusammenhange; allein die andern Verhältnisse waren noch räthselhaft. Bering segelte daher 1741 mit 2 Schiffen nach der nördlichen Küste von Amerika bis zum 60° N. B., und fand, daß die Kamtschatka gegenüberliegende Küste zum festen Lande von Amerika gehöre. Das stürmische Meer und seine Krankheiten hinderten ihn, seine Entdeckungen weiter zu verfolgen. Sein Schiff wurde an eine rauhe und gänzlich unangebaute Insel geworfen, wo er 1741 den 8. December sein thätiges Leben beschloß. Diese Insel führt von ihm den Namen, so wie die Meerenge zwischen der Westküste von

Nordamerika und der Ostküste von Asien, ihm zu Ehren Beringsstraße, und der Meerbusen von dieser Küste Amerikas Beringsbay genannt wurde.

Berkley, Berkeley (George), Doktor der Theologie, und Bischof zu Cloyne in Irland, war den 12ten März 1684 zu Kilkrin in der Grafschaft Kilkenny in Irland geboren, und studirte zu Dublin, wo er sich sehr bald durch seine Kenntnisse in der Mathematik und Philosophie hervorthat. Im Jahr 1713 begab er sich nach London, wo er sich Steelens, Swifts und Popens Achtung erwarb. Er ging noch in eben demselben Jahre als Sekretair und Kapellan des englischen Gesandten, Grafen von Peterborough, nach Sicilien, kam aber nicht weiter, als bis nach Livorno, wo ihn der Gesandte zurückließ. Er kam mit dem Lord 1714 wieder nach England, weil aber bald darauf das Ministerium der Königin Anna fiel, so verlor er die Hoffnung der Beförderung durch den Lord Peterborough, und begleitete daher den Sohn des Bischofs Ashe von Clogher in Irland auf seinen Reisen. Berkley besuchte auf dieser Reise den berühmten Malebranche zu Paris, dem ein philosophischer Dispüt mit Berkley wenige Tage nachher den Tod zuzog. Mit dem jungen Ashe blieb Berkley vier Jahre auf Reisen, und besichtigte besonders den untern Theil Italiens und Siciliens sehr genau, und studirte dabei die Baukunst. Der Herzog von Grafton nahm ihn 1721 als seinen Hofprediger mit nach Irland. Er wurde 1724 Dechant zu Derry, welche Stelle ihm jährlich 1.100 Pfund eintrug, und that den Vorschlag, die Wilden in Amerika zu bekehren, wozu er die Einkünfte seiner Pfründe bis auf 100 Pfund anwenden wollte. Der Vorschlag fand beim Hofe sowohl, als auch im Parlamente Beifall, und man versprach, 10.000 Pfund für ein Collegium auszusetzen, das zu diesem Zweck auf den Bermudas errichtet werden sollte. Er reisete auch 1728 mit einigen jungen Irländern und einem beträchtlichen Vermögen wirklich nach Rhode-Island ab, um daselbst die ihm versprochene Summe in Empfang zu nehmen. Allein der Minister wandte dieselbe zu einem andern Behuf an, daher Berkley sein Vorhaben, sich ganz diesem Geschäft zu widmen, und die Amerikaner zu civilisiren, aufgab, und nach London zurückkehrte. Bald darauf, nämlich 1733, ward er Bischof zu Cloyne, und starb 1753 den 14ten Januar zu Oxford. Diejenigen seiner Schriften, worin er sein philosophisches System aufstellte: sind: Principles of human Knowledge. Dublin, 1710. 8., worin er das Daseyn der Materie läugnete. Three dialogues between Hylas and Philonous. London, 1713. 8., worin er sein idealistisches System vertheidigte. Französisch Amsterdam, 1750, 12. Deutsch aus der französischen Uebersetzung, weil der Uebersetzer das englische Original nicht bekommen konnte, unter dem Titel: Sammlung der vornehmsten Schriftsteller, die die Wirklichkeit ihres eigenen Körpers und der ganzen Körperwelt läugnen. Enthaltend des Berkleys Gespräche zwischen Hylas und Philonous u. s. w. übersetzt — von Joh. Christ. Eschenbach, Prof. der Philos. zu Rostock. Rostock, 1756. 8. Von diesem Berkley sagt Kant „er habe den dogmatischen Idealismus behauptet, nämlich den Raum, mit allen den Dingen, welchen er als unabtrennliche Bedingung anhängt, für etwas, was an sich unmöglich sey, und darum auch die Dinge im Raum für bloße Einbildungen erklärt."

Berlichingen (Götz oder Gottfried von), ein tapferer Ritter zu Ende des Mittelalters, geboren zu Jarthausen, dem Stammschlosse seiner Väter, von seinem Oheim Cuno erzogen, folgte dem Banner mächtiger Fürsten. In dem Landshuter Successionskrieg nahm Götz, im Gefühl des Rechts, Partei gegen die Rheinpfalz, und verlor bei der Belagerung von Landshut die rechte Hand, welche künstlich durch eine eiserne ersetzt wurde, wovon er

Digitized by Google

den Beinamen mit der eisernen Hand erhielt. Da der unter Maximilian zu Stande gebrachte Landfriede noch oft durch Fehden gestört wurde, so hatte auch Götz häufig mit Burgrittern und Reichsstädten zu kämpfen. Ueberdies betrachteten die benachbarten Fürsten den schwäbischen Bund mit eifersüchtigen Augen: Ulrich von Würtemberg wurde aus seinem Lande vertrieben, und Götz, sein Waffengefährte, konnte sich nur durch ein bedeutendes Lösegeld 1522 aus der Gefangenschaft loskaufen. 3 Jahre später als Anführer im Bauernkriege abermals gefangen, mußte er auf sein Ritterwort versprechen, nie wieder die Waffen zu ergreifen, und starb 1562 in unthätiger Ruhe, die er zu einer Selbstbiographie benutzte. Göthe, hat das Andenken dieses merkwürdigen Mannes mit gewohnter Meisterschaft in einem Trauerspiele verherrlicht, und zugleich den damaligen Zeitgeist in kraftvollen Zügen karakterisirt.

Berlin, die Hauptstadt des preußischen Staats und eines Regierungsbezirks, erste königliche Residenzstadt, und Sitz der höchsten Landescollegien, liegt in der Provinz Brandenburg, an der Spree, 127 Fuß über dem Meer, 31° 2′ 30″ L., 52° 31′ 14″ B., und ist eine der größten und schönsten Städte in Europa. Sie hat über 4 Stunden im Umfang, 931.935 □R. Flächeninhalt, und besteht aus 5 Städten: dem eigentlichen Berlin, Köln an der Spree, Friedrichswerder, der Neu- oder Dorotheenstadt und Friedrichsstadt (die seit 1714 die königlichen Residenzstädte heißen), mit den großen von der Ringmauer umgebenen Vorstädten: Königs-, Spandauer-, Stralauer- und Luisenvorstadt, nebst dem außerhalb der Mauer liegenden Neuvoigtland. Sie hat 133 Straßen, 91 Gassen, 22 öffentliche Plätze und Märkte, 14 Land- und 2 Wasserthore, 27 Pfarrkirchen, 34 Brücken, 7.140 Häuser mit Einschluß der Kirchen, der öffentlichen (174) und Fabrikgebäude (61). Der Privatwohnhäuser waren 6.837, wovon 34 wüste standen. Zu den öffentlichen Gebäuden gehören 10 landesherrliche und prinzliche Schlösser, 23 Versammlungshäuser für Collegien, 63 Militairgebäude, 26 Häuser für Unterricht oder Erziehung, 19 Hospitäler oder Krankenhäuser, 3 Gefängnisse und Strafgebäude, 32 Gebäude für andere polizeiliche Zwecke. Der Civileinwohner mit Inbegriff des beurlaubten Militairs sind jetzt 190.000, wovon 3.347 Juden, ungefähr 4.000 zur katholischen, und 10.000 zur evangelischen Confession gehören. Die wichtigsten Gebäude und andere Merkwürdigkeiten sind nach den einzelnen Stadttheilen: 1) im eigentlichen Berlin, welches 1163 vom Markgrafen Albrecht dem Bär erbaut worden, das königl. Posthaus, das Rathhaus, das Stadtgerichtshaus, die Militairakademie, das Cadettenhaus, das Gymnasium zum grauen Kloster, das joachimsthalsche Gymnasium, die lutherische Pfarrkirche St. Nicolai, die älteste Kirche Berlins, die lutherische St. Marienkirche, deren Thurm von 286 Fuß Höhe der bedeutendste in der Stadt ist, die reformirte Pfarrkirche (Parochialkirche) mit einem künstlichen Glockenspiele, die neue französische Kirche, das Friedrichswaisenhaus mit einer Kirche und Impfanstalt, die Garnisonkirche mit einer vortrefflichen Orgel, und den von Rode gemalten allegorischen Bildnissen der Generale Schwerin, Keith, Winterfeld, Ziethen und des Majors und Dichters Kleist, die Judensynagoge, das Landschaftshaus, das königl. Lagerhaus, ehemals das Schloß von Albrecht dem Bär, der neue Markt. Die Vorstädte des eigentlichen Berlin sind: die Königsvorstadt, wo die neue Königsbrücke und das Arbeitshaus am Alexanderplatz. — Die Spandauervorstadt, wo die Spandauer- und Monbijou- (Herkules) Brücke, das königl. Lustschloß Monbijou, die Thierarzneischule, der Schiffbauerdamm, das große Hospital la Charité, mit dem das klinische Institut verbunden ist, die neue königl. Münze ꝛc., und vor dem Oranienburger Thore die Eisengießerei, wo Gußwaaren von

Digitized by Google

1/10 Loth bis 40 Centner das Stück nach allen möglichen Modells geliefert werden, das königl. Invalidenhaus, und in einiger Entfernung das Luisenbad. — Die Stralauervorstadt, wo Zuckerraffinerien und mehrere Kunstgärten. Außerhalb der Mauer liegt die Rosenthalervorstadt oder das Neuvoigtland. 2) In Köln an der Spree, das schon bei den Wenden diesen Namen von den Kollnen, d. i. Pfählen führte, auf welchen diese, von Albrecht dem Bär gedrängt, zwischen Sümpfen und Morästen ihre Gebäude errichteten, und das von 2 Armen der Spree eingeschlossen ist, zeichnen sich aus: die lange Brücke, auf 3 steinernen Bogen ruhend, und mit der ehernen Bildsäule des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu Pferde geziert, das königl. Schloß mit der Bildergallerie, der Kunst- und Naturalienkammer, Münzsammlung ꝛc., der Lustgarten mit der Bildsäule des Fürsten Leopold I. von Anhalt-Dessau, die Domkirche mit den Begräbnissen einiger Mitglieder der königl. Familie, am Haupteingang mit 2 Genien aus getriebenem Kupfer, die Sakramente vorstellend, geziert, das neue Börsenhaus, die königl. Reitakademie, das kölnische Rathhaus ꝛc. Ein Theil von Köln heißt Neuköln, und hier ist der königl. Salzhof oder die Niederlage des Salzes, der Spittelmarkt ꝛc. Die Luisenvorstadt mit der Luisenkirche. Vor dem Cottbuser Thore ist die Hasenhaide. 3) Der Friedrichswerder ist von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm dem Großen angelegt worden. Merkwürdig sind: die Hauptmünze, das Abreßhaus, das Fürstenhaus, die Bank, die werdersche deutsche und französische Kirche, das Friedrichs- und das französische Gymnasium mit einem theologischen Seminarium, der königl. Pallast, das schöne Zeughaus, nach dem venetianischen das prächtigste in Europa, in dessen Hofe befinden sich statt der Schlußsteine der Fenster die vortrefflichen Köpfe sterbender Krieger von Schlüter. Hier befinden sich auch unter andern 18 Modelle in Hochrelief von französischen Festungen, und neben demselben sind die in Frankreich erbeuteten 3 Stücke vom größten Kaliber aufgestellt, ferner das königl. Gießhaus, die von Schinkel neu erbaute Königswache, wo die beiden schönen marmornen Bildsäulen von Scharnhorst und Bülow die Hauptzierde ausmachen ꝛc. 4) Die Neu- oder Dorotheenstadt hat Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große angelegt, und nach seiner zweiten Gemahlin benannt, mit der prächtigen Straße unter den Linden, dem schönsten Spaziergange in der Stadt. Merkwürdig sind hier: das Universitätsgebäude (sonst der Pallast des Prinzen Heinrich), die Akademie der Wissenschaften und Künste, die Sternwarte, die königl. Bibliothek, das prächtige Opernhaus, die katholische Kirche (nach Art der Rotunda zu Rom gebaut), die dorotheenstädtische Kirche mit dem Denkmal des Grafen von der Mark, die neu erbaute Artillerie- und Ingenieurschule, die noch im Bau sich befindende neue Wilhelmsstraße, der Pariser Platz ꝛc. Vor dem schönen Brandenburger Thore, welches die 1807 von den Franzosen entführte, und 1814 aus Paris zurückgebrachte Victoria mit dem Viergespann trägt, und nach dem Propyläum zu Athen, aber viel größer, gebaut worden, ist der Thiergarten, einer der berühmtesten deutschen Volksgärten, worin das Lustschloß Bellevue liegt; vor demselben ist ein französisches Geschütz aufgestellt, welches dem Prinzen August zur Anerkennung seiner Verdienste von Sr. Maj. dem Könige geschenkt ist, der große Exerzierplatz ꝛc. 5) Die Friedrichsstadt, vom Kurfürsten Friedrich III. (als König: Friedrich I.) 1688 angelegt, übertrifft die 4 übrigen Residenzstädte an Größe und Schönheit in der Bauart. Merkwürdig sind: der Gensd'armesmarkt, mit den beiden schönen gleichförmigen Kirchen, die französische und neue Kirche genannt, und dem mit Kunst und Pracht neu aufgeführten Schauspielhause, welches durch die aus getriebenem Kupfer bestehenden Bild-

säulen des Apollo mit seinen Atributen, und des Pegasus geziert ist, der Wilhelmsplatz, ein 190 Schritt langes und 90 Schritt breites Quadrat, mit den marmornen Bildsäulen der Helden Schwerin, Winterfeld, Seidlitz, Keith und Ziethen, der Dönhoffsche und Leipziger Platz, der Platz von Belle-Alliance, wo vor dem hallischen Thor das auf dem Kreuzberg 1819 aus Gußeisen errichtete prachtvolle Monument der in den letzten Feldzügen gefallenen Helden sich befindet, die Jerusalemskirche, die böhmische Kirche, die Dreifaltigkeitskirche, das Friedrichs Wilhelms Gymnasium mit der Realschule, der ehemalige ansbachische Pallast (jetzt der Luisenstiftung eingeräumt), die Paläste der Prinzen Friedrich und August, des Fürsten Radzivil, der Gräfin v. Dönhof, des Buchhändlers Reimer, des Justizministers, des verstorbenen Ministers v. Voß, des Kriegsministers, das vormalige Ordenspalais, die Gold- und Silbermanufactur, die Porzellanfabrik, das Haus der Seehandlungscompagnie, das Lotteriegebäude, das Collegienhaus oder Kammergericht ꝛc. — Bei der zum ewigen Ruhme Preußens 1808 hier gegründeten Universität sind 54 Lehrer angestellt. Zu ihr gehören der botanische Garten, das anatomische Theater, das anatomische und zoologische Museum, das philologische und theologische Seminar, das Mineralienkabinet, die Entbindungsanstalt. Außerdem giebt es in Berlin, nebst den Schulen für den Elementarunterricht, noch 95 theils öffentliche, theils Privat-, Spezial- und gelehrte Schulen, ferner ein Antikenmuseum, zwei Seminare für Stadt- und Landschullehrer, verschiedene Akademien und gelehrte Gesellschaften, so wie die Gesellschaft für die deutsche Sprache und dem Künstlerverein; viele wohlthätige Anstalten, worunter sich der weibliche Wohlthätigkeitsverein vorzüglich auszeichnet, welcher 1816 in 180 Familien 1.200 Arme verpflegte. Was die Fabriken betrifft, so waren 1811 in Berlin 298 Spinnmaschinen für Wolle und Baumwolle mit 28.323 Spindeln, 4.834 Weberstühle für Tücher, seidene, wollene und baumwollene Zeuge, Teppiche u. s. w., 326 Posamentirer, 66 Färbereien, 5 Zuckerraffinerien, mehrere Fabriken für Steingut und lackirte Blechwaaren, bedeutende Gold- und Silbermanufakturen, so wie die Bronzefabriken auch im blühendsten Zustande waren. Noch wird die Stadt durch die bald hinzukommende Bildsäule von Blücher, welche auf die neu zu erbauende Schloßbrücke bestimmt ist, an innerer Verschönerung gewinnen. Schon war im September 1823 in der Bildhauerwerkstatt des Professors Rauch das mehr als 10 Fuß hohe Modell dieser Statue ausgestellt, welche auf Befehl Sr. Maj. des Königs in Erz gegossen wird. Der Künstler wählte den Augenblick der Darstellung mit zartem Sinn, und führte seine Idee mit kunstgerechtem Geschmack aus. Blücher steht, den erhobenen linken Fuß auf ein zertrümmertes feindliches Geschütz gestemmt, die linke geschlossene Hand ruht auf dem Schenkel, die Rechte hält den entblößten Säbel. Er blickt links, als rufe er den ihm Folgenden sein „Vorwärts“ zu. Der Feldherr, mit bloßem Kopf, ist in der Uniform dargestellt, über welche ein Mantel geworfen; der rechte Arm und die linke Hand sind frei. Die Aehnlichkeit des Bildnisses ist bewunderungswürdig. Zeichnung und Lebendigkeit der Darstellung lassen nichts zu wünschen übrig, der Faltenwurf ist meisterhaft. Der Säbel in der Hand ist dem nachgebildet, welchen der Feldherr in der Schlacht von Belle-Alliance führte. Auch eine Metalltafel ward mit aufgestellt, einen Löwen in flach-erhabener Arbeit darstellend, zum untern Sockel des Piedestal dieser Statue gehörig. Die Wahrheit der Zeichnung, Styl und kunstreiche Behandlung des flachen Reliefs zeichnen auch hier die Hand des Künstlers aus, so wie die geschmackvolle Art des Metalls den Ciseleur.]

Bern, ein Canton in der Schweiz, der im Süden oder dem Oberlande durch eine Kette sehr hoher Alpen von Wallis getrennt wird, aber nach Nor-

den sich immer mehr verflächt, und dadurch zum Getreide-, Obst- und Weinbau geschickter wird, obgleich weder Getreide, noch Salz hinlänglich vorhanden sind; im bergigen Oberlande ist Vieh- und Pferdezucht die Hauptsache, und die Ausfuhr des Viehes, der vortrefflichen Käse und der Fabrikwaaren sehr bedeutend. Die bedeutenderen Seen sind: der Neufchateller, Bieler, Thuner und Brienzer See, und die Hauptflüsse sind die Rhone und die Aar. Der Canton verdankt seinen Umfang der Tapferkeit der Bewohner der Stadt Bern, die schon 1191 Cuno von Bubenberg mit Graben und Mauern umgab, wodurch sie, so wie durch die nahe Veste Nydeck, sehr fest ward. Der Herzog von Zähringen, dem Nydeck gehörte, gab der neuen Stadt Gesetze, in welcher der niedre Adel der umliegenden Gegend Schutz gegen die Bedrückungen der Höhern, und Bürger und Landleute eine freie Stätte gegen Oesterreichs Adel suchten. Kaiser Friedrich II. erklärte die Stadt zu einer freien Reichsstadt, und bestätigte ihre Privilegien in einer Urkunde, die noch im dortigen Archiv aufbewahrt wird. So gelangte Bern allmählig zu einer bedeutenden Größe, die den Neid der übrigen Städte und des eignen Adels erregte. Zur Vertilgung Berns ward nun von diesen ein ansehnliches Heer zusammengebracht, das aber die Berner unter Rudolphs von Erlach Anführung am 21. Juni 1339 bei Laupen gänzlich schlugen. Nun trat das mächtige Bern 1353 in den ewigen Bund der Eidgenossen, vergrößerte durch Kauf und durch Eroberungen in den langen Kriegen mit Oesterreich, Mailand, Burgund und Savoyen, das Aargau und Waadtland, und ließ diese Länder durch Landvögte regieren, die auf den Vesten wohnten. Daher betrug der Flächenraum des Cantons in der größten Ausdehnung von 60 Stunden in der Länge und 30 Stunden in der Breite, 235 Quadratmeilen, auf denen in mehr als 1.300 Flecken und Dörfern 376.762 und mit Einrechnung der mit Freiburg gemeinschaftlichen Distrikte 406.554 Einwohner lebten. Ungeachtet die jährliche Einnahme vom Lande nur 260.000 Thlr. betrug, so hatte doch eine regelmäßige Verwaltung der Finanzen über 6 Millionen Thlr. erspart, die an England, Sachsen, Sardinien, Dänemark verliehen wurden. Aber der Umstand, daß der kleine oder tägliche Rath, der die meisten Zweige der Regierungsverwaltung in Händen hatte, aus 17 Personen bestand, zu denen neue Mitglieder nur aus 243 Patricierfamilien gewählt werden konnten, und daß man die übrigen Bewohner der Stadt und des Landes, vorzüglich im Waadtlande, als Unterthanen bedrückte, veranlaßte vieles Mißvergnügen. Dieses benutzten 1798 die Franzosen, die am 5. März 30.000 Mann stark in den Canton eindrangen, und die Berner 26.000 Mann an der Zahl, die auch wieder von einem Erlacher angeführt wurden, schlugen. Bern öffnete zum erstenmal dem Feind seine Thore, und verlor über $^2/_3$ seiner ehemaligen Ausdehnung, da aus dem Waadtland der neue Canton Waadtland, und aus dem Aargau der neue Canton Aargau gebildet wurde. Nach der Anordnung im J. 1803 und den spätern Vergrößerungen enthält der Canton 171½ Quadratmeilen mit 297.600 meistens reformirten Einwohnern, und 6 Distrikte: Stadt Bern, Oberland, Landgericht, Emmenthal, Seeland und Bisseck, und jeder Distrikt 13 Zünfte. Die gesetzgebende Gewalt ist in den Händen des großen Raths von 290 Mitgliedern, die von den Zünften gewählt werden, und sich alle Jahre während 3 Wochen versammeln. Er wählt aus seiner Mitte einen Ausschuß von 103 Personen, der den kleinen Rath bildet, und unter dem Vorsitz von 2 Schultheißen die vollziehende Gewalt hat. Der Canton stellt zum Bundesheer 2.292 Mann, und giebt einen Geldbeitrag von 104.080 Franken. Die Hauptstadt Bern, 1.708 Pariser Fuß über dem Meere, auf einer Anhöhe, und ist also unten schmal, wird oben aber immer breiter, und ist auf der größten Höhe gegen Abend mit Mauern, Graben und Schanzen umgeben. Die Aar fließt auf 3 Seiten um die Stadt, und macht

daraus eine Halbinsel. Bern hat 3 lange und breite Hauptstraßen, die auf beiden Seiten mit Schwibbogen versehen sind, 1.062 Häuser, 13.339 Einwohner, 4 Kirchen (unter denen das Münster, in dem einige 40 von den Schweizern dem Herzog Carl dem Kühnen von Burgund bei Murten 1476 abgenommene Fahnen hängen), dabei der schöne Platz, Plattform, mit einer unübertrefflich herrlichen Aussicht, viele Wohlthätigkeitsanstalten, eine Akademie mit einer öffentlichen Bibliothek, einer Sammlung von Gypsabgüssen nach Antiken, einer Sammlung von Waffen, Kleidungsstücken und Zierrathen fremder Erdtheile, einem physikalischen Kabinet; eine Militairakademie, eine Gesellschaft naturforschender Freunde, eine schweizerische geschichtforschende Gesellschaft, eine Taubstummenanstalt, die Stadtbibliothek mit einem Antiquitäten- und Münzkabinet, eine gelehrte ökonomische Gesellschaft, ein Museum der Schweizer Naturgeschichte, Fabriken in Krepp, feinen Tüchern, Zeugen, seidenen Florwaaren, Leder, Uhren, Leinwand, Baumwolle, Faience, mathematischen und physikalischen Instrumenten, Strohhüten, Tabak, ꝛc. Kupferhämmer. Auch ist Bern der Geburtsort des berühmten Arztes und Dichters Albr. von Haller († 1777).

Bernard von Clairvaux (der Heilige). Er stammte aus einer alten angesehenen Ritterfamilie in Burgund, die mit mehrern edelen Geschlechtern, selbst mit dem Hause der burgundischen Herzoge, verwandt war. Nicht eben diese seine hohe Abkunft, sondern die Größe seines Geistes und der glühende Eifer für große Zwecke haben ihm Verdienste um sein Zeitalter verschafft, welche eine von Vorurtheilen freie Nachwelt jetzt noch nach 700 Jahren ehrt. Wenn Diejenigen, welche durch Erziehung die Keime großer Tugenden in jugendlichen Herzen weckten, und durch ihr eigenes Leben Musterbilder eines frommen Sinnes für sie waren, an dem geschichtlichen Ruhm eines Menschen Antheil haben können, da sie hierdurch doch eigentlich den wahren Grundstein zu seiner Größe legten; so verdienen die Namen von Bernhards Aeltern schon allein aus dieser Rücksicht neben dem seinigen zu stehen, wenn sie auch nicht seine Aeltern wären. Bernhards Vater war der Ritter Tecelin der Blonde, Herr von Fontaines bei Dijon, und seine Mutter Elisa, Tochter eines burgundischen Ritters Namens Bernhard von Montbard. Die Mutter, früher für das Kloster bestimmt, wurde in ihrem 15. Jahre vermählt. Sie gebar ihrem frommen Gemahl sechs Söhne und eine Tochter, von denen Bernard der dritte Sohn ward, der ihr im Jahre 1091 geschenkt wurde. Gegen die Sitte ihres Standes in der damaligen Zeit ertheilten ihre Kinder doch die erste Nahrung an der Mutter eigenen Brust, und sogen früh schon der Mutter Tugenden und Frömmigkeit ein. Nicht aber im fleißigen Beten allein bestand ihre Frömmigkeit, sondern die Werke der Wohlthätigkeit übte sie, nicht um zu glänzen, sondern um die Noth Anderer zu lindern. Sie wünschte nach der Sitte jener frommen Zeit, daß alle ihre Kinder sich dem Dienste des Ewigen weihen möchten, und arbeitete für die Erfüllung ihrer Wünsche unablässig dahin, den Geist und das Herz ihrer Kinder mehr für das Kloster, als für die Welt zu bilden. Vorzüglich wurden, als sie Bernard unter ihrem Herzen trug, ihre Hoffnungen genährt durch einen Traum, der ihr in der Art ausgelegt wurde, daß sie jetzt einem Kinde das Leben geben würde, welches ein treuer und stets wachsamer Hüter des Hauses Gottes seyn werde. So liebte sie das Kind schon, ehe sie dasselbe auf ihren Armen tragen und an ihre Brust legen konnte, und bei seiner Geburt blühten alle ihre Hoffnungen auf. So wuchs der Knabe, die Freude der Mutter, zu einem schönen, kräftigen Jüngling, mit blondem Haar und angenehmer Gesichtsbildung ausgeschmückt, heran; aber, was der Mutter noch mehr werth war, als diese körperlichen Vorzüge, auch seine herrlichen Geistesfähigkeiten und sein frommer Sinn entfalteten sich, und vermehrten das Ver-

tauen der Mutter, das auf dem Liebling ruhte. Bei dem Anblick dieses Sohnes vergaß sie den Schmerz den ihre übrigen Kinder ihr dadurch verursacht hatten, daß sie das Getümmel der Welt der frommen Einsamkeit vorgezogen; und so starb sie, hierüber getröstet, als ihr Bernard 14 Jahre alt war, und sie zu den glänzendsten Erwartungen berechtigte. Nach dem Tode der Mutter suchten ihn besonders seine beiden ältern Brüder von dem Gedanken abzubringen, sein Leben dem Kloster zu weihen, und glaubten ihren Zweck, ihn der Welt zu erhalten, am besten zu erreichen, wenn sie ihn, der mit Liebe an den Wissenschaften hing, zum Erlernen der Schulweisheit (Scholastik) zu bereden suchten, die besonders zu Chatillon an der Seine in jener Zeit von berühmten Männern, welche unglaublichen Zulauf hatten, gelehrt wurde. Diese Scholastiker unterwarfen Alles, selbst die Geheimnisse des christlichen Glaubens, den Klügeleyen der Vernunft; allein Bernard lernte bald die eitlen Spitzfindigkeiten dieser Schulweisheit durchschauen, legte sich jetzt um desto mehr auf die Erlernung der lateinischen Sprache, und las fleißig die Bibel, um einmal später diese, seiner Meinung nach, so schädlichen Scholastiker siegreich bekämpfen zu können. Hierdurch erwarb er sich jene Beredsamkeit, die wir in seinen spätern Werken bewundern müssen, wodurch er alle seine Zuhörer zur Begeisterung fortriß; hierdurch lernte er jene bewundernswürdige Festigkeit, die passendsten und beweisendsten Stellen der Schrift mit Leichtigkeit aufzufinden, womit er spätterhin die kühnen und gewagten Deutungen der Scholastiker, wie mit Donnerschlägen, zu Boden schmetterte. Anstatt, wie seine Brüder hofften, ihn von der Neigung zum Klosterleben nach und nach abzuziehen, wuchs die Liebe dafür immer mehr und mehr in ihm, und immer fester und fester wurde jetzt bei ihm der Entschluß, sich mit Geist und Seele Gott zu weihen, um die heiße Sehnsucht seines eigenen Herzens und die Wünsche seiner frommen Mutter zu erfüllen. Die Begeisterung, mit der er von Gott und göttlichen Dingen redete, und die ruhige Freudigkeit seines Herzens, welche sein ganzes Wesen verklärte, wirkten selbst so mächtig auf seine Verwandte und Freunde, daß sie sich alle zum klösterlichen Leben entschlossen. Mit diesen begab sich Bernard daher in ein zu Chatillon an den Ufern der Seine einsam gelegenes Haus, um sich für diesen ernsten Schritt vorzubereiten. Sechs Monate lang fasteten und beteten sie hier, und nach Ablauf dieser Zeit zogen alle, 30 an der Zahl, an Einem Tage, den 22jährigen Bernard an der Spitze, im Jahre 1113 nach dem Kloster Citeaux bei Dijon. Dieses erst im Jahre 1098 gestiftete Kloster hieß sonst Cistercium, und die Mönche wurden daher Cistercienser genannt. Durch frommen Sinn, reine Sitten und freiwillige Armuth zeichneten sich diese aus, sie trugen eine weiße oder graue Kutte mit einem braunen Schulterkleide (Skapulier), und Stephan Harding war seit der Stiftung des Klosters der 3te Abt. Die Strenge der vorgeschriebenen Regeln, auf deren Erfüllung Stephan unerbittlich hielt, war die Ursache, daß sich hier nur eine kleine Anzahl frommer Männer befand, aber gerade deshalb wählte Bernhard dasselbe. Nach Verlauf von 2 Jahren wurde Bernard 1115 zum Abt eines neuen Klosters Clairvaux, das ihm seinen Beinamen gab, erwählt. Dieses Kloster gehörte mit zu den neuen Klöstern, die jetzt auf Stephans Veranlassung, weil Citeaux an Mönchen überfüllt war, gegründet wurden, und war in einem rauhen und abgelegenen Thale, von Burgund, das bis dahin Wermuthsthal hieß, und nur Räubern zum Schlupfwinkel gedient hatte, erbaut worden. Es erhielt, weil man gleichsam den Glanz desselben im voraus ahnete, den Namen: das heitere Thal, Claravallis oder Clairvaux. Bald übertraf an Ruhm das Kloster von Clairvaux alle neue Stiftungen dieser Art, selbst den Ruhm des Mutterklosters zu Citeaux; denn Bernard war durch sein frommes, einfaches und thätiges

Leben das Muster für alle seine Mönche. Streng beobachtete er selbst die Vorschriften des Klosters, und verlangte nie Entbehrungen von seinen Mönchen, die er nicht selbst übte. Allein bei aller seiner Strenge war er nicht hart, bei seinem Tadel nicht bitter, und Jeder bewunderte mit Rührung die Eintracht und Liebe, die zwischen dem frommen und liebreichen Abt und seinen Mönchen herrschte; denn seine sorgsame Thätigkeit war für das Wohl seiner Brüder ohne Gränzen. Bald reichte Clairvaux, dieser Tempel aller menschlichen Tugenden, diese Schule der Gelehrsamkeit, zu welchem Rufe Bernard sein Kloster erhoben hatte, nicht mehr hin, die aus allen Gegenden herbeiströmenden Ankömmlinge aufzunehmen, so daß er den 1sten Anbau bald mit einem geräumigern Kloster, das er an einem angenehmern Orte in dem Thale von Clairvaux erbauen ließ, vertauschen mußte. In kurzer Zeit gingen aus Clairvaux die angesehensten Prälaten hervor, und selbst Papst Eugen III. hatte als Mönch seine Bildung hier erhalten. Alle Länder Europa's bekamen fromme und gelehrte Mönche aus Clairvaux, und so lange Bernard Abt hier war, wurden 160 Klöster von hieraus allein gestiftet; ja im 13ten Jahrhundert befanden sich in allen christlichen Ländern schon 800 Klöster, die dem Kloster zu Clairvaux ihr Entstehen zu verdanken hatten und die sich, obgleich sie Cistercienser blieben, doch dem ersten Abte von Clairvaux zu Ehren, Bernardiner nannten. Durch alle diese Männer und diese Stiftungen wurde der Ruhm Bernard's und seines Klosters nach allen Gegenden der Welt getragen; selbst der portugiesische König Alphons I. gab im Jahre 1143 sein Königreich dem Kloster Clairvaux in Lehen, worauf die Mönche dieses Klosters, nach dem der König Sebastian 1578 bei Alcassar gegen die Ungläubigen in Afrika geblieben, und 2 J. darauf 1580 auch sein Bruder Heinrich I. kinderlos gestorben war, ihre Ansprüche auf den Thron von Portugall gründeten. Bei allem erworbenen Ruhme aber wurde Bernard nicht stolz und anmaßend, wie bei schwachen Seelen und kleinen Geistern es so leicht geschieht; nie strebte er nach hohen Würden seines Standes, wozu ihn sein Ansehen, seine Frömmigkeit und seine großen Geistesfähigkeiten doch so sehr berechtigten. Gleichwohl war er unter den Aebten eben so groß, wie ein Gregor VII. unter den Päpsten; Könige und Fürsten bewarben sich um seine Freundschaft, und hörten auf seinen Rath, die Geistlichkeit ehrte seine Weisheit und Frömmigkeit, das Volk bewunderte seine Herablassung; ja durch sein Ansehen wußte er es dahin zu bringen, daß, als die Würde des päpstlichen Stuhles durch eine doppelte Papstwahl verletzt, und hieraus eine Kirchentrennung entstanden war (von 1135—38), Innocenz II. als rechtmäßiger Papst anerkannt, und der kirchliche Friede hergestellt wurde. Zwei berühmte Männer waren Bernard's Zeitgenossen, nämlich Peter Abelard und Arnold von Brescia. Mit Abelard, diesem berühmten und gelehrten Lehrer der Theologie, der sich mit so vielem Fleiß besonders auf die scholastische Philosophie gelegt hatte, gerieth Bernard, weil er das Philosophiren über christliche Glaubenssätze mehr verderblich, als nützlich hielt, in einen gelehrten Streit, der auf der Synode zu Sens 1140 zum Vortheil Bernards entschieden wurde. Wenn gleich Bernard, als er gegen Abelard und die scholastische Philosophie auftrat, hierbei nur die fromme und reine Absicht hatte, die kirchlichen Glaubenssätze gegen Irrlehrer kräftig zu vertheidigen, so kann man ihn doch nicht von dem Vorwurf, den er hierdurch auf sich geladen hat, freisprechen, daß er gegen Abelard zu hart und unduldsam gewesen war. Bernard verstand bei seinen großen Geistesanlagen die Kunst, die nur ungewöhnlichen Geistern eigen ist, alle Angelegenheiten, die ihm auszuführen übertragen wurden, richtig zu beurthei-

len; und die weise Benutzung aller günstigen Umstände, die Klugheit, mit welcher er auch Ueberraschungen und Alles, was auf die Sinne wirkte, zur rechten Zeit anzuwenden wußte, waren hauptsächlich die Ursache, daß das Gelingen des 2ten Kreuzzuges so glücklich durch ihn zu Stande kam. Die Idee zu diesem Kreuzzuge ging zwar, so viel wir wissen, nicht von ihm selbst aus, sondern von dem Papste Eugen III., und von dem König von Frankreich, Ludwig VII. Dieser fühlte sich von Gewissensbissen geängstigt, daß er die Kirche zu Viri in einem Kriege gegen den Grafen Theobald von der Champagne hatte anzünden lassen, worin 1.300 Christen sich geflüchtet hatten, die in derselben verbrannten. Durch einen Kreuzzug glaubte Ludwig den Frieden seiner Seele wieder zu erhalten, und er wandte sich deßhalb an Bernard von Clairvaux, der ihn aber an den Papst Eugen III. verwies. Durch den Verlust von Edessa war damals das Königreich Jerusalem in sehr große Gefahr gerathen, und mit Freuden vernahm Eugen III. das Vorhaben Ludwigs. Sogleich übertrug er dem Abt von Clairvaux das Kreuz zu predigen, welches dieser sogleich mit dem größten Eifer begann; denn hatte Bernard einmal eine hohe Idee gefaßt, so war er felsenfest, und beharrlich in der Ausführung derselben, und scheute auch nicht die Gewaltigsten der Erde. Ludwig hielt also zur Zeit des Osterfestes 1146 einen glänzenden Reichstag zu Vezelay in Burgund. Hier erschien Bernard, und Ludwig nebst seiner jungen Gemahlin Eleonore nahmen aus Bernard's Händen die ihnen vom Papste zugesandten Kreuze. Darauf begab sich der Abt aufs freie Feld, weil kein Platz der Stadt die Volksmenge fassen konnte. Seine Worte begeisterten hier alle Anwesenden, jeder rief: „Kreuze! Kreuze!" Die Menge der mitgebrachten Kreuze waren in kurzer Zeit vertheilt, und so ließ er jetzt aus seinen eigenen Kleidern welche verfertigen, um die begeisterte Menge zu befriedigen. Im Frühling des folgenden Jahres 1147 wollte Ludwig seinen Kreuzzug beginnen. Bernard reiste deßhalb noch durch einen großen Theil Frankreichs, und überall wurde er mit derselben Begeisterung aufgenommen. Auch nach Deutschland begab er sich noch im Herbst desselben Jahres, um besonders den König Conrad III. zur Theilnahme an diesem Kreuzzug zu bewegen. Zu jener Zeit wurden in Frankreich und Deutschland die Juden verfolgt und ermordet, weil die frommen Schwärmer glaubten, es sey die Zeit der Juden gekommen, und man müsse zuerst, ehe man nach dem heiligen Grabe zöge, die in Europa wohnenden hartnäckigen Feinde des christlichen Glaubens bekämpfen. Zu dieser grausamen Verfolgung der Juden hatte in Deutschland besonders der Mönch Radulph die größten Städte am Rhein unberufen verführt. Bernard bekämpfte mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit diesen Wahn, und es gelang ihm, diesen schrecklichen Grausamkeiten gegen die Juden Einhalt zu thun. Nicht so glücklich aber war er in dem Unternehmen, den König Conrad für einen Kreuzzug zu gewinnen, denn so viel Ehrfurcht der König auch für diesen außerordentlichen Mann und für die Sache selbst, die er betrieb, zeigte, so glaubte er doch, seine Anwesenheit in Europa sey, wegen der Unruhen in Italien und Deutschland, durchaus nothwendig. Bernard reiste jetzt von Frankfurt nach dem südlichen Deutschland bis Constanz, und überall wurden seine Kreuzpredigten mit dem größten Erfolge aufgenommen. Bei seiner Rückreise über Basel und Straßburg traf er am 24ten Dec. 2146 in Speyer ein, wo sich Conrad mit den angesehensten Fürsten und Bischöfen zu einem Reichstage versammelt hatte. Hier wollte er es jetzt noch einmal versuchen, den König, der noch immer allen Aufforderungen widerstanden hatte, zur Theilnahme an dem Kreuzzug zu bewegen. Der Ruf von Bernards Wunderthaten, und die Ehrfurcht und Liebe gegen den großen Mann hatte sich immer mehr und mehr vermehrt, und so mußte die Begeisterung Anderer für das heilige Grab,

Digitized by

welche in Frankreich und Deutschland durch ihn erweckt war, schon allein wieder durch das Beispiel selbst erfolgreiche Wirkungen hervorbringen. Doch Conrad, der diesen Zug für ein fruchtloses und verderbliches Unternehmen hielt, der durch eine öffentliche Rede an das Volk am heiligen Christtage und in einer geheimen Unterredung zwei Tage nachher mit Bernard, worin dieser alle seine Beredsamkeit aufbot, nicht gerührt werden konnte, und bei seinem Entschlusse blieb, wurde durch Ueberraschung gewonnen, durch welche der fromme Abt oft so große Dinge bewirkte. Am 3ten Weihnachtstage hielt Bernard das Hochamt. Ganz unerwartet unterbrach er die heilige Handlung, und, wie von Gott selbst dazu aufgefodert, ermahnte er alles versammelte Volk, für das heilige Grab zu kämpfen, strafte mit bitteren Vorwürfen die Hartherzigen, und richtete seine Rede plötzlich unmittelbar an den König, dem er mit erschütternden Donnerworten vorwarf, daß er nichts für Gott thun wolle, der doch Alles für ihn gethan habe. Diesen kraftvoll ausgesprochenen Worten konnte Conrad nicht widerstehen; überwältigt von seinen Gefühlen, die jene Worte erzeugt hatten, unterbrach er ihn mitten in seiner Rede, und bat mit Thränen um das Kreuz. Der König trat hin zum Altar, Bernard erfüllte sogleich seine Bitte, und überreichte ihm das Panier, das er im heiligen Kriege tragen sollte. Jetzt nahmen auch die meisten deutschen Fürsten und Ritter, die mit Conrad gleiche Hartnäckigkeit gezeigt hatten, das Kreuz, und mit ihnen der junge Neffe des Königs, Friedrich, Herzog von Schwaben und nachmaliger Kaiser Friedrich Barbarossa. Nach diesem folgereichen Aufenthalte in Speier zog Bernard über Worms, Kreuznach, Boppart nach Coblenz, und predigte überall mit großer Wirksamkeit das Kreuz. Nirgends aber war die Begeisterung des Volks für ihn und sein heiliges Werk größer, als in Cöln. Hier traf er Freitags am 9ten Januar 1147 unerwartet ein, und am Sonntage darauf las er bei ungeheurem Zulauf des Volks am Altar des heiligen Petrus im Dom die heilige Messe. Nach derselben aber, weil die Kirche die Menge des zuströmenden Volks nicht faßte, redete er im Freien auf dem Domhofe für das heilige Grab, so daß viele treffliche Männer aus Cöln, begeistert durch seine Feuerrede, sich mit dem Kreuze bezeichneten. Nach viertägigem Aufenthalt reiste er über Aachen, Lüttich, Chalons nach Clairvaux zurück, wo er den 6ten Februar 1147 eintraf. Hier fuhr er fort, mit seiner gewohnten Thätigkeit die Pflichten seines Amtes zu erfüllen. Doch das Ende seines Lebens war mit Kummer erfüllt. Dieser von ihm zur Ausführung gebrachte Kreuzzug hatte einen unglücklichen Ausgang, das deutsche und französische Heer wurde aufgerieben, und Conrad III. und Ludwig VII. kehrten mit wenigen Ueberresten ihrer großen Heere nach Europa zurück. Ueber diesen Ausgang des Kreuzzuges entstand gegen Bernard große Erbitterung, denn man betrachtete ihn als den Urheber des erlittenen Unglücks, weil er durch seine Kreuzpredigten das Volk verleitet, und ins Verderben gestürzt habe. Um diese Vorwürfe auszutilgen, und der Welt zu zeigen, daß ein Kreuzheer, mit Vertrauen auf Gott und wahrer Frömmigkeit ausgerüstet, siegen werde, faßte er und der Abt Suger von St. Denys, der während der Abwesenheit Ludwigs mit zum Reichsverweser von Frankreich war ernannt worden, den Entschluß, einen neuen Kreuzzug zu Stande zu bringen. Allein ihre Auffoderungen fanden keinen Beifall, und beide wurden von ihren großen Entwürfen durch den Tod fortgerissen. Bernard starb den 20ten August 1153 62 Jahre alt, und wurde 2 Tage darauf zu Clairvaux begraben. Groß und innig war der Schmerz, den sein Tod erregte. Der Papst Alexander III. versetzte ihn seiner großen Verdienste wegen 21 Jahre nach seinem Tode 1174 unter die Heiligen der katholischen Kirche. Er hatte sich durch seinen Geist über sein Zeitalter erhoben, und durch seine Frömmigkeit schon im Leben den Namen eines Heiligen erworben.

Digitized by Google

Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar, einer der berühmtesten Helden des 30jährigen Krieges, geboren den 6. August 1604 zu Weimar, begann seine kriegerische Laufbahn 1621 unter seinem Bruder Wilhelm und Mansfeld, trat aber mit seinem Bruder, von Mansfeld sich trennend, zum Markgrafen Georg Friedrich von Baden über. Nach der Schlacht bei Wimpfen (den 26. April 1622) kehrten beide Brüder nach Weimar zurück, und während Herzog Wilhelm, als General-Lieutenant des Herzogs Christian von Braunschweig, schwer verwundet bei Stadtloo in kaiserl. Gefangenschaft gerieth, trat Bernhard im Herbste 1623 in holländische Dienste, wohnte 1629 der Belagerung von Herzogenbusch bei, und hielt sich von nun an bis zur Ankunft des Königs von Schweden, Gustav Adolph, in Weimar auf. Nach einem kühnen Reitergefecht mit Tilly bei Werben (am 28. Juli 1631) wurde er schwedischer General-Major, und mit 3 Reiterregimentern dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel zugesandt, wo er auch bis nach der Schlacht bei Leipzig blieb. In dem Feldzuge Gustav Adolphs in Franken, am Rhein und in Baiern, vollbracht er manche Heldenthat, und errang nach Gustav Adolphs Tode als Oberbefehlshaber in der Schlacht bei Lützen den 6. November 1632 den vollkommensten Sieg. Wegen geschwächter Gesundheit brachte er den Winter in Weimar zu, kommandirte die Schweden im folgenden Jahre in Oberdeutschland, besetzte Bamberg, nahm Höchstedt mit Sturm, vereinte sich am 6. April 1633 bei Donauwerth mit Gustav Horn, beschwichtigte die Meutereien, die damals im schwedischen Heere auszubrechen drohten, durch Austheilung und Anweisungen von Ländereien, und erhielt von Oxenstierna die Versicherung des Besitzes der Stifte Bamberg und Würzburg, unter dem Titel eines Herzogthums Franken als schwedisches Lehn den 12. Juni 1633, empfing auch am 19. Juni die Huldigung seiner Unterthanen. Am 6. November 1633 eroberte er Regensburg, von wo aus er Wallenstein zu Hülfe eilte, der aber zu Eger am 15. Februar 1634 ermordet wurde. Das Glück der kaiserlichen Waffen und die Einnahme von Regensburg zwangen ihn, sich wieder mit Gustav Horn zu vereinen; beide eroberten am 12. Juli 1634 Landshut, verloren aber am 27. August die Schlacht bei Nördlingen, wodurch mehrere Fürsten genöthigt waren, dem Prager Frieden, den Sachsen schloß, beizutreten. Nach jener unglücklichen Schlacht erhielt Bernhard über das von Oxenstierna neugebildete Heer den alleinigen Oberbefehl, sah sich aber durch die kaiserliche Uebermacht genöthigt, sich an den Rhein zurückzuziehen, um der franz. Hülfe näher zu seyn. Das Jahr 1635 war für die schwedischen Waffen nicht glücklich, und unter manchen Hin- und Herzügen hatten seine Truppen bedeutend gelitten. Er schloß daher mit Frankreich den 27. Oktober 1635 den Vergleich zu St.-Germain-en-Laye, wodurch er sich, gegen 4.000.000 Livres Subsidien, ein Heer von 12.000 Mann deutscher Fußvölker und 6.000 Reitern mit der nöthigen Artillerie für Frankreich zu unterhalten, anheischig machte. Durch geheime Artikel wurde ihm, außer einem bedeutenden Jahrgehalt, der Besitz des Elsasses zugesichert. In den Jahren 1636 und 1637 kämpfte er in Elsaß, Lothringen und der Grafschaft Burgund, ohne eben viel auszurichten; doch 1638 schlägt er die Feinde bei Rheinfelden zwei Mal, erobert Breisach (den 7. December) nachdem er am 30. Juli bei Wittenweyher den kaiserlichen General Götze geschlagen hatte, reizte aber durch die Einnahme jener Stadt Frankreichs Eifersucht, zumal, da er es ausschlug, Richelieu's Nichte, die Herzogin von Aiguillon, zu heirathen. Er starb an einer pestartigen Krankheit, welche binnen zwei Tagen gegen vierhundert Menschen im Lager dahin gerafft hatte. Die schwarzen Flecken, die an seinem Leichnam hervorbrachen, die eignen Aeußerungen des Sterbenden, und die Vortheile, welche Frankreich von seinem plötzlichen Hintritt ärntete, erweckten den Verdacht, daß er durch

Digitized by Google

französisches Gift sey hingerafft worden, der aber durch die Art seiner Krankheit hinlänglich widerlegt wird. In ihm verloren die Allirten den größten Feldherrn, den sie nach Gustav Adolph besaßen, Frankreich einen gefürchteten Nebenbuhler, um das Elsaß, der Kaiser seinen gefährlichsten Feind. In der Schule Gustav Adolphs zum Helden und Feldherrn gebildet, ahmte er diesem erhabenen Muster nach, und nur ein längeres Leben fehlte ihm, um es zu erreichen, wo nicht gar zu übertreffen. Mit der Tapferkeit des Soldaten verband er den kalten und ruhigen Blick des Feldherrn, mit dem ausdauernden Muth des Mannes, die rasche Entschlossenheit des Jünglings, mit dem Feuer des Kriegers, die Würde des Fürsten, die Mäßigung des Weisen, und die Gewissenhaftigkeit des Mannes von Ehre. Von keinem Unfall gebeugt, erhob er sich schnell und kraftvoll nach dem härtesten Schlage, kein Hinderniß konnte seine Kühnheit beschränken, kein Fehlschlag seinen unbezwinglichen Muth besiegen. Sein Geist strebte nach einem großen, vielleicht nie erreichbaren Ziele: aber Männer seiner Art stehen unter andern Klugheitsgesetzen, als diejenigen sind, wonach wir den großen Haufen zu messen pflegen; fähig, mehr als Andere zu vollbringen, durfte er auch verwegenere Plane entwerfen. Bernhard steht in der neuern Geschichte als ein schönes Bild jener kraftvollen Zeiten da, wo persönliche Größe noch etwas ausrichtete, wo Tapferkeit Länder errang, und Heldentugend einen deutschen Ritter selbst auf den Kaiserthron führte.

Bernhard (der große St.), Schweizergebirge zwischen dem Walliserlande und dem Thale Aosta, hat eine Höhe von 7.732 Pariser Fuß über dem Meere. Ueber ihn führt eine Straße in das Piemontesische. Auf seinem, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel, ließ Bernhard von Menthon, ein Savoyscher Edelmann, dessen Namen die Annalen der Geschichte als großen Menschenfreund ewig preisen werden, im 10ten Jahrh. ein Kloster bauen, welches allen Reisenden, ohne Unterschied der Religion, einen Zufluchtsort und liebevolle Hülfe darbietet. Eben dieser wahrhafte Edelmann stiftete auch ein kleineres Hospitium, auf einem benachbarten Berge. Ihm zu Ehren führen diese beiden ewigen, gegen die Wolken strebenden Felsen den Namen: Groß- und Klein St. Bernhard. — Die gänzliche Hingebung und beispiellose Aufopferung dem Wohle der Menschheit von Seiten dieser Klostergeistlichen muß jedes fühlende Herz mit tiefer Ehrfurcht und inniger Liebe für sie erfüllen. Früh und spät, wenn auch die Elemente toben, und der Sturm Schneewogen rollt, untersuchen diese wachsamen Geistlichen, in Begleitung ihrer abgerichteten und treuen Hunde, weit umher die Schluchten, und ermüden nicht, Unglückliche aufzusuchen, und zu retten. Wie viele Reisende diesen wohlthätigen Anstalten seit neun hundert Jahren Leben und Gesundheit verdanken, beweiset das Verzeichniß der Geretteten, deren Namen dort aufbewahrt werden. — Als Napoleon 1800 mit seiner Armee über den großen St. Bernhard stieg, bewies er dieser Geistlichkeit große Achtung, und beschenkte ihr Kloster mit ansehnlichen Summen. — Als der berühmte General Desaix in der Schlacht bei Marengo den Heldentod gefunden hatte, ließ Napoleon seinen Leichnam einbalsamiren, und hier in der Klosterkirche beisetzen, wo er ihm ein marmornes Monument errichten ließ, welches in halb erhobener Arbeit darstellt, wie Desaix vom Pferde seinem Adjutanten Le Brun todt in die Arme sinkt. Auf der Klostertreppe sieht man die marmorne Bildsäule eben dieses Helden, und ihr gegenüber eine Tafel von schwarzem Marmor, worauf der damalige Freistaat Wallis durch eine goldene Inschrift den Uebergang des ersten Consuls über den St. Bernhard verewigt hat.

Berni (Franz). Unter der Regierung Leo's X. bildete sich in Italien jene muthwillig satyrische Manier zu dichten aus, deren Erfindung der Stadt Florenz zugehört, und dessen Ursprung in das Ende des 15ten Jahrh. fällt. Das Verdienst, sie wieder empor gebracht, und ihr den Reiz der leb-

Digitized by Google

haftesten Unterhaltung gegeben zu haben, gebührt dem regellosen Kopfe, nach dessen Namen sie auch Poesia Bernesca genannt wurde. Indessen unterstützten ihn dabei einige geistvolle Männer, besonders Bini, und Maurus, deren Werke gewöhnlich mit den seinigen gemeinschaftlich erschienen sind, ihnen auch an Lebhaftigkeit und Laune nur wenig nachstehen. Berni's Karakter war eben so sonderbar wie seine Schriften. Er war zu Lampechio, einer kleinen toskanischen Stadt, geboren, aus einem guten, aber zurückgekommenen, adelichen Hause, und in früher Jugend schon nach Florenz geschickt worden. Hier, wo er bis in sein neunzehntes Jahr blieb, bildete er sich wahrscheinlich durch das Lesen der Werke eines Pulci, Franco und Lorenz von Medici für die Dichtungsart, durch welche er sich späterhin so berühmt gemacht hat. Um das Jahr 1517 trat er zu Rom in die Dienste des Cardinals Bernhard da Bibbiena, dessen entfernter Verwandter er war, und durch welchen er auf Beförderung hoffte, die ihm aber nicht wurde. Daß er nach Bernhards Tode sich an dessen Neffen, den Cardinal Angelo da Bibbiena, wandte, half ihm eben so wenig. Endlich war er genöthigt, Geheimschreiber bei Johann Matthäus Ghiberti, Bischof von Verona, zu werden, der damals das wichtige Amt eines Datarius des römischen Stuhls bekleidete. Jetzt nahm Berni auch geistliche Kleidung an, weil er gelegentlich von dem Bischofe in seine entfernteren Sprengel geschickt ward, auch ihn selbst häufig auf Reisen begleitete. Für die Anstrengungen und das Einerlei dieser Lebensart suchte er sich oft in der Gesellschaft der Musen zu entschädigen. Endlich, als er die bequeme und einträgliche Stelle eines Canonikus zu Florenz erhielt, ließ er sich ganz in dieser Stadt nieder, wo er von Seiten seiner sonderbaren Aufführung und seines beißenden Witzes sehr bekannt war. Darf man den Stellen seiner Schriften glauben, in welchen er absichtlich mit liebenswürdiger Laune seinen Karakter schildert, so war er ein so abgesagter Feind alles Zwanges, daß es ihm genug war, einen Auftrag von seinen Gönnern erhalten zu haben, um einen unwiderstehlichen Widerwillen gegen dessen Ausrichtung zu fühlen. Er fand weder an Musik, noch Tanze, weder an Jagd noch Spiele Gefallen; sein einziges Vergnügen war, nichts zu thun zu haben, und sich, so lang er war, aufs Bette hinstrecken zu können. Er aß äußerst wenig; dann legte er sich schlafen; dann aß er wieder; kehrte sich an keinen Tag, und an keinen Kalender; seine Bedienten hatten Befehl, ihm nie etwas Neues, weder Gutes noch Böses, zu hinterbringen. Diese und andere noch auffallendere Sonderbarkeiten beweisen wenigstens, daß Berni die Bequemlichkeit liebte, und daß seine Schriften ihm ein Gegenstand des Zeitvertreibs, nicht aber ernsthafter Beschäftigung waren. Von der Schreibart Berni's und seiner Nachahmer ist es schwer, einen genauen Begriff mitzutheilen, da ihr karakteristischer Vorzug mehr in einfachem Ausdruck und in der Anmuth der toskanischen Sprache, als in jenem glänzenden Witz und den starken Gefühlen besteht, die sich auch in andere Sprachen übertragen lassen. Unter allen Schriftstellern, die mit Beifall gelesen werden, gehören unstreitig die Humoristen gerade am meisten nur ihrer Nation an. Was in einem Lande Vergnügen macht und Bewunderung erregt, muß in dem andern Langeweile machen, und platt scheinen. Um das Unterhaltende solcher Schriften ganz zu fühlen, muß man die Sitten und Eigenheiten der Einwohner, sogar der niedern Volksklassen, genau kennen; und vielleicht ist nur derjenige, der selbst im Lande geboren und erzogen ist, im Stande, jede ihrer Schönheiten zu bemerken. Diese Bemerkungen gelten verhältnißmäßig nicht bloß von den Schriften eines Berni, Bini und Maurus, sondern auch von den Capitoli und Satyren eines Johann della Casa, Angelus Firenzuola, Franz Maria

Molza, Peter Nelli, der sich den Namen Andreas v. Bergamo beilegte, und einer langen Reihe anderer Schriftsteller, die sich in diesem Fache hervorthaten. Daß diese früheren Schriften spätherhin im Auslande Nachahmungen veranlaßt haben, ist nicht unwahrscheinlich; und vielleicht hat man die Schriften eines Berni und andere ähnliche am treffendsten geschildert, wenn man sagt, daß sie in einer lebhaften und natürlichen Dichtermanier eben das sind, was die Werke eines Rabelais, Cervantes, oder Sterne in ungebundener Rede sind. Indessen ist zu bedauern, daß ein großer Theil dieser Schriften so voll schmutziger Zweideutigkeiten ist, daß man sie mit Unwillen und Ekel wegwerfen würde, wenn nicht ihr Witz und ihre übrigen Schönheiten den Leser wieder anzögen, und wenn nicht leider ein Theil der Lesewelt selbst an jenen Fehlern ein gewisses Wohlgefallen fände. Daß indessen Berni nicht ganz so unthätig war, als er selbst gewesen seyn will, sieht man aus der Menge seiner Schriften, verzüglich aus seiner Umarbeitung des verliebten Rolands, dieses weitläufigen Gedichts des Grafen Bojardo. Man hat behauptet, er habe dadurch als Nebenbuhler Arioste auftreten, und ein Seitenstück zu dem rasenden Roland liefern wollen, woraus man denn einen Schluß auf seine Eitelkeit und Unwissenheit zog. Allein Berni kannte seine eigenthümliche Gabe zum Persifliren zu gut, als daß er hätte unternehmen sollen, bei einem ernsthaften Gegenstande mit jenem großen Dichter den Wettstreit einzugehen; und doch bewies er auch in diesem und seinen andern Werken, daß er gelegentlich sich höher aufschwingen könnte. Daß die von Berni gemachten Abänderungen dem Gedichte des Bojardo mehr Beifall verschafften, läßt sich aus den vielen Auflagen schließen, die von dem umgearbeiteten verliebten Roland bald nach seiner Erscheinung gemacht wurden, und die man noch jetzt begierig sucht. Auch manche Zeitgenossen Berni's, besonders Theophilus Folengi und Ludwig Dolce, haben sich in seinem Style versucht; aber keiner hat darin etwas vollendet. Selbst Peter Aretin scheint diesen Versuch einst gehabt, aber aufgegeben zu haben, welches nach der Probe zu urtheilen, die er in dem Gedichte Marfisa von seiner epischen Kunst abgelegt hat, nicht eben zu beklagen ist. Die Opere Burlesche von Berni und Andern sind Anfangs einzeln erschienen, nachher aber von Anton Franz Grassini, mit dem Beinamen il tasca gesammelt, und von den Brüdern Giunti in Florenz verlegt worden. Die erste und seltenste Ausgabe ist die zu Venedig von Curtius Navo gedruckte. Seitdem hat man mehrere, aber meist verstümmelte, Auflagen davon gemacht; die vollständigste und beste ist diejenige, deren beide ersten Bände den Druckort London 1723, der dritte aber Florenz 1723 angegeben, die aber in der That zu Neapel veranstaltet ist. Sie wird von der Akademie della Crusca unter die testi di lingua gezählt.

Bernier, 1) (François), Arzt und Reisebeschreiber, geboren zu Angers, gestorben zu Paris 1638, erhielt zu Montpellier die medicinische Doctorwürde, und trat bald darauf eine Reise nach dem Orient an. Nach einigem Aufenthalte in Syrien und Aegypten ging er nach Indien, wo er 12 Jahre am Hofe des Großmoguls lebte, und 8 Jahre Leibarzt desselben war. In sein Vaterland zurückgekehrt, gab er zu Paris 1632 eine höchst gehaltvolle Beschreibung seiner Reisen heraus. — 2) Etienne Alexander Jean Baptiste Marie Bernier, geboren zu Darn im Dep. Mayenne 1764, studirte zu Angers, und wurde früh Pfarrer zu St. Laud d'Angers. Den Grundsätzen der Revolution abgeneigt, und den Bürgereid verweigernd, schloß er sich 1793 an die empörten Vendeer an, und ward bald durch seine begeisterten Reden, wie durch Gewandheit und Umsicht in Geschäften einer der bedeutendsten Männer der katholischen und königlichen Armeen. Als Buonaparte, nach

Antritt seines Consulats, die Bendse zu beruhigen suchte, ging Bernier als Bevollmächtigter einiger Royalistenchefs nach Paris, erhielt beim Abschluß des päpstlichen Concordats, das Bisthum Orleans, lebte von da an gewissenhaft den Pflichten seines Berufs, und starb 1806.

Bernini (Giovanni Lorenzo), als Maler, Bildhauer und Architekt berühmt, bekannt unter dem Namen Cavaliero Bernini. Er wurde 1598 zu Neapel geboren, und empfing den ersten Unterricht in der Kunst von seinem Vater Pietro, der ein angesehener Maler und Bildhauer war. Schon früh ließ der junge Bernini Anlagen blicken, welche zu großen Hoffnungen berechtigten; denn in einem Alter von acht Jahren verfertigte er aus Marmor einen Kindeskopf, der allgemeines Staunen erregte. Als sein Vater nach Rom berufen wurde, nahm er ihn und seinen Bruder Ludovico, zur Unterstützung bei seinen Arbeiten mit. Hier erschloß sich Lorenzo ein großer Wirkungskreis, wo sein vortreffliches Talent an den ersten Meisterstücken Nahrung und Begeisterung fand. Seine Kunstfertigkeit erregte bald in ganz Rom eine solche Aufmerksamkeit, daß Gregor XV. ihn zum Ritter des Ordens Christi erhob. Er hatte noch nicht das 18te Jahr erreicht, als sein Meisel die Statuen des Apollo und der Daphne aus weißem Marmor meisterhaft schuf; erhaben und voll Grazie ist der Styl in diesen Kunstwerken. — Die Krone des Ruhms setzte ihm der Papst Urban VIII. auf. — Da er seit einiger Zeit mit Eifer das Studium der Baukunst betrieb, übertrug ihm dieser Papst die Oberaufsicht und Leitung des Baues der Peterskirche, des Wunderwerks der neuen Welt. Unter seinen zahlreichen Werken, welche er in dieser Zeit vollendete, können wir nur den Glockenthurm von St. Peter, das Modell des Grabmals der Gräfin Mathilde, und das Grabmal seines großen Gönners und Bewunderers Urbans VIII. anführen. Diese Meisterwerke sichern ihm allein einen unsterblichen Namen im Kreise der Künstler. Oft unter den folgenden Päpsten angefeindet, erbaute er dennoch unter Alexander VII. die große Kolonnade des Petersplatzes. 1665 lud ihn Ludwig XIV. nach Paris; er wurde glänzend empfangen, Perrault's Entwürfe aber wurden den seinigen vorgezogen. Reichlich beschenkt, kehrte er daher bald nach Rom zurück, wo er im vollen Genusse seines Ruhms 1680 starb. Bernini hinterließ einen großen Namen und eine Million Vermögen. Unter seinen Schülern hat sich besonders sein Bruder Pietro Bernini, als Bildhauer, Architekt und Mathematiker hervorgethan.

Bernoulli, eine aus Antwerpen stammende Familie, die während Alba's Verfolgungen sich zuerst nach Frankfurt, dann nach Basel flüchtete. Die merkwürdigsten derselben sind: 1) Daniel, geboren zu Gröningen den 29. Jan. 1700, ward erst zum Kaufmann, dann zum Arzt bestimmt, aber ihn führte seine Neigung zur Mathematik. Nachdem er zu Basel als Doctor Medicinae graduirt war, zu Venedig unter Michelotti sich vervollkommnet, daneben aber als Mathematiker, in Newtons Grundsätze eintretend, sich einen bedeutenden Ruf erworben hatte, erhielt er 1725 von der französischen Akademie den ersten Preis für Auflösung der Aufgabe über Verfertigung der besten Sand-Seeuhren; er schlug die Präsidentschaft der Akademie zu Genua aus, nahm aber eine Professur der höhern Mathematik zu Petersburg an. Kränklichkeit bestimmte ihn 1733 zur Rückkehr, worauf er zu Basel Professor der Anatomie und Botanik, 1750 der Physik und spekulativen Philosophie und Canonikus zu St. Peter ward. Er starb den 17. März 1782. Seine zahlreichen Schriften erschienen in den Sammlungen der Akademien von Petersburg, Paris und Berlin, deren Mitglied er war, den actis erudit., den actis helvetico-physico-medicis u. s. w. 2) Johann Bernoulli, geboren zu Basel den 4. Nov. 1744, betrat neben der juristischen Laufbahn auch die der Mathematik und Physik, und wurde schon 1763 als Astronom

Digitized by Google

nach Berlin berufen, wo ihm 1767 die Besorgung des neuen Observatorium aufgetragen wurde. Kränklichkeit nöthigte ihn zu häufigen Reisen durch einen großen Theil von Europa. Er starb den 13. Juli 1807, und hinterließ außer mathematischen und astronomischen Abhandlungen in den Memoiren der Akademie von Berlin und dem Magazin für mathematische Wissenschaften, welches er mit Hindenburg herausgab, mehrere Reisebeschreibungen, Lettres astronomiques, Berlin, 1771. 8. u. s. w.

Bernstein (der auch Börnstein, so wie Agtstein und gelber Amber, desgleichen Jentar und Raf genannt), wird gemeiniglich zu den Erdharzen gerechnet, obschon derselbe von verschiedenen Naturforschern der ältern Zeit, (z. B. dem Plinius), für ein aus Bäumen ausgeflossener Saft angesehen wurde, worauf die lateinische Benennung desselben, Succinum, begründet ist. Von den alten Deutschen wurde der Bernstein Glessum, und hiernach wieder eine besondere Insel in dem deutschen Meere, Glessaria insula, genannt. Der Name Bernstein stammt wohl von Bernen oder Börnen, nämlich Brennen her, und scheint auf die Vorstellung zu deuten, daß derselbe seine Entstehung dem Feuer verdanke. Ueber die Erzeugung, das Alter und das ursprüngliche Vaterland des Bernsteins hat man von jeher gar mannigfaltige Vorstellungen gehegt, und Meinungen aufgestellt, die oft sehr wunderbar sind. Schon 1000 Jahre vor Christi Geburt holten ihn die Phönizier von den Küsten der Nordsee; schon Homer, so wie Herodot, desgleichen Plinius und Tacitus reden vom Bernstein, und die Griechen und Römer wendeten ihn schon zur Verfertigung kostbarer Gefäße und anderer Kunstsachen an. Aber aller Bernstein, den man von jeher kannte, kam von der Küste der Ostsee, und daselbst wird er noch jetzt, von Holstein bis nach Ingermannland, gefunden; wenn gleich die preußische Küste, wo die schönsten und größten Stücke herkommen, von der dunkelsten Zeit her, wegen des daselbst vorkommenden Bernsteins, berühmt gewesen ist. Die Gegend, woselbst der Bernstein vorzüglich ausgeworfen wird, macht denjenigen Theil von Samland aus, der vormals der südanische Winkel hieß, und der von der Festung Pillau, bis zum Anfange der kurischen Nehrung, mit allen Buchten der See, einen Umfang von 10 deutschen Meilen beträgt. Hier wird der Bernstein, wenn die Ostsee stürmisch ist, gemengt mit kleinen Steinen, mit Muschelschaalen, mit Seeschilf ꝛc. ausgeworfen, und wenn der Sturm sich gelegt hat, mit an langen Stangen befindlichen Handnetzen (Käschen) aus der See herausgefischet, und in diesem Zustande Schöpfgut genannt. Seit der Mitte des 17. Jahrh. hat man auch angefangen den Bernstein aus den Strandbergen an der Ostsee zu graben, jetzt sucht man bei Großkirchen unter der Schälung der Erde Bernstein hervor. Merkwürdig ist es, daß man bei der bergmännischen Gewinnung des Bernsteins oft mit Schwefelkies durchzogene Baumstämme antrifft, die zum Geschlechte der Palmen zu gehören scheinen, an denen der Bernstein anliegt, welches sehr für seine vegetabilische Abkunft spricht. Das ganze Königreich Preußen ist gesegnet mit Bernstein, die entferntesten Gegenden vom Meere bieten ihn in der Erde dar, auch findet er sich in Flüssen und Landseen. Was die Meinungen über die Natur und die Abstammung des Bernsteins betrifft, so sind diese sehr verschieden. Guyton de Morveaux zählt ihn zu den Produkten des Mineralreichs. Hyacque't fand ihn in sandigen Betten, nur ei ien Fuß tief unter der Erde, nicht selten krystallisirt, und mit eisenschüssigen Wurzeln bedeckt. Eben so fand er in der ganzen Gegend das Bergöl sehr häufig, daß derselbe, so wie auch Herr v. Beroldingen, als ein Resultat vorgegangener Zerstörungen von Pflanzen oder auch von Meerthieren betrachtet, und als Basis zur Bildung des Bernsteins ansiehet. Girtanner siehet den Bern-

als eine besondere Art Wachs an, das von der großen Ameise (Formica rufa Lin.) in den Tannenwäldern zubereitet worden ist, und betrachtet selbigen als ein durch die Säure der Ameisen verdicktes Oel. Livavius, einer der ältern Naturforscher, war der erste, welcher den Bernstein als ein verhärtetes Berg- oder Steinöl betrachtete; auch der Oberbauinspector Dietrich fand durch seine Versuche, welche er 1783 bei dem Dorfe Großhubniken, bei der Abteufung eines Schachtes zur Gewinnung des Bernsteins anstellte, daß derselbe ursprünglich liquide gewesen sey, und daß solches dessen Abstammung aus einem Baumharze beweise, daß daher auch seine Form und ihre Verschiedenheit dem Lager zugeschrieben werden müsse, in welchem er sich bei seinem Ausfluß aus den Bäumen geformt habe; folglich, daß er vegetabilischer Abkunft sey. Der verstorbene Professor Doktor Hasse, zu Königsberg in Preußen, zeigt in einer eigenen Schrift, Riga, 1799, 8. sich geneigt zu glauben, daß die Entstehung des Bernsteins, nach Phaetons Geschichte, in Ovids Metamorphosen, einem großen Erdbrand zuzuschreiben sey, und daß unter dem Eridanus der Alten nichts anderes, als die Ostsee begriffen werden könne. Fischer hat hierauf die Hypothese gegründet, es habe in alten Zeiten ein großer Erdbrand existirt, der sich in Europa bis nach Norden hinauf erstreckt habe; dadurch sey unter andern das Harz aus den Bäumen am Eridanus ausgebraten worden, das sich an der Sonne erhärtet habe, und in Bernstein übergegangen sey. Hermstädt denket sich die ganze Strecke der Ostsee, wo jetzt der Bernstein vorzüglich gefunden wird, vor uralten Zeiten als festes Land, mit Bäumen oder Waldungen bedeckt, folglich als eine große Insel, deren tiefste Grundlage aus Schwefelkieslagen bestand. Irgend ein Zeitpunkt trat ein, in welchem die Kieslagen durch das Zutreten der Feuchtigkeit von außen her in unterirdische Entzündung geriethen, wodurch Explosionen in der Erdmasse entstehen konnten, die mit der Zeit eine Verschüttung oder Versenkung der ganzen Insel, mit allen darauf befindlichen Gewächsen, nach sich ziehen mußte. Durch diese Versenkung wurden die Bäume und die Pflanzen in das Feuermeer der brennenden Schwefelkiesmasse versetzt, während der dadurch geleerte Raum nun mit Wasser gefüllet wurde, das, um sich ins Gleichgewicht zu setzen, von den Seiten hinzuströmte. In dieser Lage fanden sich nun die Bäume in einem Zustande der Ausbratung; ihre harzigen Bestandtheile waren also gezwungen, wie solches bei einer trocknen Destillation harzreicher Pflanzen der Fall ist, sich als ätherisches Oel zu verflüchtigen, das nun, durch seine specifische Leichtigkeit veranlasset, auf die Oberfläche des gebildeten Sees emporstieg, und diese mit einem Oelmeere bedeckte. Hier fand nun jenes Oel Gelegenheit, nach und nach eine immer größere Masse Sauerstoff aus dem Dunstkreise einzusaugen, sich dadurch zu exidiren, mit der zunehmenden Oxidation sich zu verdichten, und eine klebrichte harzähnliche Beschaffenheit anzunehmen. Hier trat nun der Zeitpunkt ein, wo allerlei Luftinsekten, die mit der sich bildenden Harzdecke in Berührung kamen, darauf kleben blieben, wo durch den Wind allerlei Strohtheile, Baumblätter ꝛc. darauf geworfen werden konnten, die damit in Zusammenhang traten; wodurch jede wellenförmige Bewegung, die der Sturm veranlaßte, die fließendste Harzdecke stellenweise zerreißen, und dergestalt über einander geworfen werden mußte, daß nun jene Insekten, Strohtheile, Pflanzenblätter ꝛc. darin eingeschlossen wurden, wie wir dieselben wirklich im Bernstein eingeschlossen finden. Nach dem Maaße, daß das zu Harz verdickte Oel eine immer größere Quantität Sauerstoff einsaugte, mußte solches nothwendig in gleichem Maaße, in seiner specifischen Dichtigkeit erhöhet werden, und allmählig wieder zu Boden sinken, sich an die ersgebratenen Baumstämme anlegen, und nun daselbst beharren. Diese Ansicht der Sache ist freilich nur Hypothese, was itr aber wenigstens einigen

Grund von Wahrscheinlichkeit giebt, bestehet im Folgenden: 1) daß Fliegen, Spinnen, Mücken und andere Luftinsekten, so wie allerlei Pflanzentheile, die wir im Bernstein hin und wieder eingeschlossen finden, nur an der Oberfläche der Erde, nicht aber unter dem Wasser, oder im Grunde des Meeres, hinzugekommen seyn können. 2) Daß ätherische Oele, wenn sie lange mit Sauerstoffgas in Berührung stehen, solches einsaugen, sich dadurch verdicken, und in die Beschaffenheit der Harze übergehen. 3) Daß, wie die über die bergmännische Gewinnung des Bernsteins angestellten Versuche gezeigt haben, wir denselben in der Tiefe an zum Theil halb verkohlten; zum Theil noch unveränderten Baumstämmen antiegend, und mit Schwefelkies und Eisenvitriol bedeckt vorfinden. Ob aber aller in der Natur vorkommende Bernstein auf dieselbe Weise hat erzeugt werden können, das ist eine andere Frage, welche wohl schwer mit irgend einem Grade von Wahrscheinlichkeit zu beantworten seyn möchte. Wäre Preußen allein und ausschließlich das Vaterland des Bernsteins, so würde jene oben aufgestellte Hypothese über seine Erzeugung allerdings dadurch der Wahrheit sehr nahe gebracht werden. Es ist dieses aber keineswegs der Fall, auch andere Länder produziren Bernstein, wie solches die darüber vorhandenen Erfahrungen beweisen. Denselben fand man auch bereits 1731, wie Ludovici und Henkel nachweisen, unweit dem Bergflecken Schmiedeberg in Sachsen. Sokar de Neuforn fand in der Nähe von Schafhausen in der Schweiz Bernstein, theils in fester, theils in liquider Form; B. F. Herrmann versichert, daß wahrer Bernstein an den Küsten des Eismeers ausgeworfen, und an den Ufern des Chatangaflusses gefunden werde. Mit Steinkohlen gemengt fand man Bernstein in Böhmen bei Uttigsdorf. Bernstein von überaus großer Reinheit und Durchsichtigkeit findet sich auch im Königreich Ava in Asien. Er wird daselbst am Fluß Irrawuddy häufig gegraben, und von Ava aus nach China debitirt. Auf der nahe bei Berlin in dem Pichelssee vor einigen Jahren entstandenen Insel fand man ein Stück sehr schönen Bernstein, eine Faust groß. — Schon in den dunkeln Zeiten fand man, daß in Preußen der Bernstein an der samländischen Küste, bei heftigen Nord- und Westwinden, besonders in den Monaten September und Dezember ausgeworfen wird. Jener Meeresauswurf, welcher seit dem 6ten Jahrh. aus der Geschichte verschwunden war, wurde endlich durch die Eroberung von Preußen wieder bekannt, und nun als ein Kleinod betrachtet. Nach v. Baczko wurde derselbe in dem Vergleiche, welchen der Hochmeister Hanno mit dem samländischen Bischof im Jahre 1264 schloß, zum Erstenmale unter dem Namen des Bernsteins gedacht. Die Gegenden, von welchen man glaubt, daß sie am reichsten den Bernstein liefern, sind die Dorfschaften Rothenen, Nodems, Sorgenau, Palmniken und Krispellen bis Hubenik, von der Stadt Fischhausen dem Strande rechter Hand; auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß selbst unter dem Grunde des baltischen Meeres hin und wieder Bernsteinlagen angetroffen werden. Wir haben erörtert, daß der Bernstein auf dem Grunde des Meeres, mit andern Substanzen zusammenhängend, vorhanden liegt; und hierin scheint die physische Ursache gegründet zu seyn, daß nur bei heftigen Stürmen Bernstein ausgeworfen wird, weil durch die Bewegungen, welche durch dieselben im Meere veranlasset werden, der Bernstein vom Grunde losgerissen, und auf die Oberfläche geworfen wird. Indessen ist auch die Masse des Bernsteins, die auf solchem Wege ausgeworfen wird, sich nicht immer gleich. Ueberaus ergiebig war der Auswurf desselben in den Jahren 1757 und 1761. Vielleicht, daß die vielen, damals an die preußischen Ufer gekommenen, Schiffe mit ihren Ankern den Grund des Meeres auflockerten, und dadurch einen starken Auswurf des Bernsteins veranlaßten. Im Jahr

1801, bei dem großen Herbststurme am 3ten November, warf die See 150 Tonnen Bernstein aus, der einen Werth von 12.000 Thalern hatte. Schon früher, nämlich im J. 1718, bei starken Stürmen, hatte die See 100 Tonnen Bernstein an den Strand ausgeworfen. Schon seit dem Jahre 1650 hat man angefangen, aus den Strandbergen bei Hubenicken und bei Werniken, den Sommer hindurch, bevor die Berge durch die Herbstregen aufgelockert werden, Bernstein zu graben. Das Graben des Bernsteins geschiehet durch dieselben Strandleute, die ihn aus der See schöpfen, denn sie sind durch ihren Hameneid auch zum Graben desselben verpflichtet. Um jene Arbeit zu verrichten, durchstechen sie die Sandberge, entweder gegen das Land hin, oder man gräbt an dem Fuße eines solchen Berges senkrecht in den Grund. Hier entdeckt man gemeiniglich eine Lage von Eisenvitriol, Holzspänen und blauem Thon. Um vor dem Wasser gesichert zu seyn, welches die Grube erreicht, wenn solche mit dem See in ein Niveau kommt, werden die Berge 5 bis 6 Fuß oberhalb der Meeresfläche, landeinwärts durchstochen. Oft liegen in diesen Gruben Nester von Bernstein in abgebrochnen Haufen, die man nicht verfolgen kann, wenn gleich das eindringende Wasser mit Eimern ausgeschöpft wird. An der preußischen Küste der Ostsee waren schon seit 1701 im grühöfischen Stranddistrikte, die Einwohner der Dörfer Altniken, Rautau, Neukuhren, Begitten und Kobjekten verpflichtet, nach beendigter Akkerbestellungszeit, auf Verlangen der Strandbedienten, sich mit ihren Spaten zum Bernsteingraben zu stellen. Jene Arbeit wurde von den Einwohnern der Dörfer Groß- und Klein-Kuhren, Groß-Hubniken, und Kraxtepellen in den dirschkeimischen und palmninkenschen Strandgegenden, als ein eigner Nahrungserwerb für bestimmten Lohn betrieben, den sie für den gewonnenen Bernstein erhielten. Auch noch gegenwärtig wird jene Gräberei in der Schälung und in den Buchten der abgeschossenen Berge fortgesetzt, wenn schon mit geringem Vortheil, so wie der aus diesem flachen Lande gewonnene Bernstein gemeiniglich verwittert und unrein ist. Auch sind die ganzen Stücke gewöhnlich nur klein; jedoch grub man vor einigen Jahren ein Stück von der Größe eines Menschenkopfes aus, das von einem Juden für 50 Dukaten erhandelt wurde. Die Flötze, welche mehrern und festern Bernstein enthalten, liegen gewöhnlich so tief in den Strandbergen, das man ihnen landeinwärts durch diese Gräberei gar nicht beikommen kann. Nur dann, wenn Stürme und Regengüsse die äußere Wand der hohen Küste verändern, und dadurch die Bernsteinadern entblößt werden, klettern die dazu gewöhnten Strandleute auf die neu aufgerissenen Stellen, und holen den Bernstein mit ihren langen, auf Stangen befestigten Schaufeln heraus: eine Arbeit, die aber eben so gefährlich als mißlich ist, weil diese lockeren Gebirge sehr zum Nachschießen geeignet sind, und die Arbeit öfters vereiteln. Im Jahr 1731 wurde, bei Gelegenheit, wo der verstorbene Staatsminister von Heinitz Preußen bereisete, und die Strandgegenden zwischen den beiden Nehrungen beschlagte, eine Bernsteingräberei nach bergmännischer Art, in den Strandbergen veranlasset, indem man einen Schacht absenkte, und dessen Auslängung auf den Bernsteinschichten im Innern des Landes so nahe und so fern von der Küste anlegte, als die Versuche mit dem Erdbohrer solches rathsam machten. Die Schichten, in denen sich Bernstein befindet, sind weniger kostspielig und schneller zu durchsuchen, als wenn solcher ausgefischet, und von den steilen Seeufern in der Gegend von Pillau mit Gefahr losgerissen wird, weil die größten und kostbarsten Stücke dadurch oft zerbrochen werden. In neuern Zeiten ist bei Kraxtepellen 5 bis 600 Fuß ins Land hinein getrieben worden; auch wurden die Bernsteingräbereien Westpreußens und Pommerns

Digitized by Google

in einer meilenweiten Entfernung betrieben. In den Jahren 1626 bis 1635, als die Schweden im Besitze des preußischen Strandes waren, wurde von ihnen viel Bernstein daselbst gesammelt; bis in der Folge die Aufsuchung desselben der König von Preußen als ein ihm zugehöriges Recht ansah, und solche unter die Aufsicht dazu bestimmter Beamten setzte, die darüber wachen mußten, daß nichts davon entwendet werden konnte, sondern aller Bernstein an die Bernsteinkammer zu Königsberg abgeführt werden mußte, woselbst man die größten Stücke für den König zurücklegte, den Uebrigen aber, Tonnenweise, an die Kaufleute und die Bernsteindreher debitirte. Seinen höchsten Werth besaß der Bernstein gegen das Jahr 1534, um welche Zeit derselbe von den Arbeitern halb nackend ausgefischet, und als Regal dem Könige von Schweden und den Herzogen von Preußen und Pommern abgeliefert wurde, die ihn an die Kaufleute in Danzig verhandelten, durch welche derselbe nun durch die ganze Welt debitirt wurde. Schon in den ältesten Zeiten war der Bernstein ein wichtiger Gegenstand des Handels, der allgemein geachtet wurde. Die Bewohner der preußischen Küste sandten ihn nicht unmittelbar nach Griechenland und Rom, sondern er wurde von den Normännern, vorzüglich von den Kimbern und Kelten an die Massilier vertauscht. Die Waare wurde von den Kelten, den Teutonen und Aesthyern eingetauscht, durch Panonien, den Venetianern am adriatischen Meerbusen zugeführt, welche sie sofort an die Tarenter und die Alexandriner verhandelten, durch welchen Weg sich der Bernstein in der ganzen südlichen Welt verbreitete. Von den Preußen wurde der Bernstein an der Düna, und von den Scythen wurde selbiger auf dem Dnieper, bis an die Wasserfälle zum Verkauf gebracht, und von da durch die Olbiten abgeholt, und sowohl den übrigen griechischen Colonien am Ausflusse des Dniepers, als auch den Venetianern überlassen, die den Bernstein endlich auf alexandrinischen Schiffen weiter sendeten. Der Bernstein, welcher dem gemäß einen der ältesten Handelsartikel in der Welt ausmacht, nahm also vormals denselben Weg hinab, auf welchem nachher die indischen und asiatischen Waaren heraufgekommen sind. Vom Bernsteinhandel kannte man nur 3 Wege, einen auf dem Ocean, durch die massilischen Schiffe; einen zweiten zur Are bis an den adriatischen Meerbusen, und einen dritten auf dem Dnieper zum schwarzen Meere. So groß indessen aber auch die Masse des Bernsteins war, die jährlich nach dem mittelländischen Meere abging, so war sie doch der Verschwendung des Nero nicht angemessen, denn er sandte noch einen römischen Ritter an die Bernsteinküste, und ließ durch ihn ungeheure Massen herbei schiffen. Derselbe brachte von dem König der Esthen allein 13,000 Pfund als Geschenk mit. Von den Römern wurde der Bernstein theils als Räuchermittel, theils als Arzneimittel, vor allen Dingen aber und bis zur Verschwendung, zum Schmuck angewendet. In den neuern Zeiten kauften die Armenier und die Juden den Bernstein in Königsberg in Preußen, und in Danzig ein, und trieben damit einen Handel nach der Türkei, nach Japan, nach Persien und China, woselbst er zu Gegenständen des Schmuckes verarbeitet, und als Juwele hoch geschätzt ward. Auch engländische Kaufleute holen Bernstein, den sie nach Venedig, nach Smyrna und Alexandrien debitiren. Roher Bernstein, sowohl Bastarde als Sortimentsstücke, gehet häufig nach Constantinopel und Alexandrien, und wird daselbst zu Mundstücken für Pfeifenröhre verarbeitet. Im Jahre 1576 wurde ein Stück am funkenhäger Strande zu Colberg gefunden, das sehr weiß war, und 11 Pfund wog. Dasselbe wurde von den Colbergern dem Kaiser Rudolph II. zum Geschenk verehrt. Das größte Stück fand man im Jahr 1803 zu Schlapack, zwischen Insterburg und Gumbinnen, es wurde durch einen dortigen Einwohner Namens Hundsdorfer gefunden. Dasselbe ist flach, an den Ecken abgerundet, ungefähr 2½ Zoll

Digitized by Google

dick, nicht ¼ Fuß lang. Sein Kubikinhalt beträgt 318¾ rheinl. Kubikzoll. Sein Gewicht beträgt 13 Pfund 15¼ Loth. In der Farbe gleicht dasselbe dem innern Theile eines weißen Kohlkopfes. In der Meinung, der gemachte Fund sey ein Feuerstein, schlug der unwissende Finder ein Stück von meist zwei Pfunden davon ab, welches sehr zu bedauern ist. Jenes seltene Exemplar wird jetzt in dem königl. Mineralienkabinette in Berlin aufbewahrt. Was den Preis des Bernsteins betrifft, so ist solcher theils von der stärkern oder schwächern Farbe, theils aber auch, und zwar am meisten, von der Größe der Stücke abhängig. Vor 50 Jahren bezahlte man für eine Tonne Sortimentsstücke, von 3 berliner Scheffel Inhalt, 1.100 Thlr.; jetzt wird sie, wenn viel Nachfrage ist, mit 3.000 Thlr. bezahlt. Die meisten Bernsteinarbeiter (Bernsteindreher) finden sich zu Königsberg in Preußen, zu Stolpe und zu Danzig. Die Artikel, die sie aus Bernstein verfertigen, sind mannigfaltig, und bestehen: in klar geschliffenen Korallen, blassen, trüben oder Bastardkorallen, Rosenkränzen, Mundstücken zu Pfeifen, Cruzifixen, Branntweinprobern, Etuis und Kästchen und einer unendlichen Menge anderer Luxusartikel. Man drehet den Bernstein mit stählernen Dreheisen auf der Spindel, und auf der gewöhnlichen Drehbank. Die zu Bildhauerwerken bestimmten Verzierungen, werden mittelst mancherlei Stecheisen gemacht, das Facettiren desselben geschiehet mittelst schwedischer Schleifsteine, das Poliren wird mit Kreide und Wasser verrichtet. Die klaren Korallen werden geschliffen, und auf Schnüre gezogen, deren Länge, nach den Oertern, wohin sie verkauft werden sollen, verschieden ist, gewöhnlich aber 21 Zoll beträgt. Jene Schnüre werden nach gleicher Größe und Farbe pfundweise zusammengebunden und verkauft. Zu den kunstreichen Gegenständen wird der weiße oder auch der gelbe Bernstein gewählt, der fester als jener ist. Ist der Bernstein trübe und undurchsichtig geworden, so wird er durch Sieden geklärt. Dieses geschiehet, indem man ihn in Papier eingewickelt, in einem Topfe mit Sand umgeben, 40 und mehrere Stunden in heißer Asche digeriren läßt. Oder man kocht ihn auch in einem irdenen Gefäße mit Lein- oder Nußöl, bei allmählig verstärktem Feuer, bis er heller wird. Man verstehet nicht nur die Kunst, den Bernstein bis zu einer stufenweise hohen Bläße klar zu sieden, sondern ihn auch roth, blau, violet, purpurfarbig, grün und weiß zu färben.

Bernsteinsäure. Diese Säure erhält man durch Destillation des Bernsteins; sie ist in demselben nicht vorhanden, sondern wird während der Destillation gebildet. Das Destilliren kann in einer Glasretorte mit tubulirter Vorlage vorgenommen werden, geschieht aber gewöhnlich fabrikmäßig mit mehreren Pfunden auf einmal in eisernen Retorten. Der Bernstein giebt dabei zuerst ein gelbliches säuerliches Wasser, was großentheils Essig ist; sodann kommt ein dünnes gelbliches Oel, nebst Kohlenwasserstoffgas und Kohlensäuregas, zu deren Ableitung die Vorlage tubulirt seyn muß. Während dessen schießt zugleich im Retortenhalse und im oberen Theile der Vorlage ein gelbliches Salz an. Das Oel wird nach und nach bräuner, und dann erzeugt sich kein Salz mehr. Zuletzt wird das Oel schwarz und dick, wie Pech. Das im Retortenhalse angelegte Salz ist die Bernsteinsäure, mit brenzlichem Oele verunreiniget. — Man erhält die Bernsteinsäure besonders häufig aus Fabriken, wo Bernstein zur Firnisbereitung geröstet wird; denn der geröstete Bernstein ist gerade in dem Zeitpunkte, wo die Entwickelung der Säure aufhört, zur Auflösung im Alkohol oder in fetten Oelen am tauglichsten. Man rechnet gewöhnlich auf jedes Pfund Bernstein ein Loth Bernsteinsäure. — Die gewonnene Säure ist gelb oder gelblich braun, und stark von Oele verunreiniget, wovon sie sich schwer abscheiden läßt. Man löst sie in dem bei der Destillation des Bernsteins erhaltenen Wasser auf, und seiht sie durch feuchtes Papier, wodurch das mechanisch beigemengte Oel zurück-

Digitized by Google

gehalten wird. Die durchgeselhte braune Flüssigkeit reiniget man auf folgende Weise: a) Man digerirt sie mit animalischer Kohle, am liebsten mit solcher, die man bei der Berlinerblau-Bereitung erhält, filtrirt sie nachher, und läßt dann die durchgegangene ungefärbte Flüssigkeit zum Krystallisiren abdampfen. Dieses Verfahren reiniget jedoch die Säure nicht von dem beigemengten Oele, sondern benimmt diesem bloß die Farbe. Daher wird die anfangs ungefärbte Flüssigkeit beim Abdampfen nach und nach wieder gelb und braun, weil sich das Oel dabei oxidirt und dunkler färbt. Daß die Säure durch Kochen mit Kohlenpulver ihrer Natur nach verändert werde, wie nach Fourcroy behauptet wird, ist ein Irrthum. — b) Die aufgelöste und wieder eingekochte Säure wird in einem Glaskolben sublimirt, jedoch bei möglichst geringer Hitze, so daß man nur eine Kohle nach der andern unterlegt. Man verfährt im Uebrigen dabei so, wie bei der Sublimation der Benzoesäure angegeben worden ist. Die erhaltene Säure ist schneeweiß und glänzend. — c) Die unreine Säure wird mit kohlensaurem Kali, was jedoch nicht überschüssig zugesetzt werden darf, gesättiget, sodann das bernsteinsaure Kali mit etwas wenigem von dem oben erwähnten Kohlenpulver gekocht, filtrirt und mit Bleizucker versetzt, so lange noch ein Niederschlag entsteht. Das gefällte bernsteinsaure Blei wird hierauf mit kaltem Wasser völlig ausgesüßt und getrocknet. 10 Theile bernsteinsaures Blei erfodern 3 Th. Schwefelsäure von 1.85 eigenthümlichem Gewichte, die vorher mit 20 bis 30 Mal soviel Wasser verdünnt worden ist. Bei dieser Reinigungsart geht zwar ein Theil der Säure selbst mit verloren, weil das bernsteinsaure Blei nicht völlig unlöslich im Wasser ist, allein man bekommt dafür die Säure vollkommen rein. — Man hat auch vorgeschlagen, die Bernsteinsäure durch Kochen mit Salpetersäure zu reinigen, durch welche das Oel, die Säure aber nicht, zerstört wird; allein es entsteht dadurch eine neue Verunreinigung durch Klee- und Apfelsäure. — Die Bernsteinsäure krystallisirt in sehr regelmäßigen, ungefärbten, durchscheinenden Krystallen, von tafelartiger und dreiseitig prismatischer Gestalt. Diese Krystalle sind wasserhaltige Bernsteinsäure. Sie besitzt einen eigenen schwach säuerlichen Geschmack, der immer etwas von dem der Säure angehörigen Oele an sich behält, auch in dem bernsteinsauren Salze fast ungeschwächt bemerkbar ist. Sie ist flüchtig, und läßt sich ohne Rückstand sublimiren, wenn sie vom Oele frei ist. Die mit Kohlenpulver gereinigte Säure enthält ein wenig Oel, was sie bei der Destillation zurück läßt, 25 Theile kaltes und 3 Theile kochendheißes Wasser lösen 1 Th. Bernsteinsäure auf. Sie wird von kaltem Alkohol langsam, wohl aber von 1½ Theile kochendem aufgelöst, und wird durch Schwefel- und Salpetersäure nicht zerstört. — Die bernsteinsauren Salze werden durch trockene Destillation zerlegt, und die Säure in brenzliches Oel, Wasser, Essig, Kohlensäuregas und Kohlenwasserstoffgas verwandelt. Die Bernsteinsäure besteht aus 47.350 Theilen Kohlenstoff, 4.213 Wasserstoff und 47.923 Th. Sauerstoff. Die Sättigungs-Capacität derselben ist 15.87 oder $\frac{1}{4}$ ihres Sauerstoffgehalts, womit sie also der Essigsäure sehr nahe kommt. Sie wird in der Heilkunst als innerliches Heilmittel, in der Chemie zu Scheidung des Eisens vom Mangan bei der Analyse eisenhaltiger Körper gebraucht. — Da diese Säure sehr theuer ist, so kommt sie im Handel oft verfälscht vor. Man macht sie nach aus Weinsteinsäure oder saurem schwefelsaurem Kali, die mit Bernsteinöl befeuchtet werden. Man kann ihre Reinheit prüfen, wenn man sie in einem Löffel erhitzt, wo die reine Bernsteinsäure verfliegt, die verfälschte aber im ersteren Falle viele Kohle, im letztern saures schwefelsaures Kali zurücklässt. Bisweilen besteht die verfälschte Säure auch aus salzsaurem Ammoniak, was mit Bernsteinöl und etwas Salzsäure zusammengemengt ist. Diese verflüchtiget sich ebenfalls, giebt aber den Geruch nach Ammoniak, wenn sie mit Kalk gerieben wird.

Google

Bernstorff, 1) (Johann Hartwig Ernst, Graf von), geboren den 13. Mai 1712 zu Hanover, gestorben den 18. Febr. 1772 zu Hamburg, studirte, von Keyßler vorbereitet und begleitet, zu Tübingen, durchreiste dann die Hauptstaaten Europa's, wurde von Christian VI. von Dänemark 1732 als Gesandter an den sächsischen Hof, 1737 nach Regensburg, so wie 1744 nach Frankreich gesandt. Nach dem Tode des Prinzen von Wallis, mit dem er auferzogen war, widmete er sich ganz dem dänischen Dienst, und war unter andern Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Seiner Verdienste wegen ward er 1767 in den dänischen Reichsgrafenstand erhoben. Handel und Fabriken blüheten unter seiner Verwaltung, und er legte, als Aufseher über das Armenwesen, den Grund zu dem 1769 vollendeten Hospitale in Copenhagen. Dennoch ward er durch den nachher enthaupteten Grafen Struensee gestürzt (1770), und lebte von da an in ruhiger Zurückgezogenheit. — 2) Andreas Peter, des Vorigen Neffe, geboren zu Gartow im Lüneburgischen den 28. August 1735, zeigte frühe großen Eifer für die Wissenschaften, studirte zu Leipzig und Göttingen, bereisete einen Theil von Europa, und arbeitete hierauf unter seinem Oheim in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Nach Struensee's Sturz trat er wieder in seinen, auf kurze Zeit unterbrochenen, Wirkungskreis, und wurde schon 1773 Staatsminister. Als entschiedener Gegner der Ansichten des damals sehr begünstigten Ministers Gulberg, fand er es 1780 nöthig, sich von den Geschäften zurückzuziehen; aber schon 1784 ward er, als der Kronprinz Friedrich die Umschaffung des Staatsraths vorgenommen, zurückberufen, und genoß von nun an ununterbrochen das volle und verdiente Vertrauen des Mitregenten. Der Aufforderung der Alliirten, an dem Kriege gegen Frankreich Theil zu nehmen, wußte er mit so vieler Feinheit als Geradheit auszuweichen, obwohl er den revolutionären Grundsätzen keineswegs geneigt war. Geliebt und verehrt von Fürst und Volk, starb er den 2. Juni 1797. Sein Begräbnißtag war, wenigstens im Kleinen, was der des unsterblichen Washington im Großen war. Uneingeladen folgten seinem Sarge eine zahlreiche Menge von Männern aus allen Ständen, und unter diesen der Kronprinz selbst, der seinen Platz unter Bernstorffs Söhnen nahm.

Beroaldus (Philipp), der unter dem Beinamen des Jüngern bekannt ist. Dieser berühmte Gelehrte stammte aus einem edlen Geschlecht in Bologna, und war beides, Neffe und Zögling des ältern Philipp Beroaldus, unter dessen Leitung er frühe schon so große Fortschritte in der lateinischen und griechischen Sprache machte, daß er schon im Jahre 1496, kaum 26 Jahre alt, auf der Universität seiner Vaterstadt als öffentlicher Lehrer der classischen Literatur hervortrat. Nachher wählte er Rom zum Aufenthalt, und Leo X., damals noch Cardinal, nahm ihn zum Secretair an. Als Pabst ernannte er ihn zum Probste oder Rektor der römischen Akademie, welche Stelle er wahrscheinlich niederlegte, als er zum Bibliothekar am Vatican befördert wurde. Von seinem Talent für die Kritik giebt die von ihm besorgte Ausgabe des Tacitus ein sehr rühmliches Zeugniß; allein Beroald ragt auch als lateinischer Dichter unter seinen Landsleuten hervor, und seine drei Bücher: Oden, die zuerst im Jahre 1530 herauskamen, wurden besonders in Frankreich mit so lautem Beifall aufgenommen, daß man dort nicht weniger als sechs Uebersetzungen davon machte, unter welchen die von Clement Marot die berühmteste ist. Aus einem Gedichte von Markus Anton Flamino an Beroald ersieht man, daß er den Anfang damit gemacht hatte, auch eine Geschichte seiner Zeit zu schreiben, und es ist sehr zu bedauern, daß er früher starb, als er sie vollendet hatte. Sein Tod erfolgte im Jahre 1518, und Bembo's Grabschrift auf Beroald, in welcher ausdrücklich gesagt wird, Leo habe seinen Verlust beweint, ist wohl ein

zureichender Beweis, daß er bis an sein Ende die Gunst dieses Papstes genossen habe.

Berry (Carl Ferdinand, Herzog von), zweiter Sohn des Monsieur, Grafen von Artois, wurde am 24 Januar 1778 geboren, und beim Ausbruch der Revolution schon als Knabe, nebst seinem ältern Bruder, ins Ausland geflüchtet. Hier lebte er, zuletzt mit der gesammten königlichen Familie in England, bis die Siege der Verbündeten 1814 den Bourbons wieder Bahn zur Rückkehr nach Frankreich brachen. Hier landete er am 13. April im Hafen von Cherburg, von wo er die Städte Bajeux, Caen, Rouen ꝛc. besuchte, überall Soldaten und Nationalgarden für die Sache der Bourbonen, und mehr noch für seine Person zu gewinnen wußte, reiche Almosen austheilte, Gefangene befreite, und mit kluger Milde sprach und handelte. Am 21. April hielt er seinen Einzug in Paris, wo er der Sache der Bourbonen einen großen Anhang erwarb, indem er Handelsleute, Fabrikanten und Künstler durch Besuche und schmeichelhafte Anerkennung beehrte. Am 15 Mai ward er zum General-Obersten der Chasseurs und Chevaurlegers-Lanciers ernannt, erhielt das ehemalige Regiment Kaiserin Dragoner und eine Civilliste von 1,500.000 Franken. Nach Napoleons Rückkehr von Elba mußte er mit den Haustruppen des Königs sich nach Gent und Alost zum König zurückziehen, bis die Schlacht von Waterloo den Rückweg nach Paris öffnete. Im August 1815 ward er zum Präsidenten des Wahlcollegiums der nördlichen Departemente, und bald darauf zum Präsidenten des vierten Bureau ernannt. Am 17. Junj 1816 vermählte er sich zu Paris mit der ältesten Tochter des Kronprinzen beider Sizilien, Caroline Ferd. Louise, mit dieser lebte er in der glücklichsten Ehe, aus welcher ihm eine am 21. Sept. 1819 geborne Tochter blieb. Aber ein Bösewicht, Namens Louvel, ein Sattler, seit 3 Monaten in Diensten des Hofsattlers, der unter Buonaparte beim Artillerietrain der Garde gedient hatte, diesem nach Elba und darauf auch nach Waterloo gefolgt war, hatte schon längst die Vernichtung des Hauses Bourbon durch des Herzogs Ermordung bei sich beschlossen. Als nämlich der Prinz am 13. Febr. 1820 seine Gemahlin aus der Oper zum Wagen führte, sprang der Mörder auf den Prinzen zu, umschlang ihn mit dem linken Arm, und stieß ihm den zweischneidigen Dolch vier Zoll tief in die rechte Seite. Der Prinz schrie auf: „ich bin ermordet!" Seine Adjudanten faßten ihn, um ihn aufrecht zu halten. Rührend war die Scene während der sieben Stunden, die der Prinz nur noch lebte. Man brachte ihn nämlich sogleich in einen Saal des Schauspielhauses, und holte Aerzte herbei. Der Prinz war ohne Besinnung, und sein Aeußeres ließ sogleich fürchten, daß die Wunde tödtlich sey. Erst gegen zwei Uhr Morgens kam derselbe wieder zu sich. Er erkannte die Personen, welche sich um ihn befanden, unter welchen nun auch die Herzogin von Angouleme, Monsieur, der Herzog von Angouleme, der Herzog von Bourbon, der Herzog und die Herzogin von Orleans, der Marschall Herzog von Reggio, der Herzog von Richelieu ꝛc. waren. Der Prinz sprach zu den Umstehenden, und kündigte ihnen an, er fühle, daß sein Ende nahe. Er litt an äußerst heftigen Schmerzen. Er begehrte, seine Tochter zu sehen. Man holte sie herbei, brachte sie aufs Bett; er küßte sie zärtlich, indem er sagte: „Liebes Kind, mögest du glücklicher seyn, als dein Vater!" Nun unterhielt er sich ganz leise mit seinem Bruder, und begehrte die Heilsmittel der Religion zu empfangen. Der erste Almosenier von Monsieur, Herr von Latil, trat ein. Der Herzog von Berry beichtete ihm laut, in Gegenwart aller Umstehenden, die Fehler, deren er sich schuldig glaubte, und bat mit voller Ergebung Gott um die Verzeihung seiner Beleidigungen, die Menschen um Verzeihung der Handlungen, durch die er ihnen mißfallen haben möge. Der Pfarrer von St. Rochus ertheilte ihm die h. Sakramente. Monsieur und die übrigen Glieder der königlichen Fa-

milie knieten betend um das Bett her. Der Prinz unterbrach ihr Gebet, indem er mitten unter den heftigsten Leiden Gnade für seinen Mörder begehrte. Gegen fünf Uhr kam der König Ludwig XVIII., den man von dem Vorfall erst dann benachrichtigt hatte, als keine Hoffnung mehr übrig blieb. Der Herzog sagte ihm mit schon abnehmender Stimme: „Sire, die letzte Gnade, um die ich sie bitte, ist die Begnadigung des Menschen, der mich verwundete. Gnade für den Menschen! (So nannte er ihn immer). Ohne Zweifel ist es Jemand, den ich, ohne es zu wollen, beleidigt habe.“ Der König weinte. „Es ist, sagte Se. Majestät, jetzt nicht Zeit, davon zu sprechen. Sorgen wir vor Allem für Ihre Herstellung.“ Der Prinz antwortete: „Ich täusche mich nicht über meinen Zustand.“ Alle Mittel der Kunst zeigten sich allmählig unnütz, das Blut häufte sich immer mehr in der Brust. Der Augenblick des Todes nahte. Unter dem Vorwand, dem Prinzen einen Augenblick Ruhe zu lassen, bewog man die Herzogin von Berry, die Herzogin von Angouleme und Monsieur, sich in ein anderes Zimmer zu begeben. Der König aber, dem man ebenfalls den traurigen Anblick ersparen wollte, blieb bei dem Bette seines adoptirten Sohnes, indem er antwortete: „Ich scheue den Anblick des Todes nicht; ich habe meinem Sohne einen letzten Dienst zu erweisen.“ Der Prinz hatte unterdessen zu verschiedenen Malen geseufzt: „Ach! wäre ich doch in einer Schlacht gestorben!“ Wie hart ist es für mich, von der Hand eines Franzosen zu sterben!... O mein Vaterland! Unglückliches Frankreich!“ — Indem er dem Monarchen noch einmal die Hand drückte, verschied er. Es war nach 6 Uhr Morgens, Montags den 14. Febr. Der letzte Dienst, den der König ihm leisten wollte, war, daß Se. Majestät ihm nun die Augen schloß, und unter lautem Schluchzen ein letztes Abschiedswort sagte. Wohlthätigkeit und Dankbarkeit waren Hauptcharakterzüge dieses Prinzen, der übrigens aufbrausend und heftig war. Mächtig wurden durch diese Mordthat die Parteien in Frankreich angeregt, bis das königliche Haus und die Nation ihren Wunsch erfüllt sah, indem die Wittwe des Herzogs am 29. September von einem Prinzen, Heinrich, Herzog von Bordeaux, dem wahrscheinlichen künftigen Thron-Erben entbunden wurde.

Bertram (deutscher auch weißer Reinfarren genannt). Diese Pflanze wächst an feuchten Orten, auf Wiesen in Europa, Nord-Asien und Nord-Amerika. Sie blühet weiß auf einem 2 Fuß hohen Stengel im Julius und August. Die gefüllte ist ganz vorzüglich schön, und eine wahre Zierpflanze für Zimmer und Fenstergärten; sie vermehrt sich außerordentlich durch Wurzelausläufer, und hält unsere Winter aus.

Berthier (Alexander), Fürst von Neufchatel und Valengin u. s. w., Sohn des 1775 gestorbenen Gouverneurs des Kriegshotels zu Versailles, stritt als Oberster für die Unabhängigkeit Amerika's unter den französischen Truppen, diente im französischen Revolutionskriege unter Luckner von 1791 — 1793, dann unter Buonaparte von 1796 — 1813 als Chef des Generalstabes, und überbrachte 1797 den Friedensvertrag von Campo Formio dem Directorium nach Paris. Im Jahr 1798 rückte er als Oberfeldherr siegreich in Rom ein, und verwandelte den Kirchenstaat in die römische Republik. Darauf begleitete er Buonaparte nach Aegypten und Syrien, und kehrte mit ihm nach Frankreich zurück, seine Siege in Italien theilend. Später war er als Kriegsminister in Italien und Belgien thätig, so wie als außerordentlicher Gesandter Frankreichs in Spanien, und er erhielt für so viele Dienste 1805 die Reichsmarschalls- und Groß-Jägermeisterwürde, so wie nach dem österreichischen Kriege vom Jahre 1805 das Fürstenthum Neufchatel und Valengin; nachdem er den Frieden von Tilsit unterzeichnet, wurde er Vicecommandant, und 1809 Fürst von Wagram. Von 1810 an war er Major-

Digitized by Google

general der spanischen Armee, so wie 1812 und 1813 Chef des Generalstabes, verlor aber nach Napoleons Sturz sein Fürstenthum, die übrigen Würden behaltend. Bei Napoleons Rückkehr von Elba begab er sich mit Urlaub Ludwigs XVIII. von Ostende nach Bamberg in den Kreis seiner liebenswürdigen Familie (er war mit Maria Elisabeth Amalia, Prinzessin des Herzogs Wilhelm von Baiern, seit 1803 vermählt), Aufheiterung gegen eine, ihn oft befallende, Schwermuth suchend und findend, stürzte aber dort, als gerade ein russisches Cuirassier-Regiment in Bamberg einrückte, den 1. Dez. 1814 zum Fenster des Schlosses herunter, wahrscheinlich das Gleichgewicht verlierend, und nicht, wie viele glauben, absichtlich, und fand so den Kopf zerschmettert, den Tod.

Bertoli (Giovanni Domenico) wurde 1676 zu Mereto im Friaul geboren. Schon früh betrieb er das Studium der Alterthümer mit außerordentlichem Eifer. Als er nachmals Patriarch von Aquileja wurde, so weihete er sich ganz dieser seiner Lieblingswissenschaft. Aquileja, das Grab der Alterthümer, fand an ihm den Aufwecker seiner ehrwürdigen Ueberreste. Mit Bedauern sah er, wie diese in der Stadt und der Umgegend von den Einwohnern theils unbeachtet blieben, theils als rohe Baumaterialien eine profane Anwendung fanden. Um diesem Unfuge zu steuern, trat er mit einigen Gelehrten und reichen Freunden in Verbindung, kaufte alle Steine, welche aufgegraben wurden, zusammen, und ließ aus diesen Trümmern den herrlichen Perticus aufführen, der die Bewunderung der Reisenden so sehr auf sich zieht. Keine Mühe, kein Kostenaufwand konnten den enthusiastischen Forscher abschrecken, die heiligen Reste des dortigen classischen Bodens durch Aufstellung an einem schicklichen Platz wieder zu Ehren zu bringen. Er ist es auch, der mit unermüdetem Fleiße die Ruinen in der Stadt und ihrer Umgegend untersuchte, und mit der größten Genauigkeit abzeichnete. Bertoli hat sich daher um die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Verdienste erworben, welche ihm in der Geschichte einen ehrenvollen Platz geben, und die späten Nachkommen immer mit Dank gegen ihn erfüllen werden. Sein vorzüglichstes Werk ist: Le antichità di Aquileja profane e sacre (Aquileja's profane und heilige Alterthümer), Venedig 1739. Mehrere antiquarische Schriften von ihm befinden sich in der Societi columbaria zu Florenz. — Unermüdet wanderte er auf dieser seiner Lieblings-Bahn des antiquarischen Studiums, bis er in einem Alter von 74 Jahren 1750 das Zeitliche segnete.

Bertuch (Friedrich Justin), einer der thätigsten und unermüdlichsten Männer, dessen 50jähriges Wirken auf Literatur und Kunst nicht unbelohnt blieb, geboren zu Weimar 1747, studirte in Jena 1765 — 1769 anfangs Theologie, dann die Rechte, war von 1769 — 1773 Hofmeister der Söhne des als Dichter bekannten Baron Bachoff von Echt, und gab in dieser Zeit Copien für meine Freunde, Altenburg 1771; Wiegenliederchen, 1772, und Anderes heraus, so wie er auch aus dem Spanischen und Englischen Mehreres übersetzte, z. B. den Don Quixote von Cervantes mit der Fortsetzung des Avellaneda. Er suchte für die spanische und portugiesische Sprache durch sein Magazin dasselbe zu leisten, was Meinhard für die italienische Dichtkunst geleistet hatte. Seit 1775 trat er als Rath und Geheimcabinetssecretair in sachsen-weimarische Dienste, wurde 1785 Legationsrath, nachdem er 1784 mit Wieland und Schütz den Plan zur allgemeinen Literatur-Zeitung entworfen hatte. Im Jahr 1786 gab er mit Kraus das Journal des Luxus und der Moden, so wie sein Bilderbuch für Kinder heraus. Im Jahr 1791 stiftete er das weimarische Landes-Industrie-Comptoir, so wie später das geographische Institut. Rastlos beschäftigt, den Armen seiner Vaterstadt eine Stütze zu werden, erreichte

Digitized by Google

er dies schöne Ziel in einem hohen Grade, und starb allgemein bedauert den 3. April 1822.

Bervik (Charles Clement), geb. zu Paris 1756, gest. daselbst den 23. März 1822, ein Schüler des großen Wille, und selbst ein geschickter Kupferstecher, dessen berühmtestes Blatt unstreitig Ludwig XVI. in großer Figur, nach einem Gemälde von Callet, ist. Die französische Revolutions-Wuth hat diese Kupferplatte zerschlagen lassen, weswegen die Abdrücke sehr theuer und selten sind.

Beryll, Aquamarin, ein Fossil aus dem Glycingeschlecht. Der Beryll ist meergrün in allen Schattirungen, vom Himmelblau bis ins Honiggelbe, dabei durchsichtig. Man findet ihn in sechsseitigen Säulen, die entweder vollkommen oder an den Ecken abgestutzt sind. Er ist beinahe so hart als der Topas, und kann ohne Zusatz schmelzbar; mit Borax schmilzt er leicht. Das Reiben macht ihn elektrisch. Er findet sich in Grundgebirgen in Gesellschaft mit Quarz, Feldspath, Granat, Glimmer, Flußspath und Topas. Die schönsten Berylle kommen aus China und Brasilien.

Besançon, deutsch Bisanz, wohlgebaute Hauptstadt des französischen Departements Doubs, am Doubs, nach Vaubans zweiter Manier regelmäßig und stark befestigt. Die obere oder alte Stadt links des Doubs ist von diesem Flusse fast ganz umflossen, und an der Südostseite, wo der Doubs nicht fließt, ist auf einer felsigen Höhe eine große starke Citadelle mit ausgedehnten Werken, welche die ganze Stadt beherrscht. Die Stadt zählt 30.000 Einw., sie hat eine 1752 gestiftete Akademie der Wissenschaften und Künste, eine Maler- und Bildhauerakademie, ein Lyceum, eine Artillerieschule, eine Uhrmacherschule für 200 Zöglinge, eine Stadtbibliothek mit einer Münzsammlung, Naturalienkabinet, Museum, botanischen Garten, Ackerbaugesellschaft ꝛc. Die Hauptfabrikate bestehen in Eisen, Stahl, Waffen, Leinwand u. s. w. Besançon war einst die Hauptstadt der Sequaner. Julius Cäsar vertrieb sie von da, schlug den Ariovist, und so ward dieser Ort allmählig ein Hauptwaffenplatz der Römer. Ueber die Merkwürdigkeiten dieser Stadt, vorzüglich in antiquarischer Rücksicht, lese man Chiffletii Vesontio Civitas imperialis libera, Sequanorum metropolis, 1618, allwo zwei schöne Kupfer vorfindlich sind, das eine stellet den herrlichen von den Byzantinern dem Kaiser Aurelian errichteten Triumphbogen dar; auf dem Andern ist er dargestellt in dem Zustande, worin er sich 1614 befand.

Besborodko (Alexander, Fürst von), geboren 1742 auf einem Gute seines Vaters in Klein-Rußland, studirte zu Kiew, war dann Militair und darauf Secretair des Fürsten Romanzow. Unter den Regierungen Catharina's II. und Paul's I. schwang er sich bis zum kaiserlich-russischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten empor. Kaiser Joseph II. erhob ihn zum deutschen Reichsgrafen. Am 9. Januar 1792 unterzeichnete er den Frieden von Jassy, verlor aber zum Theil die Gunst Catharinens in der letzten Zeit ihres Lebens. Paul I. erhob ihn 1797 in den Fürstenstand und ertheilte ihm die Würde eines Kanzlers, und als solcher unterzeichnete er die Allianz-Verträge gegen Frankreich mit dem König beider Sicilien den 29. Nov., und mit Groß-Brittannien am 29. Dec. 1798. Zu eben dieser Zeit schenkte ihm der Kaiser zum Zeichen seiner Zufriedenheit 250.000 Rubel Einkünfte. Er starb zu Anfange des Jahres 1799 zu St. Petersburg.

Beschämt. Schaamroth. Wenn die Schaam so stark ist, daß sie zu einer eigentlichen Gemüthsbewegung wird, die sich in dem Körper durch die Röthe des Gesichts ankündigt, so ist man schaamroth. Dieses Wort zeigt also einen Zustand an, worin ein Mensch einen höhern Grad der Schaam empfindet, als wenn er bloß beschämt ist. Man kann sich durch zuvor-

Digitized by Google

kommende Gefälligkeiten beschämt fühlen, wenn man sich sehr lebhaft dabei bewußt ist, daß man sie nicht verdient, und dieser Ausdruck ist darum so verbindlich, weil er ein Bekenntniß ist, daß man sie bloß der Güte einer Person zu verdanken hat. Schaamroth würde man sich in diesem Falle, wenn man ohne Hyperbel sprechen will, nur alsdann nennen, wenn die Gefälligkeiten Beweise der großmüthigen Güte einer Person wären, die man gröblich beleidigt hätte. Sie würden uns das peinliche Gefühl unserer Nichtswürdigkeit geben, daß wir einen so großmüthigen Wohlthäter haben beleidigen können. Beschämt zeigt hiernächst allemal eine Schaam an, die durch die Vorstellung des Urtheils Anderer über unsere eigenen Handlungen gewirkt wird, indem Schaamroth bloß den Zustand eines Menschen bezeichnet. Wir sind daher nur über uns selbst beschämt; allein schaamroth auch über die unanständigen Handlungen und Reden Anderer. Verworfene Wüstlinge machen sich bisweilen das verabscheuungswürdigste Vergnügen, durch unanständige Handlungen und Reden die Unschuld schaamroth zu machen. Der Beschützer der Unschuld zeigt ihnen ihre Niederträchtigkeit in ihrem ganzen schändlichen Lichte, und wenn sie noch schaamroth werden können, gehen sie beschämt fort.

Bescheidenheit ist Mäßigung in unsern Ansprüchen. Bescheidenheit in Rücksicht unseres Werths in Beziehung auf Andere ist Demuth. Wegwerfung seiner Selbst gegen Andere ist Kriecherei.

Bescheeren des Hauptes. Dieses war ehemals eine beschimpfende Strafe. Schon Domitian der Kaiser ließ dem berüchtigten Apollonius von Tyana den Bart und das Haupthaar zur Strafe abscheeren. Nach den Gesetzen der Longobarden ward einem Knechte, der gestohlen hatte, der Kopf halb beschoren, alsdenn ward er gepeitscht, und auf der Stirne gebrandmarkt; eben so gehört das Bescheeren des Hauptes nach den Capitularien Carls des Großen unter die Strafen, die der Knecht verwirkt hatte, der einen Verbannten bei sich aufnahm. Diese Strafe ging allmählig vom Stande der Knechte auf den der Freien über, und man nannte sie Harmiscara (Harnescara), sie ward unter andern Strafen über den verhängt, der sich an den Kirchengütern vergriffen hatte. Nach Schöpflin Alsatia dipl. 1. Th. S. 368 war diese Strafe im J. 1232 noch üblich; denn der Graf Friedrich v. Phirt hatte den Bischof Heinrich von Basel befehdet, und ihn mit seinen Leuten gefänglich abgeführt, und die geistlichen Güter seiner Kirche zum Theil an sich gezogen. Zur Aussöhnung dieses Verbrechens versprach der Graf nebst drei Rittern eidlich, nicht nur den vollen Ersatz des Geraubten, und daneben noch eine besondere Beschenkung der daseler Kirche, sondern auch, daß er nebst seinen Vasallen die Harnescara untergehen wolle.

Beschneidung. Sie ist ein Zeichen des Bundes, den Gott mit Abraham schloß, denn so spricht Gott zu Abraham 1 Moses XVII. 10. „Das ist aber mein Bund, den ihr halten sollt zwischen mir und euch und dem Saamen nach dir; Alles, was männlich ist unter euch, soll beschnitten werden.“ — So gewiß es ist, daß die bloße Beschneidung dem, welcher sich nicht von Herzen Gott ergab, nichts nützte, so gewiß ist es auch, daß mit ihr große Gnaden verbunden waren, daß sie ein Heilsmittel war, durch welches Kraft zur Gottseligkeit angeboten ward; eine Kraft, deren Annahme den Israeliten heiligte, deren Nichtannahme ihn desto schuldiger machte. Das äußere Zeichen, mit welchem die Gnade dieses Heilsmittels verbunden war, deutet auf Ertödtung der sinnlichen Neigungen, auf Ertödtung des natürlichen Menschen, welcher sich wider den geistigen Menschen, wider das Wort der Gnade im Menschen empören will. Nicht nur die Lüste des Fleisches, auch die Empörung der Geisteskräfte, welche sich dem Gehorsam des Glaubens

entziehen wollen, werden in der heiligen Schrift das Fleisch genannt. — Uns Christen sind und müssen die Schriften sowohl des alten, als des neuen Bundes heilig seyn; wir sind also weit entfernt in die Meinung jener einzustimmen, welche, mit profanem Munde die Worte des Herrn deutend, die Beschneidung im alten Bunde für eine menschliche Erfindung ausgeben, welche für die Völker des Orients einen bloß physischen Nutzen habe. — Es bedarf aber wohl nicht angeführt zu werden, daß die noch jetzt übliche Beschneidung bei den Juden, seit der Heiland erschienen, um das Gesetz vollkommen zu machen, nichts weiter, als eine blutige Ceremonie ist. — Bei den Aegyptiern war auch schon sehr frühe die Beschneidung üblich, doch ungegründet ist wohl die Behauptung, daß sie dort schon vor Abrahams Zeiten üblich gewesen sey. Auch bei den Aegyptiern war die Beschneidung ein Art Opfer, welches man der alleserzeugenden Natur brachte. Bei den Mahomedanern und vielen Morgenländern ist jetzt noch die Beschneidung üblich, welche aber nur eine physisch-religiöse Tendenz hat.

Beschreibung. Sie ist unter den schönen Redekünsten jene Darstellung, wo man ohne den Namen des Gegenstandes zu verschweigen, dessen Theile, Merkmale, Eigenschaften und Veränderungen in der Art einzeln angiebt, daß die Vorstellung desselben anschaulicher und sinnlicher wird. Die Beschreibung ist auch mit der Hypotypose verwandt, aber nicht so lebhaft; mit ihr muß sie aber Absicht, ästhetische Kraft, Adel, Einheit, Angemessenheit, möglichste Individualität und Vermeidung alles Ueberflüssigen gemein haben, wenn sie schön seyn soll. Nicht bloß sinnliche Gegenstände, sondern auch unsinnliche können unter Bildern beschrieben werden, dann wird es eine Art von Allegorie. Man nennt die Beschreibung auch Schilderung oder poetisches Gemälde, Energie, ob man gleich diese Wörter, aber ohne Grund, auf die Beschreibung sinnlicher Gegenstände hat einschränken wollen. Vorzüglich findet diese Figur in epischen Gedichten Statt, und besonders ist sie im Anfange gewöhnlich, wo gleich die Scene geschildert wird, ohne daß man noch die Absicht weiß, welches Erwartung erregt. Am meisten sollte billig die Haupthandlung durch eine ausgeführte Beschreibung sich hervorheben; dagegen ist es fehlerhaft, wenn unwichtigere Gegenstände sehr umständlich geschildert werden. Daher verdient die sehr ins Einzelne gehende Beschreibung des Putzes und Schmuckes in Göthes Eugenia und in Schillers Braut von Messina wohl einigen Tadel, da überhaupt diese Figur für das Drama weniger schicklich ist. Beispiele liefern alle epische Dichter; nur sind Klopstocks Schilderungen meistens zu wenig sinnlich, und geben gar keine, oder sehr unbestimmte Gestalten; welches Leben ist dagegen in folgender Schilderung von Thümmel! Es ist, als ob man Alles sähe, oder wenigstens in einem Gemälde vor sich hätte. „Bald fuhr der Amorskopf eines rothwangigen Jungen zu seinem kleinen Fenster heraus, bald begleiteten uns die Rabenaugen eines blühenden Mädchens über die Gasse. Hier kam uns der Reif entgegengerollt, hinter dem ein Dutzend spielende Kinder herſprangen. Dort entblößt ein freundlicher Alter sein graues Haupt, um uns seinen patriarchalischen Segen zu geben.“ — Man versteht unter Beschreibungen auch solche Aufsätze, wodurch Erscheinungen der Gegenwart, sowohl des leblosen als der lebendigen Natur, die in einem Raume zugleich da sind, dargestellt werden. Eigentlich nur Reisebeschreibungen und Schilderungen von Gegenden, Gärten, Gebäuden, von dem Leben, den Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Nationen sind hieher zu rechnen. Sie erfodern allerdings eine große Kunst; Auswahl der vorzüglichsten Gegenstände, Uebergehung der unwichtigern, Deutlichkeit, lichtvolle Ordnung, bequeme Uebersicht, richtige Zeichnung, gute Gruppirung, gehörige Vertheilung von Licht und Schatten, abwechselnde, mannigfaltige, doch die Einheit nicht verletzende Darstellung, eine blühende, anschauliche, lebendige, kräftige Sprache, die sich hier am meisten und oft bis

Digitized by Google

zur höhern Schreibart erheben darf, und Alles so vergegenwärtigt, daß man es zu sehen und zu hören glaubt: das sind die Eigenschaften, die ein solches Werk zu einem Werke der schönen Redekunst machen. Der Reisebeschreibungen und andern Schilderungen haben die Deutschen zwar viele; als Muster des Styls jedoch, und eigentlich auch mehr nur nach einzelnen Stellen, dürfte man aber aufstellen: G. Forsters Ansichten vom Niederrhein; Baggesens Reise nach der Schweiz; Halems Reise durch Frankreich, Schweiz und Deutschland; des Grafen Fr. L. von Stolberg Reise in Italien; Jakobi's Briefe aus Italien; Fischer's Reise durch Spanien; Gerning's Reise nach Italien; Arndt's Reise am Rhein; Fr. Brunn Briefe über Italien; einige Schilderungen von Horstig; und mehrere Darstellungen des Lebens der beiden Hauptstädte in dem Journale London und Paris.

Beschreibende Poesie. Sie stellt zwar auch, wie die historische Poesie, äußere Gegenstände dar, aber nicht solche, die in der Zeit auf einanderfolgen, vorübergehend sind, sondern solche, die neben und mit einander existiren als ein beharrliches Ganze, wenn auch mit einigen vorübergehenden Erscheinungen. Dies macht ihren eigenthümlichen Karakter, und bestimmt auch ihre Regeln. Die beschreibende Poesie kann nur und soll vorzüglich für die Einbildungskraft schildern, weil diese das Vermögen ist, wodurch wir uns das, was zusammen da ist, vorstellen. Der Phantasie ist aber eine strenge Ordnung durchaus zuwider, sie ist das freieste Seelenvermögen, die Verbindung der Theile muß also frei und zwanglos seyn, was um so schwerer ist, da sie in keinem nothwendigen Zusammenhange stehen, und die Sprache immer nur sukzessiv schildern kann; und dennoch verlangt man vom beschreibenden, wie von jedem andern Gedichte, daß es ein Ganzes bilden solle. Beides wird der Dichter am besten erreichen, wenn Eine Hauptempfindung den Ton des Ganzen bestimmt, und alle Bilder durch sie vereint werden. Beschreibende Gedichte dürfen also, wenn sie nicht ermüden sollen, nur kurz seyn, und müssen einen lyrischen Anklang haben; oder sind sie von größerm Umfange, so müssen sie aus einer Menge kleiner Gemälde zusammengesetzt seyn, von denen jedes ein für sich bestehendes Ganze für die Phantasie bildet; eine lange Schilderung desselben Gegenstandes würde durchaus kein anschauliches Bild in der Seele des Lesers oder Hörers erwecken. — Auch die beschreibende Poesie hat, wie die andern, ihre Unterarten, nämlich sie giebt entweder ganz kurz nur die Absicht und Beschaffenheit eines Dinges an: Aufschrift, Epigramm, oder sie schildert ausführlich. Im letztern Falle stellt sie entweder die sinnliche Natur dar, malerische Landschaftspoesie; oder die sittliche, karakterisirende Poesie. Bei dieser letztern sind wieder zwei Ansichten möglich, entweder wird die sittliche Natur als rein, unverdorben in einem idealischen Zustande der Natur gedacht, Idyll, oder nach unsrer jetzigen Verfassung, und zwar hier entweder zu einer höhern Reinheit idealisirt: mimisches Gedicht, oder bloß in Rücksicht auf Fehler, Thorheiten und Laster dargestellt: Satyre. Es entstehen also folgende fünf Dichtungsarten: Epigramm, Landschaftspoesie, Idyll, mimisches Gedicht, Satyre.

Beschwörung, Schwur, ist unter den schönen Redekünsten eine sehr lebhafte leidenschaftliche Figur, die sich von selbst erklärt; nur ist zu bedenken, daß man den Gegenstand, bei welchem geschworen wird, immer nach den Umständen und Personen wählen muß. Ein Hirt schwört bei seiner Heerde, Oberon bei seinem Lilienstabe, Christus im Messias bei sich selbst. Etwas ist aber die Beschwörung noch vom Schwur verschieden; der Schwur geht immer auf die Person selbst, welche schwört, die Beschwörung aber auf einen andern.

Besessene. Keinem Leser der Evangelisten können deren öftere Erwähnungen der Besessenen weder entgangen, noch entfallen seyn. Die heiligen Schriftsteller erzählen uns von vielen Menschen, welche von bösen Geistern gequält worden, deren Einige sich, wie es scheint, des ganzen Leibes, ja auch, in verschiedenem Maaße der Seelenkräfte dieser Unglücklichen bemächtigt hatten. Aus Allen, deren Erwähnung geschieht, es sey, daß sie vom Teufel getrieben, dem Sohne Gottes begegneten, oder daß sie Ihm von Menschen zugeführt wurden, trieb Er die unsaubern Geister aus. An der Beschaffenheit des Zustandes dieser Menschen zweifelte Niemand, und wenn die Feinde des Heilandes Ihn wegen der wunderbaren Hülfe, so er jenen erzeigte, verläumdeten, so vermochten sie nicht, deren Wirklichkeit zu läugnen, behaupteten aber, daß Er die Teufel durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, austriebe, also mit diesem in verabscheuungswürdiger Verbindung stände. — Daß Jesus die Teufel aus Besessenen getrieben, ward noch nach mehr als dreihundert Jahren so wenig bezweifelt, daß Kaiser Julian, dieser so gelehrte und scharfsinnige, als bittere Feind des christlichen Namens, es gestand. „Man wird ja doch wohl nicht" (so sagt er, um unsern Heiland zu verkleineren) „es für etwas so gewaltig Großes achten, daß Er in den Flecken Bethsaida und Bethania Krüppel und Blinde heilte, und Besessene beschwur." — Was die Synagoge und Julian eingestanden, das wird von getauften Sadducäern, welche gleich den beschnittenen Jüngern Sadoks sagen, „es sey weder Auferstehung, noch Engel, noch Geist," (Apostelg. XXIII.) keck geläugnet. Einige von ihnen stellen das Besessenseyn in Abrede, weil sie die Teufel leugnen. Von dieser Seite haben verschiedene neulehrige Theologen, seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, theils mit Arglist, theils mit dreister und verblendeter Unbesonnenheit, einen verdeckten Angriff auf das Christenthum selbst, jene begonnen, diese begünstigt. So deutlich und bestimmt auch in den heiligen Schriften die Lehre von den bösen Geistern ausgesprochen wird, und so genau sie mit den erhabensten Lehren unserer Religion verwebt ist, so sollten den Satan und dessen Engel, ihnen gemäß, doch nur morgenländische Dichtungen seyn, und weil aus der uralten Ueberlieferung sich die Idee gefallner und feindseliger Geister bei allen Nationen unter mancherlei Vorstellungen fand, so verwarf man mit anspruchvoller Afterweisheit das Wahre mit dem Falschen, und vergaß, daß dem Wahne Wahrheit zum Grunde liege, so wie nichtige Schatten auf einen wirklichen Gegenstand deuten. — Nicht so dreist, wie diese, beschränkten Andere sich darauf, das Besessenseyn als solches zu leugnen, und den Zustand solcher Unglücklichen für bloße Krankheiten zu erklären. Und wenn gleich die heiligen Schriftsteller ausdrücklich bezeugen, daß diese Personen vom Teufel besessen waren; wenn gleich der Sohn Gottes selbst den Teufeln gebeut, solche Personen zu verlassen, und diese wirklich gesund werden, so heißt es bei Jenen entweder: die Apostel selbst hätten es nicht besser gewußt, oder der Heiland habe, als ein weiser Volkslehrer, sich den Vorurtheilen seiner Zeit, seines Volkes gefügt und — allerdings auf wunderbare Weise — Kranke geheilt. Abgesehen von solchen Behauptungen, läßt sich durchaus kein Grund denken, warum der Heiland sollte Anstand genommen haben, dem Volke über dessen Aberglauben die Augen zu öffnen, der doch vermögend war, durch plötzliche Heilung der Lahmen, Blinden, u. s. w., sich des Glaubens der Menschen an seine Lehre zu versichern. — War es etwa die Krankheit jener beiden Gadarener, welche in die Säue fuhr, daß sie sich stürzten in den See? Oder stürzte der Sohn Gottes sie in die Tiefe, um durch ein Wunder den Wahn des Aberglaubens der Menschen, die Er belehren wollte, zu bekräftigen? Welcher Unsinn und welcher Frevel liegt in dieser Behauptung? — Oder vermag der kurzsichtige Mensch, der es nicht weiß, wie sein eigner Geist auf den Körper wirkt, die Möglichkeit der Einwirkung eines fremden Geistes auf unsere Organe zu leug-

nen? Wissen wir denn etwa, was es mit unsern Träumen für eine Beschaffenheit habe, oder mit dem Zustande des mondsüchtigen Nachtwandlers, der mit verschloßnen Augen im Schlaf über die steilsten Dächer wandelt, ohne zu fallen, es sey denn, daß man durch Zuruf ihm die Au gen öffnet, und der Seele das Bewußtseyn giebt? Wer begreift diesen Zustand, und wer vermag dessen Wirklichkeit zu läugnen? Haben wir etwa neue Angaben in der Philosophie erhalten über die geheime Verbindung der geistigen Wesen unter einander, oder über deren Wirkung auf die Sinnenwelt? Sind unsere Weisen von Gestern her weiser, als Bako und Newton, als Paskal und Fenelon, als Leibnitz und Haller? Wollten wir in der Sinnenwelt alles bezweifeln, was wir nicht begreifen können, so würden wir sonderbare Centauren von klügeindem Aberwitze und von roher Dummheit seyn; denn auch in der Sinnenwelt stoßen wir immer auf Dinge, die wir nicht begreifen; ja — Alles geht aus vom Unbegreiflichen, weil die Erscheinungen aus Kräften ausgehen, und wir nur von jenen auf diese schließen, sie daher nennen, nicht aber begreifen. Sollten wir die Erscheinungen nicht anerkennen wollen, weil wir die Kräfte nicht erkennen? — Wenn wir auch die Möglichkeit gewisser Verhältnisse in der Geisterwelt nicht leugnen können, so würde es doch die größte Anmaßung verrathen, bestimmen zu wollen, nach welchen Gesetzen der Allmächtige handeln könne, der Allweise handeln werde, der Allgerechte handeln müsse? — Mit vieler Wahrheit sagt daher der treffliche und gelehrte Haller in seinen Briefen über die Offenbarung: „Von allen Einwürfen, die ein Ungläubiger macht, ist keiner schlechter als derjenige, der vom Mangel des Begreifens hergenommen ist.“

Besitz ist nicht nur das physische Inhaben einer Sache, verbunden mit dem Willen, sie ausschließend zu behaupten, und darüber selbst oder durch Andere zu verfügen (körperlicher oder eigentlicher Besitz), sondern auch die Absicht, sie in seiner Gewahrsam zu behalten, wenn man von ihr entfernt ist und sie nicht körperlich besitzen kann, (intellektueller oder Mentalbesitz). Im eigentlichen Verstande sind bloß körperliche Sachen eines Besitzes fähig; allein man hat diesen Begriff auch auf unkörperliche, d. h. auf Rechte u. s. w. ausgedehnt, in sofern sie durch Handlungen in Ausübung gebracht werden, z. B. das Jagdrecht. Die Rechtslehrer nennen diesen Besitz einen analogischen, uneigentlichen, oder Quasi-Besitz. Man kann auch mittelbar, d. h. durch Andere, vermöge eines allgemeinen oder besondern Vertrags, oder durch richterliche Autorität einen Besitz anfangen, und fortsetzen. Der Zustand, da ein Mensch eine Sache in seiner Gewalt hat, heißt der Besitzstand, der so lange währt, als das Eigenthumsrecht dauert, vermöge dessen er seine Sache, wenn sie wider seinen Willen in fremde Hände kommt, ohne daß er den Verlust derselben durch eigne Schuld veranlaßt hat, wieder vindiciren kann. Das Recht zu besitzen, nach welchem man den Besitz einer Sache verlangen kann, ist etwas andres, als das Recht des Besitzes, welches Jemanden aus dem Grunde zusteht, weil er sie in seiner Gewahrsam hat, und zu Folge dessen er in seinem Besitze nicht gestört werden darf. Dadurch unterscheidet sich der Besitz auch vom Eigenthum, das erst im Staate vollkommen Statt findet, wo man den Besitz auf rechtliche Art erwirbt, und darin geschützt wird. Wenn der Besitz auf Mehrere ausgedehnt wird, so daß sie einen intellektuellen Antheil an demselben haben, so ist es ein Mitbesitz. Die Besitzarten sind verschieden; denn es giebt einen rechtmäßigen und unrechtmäßigen, einen redlichen und unredlichen Besitz, je nachdem derselbe auf einem erwerbsfähigen Rechtsgrunde beruht, und der Besitzer im Bewußtseyn eines rechtmäßigen Besitzes ist, oder nicht; einen precären, der Jemanden nur auf Widerruf eingeräumt worden ist; einen Civil- oder bürgerlichen Besitz, wenn man eine Sache als wirklicher Eigenthümer hat, und einen natürlichen, wenn man bloßer Inhaber derselben ist, und sie in einem fremden

Namen besitzt, wie Pfandinhaber, Pachter, Depositar u. s. w. Mit dem Besitze sind mehrere Rechte verbunden; denn der Besitzer einer Sache hat immer die Vermuthung für sich, und wird so lange für den Eigenthümer derselben gehalten, bis man das Gegentheil beweist; er kann sich eigenmächtig in seinem Besitze zu erhalten suchen u. s. w. Daher ist das Sprichwort entstanden: Beati possidentes, d. h. glücklich sind die Besitzer. Die Wirkungen des Besitzes sind theils Rechte, theils Verbindlichkeiten; denn Jeder ist befugt, sein Eigenthum durch Privatgewalt zu vertheidigen, und den Verlust desselben durch gerichtliche Zwangsmittel wieder zu erlangen zu suchen. So wie der Besitz durch die Absicht, eine Sache, die sich im menschlichen Verkehr befindet, und des Besitzes fähig ist, zu der seinigen zu machen, erworben wird, so geht er auch verloren, wenn man seinen Willen, sie auszuschließlich zu besitzen, auf irgend eine Art aufgiebt, oder wenn die Möglichkeit des Besitzes wegfällt. Sobald derselbe aufhört, darf sie jeder Andere an sich bringen und gebrauchen, weil dadurch der bisherige Besitzer in keinem Rechte gestört wird.

Bessarion, ein gelehrter Grieche, Cardinal, Patriarch zu Constantinopel und Erzbischof zu Nicäa, ward 1395 zu Trapezunt im Pontus geboren. Johann Paläologus schickte ihn 1438 nach Italien, eine Vereinigung beider Kirchen zu Stande zu bringen; allein er selber blieb bei der lateinischen Kirche, wurde 1438 Cardinal, Bischof zu Tivoli und Legat von Bologna. Er starb den 14. November 1472, mehrere theologische Werke in griechischer Sprache hinterlassend.

Bessières (Jean Baptiste), geboren den 6. August 1768 zu Preffac im Departement Lot, schwang sich vom gemeinen Soldaten bis zum Marschall auf, indem er zuerst (1791) in der constitutionellen Garde Ludwigs XVI. dann in Spanien und Italien diente. Er begleitete Buonaparte nach Aegypten, focht bei Marengo als Befehlshaber der Guiden, des Stammes der nachmaligen kaiserlichen Garde, wurde 1803 Marschall und Befehlshaber der kaiserlichen Garde, focht im österreichischen und preußischen Kriege, so wie in dem darauf folgenden spanischen mit Tapferkeit und Glück, schlug 1809 die Oesterreicher bei Landshut, rettete die französische Armee bei Eßlingen durch einen kühnen Kavallerie-Angriff, so wie er zum Siege bei Wagram das Seinige beitrug. Noch in demselben Jahre (1809) übernahm er an Bernadotte's Stelle den Oberbefehl über die Nordarmee, und beschleunigte die Uebergabe von Vließingen. Im Jahr 1811 befehligte er in Spanien die Nordarmee, so wie im russischen Feldzuge die Garde und ein Corps Reuterei. Er fiel am 1. Mai 1813 in der Gegend von Rippach, zwischen Weißenfels und Lützen, indem ihm eine Kugel die Hand wegriß und die Brust zerschmetterte.

Bessus, Statthalter von Bactrien, und einer der Hauptverschwörer gegen den unglücklichen Darius. Dieser Fürst hatte noch Einmal den Entschluß gefaßt, eine Schlacht mit Alexander zu wagen, als Bessus und Nabarzanes die Truppen, welche noch bei ihm geblieben waren, von ihm abwendig machten, sich seiner Person bemächtigten, und ihn, mit goldnen Ketten gefesselt, in einem bedeckten Wagen nach Bactrien entführten. Bessus wurde zum Oberfeldherrn ernannt. Sobald Alexander von dieser Verrätherei Nachricht erhielt, suchte er ihn in starken Märschen zu ereilen. Bessus begab sich mit seinen Truppen sogleich auf die Flucht; und da Darius sich weigerte zu folgen, so wurde er von den Verräthern mit Pfeilen durchbohrt, und in seinem Blute liegend im Wagen zurück gelassen. Nun trennten sich die Häupter der Verschwörung. Bessus sich nach Hyrcanien, und Nabarzanes nach Bactrien, um dadurch Alexander zu nöthigen, seine Macht zu theilen. Alexander folgte dem Bessus, der in Bactrien den königlichen Titel mittlerweile angenommen hatte, über den Fluß Arus nach Sogdiana, und kam ihm

Digitized by Google

bald ganz nahe. Seine Armee gerieth jetzt in die äußerste Bestürzung, und Spitamenes, der Vertraute des Bessus, Calanes und Dataphernes verschworen sich, ihn gefangen zu nehmen, und durch seine Auslieferung an Alexandern sich zu retten. Der Anschlag glückte. Bessus wurde in Ketten dem Alexander überliefert, welcher ihm Nase und Ohren abschneiden, und ihn dann dem Oxathres, des Darius Bruder, zur Bestrafung übergeben ließ.

Bestechung ist diejenige Handlung, wodurch man Jemand gegen eine Belohnung zur Verletzung seiner Pflicht verleitet; so können sich z. B. bei Wahlen die Stimmengeber bestechen lassen, um sich für gewisse Personen zu erklären, bei Processen die Richter, um ungerechte Urtheile zu fällen, und Zeugen, um falsche Zeugnisse abzulegen; bei Erledigung von Stellen die Beamten, um Andern durch ihren Einfluß zur Erlangung derselben behülflich zu seyn, und bei Staatsverhandlungen Gesandte und Minister, um das Interesse fremder Höfe bei ihrem Herrn zu befördern. Diese Bestechlichkeit, welche unter allen Ständen gefunden, und oft als ein Werk der Nothwendigkeit betrachtet wird, ist strafbar, weil sie die Gewissenhaftigkeit und das Gefühl für Sittlichkeit überhaupt schwächt; die Erreichung des Staatszwecks durch Nachsetzung verdienstvoller Männer erschwert, und die Achtung und das Zutrauen der Menschen gegen einander vermindert; sie wird daher vor Gericht anhängig gemacht, und mit Geld, Gefängniß und, nach Befinden der Umstände, noch härter bestraft.

Bestiarii, Gladiatoren, waren Fechter, welche bei öffentlichen Schauspielen mit wilden Thieren kämpften. Diejenigen, welche durch die Gesetze hiezu verurtheilt waren, wie Dieses auch häufig mit den ersten Christen der Fall war, mußten nackend und ohne Gewehr diesen Kampf bestehen; die freiwilligen Kämpfer aber durften bekleidet, und mit Waffen gerüstet gegen die Bestien auftreten. Sie thaten dies entweder bloß in der Absicht, sich zum Kriege zu üben, zu welcher Uebung August die jungen Römer vorzüglich aufmunterte, oder sie ließen auf diese Art ihren Muth und ihre Geschicklichkeit für Geld sehen.

Bestimmung des Menschen, s. Mensch.

Bestuschew Riumin (Alexei Petrowitz, Graf von), geboren den 2. Juni 1693, bildete sich unter Peter dem Großen zum Diplomatiker, begleitete ihn auf seinen Reisen, trat mit des Czaren Erlaubniß 1714 in kurbraunschweigische Dienste, aber im Jahre 1718 wiederum in russische. Unter der Kaiserin Anna wurde er Groß-Kanzler des russischen Reichs und Senator, und schloß verschiedene Bündnisse zu Gunsten Rußlands mit den Nachbarstaaten. Dennoch fiel er bei der Kaiserin Anna in Ungnade, erhielt aber unter Elisabeth neuen Einfluß, und wußte dieselbe insbesondere zum Kriege gegen Preußen zu stimmen. Da er aber nach dem Siege von Groß-Jägerndorf der russischen Armee den Befehl zugesandt hatte, nach den Gränzen Rußlands zurückzukehren (er fürchtete bei Elisabeths Kränklichkeit eine Thronveränderung), so fiel er in Ungnade, wurde den 14. Febr. (alten Styls) 1758 verhaftet, des Hochverraths schuldig erklärt, und auf eins seiner Güter im innern Rußland verwiesen. Catharina II. rief ihn im Juli 1762 an den Hof zurück, ertheilte ihm wiederum den vorigen Rang mit der Würde eines General-Feldmarschalls; allein er starb schon den 10. April (alten Styls) 1768.

Betel. Die Betelpflanze (Piper-Betel) ist ein rebenartiges Gewächs, das in Indien sehr häufig gebauet wird, und für die Indianer ein unentbehrliches Bedürfniß ausmacht. Daher siehet man in Indien, vom Fürsten bis zum Bettler herab, Jedermann die Blätter des Betels kauen; und man würde es für eine Unreinlichkeit und Ungezogenheit halten, wenn man, ohne Betel im Munde zu haben, mit Jemanden sprechen wollte. Eben so wird

kein Geschenk ohne Betelblätter oder Arekanüsse gemacht; ja sogar das Nazare (das Geschenk, welches einem Fürsten bei der ersten Audienz überreicht wird) muß mit Betelblättern bedeckt seyn. Bei Besuchen und Schmausereien aller Art macht der Betel einen Hauptartikel aus, indem man ihn mit Arekanüssen, mit Kalk u. s. w. auf einem Präsentirteller herum reicht. Jedermann legt sich denn sein Betel zum Kauen selbst zusammen, indem er etwas Kalk und Arekanuß hinein thut. Wenn Jemand für einem Andern dieses Einwickeln besorgen, und ihn auf diese Art bedienen wollte, so würde man solches für sehr unschicklich halten. Wenn aber ein Frauenzimmer das Einwickeln für einen Mann besorgt, so wird dieses als eine Liebeserklärung angesehen. So wie man in Europa Tabacksdosen bei sich trägt, so führt man in Indien Betelbüchsen mit sich herum, nur mit dem Unterschiede, daß Reiche und Vornehme, besonders Frauenzimmer, sich die Betelbüchsen von einem Sklaven oder einer Sklavin nachtragen lassen. Gehet eine Mestizin (eine Christenfrau) in Indien zur Kirche, so begleitet sie ein Sklave und eine Sklavin. Ersterer hält im Gehen einen Sonnenschirm über die Dame, die andere trägt in ihrem besten Putze die Betelbüchse unter dem Arme, in der einen Hand ein Spucknäpfchen, und in der andern ein Gesang- oder Gebetbuch nach. Der Sklave muß mit dem Sonnenschirm vor der Kirchthüre bis zu Ende des Gottesdienstes stehen bleiben, um seine Gebieterin zu erwarten; die Sklavin gehet aber mit in die Kirche, und setzt sich zu den Füßen ihrer Gebieterin auf die Erde nieder, um ihr von Zeit zu Zeit das Spucknäpfchen oder die Betelbüchse zu reichen. Auf dergleichen Betelbüchsen (Arkienjos) wendet man in Indien sehr viel, und es wird ein großer Luxus damit getrieben, eben so wie in Europa mit den Tabacksdosen, und noch weit mehr; sie bestehen in flachen viereckigen Kästchen von kostbarem Holze, oder Elfenbein, oder von Schildkrötenschaale, die reich mit massivem Golde oder Silber beschlagen sind. Sie enthalten alles, was zum Betelkauen gehört, nämlich etwas Kalk und Arekanüsse, welches zusammen, in ein Betelblatt gewickelt, in den Mund geschoben wird. Der beigesetzte Kalk wirkt auf den Speichel, der sich während dem Kauen roth färbt; deshalb gehört ein Spucknäpfchen dazu, in welches man den zerkauten Betel ausspeiet. Die Betelblätter stärken den Magen und das Zahnfleisch, so wie sie das Ausfallen und Verderben der Zähne verhindern. Ein zu häufiges Kauen derselben färbe aber mit der Zeit die Zähne schwarz, und zerstört ihre Glasur. Die Betelblätter besitzen einen zusammenziehenden aromatischen Geschmack, und sollen die Eigenschaft haben, wenn sie von gesunden Personen sind gekaut worden, auf Wunden gelegt, diese zu reinigen, und zu heilen. Die Betelpflanze ist sehr zart; sie kann weder scharfen kalten Wind, noch große Hitze vertragen, und bedarf vieler Pflege, Sorge und Beschirmung. Durch mehrmaliges Begießen mit Salpeterwasser den Tag hindurch wird ihr Wachsthum sehr befördert. Da die Blätter jener Pflanze sehr allgemein gebraucht werden, so ist ihr Bau so ausgedehnt, daß man in Indien nicht leicht ein Dorf findet, welches nicht einige Betelgärten besitzt. Im nördlichen Indien und andern Gegenden, wo diese Pflanze nicht fortkömmt, bedient man sich statt derselben der Blätter von Malamiripfeffer (Piper Malamiri), einer Pflanze, die daselbst Siriboa genannt wird. (S. Haafners Landreise längst den Küsten von Orixa und Koromandel. 2 Th. 1808. S. 181.)

Beten ist die Erhebung des Geistes zu Gott, dem Urquell und Geber alles Guten. Beten ist dem menschlichen Bedürfniß so natürlich, daß alle Völker zu allen Zeiten, sobald sie nur eine Ahnung von einem höhern Wesen hatten, in mißlichen und gefahrvollen Verhältnissen des Lebens zu einem Wesen beteten, dem sie Willen und Macht zuschrieben, das Gute zu geben und das Böse abzuwenden. Noth lehrt beten, sagt schon das Sprichwort. —

Digitized by Google

In einer höheren Bedeutung können nur die Christen beten; denn sie hat der Sohn Gottes selbst beten gelehrt, und sie versichert, daß sie immer von seinem Vater erhört werden, wenn sie ihn in seinem Namen bitten. Er warnt aber zugleich vor heuchelnden Betern, die ein Greuel vor Gott sind, weil sie sich stellen, als unterhalten sie sich mit Gott, als demüthigen sie sich vor dem Allgegenwärtigen, in eben dem Augenblicke, da sie um eitles Lob buhlen. Eben so tadelt auch der Heiland den leeren Wortschwall beim Beten; doch nicht derjenige ist ein geschwätziger Beter, der aus der Fülle seines Herzens viel sagt, sondern der, welcher in vielen Worten wenig, das Wenige aus leerem Herzen sagt. Bei allen Völkern war die Sitte, durch Gebärde der Hände das innerliche Gefühl zu offenbaren. Die Griechen und Römer, so wie alle heidnischen Völker, streckten beim Beten die Hände aus, weil sie nur in der Absicht beteten, um von den Göttern zu empfangen. Die Juden pflegten mit ausgebreiteten, zum Himmel gehobenen Händen zu beten (2 Mos. XVII. 11 u. 12). Die Christen pflegten schon seit den frühesten Zeiten mit ausgespannten Armen zu beten, welches sie an die Kreuzigung Christi, durch den alle gute Gaben den Betenden gegeben werden, erinnern sollte. Mit der Zeit kam die bei uns noch übliche Gewohnheit mit gefalteten Händen zu beten auf, als Zeichen der demüthigen Anerkennung, daß wir nach unsern Sünden verdient haben, Fesseln zu tragen. — Viele Völker des Orients richten ihr Gesicht beim Beten gegen Sonnenaufgang, wie die Griechen unter den Christen (s. Gebet).

Betfort, Befort, Belfort, befestigte Stadt und Hauptort eines Bezirks, mit 670 Häusern und 4.500 Einw. im französischen Dep. Oberrhein am Fuße der Vogesen, an der Savoureuse. Dieser Lage wegen ist sie als Paß aus dem Oberelsaß in die Franchecomte äußerst wichtig. Vauban umgab das dortige alte auf einem steilen Felsen liegende Schloß mit einem Fronwerk mit 2 Ravelins, vor dem er noch ein Hornwerk mit einem Ravelin, und zur linken eine Lünette anlegte. Diesem gegenüber legte er ein ähnliches Hornwerk an. Der Stadtwall bildet ein unregelmäßiges Fünfeck mit bastionirten Thürmen, Contregarden und Ravelins. Von zwei Seiten ist die Festung durch Ueberschwemmung vor dem Glacis gedeckt.

Bethlehem, (das Haus des Brodes, = Beth = lehem), eine Stadt im Stamme Juda, führte in der Bibel den Beinamen Ephrata, (die fruchtbare) um sie von einem andern Bethlehem im Stamme Sabulon zu unterscheiden, dann heißt sie auch die Stadt Davids, als Geburtsort dieses Königs. — Hier wurde der Heiland geboren. Am merkwürdigsten ist hier die Kloster-Kirche Sancta Maria de Presepio genannt, welche auf dem Platze stehen soll, wo Jesus geboren wurde. Sie verräth ein hohes Alter, und obgleich oft zerstört und wieder erbauet, trägt sie dennoch die Spuren ihres griechischen Ursprungs an sich. Sie ist in Form eines Kreuzes gebaut, das lange Schiff derselben ruhet auf 48 Säulen von korinthischer Ordnung, aus rothem Marmor, welche in vier Reihen dastehen. Da das Schiff der Kirche kein Gewölbe hat, so ruhet auf diesen Säulen nur ein Fries von Holz, welcher die Stelle des Architravs und des ganzen Gesimses vertritt. Oben an den Mauern fängt ein unbedecktes Zimmerwerk an, und wölbt sich nach und nach, ein Dach zu tragen, das nicht da ist, und vielleicht nie da war. Die Ueberreste der Mosaik, die man hie und da noch bemerkt, und einige Gemälde auf Holz sind für die Geschichte der Kunst sehr wichtig. Sie stellen zwar alle überhaupt Figuren von der Vorderseite dar; auch sind sie ganz gerade und steif, ohne Bewegung und Schatten, aber die Wirkung davon ist majestätisch, und ihr Karakter streng und edel. Der berühmte d'Azincourt, welcher in Rom die Geschichte der bildenden Kunst des Mittelalters ausarbeitet, fand hierzu große Hülfsmittel in Bethlehem. — Unter dem Chor ist die Kapelle

Digitized by Google

mit der Geburtsstätte des Erlösers. Diese ehrwürdige Grotte, hat eine unregelmäßige Gestalt, sie ist 37½ Fuß lang, 11 breit und 9 Fuß hoch. Die Wände des Felsens, in den sie gehauen ist, sind mit Marmor bekleidet, eben so ist der Boden mit kostbarem Marmor ausgelegt. Diese Verschönerungen sind das Werk der h. Helena. Von Außen fällt kein Licht in die Kirche; sie wird aber von 32 Lampen erleuchtet, die verschiedene christliche Fürsten hieher schenkten. Im Hintergrunde der Grotte, gegen Osten, ist der Ort, wo die Jungfrau Maria den Welterlöser gebar. Diese Stelle ist durch eingelegten Jaspis bezeichnet, und mit silbernem Gegitter, in der Form einer strahlenden Sonne, eingeschlossen. Im Umkreis liest man die Inschrift: Hic de virgine Maria Jesus Christus natus est. — An den Felsen ist eine marmorne Tafel, die statt des Altars dient, angelehnt, und erhebt sich über dem Orte, wo der Messias geboren ward. Dieser Altar wird von drei Lampen erleuchtet, wovon die schönste ein Geschenk Ludwigs XIII. ist. Weiter gegen Mittag sieht man die Krippe, sie liegt noch um zwei Stufen tiefer, und ist eine niedrige, in den Felsen eingehauene Höhle. Ein Block von weißem Marmor, in Gestalt einer Wiege, einen Fuß über dem Boden, zeigt die Stelle, wo der Herr des Himmels und der Erde lag. Die heilige Grotte ist mit Gemälden aus der italienischen und spanischen Schule reichlich versehen, welche die örtlichen Geheimnisse, die Verkündigung, Anbetung der Weisen, die Ankunft der Hirten und alle jene Wunder vorstellen, und sich durch Hoheit und Unschuld auszeichnen. Die gewöhnlichen Verzierungen sind von blauem, mit Silber gesticktem Atlas. Der Weihrauch dampft Tag und Nacht vor der Wiege des Gottmenschen. Heiliger Schauer durchzuckt jedes Gemüth, das sich dieser geweiheten Stätte nahet, und zu Gefühlen der wärmsten Andacht mächtig hingerissen wird. — Bethlehem, jetzt nur ein Flecken, liegt auf einem Hügel, der ein langes Thal beherrscht, das sich von Osten gegen Westen hinstreckt. Auf einem röthlichen und mit Kieseln übersäeten Boden ist dieser Hügel südwärts mit Oelbäumen sparsam bepflanzt; nordwärts trug er nur Feigenbäume. Hie und da sieht man Ruinen. Der Ort selbst zählt nur wenige armselige Häuser, und die Einwohner, welche aus Arabern und Griechen bestehen, machen kaum 200 Familien aus.

Bethmann (Friederike), geboren 1766 zu Gotha, wo ihr Vater herzoglicher Beamter war, durch Familienverhältnisse in die Rheingegenden versetzt, trat sie hier als Schauspielerin mit vielem Beifall auf, und bald darauf versuchte sie ihre angenehme Stimme auch mit vielem Glücke in der Oper. Der Beifall, welcher ihrem Gesange und Spiele fortschreitend zu Theil ward, verbreitete ihr Lob allenthalben dergestalt, daß sie bald den Ruf nach Berlin erhielt, wo sie einige Jahre hindurch, als eine der ersten Günstlinge Thaliens, auf dem Nationaltheater der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung und Huldigung war. Tiefes und zartes Gefühl, von hellem Verstande begleitet, in einem anmuthsvollen, zartgebauten Körper, eine edle, ausdrucksvolle Gesichtsbildung mit einer äußerst biegsamen und wohlklingenden Stimme, ein Spiel voll Seele, Wahrheit und ungekünstelter Natur, und eine außerordentliche Gewandtheit in Darstellung der Persönlichkeit jeder Rolle, die ihr zu Theil ward, waren das Hervorstechende in dieser liebenswürdigen Künstlerin, die leider nur zu frühe, 1814, der deutschen Bühne durch den Tod entrissen ward.

Bethsaida (Bethesda, Gnadenplatz), ein Teich zur Schaafschwemme bei Jerusalem, unweit dem sogenannten Vieh- oder Schaafthore (Joh. V. 2.). Durch dieses Thor trieb man die Thiere, welche zum Schlachtopfer bestimmt waren. Die Schaafe wurden in diesem Teiche zuvörderst gewaschen, bevor man sie in den Tempel trieb. — Dieser Schwemmteich war höchst merkwürdig wegen seiner wunderbaren Kraft. An seinen Ufern lag stets eine große

Digitized by Google

Menge von Kranken aller Art, die der Aufwallung des Wassers harrten, welche zu gewissen Zeiten durch eine unsichtbare Kraft vom Himmel bewirkt wurde. Wer nun nach dieser Bewegung zuerst ins Wasser hinab stieg, der ward von seiner Krankheit oder seinem Ungemache geheilet. So erzählt Johannes, der Apostel der Liebe und der Wahrheit V. 3. 4. Diese Erzählung ist rein historisch, und nichts zwingt, vom buchstäblichen Sinne abzuweichen. Die Kirchenväter Cyrillus, Tertullian, Ambrosius und Augustinus, so auch die vorzüglichsten Bibelerklärer, nennen Bethesda einen Wunderteich. Der gelehrte Kalmet fodert kühn die erfahrensten Physiker und Aerzte auf, zu sagen: ob es wohl möglich sey, daß jede Art von Krankheiten, welche benebens noch über zwanzig, dreißig und mehrere Jahre anhaltend waren, augenblicklich bei der Aufwallung des Wassers, und beim bloßen Hineinsteigen könne getilgt und vollkommen geheilt werden? — Willkührlich, den Glauben der heiligen Schriften verletzend, ja wie aus der Luft gegriffen, ist demnach die Erklärung jener sogenannten Gelehrten, welche in genanntem Teiche nur eine höchst merkwürdige Mineralquelle erblicken, die bei ihrem periodischen Aufsprudeln jene außerordentliche Heilkraft soll enthalten haben. — Merkwürdig ist dieser Schwemmteich auch, weil er der einzige Ueberrest von der ursprünglichen Bauart der Juden ist, welcher uns nach so vielen Stürmen der Zeit erhalten blieb, und nahe am Stephansthore (von den Christen so genannt) noch zu sehen ist. Es ist nämlich ein 150 Fuß langer, und 40 Fuß breiter Wasserbehälter. Seine Aushöhlung ist mit einem Mauerwerk bekleidet, welches folgende Bestandtheile hat: zuerst eine Schicht großer, durch eiserne Klammern zusammengehaltener Steine; hierauf folgt ein gemischter Anwurf von Gyps und Kalk; alsdann eine Lage von Kieselsteinen, welche über diesen gemischten Anwurf sich hinzieht, und endlich noch ein Ueberzug über diese Kiesellage. Diese vier Schichten stehen senkrecht, und liegen nicht horizontal auf einander. Der letzte Ueberzug wurde vom Wasser bespült, und die großen Steine lehnten sich, und lehnen sich noch an die Erde an. Der Teich ist jetzt ausgetrocknet und halb verschüttet; es wachsen in demselben Granatenbäume und eine Art von wilden Tamarinden, deren Laub ins Bläuliche spielt; der westliche Winkel ist ganz mit Nopel oder Opuntien angefüllt. Man sieht in diesem Winkel auch noch zwei Bogen, welche aussehen, als hätten sie ein Gewölbe getragen; dieses war vielleicht eine Wasserleitung, welche das Wasser dem Innern des Tempels zuführen mußte. Dies ist Alles, was uns von Davids und Salomons Jerusalem übrig blieb.

Bethüne, eine Festung in Artois zwischen Arien und Douay, an der Breite, einem Bache, durch den die Werke unter Wasser gesetzt werden können, und der bei Stegers (Estaires) in die Leye fließt. Die Stadt hat 1.042 Häuser mit 6.000 Einw., und einen schönen großen Markt im Viereck.

Betrug der Sinne (psychol.). Irrthum findet Statt, wenn man von einem Gegenstande etwas aussagt, was ihm nicht zukommt; hieraus erhellet, daß Irrthum ohne Urtheil nicht möglich ist. Wer nicht urtheilt, kann also auch nicht irren, so wie man mit Recht im Scherz sagt, ein ganzes Dorf Bauern hat nicht so viel Irrthümer, als eine Akademie der Wissenschaften, nicht weil die Bauern richtiger, sondern weil sie weniger urtheilen. Da nun die Sinne nicht urtheilen, sondern dies das Geschäft des Verstandes ist, so kann auch nicht den ersten, sondern dem letztern der Irrthum zugeschrieben werden. Was der Sinn giebt, ist immer richtig, der Irrthum entspringt nur dadurch, daß man voreilig, das, was in der Sinnenvorstellung von subjektiven Verhältnissen berührt, dem Objekte beilegt. Der Gelbsüchtige hat ganz Recht, wenn er sagt, ich sehe den Schnee gelb, Irrthum findet nur Statt, wenn er das Gelbsehen vom Schnee ableitet, und sagt: der Schnee ist gelb. Wer von einem viereckigten Thurme, den er in der Ferne rund sieht,

Digitized by Google

sagt: ich sah den Thurm rund, hat nicht Unrecht, dies entsteht erst dann, wenn er den Thurm für rund erklärt. Den Grund eines Irrthums nennt man Schein. Ob nun gleich der Irrthum, der bei sinnlichen Vorstellungen entsteht, durch eine Uebereilung des Verstandes hervorgebracht wird, so kann doch die durch den Sinn gegebene Anschauung Veranlassung dazu geben, und daher spricht man von einem Sinnenschein. Der Schnee scheint dem Gelbsüchtigen gelb, der viereckige Thurm scheint in der Entfernung rund. — Man muß nur bei diesem durch den Sinnenschein veranlaßten, und durch die Uebereilung des Verstandes hervorgebrachten Irrthume zweierlei unterscheiden: Betrug der Sinne, und Täuschung der Sinne. Betrug der Sinne ist dann vorhanden, wenn der Irrthum, nachdem man den Schein aufgedeckt hat, verschwindet; Täuschung, wenn er trotz dem, daß man den Schein aufgedeckt hat, bleibt. Wenn Jemand in einer mondhellen Nacht den Schatten eines Baumes für einen lebendigen Gegenstand hält, so ist Betrug vorhanden, denn sobald er näher hinzugetreten ist, und gesehen hat, daß es der Schatten des Baumes war, so hört der Irrthum auf; wenn uns hingegen das Meer in der Entfernung höher als am Ufer erscheint, oder wir den Mond bei dem Aufgang für größer halten, als wenn er mitten am Himmel steht, so ist dies Täuschung; denn unser Urtheil, durch den Sinneneindruck veranlaßt, wird nicht abgeändert, wenn wir gleich nach hydrostatischen Gesetzen wissen, daß das Meer in der Entfernung nicht höher seyn kann, als an den Ufern, und es uns sehr wohl bekannt ist, daß es immer derselbe Mond ist, den wir aufgehen sehen, und mitten am Himmel erblicken.

Bette. Leider! bewahrt die Geschichte der Erfindungen nicht den Namen des großen Geistes, der das erste Bette erfand, wie so viele der wichtigsten Erfindungen den Namen ihres Urhebers nicht auf die Nachwelt gebracht haben. Wir wissen, daß ein gewisser Fulvius Hircius es war, der die große Kunst erfand, zu Nutz und Frommen aller Schmeckzungen Schnecken zu mästen, und wir haben keinen Namen für den unsterblichen Erfinder des Bettes, eines der größten Wohlthaten des Menschengeschlechtes!! Im Allgemeinen freilich wissen wir wohl, daß wir dessen Erfindung und Gebrauch den wollüstigen, weichlichen Persern verdanken. Aber dies müssen uralte Perser gewesen seyn, denn schon die biblischen Bücher erwähnen der Betten. Der König Og zu Moses Zeiten hatte ein eisernes Bett. Salomon's Buhlerinnen schmückten ihre Betten schon mit ägyptischen Teppichen, und besprengten sie mit Myrrhen und Aloe und andern Düften. Schon in ihrer Heroen-Zeit hatten auch die Griechen Bettstellen mit Riemen, Matrazen und Kopfkissen. Die alten römischen Helden schliefen noch auf Baumblättern und Thierhäuten, aber ihre verweichlichten Nachkommen stiegen mit dem Luxus der Betten bis zu den sanftesten Flaumdecken, der kostbarsten milesischen Wolle und bis zu Gold- und Silber-durchwirkten Bettdecken hinauf. Ihre Bettstellen wurden vom feinsten Holze, von Elfenbein, auch wohl von gediegenem Silber gemacht, ja die spätern römischen Schriftsteller sprechen sogar von goldenen, mit Edelsteinen geschmückten Bettstellen, ein Beweis, welchen Werth man in jenem wollüstigen Rom auf das Bette legte! Ovid erwähnt auch schon eines Himmelbettes. Wahrscheinlich kam auch dieser Luxus durch die Römer in das eroberte Gallien. In den uralten französischen Schlössern sieht man noch Bettstellen von ungeheurer Größe, in denen ganze Familien schliefen: eine Gewohnheit, die ihren Ursprung aus den Ritterzeiten datirt. Die Ritter waren nämlich gewohnt im Kriege mit ihren Kameraden Alles, Zelt, Tafel und Bett brüderlich zu theilen, daher wurde es eingeführt, sich auch in der Winterzeit, wenn man sich auf seinen Schlössern besuchte, eben so vertraulich zu behandeln. Hier schlief dann der Schloßherr, Frau, Kinder, Gäste, auch wohl Jagdhunde, Alles freundschaftlich und ungenirt neben einander in demselben Bette.

Digitized by Google

In neueren Zeiten ist das beständige Nebeneinanderschlafen Erwachsener in eben und demselben Bette fast ausschließliches Vorrecht der ehelichen Liebe geworden. Schon im Mittelalter gehörte in Deutschland die gemeinschaftliche Beschreitung des Ehebettes, oder wie man es nannte, der Bettsprung, oder das Beschlagen der Decke, zu den wesentlichen Bedingungen der wirklich vollzogenen Ehe. Der Bettsprung bestand in einer unter Vornehmen und Gemeinen üblichen Ceremonie, nach welcher Braut und Bräutigam nach geschehener priesterlicher Einsegnung an das Ehebett geführt, und bekleidet in dasselbe gelegt wurden. So bestieg Joachim III., Kurfürst von Brandenburg noch vor drittehalbhundert Jahren mit seiner ganzen Rüstung das Brautbett. Unter dem „Beschlagen der Decke" war also nicht die wirkliche eheliche Beiwohnung verstanden, was man daraus schon sieht, daß diese Feierlichkeit auch dann nicht unterblieb, wenn die Ehe unter fürstlichen Personen durch einen Bevollmächtigten vollzogen wurde, der dann der Ceremonie dadurch genügte, daß er den rechten Arm und den rechten Fuß, mit Stiefel und Sporn bekleidet, zu der Braut in's Bett legte. Kaiser Friedrich III. befand sich im J. 1452 zu Neapel am Hofe Alphons des Weisen; seine Braut, Eleonora, eine Prinzessin von Portugal, war schon einen Monat zuvor bei ihm zu Siena eingetroffen, und gleich nachher, noch als Jungfrau, bei seiner Krönung zu Rom, zur Kaiserin gekrönt worden. Friedrich hatte sich vorgenommen, aus welchem Grunde, ist unbekannt, die Vollziehung der Ehe aufzuschieben, bis er wieder auf deutschem Boden angekommen seyn würde. Ueber diesen Verzug schien die Braut niedergeschlagen zu seyn, denn sie bildete sich ein, ihr kaiserlicher Gemahl habe ein Mißfallen an ihr. Ihr Oheim Alphons merkte dieses, er gab daher dem Kaiser seinen Wunsch zu erkennen, das Beilager vollzogen zu sehen, ihm bemerkend, es sey ein glücklicher Zufall, daß der Kaiser und seine Braut sich jetzt an eben dem Orte zusammen befänden, wo diese Heirath sey verabredet und beschlossen worden. Nach mancherlei Einwendungen ließ Friedrich sich bewegen, die Ehe sogleich zu vollziehen. Er befahl nämlich nach deutscher Sitte ein Lager zu bereiten; nun legte er sich in seiner Rüstung hin, ließ sich seine Braut in die Arme legen, und in Gegenwart des ganzen Hofstaates die Decke über sich herziehen. Ueberhaupt geschah bei dieser alt-deutschen Gewohnheit, sagt Aeneas Silvius, der uns diese Geschichte erzählt, weiter nichts, als — daß der Bräutigam seiner Braut einen Kuß gab. Noch heut ist diese Ceremonie in einigen Provinzen und Städten üblich, und von ihr schreiben sich die Sprüchwörter her: „Ist das Bett beschritten, so ist das Recht erstritten" und „wenn die Decke über den Kopf, sind die Eheleute gleich reich," weil von jener Ceremonie das Recht der Gemeinschaft der Güter unter den Eheleuten abhing. — Unter allen künstlichen Betten der spätern Zeit hat sich Graham's Wunderbett am berühmtesten gemacht, ein sehr elegantes Bett, das statt der Federn mit Luft angefüllt war, um die Elastizität des Bettes zu erhöhen, und das in einem kostbar-duftenden und mit den schönsten Gemälden reich geschmückten Zimmer stand, wo eine magische, unsichtbare Musik ertönte.

Bettinelli (Saverio), einer der berühmtesten italienischen Literatoren, geboren zu Mantua 1718, trat 1736 in den Jesuiterorden, lehrte dann abwechselnd zu Brescia, Bologna, Venedig, Parma u. s. w. schöne Wissenschaften, Rhetorik und Geschichte, und brachte nach Aufhebung seines Ordens 1773 sein übriges Leben in seiner Vaterstadt zu. Während der ganzen Zeit seines langen, thätigen Lebens ging sein ganzes Streben vorzüglich dahin, die Jugend in der Kirche zu Gott zu lenken und in den Collegien, wo er lehrte, zum schönen und guten Geschmacke auszubilden. Er starb zu Mantua den 13ten September 1808 mit der ganzen Fassung eines Weisen und mit allen Empfindungen eines religiösen Mannes, nachdem er auch als 90jähriger

Digitized by Google

Greis von der gewohnten Fröhlichkeit und Heiterkeit seines Geistes nichts verloren hatte. Er hinterließ Abhandlungen über Rhetorik, Poesie, Kunst und Sprache; 24 Dialoghi d'Amore (dem Lucian nachgebildet); Dell Enthusiasmo delle belle arti; Il Risorgimento d'Italia negli studi, nelle arti e ne costumi dopo il mille und Lettere X. di Virgilio agli Arcadi; ferner Poemetti in ottava rima, Sonetti, Canzoni und Epigrammi.

Bettungen. Wenn man die Geschütze in den Batterien auf die bloße Erde stellen wollte, so würden sie sich durch den Rücklauf und durch die Erschütterung bald eingraben, ihr horizontaler Stand verloren gehen, fehlschüsse verursacht, und das Verbringen der Geschütze durch die Mannschaft sehr erschwert werden. Man bedient sich zur Vermeidung dieser Nachtheile der Unterlagen, und gewöhnlich der hölzernen, und diese sind es, welche **Bettungen** genannt werden. — Nach der Regel sollten alle Bettungen horizontal gelegt werden, man würde am Sichersten auf ihnen schießen; allein zuweilen muß davon abgewichen, und die Bettung hinten 6 — 8 Zoll höher gemacht werden, z. B. wenn die Geschütze schwach an Metall sind, folglich einen großen Rücklauf haben; wenn die Ladungen vergrößert werden, theils um einen größern Effekt beim Breschefchießen, theils größere Schußweite zu erhalten; endlich wenn der Raum hinter der Batterie beschränkt ist. Erhöht man aber die Bettungen hinten, so wird man auch nur dann richtig auf ihnen schießen, wenn das Geschütz in der Mitte, parallel mit der Seitenlänge steht, dagegen eine schiefe Stellung Fehlschüsse herbeiführen würde. Mortierbettungen können nicht anders, als horizontal gelegt werden. — Die hölzernen Bettungen für kleinere Geschütze erhalten 3, die für größere 4 Balken zur Unterlage, welche man **Rippen** nennet, und sie parallel nebeneinander so in die Erde gräbt, daß die beiden äußeren die Breite der Bettung angeben. Ueber die Rippen werden sodann die Bohlen genagelt, und vorne eine Art Schwelle, als **Stockbalken**, queer über befestiget, damit die Geschützräder bis an denselben heran vorgebracht werden können, und die Bekleidung der Brustwehr gegen das Anstoßen der Räder geschützt werde. Die Länge der Bettungen wird durch den Rücklauf, ihre Breite aber durch das Geleise bestimmt. Ihre Figur ist gewöhnlich ein Rechteck, und nur in besondern Fällen ein **Trapezium**, d. h. hinten breiter als vorne, wenn das Geschütz bedeutend **aus der Linie** gerichtet werden muß. Die Bettungen für Kanonen, bis zum 24pfündigen Kaliber, werden 18 — 20 Fuß lang und 8 Fuß breit gemacht. Die der größeren Mortiere 10 Fuß lang und 7 Fuß breit, die der kleineren aber nur 8 Fuß lang und 6 Fuß breit. Die leichten Geschütze, als 3pfünder oder leichte 6pfünder, erhalten gar keine Bettungen, es sey denn, daß sie auf Enfilirbatterien gebraucht werden, wo es auf genaue Richtung sehr ankommt. Die Mortierbettungen werden 12 Fuß rückwärts von der Brustwehr abgelegt, damit bei 45° Elevation die Brustwehr durch das entzündete Pulver nicht leide. Da wo keine Bettungen gemacht werden können, und das Geschütz doch bei der Nacht schießen soll, wird ein Baum, statt eines Stoßbalkens, vor die Räder gelegt, und mit einigen Pflöcken befestiget. Die Stärke der Rippen beträgt für Kanonenbettungen nicht unter 8, und für Mortierbettungen nicht unter 10 Zoll in's Gevierte. Die Stoßbalken werden 6 Zoll stark und 6 bis 8 Zoll hoch gemacht. In den meisten Fällen muß man sich nach den vorhandenen Materialien richten, und es wäre eine unnütze Pedanterie, sich peinlich an diese Maaße zu binden, wenn die Dimensionen des Materials einige Zoll abweichen. — Das Handwerkszeug zur Streckung der Bettungen bestimmt sich, nachdem das Holz bereits zugeschnitten ist oder nicht; im ersten Fall wird man weniger, im zweiten mehr bedürfen; es besteht übrigens aus dem gewöhnlichen Zimmermannshandwerkszeuge, mit Einschluß einer Setzwage, um die Bettungen horizontal strecken

Digitized by Google

zu können. Beim Strecken selbst verfährt man folgendermaßen: 1) Die Mittellinie der Schießscharte wird rückwärts verlängert, auf welcher die Länge der Bettung, und rechts und links von ihr die halbe Breite abgesetzt wird. Die Bettung kommt immer senkrecht gegen die Mittellinie der Schießscharte zu stehen, gleichviel, ob diese gerade oder schief in die Brustwehr eingeschnitten worden ist. 2) Das auf diese Art abgesteckte Viereck wird so tief ausgegraben, als die Rippen stark sind, die untere Fläche gut geebnet und festgestampft, besonders da, wo die Rippen zu liegen kommen. 3) Unter jeder Rippe werden 4 Stück Pfähle, 2 Fuß lang und 3 — 4 Zoll stark, dergestalt in die Erde geschlagen, daß sie die Punkte einer horizontalen Ebene bilden, und zu dem Ende genau mit der Setzwage abgewogen werden, und zwar sowohl der Länge, als auch der Queere nach. 4) Soll die Bettung eine Neigung von 6 Zoll nach Vorne zu bekommen, so wird vorne ein 6 Zoll hohes Queerholz wagerecht aufgesetzt, dessen Oberfläche mit dem hintersten Rippenpfahl horizontal gestellt, und nun werden die Pfähle in der Richtung der Unterfläche eingeschlagen. 5) Erhält jede Bettung 4 Rippen, so kommen die beiden mittleren genau um die Geleisebreite auseinander zu liegen; bei 3 Rippen werden es die äußeren seyn. Die andern beiden schneiden im ersten Falle die Breite der Bettung ab. 6) Jede Rippe wird in jeder Art von weichem Boden vorne, hinten und zu beiden Seiten mit 10 Pfählen von 2 Fuß Länge und 2 — 3 Zoll Stärke befestiget. 7) Der Raum zwischen den Rippen wird mit Erde ausgefüllt, festgestampft und geebnet, auch die lose Erde von den Rippen abgekehrt, damit die Bohlen dicht auf zu liegen kommen. 8) Die Bohlen, welche vorher in der gehörigen Länge abgeschnitten worden sind, werden mit der Leine gerichtet, und auf die Rippen mit sogenannten Batterienägel festgenagelt. Zuweilen werden auch die Bohlen mit hölzernen Nägeln aufgenagelt, um nicht so viel Lärm zu machen, und die Bohlen nicht zu ruiniren. Am Besten ist es, sie aufzuschrauben; dies verursacht gar keinen Lärm, und man kann sie bei trockner oder feuchter Witterung anziehen oder nachlassen. Auf jede Bohle werden bei 4 Rippen 8, bei 3 aber nur 6 Nägel oder Schrauben gerechnet; sind die Köpfe aber nicht versenkt, so braucht man nur 4 Stück, weil die Bohlen dann nur auf die äußeren Rippen aufgenagelt, oder aufgeschraubt werden. 9) Der Stoßbalken wird mit hölzernen Pfählen, welche ihn fest an die Brustwehr klemmen, befestiget. Er muß die Mittellinie der Bettung rechtwinklich durchschneiden, damit man des Nachts mit einiger Sicherheit schießen kann, wenn die Geschützräder dicht an den Stoßbalken herangebracht werden. — Ist der Boden fest und gut, so darf man nur ein Lager für jede Rippe, und nicht die ganze Bettung ausgraben, auch bedarf es dann keiner Befestigungspfähle. In diesem Falle werden zuerst die beiden äußeren Rippen horizontal abgewogen, und dann die mittlere zwischen ihnen eingesteckt. Wenn Zeit und Holz nur sparsam zugemessen sind, ist es rathsam, die Bettungen bloß aus 2 Bohlen, auf welchen die Räder laufen, und aus 2 Latten, auf welchen der Affutenschwanz läuft, anzufertigen. Hiebei wird vorausgesetzt, daß die Geschütze in solchen Batterien stehen, wo die Richtung nicht bedeutend geändert wird.

Beurnonville (Pierre Riel, Graf von), Marschall von Frankreich, geboren den 10. Mai 1752 zu Champignolle in Bourgogne, war von seinen Aeltern zum geistlichen Stande bestimmt, wurde aber Soldat, und brachte die ersten Jahre dieser Laufbahn in Indien zu. Beim Ausbruch der Revolution wurde er General-Lieutenant unter Dumouriez, der ihn nur seinen Ajax nannte, und zeichnete sich an der Spitze einer Armee aus, die gegen Trier operirte. Im J. 1793 wurde er Kriegsminister, allein er zog sich als solcher den Haß der Jakobiner zu, die ihm nach dem Leben trachteten. Dumouriez suchte ihn deßhalb für die Sache Oesterreichs zu gewinnen, allein

Digitized by Google

Beurnonville überlieferte den an ihn gesandten Brief dem Convente, und er wurde von diesem beauftragt, Dumouriez gefangen zu nehmen. Dieser aber ließ ihn mit 4 andern Commissarien des Conents gefangen nach Tournai führen, von wo die Oesterreicher ihn nach Ollmütz brachten, wo er bis zum 3. Nov. 1795 gefangen saß. In Basel wurde er mit seinen 4 andern Gefährten gegen Madame, die Tochter Ludwigs XVI., ausgewechselt, befehligte nach und nach die Sambre- und Maas-Armee, so wie die von Holland. 1798 wurde er General-Inspekteur der Armeen, erhielt dann vom Kaiser Napoleon den Gesandschaftsposten zu Berlin, darauf zu Madrid, wurde Großoffizier der Ehrenlegion und Graf des Reichs, und starb zu Ende des Aprils 1821.

Beute. Hiezu rechneten die Griechen nicht nur überhaupt alles, was dem Feinde im Kriege abgenommen wurde, sondern auch insbesondere die Kriegsgefangenen und die Rüstung der Feinde. Die Kriegsgefangenen, welche sich nicht loskaufen konnten, wurden zu Sklaven gemacht, und entweder von den Siegern gebraucht oder von ihnen verkauft. Im Homer findet man viele Beispiele, daß der Sieger dem Besiegten seine Rüstung, und was er sonst an sich hatte, abnahm. Vorzüglich thaten dies die vornehmern Befehlshaber, welche auf ihren Streitwagen fahrend, für sich allein fochten, und gewöhnlich mit Gegnern von gleichem Range sich in Zweikampf einließen. Der gemeine Soldat hatte in der Regel diese Erlaubniß nicht, sondern man sammelte die Beute der Erschlagenen erst nach geendigter Schlacht. Wer es vorher that, wurde als ein Uebertreter der Kriegsdisciplin bestraft. Nach dem Treffen nahm die Plünderung den Anfang. Nur den Lacedämoniern war das Beutemachen auch alsdann verboten. Es waren bei ihrer Armee beständig 300 Mann beordert, welche auf die übrigen Acht haben, und an den Uebertretern die gesetzmäßigen Strafen vollziehen mußten. Die ganze Beute wurde zum General gebracht, welcher das Recht hatte, sich das Beste auszulesen. Das Uebrige theilte er zuerst unter diejenigen, welche sich am tapfersten gehalten hatten, oder die durch ihren Rang sich auszeichneten; was dann noch übrig blieb, ging in gleiche Theile. Man findet auch, daß die Soldaten Beute von vorzüglichem Werth für ihren Feldherrn aufhoben, und ihn damit beschenkten. Vor Austheilung der Beute widmete man etwas davon den Göttern, insbesondere dem Mars, der Minerva, dem Jupiter und der Juno, desgl. den Schutzgöttern der Städte und des Landes. Man ließ entweder das den Göttern Gewidmete vom Feuer verzehren, oder hängte es im Tempel auf. Die Lacedämonier durften keine Rüstung den Göttern widmen, wohl aber andere Beute. Herodot IX. c. 79 erzählt, daß Pausanias von seinen Jupiter eine eherne Statüe gewidmet habe. Andere Griechen widmeten sonst die Rüstung gewöhnlich den Göttern. — Bei den Römern hießen insbesondere die Waffen, welche der Soldat dem im Treffen erschlagenen Feind abnahm, Exuviae, Spolia; diese Spolien pflegte Jeder als ein Siegeszeichen im Atrium seines Hauses aufzuhängen. Bei den Wahlen der Senatoren ward mit darauf gesehen, ob die zu Wählenden solche Spollen aufzuweisen hatten. Spolia opima pflegte man die Beute zu nennen, welche der römische Feldherr dem feindlichen, nachdem er ihn mit eigener Hand erlegt hatte, abnahm. Sie wurde in dem von Romulus erbauten Tempel des Jupiter Feretrius aufgehängt. Nur dreimal wurden dergleichen Spolien nach Rom gebracht, zuerst von Romulus, der den Acron, König der Caninenser, dann von A. Cornelius Cassus, welcher den Lars Tolumnius, König der Vejenter im J. R., 313 und drittens von M. Claudius Marcellus, der im J. R. 530 den König der Gallier, Viridomarus, erlegt hatte. Alle andere Beute, außer den Waffen, hatte den Namen Praeda, und weil diese gewöhnlich, umgetheilt zu werden, in Geld verwan-

Digitized by Google

delt ward, so hieß dieses Geld Manubiae. Gewöhnlich wurde die Beute bei den Römern in 3 Theile zertheilt, wovon einer dem Staatsschatz, der andere dem Feldherrn, und der dritte der Armee zufiel. Doch gieng diese auch bisweilen leer aus.

Beutel ist bei den Türken eine Art zu rechnen, und macht die Summe von 250 Laubthalern aus. Alles Gold und Silber, das in den Schatz des Großherrn fließt, wird in lederne Beutel von obigem Gehalte geschlossen.

Beutelthier (Opossum). Ein merkwürdiges Thiergeschlecht in Ostindien, zumal im wärmern Nord-Amerika. Das Weibchen von dieser und den mehresten übrigen Gattungen dieses Geschlechts hat eine große Tasche am Bauche, die durch besondere Muskeln sich schließet und öffnet, und in deren Boden die Zitzen liegen. Die Jungen entwinden sich, ganz außer Verhältniß klein, gleichsam nur als rohe Embryonen dem Uterus, und werden nun noch lange Zeit in dieser Tasche getragen, wo sie sich anfaugen, und von der Muttermilch nähren, bis sie, reifer und vollkommener ausgebildet, gleichsam von Neuem geboren werden.

Bevern (August Wilhelm, Herzog von Braunschweig-Lüneburg), geboren zu Braunschweig am 10. Oktbr. 1715, trat wie sein Vater, der Herzog Ernst Ferdinand (geboren 1682 † 1746), in preußische Kriegsdienste, wohnte 1734 dem Feldzuge am Rhein bei, so wie er im ersten und zweiten schlesischen Kriege sich vortheilhaft bei mehrern Gelegenheiten auszeichnete. Im siebenjährigen Kriege wohnte er der Schlacht bei Lowositz den 1 Oktbr. 1756 bei, schlug die Oestereicher bei Reichenberg den 29. April 1752, war bei den Schlachten von Prag (den 6. Mai) und Culm (den 18. Juni), und befehligte darauf eine höhere Abtheilung in der Lausitz und Schlesien. Nach der unglücklichen Schlacht bei Breslau, den 22 Nov. 1757, gerieth er in österreichische Gefangenschaft, worin er bis ins folgende Jahr blieb. Friedrich II., dem geschlagenen Feldherrn abhold, ernannte ihn zum Festungskommandanten von Stettin, was er bis zum Jahre 1762 blieb, wo er den Oberbefehl über ein bedeutendes Corps bei Reichenbach erhielt, und die Oesterreicher am 7. August 1762 schlug. Nach dem siebenjährigen Kriege hielt er sich größtentheils zu Stettin auf, wo er den 2. August 1782 starb.

Bevölkerung. Es giebt an sich keine Gränze, welche die Volksmenge nicht überschreiten kann. Wenn die Bevölkerung ihrem natürlichen Gange überlassen bleibt, wird sie sich gewöhnlich in einer bestimmten Zeit verdoppeln. Das Mißverhältniß der vorhandenen Nahrungsmittel aber mit der Fortpflanzungsfähigkeit setzt der Zunahme der Volksmenge nothwendige Gränzen; und die Anzahl der auf der Erde lebenden Menschen nimmt zu, oder ab, so wie die Erzeugnisse des Bodens sich vermehren oder vermindern. Das sicherste Beförderungsmittel der Bevölkerung ist daher Sorge für Vermehrung der Production, besonders Beförderung des Ackerbaues und Befreiung der Gewerbe, die mit demselben in Verbindung stehen, von allen Beschränkungen, überhaupt Erhöhung und Beförderung des Nationalwohlstands. Dieser ist der Magnet, der Alles an sich zieht; wo dem Streben nach ihm kein Hinderniß entgegensteht, wird sich der Mensch, sey es gleich eine Wüste, hindrängen. Der Trieb nach Wohlstand ist so allmächtig, daß endlich jede andere, der Menschheit auch noch so theure Neigung, selbst die tief in der Natur der Menschenseele liegende Anhänglichkeit an die Heimath, ihm nachstehen muß. Auf diesem Wege entstanden einst die weltberühmten und reichen Städte Tyrus und Carthago und auf keinem andern Wege ward Amerika in wenig Jahren mit einer großen Menschenmege bedeckt, und der Aufenthalt zerstreuter Nomadenstämme zu einem blühenden, mächtigen, noch immer im Wachsthum fortschreitenden Freistaat umgeschaffen. Lösung der Fessel dieses Strebens nach Wohlstand ist der einzige Talisman, mit dem man, wie einst Deukalion, Menschen

hervorbringt; allenthalben, wo diese Fesseln gelöst sind, steht auch die Bevölkerung auf einer blühenden Stufe. Jede künstliche besondere Beförderung des Wachsthums der Volkszahl ist unnütz, ja sogar nachtheilig, wenn sie nicht mit einer gleichen Vermehrung des Unterhalts verbunden ist. Auf einem directen Wege wird die Bevölkerung vermehrt durch Beförderung der Einwanderung neuer Ansiedler; ein Mittel, das aber, besonders wenn von Herbeiziehung ausländischer Colonisten die Rede ist, mit großer Vorsicht angewandt werden muß. Nur eine solche Volksmenge, welche hinlänglich zu leben hat, und sich zur Gewinnung des Unterhalts zu beschäftigen vermag, ist dem Staate wirklich vortheilhaft. Wird bei der Vermehrung der Volkszahl dies Verhältniß gestört, so kann Uebervölkerung entstehen. — Um die, der Staatsverwaltung durchaus nöthige Kenntniß der Volkszahl zu erlangen, giebt es ein doppeltes Mittel: Volkszählung und Berechnung der Volksmenge aus den Verzeichnissen der Gebornen, Gestorbenen und Getrauten, oder auch aus den Consumtionsregistern. Die Volkszählung ist die älteste und die zuverlässigste Art, die Bevölkerung auszumitteln. Sie ist aber sehr mühsam, und da sie von Zeit zu Zeit wiederholt werden muß, nicht ohne Kosten. Sie gewährt der Staatsverwaltung eine desto nützlichere Uebersicht, wenn sie zugleich eine Volksbeschreibung ist, welche jeden Bürger und jede Familie nach Alter, Geschlecht, Religion, Stand und Beschäftigung angiebt. In mehreren Staaten werden in dieser Absicht jährlich Tabellen über die Volkszahl verfertigt, welche von den Verwaltungen der einzelnen Staatsbezirke an die oberste Behörde eingesandt werden. Am Sorgfältigsten ist diese Einrichtung in Schweden ausgebildet. In Großbrittanien wurde durch eine Parlamentsakte im Jahr 1800 eine allgemeine Volkszählung verordnet, die sehr genaue Resultate gab. — Wo keine Zählungen Statt finden, muß man die Volksmenge aus den Verzeichnissen der Geburten, Todesfälle und Trauungen oder aus den Consumtionsregistern berechnen. Die Berechnung gründet sich auf die Erfahrung, daß bei einer großen Gesellschaft von Menschen in Hinsicht auf Verehelichungen, Geburten und Todesfälle eine gewisse Gleichförmigkeit Statt findet, so daß man, wenn die Anzahl der jährlich Getrauten, Gebornen und Gestorbenen bekannt ist, die Zahl der Lebenden ausmitteln kann. Man nimmt 1) in Hinsicht auf das Verhältniß der Gestorbenen zu den Lebenden an, daß in einem ganzen Lande in der Regel $\frac{1}{33}$ der Volkszahl oder der 33ste Mensch jährlich stirbt. In großen Städten aber ist das Verhältniß der Gestorbenen zu den Lebenden wie 1 : 28, in kleinen Städten wie 1 : 32, auf dem Lande wie 1 : 40. Weiß man nun die Anzahl der in einem Jahre an einem Orte Gestorbenen, so darf man dieselbe nur mit jenen Sätzen multipliciren, um die Volkszahl zu finden. Wird bei den Sterberegistern, auf Alter, Geschlecht, Krankheit, Stand und Beschäftigung und Jahreszeit des Todes der Gestorbenen Rücksicht genommen, so erhält man interessante Aufschlüsse über die Ursachen und Verhältnisse der Sterblichkeit, über die wahrscheinliche Lebensdauer in den verschiedenen Perioden des Alters, und die Zahl der Lebenden von jedem Alter. Es ist 2) in Hinsicht auf das Verhältniß der jährlichen Geburten zu den Gestorbenen und Lebenden zu bemerken, daß die Berechnung nach Geburten wenige zuverlässige Resultate giebt; denn dieses Verhältniß schwankt in verschiedenen Ländern und Zeiten. Man nimmt aber im Durchschnitt a) das Verhältniß der Gebornen zu den Lebenden an wie 1 : 27, oder 1 : 29, nämlich in großen Städten wie 1 : 30, in kleinen wie 1 : 24, auf dem Lande wie 1 : 27, b) das Verhältniß der Gebornen zu den Gestorbenen wie 10 : 15. In Ländern aber, wo die Kultur neu ist, und also wegen des leichtern Unterhalts die Fortschritte der Bevölkerung ansehnlicher sind, findet man auffallend günstigere Verhältnisse z. B. in Nord-Amerika wie 300 : 100, in Süd-Amerika wie 230 : 100. Nach dem angenommenen Verhältnisse der Gebornen zu den Gestorbenen wie 15 : 10,

und der Gestorbenen zu den Lebenden wird sich daher die Bevölkerung in 50¼ Jahren verdoppeln. In Nord-Amerika aber hat sich die Volksmenge schon in 25 Jahren verdoppelt. — Was 3) das Verhältniß der Getrauten oder der Ehepaare zu den Lebenden und Gebornen betrifft, so nimmt man an, daß unter 120 Personen 1 Ehepaar ist. (In Nord-Amerika unter 100 Menschen 2 Ehen, in Schweden unter 112 und in England unter 123½, in Paris unter 137 1 Ehepaar.) In Hinsicht auf das Verhältniß der Ehen zu den Gebornen wird angenommen, daß im Durchschnitt auf 2 Ehen 7 Kinder kommen. Die unehelichen Kinder verhalten sich zu den Gebornen überhaupt wie 1 : 8. Das Verhältniß der weiblichen zu den männlichen Geburten ist immer wie 20 : 21, oder es werden auf 100 immer 4 bis 5 Knaben mehr als Mädchen geboren. Eine Generation rechnet man zu 33⅓ Jahren. — Am sichersten kann man die wahre Volkszahl ausmitteln, wenn man zuerst das Verhältniß der Gestorbenen zu den Lebenden, dann das Verhältniß der Gebornen zu den Lebenden aufsucht, die beiden Resultate mit einander multiplicirt, und mit 2 dividirt. — Um die Lebenden nach den Consumtionsregistern zu berechnen, kann man nur die Brod-Consumtion in Anschlag bringen. Weiß man die Anzahl der zu Brod verbrauchten Scheffel Getreides, so dividirt man dieselbe mit der, durch Erfahrung auszumittelnden, Zahl der Scheffel, die jeder Lebende als jährlichen Unterhalt bedarf. Im Preußischen nimmt man z. B. 6 berl. Scheffel, in Sachsen 3 dresd. Scheffel, in Schweden 10 berliner Scheffel, in England 1 Quarter Weizen an.

Bewaffnung einer Festung. Die Bewaffnung der Festungen steht zwar in unmittelbarer Beziehung mit der Größe und Stärke derselben; allein sie modificirt sich nach dem jedesmaligen Karakter, den sowohl der Krieg überhaupt, als die Belagerung insbesondere, annimmt. Wir wollen hier zuerst einen Blick auf die Anlage und Bauart der Festungen werfen, in sofern der Artillerist daraus die Grundsätze für die Ausrüstung und den Gebrauch des Geschützes bei der Vertheidigung ableiten kann. Man bestimmt mit Recht den Werth und die Stärke der Festungen nach der Anzahl der Besatzung und dem Geiste, der sie beseelt. Denn Wälle, Mauern und Gräben werden nur dann erst wirkliche, oft unübersteigliche Hindernisse, wenn sie durch Truppen belebt sind; ein unbesetzter Wall hat eine todte Vertheidigung. Das Verhältniß des Werths einer Festung kann daher kein einfaches, sondern wird ein zusammengesetztes seyn, und zwar: 1) Aus der Größe, Ausdehnung, Bauart, überhaupt aus der ganzen Anlage derselben. 2) Aus den Mitteln zu ihrer Vertheidigung, d. h. Geschütze, Pulver, Geschoß. 3) Aus der diese Mittel belebenden Menschenmasse, d. h. der Besatzung. 4) Aus den Mitteln, die letztere zu erhalten, d. h. Lebensmittel und Geld. Alle diese Dinge haben bei der Ausrüstung der Festung zum Belagerungskriege eine Stimme, und auf die Ausrüstung der Artillerie mehr oder minderen Einfluß. In Hinsicht auf den Karakter, den die Belagerung wahrscheinlich annehmen kann oder wird, so bestimmt sich der Werth einer Festung hauptsächlich: 5) Durch ihre strategische Lage auf dem Kriegstheater, und die daraus folgende Wichtigkeit für die kriegführende Macht. Wenn Preußen den Krieg im südlichen Deutschland führt, so wird Spandau ein unbedeutendes Fort, und Danzig ihm eine nur unwichtige Festung seyn. Hat der Feind die Weser überschritten, so werden Magdeburg, Wittenberg und Torgau zur wichtigen Vormauer, und hat sich der Krieg bis in die Mittelmark getragen, so wird Spandau für die Vertheidigung der Residenz eine Festung des ersten Ranges. Dies auf die Ausrüstung angewendet, so würde es im ersten Falle lächerlich seyn, wenn man Danzig mit 800 Kanonen armiren, und im zweiten Falle, wenn man die Elbfestungen von Geschützen dergarniren wollte. 6) Durch die mehr oder mindere Wahrscheinlichkeit eines Entsatzes. Wenn gleich die Möglichkeit oder Unmöglichkeit

des Entsatzes bei der Vertheidigung selbst keine Stimme haben sollte, so hat sie doch eine desto wichtigere bei der Ausrüstung. Wäre Cosel nicht vollkommen gut ausgerüstet gewesen, als der Feind (1807) an der Memel stand, Breslau und Glogau aber bereits gefallen waren, es würde sich schwerlich haben halten können, denn hier scheiterte auch die Möglichkeit eines Entsatzes. Die Ausrüstung der Festungen wird ferner bestimmt: 7) Durch den Widerstand, den sie zu leisten fähig sind. Dieser Widerstand hängt zwar größtentheils von ihrer Anlage und Bauart überhaupt ab; allein die Artillerie spielt dabei eine sehr bedeutende Rolle, und wenn ein Kommandant einen Ueberschlag von der Widerstandsfähigkeit der ihm anvertrauten Festung machen will, so kann er es nicht, ohne den Artillerie-Offizier vom Platze mit zu Rathe zu ziehen. In der letzten Belagerung von Breslau war der Bürgerwerder von Seiten der Kommandantur, als unfähig zum Widerstande aufgegeben worden; die Artillerie aber, von ihren Kräften überzeugt, bestand auf dessen Vertheidigung, und verzögerte dadurch die Uebergabe der Festung um viele Tage. Bei der vorletzten Vertheidigung von Danzig hätte der Hagelsberg sich schwerlich so ausdauernd gehalten, wenn nicht der General v. Hoyendorf dessen Widerstandsfähigkeit erkannt, und durch die höchste Thätigkeit alle Mittel zur Gegenwehr aufgeboten hätte. 8) Durch die Anzahl und Ausdehnung der dem feindlichen Angriffe wahrscheinlich unterworfenen Werke. Wenn Preußen mit England verbündet ist, so wird die Ausrüstung von Colberg und Danzig einen andern Karakter tragen, als im Gegenfalle; hier müßte sich der Widerstand und die Vertheidigung auch auf die Seeseite ausdehnen, dort kann diese Seite aufgegeben, und der Widerstand auf der Landseite verdoppelt werden. 9) Endlich durch die Stärke des Feindes und die Mittel, welche ihm beim Angriffe zu Gebote stehen. Die Festungen an der Sambre und Maas leisteten einen entschlossenen Widerstand in dem letzten Feldzuge, so lange sie nur mit geringen Kräften angegriffen werden konnten; sobald sich diese vermehrten, war ihr Fall die nothwendige Folge. Die Grundsätze der Ausrüstung müssen auf alle Theile gleich verbreitet werden d. h. die letzteren müssen untereinander ein richtiges Verhältniß haben. Das zahlreichste Geschütz muß schweigen, wenn ihm die Munition mangelt, die beste Besatzung muß erliegen, wenn der Hunger unter ihr wüthet, die vortrefflichst-angelegten Werke sind für die Vertheidigung todt, wenn sie nicht durch eine hinreichende Anzahl von Truppen belebt werden ꝛc. Deshalb muß die Geschützzahl nicht nur mit der Stärke und Ausdehnung der Werke, sondern auch mit den Vorräthen und der Besatzung in genauem Verhältniß stehen; deshalb würde es unweise seyn, in einer Festung bedeutende Vorräthe des Kriegs aufzuhäufen, ohne auf der andern Seite ihre Widerstandsfähigkeit durch eine solide Ausrüstung in allen ihren Theilen zu begründen. Ueber die Ausrüstung der Festungen im Allgemeinen drückt sich Carnot folgendermaßen sehr treffend aus: „Eine feste Stadt ist im Grunde nichts als eine große Batterie: ist diese Batterie ohne Geschütz, oder ihr Geschütz ohne Bedienung, oder diese Bedienung ohne Lebensmittel, so bleibt nichts übrig, als die glückliche Anlage, die dem ersten Besitznehmer zu Theil wird. — Die Kunst, eine Festung mit allen zu ihrer Vertheidigung nöthigen Bedürfnissen zu versehen, ist demnach eben so wesentlich als die, sie wohl zu konstruiren, und die Sorgfalt, welche sie erfodert, ist ohne Unterlaß wiederkehrend, weil die Vorräthe sich aufzehren, und eine stete Unverdrossenheit erfodert wird, um sie zu unterhalten, und zu erneuern.“ Der gebildete Artillerist wird aus diesen allgemeinen Ansichten hinreichenden Stoff zur Beurtheilung der Grundsätze zu der Ausrüstung der Festungen schöpfen können, um daraus die nöthige und richtige Anwendung auf sein Fach und auf seine Dienstverhältnisse zu machen. Welch ein weites Feld hat der Artillerist nicht

Digitized by Google

vor sich, dem das ehrenvolle Loos zu Theil wird, seinem Landesfürsten, seinem Vaterlande einen wichtigen Platz zu erhalten. Wenn die Augen der Welt, des Monarchen und des Heeres auf dem Kommandanten einer Festung ruhen, so ruhen die des letztern wiederum auf seiner Artillerie. So lange das Geschütz noch kräftig von den Wällen donnert, so lange behält der Muth, das Vertrauen, der ganze Glaube an Vertheidigung seine volle, ungeschwächte Kraft; schweigt aber ein Geschütz nach dem andern, hört das Artilleriefeuer zuletzt ganz auf, so schwinden auch mit ihm Zutrauen und Hoffnung zum ferneren Widerstande; an die Stelle des Muths tritt die Zaghaftigkeit und der Kleinmuth, das Selbstvertrauen zur eigenen Kraft erlischt und — der Fall der Festung erfolgt. Welch eine hohe Auffoderung für den Artilleristen, alle geistigen und körperlichen Kräfte aufzubieten, alle Mittel zu erschöpfen, um in einer belagerten Festung die Artillerie — als das Hauptorgan der Vertheidigung — vollkommen gut einzurichten, auszurüsten und anzuwenden. Die Grundsätze zur Ausrüstung einer Festung mit Mannschaft, fortifikatorischen Vertheidigungsmitteln, Proviant ꝛc. zu entwickeln, fällt außer den Gränzen dieses Artikels, der sich nur auf das Verhalten und den Gebrauch der Artillerie ausdehnt. Wer hierüber Kenntnisse einsammeln will, muß die Vertheidigung und den Angriff der Festungen studieren, und viele Lehrbücher sind über diesen Gegenstand geschrieben worden, unter denen Vauban in der ältern, und Bousmard Saint Paul, Carnot u. A. in der neueren Zeit eine vorzügliche Erwähnung verdienen. Man würde Unrecht haben, eine Festung in allen ihren Theilen gleichartig mit Geschütz zu versehen, oder vielmehr auf alle Werke rund um die Festung die verhältnißmäßige Anzahl Geschütze zu rechnen, da doch nur eine oder zwei Fronten förmlich angegriffen, die andern aber nur beobachtet werden. Es würde dadurch ein Ueberfluß an Artillerie entstehen, der hier eben so lästig und schädlich werden kann, als im freien Felde; muß aber eine Festung endlich, dem natürlichen Gange der Sache nach, fallen, so ist der Verlust an Geschützen um so größer, folglich um so empfindlicher. Wenn wir einen Blick auf die Geschichte der Belagerungen werfen, so liefert sie uns wohl wenige Beispiele, daß Festungen aus Geschützmangel, wohl aber, daß sie aus Mangel an anderen zu ihrer Vertheidigung nöthigen Dingen, z. B. an Lebensmitteln, Pulver, gutem Geist der Besatzung, Talent und Muth des Kommandanten ꝛc. gefallen sind. (Magdeburg fiel 1806 mit 800 Geschützen ꝛc.) Man kann also als Grundsatz aufstellen: 1) Daß eine Festung nicht in größerer Zahl mit Geschützen bewaffnet werden müsse, als gerade zu ihrer guten Vertheidigung erforderlich sind. Wollte man aber die Anzahl des Geschützes bloß nach den beiden möglich angegriffenen Fronten bestimmen, und die übrigen ganz von Geschütz entblößen, so würde daraus der entgegengesetzte Fehler entstehen, und hieraus folgt: 2) Daß diejenigen Fronten, welche einem ernstlichen feindlichen Angriffe ausgesetzt sind, vollkommen mit Geschütz garnirt, die unangegriffenen Fronten aber, zwar nur oberflächlich damit versehen zu werden brauchen, jedoch nicht ganz ohne Geschütz bleiben müssen. Verhältnißmäßig werden daher in großen, sehr ausgedehnten Festungen weniger Geschütze erfodert als in kleinen; denn die Hauptsachen, die angegriffenen Fronten, sind bei beiden gemeinhin gleich groß. — Einen festen Satz aufzustellen, mit wieviel Geschützen eine jede Festung ausgerüstet seyn soll, wäre unmöglich, da hier noch andere Umstände mitwirken, welche größtentheils von der Anlage der Festung herrühren. So z. B. wird eine Festung, welche an einer oder an mehreren Seiten durch Ueberschwemmungen unzugänglich gemacht ist, unbedingt weniger Geschütz erfodern, als eine andere, der dieses Vertheidigungsmittel abgeht; eine Seefestung wird, wenn sie an der Seeseite ebenfalls angegriffen wird, wiederum mehr Geschütz verlangen, als wenn sich der Angriff bloß auf

Digitized by Google

die Landseite einschränkt, ꝛc. Die eigentliche Bestimmung der Geschützanzahl muß daher der Umsicht und dem Talente des Artillerie-Offiziers anheimgestellt werden, welcher die Gränzlinie zwischen dem zu viel und dem zu wenig zu ziehen versteht. An allgemeinen Regeln dafür lassen sich nur folgende wenige heraushehen: 3) Auf jede Face der beiden angegriffenen Bastione sind 6—7 Geschütze, auf jede Flanke 4, auf jede Face der Raveline 4—5 zu rechnen. 4) Auf jede Lünette 3—4, auf jeden Waffenplatz der angegriffenen Fronten 2 Geschütze. Wir wollen annehmen, daß eine Fronte vollständig mit Geschützen garnirt werden soll, so würde man nach diesen Sätzen bedürfen:

	Geschütze.
Für die 4 Facen der beiden Bastione	24 — 28
— — 2 inneren Flanken derselben	8
— — 4 Facen der drei Raveline	16 — 20
— — 4 Lünetten	12 — 16
— — 4 Waffenplätze	8

Im Ganzen 63 bis 80 Geschütze. — Werden zwei Fronten auf einmal angegriffen, so kommt die Hälfte dieser Anzahl noch dazu, und man müßte 102 bis 120 Geschütze rechnen. — Auf jedem Bastion und auf jedem Ravelin der nicht angegriffenen Fronten müssen zum mindesten einige Geschütze stehen, um auf alle Fälle gegen einen Coup de main gesichert zu seyn. — Diese Angaben stimmen auch mit denen der besseren Schriftsteller über diesen Gegenstand überein, so daß auf ein Sechseck, das auf einer Fronte angegriffen wird, 84—90 Geschütze gerechnet, für jedes weitere Bastion aber, diese Anzahl um 3—4 Geschütze vermehrt werden müßte.

Bewegung ist die Veränderung im Raume, oder das abgeänderte Verhältniß der gegenseitigen Lagen und Stellungen. Obgleich wir ihre Natur nicht kennen, so belehrt uns doch die Erfahrung von ihrem Daseyn, ihren Eigenschaften und ihrer Wichtigkeit, indem nur sie Leben in die organische und Veränderungen in die todte Natur bringt. Der Bewegung steht die Ruhe gegenüber, d. i. das Beharren der Körper in ihren Verhältnissen. Absolute Bewegung ist die Veränderung des Raumes, welchen die Materie eines Körpers selbst einnimmt. Relative Bewegung betrifft nur die Abänderung der gegenseitigen Stellungen und Lagen. Oft scheint ein Körper, der doch in Ruhe bleibt, sich zu bewegen (die Sonne um die Erde), diese scheinbare Bewegung ist eine Täuschung, die den Beobachter trifft, weil er sich bewegt. Man beurtheilt die Bewegung nach ihrer Ursache, nach dem Körper, der sich bewegt, nach seiner Richtung (Direktion), nach dem zurückgelegten Wege (Bahn), nach der Zeit, worin dies geschah, nach der Geschwindigkeit, woraus sich die Größe der Bewegung ergiebt. Die Ursache der Bewegung, deren Natur uns unbekannt ist, nennen wir bewegende Kraft, und setzen sie überall da voraus, wo wir Bewegung wahrnehmen. Der bewegte Körper, nämlich seine Masse, verdient deshalb Aufmerksamkeit, weil von der Masse die Größe der Bewegung abhängt. Die Richtung, als eine Linie gedacht, giebt die Bahn. Diese kann geradlinig oder krummlinig seyn. Die krummlinige entsteht durch die immerwährende Veränderung der Bewegung und Ablenkung von der geraden Linie. Weil kein Körper an zwei Punkten einer Linie zugleich seyn kann, so erfodert jede Bewegung Zeit. Die Vergleichung der aufgewendeten Zeit mit dem durchlaufenen Raume giebt die Geschwindigkeit, und jeder Körper geht geschwinder als der andere, wenn er in derselben Zeit einen größern Raum durchläuft. Die Größe der Bewegung ist aus der Masse und der Zeit zusammengesetzt, weshalb beide Dinge auch Bewegungsmomente genannt werden. Bei der einfachen Bewegung wird nur eine einfache Kraft vorausgesetzt, welche die Bewegung hervorbrachte, die zusammengesetzte Bewegung wird von zweien oder

Digitized by Google

mehrern, sich nicht gerade widersprechenden, Kräften hervorgebracht, so daß der bewegte Körper seine Bahn nach der mittlern Proportion Aller nimmt. Rücksichtlich der Geschwindigkeit ist die Bewegung gleichförmig, d. i. sie legt in gleichen Zeiträumen gleiche Räume zurück. Die ungleichförmige ist beschleunigt, sie bekommt in jedem folgenden Zeittheile einen Zuwachs an Geschwindigkeit; sie ist vermindert, wenn ihre Geschwindigkeit in jedem folgenden Zeittheile abnimmt.

Bewegung (ästhetisch) ist einer der Gegenstände der schönen Künste, so wie der Ton, die Farben. Die Tanzkunst gründet sich größtentheils auf Bewegung, die Musik ahmet sie glücklich nach, und in den zeichnenden Künsten kömmt viel Schönes von der Vorstellung der Bewegung her. Das Eigenthümliche der Bewegung sind die verschiedenen Grade des Langsamen und Geschwinden, und darin allein liegen schon Gründe, wodurch die Bewegung der Schönheit fähig wird, weil dabei Mannigfaltigkeit und Abwechslung bei der Einförmigkeit Statt findet. Wir werden in dem Art. Takt bemerken, wie aus der bloßen Bewegung etwas entstehen kann, das mit dem taktmäßigen Gesang eine Aehnlichkeit hat. Wenn man in der Bewegung ein gewisses Zeitmaaß zur Einheit annimmt, so sind die Grade der Geschwindigkeit wie Glieder eines Ganzen anzusehen; die Zeit, in welcher die Bewegung geschieht, und der Raum, durch welchen sie geschieht, können als das Ganze angesehen werden, welches aus sehr mannigfaltigen, mit einander verbundenen Theilen besteht, und also der Schönheit fähig ist. Alle Handlungen der Seele führen den Begriff der Bewegung mit sich; nicht nur die, welche wir Gemüthsbewegungen nennen, sondern auch Handlungen ohne Leidenschaft. Daher kann die Bewegung zum Zeichen oder Ausdruck dessen gebraucht werden, was in der Seele vorgeht. Hierin liegt der Grund eines großen Theils der Kunst, die Leidenschaften und andere Gemüthsfassungen durch den Takt in der Musik und in dem Tanz auszudrücken. Es ist aber hiebei zu bemerken, daß die Bewegung allemal den Begriff der Figur mit sich führe. Denn, da sie nothwendig nach gewissen Linien geschieht, so kann eine sehr veränderte Bewegung den Begriff einer mannigfaltigen Figur erwecken. Eben so kann im Gegentheil die bloße Figur den Begriff der Bewegung erwecken, aus der sie entstanden ist, oder entstehen kann. Aus diesem läßt sich begreifen, wie in der Bewegung gar mannigfaltige Schönheiten liegen können, wie der Begriff derselben in uns erweckt werde, wie folglich durch das Anschauen der Bewegung Lust und Unlust, Empfindungen und Leidenschaften können hervorgebracht werden. Die Theorie, welche das Schöne in der Bewegung überhaupt untersuchte, wäre die allgemeine Tanzkunst, wovon die besondere Kunst des Tanzens, und sogar ein Theil der Tonkunst, nur besondere Anwendungen wären. Die schöne Bewegung ist von der schönen Figur nur darin unterschieden, daß hier die Theile auf einmal neben einander sind, dort aber nach und nach auf einander folgen. Die schöne Bewegung ist eine sich beständig ändernde schöne Figur. — Damit wir die Schönheit der Bewegung deutlicher und richtiger erkennen, dürfen wir uns nur ein System verschiedener verbundener Körper vorstellen, deren jeder seine eigene Bewegung hat, sich mit eigener Geschwindigkeit nach eigenen Linien und Richtungen bewegt. Man wird begreifen, daß bei der Einheit eines solchen Systems eine sehr große Mannigfaltigkeit möglich sey. Setzen wir nun noch hinzu, daß diese Körper an Größe und Figur so verschieden seyen, als an Bewegung, so bilden sich Begriffe von der höchsten Schönheit, die aus Bewegung und Figur zugleich entstehen. Hierin liegt der eigentliche Grund, der uns die Tanzkunst unter die schönen Künste zählen macht. Denn, da ist das Schöne der Figur und Bewegung vereiniget. Wir können ohne Untersuchung und Nachdenken uns von der großen Macht der mit Bewegung verbundenen Figur überzeu-

gen, wenn wir jemals den Reiz einer vollkommenen Tänzerin, und anderseits das Abscheuliche in gewissen krampfigten Bewegungen eines schon an sich mißgebornen Körpers empfunden haben. Es giebt Menschen, die von Natur aufgelegt sind, immer die angenehmsten, reizendsten Stellungen und Bewegungen aller Gliedmaßen zu treffen; Alles lenkt sich bei ihnen nach dem besten Geschmack. So müssen vollkommene Redner und vollkommene Schauspieler gebildet sein. Hingegen giebt es auch lebende Mißgeburten, die etwas so gar Widriges, Ekelhaftes oder Fürchterliches in der Verziehung der Gliedmaßen an sich haben, daß man sie nur Einmal sehen darf, um hernach auf immer, bei jedem erneuerten Andenken derselben, Furcht oder Ekel zu empfinden. Gewisse elende Menschen erwecken unser Mitleiden durch wenige Geberden weit lebhafter, als die beweglichste Rede thun würde. Dieses soll jeden Künstler auf das Angenehme und Widrige in der Bewegung aufmerksam machen, nicht bloß den Tänzer, dessen eigentliches Studium sie ist, sondern auch den Tonsetzer, den Maler und den Dichter; denn daher werden sie bisweilen die höchste Kraft ihrer Vorstellungen nehmen können. Raphael hat nicht nur den höchsten Reiz der Bewegung, sondern auch das Höchstwidrige derselben in der Natur entdeckt. Von dem letzten geben der Besessene in seiner Verklärung des Heilands, und der sterbende Ananias den deutlichsten Beweis.

Bewegung (musikalisch). Wenn man von der Bewegung eines Tonstücks spricht, so verstehet man den Grad der Geschwindigkeit, in welcher der Takt nach dem Karakter des Stücks gespielt wird. Jedes Tonstück hat, nach Beschaffenheit der Empfindung, die es ausdrückt, einen geschwindern, oder langsamern Gang, von dem man drei Hauptarten, den langsamen, den mäßigen und den geschwinden, unterscheidet. Jede Hauptart hat wieder ihre verschiedenen Grade; und der Tonsetzer zeigt den Grad der Bewegung allemal am Anfang des Stücks mit einem italienischen Wort z. B. Presto u. s. w. an. Hier ist überhaupt anzumerken, daß ein Tonsetzer zum richtigen Ausdruck der Musik nicht nur die Gattung der Leidenschaft oder Empfindung, die er vorstellen will, sondern deren besondere Schattirung, nach den Umständen, sich mit genauer Ueberlegung vorstellen müsse, ehe er die Bewegung seines Stücks bezeichnet. Dieselbe Leidenschaft spricht und wirkt, nach den Umständen, bald schneller, bald langsamer. Ueberhaupt schickt sich zu fröhlichen Leidenschaften die geschwindere, zu zärtlichen die langsamere Bewegung, zu mäßigen aber die gemäßigte. Aber die Heftigkeit einer Leidenschaft läßt oft unbestimmt, ob die Bewegung sehr langsam, oder sehr geschwind seyn soll. Der Zorn erfodert eine geschwinde, und der heftige Schmerz gar oft eine langsame Bewegung. Dergleichen Umstände müssen genau überlegt werden, damit im Ausdrucke nicht gegen die Natur angestoßen werde. Niemand, als der, welcher ein Stück selbst gesetzt hat, ist im Stande, den richtigsten Grad der Bewegung desselben anzugeben. Ein kleiner Grad darüber oder darunter kann der Wirkung des Stücks viel Schaden thun. So viel Wörter man auch hiezu ausgedacht hat, so sind sie dennoch nicht hinlänglich. Genau könnte die Bewegung durch wirkliche Festsetzung der Zeit, in welcher das ganze Stück gespielt werden soll, angezeigt werden. Wer sich ein Verdienst daraus macht, ein Stück von einem großen Meister vollkommen vorzutragen, der thut wohl, dasselbe in der Art der vorgeschriebenen Bewegung sehr oft, bald etwas geschwinder, bald etwas langsamer zu spielen, und jedesmal genau auf die Wirkung desselben zu achten, damit er hernach bei dem vortheilhaftesten Grad bleiben könne. Verschiedene sehr gute Anmerkungen hierüber giebt Quanz in seiner Anleitung zur Flöte im XVII. Abschnitte in der VII. Abtheilung. Bewegung bedeutet in der Musik auch noch die Fortrückung des Gesanges in den Stimmen, in Absicht auf das Steigen und Fallen. Ueber diese Be-

Digitized by Google

wegung geben die Tonlehrer verschiedene Regeln, wodurch man die fehlerhafte Fortschreitung durch Quinten und Octaven vermeiden kann. Diese Regeln findet man in dem Artikel Fortschreitung; hier aber werden die Arten der Bewegung erklärt. Die gerade Bewegung wird diejenige genannt, wo zwei Stimmen zugleich steigen oder fallen. Die Seitenbewegung, die, wo die eine Stimme auf derselbigen Höhe bleibt, die andre aber steigt oder fällt; die Gegenbewegung aber, wo die eine Stimme steigt, während die andere fällt.

Bewegung der Erde. Diese ist zweifach, die tägliche um ihre Axe, und die jährliche in ihrer Bahn um die Sonne. Die tägliche Bewegung der Erde, oder die Umwälzung derselben, geschieht von Abend gegen Morgen in einer Zeit von 24 Stunden. Sie bestimmt den Wechsel von Tag und Nacht. Tag nennen wir nämlich die Zeit, während welcher wir von irgend einem bestimmten Punkte der Erde aus die Sonne sehen können; und Nacht die Zeit, wo dieser nämliche Punkt sich auf der der Sonne nunmehr abgewendeten Seite der Erde befindet, und wir also die Sonne, die uns der Erdkörper verbirgt, nicht sehen können. Eben diese Umwälzung bringt auch den Schein hervor, als ob bei Tage die Sonne, bei Nacht alle Gestirne sich von Morgen nach Abend über unsere Häupter weg bewegten, während in der Wahrheit diese unbeweglich bleiben, wir aber durch die Umwälzung der Erde unsern Standpunkt zu ihnen in jedem Augenblick verändern. Es ist also ganz die nämliche Täuschung, als wenn wir uns in einem schnell segelnden Schiffe auf einem Flusse befinden, und wir nach dem Ufer blickend die festen Gegenstände, als Bäume und Häuser, an uns vorbeieilen zu sehen glauben, da doch nicht jene, sondern wir unsern Platz verändern. Diese Bewegung der Erde können wir durch das Gefühl deshalb nicht wahrnehmen, weil alle uns umgebende Gegenstände diese Bewegung theilen: eben so wie wir in der Kajüte eines segelnden Schiffes eingeschlossen das Fortrücken desselben nicht an den Gegenständen im Schiffe, sondern nur an den außerhalb desselben befindlichen bemerken können. Diese äußeren Gegenstände sind für die Erde die Gestirne, nur an ihnen sehen wir, daß die Erde sich um sich selbst bewegt. Man sollte wohl meinen, daß, da die Erde sich dreht, ein senkrecht in die Höhe geschleuderter Stein nicht auf den Punkt, von wo aus er geworfen, sondern etwas mehr gegen Abend hin wieder zur Erde kommen müßte, weil ja in der Zwischenzeit die Erde sich etwas gedreht habe: dies geschieht aber nicht, der Stein fällt genau auf den Punkt zurück, von wo er emporstieg, und zwar deshalb, weil er selbst, so wie die Luft, in die er sich erhebt, eben so wie der feste Boden von Abend gegen Morgen mit fortgerissen wird. Nach den genauesten Beobachtungen fällt eine Kugel von einer bedeutenden Höhe, etwa 2 — 300 F., z. B. von einem Thurme, nicht genau auf den Punkt, welchen ein herabgelassenes Senkblei angiebt, sondern etwas östlicher, und zwar deswegen, weil der Thurm, der verlängerte Radius der Erde, mit seiner Spitze einen größern Kreis beschreibt als mit seinem Fuße; diese Spitze sich also auch schneller bewegt, und der von da herabfallenden Kugel diese größere Geschwindigkeit mittheilt. Wir sehen etwas sehr Aehnliches an den Kunststücken, die einige Menschen mit Aepfeln, auf Pferden in vollem Galopp machen, sie schleudern sie in die Höhe, und können sie deshalb leicht wieder auffangen, weil die Hand, die sie warf, ihnen, auch selbst unwillkührlich, die rasche Bewegung des Pferdes nach vorwärts mitgetheilt hatte. Die jährliche Bewegung der Erde um die Sonne geschieht in 365 Tagen, 5 Stunden, 48′ Minuten, 48″ Secunden, und diese Zeit nennen wir ein Jahr. Man sehe den Art. Calender.

Beweis. Einen Satz beweisen heißt: seinen Zusammenhang mit andern wahren Sätzen darthun, oder: seine Wahrheit aus der Wahrheit an-

Digitized by Google

derer Sätze entwickeln. Dies geschieht in der Form eines Schlusses; die Formen der Schlüsse sind also auch die Formen der Beweise. In Hinsicht der Form der Beweise beziehen wir uns daher auf den Artikel: Schluß. Anlangend den Stoff der Beweise, so sind sie entweder Vernunftbeweise (argumentationes a priori), oder Erfahrungsbeweise (argumentationes a posteriori), je nachdem sie auf einem allgemein nothwendigen Vernunftsatze beruhen, oder aus der Erfahrung geschöpft sind. Man kann die Wahrheit einer Behauptung entweder geradezu aus Gründen entwickeln, oder indem man die Falschheit des kontradiktorischen Gegensatzes darthut. Ersteres heißt: die Behauptung direkt, Letzteres: sie indirekt beweisen. Z. B. direkt beweiset man, daß Dreiecke kongruent sind aus Gleichheit zweier Seiten und der davon eingeschlossenen Winkel, indem man zeigt, daß diese Dreiecke, gehörig in einander gelegt, dieselben Gränzen haben; indirekt beweist man dagegen den Satz: Wenn zwei gerade Linien von einer dritten geschnitten werden, und die innern auf einerlei Seite der schneidenden Linie liegenden Winkel zusammen zwei rechten Winkeln gleich sind: so sind diese geraden Linien parallel, indem man zeigt, daß aus ihrem Zusammentreffen ein Dreieck entstehen würde, worin zwei Winkel zusammen zwei rechte ausmachten, welches unmöglich ist. Mit Recht fodert man bei den sogenannten indirekten Beweisen kontradiktorische Gegensätze, wie schwarz und nicht schwarz, nicht konträre, wie schwarz und weiß; denn ist auch bewiesen, daß etwas nicht schwarz sey, so gilt doch noch keineswegs der Schluß, daß es weiß sey. Uebrigens verleiht der sogenannte direkte Beweis Einsicht in die Entstehung eines wahren Satzes, als Folge, aus einem oder mehrern andern wahren Sätzen, als seinen Gründen, und er wird deswegen auch ostensiv genannt; der indirekte Beweis giebt dagegen diese Einsicht nicht, sondern er zeigt nur die Unmöglichkeit des Gegentheils, und erzwingt so gleichsam die Ueberzeugung; daher nennt man ihn denn auch apagogisch, um dadurch anzudeuten, daß man durch ihn von der Behauptung des Gegentheils zur Annahme des Satzes zurückgeführt wird. Bei der Beweisführung sind folgende in dem Wesen des Beweises begründete Gesetze zu beobachten: 1) die Wahrheit des sogenannten major oder Obersatzes muß entweder für sich einleuchtend, oder als richtig dargethan seyn; sonst begeht man beim Beweisen einen Fehler, den man petitio principii oder vitium subreptionis nennt. 2) Der beweisende Satz muß von dem zu beweisenden Satze verschieden seyn; im entgegengesetzten Falle begeht man einen Fehler, den man Zirkel im Beweisen nennt. 3) Man muß darauf Rücksicht nehmen, daß man genau Das aus einem Satze erkenne, was darin liegt; sonst macht man einen Sprung: «qui nimium probat, nihil probat»; oder eine sogenannte mutatio elenchi, d. h. man verändert den Gegenstand des Beweises. Die Beweise, von welchen bisher die Rede war, werden überzeugende Beweise genannt, im Gegensatze der sogenannten beleuchtenden und bewegenden Beweise. Beleuchtende Beweise (argumenta illustrantia) nennt man solche, welche die vermittelst überzeugender Beweise schon dargestellte Wahrheit noch einleuchtender machen; bewegende Beweise solche, die vorzüglich geeignet sind, das Begehrungsvermögen in Thätigkeit zu setzen. Zu den beleuchtenden Beweisen gehören a) die Beweise durch Induktion, b) die Beweise durch Analogie, c) das Beispiel, d) die Aehnlichkeit, e) das Gegentheil, f) das Zeugniß. Durch Induktion beweist man, indem man zeigt, daß allen Dingen Einer Art ein Merkmal zukomme, weil es mehrern dieser Dinge zukommt. Z. B. Gold, Silber, Kupfer, Zink, u. s. w. sind schmelzbar; also sind die Metalle überhaupt schmelzbar. Diese

Induktionen sind unvollständig. Indessen giebt es auch vollständige Induktionen, worin man nämlich alle Theile der Gattung, von der man ein allgemeines Urtheil fällen will, aufzählt. Solche Induktionen liefern überzeugende Beweise, wie die Mathematik deren viele aufzuweisen hat. — Nach der Analogie beweiset man, wenn man einem Gegenstande ein Merkmal eines andern Gegenstandes beilegt, weil beide in ihren sonstigen Merkmalen mit einander übereinstimmen. Z. B. der Mond ist, wie die Erde, ein Planet; hat, wie sie, Berge und Thäler; ist auch mit einer Atmosphäre umgeben, u. s. w.; nun sind auf der Erde lebende Geschöpfe: also sind deren auch auf dem Monde. — Ein Beispiel ist ein einzelner Fall, den man zur Erläuterung einer Wahrheit anführt. — Die Aehnlichkeit ist die Uebereinstimmung zweier oder mehrerer Gegenstände in einem oder mehrern Merkmalen. Das Gegentheil eines Gegenstandes ist ein solcher, welcher den erstern aufhebt. Endlich ist das Zeugniß eine fremde uns mitgetheilte Erfahrung, oder die Aussage eines Andern von seiner Erfahrung. — Die bewegenden Beweise bestehen in der Anregung des Wahrheit-, Schönheits- und sittlichen Gefühls, und sagen, wie auch die beleuchtenden Beweise, vorzüglich dem Redner zu (S. den Art. Beredsamkeit).

Bewußtseyn. Was Bewußtseyn eigentlich sey, läßt sich weiter nicht sagen; ich weiß bloß, es ist ein meinem Innern Selbst Zugehöriges, ein Etwas, das ich dem beilege und zuschreibe, was ich Seele nenne. Meine Seele würde nicht Seele seyn, wenn sie kein Bewußtseyn hätte. Ob ich aber gleich nicht sagen kann, was das Bewußtseyn ist, so unterscheide ich doch in mir verschiedene Arten des Bewußtseyns. Ich bin mir meiner selbst bewußt, als eines Subjekts, als eines Etwas, von dem ich Mancherlei aussagen kann, dem mancherlei Merkmale zukommen; dieses Selbstbewußtseyn nennt man das reine Selbstbewußtseyn, und ich nenne mich, in sofern ich dies Bewußtseyn von mir habe, Ich. Was auch für Veränderungen immer mit meinen innern und äußern Zuständen vorgehen, oder vorgegangen seyn mögen, so ist doch dieses reine Selbstbewußtseyn, dieses Ich immer unverändert geblieben. Denken wir ein wenig über diesen Satz nach, so werden wir finden, daß nur dadurch, daß dies Bewußtseyn Ich unwandelbar und unverändert ein und dasselbe bleibt, Erfahrung für uns möglich ist; nur dadurch, daß dies Bewußtseyn dazu dient, alles Wechselnde daran als an Etwas Beharrliches zu knüpfen, wird es möglich, Erfahrungen von sich selbst, ja Erfahrung überhaupt zu haben. Dieses Selbstbewußtseyn Ich ist einfach und kann durchaus nicht weiter aufgelöst werden; es wird von den Philosophen der neuern Zeit das reine Selbstbewußtseyn genannt, um es von dem empirischen Selbstbewußtseyn, welches unsere Zustände betrifft, gehörig zu unterscheiden. Es giebt aber außer diesem reinen Selbstbewußtseyn Ich noch mehrere andere Arten des Bewußtseyns. Auch von ihnen gilt, was oben beim reinen Selbstbewußtseyn erinnert worden, daß sie nämlich nicht weiter zergliedert und auseinander gesetzt werden können; man kann nur dadurch Verständlichkeit bewirken, daß man die einander entsprechenden obgleich verschiedenen Arten des Bewußtseyns gegenüber stellt. Erstens giebt es in Rücksicht des Vorstellens ein dreifaches Bewußtseyn; das Bewußtseyn meiner selbst als Vorstellenden, das Bewußtseyn des Vorgestellten (des Gegenstandes), und das Bewußtseyn der Vorstellung. Ich stelle mir jetzt das Pantheon in Rom vor, so bin ich mir meiner bewußt als Vorstellendes, als dasjenige Ding, was die Vorstellung hat, man nennt dies das Subjekt der Vorstellung; ferner unterscheide ich im Bewußtseyn die Vorstellung des Pantheons, als ein in mir Befindliches, mir Zugehöriges, aber auf etwas von mir als Vorstellendem verschiedenes Bezogenes, und endlich unterscheide ich das, worauf ich die Vorstellung be-

ziehe, das Pantheon selbst, dies nenne ich das Objekt der Vorstellung. Dem Menschen, in sofern er das Vermögen hat, sich im Bewußtseyn von seinen Vorstellungen und den vorgestellten Gegenständen zu unterscheiden, kömmt Persönlichkeit zu. Man nennt diese Persönlichkeit logische Persönlichkeit, um sie von andern zu unterscheiden. Sie heißt logisch, weil sie sich auf Erkenntniß bezieht. Zweitens unterscheide ich mich in meinem Bewußtseyn von meinen Zuständen. Ich bin mir bewußt, daß ich jetzt nachdenkend bin, um meinen Lesern so deutlich als möglich zu werden, daß ich vor einer Stunde fröhlich war, weil ich angenehme Nachrichten erhielt u. s. w. Trotz des Wechsels des Bewußtseyns meiner Zustände, die auf einander folgend dargestellt werden, bleibt doch das Bewußtseyn Ich, als desjenigen, an dem diese Zustände sich finden, immer ein und dasselbe. Darum nenne ich mich Person, in sofern ich mich als den betrachte, dem diese Zustände zukommen. Man könnte diese Persönlichkeit ästhetische Persönlichkeit nennen. Drittens wird sich der Mensch bewußt: Er soll. Dieses Bewußtseyn des Sollens wird dann am klarsten, wenn es sich den Neigungen entgegen stellt. Sollen setzt Freiheit des Willens voraus; denn wo diese nicht Statt findet, kann nur von Müssen die Rede seyn. Dem Menschen nun, in sofern er sich seiner selbst als freies Wesen bewußt ist, kömmt Persönlichkeit und zwar moralische Persönlichkeit zu. Alle Dinge, welchen wir diese Freiheit der Willkühr absprechen, nennen wir Sachen, sie mögen übrigens lebend oder nicht lebend seyn. Das Bewußtseyn hat verschiedene Grade, es kann steigen und fallen. Bei Ohnmachten, beim Einschlafen nimmt das Bewußtseyn unserer Selbst, unserer Vorstellungen, unseres Zustandes immer mehr und mehr ab, und hört am Ende ganz auf, oder, was wahrscheinlicher ist, wird so gering, daß wir dasselbe nicht mehr zurückrufen können; wenn wir aus einer Ohnmacht oder aus dem Schlafe erwachen, so nimmt das Bewußtseyn nach und nach wiederum zu. Wir unterscheiden nun dreierlei Arten der Grade des Bewußtseyns; ein dunkles, klares und deutliches. Das Bewußtseyn heißt dunkel, wenn es so schwach ist, daß man desselben nicht unmittelbar sondern bloß mittelbar inne wird; klar, wenn man dasselbe unmittelbar inne wird; deutlich, wenn das klare Bewußtseyn sich nicht bloß auf das Ganze, sondern auch auf die Theile erstreckt. Da das reine Selbstbewußtseyn Ich einfach ist, so kann es wohl klar, aber nicht deutlich werden.

Beyer (Georg), geb. zu Leipzig den 10. September 1655, studirte in seiner Vaterstadt und zu Frankfurt a. d. O., und wurde 1706 Professor der Rechte zu Wittenberg, wo er am 15. August 1714 starb. Er trennte zuerst das deutsche Recht vom römischen, und verfaßte ein eigenes Lehrbuch, welches Michael Heinrich Griebner unter dem Titel: Specimen juris Germanici. Halae, 1718. 4. nach seinem Tode herausgab. Außer mehrern Abhandlungen und Compendien über das römische Lehns-, Natur- und Criminalrecht, gab er eine juristische Bibliographie unter dem Titel: Schediasma de utili ac necessaria autorum juridicorum notitia. 1698 heraus.

Beyer (Joh. Aug. v.), 1732 zu Halberstadt geboren, studirte in Halle, ward 1766 von Friedrich II. zum geheimen Ober-Finanzrath erwählt, 1786 von Friedrich Wilhelm II. in den Adelstand erhoben, und starb 1814 zu Berlin als erster Direktor der Gesetzkommission. Er lieferte: kleine Lieder, Berlin, 1756; und vermischte Poesien, Leipzig, 1756.

Bezoarziege, auch wilde Ziege genannt, weil sie sich gar nicht zähmen läßt. Sie ist auf den Gebirgen Caukasus und Taunus so wie in Persien und Indien zu Haus. Nur durch ein rothbraunes Fell mit schwarzen Rückenstreifen unterscheidet sie sich von unserer gewöhnlichen Ziege, und in ihrem Magen findet sich häufig eine steinharte Materie, die unter dem Namen Bezoar

von den Morgenländern aus Vorurtheil hochgeschätzt wird. Ein dem Bezoar ähnlicher Stein bildet sich aus unverdauten Pflanzenfasern und Haaren, welche durch das Ablecken des Felles dahin kommen, im Magen mehrerer Thiere. Ehemals wurden dieser Materie irrig große Heilkräfte zugeschrieben.

Bianchini (Franz), im Jahr 1662 aus einer berühmten Familie zu Verona entsprossen, zeichnete sich von früher Jugend an durch die Errichtung der Akademie der Aletofili d. h. Wahrheitsfreunde aus, welche vorzüglich der Erweiterung des Gebiets der Mathematik und Physik Zeit und Kräfte widmete. Der Cardinal Ottoboni, nachheriger Papst Alexander VIII., ernannte ihn zu seinem Bibliothekar. Clemens XI., der Bianchini's Verdienste zu schätzen wußte, ernannte denselben zum Sekretair der Conferenzen, welche in Bezug auf Verbesserung des Calenders gehalten wurden. Innozens XIII. und Benedikt XIII. gaben ihm öffentliche Beweise ihrer Achtung. Im Jahr 1705 nahm ihn der Senat unter den römischen Adel auf, eine Ehrenbezeugung, die er allen Mitgliedern seiner Familie und deren Nachkommen gewährte. Dieser Gelehrte starb im Jahr 1729, als Mitglied mehrerer Akademien, wie auch jener der Wissenschaften zu Paris. Acht Jahre lang beschäftigten ihn Beobachtungen, um Mittel und Wege ausfindig zu machen, einen Meridian für Italien zu ziehen. Seine vorzüglichsten Werke sind, 1) Palazzo di Cesari, Verona 1738 d. h. Pallast der Cäsaren. 2) Inscrizioni sepolcrali della Casa di Augusto, Roma 1727, d. h. Grab-Inschriften der Familie des Augustus. Diese beiden Werke zeugen von den tiefen Kenntnissen, welche der Verfasser im Fache der Alterthumskunde besaß. 3) Thalassocratia. In dieser sonderbaren Schrift behauptet der Verfasser, es habe nie eine Helena gegeben; um die Schifffahrt auf dem ägeischen und schwarzen Meere zu erhalten, hätten die Griechen den Trojanern den Krieg erklärt; die Stadt Troja sey nie erobert, noch eingeäschert worden, sondern ein Handelsvertrag habe die Erhaltung derselben gesichert, die Ilade des Homeros sey nur eine einfache allegorische Dichtung im orientalischen Geschmacke. 4) Observations sur la planète de Vénus, d. h. Bemerkungen über den Planeten Venus. In dieser Schrift giebt der Verfasser eine Methode an die Hand, um die Parallaxe dieses Planeten zu finden. Bianchini hatte, wie gesagt, die Absicht, für Italien einen, dem französischen ähnlichen, Meridian zu ziehen.

Bias, einer der sogenannten sieben Weisen Griechenlands, ein Zeitgenosse des Thales, aus Priene in Jonien gegen d. J. 570 v. Chr. gebürtig. Er widmete sich vorzüglich der Moral und Politik, worin man damals seine ganze Weisheit setzte. Seine erworbenen Kenntnisse benutzte er einzig zum Besten seiner Freunde, ihre Streitigkeiten als Schiedrichter schlichtend, oder vor Gericht ihre Sache verfechtend. Als Cyrus Lydien erobert hatte, gab er den deswegen besorgten Joniern den Rath, sich nach Sardinien und den benachbarten Inseln zu begeben, wofern sie der Sklaverei entgehen und frei leben wollten. Dieser Rath aber ward verachtet, und die Jonier mußten durch ihre Sklaverei dafür hart büßen. Seine Mitbürger zu Priene entschlossen sich indessen mit ihrer besten Habe seinem Rath zu folgen, und als bei dieser Gelegenheit Jemand sich wunderte, daß Bias zur Abreise keine Anstalten traf, erwiederte ihm der edle Mann, der in seine Glücksgüter keinen sonderlichen Werth setzte, ganz kaltblütig. „Ich habe Alles bei mir.“ Einst befand er sich mit gottlosen Menschen während eines Sturmes auf dem Meere; als einer dieser Menschen zu den Göttern schrie, sagte Bias: „Schweigt doch, damit die Götter nicht hören, daß Ihr hier seyd!“ Bias verließ sein Vaterland nicht, und als er einst als Greis einen seiner Freunde vor dem Gerichte vertheidigte, und nach seiner Gewohnheit mit allzugroßer Heftigkeit und Begeisterung geredet hatte, sank er nach Beendigung der Rede in

die Arme seines Enkels; doch erlebte er noch die frohe Nachricht, seine Rede habe gesiegt, und sein Freund sey losgesprochen, worauf er freudig seinen Geist aufgab. Bias nahm die Achtung und Liebe seiner Landsleute im vollesten Maaße mit sich zu Grabe.

Bibel (Biblos, Baumrinde). So hieß in den ältesten Zeiten jedes Buch; aber schon in den ersten Zeiten des Christenthums nannte man vorzugsweise die heiligen Schriften des alten und neuen Bundes, das Buch der Bücher, die Bibel. Sie ist der unversiegbare Born, aus dem so viele Millionen Trost, Beruhigung und Seligkeit geschöpft haben, und noch schöpfen. Ein Buch, worin die ewige Weisheit sich zu den menschlichen Begriffen herabläßt, doch nicht so, daß sie alle Geheimnisse dem menschlichen Verstande darlegte. Keine Zunge kann das Lob dieser heiligen Schriften würdig feiern, wir können nur bewundern die Größe und Tiefe des Worts der ewigen Weisheit. — Den Namen Testament haben diese heil. Schriften, weil sie gleichsam ein Erbtheil von der göttlichen Liebe für alle Menschen sind. Das alte Testament ist voll von Verheißungen, welche im neuen Testamente in Erfüllung gegangen sind. Was übrigens die Streitfragen über einzelne Theile der Bibel betrifft, lassen wir unerörtert, und verweisen sie in die Schulen der Theologen. — Das alte Testament war ursprünglich in hebräischer, so wie das neue in griechischer Sprache abgefaßt. Daß aber dieser himmlische Schatz nicht in zwei Sprachen eingeschlossen bleiben durfte und konnte, ist leicht zu begreifen. Sobald sich die Cultur der Menschen und die Begriffe von einem übersinnlichen Wesen veredelten, forschte man überall nach der göttlichen Weisheit. In wie viele Sprachen, seit 2000 Jahren, die Bibel übersetzt worden ist, würde Folianten erfodern, um diese Uebersetzungen und Ausgaben nur namhaft anzuführen. — Besondere Aufmerksamkeit verdient die sogenannte Vulgata, welche in der katholischen Kirche als authentische Quelle der heil. Schriften angesehen wird; ihr wurde die Uebersetzung des gelehrten Kirchenvaters Hieronymus († 420) zum Grunde gelegt. Durch rühmliches Bemühen vieler Päpste wurde diese Uebersetzung so berichtiget, daß das allgemeine Concilium zu Trident sie den Geistlichen als eine wahre Quelle des Wortes Gottes zu übergeben kein Bedenken getragen hat. Der vielfache Tadel, womit man die Vulgata überhäuft hat, verräth oft eben so viel Ungerechtigkeit als Unkunde. Eben so ungegründet, und wie aus der Luft gegriffen ist die Behauptung, daß es den Katholiken nicht erlaubt sey, den griechischen Urtext zu gebrauchen. — Einige der vorzüglichsten Uebersetzungen der Bibel, oder eine kurze Literatur derselben scheint hier nicht am unrechten Orte: Ptolemäus Philadelphus veranstaltete 285 v. Chr. eine Uebersetzung der Bibel, welche unter dem Namen der Septuaginta bekannt ist. Die Ausgaben derselben sind: ed Lamb. Bos. Franeq. 1709. 4. ed. Jo. Ernesti Grabii Oxon. 1707—1720. 4 Voll. 4. Handausgabe ed. Christian. Reineccius. Lips. 1730. 8. Von dem 3ten bis zum 6ten Jahrh. n. Chr., der Epoche des schriftlichen jüdischen Bibelfleißes, wurden auch chaldäische Uebersetzungen von dem hebräischen Bibeltext verfertiget, die man Targumim nennt. Das Targum über den Pentateuch soll Onkelos, das über die Propheten Jonathan, das über die Hagiographa Joseph den Blinden zu Verfassern haben. Außerdem hat man noch einen falschen Jonathan über den Pentateuch, ein Targum von Jerusalem über den Pentateuch, ein Targum über die fünf Megilloth (Ruth, Esther, Klagelieder, Prediger und hohes Lied), drei verschiedene Targummim vom Buch Esther und ein besonderes über die Kronik. Man findet sie alle am besten in Bibl. Polyglot. Briani Waltoni. Lond. 1657. 6 Voll. fol. bis auf

Digitized by Google

die Paraph. chaldaica hebr. Chronicorum; ed. Matth. Fr Beck Aug. Vindel. 1680. 83. 2 Voll. 4. besser ed. Dav. Wilkins Amst. 1715. 4. In der Mitte des 5ten Jahrhunderts besaßen schon die Griechen eine in Lectionen, Capitel und Verse abgetheilte Ausgabe des N. T. Wer die Evangelien abgetheilt hat, ist unbekannt; aber in die Apostelgeschichte, die paulinischen und katholischen Briefe trug Euthalius (vor 460) eine solche Abtheilung ein, und begleitete diese Ausgabe mit dem Inhalt der Capitel, mit Parallelstellen des A. T. und kurzen Einleitungen. Man besitzt vom A. und N. T. mehrere Uebersetzungen in arabischer Sprache. Vom A. T. sind mehrere aus dem hebräischen Original, andere aus andern Uebersetzungen verfertiget. Unter den erstern scheinen nur zwei von Wichtigkeit zu seyn, die des Juden R. Saadias Gaon und die des Samaritaners Abu Said vom Pentateuch. Die Uebersetzungen aus syrischen, griechischen, koptischen Uebersetzungen und aus dem Lateinischen der Vulgata sind, bis auf die letztern, die ihres ausgebreiteten Gebrauchs wegen merkwürdig sind, der Specialliteratur der biblischen Kritik zu überlassen. Vers. Arab. V. et N. T. in Polygl. Lond. Waltoni ist zusammengesetzt aus Original- und Afterversionen. — Biblia Arabica (A. u. N. T. aus der Vulgata zum Gebrauch morgenl. Christen ed. Serg. Risius). Romae 1671. fol. Bibl. Arab. Bucarestii 1700. fol. Eine andere Privatunternehmung: B. Arab. ed. Raphael Tuki. Romae 1752. 2 Voll. fol. ist nur zur Hälfte geendigt worden. Vom N. T. besitzt man arabische Uebersetzungen, die theils aus dem griechischen Originaltext, theils aus Uebersetzungen, der syrischen, koptischen und lateinischen, verfertigt, und zum Theil unter einander sehr gemischt worden sind. Außer dem Text in der Polyglotte, der aus dem Griechischen geflossen ist, giebt es noch einige merkwürdige besondere Ausgaben: Quatuor Evangelia. Romae 1591. (mit einem neuen Titelblatt 1619) fol. Ist in der Londner Polyglotte wiederholt. Nov. Test. ed. Th. Erpenius. Lug. Bat. 1616. 4. Aus dem Griechischen übersetzt, aber aus dem Syrischen oder Koptischen interpolirt. Für morgenl. Christen nach der Vulgata: die arabische Bibel, Rom 1671. Bukarest 1700. Nov. Test. (ed. Sal. Negri). Lond. 1727. 4. u. s. w. Die gedruckte persische Uebersetzung der fünf Bücher Moses soll einen Juden aus Tus zum Verfasser haben, der sie zum Besten seiner Glaubensbrüder in Persien, man weiß nicht in welchem Jahrhundert, verfertigt haben soll. Die Evangelien sind in einer doppelten persischen Uebersetzung vorhanden: einer ältern, die eine Tochter der syrischen Peschito seyn soll, in der Waltonischen Polyglotte gedruckt; einer neuern, erst aus dem 14ten Jahrhundert, über deren Grundtext man noch streitet, ob es der griechische oder ein syrischer sey, die Wheloc herausgegeben hat. Polygl. Londin. Waltoni Voll. VI. vergl. C. A. Bode evangelium sec. Matth. Marc. Luc. et Jo. ex vers. Persici interpretis. Helmst. 1750. 1751. 4. — Evangelia pers. ed. Abrah. Wheloc (ad finem perduxit Pierson). Lond. 1657. fol. In den mittlern Jahrhunderten wurde der Bibelfleiß der Juden bis zum 11ten Jahrhundert im Orient, und darauf im Occident, in den sie sich von dort aus hin zerstreut hatten, recht eifrig fortgesetzt. Im 6ten Jahrhundert war endlich die Lesart des hebräischen Textes nach den Consonanten durch die Masora festgestellt, im Anfang des 11ten (um 1034) wurde er es auch in Ansehung der Lesezeichen oder der Punctation, indem sich die Vorsteher der beiden Hauptschulen der Juden, Ben Aser zu Tiberias und Ben Naphtali zu Babylon, über zweifelhafte Stellen der Punctation verglichen haben, als hätten sie die letzte Hand an das große Werk gelegt. Nach der Zerstreuung der Juden in das Abendland

lebten zwar noch in Spanien, Deutschland und Italien einzelne jüdische Gelehrte, die über einzelne Lesarten in Consonanten und Puncten kritisch forschten, wie Aben Esra zu Toledo (vor 1174 oder 1190), Maimonides aus Corduba (vor 1201 oder 1205), Salomo Jarchi aus Frankreich (vor 1180 oder 1211), und David Kimchi aus Spanien (vor 1240); doch verbreiteten sie sich nicht über das Ganze der Kritik. Im Anfange des 13ten Jahrhunderts nahm endlich wieder Meyer Halevi (Haramah) aus Toledo, eine größere kritische Arbeit vor, eine Revision des Pentateuchs, bei welcher die Masora seine Richtschnur war, um die bis dahin eingeschlichenen Abweichungen von ihr auszutilgen. Alle diese neuern Kritiker übertraf nach der Wiederherstellung der alten Literatur R. Menachem de Lonzano in einer kritischen Arbeit über den Pentateuch; und diesen wieder Salomo Norzi, sowohl in Rücksicht auf die Richtigkeit seiner Urtheile, als den Umfang seiner Arbeit, da sie sich über das ganze A. T. erstreckte. J. G. Eichhorn's Einleitung in das A. T. §. 129. 132. 136. b. 402. — R. Menachem de Lonzano, (von den Juden zu Constantinopel unterstützt, reiste er zur Vergleichung hebräischer Handschriften des Pentateuchs mit der Bombergischen Ausgabe von 1544 [in 4.] umher): das Resultat seiner Vergleichung enthält: Or Torah; mit den Schete Jadoth. Venet. 1618. 4. allein Amst. 1659. — Salomo Norzi in Bibl. hebr. Mantuae 1742—1744. 2 Voll. 4. — Die übrigen Arbeiten der Juden über ihre heilige Bücher bestehen theils in Uebersetzungen, theils in ausführlichen Commentaren. Seitdem viele Juden im arabischen Reiche lebten, und die arabische Sprache ihre Muttersprache geworden war, übersetzten sie, wo nicht das ganze A. T., doch einzelne Hauptheile desselben in das Arabische, wie Saadias aus Fium (vor 942) den Pentateuch, Jesaias, vielleicht auch Hiob und Hoseas, Saadias Ben Levi Asnekoth aus Marocco, der aber erst in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts lebte, die Genesis, die Psalmen, und den Propheten Daniel; und wahrscheinlich noch mehrere Andere. Saadias Pentat. in den Polyglotten; versio Jesaiae ed. H. E. G. Paulus. fasc. I. II. Jenae 1790. 1791. 8. vergl. J. G. Eichhorn's Einleitung in das A. T. Th. I. §. 276. — Saadias Ben Levi Asnekoth; noch ungedruckt: vergl. Eichhorn l. c. §. 285. — Andere Rabbinen schrieben ausführliche Commentare über das A. T.; und diese enthalten einzelne Goldkörner unter einem großen Haufen philologischen und exegetischen Kehrichts. Außer ihren häufigen Wort- und Sylbenspielen sind sie reich an geheimnißvollen Allegorien und groben Irrthümern gegen Geschichte und Geographie, und darneben bei der Kürze, der sie sich im Ausdruck befleißigen, nicht selten dunkel und räthselhaft in der Darstellung. Die bemerkenswerthesten möchten seyn: der Sprachgelehrte, aber dunkle Aben Esra (vor 1165); der dunkle, aber an Sprachkenntnissen arme Raschi (vor 1180), Joseph Kimchi (c. 1160), einer der gelehrtesten Juden, und sein Sohn David Kimchi (vor 1232); Levi Ben Gerson (vor 1370) und Isaak Abarbanel (vor 1508). — Maimonides suchte dem Inhalt seiner heiligen Nationalschriften durch philosophisch-theologisches Räsonnement zu Hülfe zu kommen. Aben Esra's Auslegungen (in denen er die arabische Sprache zu Hülfe nahm) erstrecken sich fast über das ganze A. T.; die Juden schrieben aber, wegen ihrer Dunkelheit, wieder neue Commentare über sie. Am vollständigsten gedruckt in Io. Buxtorfii bibl. hebr. et chal. Basil. 1650. fol. — Raschi (bei Juden), Jearchi (bei Christen), oder R. Salomo ben Isaak aus Troyes in Frankreich, wo er auch nach vielen Reisen i. J. 1180 starb). Vorzugsweise nur der Ausleger des Gesetzes genannt; aber wegen

seiner Dunkelheiten wieder von vielen Juden durch besondere Commentare erläutert. Einzelne Stücke: Pentat. Reggio 1475. fol. mit dem Text: Bonon. 1482. fol. vollständig in Bibl. rabb. Io. Buxtorfii; lat. cum annot, I. F. Breithaupti. Gothae 1713. 1714. 3 Voll. 4. — Joseph Kimchi, (ein Spanier, Vater von zwei andern berühmten Rabbinen, David und Moses Kimchi, blühte um 1160): wie es scheint, gelehrter als seine beiden Söhne; denn seine Commentare sind nicht gedruckt und nur aus den Anführungen seiner Söhne bekannt. — David Kimchi, buchstäbliche Commentare über Propheten, Psalmen u. s. w.; zusammengedruckt in Io. Buxtorfii bibl. rabb. und vorher einzeln. — Levi Ben Gerson (aus Banioles in Provence, gest. 1370): Erläuterung des Aben Esra über den Pentateuch und Commentare über die meisten Bücher des A. T.: erst einzeln, darauf zusammengedruckt in bibl. rabb. Buxtorfii. Bas. 1618. 1619. fol. — Isaak Abarbanel, (aus Lissabon, geb. 1437 gest. 1508; ein vielseitiger Gelehrter): Commentare: in Pentat. Venet. 1579. fol. Hannov. 1710. Amstel. 1768. fol. in proph. prior. s. l. et a. fol. Pesar. $15^{11}/_{12}$. fol. in Proph. maj. et min. Pesar. 1520. Amst. 1641. fol. in Daniel s. l. et a. 1551. 4. u. s. w. — Maimonides (oder Mose ben Maimon, zusammengezogen Rambam, aus Corduba, geb. 1139 gest. in Aegypten 1205; Leibarzt des Sultans Saladin; mehrerer Sprachen kundig; in Mathematik, Logik und Methaphysik sehr bewandert, einer der ersten, wo nicht der erste Gelehrte unter den Juden, nur der treue Lehrer, der große Adler, der Ruhm des Morgenlandes und das Licht des Abendlandes benannt: er lehrte lange zu Alexandrien, wohin er sich begeben hatte, um sich von seinen neidischen Glaubensgenossen zu entfernen, und lebte zuletzt zu Kahira: vergl. Salom. Maimon's Lebensgeschichte. Berlin 1793. 2 Th. 8.). Director oder Doctor perplexorum (eine Anleitung zur Auslegung der figürlichen Stellen des A. T., bei denen die buchstäbliche Auslegung nicht zureicht): arabisch geschrieben; nach der hebräischen Uebersetzung gedruckt: s. l. et a. (vor 1480) fol. Venet. 1551 u. s. w. lat. per Io. Buxtorf. fil. Basil. 1629. 4. Die Samaritaner haben, wie die Juden, eine kleine biblische Literatur. So wie jene das ganze A. T. in ihre Umgangssprache übersetzten, seitdem der hebräische Dialect für sie eine todte Sprache war, eben so übersetzten die Samaritaner den Pentateuch, den sie allein als kanonisch annehmen, in die Dialecte, welche sie im Fortgang der Zeit wechselten. In den samaritanischen Dialect übersetzten sie den Pentateuch, man weiß nicht, wie frühe? aber doch nach Onkelos, dessen chaldäische Uebersetzung bei der samaritanischen stark gebraucht ist, und vor der Herrschaft der Araber, welche ihnen die arabische Sprache zur Umgangssprache aufdrangen. Seit dieser Zeit fühlten die Samaritaner das Bedürfniß einer arabischen Version, und behalfen sich eine Zeitlang mit dem arabischen Pentateuch des Juden Saadias, bis endlich der Samaritaner Abu Said, um die Arbeit eines Ketzers aus den Händen seiner Glaubensbrüder zu entfernen, sich zu einer eigenen arabischen entschloß, die er 1070 geendigt hat. Die samaritanische Uebersetzung ist ganz gedruckt in den Polyglotten; die arabische ist nur nach einzelnen Proben bekannt, am genauesten durch Silvestre de Sacy und Guil. van Vloten specimen philologicum, continens descriptionem Codicis Mti bibl. Lugd. Bat. partemque inde excerptam versionis Samaritano-Arabicae Pentateuchi. Lugd. Bat. 1803. 4. — Die Aethiopier sind erst am Ende des 4ten Jahrhunderts zum Christenthum übergetreten: die Bibelübersetzung in ihrer Sprache, die eine Folge davon war, kann daher erst nach dem 4ten Jahrhundert verfertigt seyn, wenn man gleich nicht bestimmen kann, in wel-

chem? Sie ist im A. T. aus der Septuaginta, und im N. unmittelbar aus dem Griechischen gemacht, beidesmal nach dem alexandrinischen Texte. Vom A. T. sind nur einzelne Stücke gedruckt: Liber Ruth aeth. et lat. Lugd. Bat. 1660. — Prophetia Joelis c. Th. Petraei. L. B. 1661. 4. — Prophetia Ionae c. Th. Petraei. L. B. 1660. 4. nebst den vier ersten Capiteln der Genesis; diese und Jonas nachgedruckt: c. Bened. Andr. Staudacher. Francof. 1706. 4. Die vier Cap. der Genesis allein c. Georg. Christ. Bürklin. Francof. 1696. 4. — Prophetia Sophoniae c. Nisselii. 1660. 4. — Vaticinium Malachiae cum Esaiae LVI. 1—7. per Th. Petraeum. L. B. 1661. 4. — Psalterium, acc. Canticum Canticorum (ed. Io. Potkenius) Rom. 1513 und in Polygl. Londin. ed. 2. Potkenii. Coloniae 1518. 4. Cantic. Cantic. (ex ed. Potkenii) repet. L. B. 1656. 4. — Psalterium aeth. et lat. (ed. Job. Ludolfus cum vers. I. H. Michaelis). Francof. 1701. 4. (Angehängt sind: canticum Mosis I. II. III., cantic. Hannae, oratio Hiskiae et Manassis, oratio Jonae, Mariae, trium puerorum, Habacuci, Esaiae, hymni Mariae, Zachariae et Simeonis et Cantic. Canticor. aethiopice). — Das N. T. ist ganz gedruckt: Novum Test. aeth. Romae 1548. 1549. 4. und in Polygl. Lond. aeth. et lat.; eine bessere latein. Uebers. N. T. ex vers. aeth. ed. Chr. Aug. Bode. Brunsv. 1752. 1755. 4. Einzelne Stücke des N. T. einzeln: epp. Iacobi, Ioannis et Iudae aeth. et ar. edd. I. G. Nisselius et Theod. Petraeus. 1654. 4. Evangsec. Matthaeum aeth. ed. C. A. Bode. Halae 1749. 4. — Noch ist das Buch Enoch, dessen die Kirchenväter erwähnen, aethiopisch vorhanden, von dem nur einige Blätter bisher in einer lateinischen Uebersetzung erschienen sind: Notice du livre d'Enoch par Silv. de Sacy in Millin Magazin encyclopédique. 1800. — Die Gothen, ein deutscher Stamm, der einen deutschen Dialect redete, und ein Zweig derselben, der in Mösien wohnte, und von seinem Wohnsitz Möso-Gothen genannt wurde, hoben sich frühe durch den Einfluß des griechischen Reichs in ihrer Nachbarschaft und das angenommene Christenthum in der Cultur. Ihr Bischof Ulphilas, ein Kappadocier, führte (um 360) die Buchstabenschrift der Griechen, und dadurch die Schreibkunst unter den Möso-Gothen ein, und übersetzte das N. T. ins Möso-Gothische, wovon sich noch die vier Evangelien und ein Stück aus dem Brief an die Römer erhalten haben: das älteste Denkmal eines deutschen Dialects! Ulphilas (aus Kappadocien, als Bischof der Gothen anwesend bei der Synode zu Constantinopel i. J. 359; i. J. 375 Gesandter der Gothen an den Kaiser Valens, um ihnen einen Wohnsitz in Thracien zu erbitten): quatuor evangeliorum versiones perantiquae duae, Gothica et Anglosaxonica, opera Franc. Junii. Dortrechti 1665. 4. cum interp. lat. et annot. Fr. Benzelii et obs. suis et gramm. goth. ed. Ed. Lye. Oxon. 1750. 4. Versio nonnull. capp. ep. Paull. ad Rom. ed. Fr. Aut. Knittel. Brunov. 1763. 4. Jo. ab Ihre scripta vers. Ulphilanam et ling. Moeso-Gothicam illustrantia (1752—1754) coll. et ed. A. F. Busching. Berol. 1773. 4. coll. Jo. ab Ihre glossarium Sueco-gothicum. Upsal. 1769. 2 Voll. fol. — Ottfried verfertigte unter Ludwig dem Deutschen eine poetische Uebersetzung, oder vielmehr Umschreibung der vier Evangelien, in einem altfränkisch-deutschen Dialecte, herausgegeben von Matthias Flacius, Basel 1571, und in Schilters Thes. antiq. teutonicarum T. I. — Unter dem Papste Leo X. unternahm Augustin Giustiniani eine Ausgabe des Psalteriums in vier Sprachen, welche zu Genua 1516 erschien. Tira-

Digitized by Google

boschi hält dies Buch für den ersten Versuch einer europäischen Polyglotte, obgleich diese Ehre unstreitig der großen Complutensischen Bibel des Cardinals Ximenes gebührt, deren erster Theil schon im Jahr 1514 erschienen und Leo dem X. zugeeignet ist. Als der Papst erfuhr, daß Santes Pagninus, ein gelehrter Geistlicher in Rom, eine Uebersetzung der Bibel aus dem Hebräischen angefangen habe, schickte er zu ihm, und ließ sich diesen Versuch zur Durchsicht ausbitten. Er freuete sich darüber so sehr, daß er auf der Stelle Befehl gab, die ganze Handschrift auf seine Kosten abschreiben, und alles Nöthige zu ihrem Drucke anschaffen zu lassen. Das geschah auch mit einem Theile derselben, allein der Tod des Papstes unterbrach die Vollendung des Werkes, und es erschien erst unter der Regierung Clemens VII. Endlich erschien im 16ten Jahrhundert in einer reinen und kraftvollen deutschen Sprache die Bibel, übersetzt von Luther. Seit dieser Zeit haben sich die Uebersetzungen der Bibel, besonders in der deutschen Sprache, unendlich vervielfacht. Was hat aber auch in dieser Hinsicht das gelehrte Institut de propaganda fide in Rom, seit 1622 bis auf den heutigen Tag geleistet, wo Uebersetzungen in allen bekannten Sprachen verfertigt werden!

Bibelgesellschaft. Ein wallischer Prediger, welcher am 7. März 1804 nach London kam, und einigen christlichen Menschenfreunden den großen Mangel der wälischen Bibel, besonders in den zahlreichen Sonntagsschulen, schilderte, gab den ersten Anlaß zur Errichtung einer brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft. Bibelgesellschaft sollte sie seyn, nur ein Buch sollte sie zu verbreiten sich bemühen, die Bibel, dies beste und trefflichste aller Bücher, das für alle Zeiten und Menschengeschlechter bestimmt ist, und zwar in allen Sprachen und Gegenden der Welt, so weit ihre Mittel und Kräfte zureichen würden. Brittisch sollte diese Bibelgesellschaft seyn: denn die Armen Großbrittaniens sollten, wie billig, die ersten und nächsten Gegenstände ihrer wohlthätigen Wirksamkeit seyn. Ausländisch sollte sie seyn, denn auch ins Ausland sollte sie die Arme ihrer Wohlthätigkeit ausstrecken, und als eines der Werkzeuge der göttlichen Vorsehung das Ihrige mitwirken, daß zuletzt die ganze Erde mit der Erkenntniß des Herrn erfüllt werden möge. Im J. 1804 war die erste allgemeine Versammlung in London, welcher der einfach-schöne Plan vorgelegt, und von der er einmüthig angenommen wurde. Der verehrungswürdige Lord Teignmouth, ehemaliger General-Gouverneur in Ostindien, wurde bald darauf zu ihrem Präsidenten gewählt, und mehrere Bischöfe, Lords und Parlamentsglieder nahmen die Stelle der Vicepräsidenten an. Anfangs war nur eine Gesellschaft in London. Bald aber bildeten sich in allen Theilen Großbrittaniens ähnliche Anstalten, die sich alle an die erstere als Muttergesellschaft anschlossen, sie mit Geldbeiträgen unterstützten, und von ihr mit Bibeln versorgt wurden. Aber nicht nur in Großbrittanien, sondern auch in Deutschland, der Schweiz, Holland, Preußen, Rußland, Schweden, Dänemark, ja selbst in Ost- und Westindien, in Afrika und Amerika haben sich bis 1819 über 500 ähnliche Bibelsocietäten gebildet, welche in Verbindung mit den englischen stehen, und von ihr in sehr vielen Fällen, mit mehr oder minder ansehnlichen Beiträgen, sind unterstützt worden. Unter diesen haben sich die russische im Norden, und die kalkuttische im Osten, durch ihre Thätigkeit besonders ausgezeichnet. Die in Kalkutta gestiftete Bibelgesellschaft hat den schönen Zweck, die zum Christenthum bekehrten Ostindier, deren Zahl sich auf 900.000 beläuft, mit Ausgaben der Schrift in ihren verschiedenen Muttersprachen zu versehen. Was die brittische und ausländische Bibelgesellschaft selbst betrifft, so hat diese den Druck der Bibel ganz oder theilweise in 66 Sprachen, zum Theil mit Stereotypen, unternommen.

Biber. Dieser ist ein in jeder Rücksicht höchst merkwürdiges Thier, mit verhältnißmäßig kleinem ratzenähnlichem Kopfe, kleinen Augen, runden und scharfen Ohren, mit kurzer und dicker Schnauze, der etwa 3 Fuß in der Länge hält, und oftmals gegen 60 Pfund wiegt; ihm dienen seine großen starken Schneidezähne als Hauptwerkzeuge sowohl zur Nahrung, als zu seinem künstlichen Bau; er schält die Bäume zu seinem Futter damit ab, er fället damit Stämme von mehreren Fuß im Durchmesser. Seine fünfzehigen Vorderpfoten sind ihm die geschickteste Hand, und die hintern breitern, mit Schwimmhäuten versehen, führen ihn, wie die besten Ruder, über die Gewässer, während der abgeflachte starke mit Schuppen bedeckte Schwanz seine Fahrt dem Steuer gleich lenkt. Mit diesen einfachen Werkzeugen bringt sein Instinkt allerdings wunderbare Dinge zu Stande, sobald sich die Biber in Gesellschaften vereinigt finden; denn der einzelne Biber vermag, wie der einzelne Mensch, nichts; kaum versteht er zum Schutz gegen das Wetter, sich eine Höhle in die Erde zu graben. Hearne, der letzte mehrjährige Beobachter des Bibers, gesteht, daß seine Klugheit in Anlegung und Erbauung der Dämme und Dörfer wahrhaft bewundernswürdig ist. Diese Dämme, sagt er, sind das Meisterstück der Industrie dieser Thiere. Sie wählen an den kleinen Flüssen (und sie suchen vorzugsweise solche aus, welche den Verbindungskanal zweier Seen ausmachen), so wie an den tiefen Buchten die Lage ihrer Colonie auf eine solche Weise, daß der Strom ihnen das Baumaterial, und das Futter, die abgeschälten Baumrinden, selbst zuschwemmt. Zur Erbauung dieser Dämme fällen sie mit ihren starken Zähnen ansehnliche Weiden, Pappeln und Birken. Sie rammen diese zwar nicht in die Erde ein, wie ihre übertriebenen Bewunderer sonst vorgaben, denn hierzu fehlt ihnen durchaus das Vermögen, allein sie verstehen es, diese horizontal auf einander gelegten Bäume und Zweige so ineinander zu flechten, mit Steinen zu füllen, und mit Thon und Erde so zu durchkneten, daß dadurch ein Damm von bewundernswürdiger Dichtigkeit und Stärke erwächst. Da viele dieser Zweige wieder Wurzel schlagen, so gleichen diese Dämme oftmals Hecken von so beträchtlicher Höhe, daß mehrere Vögelarten darin ihre Nester bauen. Daneben scheint es, als berechneten die Biber die der Stärke und Heftigkeit des Wassers angemessenste Figur. Bei einem langsam fließenden Wasser ist die Form des Dammes nur geradelinigt; bei einem stärker treibenden Strom hingegen bildet er einen mit der konveren Spitze gegen den Strom gekehrten Bogen. Hinter diesem Damme legen als Schutzwehr die Biber ihre Dörfer an. Diese bestehen aus 10 bis 20 Häusern, welche, von gleichen Baumaterialien mit denen des Dammes, unsern Backöfen gleich, wie Gewölbe, von oftmals 10 Fuß Höhe, über das Wasser hervorragen. Sind sie sehr groß, und enthalten sie mehrere Biberfamilien zusammen von einigen dreißig Individuen, dann theilen sie die Baumeister in mehrere Gemächer ab. Allein dies geschieht, Hearne zufolge, lediglich, um die zu schwere Kuppel durch diese Zwischenwände sicherer zu unterstützen. Auch gesteht er, daß sich zuweilen Zugänge von einer Abtheilung in die andere darin finden. Die Biber schlafen und wohnen in einer und derselben Abtheiluug, halten aber dieses gemeinschaftliche Zimmer äußerst reinlich, und entledigen sich entweder des Unraths darin gar nicht, oder schaffen ihn sofort hinaus. Sie verrichten ihre ganze Arbeit nur allein zur Nachtzeit, und zwar mit vieler Fertigkeit. Hearne sahe, wie sie in einer einzigen Nacht mehrere tausend Hand voll Erde zum Bau zusammengeschleppt hatten. Sie leben in der größten Einigkeit, tragen den Vorrath, der besonders aus Wurzeln und Baumrinde besteht, gemeinschaftlich zusammen, und äußern viele Anhänglichkeit an ihre Junge. Ueberhaupt besitzen sie einen hohen Grad von Geselligkeit. Als von zwei jungen Bibern, welche im Fort der Hudsonsbay gezähmt zusammen lebten, der eine starb, enthielt sich der zweite aller Nahrung, und härmte sich zu Tode.

Die Jäger stellen ihnen besonders im Winter des Pelzes wegen nach. Sie umgeben den Bau mit starken Netzen, zerstören denselben, und so werden die flüchtenden Thiere entweder gefangen, erschossen oder erschlagen. Die Jäger müssen sich aber besonders vorsehen, um zu gleicher Zeit die von diesen vorsichtigen Thieren in die Erde als Zufluchtsorte getriebenen Gänge und Höhlungen zu verstopfen. Oftmals fangen sie hier bei einem Ueberfalle ihrer Dörfer mehr Biber als in den Wohnungen selbst. Die Schönheit des Biberpelzes besteht in der Schwärze, Dichte und Feinheit des Haares. Die dunkeln Biberfelle gelten über 12 und mehr Thaler, und selbst von diesen Haaren gilt das Pfund oftmals 10 Thaler. Der Biber ist fast über das ganze nordwestliche Amerika, bis gegen Carolina hin, verbreitet, und in frühern Zeiten war diese Jagd so einträglich, daß 1743 die Engländer 26.750 und zu gleicher Zeit die Franzosen als damalige Besitzer von Canada, dem Hauptsitze dieser Thiere, 127.080 Biberfelle nach Europa brachten. Selbst noch in unsern Tagen, wo die canadischen Pelzhändler in die Stelle der Franzosen getreten sind, ist die Summe der von ihnen gewonnenen Biberfelle sehr gestiegen. Mackenzie giebt 160.000 solcher Felle an, welche die Nordwest-Compagnie im Jahre 1799 erhielt, allein hierbei muß man wohl bedenken, daß jetzt eine weit größere, sehr tief gegen Westen sich erstreckende Fläche von Nordamerika zur Jagd der Biber in Anspruch genommen werden muß, als vormals unter den Franzosen. Diese ruhigen, harmlosen Thiere fliehen nämlich die Jäger immer tiefer landeinwärts; es ist daher sehr zu befürchten, daß der Ertrag dieser Jagd, bei der stets zunehmenden Concurrenz der Jäger, vielleicht innerhalb eines Jahrhunderts gänzlich erlöschen wird. Das Fell des Bibers ist bekanntlich ein sehr wichtiges Material für unsere Huth- und Wollenmanufacturen, und die enthaarte Haut dient den Amerikanern zu Schuhen und andern ähnlichen Bedürfnissen. Das Biberfell hat aber noch einen besondern Werth. Es dient beim Handel mit den jagenden Amerikanern und den europäischen Pelzhändlern der dortigen Compagnie gleichsam statt des Geldes. Es ist der allgemeine Maaßstab, wornach alles Uebrige geschätzt und eingetauscht wird. Der Indianer verkauft die Peltereien der übrigen Thierarten, z. B. die Elends-, Hirsch-, Bären-, Marder- und andere Felle, nach einem in Biberfellen festgesetzten Preise. So gilt nach Umfreville, bei der Hudsonsbay-Compagnie die Haut eines ausgewachsenen Elendthieres 2 Biberfelle; die Haut eines alten (Land-) Bären 3; 2 Marderhäute 1 Biberfell u. s. w. Dagegen setzen die Indianer 1 Pfund europäische Glaskoralten, an Werth 2 Biberfellen gleich; 1 Yard (engl. Elle) grobes Tuch 3; 1 Pfund Pulver 1 Biberfell; eine Flinte 14 und eine Pistole 7 Biberfellen; 2 Barbirmesser 1; 1 Gallon (4 Quart) Rum, 4 Biberfellen; 12 Nähnadeln oder auch 1 Pfund Zwirn 1 Biberfell. Die Compagnie rechnet im Verkauf die Biberfelle pfundweise, im Durchschnitt 12 (engl.) Schilling das Pfund. Wiegen 4 Biberfelle 5 Pfund, so beträgt hiernach ein Gallon Branntwein 3 Pfund Sterling. Man sieht hieraus zugleich die erstaunlichen Preise, zu welchen die Indier die europäischen Waaren bezahlen müssen. Endlich liefert der Biber noch ein Nebenprodukt für den Handel, nämlich das Bibergeil. Diese ölige Substanz von flüchtigem durchdringendem Geruch wird bei beiden Geschlechtern in eigenen Behältern unweit des Afters abgesondert. Es ist eine talgartige, jedoch nicht fettige, vielmehr gummiharzige, etwas zähe Substanz. Von ihr muß man die schmierige Materie, (Axungia Castorei) unterscheiden, welche sich oberwärts jener Beutel des Bibergeils in 2 andern kleinen Beuteln absondert. Das Bibergeil ist als eine sehr wirksame Arznei in hysterischen, epileptischen und ähnlichen Zufällen seit langer Zeit berühmt, und daher kein unbedeutendes Handelsprodukt. Von den Indianern erhandelt man den Bibergeil zu 2 Pfund für ein Biberfell. In Europa ist

der Preis des Bibergeils erstaunlich verschieden. Das canadische (englische) ist äußerst wohlfeil. Vom erstern gilt jetzt das Pfund nur 4 Thaler, vom letztern aber 70 Thaler. Uebrigens wird der fischartische Schwanz des Bibers für ein feines wohlschmeckendes Essen gehalten. Diesem Thiere ähnlich und verwandt ist die Biberkatze, aber weit kleiner und mit einem gegen die Mitte walzenförmigen, überhaupt anders gebildeten Schwanze. Auch sie leben familienweise am Wasser in Hüttchen aus Binsen geflochten und mit Lehm überzogen; den Winter über in Erdhöhlen, deren Eingang unter dem Wasser ist. Die europäischen, hin und wieder in einsamen Ufergruben an Flüssen wohnenden, Biber scheinen ihre Kunsttriebe fast verloren zu haben.

Biberbaum (der großblumige, Magnolia) wächst in Florida und Süd-Carolina. Ungeachtet dieser Baum in seinem Vaterlande eine beträchtliche Höhe erreicht, so läßt er sich auch für das Zimmer recht schön benutzen; hier trifft man ihn zuweilen bis zu 4 Fuß Höhe in der herrlichsten Blüthe. Seine großen, weißen, wohlriechenden Blumen, welche auf eben so prachtvollen, großen, orangeähnlichen Blättern ruhend, im Julius, August und September erscheinen, werden gewiß für die darauf verwendete Zeit und Pflege vollkommen entschädigen. Er verlangt eine feste, aus einem Theil Dammerde und einem Theil Lehm bestehende, Erde, im Winter 2 bis 3 Grad Wärme, und will mäßig feucht gehalten seyn.

Bibiena (Bernard von Tarlatti) trat als Bedienter in das Haus von Lorenz Medicis, der ihm die Aufsicht über seinen Sohn, den Cardinal Johann von Medicis, anvertraute. Der Zögling, der unter dem Namen von Leo X. den päpstlichen Thron bestieg, erhob seinen Lehrer zum Cardinal im J. 1513, und sandte ihn fünf Jahre später als Legat nach Frankreich, um Franz I. zu bereden, einen Kreuzzug gegen die Türken predigen zu lassen. Dieser Fürst schien einem solchen Kriege nicht abgeneigt, allein der römische Hof entfremdete ihm denselben durch ungerechtes Mißtrauen und geheime Umtriebe. Der Cardinal Bibiena, welcher die Folgen eines so wenig überlegten Benehmens vorhersah, schrieb deshalb, so erzählt Pater Fabre, in starken Ausdrücken nach Rom. Hier deutete man seine Freimüthigkeit übel aus, welche, so verständig sie auch war, ihm dennoch den Untergang brachte. Denn er kam frisch und gesund in Rom an, und starb kurz darauf im J. 1520, 50 Jahre alt. Man sagt, er sey an Gift gestorben, welches ihm, wie Paul Jovius behauptet, in frischen Eiern gegeben wurde." Er war Bischof zu Constances in der Normandie. Dieser Cardinal, der ein geistreicher und gelehrter Mann war, wird zu den Wiederherstellern der neuen Schaubühne gezählt. Seine Comödie: Calandra, Rom 1524, ist die erste, welche in italienischer Prosa gefertigt wurde. Der Verfasser schrieb sie, um, während der Faschingzeit, die Marquise von Mantua, Isabella von Este, zu unterhalten, deren Hof der Siedelsitz der Künste und Vergnügungen war. Der Cardinal Bibiena ist auch noch unter dem Namen Cardinal von Divitio bekannt. Sein Vater, der den nämlichen Namen hatte, war Inspector des medicinischen Collegiums zu Amsterdam. Er hatte noch einen Sohn, Namens Lambert, der in der holländischen Literatur durch poetische Werke und durch andere, auf die Geschichte und die Dogmen der Mennoniten Bezug habende Schriften bekannt ist.

Bibliographie ist die griechische Benennung der Bücherkunde, sowohl nach ihrem innern Gehalte, als nach andern zufälligen und äußern Eigenschaften. Auch die Geschichte des Technischen des Büchermesens, z. B. der Buchdruckerkunst, des Buchhandels, der Schreibmaterialien u. s. w. wird dazu gerechnet, und ist der wesentlichste Theil der Kunde von Bibliotheken. Man lese hierüber Denis Einleitung in die Bücherkunde. Wien 1795. Ersch Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des 18. Jahrh. Amsterdam

Digitized by Google

und Leipzig 1812 — 14 in 2 Bänden oder 8 Abtheilungen in 8., und in der 2. bis 1820 fortgeführten Ausgabe, Leipzig 1822 — 23, und dessen allgemeines Repertorium der Literatur von 1785 — 1800. Jena 1793 — 1809. Man lese ferner Eberts allgemeines bibliographisches Lexicon, 8 Bände in 4. Leipzig 1821 — 1823.

Bibliomanen. Dieses Wort bezeichnet heut zu Tage einen Mann, der auf gewisse zufällige Beschaffenheiten der Bücher einen vorzüglichen Werth legt, die sich auf die Schicksale und das Alter der Bücher, oder auf das Material derselben beziehen; hiehin gehören z. B. Sammlungen von Ausgaben der Bibel oder einzelner Classiker; der Aldinischen, Cominischen, Bodonischen und Elzevirischen u. s. w. gedruckten Sachen; eben so die Incunabeln und allerersten Ausgaben der Classiker; Prachtausgaben; Abdrücke avant la lettre von Kupferwerken; Exemplare, die auf Pergament mit schön gemalten Anfangsbuchstaben verziert, oder auf Asbest- oder farbigem Papier, oder auf großem, mit breitem Rande versehenen Papiere mit Gold, Silber und anderen Farben gedruckt sind.

Bibliothek heißt theils eine beträchtliche Büchersammlung, theils der Ort, wo sie aufbewahrt wird. Eine Art von Bibliotheken gab es vermuthlich schon zu Salomons Zeiten, denn es wurden Bücher ohne Ende (sehr viele) geschrieben. Eccles. XII, 12. Man kann auch die Jahrbücher der Könige von Juda und Israel als solche betrachten. Selbst die Schrift sagt von Nehemias, daß er eine Bibliothek errichtet habe. 2 Makk. II. 13. Schon sehr früh wurden solche Büchersammlungen von den Griechen veranstaltet z. B. vom Pisistratus, der sie auch zum öffentlichen Gebrauch bestimmte. Xerxes führte diese Sammlung aber nachher mit nach Persien. In der blühenden Periode Athens hatten mehrere Privatleute Büchersammlungen, unter denen die des Euklides zu den beträchtlichsten gehörte. Unter den größeren und berühmten öffentlichen Bibliotheken war die des Ptolemäus Philadelphus zu Alexandrien die vorzüglichste; über diese Bibliothek, so wie über das endliche Schicksal derselben s. d. Art. Alexandria. In Rom wurde die erste öffentliche Bibliothek vom Asinius Pollio errichtet. Diese befand sich im Atrium des Tempels der Freiheit, auf dem Berge Aventinus. Augustus legte im Tempel des Apollo auf dem palatinischen Hügel eine griechische und lateinische Bibliothek an, und eine andere im Namen seiner Schwester Octavia beim Theater des Marcellus. Außer diesen gab es in Rom noch Bibliotheken auf dem Kapitolium, im Tempel des Friedens, im Pallaste Tibers, und insbesondere die alpinische, welche Trajan errichtete, und Diocletian mit seinen Bädern vereinigte. Auch Privatpersonen hatten oft gute Bibliotheken, insbesondere auf ihren Landgütern. Die Büchersäle waren mit Statuen und Gemälden, insbesondere mit den Bildnissen von Gelehrten, geschmückt. Den berühmtesten Bibliotheken der neuern Zeit läßt sich nach ihrer Bändezahl folgende Rangordnung anweisen: die Königliche in Paris (im J. 1803 über 350.000 gedruckte Bücher und 80.000 Handschriften, darunter an 9.000 oriental. Mscpte.) enthält Kostbarkeiten und Seltenheiten der ersten Größe, ist aber weder in Auswahl noch Anordnung vorzüglich; die Centralhofbibl. in München (über 400.000 Bde. und 9.000 Handschr., reich an Seltenheiten, vorzüglich an alten Drucken, aber übrigens lückenhaft); die kais. Bibl. zu St. Petersburg (300.000 Bücher und 11.000 Handschr.); die kaiserl. zu Wien (nahe an 300.000 Bücher und 12.000 Handschr., in einem prächtigen Local); die akademische zu Göttingen (vor der Vereinigung mit der Wolfenbüttler wenigstens 200.000 Bde.; in Ordnung und planmäßiger Sammlung die erste Bibl. der Welt); die königl. zu Dresden (200.000 Büch. und 5.000 Handschr.; in planmäßiger Sammlung der Göttinger, in Pracht des Locals der Wiener

Digitized by Google

fast gleich, in Anmuth der Umgebung ohne Streit die erste Deutschlands, in sinnvoller Aufstellung musterhaft); die königl. zu Kopenhagen (130.000 Büch. und 3.000 Handschr.); im Escurial (130.000 Bde.); die akademische in Prag (130.000 Büch. und 8.000 Handschr.); die königliche in Stuttgart (116.000 Bde.), fast einzige Sammlung von Bibeln und Gesetzbüchern aller Nationen. Auch die Bibliotheken in England (deren Karakter jedoch einseitig ist), zu Mailand, Florenz, Genf, Lyon, Basel, Berlin, Breslau, Nürnberg, Weimar und Leipzig verdienen bemerkt zu werden. Zu den reichsten Büchersammlungen gehört die Biblioth. Bodlejana zu Oxford, wo aber weder das Locale so schön ist, wie das der Dresdner, noch die innere Ordnung so trefflich und musterhaft, wie in der königl. Bibliothek zu Göttingen. Sie enthält 500.000 gedruckte Bücher und 30.000 Mscpte., unter denen viele arabische und persische sich finden. Die Bibl. des britt. Museums zu London enthält 150.000 gedruckte Bücher und gegen 60.000 Handschr., unter welchen sich viele indische befinden. Schon der gelehrte und vortreffliche Papst Nicolaus V. hatte zu dem Bücherschatze im Vatican den Grund gelegt. Er war auch von den folgenden Päpsten beträchtlich vermehrt worden, und galt, seitdem Sixtus IV. ihn in einem eigenen Gebäude hatte aufstellen lassen, für einen der reichhaltigsten in ganz Italien. Die Gesandten, welche Leo X. an auswärtige Höfe schickte, hatten zugleich den Auftrag, jede Gelegenheit zu benutzen, um kostbare Ueberreste des Alterthums aufzusuchen, und oft schickte er seine größten Gelehrten in entlegene Länder, wo noch finstere Unwissenheit herrschte, bloß um dergleichen Werke zu entdecken, und sie vom Untergange zu retten. Auch trug dieser Papst kein Bedenken, selbst seine kirchliche Würde zur Beförderung eines für die Gelehrsamkeit so wichtigen Gegenstandes zu benutzen, und ersuchte als Oberhaupt der Christenheit mehrere Fürsten seine Nachforschungen zu unterstützen. Im Jahre 1517 übertrug er seinem Gesandten, Johann Heytmers von Zonbelten, eine Reise nach Deutschland, Dänemark, Schweden und Gothland, einzig und allein, um dort gelehrte, besonders historische, Werke aufzusuchen. Diesem Gesandten gab er Empfehlungsbriefe an alle Regenten mit, durch deren Staaten er reisen mußte, und bath sie darin auf das dringendste, den Zweck dieser Sendung auf alle Weise zu fördern. In ähnlichen Geschäften ging Augustin Beazzano nach Venedig, mit einem Empfehlungsschreiben des Papstes an den Doge Loredano, und dem Auftrage, alle Handschriften der griechischen Classiker, die er auffinden würde, für jeden Preis zu kaufen. Solche Bemühungen konnten nicht ohne Erfolg bleiben, und so wurde unter Leo X. die Bibliothek des Vaticans mit gelehrten Schätzen bereichert, die ohne seine Wachsamkeit und Freigebigkeit wahrscheinlich für die Welt verloren gegangen seyn würden; sie besitzt 30.000 Bücher, aber an Menge der Handschriften, deren sie gegen 40.000 besitzt, ist sie die nächste nach der Pariser Bibliothek. Eben dieser vortreffliche Papst kaufte im Jahre 1508 schon als Cardinal, die Ueberbleibsel der berühmten Büchersammlung seiner Vorfahren von den Mönchen des St. Marcusklosters zu Florenz an sich, und ließ sie zu Rom in seiner Wohnung aufstellen. Weil er indessen seine Vaterstadt eines so kostbaren Schatzes nicht berauben wollte so ließ er, als ihm die dreifache Krone zu Theil wurde, diese Büchersammlung nicht mit der Vatikanischen vereinigen, sondern übertrug die Aufsicht darüber dem gelehrten Varinus Camerti; denn er hatte die Absicht, sie demnächst wieder nach Florenz zurückbringen zu lassen. Daran verhinderte ihn zwar sein frühzeitiger Tod; allein, was er nicht hatte ausführen können, das that nachher der Cardinal Julius von Medici, der schon, ehe er noch den päpstlichen Stuhl bestieg, dem großen Künstler Michael Angelo Buonarotti den Auftrag gegeben hatte, neben der St. Lorenzkirche in Florenz ein prachtvolles

Gebäude zu errichten, in welchem diese unschätzbare Bibliothek aufgestellt worden ist, und wo sie noch jetzt, vermehrt mit spätern Schenkungen, sich befindet. Sie enthält einen unermeßlichen Reichthum von morgenländischen, griechischen und lateinischen Handschriften, und heißt jetzt Bibliotheca Mediceo-Laurentiana.

Bibliothekar heißt Derjenige, der, mit gründlichen und umfassenden Sprach- und Sachkenntnissen versehen, der Einrichtung und Verwaltung einer Bibliothek mit Fleiß und Ordnungsliebe bis ins Einzelne vorsteht. Es gehört dazu ein gründlich und vielseitig gebildeter Gelehrter, der sich durch einen entschiedenen innersten Beruf und eine mehrjährige gewissenhafte theoretische und praktische Vorbereitung für diesen Posten tauglich gemacht hat.

Bicêtre, ein im Süden von Paris auf einem Hügel, der die schönste Aussicht auf die Stadt, die Seine und die Umgegend darbietet, gelegenes, von Ludwig XIII. erbautes Schloß, das anfänglich zu einem Invalidenhause bestimmt, unter Ludwig XIV. in ein großes Hospital verändert wurde; es ist außerdem noch für ein Zuchthaus bestimmt, so wie hier auch das Depot aller auf die Galeeren verurtheilten Verbrecher ist. In diesem Hause giebt es Glasschleifereien und andere Werkstätten zur Beschäftigung der Gefangenen. Das Hospital selbst ist einzig zur Aufnahme von 2.200 alten Männern bestimmt, die nur nach zurückgelegtem 70sten Jahre aufgenommen, und mit aller Aufmerksamkeit hier gepflegt werden. Von hier aus kommen die sogenannten Bicêtre-Arbeiten (niedlich und kunstvoll aus Holz und Knochen zugefertigte kleine Sachen), welche als das Produkt einer edeln und zugleich zum Zeitvertreib dieser alten Männer dienenden Beschäftigung in Frankreich bekannt sind, und verkauft werden.

Bielefeld, Kreisstadt des preußischen Regierungsbezirks Minden, am Fuße des Sparenberges, eines Zweigs des Teutoburger Waldes, und am Lutterbache; sie hat ein evangelisches Gymnasium, Kranken- und Waisenhaus. Der Handel mit bielefelder Leinwand ist weltberühmt; allein die vormals so berühmten Bleichplätze liegen jetzt fast unbenutzt, seitdem der Gutsbesitzer Welschhof in der Dorfschaft Stuckenbrock, am Fuße des stapelschen Berges 1814 einen neuen Bleichplatz, der ein Viereck von 20 Morgen bildet, prachtvoll angelegt hat. — Die beste und feinste Leinwand wird von den Bauern auf der sogenannten preußischen und lippischen Senne in der Nähe dieser Bleiche verfertigt, und auch hier gebleicht. Auf den ehemaligen Bleichen bei Bielefeld wurde, um der Leinwand desto geschwinder eine blendende Weiße zu geben, zum großen Nachtheile viel Kalk gebraucht. Hier aber leistet die Natur alles. Ein Bach, der an einem Sandhügel entspringt, und dessen Wasser außerordentlich weich ist, wird durch mehrere Kanäle in die Wasserbehälter des Bleichplatzes geleitet. Seit einigen Jahren wird daher alle Leinwand, die unter dem Namen: Bielefelder verkauft worden, hier gebleicht, deren Werth vielleicht eine halbe Million Thaler beträgt. Der Eigenthümer dieser Bleiche scheuet keine Kosten, welche zur Verschönerung und Bequemlichkeit beitragen können. Ein großes Trockenhaus und noch vier andere schöne Gebäude schmücken diese herrliche Anlage, die in Deutschland unter die schönsten und vortrefflichsten Bleichen gehört.

Bielsteins-Höhle, auch Mehlloch genannt, ist noch merkwürdiger, als die benachbarte Baumannshöhle. Sie liegt beim Dorfe Rübeland, im braunschweigischen Kreisgerichte Blankenburg, eine Stunde von Elbingerode. Die ganze Höhle ist gleichsam ein labyrinthisches Gebäude; sie hat 646 Fuß in der Länge, mit zwölf Abtheilungen im Berge, über welchen noch eine andere Höhle herläuft, die als zweites Stockwerk des ganzen Höhlengebäudes betrachtet werden kann. Unter den vielen Naturseltenheiten und Sehenswürdigkeiten, die man dort bemerkt, nennen wir nur das Orgelwerk

Digitized by Google

in der achten und das wellenförmige Meer in der neunten Höhle. Diese wunderschönen Figuren, die immer das Staunen der Reisenden erregen werden, wurden im Laufe von Jahrtausenden durch den Tropfstein und die Stalaktite gebildet. Immer noch bleibt die genauere physische Untersuchung der Höhlen des Harzgebirges ein merkwürdiger Gegenstand für die Naturforscher. Seitdem man diese Höhlen mehr dem Eindringen des Lichts und der Luft geöffnet hat, scheinen sich nicht mehr neue Figuren zu gestalten. Die Bielssteins-Höhle ward 1817 so zugänglich gemacht, daß auch Frauen u. Kinder sie ohne Gefahr durchwandern können. Bei diesen Arbeiten entdeckte man noch eine andere Höhle mit den seltensten Naturgebilden angefüllt. Auf dem Berge Bielsdein soll, nach Einigen, ein Altar mit der Bildsäule Biels, einer altdeutschen Gottheit, gestanden haben; doch diese Behauptung bedürfte wohl einer genauern historischen Bestätigung, indem die vorfindlichen Mauern allein nicht Bürge genug dafür sind.

Biene. Imme. Bekanntlich sind unter den Bienen, Wespen, Ameisen und Termiten, die bei weiten zahlreichsten Individuen geschlechtslos, d. h. sie werden von einem Vater erzeugt, und von einer dadurch befruchteten Mutter geboren, ohne doch selbst Geschlechtsorgane im eigentlichen Sinne des Wortes zu haben, nämlich während das Männchen auf dem Weibchen sitzt, steckt dieses seinen lange Legekanal in eine über dem After des Männchens befindliche Oeffnung, wodurch die Begattung geschieht. Bei der Imme hat das Weibchen, die sogenannte Königinn oder Mutterbiene, einen schlanken, schmalen Leib, der länger als der Leib der Dronen ist; kurze Flügel, einen behaarten Kopf, ein zackiges Gebiß, braune Füße u. s. w. — Die männlichen Bienen oder Dronen sind groß und stark von Leibe, mit langen Flügeln ꝛc. — Die geschlechtslosen oder Werk- und Arbeits-Bienen hingegen sind weit kleiner als jene beiden, von mittlerer Taille, nach Verhältniß langen Flügeln, glattem Gebiß, schwarzen Füßen und einer besondern Grube am Hinterschenkel, die zum Eintragen dient, u. s. w. Diese letztern, deren in einem großen Stock wohl auf 10.000 seyn können, haben allein die mannigfaltigen Verrichtungen des Eintragens, Bauens und der Besorgung der Brut. Die Jüngern sammeln aus Blüthen den Stoff zu Honig und Wachs, den sie als Höschen zum Stocke tragen, wo er ihnen von den ältern abgenommen, und das Wachs vom Honig geschieden wird. Sie füttern die Bienen-Larven mit Blumenstaub, halten den Stock rein und schaffen ihre Todten von da hinaus. Sie sind mit Stachel als Waffen versehen, den sie aber, wenn sie tief stechen, leicht in der Wunde stecken lassen. — Die männlichen Bienen (etwa 700 in einem großen Stocke) haben keine andere Bestimmung, als sich mit ihrer Königinn (und zwar wie es scheint im Fluge) zu paaren. Manche sterben gleich darauf, die Uebrigen müssen nachher verhungern, oder werden von den Arbeitsbienen in der sogenannten Dronenschlacht umgebracht. Die so reichlich befruchtete Königinn legt ihre Eier in die Zellen oder Mutterpfeifen, von denen schon vorläufig die für die Dronen bestimmten größer als die übrigen gebaut sind. Wenn die Nachkommenschaft nach etlichen und 20 Tagen zur Reife gekommen, so trennt sie sich als Colonie vom Stammvolke, sie schwärmt. — In der Wildniß bauen die Bienen in hohle Bäume, oder unter die Erde ꝛc. Der Mensch hat sie aber sich zum Hausthier zu machen, und durch mannigfaltige scharfsinnige Erfindungen ihre Vermehrung und Benutzung zu befördern gelernt. — Obgleich einzelne Bienen so wenig Wärme haben als andere kaltblütige Thiere; so erhitzen sie sich doch im Stocke, zuweilen bis zur Wärme des menschlichen Körpers. Von den unzähligen Schriften, worin die Geschichte der Bienen abgehandelt worden, lese man Swammerdam bibl. nat. pag. 369. Reaumur mèm. etc. vol. V. p. 207. J. Hunter in den philos. Transact. 1792. P. I. pag. 128. Huber nouvelles observations sur les abeilles. Genève 1792. 8. und, besonders in Rück-

Digitized by Google

sicht der neuern Bemerkungen über die künstliche Vermehrung der Stöcke durch Ableger, Bonnet oeuvr. vol. V. P. I. p. 61.

Bienenfresser, eine Vogelgattung aus der Ordnung der Spechte, mit kurzen Füßen und meist geradem, nicht dickem, mäßig langem Schnabel. Es giebt davon 26 Arten. Der echte Bienenfresser (M. Apiaster) ist ein ungemein schöner Vogel, von der Größe eines Wiedehopfs, dessen Rücken rostbraun, Bauch und Schwanz blaulichgrün, der Kopf gelb, und die Schläfe mit einem weißen Streifen geziert sind, findet sich in vielen Ländern Europa's, doch nirgends so zahlreich wie in Großbrittannien. Er liebt vorzüglich Bienen, doch frißt er auch mancherlei andere Insecten; er hascht viele im Fluge, und nistet in Erdhöhlen am Wasser. Auf Candia werden diese Vögel von Knaben auf dieselbe Art, wie die Schwalben, gefangen, indem sie ein Insect an eine Angelschnur befestigen.

Bienenrecht. Da die Bienen ihrer Natur nach zu den wilden Thieren gehören, so sind sie an sich eine Sache, die in Keines Eigenthum sich befindet. Auch nach deutschem Rechte werden sie dazu gerechnet. Der Verfasser des magdeburgischen Rechts sagt Art. 120 ausdrücklich: „Die Bien ist ein wilder Wurm." Nach römischen Rechten wird daher das Eigenthum der Bienen durch Occupation erlangt. Da die deutschen Rechte nicht in allen Stücken den römischen Grundsätzen von der Occupation folgen, so gilt dies auch von den Bienen. Nach denselben gehören die wilden Thiere dem Eigenthümer des Grunds und Bodens, worauf sie sich aufhalten, und darf kein Fremder etwas darauf occupiren, indem der Eigenthümer befugt ist, jeden Andern von dem Gebrauche seiner Sache auszuschließen. Daher gehört 1) auch noch heut zu Tage die Biene in Waldungen dem Forstherrn oder zur Jagdgerechtsame. 2) Die Bienen, welche außer den Waldungen in öffentlichen und unverschlossenen Orten gefunden werden, gehörten nach dem ältern deutschen Rechte dem Eigenthümer des Baumes oder des Grundes und Bodens, worauf die Biene sich befindet. Heut zu Tage behauptet man, daß in diesem Falle es nach dem römischen Rechte gehe, und weil Jedem erlaubt ist, dergleichen Orte zu betreten, auch die Biene in dessen Eigenthum komme, welcher sie zuerst occupirt. Nur darf der Occupant die fremde Sache durch das Einfangen nicht beschädigen. Sind sie aber 3) von Jemanden eingeschlossen, z. B. in einen Korb u. dgl., so sind sie unstreitig in dem Eigenthum Desjenigen, welcher sie verschlossen hält. Sie bleiben ihm, so lange sie ausfliegen, und wieder zurückkehren. Es kann daher auch an denselben ein wahrer Diebstal begangen werden. Es giebt auch noch andere Handlungen, wodurch der Eigenthümer der Bienen beschädiget wird. Hieher gehört, wenn jemand vorsetzlicherweise Raubbienen hält. Er kann wegen des zugefügten Schadens innerhalb 2 Jahren actione de dolo und nach zwei Jahren actione in factum belangt werden. Wie lange das Eigenthum einer Biene erhalten wird, besonders in Ansehung einer schwärmenden Biene, darüber sind die Rechtsgelehrten nicht einig. Cajus sagt von einer schwärmenden Biene, daß sie so lange unser sey, als wir sie in den Augen haben, und dieselbe noch leicht wieder einholen können; sonst aber sey sie Dem, welcher sie zuerst occupirt. Die wahrscheinlichere Auslegung scheint uns diejenige zu seyn, welche behauptet, daß der Jurist solche Schwierigkeit, den Schwarm wieder einzuholen, vorausgesetzt habe, welche den Eigenthümer bewegt, denselben im Stiche zu lassen. Gewiß wird Niemand dem Eigenthümer die Befugniß versagen, den Schwarm auch mit Mühe zu verfolgen, um desselben wieder habhaft zu werden. Im magdeb. Recht ist Art. 120 verordnet: „Fleucht ein Bienenschwarm aus eines Mannes Haus oder Hof zu seinem Nachbarn, er ist den Schwarm näher zu behalten, denn jener, der nachfolget; denn die Bien ist ein wilder Wurm." Das schwäbische Landrecht sagt Kap. 352 überhaupt: „Ein Thier ist zu Recht des, des

Digitized by Google

der Wildbann ist. Ein jeglich Wilde ist eines Mannes mit Recht, diew
in seiner Gewalt ist. Kommet es uß seinen Wildbann, so ist es nit
So ein jeglich Gewilde uß seiner Gewalt kommet, und uß deinem Wildb
so ist es dein nicht," Dennoch stimmten auch andere deutsche Gesetze
dem römischen Rechte überein, welchem man heut zu Tage durchgängig
folget. Uebrigens kommts hier auf Landesgesetze und Gewohnheiten
meisten an.

Bier. Schon die griechischen Dichter Archilochus, Aeschy
und Sophokles nennen das Bier Gerstenwein. In Spanien, G
und Pannonien bereitete man nach Dio, besonders vor Einführung
Weinbaues, aus Gersten ein Bier, das nach Plinius in Spanien C
auch Ceria, in Gallien Cerevisia hieß. Den Schaum dieses Geträ
oder die Oberhefen gebrauchte man statt des Sauerteigs zum Brodbe
und die Frauenzimmer suchten ihre Schönheit damit zu erhalten. Das
eines der vorzüglichsten Getränke für den Bewohner des Nordens, das
die Stelle des dem südlichen Bewohner zuwachsenden Weins ersetzt, soll
bloß dazu dienen, den Durst zu löschen, es soll auch die hinreichende Qu
tät an Geist mit Nahrungsstoff in sich vereinigt enthalten. Bier und
sind wesentlich nur wenig unterschieden. Das Bier ist ein durch die Fer
tation erzeugtes geistiges Fluidum, in dem wir als bildende Bestand
Alkohol, Aepfelsäure, Kohlenstoffsäure, und Extraktivstoff finden.
Wein enthält Alkohol, Weinstein, Aepfelsäure; es mangelt ihm also
Extraktivstoff und die Kohlenstoffsäure, die nur im mousirenden G
pagnerwein enthalten ist. Die Güte des Biers hängt von der Quan
des Malzes zum Wasser ab, welches bei seiner Zubereitung angewendet
den ist, so wie von der regelmäßig vollendeten Gährung. Je größer das
hältniß des Malzes zur Wässrigkeit war, je reichhaltiger ist das Bier an
rendem Extraktivstoff, je regelmäßiger die Fermentation betrieben wir
reichhaltiger ist dasselbe an Alkohol. Wenn gleich polizeilich vorgeschr
ist, wie viel Malz zu einem Gebräude Bier von gegebenem Umfange
Wässerigkeit genommen werden soll; wenn gleich vorausgesetzt werden
daß der rechtliche Brauer die Menge des Wassers zum Bier nie übers
so ist doch der größre Theil des Publikums, das sein Bier nur einze
Bouteillen von den Bierschenkern nimmt, einer Verdünnung desselbe
Wasser stets unterworfen. Wie soll nun der Käufer sein Bier untersu
ob es mit Wasser verdünnt ist oder nicht? Die Dichtigkeit des Bieres,
mit seinem Gehalt an Extraktivstoff in Verhältniß stehet, durch Aräomet
finden, wie beim Branntwein, gehet aus dem Grunde nicht an, weil das
stets Kohlenstoffsaures Gas enthält, bei seiner Entwickelung aus dem
den Aräometer emporhebt. Man halte daher, um die Probe zu macher
kleines Stöpselglas, das etwa 1 Loth (= 960 Gran) reines Regenw
fasset, wenn solches vollkommen damit angefüllet ist. Man fülle da
nun mit einem guten starken Bier an, und wiege selbiges. Gesetzt, es
jetzt der Inhalt 1120 Gran, so werden sich gleiche Umfänge von Bier
Wasser zu einander verhalten, wie 1120 zu 960, das ist wie $^{1120}/_{960}$
1,160: 1000, folglich wird das Bier bei einem gleichen Umfange mit
Wasser 160 mehr schwere Theile enthalten. Findet man nun, daß e
eben der Zeit gekauftes Bier von gleicher Art, bei einem gleichen Umf
sich nur wie 1120: 1000 zum Wasser verhält, so ist man berechtigt, dem
schenker auf den Kopf die Schuld zu geben, daß er das Bier mit Wasse
dünnet hat. — Die Bierbrauereien, als diejenigen Fabrikanstalten, ir
chen die Anfertigung des Bieres im Großen betrieben wird, gehörten
auch in den nördlichen Ländern von jeher zu den lukrativsten Erwerb
gen ihrer kultivirten Bewohner; und sie könnten, und würden noch

Digitized by Google

tiver werden, wenn man sich nicht, wie bisher, damit begnügte, unter dem Namen Bier bloß ein durstlöschendes Getränk für die Menschen zu produziren; wenn man vielmehr Bedacht darauf nehmen wollte, ein Bier zu verfertigen, daß in seinen innern und äußern Qualitäten dem Wein näher kommt. Englands bedeutende Bierbrauereien von Pohrter und Ale haben seit ihrer Entstehung sich so sehr emporgeschwungen, daß ihre Fabrikate durch ganz Europa versendet werden, und England ziehet dafür jährlich über 10 Millionen Pfund Sterling an baarem Gelde: ein triftiger Beweis, wie sehr ein Bier gesucht wird, das sich durch Kraft und Haltbarkeit, und eine gesunde Beschaffenheit auszeichnet, und diese letzte Eigenschaft kann man nicht einmal durchaus an den engländischen Bieren rühmen, weil, wenigstens einige Arten des Pohrter und des Ale, die wir von da erhalten, leicht betäubend wirken; eine Wirkung, die keineswegs von zugesetztem Opium abhängt, wie man bisher ganz fälschlich vermuthet hat, sondern die vielmehr ihr Daseyn einem Zusatz der sogenannten Koccelskörner (der Fruchtbeeren vom Menispermum cocculus) verdankt. Deutschland, und besonders der königl. preußische Staat, besitzt gegenwärtig Bierbrauereien, deren Fabrikate den Englischen nicht nur gleich kommen, sondern sie in mancher Hinsicht noch übertreffen, und schon angefangen haben, sich einen Absatz ins Ausland zu versichern; unter diese gehören: a) Die Bierbrauerei der Bergmannschen Erben in Stettin, die das jetzt allgemein bekannte Stettiner Bier verfertigt, das einen so allgemein verbreiteten Absatz erhalten, und das Windsor Ale zum großen Theil verdrängt hat; b) die Brauerei des Köstritzer Biers, das dem vorigen sehr ähnlich ist; c) die Brauerei des königl. Generals der Kavallerie Herrn von Rüchel Excellenz zu Hoffelde in Pommern, welche ein weißes und ein braunes Bier produzirt, wovon ersteres dem englischen Ale, letzteres aber dem Pohrter gleichkommt; d) die Brauerei des Herrn Geheimen Oberfinanzraths von Borgstede zu Prillwitz in Pommern, welche ein dem Pohrter gleichartiges Bier produzirt; und e) die des Herrn Friedmeyer zu Halberstadt welche gleichfalls ein Pohrterbier produzirt, das dem englischen in keinem Fall nachsteht. Jene Anstalten mögen einen Beweis geben, was deutsche Bierbrauereien vermögen, wenn sie, wie die Unternehmer der gedachten, nicht beim alten Schlendrian stehen bleiben, wenn sie das Geschäft der Bierbrauerei, das durchaus auf rationelle Gründe der Physik und Chemie gestützt ist, nicht empirisch, sondern rationell betreiben, wenn sie die dahin gehörigen Erfahrungen der Chemie und Physik, verbunden mit einer wohlgeordneten praktischen Routine, bei der Ausübung jenes Geschäfts, nicht aus den Augen verlieren. Die Bahn ist also gebrochen, und es ist nicht zu bezweifeln, daß bald mehrere einsichtsvolle Männer sich finden werden, die sie weiter verfolgen, um Deutschland von einem Tribut immer mehr zu befreien, den es seit so lange England für seine bessern Biere zu zollen verpflichtet war. Englands industriöse Bewohner sind nicht dabei stehen geblieben, eine oder zwei Arten der Biere anzufertigen; sie fabriziren vielmehr eine große Anzahl Biere unter mehreren Benennungen, und suchen so den Geschmack des Inn- und Auslandes auf mancherlei Wege zu befriedigen, wohlbewußt, daß öfters bloß der glänzende Name einer Sache ihren Werth bestimmen hilft, oder wenigstens Neugierige herbei lockt, sie kennen zu lernen, und mit dieser Kenntniß gewinnt man ihr Geschmack ab, und bald ist ihr guter Ruf gegründet. Die Bierbrauerei ist auch in der That keineswegs auf die jetzt gangbaren Biere allein beschränkt; sie kann vielmehr in der Vervielfältigung ihrer Produkte unerschöpflich seyn; und wenn es gelingt, ein neues Bier auszufinden, das mit einer dem Körper zuträglichen, vollkommen gesunden Beschaffenheit, Schönheit im Aeußern, und Annehmlichkeit im Geschmack

Digitized by Google

verbindet, der kann auch gewiß allemal auf einen sichern Absatz de
und einen lukrativen Erwerb rechnen, welcher das darauf verwend
pital um 100 % verzinset, folglich auch sehr bald zu amortisiren
gend ist. — Soll aber jener Zweck, welchen man höchst wohlthätig
darf, in seinem ganzen Umfang erreicht werden; dann muß eine
nelle Bildung in dem, mit dem Geschäfte der Bierbrauerei in unmit
Beziehung stehenden, Zweige der Physik und Chemie auf Seiten Der
vorangehen, welche dem Geschäfte der Bierbrauerei vorstehen sollen
Kenntnisse müssen sich daher erstrecken auf: a) die Natur des Wassers,
abwechselnde Temperatur der bei der Brauerei vorkommenden Liquid
gasförmigen Flüssigkeiten, c) auf die Grundmischung der Getreid
d) ihre Veredelung durch das Malzen, e) auf die Wechselwirkung des
mit den flüssigen Mitteln, f) die vornehmsten Ursachen zur Gährung,
regelmäßigen Gang derselben, h) die Pflege und Wartung des Biers,
Verhältnisse seiner Grundmischung u. s. w., und diese Kenntnisse wi
jeder offene Kopf, der in den nöthigen Schulkenntnissen nicht ganz v
läßigt ist, bei einem zweckmäßigen mit Theorie und Praxis begleiteter
richt über das Gesammte der Bierbrauerei binnen wenigen Mona
eignen können. Die Grundlage zur Verfertigung aller Arten von Bier
die Getreidearten aus, und vor allen Dingen der Weizen, die Ge
der Hafer; weniger brauchbar dazu sind der Roggen, so wie die
früchte. Die nähern Bestandtheile aller Getreidearten sind zwar im
selben, nämlich Hülse, Kraftmehl, Kleber, Gummi und Zuckerstoff
die quantitativen Verhältnisse dieser Theile können im Getreide von
Art außerordentlich abweichen; es kann daher bei deren Anordnung zu
brauerei auch gar nicht gleichgültig seyn, ob von dem Einen mehr
von dem Andern weniger in einer gegebenen Masse desselben entha
Die chemische Zergliederung der Getreidearten hat es bewiesen, da
der Gehalt an Kleber von 10 pC. bis auf 30 pC. steigen kann. Je
daher die Masse des Klebers in einem gegebenen Gewicht der Getreid
um so kleiner muß nothwendig der Gehalt an Kraftmehl seyn. N
aber gerade das Kraftmehl derjenige Bestandtheil in den Getreidearte
cher bei ihrer Anwendung zum Bier am thätigsten wirkt, weil alle w
wirksamen Bestandtheile, welche das Bier enthält, aus ihm gebild
den; folglich hat die Wahl des Getreides auf die Güte des daraus zu
tenden Bieres einen wesentlich wichtigen Einfluß, auch erfodert
noch eine besondere Vorbereitung, nämlich die des Malzens, die dazu be
ist, den Kleber auszuscheiden, um das Kraftmehl in Gumm
Schleimzucker umzuändern. Das Malzen ist in der Bierbrauerei
wichtiger Prozeß, wodurch die Grundlage zur Bildung des schönste
reichsten, so wie des schlechtesten sauern Biers gelegt werden kann. Sei
anstaltung, so wie seine Erfolge sind ganz auf chemische Prinzipien geg
und nur Der, der bei jenen Arbeiten rationell zu Werke geht, darf er
ein, wie das andermal, dieselben Erfolge zu erhalten. Wichtig ist
Prozeß des Mischens, oder des Ausziehens des Malzschrotes zur Be
der Würze. Er ist ganz wieder ein Prozeß der Chemie, wobei die
oder niedere Temperatur eine wichtige Rolle spielt; wobei oftmal du
kleinste Versehen die Grundlage zum gänzlichen Umschlage, so w
Sauerwerden des Biers gelegt wird; er muß also billig ganz nach che
Grundsätzen veranstaltet werden. Nicht weniger wichtig ist die Behe
der erhaltenen Würze mit dem Hopfen, oder das Hopfen derselben
Hopfen ist dazu bestimmt, dem Bier nicht allein Wohlgeschmack, u
sanfte Bitterkraft, sondern auch Haltbarkeit zu ertheilen, und dennoc
man, daß in den meisten Brauereien damit gar zu leichtsinnig umge
wird, nicht ahnend, daß einige wissenschaftliche Grundsätze dabei ob

Digitized by Google

die nicht vernachläßigt werden dürfen, wenn ein glücklicher Erfolg erreicht werden soll. Endlich gehört hieher auch noch das Stellen der gehopften Würze mit der Hefe, um die Gährung derselben zu veranlassen und zu befördern. Sie ist eine der wichtigsten Operationen in der Bierbrauerei, so einfach solche auch zu seyn scheint, und erfodert, besonders nach den verschiedenen Jahrszeiten, eine überaus große Aufmerksamkeit in Hinsicht der Temperatur der Würze gegen die Hefe, und umgekehrt, so wie beider gegen die Temperatur zur Luft, wenn die darauf folgende Gährung einen regelmäßigen Gang nehmen, und weder unterbrochen, noch übereilt von Statten gehen soll; und daher bedarf es keiner Erwähnung, daß wenn auch alle übrigen Arbeiten auf das vollkommenste sind geleitet worden, doch von der Regelmäßigkeit der Gährung im Grunde Alles abhängt, wenn ein gutes Endresultat daraus hervorgehen soll. Zuletzt verdient auch die Wartung des schon fertigen Biers, besonders bei schweren Lagerbieren, die sich mehrere Jahre hindurch halten sollen, Aufmerksamkeit. Ein solches Bier ist gleich dem Wein, einer fortdauernden Gährung auf den Fässern unterworfen, die auf die Ausbildung und Vermehrung seines geistigen Bestandtheils, folglich auch der davon abhängenden Stärke desselben, einen wesentlich wichtigen Einfluß hat; und eben diese Pflege kann nur nach rationellen Gründen vollkommen geschehen. Die verschiedenen Arten Biere, welche in England gebrauet werden, bestehen: 1) im Brownstout oder doppeltem Pohrter; 2) im Readingbeer; 3) im London-Ale; 4) im Wirtenberg-Ale; 5) im Schippingbeer; 6) im Parl; 7) im China-Ale; 8) im Treaclebeer; 9) im Ebulum-Elderberrybeer; 10) im Hock; 11) im Sewryppraß-Ale; und 12) im Tablebeer. Eine umständlichere Nachweisung über die Zubereitung dieser in England üblichen Biere findet man in Hermstädts Sammlung praktischer Erfahrungen und Beobachtungen für Branntweinbrenner, Bierbrauer u. s. w. 2 Bände, Berlin, 1807. Man lese ferner desselben Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der wichtigsten Verbesserungen und möglichen Vervollkommnungen in der Bierbrauerei u. s. w.

Biester (Johann Erich), geboren 1749 zu Lübeck, wo sein Vater ein wohlhabender Kaufmann war, studirte zu Göttingen, wurde dann Lehrer am Pädagogium zu Bützow (1773), legte 1775 diese Stelle nieder, und wurde 1777 Privatsekretär beim Minister von Zedlitz zu Berlin, wo er seit 1785 mit den trefflichsten und ausgezeichnetsten Männern Berlins die Berlinische Monatsschrift heraus gab. Schon 1784 ernannte ihn Friedrich II., der seine Verdienste erkannte, zum Bibliothekar. Er starb den 20. Febr. 1816 und hinterließ, außer der Berlinischen Monatsschrift, die er von 1791 an, mehrere Jahre fast allein fortsetzte, eine Uebersetzung der Reisen des jungen Anacharsis.

Bièvre (Marschall Marquis von), diente unter dem Corps der Musquetire, und erwarb sich einen Namen durch seine witzigen Antworten und Calembourgs, die unter dem Titel: Bieveriana, 1801 gesammlet erschienen. Außerdem ist er Verfasser von einigen Lustspielen (le Séducteur, les Réputations). Er starb zu Spaa 1789, wohin er sich zur Herstellung seiner Gesundheit begeben hatte.

Bigae, oder auch mit Statius in der einfachen Zahl, **Biga**, ein mit zwei Pferden bespannter Wagen, den entweder die Phrygier, oder Cyristhenes aus Sikyon soll erfunden haben. Diese Bigae waren ursprünglich nur zum Gebrauche der Götter bestimmt. In der 93sten Olympiade führte man das Wettrennen auf diesen mit fünfjährigen Pferden bespannten Bigis bei den olympischen Spielen ein. Man gestand sie hernach auch den Hieronicis (den Siegern in den heiligen Spielen Griechenlands) zu, bis end-

Digitized by Google

lich ihr Gebrauch auch zu Rom aufkam, wo sie im Cirkus auch in der Folge Denjenigen als besondere Ehrenzeichen errichtet wurden, welche sich bei dem Volke durch ihre gegebenen Schauspiele beliebt gemacht hatten: Man sahe daher auf diesen öffentlichen Plätzen Statuen auf Bigis. Sehr gewöhnlich bespannte man diese Bigas mit einem weißen und einem schwarzen Pferde, wovon das erstere den Tag, das andere die Nacht vorstellen sollte. Auf alten Denkmälern findet man auch Bigas, die mit Elephanten bespannt sind.

Bigamie, s. Polygamie.

Bigati. Tacitus in seiner kleinen schätzbaren Schrift von den Sitten der Deutschen gedenkt dieser Bigaten, als einer römischen Münze. Die Römer, welche im Jahr d. St. 485 ihre ersten silbernen, und 547 ihre ersten goldenen Münzen prägten, gaben ihnen gemeiniglich eine Siegesgöttin auf einer Biga, oder Quadriga (zwei- oder vierspännigen Wagen) zum Gepräge. Daher kam der Namen nummi bigati, quadrigati. Einige unter denselben waren am Rande, wie eine Säge, gezähnt, und wurden wegen dieser Form Serrati genannt. Auch gab es Denarien, Quinarien und Sesterzien von ähnlichem Gepräge.

Bignon (Jérome), geboren zu Paris den 24. August 1589, wurde mit Ludwig XIII. erzogen, legte sich vorzüglich auf die Untersuchung der franz. geistlichen und weltlichen Rechte, und gab schon in seinem 10. Jahre eine Déscription de la Terre-Sainte, Paris 1600 heraus, so wie er im 13. eine Abhandlung über die römischen Alterthümer und im 14.: De l'Election du Pape, schrieb. Auch ist er der Verfasser einer Abhandlung: De l'excellence des rois et du royaume de France und der Anmerkung über die Formulae Marculphi. Nach einer Reise nach Italien wurde er Staatsrath und Advokat beim Parlament zu Paris 1626, und 1642 Bibliothekar des Königs. Die Königin Anna von Oesterreich bediente sich seines Rathes öfters, da sie als Regentin an der Spitze Frankreichs stand. Er starb 1656. — 2) Johann Paul Bignon, des Vorigen Enkel, geboren zu Paris, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde Bibliothekar, und starb zu Jie-Belle den 14. Mai 1743, im 87. Lebensjahre. Er schrieb viele Abhandlungen für das Journal des Savans, und trug vieles zur Aufnahme der Akademie zu Montpellier bei.

Bigot nennt man Denjenigen, welcher einem religiösen Aberglauben huldigt, und Frömmigkeit und Heiligkeit in Dingen sucht, die selbige nicht haben. Doch mit Unrecht nennt man jenen Bigot, der ein warmer Verehrer der Religion ist, und auch die äußerlichen Ceremonien derselben hochachtet. Das Wort Bigot kommt von dem deutschen Ausdruck: bi (bei) Gott her, welches eingebildete Fromme vielleicht oft im Munde führten. Folgende Erzählung wird angeführt, um den Ursprung dieses Wortes herzuleiten. — Als Rollo (Robert), Herzog von der Normandie, dem Könige von Frankreich, Carl dem Einfältigen, bei der Belehnung mit diesem Herzogthume, die Füße habe küssen sollen, so habe er in der damaligen Sprache geantwortet: „Ne se by God." (Nein bei Gott nicht), worauf ihn der König nachher nur Bygod genannt habe, welchen Namen man auch den unter dem Herzoge stehenden Normännern noch lange beigelegt hat.

Bigot (Emery), geboren zu Rouen 1626, starb daselbst als Dechant, den Ruf eines der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts hinterlassend, welchen er auch durch Herausgabe der Lebensbeschreibung des heiligen Chrysostomus, die der Bischof Palladius verfertigt (Paris 1680. 4. griech. und lat.) vollkommen verdiente.

Bilanz, Bilance, franz. bilan, heißt die monatliche oder jährliche Schlußrechnung der Kaufleute über Einnahme und Ausgabe, um den Gewinn und Verlust, die Activ- und Passivschulden und den Kassenbestand geschwind und richtig

Digitized by Google

vergleichen zu können. Das Buch, worin diese Rechnung geführt wird, heißt Bilanzbuch. Auch in Theilungs-, Sterbe- und Bankerottfällen kann man daraus sogleich den Zustand einer Handlung beurtheilen.

Bilbao, die wohlgebaute Hauptstadt von Biscaya, am rechten Ufer des Ybaochalval, welcher ¼ M. weiter abwärts schiffbar wird, und in seiner weiten Mündung den Hafen der Stadt bildet. Hier ist der große Wollmarkt und Wollhandel in ganz Spanien; der Ausfuhrhandel davon beläuft sich in manchen Jahren auf 120.000 Centner. Mit den über Bilbao eingeführten fremden Fabrikartikeln wird ganz Nordspanien versorgt, und das nördliche Europa von Bilbao aus mit Kastanien, Oel und Wein.

Bilch (Siebenschläfer). Dieses merkwürdige Thierchen gehört zur Klasse derjenigen, die einen gar langen und sehr festen Winterschlaf halten. Viel Aehnlichkeit hat es mit den Eichhörnchen und der Maus, ist fast 7 Zoll lang, mit einem zottigen 5 Zoll langen, grauhärigen Schwanze. Sein Fell ist ungemein zart, und schön behaart, oberhalb aschgrau, am Unterleib silberweiß und glänzend. Die Iltisse, Marder u. s. w. sind seine Hauptfeinde. Nachdem es im Frühling aus seiner Erstarrung hervortritt, bringt das Weibchen 3 — 6 Junge im Junius, äußerst wilde Geschöpfe, die sich keineswegs zähmen lassen. In den mildern Erdstrichen der alten Welt ist der Bilch vorzüglich einheimisch. In Italien ist sein Fleisch ein Leckerbissen; es ist der wahre Glis der Römer, der noch Apicius VIII. 9. auf ihren Schmaustafeln figurirte, und, wie uns Varro berichtet, in eigenen Behältern (Glirariis) zu diesem Zwecke gemästet wurde. Er lebt in Eichen- und Buchenwäldern, nistet in hohlen Bäumen, und liebt mit dem Eichhörnchen fast gleiche Nahrung.

Bild. Abbildung, Bildniß. (Synonym.) Bild wird nicht allein von allen sichtbaren Gegenständen gebraucht, die durch die zeichnenden Künste nachgeahmt, sondern auch von denen, die durch die Natur selbst dargestellt werden, ja nicht bloß von denen, die dem Sinn des Gesichts gegenwärtig sind, sondern auch von den abwesenden Gegenständen, die durch die Phantasie vorgestellt werden. Es ist also überhaupt die Form oder Gestalt eines Dinges. Daher ist Bilden einem Dinge eine Form geben, und, da der Stoff durch die Form vervollkommnet wird, es vervollkommnen. In diesem Sinne sagt man: seinen Verstand, sein Herz, seine Sitten bilden. Und wenn es heißt: Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde: so bedeutet das, er machte ihn sich selbst, oder seinem eigenen Wesen ähnlich, indem er ihm Vernunft gab. Abbildungen sind Bilder, die andern Bildern nachgebildet sind, es sey von einzelnen Dingen, oder von gewissen Gattungen und Arten wirklicher oder erdichteter Dinge. Auf einem Gemälde sind Pferde, Schaafe, Bäume, aber auch Centauren, Greife und andere Geschöpfe der Dichterwelt abgebildet. Die Bäume, die wir im Wasser sehen, sind Abbildungen von denen, die am Ufer stehen. Ein Bildniß ist die Abbildung von einem einzelnen Dinge, mit dem es von denen, die es kennen, verglichen werden. Am häufigsten wird dieses Wort jetzt für Portrait gebraucht, und also für die Abbildung von einem gewissen Menschen. Es kann aber auch von andern Dingen gebraucht werden. — „Der Frühlingslandschaft zitternd Bildniß schwebt — hell in des Stromes Blau.“ — In einer Gemäldegallerie sind viele Bilder, und darunter auch Bildnisse berühmter Personen.

Bild (optisch) 1) ist die Erscheinung eines Gegenstandes durch Reflexion oder Refraktion der Strahlen. Katoptrische Bilder zeigen sich in Spiegeln; im ebenen Spiegel ist das Bild dem Gegenstande an Größe gleich. Conkave Spiegel werfen das Bild des Gegenstandes in ihre Axe vorwärts von ihrer Fläche. Convexe Spiegel verkleinern das Bild, welches dann hinter der Fläche, wie beim ebenen, steht. 2) Bild (zeichnende Künste). Dieses Wort scheint in seiner ursprünglichen Bedeutung einen körperlichen Gegenstand zu bezeich-

Digitized by Google

nen, der durch Kunst eine ordentliche Gestalt und Form bekommen hat; denn einer unförmlichen Masse eine ordentliche Gestalt geben, heißt eigentlich bilden. Man kann demnach Alles, was durch die Kunst eine solche Gestalt bekommen hat, es sey aus Stein gehauen, oder aus Holz geschnitzt, oder aus einer weichen Materie geformt, oder aus einer schmelzenden gegossen, ein Bild nennen: doch scheint es, daß man vorzüglich den Bildern von menschlicher und thierischer Gestalt diesen Namen zueigne. Hiernächst wird dieser Name auch überhaupt den Gemälden gegeben, indem man große Sammlungen von Gemälden Bildergallerien nennt. Aus demselben Grund werden auch die Kupferstiche bisweilen Bilder genannt. Aber auch bei Gemälden und Kupferstichen scheint die menschliche Gestalt einen besondern Anspruch auf den Namen des Bildes zu machen. Bisweilen drückt man das, was man gemeiniglich mit dem französischen Wort Portrait nennt, besonders auch durch das Wort Bild, noch gemeiner aber durch Bildniß aus. 3) Bild, ist in den redenden Künsten ein sinnlicher Gegenstand, der in der Rede entweder bloß genannt, oder ausführlich beschrieben wird, in sofern er durch seine Aehnlichkeit mit einer andern Sache bedeutend wird. So wird der Schlaf ein Bild des Todes, der Frühling ein Bild der Jugend genannt. Die Bilder erwecken klare und lebhafte Vorstellungen, die sehr faßlich sind, und darin man viel auf Einmal, wie mit einem einzigen Blick, erkennt. Wenn sie eine fühlbare Aehnlichkeit mit abstrakten Vorstellungen haben, so können sie mit großem Vortheil an deren Stelle gesetzt werden. In diesem Falle thun sie in der Rede den Dienst, den eine gemalte Landschaft thut, die man Jemanden vorlegt, um ihm einen Begriff von der dadurch abgebildeten Gegend zu machen, folglich sind sie Gemälde der Gedanken. Die Bilder veranlassen eine anschauende Erkenntniß der abgebildeten Sachen; sie geben den abstrakten Vorstellungen einen Körper, wodurch sie faßlich werden. Gedanken, die wegen der Menge der dazu gehörigen Begriffe schwerlich mit einem Blick könnten übersehen werden, lassen sich dadurch festhalten. Also dienen die Bilder überhaupt, die verschiedenen Verrichtungen des Geistes zu erleichtern. Hiezu kömmt noch, daß das Vergnügen, welches allemal aus Bemerkung der Aehnlichkeit zwischen dem Bild und dem Gegenbilde entstehet, die Eindrücke desto lebhafter und unvergeßlicher macht. So lange eine Sprache an allgemeinen Ausdrücken arm ist, muß nothwendig das meiste durch Bilder ausgedrückt werden: daher sind die Reden der noch wenig gesitteten Völker durchaus mit Bildern angefüllt. Aber auch da, wo man die Gedanken allgemein ausdrücken könnte, werden die Bilder gebraucht, um die Vorstellungen ästhetisch zu machen. Daher die Dichter vorzüglich, und nach ihnen die Redner, einen vielfältigen Gebrauch davon machen. Die Haupteigenschaften eines Bildes sind diese: Es muß von bekannten Dingen hergenommen werden, die man sich leicht und mit großer Klarheit vorstellt, es muß eine genaue Aehnlichkeit mit dem Gegenbild haben; diese Aehnlichkeit muß schnell bemerkt werden können, so bald man das ganze Bild gefaßt hat; die Gattung der Dinge endlich, woraus es genommen ist, muß nichts an sich haben, das dem Karakter des Gegenbildes entgegen sey. Der Mangel dieser letztern Eigenschaft würde die widrigste Wirkung hervorbringen, ernsthafte Vorstellungen würden durch komische Bilder, hohe Dinge durch niedrige ganz verdorben werden. Nur bei scherzhaftem Vortrag ist es nicht nur erlaubt, sondern sehr vortheilhaft, diese Regel zu überschreiten, indem das Widersprechende oder Widerartige zwischen dem Bild und dem Gegenbild eine Hauptquelle des Scherzhaften ist. Die Quellen, woraus die Bilder geschöpft werden, sind mannigfaltig: die leblose Natur, die Kunstwerke, die Sitten der Thiere und der Menschen, die Geschichte, die Mythologie, und endlich die Belebung lebloser Dinge; das Mittel aber zur Erfindung

Digitized by Google

ist eine weitläufige Kenntniß dieser Quellen, mit einem scharfen Beobachtungsgeist und lebhaften Witz verbunden. Wer in Erfindung der Bilder glücklich seyn will, der muß äußerlich mit einem verweilenden, alles bemerkenden und durchforschenden Auge Natur und Sitten unaufhörlich beobachten; in sich selbst aber jeden bis zur Klarheit hervorkommenden Begriff, jede aufkeimende Empfindung bemerken, und sich den Eindrücken derselben eine Zeitlang überlassen, denn dadurch bemerkt man die Aehnlichkeit der Dinge. Je größer der Beobachtungsgeist des Sichtbaren und Unsichtbaren ist, desto reicher wird die Einbildungskraft an Bildern und Gemälden, die jede Vorstellung des Geistes und jede Regung des Herzens zu sichtbaren und fühlbaren Gegenständen machen. Denn die sichtbare Welt ist durchaus ein Bild der unsichtbaren, in welcher nichts liegt und nichts vorgeht, das nicht durch etwas Materielles abgebildet würde. Es ist das eigentliche Werk der redenden Künste, uns die unsichtbare Welt durch die sichtbare bekannter zu machen. Also ist die Erfindung vollkommener Bilder beinahe das vornehmste Studium des Dichters, die unablässige Beobachtung der Natur und der Sitten ist der eine Weg zu Erfindung der Bilder; die Dichtungskraft, die abgezogenen Begriffen einen Körper giebt, die leblose Dinge in lebendige Wesen verwandelt, ist der andere Weg dazu. So vortrefflich der Nutzen der Bilder ist, so sind sie, wie alle Dinge, dem Mißbrauch unterworfen. Die besten Redner und Dichter haben sie als kostbare Würze mit behutsamer Sparsamkeit angebracht. Bei sehr wichtigen Begriffen und Vorstellungen, die man geradezu nicht mit der gehörigen Stärke und Lebhaftigkeit ausdrücken kann, werden sie nothwendig; bei Nebensachen aber sind sie bloße Zierrathen, womit man sparsam umgehen muß. Doch ist es in gewissen Fällen gut, wenn Bilder auf Bilder gehäuft werden. In Oden, wo eine einzige an sich selbst einfache Vorstellung so lange wiederholt, und so genau auf allen Seiten gewendet werden muß, bis unsre ganze Vorstellungskraft völlig davon eingenommen ist, bleibt die Anhäufung der Bilder, die einerlei Sache in verschiedenen Gestalten ausdrücken, das einzige Mittel zum Zweck zu gelangen. Auch die Form der Bilder, ihre Kürze oder Ausführlichkeit, muß aus der Absicht, die man hat, beurtheilt werden. Denn oft thut ein durch wenige Züge gezeichnetes Bild alle Wirkung, die man verlangt, da es hingegen an einem andern Orte im Ganzen muß ausgezeichnet werden. Wenn Hermione, beim Euripides, zu der Andromache, die um ihr Leben zu erretten, an den Altar der Thetis geflohen war, sagt: Und wenn Dich gleich geschmolznes Bley umgäbe, so will ich Dich doch von dieser Stelle wegbringen, so ist dieses Bild, ob es gleich nur angedeutet wird, von der höchsten Kraft. Hermione hatte sich vorgenommen, die Andromache aus dem geheiligten Ort ihrer Zuflucht, wo es nicht erlaubt war, Hand anzulegen, durch ein ander Mittel herauszulocken. Sie wollte den Sohn dieser unglücklichen Königin dahin bringen, und ihn vor den Augen der Mutter zu ermorden drohn, wofern sie den Altar der Thetis nicht verlassen würde. Dieses Mittel sah sie für so unfehlbar an, daß es seine Wirkung thun müßte, wenn auch geschmolzen Bley um den Altar flösse. Ueberlegung und Geschmack müssen dem Dichter das Maaß der Ausführlichkeit an die Hand geben. Ueberhaupt scheint es, daß die Bilder, welche auf Verstärkung oder Schwächung einer Empfindung abzielen, allemal eher ganz kurz seyn können, als diejenigen, wodurch man die Vorstellungskraft zu lenken sucht.

Bilderbuchstaben. Sie kamen erst nach Christus auf, und haben ihren Namen von den historischen Zügen und Ideen, die sie als Bilder und Figuren vorstellten, erhalten. Die ältesten der Bilderbuchstaben beziehen sich zuweilen auf den Inhalt des Kapitels, welches sie anfangen, oder auch nur auf das erste Wort. Die Griechen unterscheiden sich hierin besonders, und ihre ältesten Handschriften sind voll davon. Montfaucon hat in

Digitized by Google

seiner Paläographie deren viele beschrieben, und einige in Kupfer stechen lassen, so sieht man z. B. einen Soldaten mit einer Lanze aus dem Anfangsbuchstaben der 39ten Rede des Chrysostomus an die Antiochier hervorspringen, welche mit den Worten beginnt: „Gestern kamen wir aus dem Kampfe zurück.“ Oft aber ist der Sinn des Bildes dunkel. Bei den Römern herrschten besonders die Bilderbuchstaben, doch selten haben sie Bezug auf den Inhalt des Kapitels oder Worts. Ihre Figuren wählten sie gewöhnlich aus dem Thierreiche. Zu den Bilderbuchstaben gehören auch die gestickten. Man trifft sie vorzüglich in den merovingischen Handschriften des 6. und 7. Jahrhunderts an. Sie sind ungefähr einen Zoll hoch, und endigen sich in der Figur eines schneckenförmigen Draths, zuweilen sind sie auch fischförmig, oder bestehen ganz aus Fischfiguren. Hierauf folgten die gegitterten im 9ten Jahrhunderte, die durch das Flechtwerk, die Ketten und die gegitterten Streifen kenntbar sind. — Die blasonirten oder ausgelegten Buchstaben gehören zur lombardischen Schrift. Die westgothischen Anfangsbuchstaben sind mit Figuren von Menschen und Thieren geschmückt. Uebrigens sind sie gewöhnlich die Anfangsbuchstaben der Kapitel, und viele davon auch sinnbildlich; oft kann man aus ihnen auch die damalige Kleidertracht erkennen. Bei einem Buchstaben J ist die Jungfrau Maria in vollem Anzuge vorgestellt, wie sie in der rechten Hand ein Rauchfaß, in der linken einen Kranz hält; bei einem andern J erscheint die Märtyrin Agatha gleichfalls im vollen Anzuge. Hieraus kann man die Frauenzimmerkleidung der Franken im 8ten Jahrhundert einigermaßen beurtheilen. Die Bilderbuchstaben haben auch den großen Nutzen, daß man aus ihren Gestalten und dem in ihnen herrschenden Geschmacke das Alterthum einer Handschrift erkennen kann. Je älter die Handschriften sind, je weniger sind sie damit versehen, und man kann eine Handschrift, die ohne Figuren ist, wenn sie übrigens die erforderliche Eigenschaft hat, in das 5te, auch wohl ins 6te Jahrhundert setzen. Die Handschriften des 7ten und 8ten Jahrhunderts sind eigentlich auch dadurch kenntlich, daß die Anfangsbuchstaben entweder aus Menschenfiguren, oder von vierfüßigen Thieren, von Vögeln, Fischen, Schlangen, auch wohl aus Menschen und Thieren zualeich zusammengesetzt sind, und den Hauptzug des Buchstabens ausmachen. In den folgenden Jahrhunderten galten die Figuren meistentheils nur als Zierrathen, daher nur Blumen und Laubwerk zum Schmuck der Anfangsbuchstaben dienten. Die angelsächsischen Bilderbuchstaben unterscheiden sich von andern dadurch, daß ihr Anfang und Ende aus Schlangenköpfen und Schwänzen besteht, daß viele mit Punkten eingefaßt, hin und wieder mit Perlen besetzt sind, und daß sie entweder auf einem blauen, rothen und gelben Grunde, oder nach diesen Farben in Felder eingetheilt sind. Doch findet man auch bisweilen gegitterte Buchstaben in ihren Handschriften. Die geblümten Anfangsbuchstaben sind in den Handschriften fast beständig gebraucht worden. Im 8ten und 9ten Jahrhundert gaben sich die Maler der Handschriften besonders viele Mühe, die Bilderbuchstaben mit den schönsten Farben zu schmücken. So lange sie die Natur nachahmten, war der Geschmack erträglich; als sie aber im 13ten Jahrhundert davon abwichen, so kann man nicht genug über die Mißgeburten und den verdorbenen Geschmack der Maler bei ihren ungestalteten Zierereien sich wundern, der fast bis zum 15ten Jahrhundert fortgedauert hat. Von dieser Zeit an besserten sich die Zierathen wieder, die gewöhnlich in Blumen, Früchten und Laubwerk bestanden, die man auf einen goldenen oder silbernen Grund stellte. Wenn sie Gemälde hineinbrachten, so findet man die Personen größtentheils steif und ohne Leben, doch trifft man schon zuweilen eine gute Zeichnung an, und es giebt Handschriften des 15ten und 16ten Jahrhunderts, die eine recht gute Miniaturmalerei verrathen. Diejenigen Buchstaben, die sie mit Laubwerk, Blumen und Früchten

Digitized by Google

ausschmückten, gerlethen ihnen vor andern am besten. — Nebst dem diplomatischen Nutzen gewährt das Studium der Bilderbuchstaben noch diesen, daß man die Kleidung und Gebräuche von einem jeden Zeitalter einigermaßen daraus bemerken, und den herrschenden Geschmack des Volkes, wie dieser stufenweise ab- und zugenommen hat, beurtheilen kann.

Bilderstürmer (Ikonoklasten) nannte man eine christliche Sekte, welche mit fanatischer Wuth die Bilder der Heiligen zerstörten, und zugleich die Verehrung der Heiligen aufgehoben wissen wollten. Dieser Sturm tobte zuerst im Orient. Die Ursachen dazu findet man sehr verschieden angegeben; die hie und da übertriebene Verehrung der Bilder, welche bei ganz Unwissenden leicht in eine Art von Anbethung übergehen konnte, mochte wohl der Zunder zu jenem unglückseligen Brande seyn, der nachher in so volle und verheerende Flammen ausbrach. Der Kaiser Leo Isaurus griff diese Sache mit großer Hitze und Ungestüm an, und befahl 726, ohne zuvor das Volk über den Bilderdienst genauer belehrt zu haben, durch ein öffentliches Dekret, daß alle Bilder aus den Kirchen, nur das Kreuz ausgenommen, vertilgt werden sollten. Seinem Vorgeben nach wollte er der abergläubischen Verehrung der Bilder durch ein Machtwort in seinen Staaten ein Ziel setzen. Hier, wie überall bestätigt die Geschichte die Wahrheit, daß der Mensch, durch äußere Verhältnisse gedrängt, Alles, was ihm werth ist, aufopfern kann, aber religiöse Ansichten und Meinungen sich durch kein Drohen eines Gewaltherrn, noch durch das Schwerdt des Henkers, ihm weder einimpfen noch aus seinem Innern ausmerzen lassen. Die Unterthanen erblickten von nun an in ihrem Kaiser nur einen Feind ihrer Religion, und fürchterlich brach die Flamme des Bürgerkrieges hervor. Leo wüthete, und ließ auch jetzt das Bild des Heilandes, welches in Constantinopel über der ehernen Pforte seit Constantins des Großen Zeiten aufgestellt war, herunter werfen und zertrümmern; hierdurch entstand unter den Bürgern und Soldaten ein großes Blutbad. Leo, nicht zufrieden mit dem blutigen Schauspiel im Oriente, zündete auch im Abendlande die Fackel der Zwietracht an. Drohend schrieb er, in einem herabwürdigen Tone, dem Papste nach Rom, wenn er nicht die Bilder wegschaffe, so würde er durch seine Soldaten das Bild des h. Petrus zerbrechen, und ihn in Ketten wegführen lassen. Gregor, solche Drohungen verachtend, antwortete dem Kaiser, als Mann, der über alle Furcht erhaben ist. Das Blutbad fing nun auch in Italien an, als die kaiserlichen Söldner mit bewaffneter Hand die Bilder zertrümmerten; Blut floß in den Kirchen und auf den Straßen. So wüthete unter des Kaisers Leo Regierung der Bildersturm fort. Sein Sohn und Nachfolger, Constantin, war ein noch größerer Bilderfeind, er kündigte nicht nur den Bildern, sondern selbst auch den Heiligen den Krieg an. Dem Patriarchen von Constantinopel Anastasius zufolge soll er sogar auch die Gottheit Christi geleugnet haben. — Als nun Tausende seiner Unterthanen durch den Mordstahl gefallen waren, und dennoch der innere Brand noch fortglühete, als schon die Pfeiler seines Thrones zu wanken begannen, ließ er, um die empörten Gemüther zu besänftigen, ein Afterconcilium zu Constantinopel sich versammeln, dessen Beschlüsse jedoch nur für die Bilderstürmer selbst galten. Aber bald darauf kam ein allgemeines Concilium zu Nicäa zu Stand, worin die Bilderverehrung trefflich erklärt ward, unter andern heißt es darin: durch die Bilder sollen die Christen sich belehren, und bei Anschauung derselben sich an die Tugenden der Heiligen erinnern, und diese in ihnen nachahmen. Jetzt hätte man glauben sollen, der fanatische Tumult, an Bildern zu wüthen, sey gedämpft; weitgefehlt, der verheerende Vulkan schlummerte nur tief in seinem Schooße, und brach 810 von Neuem verwüstend los; dauerte auch unter den Regierungen der Kaiser Leo Armenicus, Michael Balbus und Theophilus

Digitized by Google

fort, bis endlich unter der Kaiserin Theodora 842 der Bilderſturm ſich legte, und ſo dem Blutvergießen Einhalt geſchah. Man muß ſich wundern, daß die Hitzköpfe der kämpfenden Parteien in dieſer langen Verheerung, nicht ſo viel Zeit der Vernunft einräumten, dieſe von ſelbſt ſich darbietenden Fragen aufzuwerfen, und ſie zu entſcheiden: iſt es nothwendig und geboten, Bilder zu haben und zu verehren? Iſt es erlaubt und jedermann freigeſtellt, Bilder zu haben und zu verehren? Durch die Entſcheidung dieſer Fragen fiel die Urſache des Kampfes hinweg. Doch wo hat Vernunft ein entſcheidendes Uebergewicht, wenn blinder Eifer und tolle Wuth das Recht der Vertheidigung an ſich geriſſen hat? Indeſſen hielten dieſe Streitigkeiten ſich nicht in den Gränzen des Orients, ſondern ſie überſchwemmten auch die ganze chriſtliche Welt. Zu den Zeiten des Papſtes Gregors I. hatte ein gewiſſer Serenus zu Marſeille alle Bilder aus den Kirchen geworfen und zertrümmert, indem er glaubte, daß durch den Bilderdienſt der Ehre Gottes zu nahe getreten werde. Der Papſt Gregor verwies ihm dieſes dem großen Haufen ſo anſtößige Verfahren, er ſchränkte aber die Gründe ſeines Verweiſes bloß in die Betrachtung ein, daß die Bilder den unwiſſenden Chriſten ſtatt eines Lehrbuches dienen könnten. Als die Beſchlüſſe des Conciliums von Nicäa in Frankreich und Deutſchland bekannt gemacht wurden, fanden viele Biſchöfe, wie auch Carl der Große, die Bilderverehrung den neu zum Chriſtenthum bekehrten Heiden anſtößig, und Carl ſchrieb gegen das Concilium, weil er die Beſchlüſſe deſſelben nicht gehörig aufgefaßt hatte. Er ließ daher 794 nach Frankfurt am Main eine Synode von fränkiſchen und deutſchen Biſchöfen berufen, wo er den Bilderdienſt einſchränkte, und die Verehrung derſelben genau beſtimmen ließ. Im Abendlande erhielten ſich die Bilder bei ihrer Verehrung, doch glimmte auch hier der Funke unter der Aſche, es bedurfte nur eine Erſchütterung, ſo brach er wieder in eine wüthende Flamme aus. Dieſe Erſchütterung ging aus der Kirchenrevolution des 16. Jahrhunderts hervor. Zwar ſtimmten Melanchthon und Luther ſelbſt für die Beibehaltung der Bilder, nur wünſchten ſie, daß die Geiſtlichen das Volk gehörig hierüber belehren ſollten. Der fanatiſche Carlſtadt ſtürmte dagegen zur größten Unzufriedenheit Luthers die Bilder in Wittenberg. Doch grauſamer, wie irgend anders, brach 1566, obgleich das Concilium zu Trient in ſeiner 25. Sitzung ſich über die Bilderverehrung ſo erklärt hatte, daß wohl Niemand dieſen Gegenſtand weiter anſtößig finden konnte, in Weſtflandern dieſer Sturm los. Eben als die erſten Zeitungen davon einliefen, wimmelte Antwerpen von einer Menge Volks ohne Heimath, die das Feſt von M. Himmelfahrt in dieſer Stadt zuſammengedrängt hatte. Kaum hätte die Gegenwart des Prinzen von Oranien die ausgelaſſene Bande noch im Zügel, die es ihren Brüdern in S. Omer nachzumachen brennt; aber ein Befehl des Hofes, der ihn eilig nach Brüſſel ruft, wo die Regentin eben ihren Staatsrath verſammelt, um ihm die königlichen Briefe vorzuleſen, giebt Antwerpen dem Muthwillen dieſer Bande Preis. Seine Entfernung iſt die Loſung zum Tumult. Vor der Ausgelaſſenheit des Pöbels bange, die ſich gleich in den erſten Tagen in ſpöttiſchen Anſpielungen äußerte, hatte man das Marienbild nach wenigen Umgängen auf den Chor geflüchtet, ohne es, wie ſonſt, in der Mitte der Kirche aufzurichten. Dieß veranlaßte etliche muthwillige Buben aus dem Volke, ihm dort einen Beſuch zu geben und es ſpöttiſch zu fragen: warum es ſich neulich ſobald abſentirt habe? Andre ſtiegen auf die Kanzel, wo ſie dem Prediger nachäfften und die Papiſten zum Wettkampf herausfoderten. Ein katholiſcher Schiffer, den dieſer Spaß verdroß, wollte ſie von da herunter reißen, und es kam auf dem Predigtſtuhl zu Schlägen. Aehnliche Auftritte geſchahen am folgenden Abend. Die Anzahl mehrte ſich, und viele kamen ſchon mit verdächtigen Werkzeugen und heim-

lichen Waffen versehen. Endlich fällt es Einem bei, es leben die Geusen! zu rufen; gleich ruft die ganze Rotte es nach, und das Marienbild wird aufgefodert, dasselbe zu thun. Die wenigen Katholiken, die da waren, und die Hoffnung aufgaben, gegen diese Tollkühnen etwas auszurichten, verlassen die Kirche, nachdem sie alle Thore, bis auf Eines, verschlossen haben. Sobald man sich allein sieht, wird in Vorschlag gebracht, einen von den Psalmen nach der neuen Melodie anzustimmen, die von der Regierung verbothen sind. Noch während dem Singen werfen sich Alle, wie auf ein gegebenes Signal, wüthend auf das Marienbild, durchstechen es mit Schwerdtern und Dolchen, und schlagen ihm das Haupt ab. Huren und Diebe reißen die großen Kerzen von den Altären, und leuchten zu dem Werke. Die schöne Orgel der Kirche, ein Meisterstück damaliger Kunst, wird zertrümmert, alle Gemälde ausgelöscht, alle Statuen zerschmettert. Ein gekreuzigter Christus in Lebensgröße, der zwischen den zwei Schächern dem Hochaltare gegenüber aufgestellt war, ein altes und sehr werthgehaltenes Stück, wird mit Strängen zur Erde gerissen, und mit Beilen zerschlagen, indem man die beiden Mörder zu seiner Seite ehrerbietig schont. Die Hostien streuet man auf den Boden, und tritt sie mit Füßen; in dem Nachtmahlwein, den man von ungefähr da findet, wird die Gesundheit der Geusen getrunken; mit dem heiligen Oele werden die Schuhe gerieben. Gräber selbst werden durchwühlt, die halbverwesten Leichen hervorgerissen, und mit Füßen getreten. Alles dies geschah in so wunderbarer Ordnung, als hätte man einander die Rollen vorher zugetheilt; Jeder arbeitete seinem Nachbar dabei in die Hände; Keiner, so halsbrechend auch dieses Geschäft war, nahm Schaden, ungeachtet der dicken Finsterniß, ungeachtet die größten Lasten um und neben ihnen fielen, und Manche auf den obersten Sprossen der Leitern handgemein wurden. Ungeachtet der vielen Kerzen, welche ihnen zu ihrem Bubenstück leuchteten, wurde kein Einziger erkannt. Mit unglaublicher Geschwindigkeit ward die That vollendet; eine Anzahl von höchstens hundert Menschen verwüstete in wenigen Stunden einen Tempel von siebzig Altären, nach der Peterskirche in Rom, einen der größten und prächtigsten in der Christenheit. Bei der Hauptkirche blieb es nicht allein; mit Fackeln und Kerzen, die man daraus entwendet, macht man sich noch in der Mitternacht auf, den übrigen Kirchen, Klöstern und Kapellen ein ähnliches Schicksal zu bereiten. Die Rotten mehren sich mit jeder neuen Schandthat, und durch die Gelegenheit werden Diebe gelockt. Man nimmt mit, was man findet, Gefäße, Altartücher, Geld, Gewänder; in den Kellern der Klöster berauscht man sich aufs Neue; die Mönche und Nonnen lassen Alles im Stich, um der letzten Beschimpfung zu entfliehen. Der dumpfe Tumult dieses Vorgangs hatte die Bürger aus dem ersten Schlafe geschreckt; aber die Nacht machte die Gefahr schrecklicher, als sie wirklich war, und anstatt seinen Kirchen zu Hülfe zu eilen, verschanzte man sich in seinen Häusern, und erwartete mit ungewissem Entsetzen den Tag. Die aufgehende Sonne zeigte endlich die geschehene Verwüstung — aber das Werk der Nacht war mit ihr nicht geendigt. Einige Kirchen und Klöster sind noch verschont geblieben, auch diese trifft ein ähnliches Schicksal; drei Tage dauert dieser Greuel. Besorgt endlich, daß dieses rasende Gesindel, wenn es nichts Heiliges mehr zu zerstören fände, einen ähnlichen Angriff auf das Profane thun, und ihren Waarengewölben gefährlich werden möchte, zugleich muthiger gemacht durch die entdeckte geringe Anzahl des Feindes, wagen es die reichern Bürger, sich bewaffnet vor ihren Hausthüren zu zeigen. Alle Thore der Stadt werden verschlossen, ein einziges ausgenommen, durch welches die Bilderstürmer brechen, um in den angränzenden Gegenden denselben Greuel zu erneuern. Während dieser ganzen Zeit hat es die Obrigkeit nur ein einziges Mal gewagt, sich ihrer Gewalt zu bedienen; so sehr

Digitized by Google

wurde sie durch die Uebermacht der Kalvinisten in Furcht gehalten, von denen, wie man glaubte, das Raubgesindel gedungen war. Der Schade, den diese Verwüstung anrichtete, war unermeßlich; bei der Marienkirche allein wird er auf 400.000 Goldgulden angegeben. Viele schätzbare Werke der Kunst wurden bei dieser Gelegenheit vernichtet, viele kostbare Handschriften, viele Denkmäler, wichtig für Geschichte und Diplomatik, gingen dabei verloren. Der Magistrat gab sogleich Befehl, die geraubten Sachen bei Lebensstrafe wieder einzuliefern, wobei ihm die reformirten Prediger, die für ihre Religionspartei erröteten, nachdrücklich beistanden. Vieles wurde auf diese Art gerettet, und die Anführer des Gesindels, entweder, weil weniger die Raubsucht als Fanatismus und Rache sie beseelten, oder, weil sie von fremder Hand geleitet wurden, beschlossen, um diese Ausschweifung künftig zu verhüten, fortan Bandenweis und in besserer Ordnung zu stürmen. Die Stadt Gent zitterte indessen vor einem ähnlichen Schicksal; gleich auf die erste Nachricht der Bilderstürmerei in Antwerpen hatte sich der Magistrat dieser Stadt mit den vornehmsten Bürgern durch einen Eid verbunden, die Tempelschänder gewaltsam zurückzutreiben; als man diesen Eid auch dem Volke vorlegte, waren die Stimmen getheilt, und Viele erklärten gerade heraus, daß sie gar nicht geneigt wären, ein so gottesdienstliches Werk zu verhindern. Bei so gestalten Sachen fanden es die katholischen Geistlichen rathsam, die besten Kostbarkeiten der Kirchen in die Citadelle zu flüchten, und einigen Familien wurde erlaubt, was ihre Vorfahren darein geschenkt hatten, gleichfalls in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile waren alle Zeremonien eingestellt, die Gerichte machten einen Stillstand, wie in einer eroberten Stadt, man zitterte in Erwartung dessen, was kommen sollte. Endlich wagt es eine tolldreiste Rotte, mit dem unverschämten Antrag an den Gouverneur der Stadt zu deputiren: „Es sey ihnen, sagten sie, von ihren Obern anbefohlen, nach dem Beispiel der andern Städte, die Bilder aus den Kirchen zu nehmen. Widersetzte man sich ihnen nicht: so sollte es ruhig und ohne Schaden vor sich gehen; im Gegentheil aber würden sie stürmen;" ja sie gingen in ihrer Frechheit so weit, die Hülfe der Gerichtsdiener dabei zu verlangen. Anfangs erstarrte der Gouverneur über diese Anmuthung; nachdem er aber in Ueberlegung gezogen, daß die Ausschweifungen durch das Ansehen der Gesetze vielleicht nicht mehr im Zaum gehalten werden könnten: so trug er kein Bedenken, ihnen die Häscher zu bewilligen. In Tournai wurden die Kirchen, Angesichts der Garnison, die man nicht dahin bringen konnte, gegen die Bilderstürmer zu ziehen, ihrer Zierrathen entkleidet. Da es diesen hinterbracht worden war, daß man die goldenen und silbernen Gefäße mit dem übrigen Kirchenschmuck unter die Erde vergraben: so durchwühlten sie den ganzen Boden der Kirche, und bei dieser Gelegenheit kam der Leichnam des Herzogs Adolph von Geldern wieder ans Tageslicht, der einst an der Spitze der aufrührerischen Genter im Treffen geblieben, und in Tournai beigesetzt war. Dieser Adolph hatte seinen Vater mit Krieg überzogen, und den überwundenen Greis einige Meilen weit barfuß zum Gefängniß geschleppt; ihm selbst aber hatte Carl der Kühne von Burgund Gleiches mit Gleichem vergolten. Jetzt, nach einem halben Jahrhundert, rächte das Schicksal ein Verbrechen gegen die Natur durch ein andres gegen die Religion; der Fanatismus mußte das Heilige entweihen, um eines Vatermörders Gebeine noch einmal dem Fluch Preis zu geben. Mit den Bilderstürmern aus Tournai verbanden sich andere aus Valenciennes, um alle Klöster des umliegenden Gebiets zu verwüsten, wobei eine kostbare Bibliothek, an welcher seit vielen Jahrhunderten gesammelt worden, in den Flammen zu Grunde ging. Auch ins Brabantische drang dieses verderbliche Beispiel. Mecheln, Herzogenbusch, Breda und Bergen op Zoom erlitten das nämliche Schicksal. Nur die

Digitized by Google

Provinzen Namur und Luxemburg, nebst einem Theile von Artois und von Hennegau hatten das Glück, sich von diesen Schandthaten rein zu erhalten. In einem Zeitraum von vier oder fünf Tagen waren in Brabant und Flandern allein 400 Kirchen verwüstet. Von der nämlichen Raserei, die den südlichen Theil der Niederlande durchlief, wurde bald auch der Norden ergriffen. Die holländischen Städte: Amsterdam, Leiden und Gravenhaag hatten die Wahl, ihre Kirchen entweder freiwillig ihres Schmucks zu berauben, oder ihn mit gewaltsamer Hand daraus weggerissen zu sehen. Delft, Haarlem, Gouda und Rotterdam entgingen durch die Entschlossenheit ihres Magistrats der Verwüstung. Dieselben Gewaltthätigkeiten wurden auch auf den seeländischen Inseln verübt; die Stadt Utrecht, einige Plätze in Oberyssel und Gröningen erlitten die nämlichen Stürme. Friesland bewahrte der Graf von Aremberg, und Geldern der Graf von Megen vor einem ähnlichen Schicksal.

Bildhauerkunst. Diese Kunst macht nebst der Baukunst die Plastik aus. Die Plastik ist diejenige bildende Kunst, welche Sinnenwahrheit vorstellt. Die Bildhauerkunst führt aber mit Recht den Namen einer Kunst; denn sie hat alle Kennzeichen derselben. Sie stellt Begriffe von Dingen körperlich dar; sie macht z. B. Bildsäulen von Menschen, Göttern, Thieren, Laubwerk u. dgl.; aber nicht wie die Malerkunst auf einer Fläche, sondern so, daß das hervorgebrachte Bild wirklich einen Raum erfüllt. Sie stellt endlich die Begriffe von Dingen so körperlich dar, wie sie in der Natur existiren können. Die Bildhauerkunst stellt nämlich, als schöne Kunst, die Begriffe der Dinge immer schön dar, selbst dann, wenn sie in der Natur häßlich sind. Obgleich ihre Produkte den Produkten der Natur so nahe kommen, daß an denselben Kunst und Natur beinahe verwechselt werden, so idealisirt sie dennoch, oder verschönert die Gegenstände der Natur, die sie abbildet, auf irgend eine Weise nach einem Ideal, das die Kunst dem Naturgegenstande, den sie abbildet, zum Grunde legt. Auch hat sie die unmittelbare Vorstellung häßlicher Gegenstände von ihren Bildungen ausgeschlossen, und sie dafür durch Allegorien mit gefälligen Attributen abgebildet. So stellt sie den Tod unter dem Bilde eines schönen Genius mit gesenkter und erloschener Fackel dar. So bildet sie den Kriegsmuth unter dem Bilde des römischen Kriegsgottes Mars in voller Rüstung ab. Die Bildhauerkunst nimmt bei ihren Werken immer Rücksicht auf ästhetische Zweckmäßigkeit, daß sie nämlich das Gefühl des Wohlgefallens in Demjenigen hervorbringen, der sie anschauet. Ihre Hauptabsicht ist der bloße Ausdruck ästhetischer Ideen, das heißt, Ideale der Einbildungskraft körperlich darzustellen. Ihr Produkt ist ein Bildwerk, das lediglich zum Anschauen gemacht ist, und für sich selbst gefallen soll; das als körperliche Darstellung bloße Nachahmung der Natur ist, doch mit Rücksicht auf ästhetische Ideen, wobei denn die Sinnenwahrheit nicht so weit gehen darf, daß es aufhöre, als Kunst und Produkt des freien Willens zu erscheinen. Der wichtigste aller sichtbaren Gegenstände ist der Mensch, nicht wegen der Zierlichkeit seiner Form und Majestät seines Wuchses, wenn diese gleich das schönste der belebten sichtbaren Wesen wäre, sondern deswegen, weil die Form ein Bild der Seele ist; weil sie Gedanken und Empfindungen, Karakter und Neigungen in körperlicher Gestalt darstellt. Der Leib des Menschen ist nichts anders, als seine sichtbar gemachte Seele. Also bildet diese Kunst Seelen mit Allem, was sie Interessantes haben, in Marmor und Erz. Die Seele selbst aber scheint ein Bild des höchsten Wesens, des erhabensten, vollkommensten und besten Gegenstandes zu seyn. Diese Kunst kann demnach das Höchste, was der Mensch zu denken und zu empfinden im Stande ist, dem Gesichte darstellen. Man sagt von dem Jupiter des Phidias, es habe ihn Niemand ansehen können, ohne von der Majestät des göttlichen Wesens ergriffen zu werden. Sie soll daher nicht eine flüchtige Ueberraschung der Phantasie, nicht bloß eine Ergötzlichkeit des Auges, nicht die Bewunderung

Digitized by Google

der Geschicklichkeit und des Reichthums, sondern etwas Größeres, bleibende Eindrücke, bezwecken. Erst zieht sie das Auge durch die harmonische Schönheit der Formen auf sich; dann reizet sie dasselbe durch den Ausdruck zu ernsthafterer Betrachtung. Es steht nun Gedanken, Empfindungen, Größe des Geistes, und Kräfte, daraus jede Tugend entsteht, angedeutet, dringt durch das Aeußerliche in das Innere, und stellt sich ein denkendes und empfindendes Wesen vor, das den Marmor belebt. Dann bestreben sich Geist und Herz, die Vollkommenheit, deren Begriff durch das Bild ist erweckt worden, ganz zu fassen, ihre eigene Gedanken und Empfindungen darnach zu stimmen. Die ganze Seele strebt nun nach einem höhern Grade der Vollkommenheit. Dieses ist ohne Zweifel eine Wirkung, die von vollkommnen Werken der Bildhauerkunst zu erwarten ist. Also weiß ein Phidias Seelen erhöhende Kräfte in den Marmor zu legen; ist vermögend, jede Vollkommenheit des Geistes, jede Tugend, jede Empfindung des Herzens, den Sinnen fühlbar zu machen. Was kann aber zur Bestrebung nach innerlicher Vollkommenheit nützlicher seyn, als wenn wir dieselbe fühlen? Unter allen sichtbaren Dingen ist der Mensch ohne Zweifel der wichtigste Gegenstand des Auges; in ihm aber können alle menschliche Tugenden sichtbar werden — vielleicht auch übermenschliche, wenn nur die Muse dem Künstler ein höheres Ideal in seine Phantasie gelegt hat. Was also der Moralist mit ungemeiner Mühe dem Verstand vorstellt, große Muster jeder Vollkommenheit, das giebt der bildende Künstler, wenn ihm nur die Geheimnisse seiner Kunst geoffenbaret sind, dem Auge zu sehen. Dieses aber ist das Höchste der Kunst. Auch in ihren geringern Werken, selbst da, wo sie bloß zur Verzierung der Städte, der Gärten, der Gebäude und der Wohnungen arbeitet, ist sie noch eine nützliche Kunst, wenn sie nur von dem guten Geschmack geleitet wird. Das Schöne, selbst in leblosen Formen, das Schickliche, selbst in gleichgültigen Dingen, das Ordentliche, das Angenehme und andere Eigenschaften dieser Art haben allemal einen vortheilhaften Einfluß auf die Gemüther. Verzogene Gestalten aber, von denen das Auge nichts begreift; Formen, die die Natur verkennt; elende Nachahmungen natürlicher Dinge; Vermischung widerstreitender Naturen sind Mißgeburten der Kunst, und Gegenstände, an die sich das Auge nicht ohne schädliche Wirkung auf die Denkungsart gewöhnt. Die Bildhauerkunst kann also ihren Rang unter andern schönen Künsten mit völligem Recht behaupten. Mittelmäßig scheinet sie von überaus geringem Nutzen zu seyn; aber in ihrer Vollkommenheit darf sie keiner andern nachstehen. Wirkt sie gleich nicht auf so mancherlei Art auf die Gemüther, als die Dichtkunst, so ist ihre Wirkung doch desto nachdrücklicher.

Bildhauerkunst, Sculptur im weitern Sinne, ist die Kunst, Gestalten zu formen, sie mögen aus Stein oder Holz gehauen und geschnitten, aus Metall gegossen oder aus Thon, Gyps und Wachs gebildet seyn. Im engern Sinne ist sie die Kunst, Gestalten aus Stein zu hauen. Zuerst muß dazu ein Modell aus Thon oder Wachs gemacht werden; dasselbe formt man fast allein mit den Händen, ohne Instrumente. Das Wachs zu Modellen wird zur Hälfte mit Colophonium gemischt. Dann wird ein Marmor- oder Steinblock nach den äußersten Dimensionen, welche man braucht, gesägt und zugehauen, und hierauf bearbeitet und geformt, indem man alles Ueberflüssige mit einem stumpfen Meißel und einem schweren Hammer wegschlägt. Sind die Verhältnisse beinahe erreicht, so wird das Werk mit einem spitzigen Hammer bearbeitet, worauf ein flaches, schneidendes Instrument mit drei Zähnen und endlich ein Meißel gebraucht wird, um alle Ritzen und Unebenheiten wegzunehmen. Die sanfte Rundung der Oberfläche wird durch die zarteste Bearbeitung mit dem Meißel und der Feile, zuletzt aber durch das Schleifen und Poliren hervorgebracht. Letzteres geschieht erst mit Bimsstein und Schmalte, dann mit Trippel. Ist ungewöhnlicher Glanz nöthig, so wendet

Digitized by Google

man gebranntes Stroh an. Die Masse, welche man zu den Kunstwerken anwandte, waren Thon. Dieser wurde schon in den ältesten Zeiten gebraucht. Nach Plin. XXXV. 43 war der Sikyonier Dibutades der Erste unter den Griechen, der die Kunst, Bildnisse aus Thon zu verfertigen, erfand. Ob indessen die Bildnerkunst aus Thon die älteste gewesen sey, ist noch zweifelhaft. Die Alten arbeiteten in Thon mit dem Griffel, indem sie bei den feinern Partieen noch die Finger, vornehmlich die Nägel zu Hülfe nahmen. Man hat noch viele Kunstwerke aus gebranntem Thon, meistens nur kleine ägyptische Bilder, doch auch einige große Bildsäulen; zwei fand man zu Pompeji in übermenschlicher Größe. Auch Basreliefs findet man aus gebrannter Erde, z. B. hetrurische Todtenurnen und Reliefs. Besonders liebten die Alten Vasen von gebrannter Erde mit Malereien oder Reliefen. Sie bedienten sich zur Bildnerei einer feinen Thonerde, die Griechen z. B. die auf der Insel Samos gegrabene, und die daraus verfertigten Gefäße wurden vorzüglich geschätzt. Die Bilderwerke aus Thon wurden gewöhnlich bemalt, z. B. das Bild des Jupiters auf dem Kapitol, das Tarquin I. weihete. Diese Malerei war eine Art von Emall. Zu Athen war eine Gallerie, welche von den hier befindlichen Kunstwerken aus gebrannter Erde Keramikus genannt wurde. Zu den Zeiten des Pausanias waren in den Tempeln Griechenlands noch viele Statuen und andere Bildwerke aus dieser Materie. Gyps. Man bediente sich desselben zu Stukkaturarbeiten, wie noch die vorhandenen Ruinen alter Gebäude beweisen. Die Kunst, Bildnisse in Gyps abzugießen, lernten die Griechen erst spät kennen. Der erste Erfinder oder wenigstens Verbesserer derselben war Lysistratos, ein Bruder des Lysippos von Sikyon und Zeitgenosse Alexanders des Großen. Wachs. Der genannte Lysistratos erfand auch die Kunst, Bilder aus Wachs in Formen von Gyps zu gießen. Die Portraits der Römer waren aus dieser Materie. Holz. Dies wurde vornehmlich in den ältesten Zeiten bis gegen den Anfang der eigentlich schönen Kunst bei den Griechen zu Bildnerwerken gebraucht. Nach Ol. 61 wurden den Siegern zu Olympia Statuen aus Holz gesetzt. Die geschätztesten Holzarten waren Ebenholz, wovon zu Theben die Statuen der Hilaria und Phöbe und die Pferde der Dioskuren waren, welche Dipanos und Skillas, zwei Schüler des Dädalos, verfertigt hatten; der Feigenbaum, die Cypresse, wovon eine Bildsäule des Vejovis zu Rom war, die Ceder die Eiche, der Taxus, der Burbaum, wovon eine Statue des Apollo zu Olympia stand, der Ahornbaum, die Buche, die Linde, der Weinstock, wovon zu Papulonium eine Statue des Jupiters war, der Sykomorus, woraus die Aegypter häufig arbeiteten. Manche Bilder der Götter wurden aus den ihnen geweihten Holzarten verfertigt, z. B. Jupiters Bildnisse aus Eichen-, des Apollo aus Lorbeer-, des Pluto aus Ebenholz. Elfenbein. Der Gebrauch des Elfenbeins zu Kunstwerken ist sehr alt, schon in der Mythologie findet man Spuren davon, wie die Bilder auf der Burg des Sol, und Pelops elfenbeinerne Schulter, und Pygmalions elfenbeinerne Statue beweisen. Auch Homer erwähnt es schon ic. Odyss. IV, 71. — Man legte die Waffen damit aus, verfertigte kleine Geräthschaften daraus, wie auch die Gestelle der Tische und Stühle. Die Sella curulis der Römer war auch von Elfenbein. In den blühenden Zeiten der Kunst arbeiteten die Griechen viel in dieser Materie, vornehmlich kleine Bilder, doch auch sogar Kolossen, an welchen doch meistens nur die nackten Theile aus Elfenbein, die Gewänder aber aus Gold u. dgl. verfertigt waren. So waren die beiden berühmten Statuen des Phidias, der olympische Jupiter und die Athene im Parthenon. Ueber die Möglichkeit der Verfertigung solcher Kolossen von Elfenbein ist viel gestritten worden, am wahrscheinlichsten verfuhren die Alten auf folgende Art. Sie nahmen einen Kern von festem trock-

Digitized by Google

nen Holz, der schon die Figur darstellte, kitteten darauf mit einem weißen, im Wasser unauflösbaren Kitte mehrere Lagen von fünfseitigen Prismaten von Elfenbein, bis der Körper die gehörige Dicke erlangt hatte; alsdann bearbeiteten sie es, wie Marmor, mit dem Meißel, nachher mit der Raspel und Feile, und überzogen es endlich, nachdem sie ihm die letzte Politur gegeben, mit einem Firnisse von Oel. Die Alten verstanden die Kunst, das Elfenbein zu bleichen, und purpurartig zu färben. Auf unsere Zeiten sind nur kleine Sachen aus dieser Materie gekommen (in Herkulanum z. B. hat man bis jetzt nur Flöten, Agraffen, Amuleten. dgl. gefunden), vermuthlich weil das Elfenbein leicht verwittert, oder sich kalcinirt. Steine. Dahin gehören Marmor, Alabaster, in welchen häufig die Etrurier arbeiteten. Man schätzte vorzüglich den Indischen, und in Rücksicht der Farbe den weißen, unter den farbigen aber den honigfarbenen, welcher zu Gewändern, Vasen und Säulen gebraucht wurde. Basalt, welchen Griechen und Aegyptier mit vieler Kunst bearbeiteten. Granit wurde nur in Aegypten gebraucht. Porphyr wurde häufig gebraucht, und wir haben davon noch viele Meisterstücke, sowohl Statuen als Vasen. Kalkstein, wovon es in Aegypten eine weiche, theils weiße, theils dunkelgrüne Sorte gab. Man machte daraus viele Basreliefs. Glas. Man machte daraus mancherlei Hausgeräthe, Becher, Vasen, die mit erhabener Arbeit, oder mit Gravüre geziert waren. Metall. Das Schmelzen der Metalle ward in den frühesten Zeiten erfunden. Es konnte darauf die Wahrnehmung der geschmolzenen Metalle bei vulkanischen Ausbrüchen, oder ein anderer Zufall leiten. Die alten Schriftsteller schreiben diese Entdeckung durchgängig der Entzündung solcher Wälder zu, die auf einem metallreichen Boden standen. Von den einzelnen Metallen brauchte man zu Kunstwerken: Gold, wurde wahrscheinlich zuerst zu Kunstwerken angewendet. Silber, Bronze, diese wurden am gewöhnlichsten bearbeitet. Das beste Erz zu Bronze holten die Griechen aus Delos und Aegina, nachher war das korinthische das beliebteste. Die gewöhnlichste Temperatur der Bronze bei den Alten war 12½ Pfund Zinn auf 100 Pfund Kupfer. In den ältesten Zeiten bearbeitete man die Metalle mit dem Hammer. So hämmert Vulkan seine belebten Figuren und den Schild des Achilles. Endlich wurde auch die Kunst zu gießen erfunden. Den ersten Guß in Erz legen die Griechen dem Rhökos und Theodor von Samos bei, welche Pausanias in die Zeiten des Crösus und Cyrus setzt. Anfangs goß man nur die einzelnen Theile der Figuren, und fügte sie dann mit einer Art Klammern zusammen; endlich lernte man auch ganze Figuren gießen. Wie die Alten beim Guß verfuhren, ist unbekannt. Eisen. Der Gebrauch des Eisens wurde am spätesten erfunden, weil man es nicht gediegen findet, sondern mit Mühe aus den Erzen erzwingen muß. Bei den Griechen erfand Glaukos die Kunst, in Eisen zu gießen. In Ansehung der Größe, des Rituale und der Schrift der Statuen ist Folgendes zu bemerken: Größe. Die Statuen sind entweder in, oder unter, oder über Lebensgröße. Wenn die letztern die natürliche Größe weit übertreffen, so heißen sie Kolossen, in welcher Form man die Götterbilder machte, vielleicht mit aus Nachahmung der Dichterideen. Der olympische Jupiter war ungefähr 60 Fuß, der Apollo zu Delphi 35 Ellen, der Jupiter des Lysipp zu Tarent 60 Fuß, oder nach Andern 40 Ellen; der Koloß der Sonne, von Nero errichtet, 90 Fuß; der Koloß zu Rhodos 105 Fuß. In Aegypten sieht man noch den Koloß des Memnon. In Rom findet man noch Bruchstücke von Kolossen, z. B. einen Kopf des Carakalla von Bronze, 7 Fuß hoch, zwei ungeheure Füße aus Marmor, eine ungeheure Hand. Auch Thiere wurden kolossalisch gebildet, z. B. der Sphinx in Aegypten. — Außerdem sind die Bildnerwerke entweder einzelne Statuen oder Gruppen. Ri-

Digitized by Google

tual und Gattungen. In dieser Rücksicht giebt es Statuen zu Fuß, zu Pferde und auf Wagen. Auf Wagen bildete man zuerst Götter, wovon aber keine große Werke, sondern nur Vorstellungen auf Reliefen, Gemmen und Münzen vorhanden sind. Die Idee war von den alten Helden hergenommen, die in die Schlacht auf Wagen fuhren. Statuae iconicae, Portraitstatuen, bei den Römern simulacra, imagines. Man errichtete sie als Zeichen außerordentlicher Achtung. Nur der dreimalige Sieger in den olympischen Spielen erhielt diese zu Olympia. Zu Athen wurden Harmodios und Aristogiton zuerst damit beehrt. Die Statuen sind entweder nackt oder bekleidet. In der Periode der schönen Kunst waren unter den Götterstatuen Jupiter, Aeskulap, Pluto, Juno, Pallas, Ceres und Vesta allemal, Apollo, Merkur, Eros niemals, Venus selten bekleidet. Die römischen Portraitstatuen aus den ältesten Zeiten sind fast immer, die griechischen, niemals bekleidet. In Cicero's Zeiten scheint diese griechische Sitte zuerst aufgekommen zu seyn, da er dem Verres den Vorwurf macht, daß er sich nackt habe abbilden lassen. Zu den Zeiten der Kaiser sah man es als heroisch an, sich nackt abbilden zu lassen. Bei den Griechen und Aegyptiern vergoldete man die hölzernen Kunstwerke gewöhnlich; auch Statuen von Marmor wurden vergoldet, vorzüglich die Haare, z. B. bei der mediceischen Venus. Statuen von Bronze wurden meistens vergoldet. Oft setzte man den Bildsäulen Augen von Edelsteinen, auch ganz silberne oder versilberte ein. Marmorstatuen wurden auch bemalt. So ist 1760 zu Herkulanum eine uralte Dianen-Statue entdeckt worden, mit blonden Haaren und weißem Gewande, um dessen untern Saum drei schmale Streifen sind, der eine von Goldfarbe, die beiden andern mit weißen Blumen und Festons auf Scharlachgrund. Mit oder ohne Bart. Unter den Götterstatuen bildete die griechische Kunst den Jupiter und seine Brüder, den Aeskulap und Oceanus mit, die Uebrigen ohne Bart. Die Etrusker und die ältern Griechen bildeten auch den Merkur, Apollo u. s. w. als bärtige Männer. Bei Portraitstatuen geben die Griechen nur den Philosophen Bärte. Die Römer trugen bis im J. der St. 454 Bärte. Nachher ward es wieder Mode, etwas vom Barte stehen zu lassen, und Adrian ließ sich zuerst den Bart wieder ganz wachsen. Bärtige römische Statuen sind also nicht älter, als Adrian. Statuen mit Schrift. Die Schrift befindet sich entweder an der Basis, oder am Gewand, oder an den Schenkeln. Sie bezeichnet manchmal den Gegenstand, manchmal den Künstler. Die Mode, Schriften auf den Statuen selbst anzubringen, kam schon in den ältern Zeiten auf, und blieb in den Zeiten der schönen Kunst.

Bildhauerkunst (Geschichte der). Der Ursprung derselben ist im Orient zu suchen; denn hier gab es die ersten Reiche, die erste Kultur; wie hoch aber derselbe bei jedem Volke hinaufzusetzen sey, ist unbekannt. Bei den Indiern, wahrscheinlich dem ältesten Volke, zeigen noch vorhandene Bruchstücke von uralten Kunstwerken, daß sie die Künste in den ältesten Zeiten kannten. M. s. Niebuhr T. II. p. 32. ꝛc. Bei den Babyloniern und Assyrern werden die bildenden Künste auch schon in den ältesten Zeiten angetroffen. Die Berichte Diodors von den Kunstwerken der Semiramis haben zwar viel Fabelhaftes, indessen beweist es doch, daß man in Assyrien Sachen hatte, welche die Einführung der bildenden Künste in das höchste Alterthum dieses Staats setzen. Daß die Phönicier schon in den ältesten Zeiten bildende Künste gehabt haben müssen, erhellet aus dem Alter ihrer Kultur, ihres Handels, ihrer andern Erfindungen. Die Perser hatten in den Zeiten ihrer ersten Könige bildende Künste, wie die Ruinen von Persepolis beweisen. Als Ueberbleibsel von persischer Kunst hat man auch Gemmen, Amulete, Bronze-Platten. Von besonderer Wichtigkeit sind unter den Völkern des Orients die Aegypter.

Digitized by Google

Der Ursprung der bildenden Künste verliert sich bei ihnen in der fabelhaften Geschichte, wohin die Sagen von den großen Kunstwerken des Sesostris und Mostres gehören. Gewiß ist es, daß die Aegypter schon zu Mosis Zeiten, 1540 vor Chr. G., die bildenden Künste kannten, und ausübten, da er bei den Geräthen der Stiftshütte viele ägyptische Ideen mitbrachte. Die Cherubim waren z. B. die Sphinxe der Aegypter. Der Karakter der morgenländischen Bildnerei war überhaupt das Riesenhafte, das durch bizarre Compositionen angedeutete Symbolische, und Mangel am Schönen und Angenehmen. Die feurige Phantasie der Orientalen brachte das Außerordentliche und Ueberspannte in den Kunstwerken eben sowohl hervor, als in ihren Gedichten und selbst in ihrer Geschichte. So war es auch bei den Aegyptiern, deren Werke überdies noch einen ganz eigenen Nationalgeschmack an sich haben. Die Beschaffenheit des Landes veranlaßte in Aegypten schon in Zeiten, die über alle Geschichte hinaus reichen, einen ziemlich hohen Grad der Kultur, und eine Menge Erfindungen und Künste. Man mußte sehr frühzeitig Kanäle ziehen, und Schleusen anlegen lernen, die Felder jährlich von Neuem eintheilen, weil die Ueberschwemmung die Gränzmerkmale vernichtete, die Wohnungen durch außerordentliche Festigkeit, und durch Dämme gegen die Gewalt des Wassers schützen u. s. w. Dies veranlaßte eine Menge mathematischer und mechanischer Erfindungen, und erweckte den Kunstgeist. Die ganz eigenthümlichen Sitten, Lebensart und Ideen des Volks bewirkten auch das Eigenthümliche dieses Kunstgeistes. Sie durften keinen Umgang mit Fremden haben, und verachteten diese; sie trieben weder Handlung noch Schiffahrt, desto sorgfältiger aber den Ackerbau. Dies Alles mußte die größte Eigenthümlichkeit auch in ihren Kunstideen erzeugen. Dazu kam noch die Kasteneintheilung, und daß jede derselben ihre eigenthümliche Beschäftigung hatte, und keine andere treiben durfte. Dies unterdrückte das Genie, und erzeugte Indolenz und Liebe zum Hergebrachten. Endlich bewirkte auch die Verbindung, in der die Künste mit der Religion standen, viele Besonderheiten, besonders den Karakter des Abenteuerlichen, um durch seltsame Compositionen gewisse religiöse Symbole anzudeuten. — Man kann folgende Kunstepochen bei den Aegyptern annehmen. Die Periode vor der Eroberung Aegyptens durch die Perser. In diesem Zeitraume findet man reine ägyptische Kunst, und lauter Landesideen in ihren Werken, da die Aegypter bis auf ihren letzten einheimischen König Psammenit keinen Umgang mit Ausländern hatten, und keine fremden Kunstarbeiten sahen. Er ist für uns der Wichtigste, da in denselben die Errichtung aller großen Werke der Aegypter fällt. Die Massen, in welchen man arbeitete, waren gebrannte Erde, weißer und rother Granit, schwarzer und grünlicher Basalt, Alabaster, grünliche Breccia, weißer, gelber und schwarzer Marmor, Plasma di Smeraldo (oder Nephrit) u. s. w., auch Holz. Die Figuren haben weder Grazie noch Schönheit, und stehen, oder sitzen in steifen, gezwungenen Stellungen. Die nackenden Theile haben lauter gerade, wenig ausgeschweifte Linien; Nerven, Beine und Muskeln sind gar nicht angezeigt, und man bemerkt nichts von anatomischen Kenntnissen des Künstlers. Die Köpfe sind nicht oval, sondern fast zirkelrund, die Augen geschlossen, lang und rechtwinklicht, und mit der Stirne fast in gleicher Ebene; die Augenbraunen und Augenlieder bloß durch eingegrabene Linien angedeutet. So auch die Lippen, welche fest geschlossen, und an den Mundwinkeln aufwärts gezogen sind. Die Backenknochen stehen stark hervor, und das Kinn ist sehr klein und zurückgezogen; die Ohren stehen hoch am Kopfe, sind unförmlich groß, und meistens mit Ohrgehängen verziert. Die weiblichen Figuren haben übermäßig volle Busen, und schmale Hüften. Die Arme hangen bei männlichen Figuren steif herab, bei weiblichen ist dies nur der Fall bei dem rechten.

Digitized by Google

und der linke ist gemeiniglich unter der Brust gebogen. Der Nabel ist sehr tief ausgearbeitet. Die Schienbeine sind auswärts gebogen, und an den Füßen, welche entweder gerade neben- oder vor einander stehen, sind die Gelenke der Zehen, so wie auch die an den Fingern, gar nicht angedeutet. Männliche Figuren sind gewöhnlich bloß mit einem Schurz umgürtet, weibliche haben ein dünnes, hart anliegendes Gewand, ohne Falten. Der Kopfputz ist oft herrlich ausgearbeitet, und sehr mannigfaltig. Die Thierfiguren sind im Ganzen besser, ungezwungener und anatomisch richtiger gearbeitet, wie man sogar an den Hieroglyphen auf Obelisken bemerkt. Die Basreliefs der Aegypter sind allezeit in der Fläche des Steins, welcher daher ringsherum einen hervorragenden Rand hat, ausgearbeitet. Der größte Vorzug der ägyptischen Bildhauerarbeiten besteht in ihrer außerordentlich feinen und fleißigen Politur, worin sie die Griechen weit übertreffen. Uebrigens sind fast alle altägyptische Statuen, besonders menschliche, in Gesichtszügen, Stellung, Proportion, auch meistens in der Draperie einander ganz gleich. Ausdruck der Leidenschaft wird nirgends angetroffen; auch bemerkt man keine Fortschritte in der Kunst, sondern immer den nämlichen Styl, eine Folge der besondern Einrichtungen in Aegypten, oder auch wohl nur der Bequemlichkeit und Vorliebe für alte Sitte. — Die Periode der Oberherrschaft der Perser über Aegypten. Da diese Eroberer die alte Landesreligion, und die Priesterkaste zu vertilgen, und alle Nationaleigenheiten zu unterdrücken suchten, so mußte die Kunst nothwendig eine große Veränderung leiden. Die Nation konnte nicht mehr so große Werke, wie ehedem, vollführen. Sie wurde nun mit fremden Nationen bekannt, und nahm Vieles von deren Sitten an. Der Styl in der Kunst ward ägyptisch-persisch. Wir haben aus diesem Zeitraume nichts, als einige Kleinigkeiten, Gemmen, Metallplatten ꝛc., und auf den hier anzutreffenden Vorstellungen steht man persische Gegenstände, Kostüm und Kleidung. — Die Periode von Entstehung des griechisch-ägyptischen Reichs bis zur Eroberung des Landes durch die Römer. Es ließen sich jetzt viele Griechen in Aegypten, besonders in Alexandrien, nieder, und brachten griechische Gelehrsamkeit, Religion, Denkungsart und Kunst dahin. Die Aegyptier gewöhnten sich allmählig an griechische Ideen, und griechische Künstler stellten ägyptische Gegenstände vor, ohne die griechische Kunst ganz dabei aus den Augen zu setzen. Hieraus entstand eine Vermischung des altägyptischen Styls mit dem griechischen, und in diesem Styl haben wir noch viele Kunstwerke übrig. — Die Periode unter der Herrschaft der Römer. Unter Adrian, höchst wahrscheinlich nicht früher, fing man in Rom an, Vieles in ägyptischem Geschmack zu arbeiten. Dieser Kaiser war für die ägyptischen Werke so eingenommen, daß er eine Menge Kunstwerke verfertigen ließ, worin ägyptische Ideen in griechischem Geschmack vorgetragen waren. Mit diesen füllte er in seiner Villa bei Tibur einen Pavillon an, den er Canopeum nannte, aus dessen Ruinen eine Menge dergleichen Kunstwerke in den neuern Zeiten sind ausgegraben worden. Man kann diesen Styl den Styl der Nachahmung nennen. Die Ursachen, warum die Aegyptier, bei allem Kunstfleiß, und der wirklich großen Vollkommenheit, die sie in der mechanischen Bearbeitung erlangten, doch nicht zur schönen Kunst fortschritten, waren: 1) Der Aegyptier hatte selbst keinen schönen Körper. Die Beine ihrer Füße waren ausgebogen, das Gesicht lang, und wenig erhaben. Die Frauenzimmer hatten eine außerordentlich starke Brust, und schmale Hüften. Diesem Ideale gemäß mußte denn auch der Künstler bilden. 2) Ihr Temperament war traurig und melancholisch; Musik und Gymnastik war in Aegypten verboten. 3) Mangel an Umgang mit fremden Nationen während der ganzen ersten Periode verhinderte, daß sie eine Idee von Andern und schönern Bildungen haben konnten. Als dies nicht mehr Statt fand, hörte auch die

Digitized by Google

Eigenthümlichkeit der Nation auf. 4) Anhänglichkeit an alte Sitten und Ideen, und deren Darstellung hinderte den Künstler am weitern Fortschreiten seiner Kunst. Fast alle Gegenstände der bildenden Künste waren mit der Religion im Zusammenhange; daher mußte auch der spätere Künstler sich nach den ältern rohern Mustern richten, und durfte selbst bei bessern Einsichten sich nicht davon entfernen. Einige äußerst vortreffliche Thierfiguren beweisen, daß der Künstler etwas Besseres leisten konnte, wenn er nicht durch die Religion eingeschränkt war. 5) Die große Beschränktheit, welche das Talent, vermöge der Kasteneintheilung, erleiden mußte. 6) Die wenige Achtung, welche man dem Künstler bewies, welcher zur niedrigsten Volksklasse gehörte. — Das zweite in der Geschichte der bildenden Künste merkwürdige Volk sind die Etrusker oder Hetrurier. Dieses Volk, dessen glänzendste Periode in die Zeiten kurz vor, bis einige 100 Jahre nach, der Erbauung Roms fiel, zeichnete sich durch seine Kultur, und insbesondere durch seine beträchtlichen Fortschritte in den bildenden Künsten vor allen Völkern Italiens aus. Indessen erreichten sie nie den hohen Grad der Vollkommenheit, welchen die Griechen zu erreichen wußten. Man findet in ihren Werken, auch des besten Styls, einen eigenen Nationalkarakter, Liebe zum Manierirten und übernatürlich Expressiven, eine ungemeine Härte in der Zeichnung und im Ausdruck, Trockenheit, übernatürliche und gewaltsame Stellungen, einen unermüdeten Fleiß in Nebendingen, in Gewändern und Falten, aber Mangel an griechischer Eleganz und Grazie. Die Ursache, warum hierin die Etrusker hinter den Griechen zurückblieben, ist theils in ihrem Temperament, theils in ihrer politischen Lage zu suchen. Sie waren von melancholischer Gemüthsart, und daher mehr zur Tiefsinnigkeit, als zu lebhaften und sanften Bewegungen aufgelegt. Es beweisen dies ihre mystische, auf den traurigsten Aberglauben sich stützende Religion, die Darstellung von Mordscenen auf ihren Todtendenkmalen, die blutigen Schauspiele, welche bei ihnen einheimisch waren, und von ihnen zu den Römern übergingen. Vielleicht würden sie durch Uebung und Fleiß den Einfluß ihres Temperaments auf die Kunst überwunden haben, wenn ihr Staat länger gedauert hätte; aber die Vernichtung desselben hinderte sie an der Vollendung derselben. — Man pflegt die etruskische Kunst in die alte, mittlere und neue einzutheilen, weil man in Rücksicht der Vollkommenheit, Schönheit und des Alters eine große Verschiedenheit unter den Kunstwerken findet. Aber diese Eintheilung ist nicht zweckmäßig, da wir, aus Mangel einer nur etwas vollständigen Kenntniß der Kunstgeschichte und der Künstler der Etrusker, die Gränzlinien zwischen diesen Epochen nicht zu bestimmen vermögen. Das einzige historische Datum findet sich bei Plinius, der den Künstler Demaratos nennt, welcher aus Korinth nach Tarquinii zog, und sich mit dem Maler Kleophanes und den Bildhauern Euchir und Eugrammus daselbst niederließ. Weiter wissen wir schlechterdings nichts von dem Ursprunge, der Ausbildung und dem Fortgang der etruskischen Kunst. Mit mehr Erfolg lassen sich einige Epochen derselben aus dem Inhalte der vorhandenen Kunstwerke bestimmen, welcher sich auf Mythen bezieht. Die älteste griechische Mythologie erhielten die Etrusker durch die Pelasger. Dahin gehören die Gottheiten Saturn, Ops, Vesta, Minerva, Mars, Jupiter, Juno, die im Homer vorkommenden religiösen Gebräuche und Meinungen, die Ideen von der sichtbaren Gemeinschaft der Götter mit den Menschen, von Wunderzeichen, Augurien, Orakeln. Die Etrusker behielten diese älteste Religion weit länger rein und unvermischter, als die übrigen Hellenen. In den spätern Zeiten kamen die ausgebildeten Mythen der Griechen durch ihre Kolonisten auch nach Italien und zu den Etruskern, welche nun auch die Fortschritte der griechischen Kunst kennen lernten, und sich nach ihnen bildeten. Endlich findet man auch in einigen

Digitized by Google

Werken der Etrusker ägyptische Ideen, womit sie sich durch ihre Schifffahrt nach Aegypten bekannt machten. Man könnte also die Epochen der etruskischen Kunst so bestimmen: Denkmale der rohen Kunst; Denkmale, welche sich auf die ältesten griechischen und pelasgischen Fabeln beziehen; Denkmale der Nachahmung ägyptischer Ideen und Kunst; Denkmale der schönen Kunst, worin man neuere griechische Fabeln und Nachahmung der vollendeten griechischen Kunst erblickt. — In der ersten Epoche war die etruskische Kunst noch ganz in ihrer Kindheit. Man sieht das Rohe und die Unerfahrenheit des Künstlers in Behandlung seiner Materie, in der Proportion der Theile, in der Stellung und Handlung seiner Figuren. Es sind Versuche von Thon und Bronze, welche nach keinem guten Muster angestellt wurden, und wobei schickliche Werkzeuge fehlten. Sie müssen daher in die Zeiten fallen, wo die Etrusker noch keinen Umgang mit fremden gebildeten Nationen hatten. Man kann daher auch nicht annehmen, daß sie schon die Phönicier und Aegypter in dieser Epoche nachgeahmet hätten. Sie bekamen überhaupt die Künste nicht von Außen, sondern erfanden sie selbst. In der zweiten und dritten Epoche, wo man ägyptische und pelasgische Nachahmung bemerkt, trifft man mehrere Ausbildung an; welche von beiden Nachahmungen aber die ältere sey, ist ungewiß. Die Nachahmung der Aegypter hat ein hohes Alterthum; aber man kann sagen, daß, wenn die Etrusker einmal den Aegyptern nachzuahmen angefangen hätten, sie in diesem Style mehr geleistet, wenigstens mehr davon beibehalten haben würden; davon trifft man aber das Gegentheil an. Es ist daher wahrscheinlicher, daß, als die Etrusker anfingen sich zu exkoliren, sie selbst, ohne von Jemand etwas zu entlehnen, Dasjenige zu bilden anfingen, was ihnen vorkam. Sie bildeten ihre religiösen und bürgerlichen Gebräuche, und zum Theil auch pelasgische Fabeln. Die ägyptische Nachahmung zeichnet sich durch die gerade Körperstellung, durch die an den Körper anliegenden Arme, und die neben einander stehenden Füße aus. Die Aegypter brachten die Kunst nicht zu den Etruskern, sondern diese sahen ihre Werke in Aegypten, und brachten einige derselben nach ihrer Heimath. In der vollkommensten Epoche der etruskischen Kunst trifft man durchgängig griechische Bildung, griechische Fabeln mit den oben berührten Eigenheiten der Etrusker an. — Von der griechischen Kunst kann man folgende Epochen festsetzen: Die ungewisse, oder die Zeit des Entstehens und der ersten Kultur der griechischen Kunst, von den Zeiten des Dädalos bis auf den Anfang der Olympiaden, von 1272 bis 776 vor Chr. G. Die Zeit des allmähligen Wachsthums der Bildnerei vom Anfang der Olympiaden bis zum Einfall des Xerxes in Griechenland, von 776 bis 480 vor Chr. G. Die Zeit des Flors des Bildnerei, vom Einfall des Xerxes bis auf den Tod Alexanders des Gr., von 480 bis 323 vor Chr. G. Die Zeit ihres Verfalls, von Alexanders Tode bis zum Untergange des achäischen Bundes, von 323 bis 146 vor Chr. G. — Der erste Anfang der Bildnerei bei den Griechen verliert sich in das Zeitalter der Mythen. So bald man anfing, Gottheiten zu personificiren, mußte auch ein Anfang zur Kunst gemacht werden. Als erste Künstler werden Götter genannt, z. B. Prometheus, Vulkan. Rohe unförmliche Figuren waren auch bei den Griechen der Anfang der Kunst. Man setzte zuerst auf die rohen pyramidalförmigen Klötze von Holz oder Stein, welche die ältesten Götterbilder waren, unförmliche Köpfe. Solche Idole behielt man auch noch in den gebildeten Zeiten der Kunst in einigen Tempeln bei. Man nannte sie Hermen. Nachher fing man an, den Unterschied des Geschlechts an diesen Hermen zu zeigen; dann deutete man durch perpendikuläre Einschnitte die Beine, und endlich durch ähnliche die Arme an. In der Folge bildete man völlige Arme und Beine; doch waren die erstern noch nicht vom Leibe abgesondert, sondern hingen gerade herab, und die Füße waren nicht von einander getrennt, und nicht

Digitized by Google

im Fortschreiten gebildet. Die ältesten griechischen Figuren waren also den ägyptischen ganz ähnlich. Der Leib war wahrscheinlich der letzte Theil, den man ausbilden lernte. Diese ersten Bildsäulen der Griechen waren ohne Handlung und Ausdruck; die Umrisse plump, die Zeichnung fehlerhaft, die Muskeln nicht ausgedrückt, alles platt, ohne Wölbung, Erhöhung und Ründung, die Augen geschlossen, die meisten Linien gerade, und keine Glieder ausgebildet. Um 1300 vor Chr. G. lebte Dädalos, der der Bildnerei einen neuen Schwung gab, in die Figuren Handlung und Leben brachte, indem er die Arme vom Leibe trennte, die Füße fortschreitend machte, und die Augen öffnete. Für den Zustand und die Fortschritte der Kunst in diesem Zeitraume findet man beim Homer wichtige Dokumente. Dieser Dichter kennt schon Statuen aus Erz, welche sich zu bewegen schienen; er kennt Statuen aus Gold und andern Metallen, erhabene Arbeiten am Schild des Achilles, Dreifüße und Vasen aus Gold und Bronze, künstlich verfertigt. Die Bildnerei scheint also damals schon ziemlich weit vorgerückt gewesen zu seyn. Man verstand Bildnerwerk aus Metall mit dem Hammer zu verfertigen, vielleicht auch schon zu gießen. Obgleich Homer nichts davon erwähnt, so wußte man doch gewiß auch schon Holz und Thon zur Bildnerei zu verarbeiten. Marmor und andere Steine scheinen aber noch wenig gebraucht worden zu seyn. — In der zweiten Periode machte die Kunst schon große Fortschritte. Man entfernte sich immer mehr von den ersten rohen Versuchen, bearbeitete mehrere Materialien, und die Künstler breiteten sich in mehrern Städten Griechenlands aus, und legten Künstlerschulen an. Die Werke dieses Zeitraums sind nicht von einerlei Güte. Die, welche zu Anfange desselben entstanden, sind denen im Vorigen, und die spätern den vollkommneren des folgenden Zeitraums ähnlich. Auch war der Zustand der Künste nicht überall der nämliche. In den großen, reichen und mächtigen Städten hatte die Kunst gewiß größere Schritte gethan, als in kleinern und ärmern Städten. Man verarbeitete jetzt, außer den schon in vorigen gewöhnlichen Materialien, noch Eisen, Marmor, Elfenbein, man machte eingelegte Arbeit mit Figuren von Silber, Elfenbein u. s. w., und erfand die Kunst Metalle zu gießen, oder bildete sie wenigstens aus. Nur von zwei Kunstwerken dieses Zeitraums hat man bei Pausanias genauere Nachrichten, nämlich vom Kasten des Cypselos und vom Thron des Apollo zu Amyklä. Als Künstler machten sich in diesem Zeitraume berühmt Demaratos, Dipönos und Skyllis, des Dädalos Schüler, Gitiadas, Dontes Medon, Dorykliden, Theokles, Ageladas, Eladas, Hegias, Malas, Mikkiades, Anthermos, Bupalos, Glaukos, Rhökos, Theodoros, Telekles, Callon, Onatas, Glaukias, Simon, Aristokles, Perillos, Klearchos, Learchos, Batykles. Die Fortschritte der Kunst in diesem Zeitraume waren folgende: Man wandte mehrere Materialien zu Kunstwerken an; man sah mehr auf richtige Zeichnung, und hatte schon Kenntniß von der auf Regeln gegründeten Proportion; man vervollkommnete die mechanische Bearbeitung. Vorzüglich erfand man die Kunst in Bronze zu gießen, und brachte sie schon auf einen hohen Grad der Vollkommenheit. — Dennoch waren die Kunstwerke dieses Zeitraums noch nicht schön; denn die Zeichnung war unedel und steif; die Glieder waren zwar ziemlich vollständig, aber ohne Anmuth und Schönheit ausgedrückt. Die feinen Partien waren vernachlässigt, die Augen zu sehr ins Länglichte geformt mit scharfen Winkeln; die Haare hatten keine natürliche Lage, sondern schienen gesalbt, und mit dem Kamm zurecht gelegt zu seyn. Die Kleidung war steif, und voll kleiner geradlaufender Falten, als wären sie mit Glätteisen geordnet. Von Kunstwerken sind aus diesem Zeitraume noch übrig einige Basreliefs von Marmor in der Villa

Digitized by Google

Athanä, eine Minerva und Vesta. — Bisweilen hat man auch in spätern Zeiten den Styl dieser Periode, theils, um einen Betrug zu spielen, theils der Religion wegen, nachgeahmt. Die dritte Periode der griechischen Kunst ist die ihrer höchsten Vollkommenheit. Vorzüglich that sich unter den Staaten Griechenlands jetzt Athen hervor, welches in der vorigen Periode nur wenig geleistet zu haben scheint. Durch die Beute des persischen Krieges, durch Handel und auswärtige Verbindungen reich und mächtig gemacht, konnte es leicht seinem Geschmack am Schönen folgen. Die verbrannte Stadt wurde weit prächtiger und schöner aufgebaut, als sie vorher gewesen war, nicht sowohl die Privatwohnungen, als vielmehr die Tempel und andere öffentliche Gebäude. Dies gab Gelegenheit, das Genie zu wecken, und fremde Künstler herbei zu ziehen. Auch in den andern Staaten Griechenlands, wo die Künste bisher schon geblühet hatten, hatten sie ein fast eben so günstiges Schicksal. In Sikyon, Korinth, Aegina und den meisten Städten Großgriechenlands und Siciliens wurden prächtige Tempel errichtet, und diese mit den herrlichsten Bildsäulen und halberhabenen Arbeiten ausgeschmückt. Auch die heiligen Spiele, wo den Siegern Bildsäulen errichtet wurden, trugen zur Beförderung der Künste sehr vieles bei. Die berühmtesten Künstler dieses Zeitraums waren folgende: Phidias und seine Schüler Agorakritos und Alkamenes, ferner Polykletos und Myron, Ktesilas, Gallon, Cornachos, Praxiteles, Cephissodoros, Skopas, Lysippos, Charas. Die letzte Periode der Bildnerei in Griechenland begreift die Zeit ihres Verfalls. Dieser wurde durch die unglückliche Lage Griechenlands veranlaßt, welche die Folgen der Schlacht bei Chäronea herbeiführten. Die Quellen des Reichthums versiegten nach und nach, mehrere Städte waren zerstört, andere in Verfall gekommen. Der Künstler fand also, bei abnehmendem Wohlstande, keine Unterstützung, keine Belohnung mehr, und die Künste mußten untergehen. Im Anfange dieses Zeitraums wurde noch viel für die Künste gethan, aber mehr aus Schmeichelei, als aus reinen religiösen und politischen Absichten. Dadurch verschwand der hohe Enthusiasmus, der sonst den Künstler beseuerte. Besonders litt die Kunst durch den Krieg zwischen dem achäischen und ätolischen Bunde, indem die erbitterten Feinde eine Menge der schönsten Kunstwerke vernichteten. Dies geschah auch im Kriege zwischen den Achäern und Philipp von Macedonien, so wie bei der Unterjochung Griechenlands durch die Römer. Die Künstler wanderten entweder in andere Länder, oder sie wurden als Sklaven nach Rom geführt. Nun hatte die Kunst im eigentlichen Griechenland ihr Ende erreicht; denn das Land war entvölkert, arm und ausgeleert, und Künstlertalent konnte also weder Unterstützung, noch Aufmunterung mehr erhalten. — Während indessen die Kunst in Griechenland ihr Ende erreichte, blühete sie in den neuen, nach Alexanders Tode entstandenen, Reichen wieder auf. Zuerst geschah dies in Aegypten, wohin Ptolemäus Soter griechische Kunst und Gelehrsamkeit verpflanzte. Alexandrien ward ein neues Athen, und von dieser Zeit an entstand der sogenannte griechisch-ägyptische Styl. Auch im Reiche der Seleukiden in Syrien fand die griechische Kunst gute Aufnahme, noch mehr in Pergamus unter Attalus I. und dessen Nachfolger Eumenes, an deren Höfen die Künstler Isigonos, Pyromachos, Stratonikos und Antigonos lebten. In Sicilien blüheten die Künste, noch während der vorigen Periode, unter den Königen Gelon, Hiero und den beiden Dionysen, bis die Eroberung von Syrakus durch Marcellus auch hier dieselben verdrängte. Auf der Insel Rhodos war eine wichtige Schule der Bildnerei; die Hauptstadt hatte eine Menge der vortrefflichsten Kunstwerke und Künstler aufzuzeigen. Zu den letztern gehörten Chares, Apollonios und Tauriskos. Unter den Römern blüheten die Künste niemals so, wie bei den Griechen. Sie waren keine Künstler, und die

Digitized by Google

Verfassung von Rom war zu keiner Zeit dem Wachsthum der Künste günstig. Sehr lange waren sie nur rohe Krieger und unwissende Barbaren, dann Eroberer und Despoten, endlich entnervte Weichlinge ohne Karakter; in keinem von diesen Zuständen konnten die Künste unter ihnen gedeihen. Dazu kam noch die anfängliche Armuth des Staats; daß man die Künste nicht für eine Beschäftigung freier Leute ansah, und daß durch Eroberungsgeist das Gefühl für Kunst unterdrückt wurde. Wir bemerken daher nur folgende Bruchstücke von dem, was bei den Römern für die Künste geschah. Unter den Königen mußte die Kunst sehr durch das Gesetz des Numa leiden, daß die Götter nicht in menschlicher Gestalt abgebildet werden sollten. Zu andern Kunstwerken bediente man sich etruskischer Künstler. Tarquinius Priskus, oder nach Andern Superbus, ließ einen Künstler aus Fregella nach Rom kommen, um einen olympischen Jupiter aus Bronze zu machen. So waren auch in den folgenden Zeiten alle Götterbilder und auch wohl die kleinen Reiterstatuen, welche Männern von großen Verdiensten errichtet wurden, Werke der Etrusker. Bis auf den 2ten punischen Krieg sahe man in Rom keine Kunstwerke. Die Eroberung von Syrakus und Großgriechenland machte die Römer zuerst mit der griechischen Kunst bekannt, und ihre Werke wurden nach Rom geführt. Nach den glücklichen Kriegen mit Philipp von Macedonien, Antiochus von Syrien, den Aetoliern und Achäern wurden eine unglaubliche Menge Kunstwerke nach Rom gebracht. Das ganze Ausland wurde nach und nach geplündert, und die Stadt mit diesen Schätzen angefüllt, ohne daß die Römer Kunstkenntniß und Nationalkünstler erhielten. Lukullus, Pompejus und Augustus brachten unter ihren Gefangenen viele Künstler nach Rom, welche ihre Kunst dort ausübten. Einige wenige waren frei. Pasiteles, der das Bürgerrecht erlangt hatte, arbeitete in Rom, auch Arcesilaus, ein Freund des Lukullus. Sonst waren fast alle Künstler, welche in Rom arbeiteten, Kriegsgefangene, Sklaven und Freigelassene, überhaupt Ausländer. Der Römer selbst schätzte die Künste nicht. Unter Augusts wurden viele Kunstwerke von Griechen gearbeitet, aber unter den folgenden Kaisern lag die Kunst darnieder. Nero hatte zwar viel Liebe zur Kunst, aber keinen Geschmack. Unter ihm lebte Zenodoros, ein sehr geschickter Künstler. Günstig für die Kunst war der Zeitraum von Vespasian bis auf Mark Aurel, und die aus demselben vorhandenen Ueberbleibsel zeigen, daß es weder an guten Marmorarbeitern, noch an geschickten Bronzegießern fehlte. Adrian that in diesem Zeitraume das Meiste für die Kunst, unter den Antoninen fing sie schon an zu sinken, besonders in Rücksicht des Geschmacks. Unter Carakalla hatte sie schon selbst im Mechanischen sehr viel verloren. Die immer mehr zunehmende Barbarei verbreitete sich jetzt auch über die Künste. Man verfertigte zwar noch immer, selbst noch zu Gallienus Zeiten, Kolosse; aber diese waren mehr rohe Marmormassen, als Kunstwerke, ohne Richtigkeit in der Zeichnung, edlen Ausdruck und schöne mechanische Bearbeitung. Am Tiefsten fiel die Kunst zu Constantin I. Zeiten, wie der diesem Kaiser aufgerichtete Triumphbogen, der noch zu Rom steht, beweist. Die Millionen von Kunstprodukten, welche die Weltherrscherin Roma aus allen Gegenden des Erdkreises zusammengeraubt, und in ihrer Hauptstadt, wie in einem Kabinette aufgestellt hatte, waren durch den Strom der Zeit verschwunden, oder durch den eisernen Fuß der Barbarei in Staub getreten. Nur wenige Reste hat der Kunsteifer in den ruhigen Zeiten des Friedens zur Auferstehung gerufen. Das jetzige Rom liegt 15 Fuß höher, als das alte, welche Trümmer füllen diesen Raum! Zu Augustus Zeiten nämlich hatte diese Stadt vielleicht mehrere Kunstprodukte aus Erz und Marmor, als Einwohner, deren Zahl doch nach einigen Gelehrten über zwei Millionen angegeben wird. Zwar war nachher die Verehrung der

Digitized by Google

Bilder in der christlichen Kirche Ursache, daß wenigstens das Mechanische dieser Kunst nicht gänzlich unterging. Es wurden durch alle Zeiten der Barbarei, die auf die Zerstörung des abendländischen Reiches folgten, noch immer Bilder gehauen; und etwas, was dem Schatten der Kunst ähnlich ist, erhielt sich. Kaiser Theodosius der Große ließ einen Triumphbogen nach Art des trajanischen errichten, auf welchem die Bildhauerarbeit noch einigen guten Geschmack verrathen soll: die Akademie der Maler in Paris hat eine Zeichnung davon. Es gab also in Griechenland und vielleicht auch in Rom, alle Jahrhunderte hindurch, die von dem Untergange Roms, bis auf die Wiederherstellung der Wissenschaften, verflossen sind, Bildhauer; aber ihre Werke verdienten nicht auf uns zu kommen, oder wenn sie sich erhalten haben, verdienen sie wenigstens unsere Aufmerksamkeit nicht. Allmählich war die Kunst dahingewelkt, allmählig dämmerte auch die Morgenröthe ihrer Auferstehung. Aus ihrem Grabe in Italien sollte sie wieder aufblühen. Despotismus drückte die Menschheit nicht, der wilde Kriegestumult war gedämpft, Handel und Wandel blüheten, der holde Friede beglückte Italien, Wohlstand kehrte in ihre Städte zurück, und mit ihm Eifer für Kunst. Im 11ten Jahrhundert wird zuerst wieder ein Bildhauer Buono erwähnt, im 12ten Bonanao aus Pisa, im 13ten Jahrhundert steigt die Bildhauerkunst unter Nicolo Pisano († 1270), er wird als Wiederhersteller des Geschmacks in der Bildhauerkunst betrachtet. Von seinem Sohne Giovanno sieht man noch viele Werke in Pisa; diesen Künstlern folgte Andrea Orgagna († 1339). Doch erst im 15ten Jahrhundert traten Meister auf, welche mit den Alten anfingen zu wetteifern; als solche nennen wir Lorenzo Ghiberti, der 1455 starb; er verdient schon mit Recht den Namen eines Meisters, welchen ihm seine in Erz gegossene Thüren am Battisterio zu Florenz erwarben; diese Schöpfung erklärte Michael Angelo für würdig, an dem Eingange des Paradieses zu stehen. Donatello geboren zu Florenz 1383; sein kahlköpfiger Greis in Florenz ist berühmt, so wie in der Markuskirche dieser Stadt die ehernen Statuen des heiligen Petrus, Georgs und Markus, die letztere ist besonders merkwürdig durch die Frage des Michael Angelo: Marco, perchè non mi parli? (Markus, warum sprichst du nicht mit mir?) Auch sind Giovanni von Bologna, Baccio, Bandinelli und Andrea Verrochio, welche große Denkmäler ihrer Kunst zu Florenz hinterlassen haben, hochgefeierte Namen. Nach diesen erhob sich ebenfalls in dem glücklichen Florenz, der Wiege so vieler Künstler, Michael Angelo Buonarotti, der Gigant unter allen Bildhauern und Malern der Zeiten nach Christus. Neben ihm blüheten Giacomo Sansovino zu Venedig. Alg'ardi von Bologna erwarb sich durch seine reizende und grazienvolle, so wie Buonarotti durch seine schreckliche und majestätische Darstellung einen unsterblichen Namen. Franz Quesnoy, bekannter unter den Namen Fiamingo, hat sich in Bildung der Kinder verewigt, und die Bildhauerkunst durch fliegende und emporschwebende Bilder erweitert. Bernini, der Rubens der bildenden Kunst, ein geborner Neapolitaner, hatte ein mächtiges Genie; allein das Feuer seiner Phantasie riß ihn zum Wilden und Ausschweifenden hin; daher sind seine Figuren unrichtig gezeichnet; auch ganz fremd blieb ihm die stille Größe der Alten. Den Flammeneifer, womit man in dieser Epoche die bildenden Künste umfaßte, den hohen Aufschwung des Genius, verdankt die Kunst und die Menschheit dem edlen Cosmus und Lorenzo von Medicis. (Ueberhaupt gehören die Erlauchten von Medecis zu den größten Beförderern der Künste und Wissenschaften ihrer Zeiten.) Die Künstler wurden geehrt, und reichlich belohnt, die Schätze des Alterthums gesammelt, und mit ungeheuern Kosten Musen angelegt. Die benachbarten Fürsten wetteiferten mit diesen; kein Wunder also, daß Europa aus dem ei-

Digitized by Google

fernen Schlummer für die bildenden Künste aufgerüttelt ward. Doch Italien blieb die Schule davon für die ganze Welt bis auf den heutigen Tag. Peiget, Le Gros, Girardon sind große Namen unter den französischen Bildhauern. Bouchardon war aber unstreitig derjenige unter ihnen, der am Reinsten zeichnete, und sich dem antiken Geschmacke am meisten näherte. Von Pigolli sehen wir überall Merkmale seiner Kunst, besonders zu Sanssouci. Le Moine war ein großer Künstler, der die Statue Ludwigs zu Bourdeaux verfertigte. Der berühmte Falconet, der am Ende des 18ten Jahrhunderts die Statue Peters des Großen, eins der ernsthaftesten Werke, vollendete, war sein Schüler. Saly hat sich durch seine Statue Friedrichs V. zu Kopenhagen verewigt. Aus England, Schweden, Rußland und den Niederlanden strömten Schüler nach Italien, wo sich viele zu trefflichen Künstlern bildeten. In Spanien weckten die reichen Klöster das Künstlertalent; sie bewahren viele Meisterstücke in ihren Kirchen. Man zählt über 160 ausgezeichnete spanische Bildhauer. — Kaum dämmerte in Italien der Morgen für die bildende Kunst, als sie auch in Deutschland sich zu entwickeln begann. Vor allen verdient zuerst genannt zu werden Bernwardus, Bischof von Hildesheim. Es sey uns erlaubt, bei diesem fürstlichen Künstler ein wenig zu verweilen, um so mehr, da wir ihn nur in seinem Bisthum, als solchen, aufgeführt finden. Bernward, Graf von Sommerseburg, war ein besonderer Liebling des Kaisers Otto III., der ihn zuerst zu seinem Hofkapellan, und 993 zum Bischof von Hildesheim ernannte; als solcher starb er 1024, nachdem er 31 Jahre sein apostolisches Amt mit solchem Eifer verwaltet hatte, daß ihn die Nachwelt unter die verdienstvollsten Heiligen stellte. Auf seinen Reisen mit Otto nach Rom und durch das übrige Italien wurde sein großes Talent für die Kunst der Alten angefeuert. Das herrliche Michaeliskloster zu Hildesheim mit der schönen Kirche wurde nach seinem Plane, und unter seiner Leitung erbauet. Der Dom wurde unter ihm ausgebauet, und verschönert. Seine zwei großen Thüren, aus Erz gegossen, und mit Bildern von halb erhabener Arbeit, aus den heiligen Schriften hergenommen, geschmückt, werden immer den talentvollen Künstler verrathen. Nicht minder merkwürdig ist von ihm eine Säule, aus Erz in Form eines Cylinders, welche ungefähr 1½ Fuß im Durchmesser hält, und 24 Fuß hoch ist. Auch sie ist mit schönen Figuren aus der heiligen Schrift bedeckt. Sie steht jetzt auf dem Domhofe auf einem steinernen Postamente; früherhin stand sie im Michaeliskloster, wo sie, bei einer Belagerung dieses Klosters durch die Bürger, mehrere Fuß von ihrer Länge verloren haben soll. Seit Napoleons Usurpation war sie umgestürzt, und lag bis zur Erlösung deutscher Freiheit unter dem Schutte. Noch sind zwei Kronleuchter von ungewöhnlicher Größe im Dome merkwürdig, welche Bernward aus verschiedenen Metallen goß, und mit wunderschönen Figuren ausstattete; der größte hängt vor dem Chore, und hat an die 60 Fuß im Umfange. Alle diese Ueberreste sind von Künstlern noch nicht hinlänglich gewürdigt, und für die Kunstgeschichte noch ganz unbenutzt geblieben. Wie sehr ist zu bedauern, daß so Manches dieser Kunstwerke während der französischen Occupation vom leichtsinnigen Soldatenvolke bedeutend verstümmelt ward! Nach Jahrhunderten stand nach ihm Albrecht Dürer, ein anderer Michael Angelo seiner Zeit, in Deutschland auf. Eben so ernsthaft und gelehrt in seiner Zeichnung, als der Italiener, ein nicht minder großer Meister des Ausdrucks, und in allen Theilen der Kunst, wie jener, berühmt. Er war Schriftsteller, Architekt, Bildhauer, Maler, Formschneider und Kupferstecher. In Nürnberg war noch lange nach ihm eine Reihe höchst schätzbarer Bildgießer und Bildschnitzer. Dem unglücklichen Andreas von Schlüter, der in Berlin die schöne Statue von Kurfürst Friedrich Wilhelm vollendete, die in aller

Digitized by Google

Kenner Augen ein Meisterstück ist, gebührt hier eine ehrenvolle Erwähnung. Er hatte sich nach Michael Angelo gebildet, seinen ernsthaften Geschmack geerbt, und sich auch, wie er, als großer Architekt bewiesen. Das Zeughaus zu Berlin ist ein redendes Denkmal seines vortrefflichen Geschmackes. In Wien und Dresden that sich Balthasar Permeser, ein Salzburger, hervor; und im 18ten Jahrhunderte hatte Wien an Messerschmidt einen großen und ausgezeichneten Künstler. Namen berühmter Meister sind auch: Oeser, Nahl, Dunkler und Stahlmeier. Unsere Zeit ist stolz auf viele wackere Künstler. Caraceppi in Rom macht den Uebergang zur jetzigen Periode. Der vielverdiente 1822 verstorbene Ritter Canova war nicht allein in Hinsicht auf Schönheit und Grazie des Styls, die zarte Vollendung der Arbeit, und die reiche Erfindungsgabe, der erste Bildner der zwei ersten Dezennien des 19ten Jahrhunderts, sondern er verdiente auch durch die Güte und Großmuth, womit er junge Künstler unterstützte, und Preise für sie aussetzte, doppelten Ruhm. Wer kennt nicht sein herrliches Monument, und dessen treffliche Gruppirungen in der Augustinerkirche in Wien, welches er auf Ersuchen des Herzogs Alberts von Sachsen-Teschen, für dessen Gemahlin Christina 1815 meisterhaft schuf? So wie der verdienstvolle Trippel, der leider! zu früh für die Kunst (1793) starb, an Kraft und strengem Styl rühmlich mit Canova zu wetteifern begann, that es in der neuesten Zeit der treffliche Dane Thorwaldsen. Beide wirken vereint herrlich auf ihre Zeit, als Meister der Kraft und Anmuth. Wie weit andere Völker in den bildenden Künsten den Europäern nachstehen, beweisen die Chinesen, welche doch nach den Europäern das kultivirteste Volk der Erde sind (natürlich gehört Amerika, der Bildung nach, zu Europa); die Bilder der chinesischen Gottheiten sind nicht bloß etwa verzerrte, widrige Figuren, sondern haben dabei nicht die mindeste Richtigkeit und Eleganz. Nirgends sieht man einen schönen Körper; alles ist unnatürlich, grob und häßlich. Riesenmäßige, mißgestaltete Dickbäuche, männliche, oder überlang gedehnte weibliche Gestalten, und wiederum ihnen ähnliche Geschöpfe, oft mit Drachen oder andern Mißgeburten verwachsen, füllen die Nischen der Pagoden aus. Thierkörper mögen den Chinesen besser gerathen, wenigstens fand Deguignes die Elephanten auf der Marmorbrücke erträglich. Die Porzellaren in Biskuit, und die kleinen von Cedernholz geschnitzten Bilder des Confuzius, die oftmals eine Art von dichterm goldenem Heiligenschein in ihren kleinen lakirten Häuschen hinter sich haben, zeigen wenigstens, daß man dort ganz artig im Kleinen arbeitet und schnitzelt. Die Engländer fanden freilich in einem Kabinette des Kaisers zu Gehol ein Paar schöne Knaben in Marmor, deren Stellung zugleich auf den empörenden, widernatürlichen Geschmack dieses Volks schließen ließ; allein diese Figuren waren in Europa verfertigt.

Bildsteine nennt man die sogenannten Steinspiele, sie seyen durch die Natur oder die Kunst entstanden, z. B. die Druſen und Krystallen, der Steinkonfekt, die Erbsen- oder Roggensteine; die eine Aehnlichkeit mit Thieren, oder Thiertheilen, mit Pflanzenkörpern, z. B. Mandelsteine, Zingiberiten, Fikolithen, oder mit künstlichen Sachen z. B. mit Brod, Geld, Käse, mathematischen Figuren. Auch die gemalten Steine gehören hieher, z. B. die Dendriten, die Donnerkeile, Würfel, würzburgische Versteinerungen.

Bildung. Ueber diesen reichhaltigen Gegenstand, mit welchem die Forscher aller Zeiten, und in unsern Tagen vorzüglich der unvergeßliche Herder, sich beschäftigten, können wir natürlich an hiesiger Stelle nur flüchtige Bemerkungen geben. Der Bildung geht es fast, wie dem Glücke. Jeder rennt nach ihr, und möchte sie gern erhaschen; aber die Wenigsten haben es sich klar gemacht, was sie wollen; und obgleich von nichts häufiger, als von Bil

Digitized by Google

dung, die Rede ist, so möchte dennoch vielleicht Nichts schwerer zu bestimmen seyn, als eben sie. Jeder mißt und urtheilt hier nämlich nach seiner Eigenthümlichkeit, nach seiner größern oder geringern Fähigkeit, und verdammt alles, was seinem Maaßstabe nicht anpaßt. Der größte Theil der Gelehrten glaubt, die Bildung bestehe nur in der klassischen Gelehrsamkeit, und alles Andere sey nicht der Rede werth. Wohin ihn Zufall oder Neigung trieb, das achtet er meist nur allein, und mit vornehmem Stolze sieht er auf alle Bestrebungen herab, die ihm fremd sind. Damen werden wegen ihrer Bildung bewundert, wenn sie französisch reden, und Romane lesen. Junge Herrchen und alte Galants sprechen über das Theater, stocken nie in der Unterhaltung bei Damen, und thun sich auf ihre Bildung etwas zu gut. Der schlichte Bürger glaubt gebildet genug zu seyn, wenn er sein Fach oder Handwerk versteht. Der Eine endlich setzt die Bildung nur in eiteles Außenwerk, der Andere in unverdautes Wissen, kurz Jeder spricht wie er meint, und hält sich gewiß nicht für den Geringsten unter den Gebildeten. — Wenden wir unsere Blicke nun nach den verschiedenen Zeitaltern und Völkern, so sehen wir die Bildung noch bunter und verworrener, gleichsam wie Moden wechseln. Unsere Zeit bedarf zur Bildung, wie man sagt, der Griechen und Römer; das Mittelalter wußte von Beiden nicht viel. Aegypten war doch auch voreinst ein gebildetes Volk, und hatte seine eigene Weise; ja es giebt noch jetzt viele und selbstständige Völker, die nichts von all' dem wissen, was wir zur Bildung nöthig erachten, und dennoch wird man diese Völker nicht so leicht unter die Wilden versetzen können. Wenn nun der Begrif von Bildung bei den verschiedenen Köpfen, geschweige Zeitaltern und Völkern, so gar verschieden ist; so werden wir wohl, ehe wir weiter fortfahren können, über den Begriff uns zuerst verständigen müssen, und die Bildung aufsuchen müssen, die jeder Einzelne, wie jedes Volk und jede Zeit als solche, anerkennen müßte. Wir werden also eine allgemein menschliche Bildung aufsuchen, und um diese auffinden zu können, nach dem hinsehen müssen, was in dem Menschen aller Zeiten und Zonen als Allgemeines sich gleich bleibt, und nie sich verwandelt, und dies ist, unserer Meinung nach, das religiöse Gefühl, welches mit dem Ewigen sich befaßt, und das Treiben des Verstandes, das in der Sinnenwelt die Dinge erkennen will. Wie auch Völker und Zeiten von einander abweichen, diese zwei Triebfedern alles Irdischen bleiben zu allen Zeiten und unter jedem Erdstriche sich gleich, und ihre Frucht möchten wir die allgemein menschliche Bildung nennen, die, aus denselben Ursachen hervorgegangen, auch überall auf dieselbe Weise sich entwickeln muß. Und in der That ist es so; denn durch Beide erfährt der Mensch seine Bestimmung, und lernt durch die Eine sein Verhältniß zu dem Ewigen erkennen, da hingegen der Verstand die zeitliche Bestimmung und den ganzen Kreis des Lebens klar macht. Ohne uns in tiefsinnige Wortfechtereien einzulassen, wird nicht Jeder zugeben müssen, daß die Bildung nichts Anderes seyn kann, als die Erkenntniß der menschlichen Bestimmung in dieser doppelten Hinsicht, und das Handeln nach dieser Erkenntniß, da die Erkenntniß ohne Handeln todt ist? Und werden wir einen Mann nicht gebildet nennen, dessen Handlungen es bezeugen, daß er seine Bestimmung und seinen Standpunkt im Leben nie verkennt? Es würde uns zu weit führen, auch für diese Stelle wenig passen, wenn wir den unendlichen Einfluß auseinandersetzen wollten, welchen die Religion auf die Gesammtbildung der Menschheit ausübt. Nur das Eine wollen wir bemerken, daß sie es vorzüglich ist, durch welche die Völker geschieden und verbunden werden, so wie durch sie die christliche Welt, z. B. im Geiste und in der Gesinnung sich gleich ist, welchen Welttheil sie auch bewohnen mag. Ferner ist sie es vorzüglich, durch welche die alte nicht christliche von der neuen christlichen Welt sich unterscheidet; denn da das innerste Wesen,

Digitized by Google

und somit auch das ganze sittliche Handeln des Menschen auf dem religiösen Grunde beruhet, so verrückt und verändert sich mit der Religion auch der ganze Standpunkt des Lebens und des Menschen als sittliches Wesen betrachtet. Wenden wir uns nun zur andern Seite, der freithätigen Erkenntniß, so bedarf es ebenfalls nicht vieler Worte, da es bekannt ist, wie Kunst und Wissenschaft nebst dem ganzen Kreise der Erfindungen für das Leben daraus allmählig hervorgehen. — Religion, Kunst und Wissenschaft liefern nun feststehende einfache Resultate, die als solche einfache Wahrheiten allmählig in das Volk (das zum selbeigenen Erforschen aus mancherlei Ursachen wenig tauglich ist) übergehen. Je größer nun die Menge solcher einfachen Wahrheiten ist, welche ein Volk besitzt, und je größer die Menge, welche ihrer theilhaftig ist, um desto gebildeter nennen wir ein Volk. Je geringer die Menge beider, um desto tiefer steht es. Diese einfachen Wahrheiten aber werden von den wenigen Forschern auf langen mühevollen Wegen aufgesucht, von der großen Menge mehr ausgeübt, als erkannt, sind also kein eigentliches Eigenthum des Volkes (wenn sie es auch in der Praxis scheinen), denn das gehört uns nur als Eigenthum, was wir geistig uns erworben haben. Daher erklärt es sich auch, daß gebildete Völker in der Verwickelung der Umstände ihre frühere Bildung ganz verlieren konnten, was nicht möglich gewesen wäre, wenn die Resultate so geistiges, als praktisches Eigenthum werden könnten. Ueberhaupt wird der größere Theil der Menschen durch die sinnlichen Bedürfnisse des Lebens zu sehr abgehalten, sich freithätig geistig zu entwickeln, und so bleibt die eigentliche Bildung immer nur das Eigenthum der geringern Zahl. Zwar hofft und arbeitet jeder Gute immer dafür, daß die Bildung sich weiter stets verbreite; allein ein solches Fortschreiten der Bildung wird sich immer mehr auf die Handlungsweise, den eigentlichen Zweck aller Erkenntniß, als auf die Erkenntniß selber beziehen. Wollte man von der allgemeinen Bildung in's Einzelne gehn; so würde sich bald ergeben, wie nach den verschiedenen Völkern, Zeiten, nach Klima, Staatsverfassung, Bedürfnissen, Lage, Verkehr, überhaupt nach allen Einflüssen, die das Leben der Menschen und seine Entwickelung bedingen, auch die Bildung verschieden sich gestaltet, und gehemmt oder befördert wird. Ganz anders muß sich natürlich der Südländer entwickeln, dem der Himmel wohlthätig die geringe Arbeit tausendfältig vergilt, ganz anders der Bewohner des hohen Nordens, dessen Körper und Pflanzen an der starrenden Kälte verkümmern. Andere Richtungen und Bedürfnisse hat der Mann der See, andere ein Gebirgsvolk; schlaffer sind die Ebenen, geselliger und vielseitiger die Strandbewohner, einfacher die abgeschiedenen Binnenländer, freier die Höhen, dienstfertiger die Flächen u. s. w. Doch wunderbar muß es Jedem erscheinen, daß in neuern Zeiten die volksthümliche Bildung nicht so scharf und eckig sich ausspricht, als im Alterthume, daß überhaupt der volksthümliche Karakter nirgends mehr so sich ausprägt, wie wir ihn bei den Völkern der alten Welt antreffen. Offenbar liegt der Grund hievon hauptsächlich in der christlichen Religion, und nächst ihr in dem allgemeinen Verkehr der Völker durch die Buchdruckerkunst und den Welthandel, durch welche die Abgeschlossenheit der alten Welt aufgehoben ward. Die alte Welt kannte überhaupt nur Bürgerthum sowohl im Staate, als auch in der Religion, die nur Landes- oft Ortsreligion war, und dem Staate, wie der Religion war der Begriff Menschheit so unbekannt, daß sie nicht einmal ein Wort dafür haben. Barbar oder Knecht war dem Staate jeder Nichtbürger, und die Religion schloß ihn von der Gemeinschaft der Heiligthümer aus; und duldete von ihm nicht Opfer und Außenwerk; denn darin bestand sie ganz ohne sittliches Gesetz und sittliche Deutung. Durch das Christenthum tritt zuerst der Begriff

Digitized by Google

Menschheit unter die Menschen. Die Völker, so wie das früher unterdrückte Weib, und der dem Thiere gleich geachtete Sklave treten auf eine gleiche Stufe, so wie sie gleich sind vor dem Herrn, und man achtet selbst in dem Verworfensten den Menschen. Gleichheit der Gesinnungen verbindet die christlichen Völker in den verschiedenen Welttheilen, und dieselben sittlichen Grundsätze gelten überall, wie verschiedenartig auch alles Uebrige gestaltet seyn mag. Die alten Landesreligionen, an ihr Land und Volk gebunden, konnten ihrer Natur nach nicht über ihre Gränzen schreiten; das Christenthum hingegen verbreitet sich immer mehr und mehr, wo nur Menschen sind; denn es ist das allgemein menschliche Sittengesetz, daß zu allen Zeiten und unter jedem Himmelsstriche wahr ist und bleibt, da es, selbst nicht verkündet, schon in jeder Brust ruht. Wenn nun eine allgemeine Menschenbildung höher steht, als jede abgesonderte Volkseigenheit; so ist es schon daraus klar, daß das Christenthum weit über die Bildung der alten einseitigen Welt erhaben ist. Zwar entsteht daraus ein Nachtheil, indem Einseitigkeit leichter zu einer gewissen Größe sich vollendet und abschließt, Allseitigkeit hingegen sich nicht nach allen Seiten gleichmäßig entwickeln kann; allein die Nachtheile werden von den Vortheilen weit überwogen, und stehen in demselben Verhältnisse, wie der Ortsbürger zum Weltbürger. Nehmen wir dazu noch den Welthandel, durch welchen freie Völker mit freien Völkern, nicht wie im Alterthum herrschende Staaten mit Kolonieen oder unterjochten Knechten, verkehren, durch welchen jedes Land nichts Eigenthümliches behält, sondern gerne Menschen, Erzeugnisse, Kenntnisse auswechselt, durch welchen endlich die ganze Erde wie eine weitläufige Familie geworden, welche durch Meere, Gebirge, Sprachen und Klimate nicht getrennt werden kann, und berechnen wir alle Folgen, welche daraus fließen; so wird Jeder leicht eingestehen, daß die Menschheit zu einer allgemeinen Bildung fortgeschritten ist, die dem Alterthume ganz unbekannt war, in welcher aber auch die abgesonderte Volkseigenthümlichkeit nothwendig untergehen mußte. Ferner nimmt unter den wichtigen Erscheinungen der neuern Zeit die Buchdruckerkunst einen so wichtigen Platz ein, daß wir sie unmöglich hier übergehen können. Wenn wir auch verschweigen, wie Kunst und Wissenschaft durch sie aus ihrem geheimen Dunkel unter das Volk ins öffentliche Leben traten, wie der ganze Standpunkt unserer Zeit nothwendig auf ihr begründet und aus ihr hervorgegangen ist; so müssen wir doch das Eine anführen, daß die Einzelbildung der Völker durch sie ebenfalls aufgehoben ist. Jedes Volk schreibt, denkt für das Andere und bildet sich durch das Andere, und das lebendige Wort breitet sich mit blitzschneller Eile über alle Welttheile, so daß das Ergebniß des einen Landes bald zum Eigenthume der gesammten Menschheit wird. Diese drei angeführten Punkte: das Christenthum, der Welthandel und die Buchdruckerkunst gewähren nun der neuern Zeit eine fröhliche und tröstende Aussicht, welcher das Alterthum sich keineswegs erfreuen konnte: nämlich daß eine allgemeine Verwilderung und Barbarei, wie sie früher da war, ein Zurücksinken gebildeter Völker von der höchsten Höhe zur dumpfsten Rohheit, nicht mehr zurückkehren, und die geistige Anstrengung vieler Jahrhunderte nicht mehr durch einen Omar vernichtet werden kann. Wenigstens wird eine solche Barbarei nie mehr so allgemein werden, wie sie z. B. nach dem Untergange des abendländischen römischen Reiches gewesen. Wäre das Alterthum nur einer dieser Wohlthaten theilhaftig gewesen; wir würden dann nicht über den unersetzlichen Verlust so vieler hohen Geisteswerke klagen, da wir hingegen mit fröhlichem Muthe weiter streben können, indem wir sicher sind, daß unsern Enkeln zu gute kommen wird, was ihre Väter errungen.

Digitized by Google

Bildungstrieb. Bei der allmähligen Ausbildung des an sich zwar ungeformten, aber unter den dazu erfoderlichen Umständen organisirbaren Zeugungsstoffes kommt es bei der vielfachen Vorstellungsart, die man sich davon machen kann, und gemacht hat, darauf an, sie so zu bestimmen, wie sie dem Begriff von organisirten Körpern, und dann den Phänomenen, die uns die Beobachtung bei Entstehung derselben lehrt, am ungezwungensten entspricht. Und dies geschieht, wenn man annimmt, daß der reife, vorher zwar ungeformte, aber organisirbare Zeugungsstoff der Aeltern, wenn er zu seiner Zeit, und unter den erfoderlichen Umständen an den Ort seiner Bestimmung gelangt, dann für eine in demselben nur zweckmäßig wirkende Lebenskraft, nämlich für den Bildungstrieb zuerst empfänglich wird, einen Trieb, der sich von aller bloß mechanisch bildenden Kraft dadurch auszeichnet, daß er, nach der endlos mannigfaltig verschiedenen Bestimmung der organisirten Körper und ihrer Theile, die vielartig organisirbaren Zeugungsstoffe auf eben so mannigfaltig, aber zweckmäßig modificirte Weise in bestimmte Gestalten zu formen vermag, und so, durch die Verbindung des Mechanischen mit dem zweckmäßig Modificirbaren in diesem Triebe, zuerst bei der Empfängniß die allmählige Ausbildung, dann aber auch die lebenswierige Erhaltung dieser organischen Bildung durch die Ernährung, und selbst, wenn dieselbe durch Zufall gelitten haben sollte, so viel möglich die Wiedererseßung derselben durch die Reproduktion, bewirkt wird. Durch diese bestimmte zweckmäßige Wirksamkeit des Bildungstriebes in den bestimmten dafür empfänglichen organisirbaren Stoffen wird nun die eben so bestimmte Form und der Habitus aller einzelnen Gattungen von organisirten Körpern, und bei denen, wo es Statt findet, auch ihre Sexual-Verschiedenheit erhalten, durch welche sich nämlich die männlichen Geschöpfe von den weiblichen in derselben Gattung auszeichnen.

Biledulgerid, eigentlich Belad-al-Dscherid (Palmenland) oder Bled-al-Jerid (mageres Land), große Landschaft in Nordafrika im Süden des Atlasgebirges, die sich nördlich nach Tunis, westlich nach Algier und der Sahara, südlich bis zur Sahara und östlich bis nach Tripolis erstreckt, und zur Berberei gerechnet wird. Das Land ist größtentheils sandig und unfruchtbar, und hat nur hier und da durch Steppenflüsse und Seen bewässerte Gegenden, Oasen genannt. In diesen sind die Hauptprodukte Gersten, die zum Karawanenbrei benutzt wird, und Datteln von ganz vorzüglicher Güte, und hochgeschätzt in ganz Nordafrika. Alle tropischen Produkte gedeihen hier im Ueberfluß, im Fall sie ohne Regen blühen, wachsen und reifen können. Die Hitze ist in den Sandwüsten außerordentlich groß, und wird nur am Fuß des Atlas durch die heftigen Winde gemildert; Regen fällt selten. Der größte Reichthum besteht sonst noch in Kameelen und Pferden; in den Wüsten giebt es ganze Heerden reißender Thiere. Die Einwohner sind Berber, Araber, Neger ꝛc., die theils nomadisch, theils ansässig leben, und sich durch ihren Handlungsgeist auszeichnen, indem sie in großen Karawanen ins innere Afrika, nach Aegypten, Arabien und Persien reisen. Unabhängig sind die Länder Gademes und Welled-Sidi, und die Mosselemis. Von Menschen, Sitten und Wohnungen dieser Stämme ist wenig bekannt.

Biliner Sauerbrunnen. Er entquillt bei dem fürstl. Lobkowitzschen Städtchen Bilin in Böhmen in 4 Quellen, am Fuße eines hohen Felsen, des Biliner Steins, der aus der ganzen hiesigen Bergkette malerisch hervortritt, und auf dessen Gipfel man einer der reizendsten Aussichten genießt. Die Entdeckung des Biliner Brunnens gehört erst ins 18te Jahrhundert, und der ungeheure Absaß seines Mineralwassers, so wie das hier zum Verkauf desselben errichtete Industrialamt beweisen die Wichtigkeit davon. Die Wärme der Quelle ist 12 Grad Reaumur. Das Wasser enthält leichtsaures

Digitized by Google

mineralisches Laugensalz, glauberisches Wundersalz, Kochsalz, luftsaure Bittererde, luftsaure Kalkerde, Kieselerde, Extraktivstoff, Luftsäure und reine Luft. Bei Hypochondrie, Lähmungen, Kopfkrankheiten, Bräuen, Geschwüren, Skorfeln und in gichtischen und sonstigen Krankheiten, die aus Erschlaffung herrühren, ist es äußerst heilbringend. Auswärts wird das Wasser noch stärker als an der Quelle selbst getrunken, da das berühmte Töpliz nur eine Stunde von da entfernt ist; auch sind alle Luftpartheien von hier aus in der Richtung nach den Luftorten um Töpliz angelegt.

Bill ist im brittischen Reich der im Parlament vorgelegte Entwurf eines neuen Gesetzes, zu dem jedes Mitglied schriftlich abgefaßte Vorschläge thun kann. Die Bill muß im Ober- und Unterhause dreimal, an 3 verschiedenen Tagen, abgelesen und gebilligt worden seyn, ehe man sie dem König vorlegen kann. Wird die Bill in dem Hause, dem sie zuerst überreicht ward, durch Stimmenmehrheit als zulässig angenommen, so wird sie zu gleicher Berathung dem andern Hause zugesandt, und ist sie auch dort angenommen (passirt), so wird sie dem König zur Bestätigung vorgelegt. Wird die Bill in dem einen Hause nicht angenommen, so heißt sie verworfen; sind die Stimmen gleich, so werden sie als verneinend, und die Bill als verworfen angesehen. Können sich beide Häuser über die Bill nicht vereinigen, so versucht eine niedergesetzte Commission (Committée) einen Vergleich; kann auch diese den Vereinigungspunkt nicht finden, so wird die Bill für verworfen erklärt. Erfolgt die Bestätigung des Königs, so erhält sie unter dem Namen Akte (Parlamentsschluß, Act of Parlament) gesetzliche Kraft. Die Bill betrifft entweder allgemeine Gegenstände, oder Privat-Angelegenheiten, oder Geld-Verwilligungen, und heißt daher Public-Bill, oder Private-Bill, oder Monney-Bill.

Billigkeit unterscheidet sich von Gerechtigkeit darin, daß diese die Rechte eines Andern ungekränkt, und dasjenige geleistet wissen will, wozu man allenfalls durch Zwangsmittel angehalten werden kann; die Billigkeit aber geht auch noch über die Leistung dessen, was Gerechtigkeit fodert, heraus, und erzeiget dem Mitmenschen so viel Gutes, als man zu dessen Erhaltung und Glück beitragen kann; sie läßt von ihrem strengen Rechte auch etwas nach, wenn es auf die Ruhe oder das Wohl eines Andern ankommt. Sie hat es mit großmüthigen, gutthätigen, edeln Handlungen zu thun; sie mäßigt, nach Umständen, die Strenge der Gesetze, und erweitert die Wohlthätigkeit derselben; und wenn gleich zu Handlungen der Billigkeit kein menschliches Gesetz nöthigen kann, so bleibt der Christ gleichwohl in seinem Gewissen dazu verbunden. Es gründet sich nämlich die Billigkeit auf die Pflicht der Nächstenliebe. Schon das Heidenthum erkannte, daß zur Tugend noch etwas mehr gehöre, als die bloße Erfüllung dessen, was Gerechtigkeit von uns fodert; und das Christenthum lehrt uns die Verbindlichkeit, billig in Allem gegen Andere zu seyn, noch weit nachdrücklicher; es will, daß wir uns in die Lage unserer Mitmenschen stets hineindenken sollen, um zu urtheilen, welche Behandlung wir in diesem oder jenem Falle wünschen, daß uns von Andern geschehen möge; und dies ist denn auch der beste Maaßstab für die Gränzen der Billigkeit im Verfahren gegen Andere.

Billon, ein französisches Münzwort. Es wird überhaupt von allen Gold- und Silbermünzen gebraucht, die mit einem stärkern Zusatze von Kupfer gemischt sind, als dergleichen Münzen in der Ordnung edikmäßig halten dürfen. Dem gemäß ist Gold, falls es unter 12 Karat, Silber, wenn es weniger als 8löthig ist, Billon. So heißt gewöhnlich auch alle Scheidemünze (die bloß kupferne ausgenommen) Billon. Endlich führen in Frankreich auch noch den Namen Billon alle Münz- und Wechselstu-

Digitized by Google

ben, wohin verrufene, zu leichte und schlechte Münze, um sie einschmelzen zu lassen, zusammengebracht wird.

Bilsenkraut (schwarzes) ist eine Giftpflanze, welche mit dem Stechapfel an einerlei Orten wächst, ein bis anderthalb Fuß hoch, krautartig und einjährig ist, und im Juli und August blühet. Es hat lange rübenförmige Wurzeln, und schwarzgrüne haarige Blätter, welche den Stengel umfassen; seine trichterförmigen, irregulären Blumen sehen gelblich aus, und sind netzartig, mit feinen violetrothen Aederchen durchzogen. Die ganze Pflanze verbreitet einen widrigen Geruch, und alle ihre Theile enthalten ein schädliches Gift, welches Gicht, Lähmung, Raserei und tödliche Zufälle verursacht. Gleichwohl weiß die Heilkunde diese Pflanze in sehr bösartigen Krankheiten mit Nutzen anzuwenden.

Bimsstein. Er ist meist weißlich grau, von Seidenglanz, schwammicht, meist krummfaseriges Gefügs, spröde, von scharfem Korn, und sehr leicht. Schon Agrikola sagt, daß er an vulkanischen Orten, wie am Vesuv, Aetna, den äolischen Inseln, bei Coblenz und im untern Deutschland gefunden wird. Er schwimmt, seiner Leichtigkeit wegen, auf dem Wasser, und wird von Handwerkern und Künstlern zum Reiben und Poliren gebraucht. Die Alten brauchten diesen Stein, sowohl um die rauhen und unebenen Stellen ihrer Membranen abzuglätten, als auch um ihre Schreibröhre zu schärfen. — In spätern Zeiten radirte man aus übel angebrachter Sparsamkeit, und leider oft zum Verderben mancher trefflichen Schrift, mit diesem Steine auf den Membranen die Schrift aus, und schrieb nach Abglättung des Pergaments, oft andere, weit weniger wichtige Sachen darauf. So entstanden die Codices rescripti. — Auch zur Abglättung ihrer Haut bedienten die Alten sich des Bimssteins, wie dies noch bei allen Völkern des Orients in ihren Bädern der Fall ist, wo sie vorzüglich die schwielige Haut der Füße durch ihre Sklaven vermittelst dieses Steines sich zart abreiben lassen.

Binde (Baukunst) ist der äußerste Streifen an Thüreinfassungen, die aus mehrern Streifen zusammengesetzt bestehen. Man versteht auch die ausgesetzten Streifen an den Bindesäulen darunter. Sie werden theils glatt, theils verziert angefertigt. An den ionischen Säulen finden sich 5 Binden am Stamm, deren jede mit unzerschnittenen Blättern umgeben ist; die erste Binde ist über dem Anfang der Aushöhlungen. An den toskanischen Säulen des Gallerieburchganges im Louvre ist die erste Binde von 6, die den ausgehöhlten Stamm umgeben, gleich auf den Fuß gesetzt. Am Portal der Kirche St. Etienne du Mont zu Paris finden sich 8 Binden um die römischen Säulen, die 9 Zwischenräume lassen, auf denen die Aushöhlungen nach der geraden Linie aufhören. Der Unterschied dieser Binden besteht in ihrer Auszierung und mannigfachen Zergliederung auf einerlei Stamm, wann sie mit Wappen, Sinnbildern, Figuren u. s. w. ausgeschmückt sind; dieses alles geschieht mit klugem Bedacht, und angemessen dem Orte und den Personen. Solche Säulen lassen sich auch schön verändern, wenn man z. B. den ausgehöhlten Stamm aus weißem, die Binden dagegen aus buntem Marmor, und umgekehrt macht. Mehr als ein Model Höhe dürfen diese Binden nicht erhalten, damit der Stamm daran desto besser ins Auge falle. Binden um die Säulenstämme trifft man von verschiedener Art an; man sieht sie a) mit einem Stabe eingefaßt, und verziert mit Binsenzügen und Blumen; b) mit Bögen und Blumen; c) mit einem geraden Band eingefaßt und mit Palm- und Lorbeerlaub umhangen, auch wohl mit Wappen geziert; d) mit einem Kehlstein eingefaßt, nebst einer Verzierung von Kränzen und Pfauenschweifen; e) auch mit Schlangenzügen und Blumen geziert; f) mit

Digitized by Google

einem Stabe auf einem Bande eingefaßt, mit doppelten Bögen und Blumen; g) mit Riemen, die in mancherlei Figuren vertheilt sind; h) mit einem Hohlleisten eingefaßt, mit Schlangenzügen und Blumen; i) mit Rohrzügen und Blumen geziert; k) mit einem Wulst eingefaßt, und mit geschlungenen Schnecken und Bögen, wie auch mit Blumen und Pfauenschweifen, geziert.

Bindung (musikalisch). Die Fortdauer eines auf der schlechten Zeit des Takts angeschlagenen Tones bis in die gute Zeit. Der Name kömmt ohne Zweifel daher, daß man wegen der gewöhnlichen Eintheilungen der Takte den, auf dem Aufschlag des vorhergehenden Takts angeschlagenen, und bis in den Niederschlag des folgenden Takts fortdauernden, Ton mit zwei Noten geschrieben, die man durch einen darüber gesetzten Bogen wieder in Eine verbinden; obgleich diese Verbindung wegfällt, wenn die Bindung mitten in einem Takt vorkömmt. Die Bindung verursachet nothwendig eine kleine Zerrüttung in dem Gange des Taktes, weil der Niederschlag, oder die gute Zeit bei der Bindung, ihren gehörigen Accent oder Nachdruck nicht bekommen kann. Es werden folglich in der Stimme, wo Bindungen sind, die Zeiten des Takts einigermaßen verkehrt, da sie in den andern ordentlich bleiben. Daraus läßt sich begreifen, daß die Bindungen dem Gesange etwas Karakteristisches geben können. Insbesondere scheinet es, daß an den Stellen, wo in der Empfindung mehr Verlegenheit als Freimüthigkeit ist, eine Folge solcher Bindungen sehr zu Statten kommen können. In Duetten, wo die Empfindungen beider Personen etwas Gegeneinanderlaufendes haben, könnten sie mit ungemeinem Vortheil gebraucht werden. Am meisten aber werden die Bindungen der Harmonie wegen gebraucht, da sie das beste Mittel sind, die Dissonanzen einzuführen. Die gebundene Note macht die Dissonanz aus, die dadurch vorbereitet ist, daß sie auf der vorhergehenden Zeit liegt, und dadurch, daß sie in den nächsten Grad unter sich tritt, aufgelöst wird. Geschieht die Bindung in der obern Stimme, so wird durch die Auflösung das Intervall kleiner, die Quarte wird zur Terze u. s. w. Wird aber die Bindung in der tiefern Stimme gemacht, so werden die Intervalle durch die Auflösung größer, die Sekunden zu Terzen, die Quarten zu Quinten. Es ist bei der Bindung der Dissonanzen eine wesentliche Regel, daß die Dauer der Dissonanz nicht größer sey, als der vorhergehenden Consonanz, wodurch sie ist vorbereitet worden. Die Ruhe, die durch die Auflösung entsteht, muß nothwendig wenigstens so lange dauern, als die Unruhe, auf welche sie folget, gedauert hat; widrigenfalls ist die Auflösung unvollkommen.

Binomium, binomischer Lehrsatz. Binomium heißt jede zweitheilige Größe. Man bezeichnet sie durch $a \pm b$. Soll ein Binomium auf irgend eine Potenz, deren Exponent eine ganze Zahl ist, erhoben werden: so kann dies durch Multiplikation geschehen. Dieses Verfahren ist aber manchmal weitläufig und schwer. Newton hat uns dagegen in seinem binomischen Lehrsatz ein Mittel an die Hand gegeben, wodurch die Erhebung eines Binomiums auf irgend eine Potenz schnell und leicht vorgenommen werden kann. Wir verweisen in Hinsicht der Entwickelung dieses Lehrsatzes auf jedes ordentliche Lehrbuch der höhern Arithmetik.

Bingen. Das alte Bingen (Bingium) lag der Nahe westwärts, und Drusus war vermuthlich der Erbauer. Das heutige Bingen liegt auf der andern Seite der Nahe, am Einfluß derselben in den Rhein; aber auch hier blieb den Bewohnern das Andenken des ersten Erbauers werth: das Mainzer Thor heißt noch das Drususthor. Bingen hat eine der anmuthigsten Lagen am Rheinstrom in der Landspitze, welche durch das Einströmen der Nahe in den Rhein gebildet wird. Hier beginnt schon die Abflachung der Gebirge, die nach Mainz hinauf immer mehr zunimmt, und zuletzt zu einer Ebene wird.

Digitized by Google

Offenbar zeigt sich hier in der Form der Gebirge die Wirkung des Andrangs der Gewässer, die sich in dunkler Urzeit den Weg mit furchtbarer Gewalt durch Felsen bahnten, da wo jetzt der alte Wächter des Rheins, der Mäusethurm (von Maus, Zoll), in schauerlicher Einsamkeit umsonst seit Jahrhunderten von den tosenden Wellen des erzürnten Stroms bestürmt, sein weißes Gestein erhebt. Jedoch ward für Schiffe erst durch die Römer hier der Weg gebahnt, welche auf der linken Seite des Stromes das Gestein sprengten. Die Merovinger und Carl der Große ließen die Durchfahrt noch mehr erweitern. Die Geschichte meldet schon von Winfried oder Bonifaz, daß er mit seinen Gefährten den Rhein abwärts nach Friesland gefahren sey, und auch sein Leichnam, mit den Gebeinen anderer Märtyrer, wurde den Fluß herauf nach Mainz gebracht. Kaiser Ludwig der Fromme schiffte 819 von Bingen nach Coblenz, und Ludwig der Deutsche machte dreimal die Rheinreise nach Cöln und Aachen. Am meisten für die Erweiterung des Rheinkanals waren die alten Rheingrafen thätig, doch beschränkten sich die Arbeiten immer noch meist auf die linke Seite. Erst später wurde auch am rechten Ufer die Fahrt geöffnet, und zwar zuerst von Erzbischof Siegfried im 13. Jahrhundert, welcher auch das Schloß Ehrenfels und den Mausthurm zwischen 1208 und 1219 erbaute. Für größere Schiffe und Flöße war jedoch die Bahn nicht weit genug, daher die Waaren im Auf- und Abfahren überschlagen, und zum Theil über Land weiter gebracht werden mußten. Im 16. Jahrh. war der Weg schon freier und bequemer; den Franzosen und Schweden verdankt man die Erweiterung im 16. und 17. Jahrh., noch mehr aber den Frankfurter Kaufleuten, durch deren Bemühungen endlich die Durchfahrt auch größern Schiffen möglich wurde. Wie im Mittelalter sich italienische Handelsleute, die man gewöhnlich Lombarden nannte, in Gesellschaften durch ganz Europa verbreiteten und ansiedelten, ist bekannt. Zu dem Handelsflor Bingens im Mittelalter trug ebenfalls die Ansiedelung solcher lombardischer Handelsfamilien bei. Die rheinischen Fürsten gaben diesen unternehmenden Männern gern Handelsprivilegien, und hatten bei ihn n zuverlässige Zuflucht, wenn es ihnen an Geld gebrach. Nach Bingen kamen vor dem Jahr 1353 mehrere Familien aus Asti in Piemont: Ottino, Montesia, Montemagno, Pomario und Brolio. Sie vermehrten sich sehr durch Söhne und Verwandte, und Kürfürst Johann von Mainz gab ihnen ganz außerordentliche Vorrechte, als er den Freiheitsbrief dieser Handelsgesellschaft erneuerte, wodurch sie nicht allein unter besondern Schutz des Landesherrn genommen, sondern ihnen auch in Rechtsangelegenheiten besondere Vorzüge gestattet wurden. Der Erzbischof stipulirte unter andern, daß in den bedungenen Jahren kein anderer italienischer Kaufmann in diese Stadt aufgenommen werden solle. Die Kurfürsten fanden daher bei diesen Lombarden immer einen offenen Beutel, und diese wurden ihnen so wichtig, daß Kurfürst Adolph von Mainz im 14. Jahrh. um einen Ausstand von 14 Tagen wegen 300 Gulden bitten, und später dem Levin Ottino zwei Turnosen auf den Zoll zu Gernsheim anweisen mußte. Die Söhne der Binger Lombarden studirten in Paris. Bingen muß ehedem wichtiger und größer gewesen seyn, als es jetzt ist. Bei einer im 15. Jahrh. zufällig entstandenen Feuersbrunst verbrannten schnell mehr als 240 Häuser. Dieses Unglück beugte die Bürger nicht. Schon seit einigen Jahren hatten sie die zu ihrem Markte ziehenden Käufer und Verkäufer mit übertriebenen Zöllen gedrückt. Alles Abmahnen half nichts, da verlegte Pfalzgraf Philipp den Wochenmarkt nach Münster an der Nahe, keiner von seinen Unterthanen durfte nun etwas nach Bingen verkaufen. Dadurch entstand in dieser Stadt Mangel an Lebensmitteln. Die Binger verschlossen ihm dagegen die Landstraße und den Gebrauch der Nahbrücke. Durch seinen Amtmann in Kreutznach, Goler von Ravens-

Digitized by Google

berg, wußte er sie aber schnell zu Paaren zu treiben. Auch baute er den Thurm Trutz-Bingen, welcher noch ziemlich vollständig zu sehen ist. Im J. 1302 wurde Bingen von Kaiser Albrecht in seinem Kriege gegen den Erzbischof von Mainz, weil es zu diesem Erzbisthum gehörte, mit vielen Verwüstungen eingenommen. Die Nonnen entflohen nach Kloster Eubingen, und das Rupertskloster wurde rein ausgeplündert. Bingen ist in Ansehung der Handlung einer der bedeutendsten Zwischenhäfen zwischen Mainz und Cöln. Seine Versendungen bestehen meist in Wein, Potasche, Kleesamen, Salz, Weinstein, Getreide, Essig, Branntwein, Leimleder und Rüböl. Die Weine werden durchgehends in der Gemarkung von Bingen und in den Gegenden an der Nahe gezogen, und gehen den Rhein auf- und abwärts, vorzüglich aber nach Frankfurt, wo sie theils zu Lande nach den nördlichen Gegenden versendet, theils auf dem Main wieder in den Rhein gebracht werden, und den Wasserweg über Holland nehmen. Der Scharlachwein ist unter den Binger Weinen der berühmteste, und gehört zu den starken Rheinweinen.

Biographen (Literatur der). Im Fache der Lebensbeschreibungen besitzt die römische Literatur an dem Agrikola des Tacitus ein Meisterstück der Darstellung, das überdies an echter Lebensweisheit reich, und für die Geographie und Geschichte von Britannien lehrreich ist; dagegen sind die übrigen biographischen Versuche in lateinischer Sprache bald an Inhalt, bald in Sprache und Darstellung mangelhafter. Denn Cornelius Nepos Lebensbeschreibungen griechischer Feldherren (40 Jahre vor Chr.) verleugnen zwar die Eleganz des Ausdrucks nicht, welche schon das Alterthum an den historischen Werken ihres Verfassers geschätzt hat; aber sie sind so kurz und dürftig an Inhalt, daß man in Versuchung kommt, sie wirklich (wie die Sage geht) für einen Auszug aus einem größern Werke zu halten, den ein gewisser Aemilius Probus (n. Chr. 340) gemacht haben soll. Reicher an wichtigem Inhalt, und klassisch für die römischen Alterthümer sind zwar die Leben der 12 ersten römischen Kaiser von Sueton, in denen er ihr öffentliches, noch mehr aber ihr Privatleben nach einer Sachordnung (100 Jahre nach Chr.) darstellte; auch seine Sprache befleißigt sich der Eleganz, ohne in die Affektation seiner Zeitgenossen zu fallen; aber ihnen fehlt doch die historische Kunst in der Anordnung, und in manchen Theilen, obgleich Sueton Zugang zu dem kaiserlichen Archiv hatte, das Gepräge der Glaubwürdigkeit, weil er zu viele Anekdoten und andere Nachrichten einmischt, die nicht aus den besten Quellen geborgt seyn können. Der schwülstige Curtius überladet sein an geographischen und historischen Fehlern reiches Leben Alexanders des Großen, mit rhetorischen Blumen, welche den Vortrag der Geschichte entehren, und fällt durch manche seiner Nachrichten in den Verdacht eines Romanschreibers. Die 38 zum Theil geschmacklos, zum Theil barbarisch geschriebenen Leben der römischen Kaiser von den scriptoribus historiae Augustae sind bloß als Quellen der Geschichte schätzbar. — Die lange Reihe einzelner Regierungs- und Lebensbeschreibungen byzantischer Kaiser fing Agathias (gegen 594 nach Chr.) mit den Vorfällen an, die sich unter Justin I., von 553 — 559, ereignet hatten; und in dem guten Vortrag und verhältnißmäßig reinem Styl hat er nur an Theophylaktus Simokattus (gegen 629) einen Nebenbuhler, dessen Geschichte des Kaisers Mauritius in gewisser Rücksicht sogar geschmackvoll abgefaßt ist. Geist und Kenntnisse stechen auch noch aus des Kaisers Constantinus Prophyrogennetus Leben des Basilius Macedo (gegen das Jahr 940) und den Leben der griechischen Kaiser von Leo dem Armenier bis auf Basilius Macedo hervor, die auf Constantins Befehl Genesius (gegen 950) verfaßt hat. Nicephorus Bryennius fing (vor 1137) mit herrlichen Hülfsmitteln ausgerüstet, die Geschichte des

Digitized by Google

Comnenischen Hauses an, und so weit er kam (der Zeitraum von 1058—1081 herab von Isaak Comnenus bis auf Alexius, seinen Schwiegervater), ist sie von ihm reich an Inhalt, nur nicht völlig unparteiisch dargestellt. Sein Tod veranlaßte seine Gemahlin, die geistreiche Anna Comnena, den historischen Griffel zu ergreifen, und durch das Leben ihres Vaters das historische Werk ihres Gemahls zu ergänzen. Ihr Alexius, wie sie ihre Fortsetzung, das Leben ihres Vaters betitelte, ist ein dauerndes Denkmal ihres durch Kenntnisse und Wissenschaften ausgebildeten Geistes, und übertrifft in Darstellung, Gewandtheit und Richtigkeit der Sprache alle historische Schriftsteller ihrer und der folgenden Zeiten; Schade, daß sie wegen ihrer Abweichungen von den Schilderungen, die andere Geschichtschreiber von der Regierung ihres Vaters geben, bis jetzt noch nicht in Rücksicht auf ihre Treue völlig gerechtfertigt zu achten ist. Doch geht sie so offen in der Angabe ihrer Quellen zu Werke, als ob sie selbst die Prüfung der Kritik nicht gescheut hätte. Ihr eiferte Johannes Cinnamus in einer (bis 1167 herabgeführten) Geschichte des Manuel Comnenus glücklich nach; auch er übertrifft in der Schreibart, die dem Xenophon nachgeahmt ist, die Geschichtschreiber seiner Zeit; aber auch seine Glaubwürdigkeit wird angefochten, ob er gleich, da er den Feldzügen des Manuel Comnenus beigewohnt hatte, Thaten beschreibt, deren Zeuge er gewesen war. — In den folgenden Zeiten sinken die Biographen wieder in Sprache und Darstellung. Georg Pachymeres schilderte (nach 1308) das Leben des Andronikus Palälogus von seiner Geburt bis zu seinem 26sten Regierungsjahr zwar lehrreich, und interessant, aber in einer gekünstelten, mit Schmuck überladenen und dunkeln Sprache und Johannes Kantakuzenus seine eigenen Thaten (von 1320 — 1354), so viel sich urtheilen läßt, mit historischer Treue; aber in einem schlechten, wenn gleich vielleicht für jene Zeiten erträglichen Styl. — Ein Leben der Heiligen verfertigte in griechischer Sprache Simeon Metaphrastes (gegen 1140), wahrscheinlich zum Behuf seines Amtes, da er als Logotheta (d. i. Vikarius des Patriarchen in Predigen und andern Funktionen) jährlich an den Heiligentagen ihr Leben von der Kanzel herab erzählen mußte. Doch hat er die wenigsten als freier Schriftsteller erst niedergeschrieben; die meisten sind aus frühern Zeiten und nur von ihm zu seinem Zweck überarbeitet und umgebildet worden. Simeon Metaphrastes: vitae sanctorum (bis jetzt nur 130 theils griechisch und lateinisch, theils bloß lateinisch gedruckt): in Actis Sanctorum; die einzelnen gedruckten Leben s. in Hamberger's zuverlässigen Nachrichten Th. IV. S. 143 — 150. — Noch sind aus diesem Zeitraum allerlei wichtige und unwichtige Lebensbeschreibungen übrig. Guibert lieferte (vor 1124) eine Autobiographie; Otto von Freisingen (vor 1158) das Leben Friedrichs I.; Petrarka (vor 1374) Lebensbeschreibungen berühmter Männer in lateinischer, und Leonh. Bruni (vor 1444) das Leben Dante's und Petrarka's in italienischer Sprache. Villani, der Sohn (vor 1404), Leben berühmter Florentiner; Marinus Barletto (1467) das Leben Scanderbeg's; Beccatelli (vor 1471) das Leben des Königs Alphons, von Sylvius Aeneas mit einem Commentar begleitet; Platina oder Sacchi (vor 1481) das Leben des Nerius Capponius; Corio (vor 1519) Lebensbeschreibungen der Kaiser von Julius Cäsar bis Friedrich I. in einem widrigen Styl. Vor allem verdienen aber die Leben der Heiligen des Jakob von Viraze eine Erwähnung, nicht wegen ihrer innern Vortrefflichkeit, sondern wegen des außerordentlichen Einflusses, den sie mehrere Jahrhunderte auf die ganze christliche Kirche im Abendlande gehabt haben. — Das Christenthum war mit Ueberlieferungen von Wundern aus den Zeiten seiner ersten Pflanzung

Digitized by Google

und den nachfolgenden Jahrhunderten begleitet, an die germanischen
gekommen; und die Erfahrung zeigte, daß ihre rohen und ungebildeten
nichts tiefer rühre und erschüttere, als die Erzählungen von den Kreu
gen der Märtyrer und Heiligen, und daß sie nichts mehr zur Freigebigkeit
die Kirche begeistere, als die Wunder ihrer Gräber und Reliquien.
Ueberlieferungen blieben meistens bis zum 6ten Jahrh. mündliche
Im 6ten und 7ten Jahrh. schrieb man sie endlich auf, und machte die
zu Legenden, aber in einer Sprache, welche den bessern Zeiten nach
dem Großen völlig unverständlich war, und im 9ten Jahrh. die
den wieder in Sagen verwandelte, die einer neuen Aufzeichnung bed
Man schritt im 10ten Jahrh. dazu, aber ohne sich dabei an die früher
barisch geschriebenen Legenden zu halten, entweder weil sie dem neuer
cipienten zu unverständlich, oder weil die meisten bei den Zerstörung
Klöster durch die streifenden Völker, die Araber, Slaven, Normänne
Ungaren mit verbrannt waren. Die meisten noch vorhandenen He
legenden sind daher aus dem 10ten Jahrh.; die folgenden Jahrhu
haben nur noch einzelne Stücke hinzugethan. Die letztern sind zum
fein in ihrer Darstellung, und versprechen als solche selbst in unsern
eine gefällige Erneuerung. Man lese Bollandi acta Sanctorum;
J. G. von Herder's zerstreute Blätter. Th. VI. und dessen Ab
Legenden v. L. Th. Kosegarten. Berl. 1804. 2 Bde. 8. — Ungeachtet
len Lebensbeschreibungen neuerer Zeit sind doch gute Biographen selten
den ältern von Schröckh und mehreren einzelnen von Jerusalem,
zel, Herder, Halem hat man größere Sammlungen in dem
theon der Deutschen, im Biographen, die einige gute B
phien von Eberhard, Klügel, Niemeyer und Andere enth
und in Schlichtegrolls Nekrolog. Die merkwürdigsten
biographien sind von Büsch, Bronner, Brandes, Iffl
Moritz, Spazier, Schlözer, Hippel, Creuzer und Göt
Biographie oder Lebensbeschreibung, ist die Geschich
Lebens eines einzelnen Menschen. Vorzüglich hat hier der Schrif
psychologisch den ganzen Gang der Entwicklung und Ausbildung sein
stigen Menschen zu schildern, so wie die Wirksamkeit und den Einfluß
den auf sein Zeitalter, von dem er auch mit allgemein großen Zügen ei
entwerfen muß, so daß man die Gründe und die ganze Art einsieht, w
und wie er gerade das wurde und wirkte. Zugleich soll damit die Ka
schilderung, weil sie die Geschichte begreiflicher macht, und für die Perf
teressirt, und, wiefern der Fall war, eine Würdigung desselben als S
steller verbunden seyn. Weniger in Rücksicht der Darstellung, als we
eine sehr vertraute, nie leicht zu erlangende Bekanntschaft mit der
dazu in den Stand setzen kann, ist eine Biographie eine schwierig
gabe. Gewöhnlich erhält man statt derselben nur einen Lebens
der bloß die äußern Schicksale des Menschen erzählt, die, besonders
lehrten, wenn man auch die gewöhnlichen Alltäglichkeiten zu erzähle
schmäht, selten sehr interessant sind. Noch eine andere Ursache erklä
Mangel guter Biographien, weil der Geschichtschreiber für seinen
gewöhnlich sehr eingenommen, und einen Panegyrikus (eine Lo
statt einer Geschichte liefert. Besonders widerfährt es den Autobio
phen (die ihr eigenes Leben beschreiben), daß sie sich besser schilder
sie wirklich sind. In der Regel verlangt eine Biographie die mittlere Schr

Bion, aus Smyrna gebürtig, lebte um d. J. 150 vor Chr.
war Zeitgenosse des Moschus, und als Idyllendichter berühmt. E
an Gift. Seine Gedichte haben viel schöne Stellen; aber im Ganz
nommen fehlt ihnen die dieser Dichtungsart so gut kleidende Simpl

Digitized by Google

und hier und da findet man zu künstliche Spiele des Witzes. Sein schönstes Gedicht ist das Grabmal des Adonis. Voß hat Bions Deutsche übersetzt. Von den noch vorhandenen Gedichten hat man folgende Ausgaben: Bionis et Moschi, quae supersunt, Idyllia gr. et lat. c. n. Joh. Heskii. Oxonii e typogr. Clarendon. 1748. 8. Deutsch übersetzt in Hexameter hat man den Bion und Moschus von Manso, Gotha, 1784. 8. Eschenburgs Handb. der klass. Liter. S. 170. Als Anhang findet man diese Gedichte häufig bei den Idyllen Theokrits.

Bion von Borysthenes, anfangs ein Schüler des Crates, darauf der cynischen Sekte zugethan, widmete sich den Künsten der Worte und Töne, und sprach eine große Anzahl merkwürdiger oder für solche ausgegebener Kernsprüche aus. Als ihn Jemand fragte, wer der Unruhigste von allen Menschen sey, erwiederte er, der, welcher der Glücklichste und Ruhigste seyn wolle. — Als er von der Ehe sprach, sagte er, eine garstige Frau sey eine Folter für ihren Mann, und wenn der Anblick einer schönen Vergnügen erwecke, so sey es weniger für denselben, als für die Nachbarn. — Als ein Neidhard ihm traurig und in Nachdenken versenkt erschien, fragte er ihn, ob seine Traurigkeit aus eigenem Unglück oder fremdem Glück entspringe? — Er behauptete, Alcibiades sey in seiner Kindheit die Frau aller Männer, und in seiner Jugend der Mann aller Frauen gewesen. — Er pflegte seinen Schülern zu sagen: wenn ihr erst mit dem männlichen Gleichmuthe Schmähungen und Schmeicheleien anhöret, so könnt ihr versichert seyn, daß ihr Fortschritte in der Tugend gemacht habt. — Er sagte auch noch: laßt uns das Alter ehren, denn das ist das Ziel, das wir Alle erstreben. — Bion warf Mantel und Ränzel des Cynikers ab, um dem Unterrichte von Theodoros, dem sogenannten Atheisten, beizuwohnen. Er behauptete, daß die Lehre von der Gewalt Gottes über alle Dinge Widersprüche enthalte, und daraus wollte er zwei sehr verschiedene Dinge beweisen, eines nämlich, daß alle Diebe Tempelräuber wären, und zum andern, daß kein Dieb ein Tempelräuber sey, und er zog diese beiden Folgerungen aus demselben Grundsatze, und dieser Grundsatz gehört unter die Wahrheiten, welche die Philosophie uns über die Natur der Gottheit lehret. Das höchste Wesen, das vollkommenste Wesen, muß die unbeschränkte Herrschaft über alle Dinge besitzen; von ihm hangen alle übrigen Wesen ab; ihm als dem Urheber und dem Erhalter derselben gehören sie auch Alle. Bion hatte sich ohne Zweifel das Ziel vorgesteckt, durch zwei mit einander im Widerspruch stehende und verderbliche Folgerungen, die er daraus ziehen zu können vorgab, jene Lehre zu widerlegen. Hier ist die eine Folgerung: wer die Güter Gottes raubt, ist ein Tempelräuber; nun rauben aber alle Diebe die Güter Gottes, denn alle Dinge sind sein Eigenthum, folglich sind alle Diebe Tempelräuber. — Und hier ist auch die andere Folgerung: eine Sache von einem Orte, welcher Gott angehört, an einen andern Ort versetzen, der ebenfalls Gott angehört, heißt nicht einen Tempelraub begehen. Nun aber versetzen diejenigen, welche Tempel plündern, die Sachen von einem Orte, welcher Gott angehört, an einen andern, der ihm ebenfalls gehört; also begehen die, welche Tempel plündern, keinen Tempelraub. — Seneka hat diesen schlechten Beweis in der Abhandlung von den Wohlthaten (VII, 7.) bündig widerlegt. Bion, der immer in seinen Meinungen schwankte, folgte später dem Theophrastos, von dem er die Kunst erlernte, Blumen über die Philosophie zu streuen. Bei der Annäherung des Todes fühlte er sich, wie man sagt, von seinen philosophischen Grundsätzen so verlassen, daß er zu allen Arten des Aberglaubens seine Zuflucht nahm, um sein Leben zu fristen. Bion blühete

Digitized by Google

276 vor unserer Zeitrechnung. Bion, Theodoros Schüler, muß mit einem andern Bion verwechselt werden, welcher den Grund des Demokritos huldigte, und ein Mathematiker aus Abdera Dieser Bion ist der Erste, welcher die Vermuthung aufstellte, daß e wisse Gegenden auf der Erde gebe, wo Tage und Nächte sechs Monate dauerten.

Birago, ein italienischer Edelmann aus der Familie Biragos, des K lers von Frankreich, zeichnete sich in den italienischen Kriegen unter ersten Marschall von Brissac vortheilhaft aus. Als dieser Feldher Plan entworfen hatte, sich der kleinen Stadt Carde im Piemontes zu bemächtigen, übergab er ihm den Oberbefehl über die zu jener U nehmung bestimmten Truppen. Nur vierhundert Banditen vertheidigte Platz, man erwartete keine hartnäckige Gegenwehr. Um sie zu besti ließ Birago plötzlich mit seinen besten Truppen stürmen; diese wurden solcher Entschlossenheit empfangen, daß sie sich zurückzuziehen verlan „Wie?" rief dieser unerschrockene Anführer, „ist es möglich, Ruhmbegier euch weniger Muth einflößte, als zweifiung jenem Raubgesindel giebt!"—Jetzt ergreift er eine Pike, faßt einen Offizier bei der Hand, und sagt, indem er ihm die B zeigt, „dort müssen wir eher sterben, als daß wir uns d schändlichen Rückzug retten." Sein Muth entflammt auch Kriegerschaar. Sie wenden sich zum Sturme um, und kämpfen mit s Hartnäckigkeit, daß sie in die Besatzung eindrangen. Da diese keine Ve nung ihres Lebens erwartete, so ließ sie sich auf der Bresche niedermachen Gefolge des Kanzlers Birago erblickt man ein Dutzend von dieser Fa welche unter der Herrschaft der Medicis eine Rolle in Frankreich spielen. Berühmteste unter diesen ist jedoch der Birago, welcher sich unter dem men des Hauptmanns Sacremore bekannt gemacht hat.

Birago (Renatus von), war zu Mailand aus einem edlen und Stamme entsprossen. Er flüchtete nach Frankreich, um der Rache von L wig Sforza zu entgehen, der ihm seine Anhänglichkeit an Fran zum Vorwurf machte. Franz I. machte ihn zum Parlamentsrath Paris, und später zum Oberintendant der Justiz. Carl IX. machte ih J. 1570 zum Siegelbewahrer, und im J. 1573 zum Kanzler von Frank Birago, die Gondi, die Guisen, Catharina v. Medicis, ter Ausländer, stürzten den Staat in Verwirrung, entwarfen und leitete Meuchelbund der Bartholomäusnacht. Mir scheint, sagt ein Geschichtsf ber, daß man diese Greuelthat weniger unserem Volke, als die Aechtungen Römern vorwerfen muß; denn Sylla und Augustus waren Röme Gregor XIII. beehrte auf Ansuchen Heinrichs III. Birago mit Cardinalshute. Er war vor seinem Uebergang in den geistlichen Stand heirathet gewesen. Er pflegte zu sagen, er sey Cardinal ohne Titel, Pr ohne Pfründe und Kanzler ohne Siegel. Dieser Cardinal starb im J. 1 im Alter von 78 Jahren. Er beugte sich, wie ein Schilf, sagt Mezerai, allen Winden des Hofes, und schätzte einen in Gunst stehenden Diener m als alle Gesetze des Königreichs. — Der Advokat Servin schildert ihn „Dieser Kanzler war ein Italiener von Geburt und Religion, sehr gew in Staatsgeschäften, äußerst wenig im Rechtsfache. Was das Wisse langt, so besaß er Keines. Uebrigens war er freigebig, und völlig unter dem Willen des Königs, so daß er oft selber sagte, er sey nicht der Ka von Frankreich, sondern der Kanzler der Könige von Frankreich. — E im Jahr 1575 den Hauptmann La Vergerie aufknüpfen, weil der gegen die Ausländer, die Frankreich an den Rand des Unterganges brac mit Freimuth gesprochen hatte.

Digitized by Google

Birago (Clemens), Demantstecher, wird als der erste Künstler betrachtet, dem es gelungen, Mittel ausfindig zu machen, um Gebilde in den Demant einzugraben, der bis auf dessen Zeiten allen Werkzeugen Widerstand geleistet hatte. Das erste Werk, das er in dieser Gattung machte, war das Bildniß jenes unglücklichen Don Carlos, Infanten von Spanien. Birago war ein Mailänder, und lebte lange am Hofe Philipps II. v. Spanien.

Birch, (Thomas), im Jahr 1705 zu London aus einer Quäkerfamilie entsprossen, verließ diese Sekte, und ward Kapellan bei dem im J. 1746 hingerichteten Lord Kilmarnock, weil er die Sache der Stuarte begünstigte. Die Wissenschaften beschäftigten ihn noch mehr, als sein geistliches Amt, und die königl. Gesellschaft, deren Mitgleid er war, wählte ihn im J. 1752 zu ihrem Secretär. Schätzenswerth ist unter seinen Schriften sein historisches und kritisches Wörterbuch in englischer Sprache, 10 B. 1734—41. Bernard, Lochmann, Sale, lieferten ihm treffliche Artikel für die orientalische Geschichte. Auch finden sich darin merkwürdige Nachrichten über verschiedene berühmte Personen Englands. Chauffepié hat diese Sammlung, die sich mehr durch Gelehrsamkeit, als schöne Darstellung auszeichnet, bei Ergänzung des Bayle'schen Wörterbuchs stark benuzt. Birch starb 1766 als Pfarrer von Depden in der Grafschaft Esser.

Biren (Johann Ernst von), Herzog von Curland, soll der Enkel eines Stallknechts des Herzogs Jakob von Curland, und der Sohn eines curländischen Bauers, Namens Bühren, gewesen seyn. Er wurde 1687 geb., und wußte sich durch seine natürlichen Fähigkeiten, so wie durch sein angenehmes Aeußere die höchste Gunst der Herzogin von Curland, Anna, Nichte des russischen Kaisers, zu verschaffen, obwohl sie es bei dem curländischen Adel nicht durchzusetzen vermochte, ihn als ihres Gleichen zu betrachten. Als die Herzogin Anna den russischen Thron bestieg, nahm sie ihren Günstling mit sich nach Petersburg, und dieser nahm, um sich einen Namen zu machen, das Wappen der Herzoge Biron in Frankreich an, und beherrschte nun seine Gebieterin selbst. Seine Regierung war äußerst grausam; 11.000 soll er haben hinrichten lassen, und zweimal soviel ins Exil geschickt haben. Am meisten wüthete er gegen die Familie Dolgorucki. Im J. 1737 zwang die Kaiserin Anna die Curländer, ihn als ihren Herzog anzuerkennen, so wie sie ihn bei ihrem Tode 1740 zum Vormund des Prinzen Iwan und zum Regenten des Reichs ernannte. Um sich zu sichern, entfernte er Alle, die ihm Furcht einflößten, und ließ nicht undeutlich, durch die Verbindung seines Sohnes mit der Prinzessin Elisabeth und seiner Tochter mit dem Herzog von Holstein, dem nachmaligen Kaiser Peter III., die Absicht errathen, seine Familie auf den russischen Thron zu erheben. Der Marschall Münnich, dem er selbst fast ganz seine Größe verdankte, ließ ihn in der Nacht vom 19. zum 20. Nov. 1740 arretiren; der Prozeß wurde ihm gemacht, die Todesstrafe in Verbannung nach Sibirien verwandelt, wo er ein ganzes Jahr, bis zur Thronbesteigung der Elisabeth, zubrachte, die Biren zurück berief, und den Feldmarschall Münnich in sein Gefängniß nach Sibirien schickte. Der Befreite und Gefangene begegneten einander in Casan, grüßten sich, und setzten, ohne ein Wort weiter mit einander zu wechseln, ihre Reise fort. Catharina II. gab ihm 1763 das Herzogthum Curland zurück; er regierte daselbst mit Weisheit und Milde, übergab 1769 die Regierung seinem ältesten Sohne Peter, und starb den 28. Dec. 1772. 4 Jahre später nahm Rußland das Herzogthum Curland in Besitz, und Peter zog sich nach Sagan in Schlesien zurück.

Birke. Diese verdient auch unter den römischen Alterthümern eine Stelle, denn auf die innere weiße Rinde dieses Baums schrieben die Römer, ehe der

Digitized by Google

Gebrauch des ägyptischen Papyrus bei ihnen allgemein war. Au
die Fasces (Steckenbündel) der Römer anfänglich aus birkenen St
sammengesetzt, wenn gleich in der Folge die Ulme das Holz dazu ge
herab.

Birkenmeyer oder Burgmayr, (Johann), ein geschickte
des 16ten Jahrh., wurde im J. 1473 oder, wie Andere wollen,
Augsburg geboren, und war ein Schüler und Nachfolger Albe
rers, und einer der ersten Maler seiner Zeit, sowohl in Oel, als a
Er und sein Meister hoben die Kunst, mit Farben zu drucken, auf
Stufe der Vollkommenheit. Zu Augsburg sind noch mehrere Gem
diesem Künstler vorhanden, unter Andern eines, das die Pilger
welche die sieben Kirchen Roms besuchen. Die schö
stücke, 234 an der Zahl, die sich in dem berühmten Werke: de
König, befinden, sind auch von ihm.

Birkensaft ist ein kühles und angenehmes Getränke. Man
ihn, indem man im Frühlinge, bevor die Birkenblätter getrieben ha
ten am Stamme einer starken und gesunden Birke ein kleines, bis
des Baumes gehendes Loch bohrt, dieses versieht man mit einer F
unter welcher man eine Flasche befestigt; hierauf rinnt tropfenweise
so stark, daß man aus einem Baume mehrere Pfund davon gewin
Dieser Saft kann in seinem natürlichen Zustande genossen werden,
ihn aber gähren, und vermischt ihn mit Wein und Zucker, so giebt
ungemein erfrischendes, angenehmes Getränk. — Doch muß man ni
einem Baume abzapfen, und auch das Loch bald wieder verstopfen
sonst stirbt. Auch in der Arznei wird der Birkensaft als versüßend
nendes und schweißtreibendes Mittel gebraucht. Daher pflegt man
linge täglich, Morgens und Nachmittags, einige Gläser von diesem
trinken, und diese Kur vier Wochen fortzusetzen. Besonders ist er ein, du
fahrung bestätigtes wirksames Mittel gegen Haut-Ausschlag, Stein
und andere Krankheiten, die von verdorbenen Säften herrühren. D
soll auch die Eigenschaft haben, durch Waschen die Sommersprosse
treiben, und die Haut weiß und zart zu erhalten, weswegen er denn
dem schönen Geschlechte in einigen Gegenden Deutschlands sehr ge
fleißig benutzt wird.

Birkenstock (Joh. Mesch., Edler v.), geb. zu Heiligenstadt
feld den 11. Mai 1738, erwarb sich unter Kaiser Joseph II. im O
schen um das Schulwesen unsterbliche Verdienste, und starb den 30
1809. Seine Gewandheit, im sogenannten Lapidarstyle sich auszudr
ihn als Schriftsteller berühmt gemacht.

Birkenwanze. Sie ist von graugrünlicher Farbe, hat einen
Fleck auf den Flügeldecken, einen stachlichten Kopf, einen gezähnelt
schild, und ist unter den geflügelten Wanzen deswegen merkwürdig
ihre Brut so zärtlich liebt. Nachdem ihre Jungen aus ihren Eierch
sie 20 — 30 legt, hervorkrochen, so führt sie die kleine Schaar
Blatte zum andern, gleich einer Gluckhenne, und vertheidigt sie g
Feinde, besonders gegen den Vater, der gerne seine eigenen Kinder t
aussauget.

Birmanisches Reich. Dieser Name ward nur erst
einem halben Jahrhundert einer großen Region des südlichen
Theil, welche zuvor mehrere Reiche ausmachte, und eben dah
mehreren Namen bekannt war. Nach schweren, innern und äußer
fen nämlich, geführt mit der vollen Wildheit, die bei einem au
ten Feinde der Reiz der senkrechten Sonne gebiert, ist es eine
Eroberer gelungen, drei, ja, vier vormals getrennte Länder seinem

Digitized by Google

zu unterwerfen, und verschiedenartige Menschen in Eins zu verschmelzen. Ava, Arrakan, Pegu und auch Assam hatten damals ihre eigenen Beherrscher, und ihre Völker sind noch auf den heutigen Tag natürlich von einander verschieden; denn das Schwerdt des Eroberers übertüncht nicht zugleich mit dem unschuldig vergossenen Blute die Erhöhungen oder Vertiefungen, die Unterschiede der Sitten, der Sprache, der Denkart gewaltsam zusammengeworfener Nationen. Sogar jetzt scheinen die Gränzen dieses nun so bedeutenden Gesammtreichs nicht genau bestimmt, wenigstens blieb selbst den Britten Bengalens hierüber viel Schwankendes. Dr. Buchanan brachte nach vielen Bemühungen in der Hauptstadt des Reichs selbst nur Folgendes über die Gränzen, und die Bewässerung mit einiger Gewißheit zur Kundschaft. Die Herrschaft des Königs der Birmanen hub (1795) in Norden an mit dem 26sten Grade der Breite, und ging bis zu dem 9ten Grade hinab. Von Osten nach Westen, oder der Länge nach, erstreckt es sich hiebei vom 92sten bis zum 127sten Grade östlich von Greenw. Er schätzt die Ausdehnung auf 1.050 englische, also etwa 230 deutsche Meilen, die der Breite auf 600 englische Meilen. Es würde mithin kaum möglich seyn, die Arealfläche des Gesammtreichs anzugeben, da die Bildung sehr unregelmäßig ausfällt, und die Gränzen an mehrern Punkten uns unbekannt sind. Die äußere Form dieses vielartigen Reichs ist hauptsächlich deshalb unregelmäßig, weil es tief auf der Landenge von Malacca hinabläuft, indem die Birmanen sich jetzt berechtigt glauben, ihre Besitzungen bis südlich des Merqui-Archipels auszudehnen. Und wer weiß, ob es ihnen nicht bereits geglückt ist, oder noch glücken wird, sich selbst Siams, des Reichs ihrer größten Feinde im Osten, zu bemächtigen? Denn schwerlich würde ihnen die beträchtliche Bergkette, welche hoch von Norden aus zwischen beiden Reichen hinabläuft, noch vielweniger der östlich derselben laufende große Strom Menam, oder wie er nördlicher genannt wird, der Maygnue, ein überstei̇gliches Hinderniß scheinen. Im Süden steht dem Reiche der Birmanen nach seiner Vereinigung mit Pegu eine sehr große Küste zu Gebote. Sie hebt, wenn man von Mergui ausgeht, bereits über dem 14ten Breitengrad an, und geht ganz bis Chitigong, einer Provinz von Bengalen, gegen den 21sten Grad der Breite hinauf. Auf dieser Strecke finden sich mehrere brauchbare Häfen und für die Handlung bedeutende Seestädte, z. B. Arrakan, Persain, Rangun, Syrian, wozu man Mergui und die gegenüberliegenden Inseln hinzurechnen könnte. Gegen Süden zu dem Meere hin, und selbst zwischen diesen hohen Gebirgen besteht das Land aber aus sehr großen Ebenen; denn, wenn man selbst die Fläche zwischen den Galladretshügeln und den Gebirgen von Arrakan ein Thal nennen wollte, so wäre es stets eine Fläche von einer unübersehbaren Weite, in welcher der Hauptstrom des ganzen Landes, der Irrawadi, majestätisch zum Meere hinabfließt. Dieser mächtige Strom, der Nil der Birmanen, besteht eigentlich aus zwei großen Flüssen. Der östliche, und dieser ist derjenige, welcher, da er bei den beiden Hauptstädten des Reichs, der vormaligen und heutigen, nämlich Ava und Imerapura, vorbeifließt, hier der wichtigste scheint, ist indeß nicht der größte. Er entspringt nur aus den Gränzgebirgen zwischen Tibet und dem birmanischen Reiche, und wird nur erst durch die von der chinesischen Provinz Yunnan aufgenommenen kleinern Flüsse ein ansehnlicher Strom, der sich etwa gegen den 22sten Breitengrad nach Westen biegt, und bald darauf mit dem größern Strome, dem Kendum, vereinigt wird. Dieser enthält eine bedeutende Anzahl von Inseln, und fließt nun mit einer Breite, welche an vielen Orten fast eine deutsche Meile beträgt. Sein Anwachs scheint periodisch zu seyn, denn er hängt nicht von dem in dem Reiche der Birmanen fallenden Regen ab, sondern von den Bächen, die aus den höhern Gebirgen strömen, und erreicht

Digitized by Google

daher selbst während der dürren Jahrszeit so schnell eine solche Höhe
das ganze Land unter Wasser setzt. Dies gewährt dem Reiche, g
Nil Aegyptens, die größte Fruchtbarkeit. In den dort trocknen M
vom Januar bis April, ist übrigens der Irrawadi ebenfalls oft so se
er kaum schiffbar bleibt, da er sonst große Fahrzeuge bis über die Ha
trägt. Es ist indeß stets über die Hauptstadt Imerapura hinauf
fahrbarer Strom, mithin wohl auf 150 deutsche Meilen; sein gan
von jenen nördlichen Gebirgen Tibets beträgt über 200 deutsche
Die Lage dieser Länder unter dem heißen Erdstriche, die starke Bewässer
großen Ebenen und die dichten Waldungen, womit sie beschattet sind,
ungesundes Klima erwarten lassen. Indessen sprechen die Stärke
fundheit des gesammten Volkes überhaupt für die Güte desselben. Au
erhitzten, gutbewässerten, großen Region mußte die Natur sowohl mit
faltigkeit als Fülle ihre Gaben verspenden. Und da das Land nich
Norden und Osten von hohen Gebirgen begränzt, sondern auch selbst i
Innern von einzelnen nicht unbedeutenden Bergketten durchschnitten
kann hier das Mineralreich nicht dürftig ausfallen. Ja, Hinter-Ind
von das Reich der Birmanen einen sehr großen Theil ausmacht, erze
Kostbarkeiten und Reichthümer, als selbst Hindostan. Die Steinölbrunn
den sich etwas über eine deutsche Meile von Jeinangium, einem Orte an
lichen Ufern des Hauptstroms Irrawadi, gegen den 21sten Brei
Das Wenige, was wir davon jetzt erfahren haben, sagt nur, daß
Brunnen in einem felsigen Boden finden. Wenn ein solcher Brunnen
sey, heißt es, so machen die Birmanen einen neuen Einschnitt in de
Der Brunnen, den der Engländer Symes besuchte, bestand aus einem
von 4 Schuhen, und war 30 Klafter tief. An Ort und Stelle ist dieses Oe
wohlfeil; zwei bis dreihundert Töpfe kosten nur einen Takal, ode
einen Gulden. Uebrigens ist der Geruch desselben sehr widrig. Es i
würdig, daß ebenfalls das westlicher gelegene Pegu Bergöl oder
enthält; allein hier wird es auf den Gewässern schwimmend gefund
größern Gebirge erzeugen aber eine sehr große Mannigfaltigkeit der
lichsten Mineralien. Die Engländer fanden Granit am Irra
und unweit Pegu, wie auch nur wenige Meilen von Imerapura
der dem schönsten italienischen gleich kommt, und wegen seiner schön
tur häufig zu Götzenbildern benutzt wird; es ist verboten, ihn ausz
Auch kamen hier Versteinerungen vor, und was noch merkwürdiger
so hat das Wasser des Hauptstroms selbst eine versteinernde Kraft.
edeln Metallen finden sich in mehreren Theilen des Landes bedeutend
werke. So giebt es z. B. in den Gebirgen gegen die Gränze von
sechs Tagereisen hinter Bamu, Gold- und Silbergruben, wie auch
des Flusses Kindum. Hier werden dann gleichfalls diejenigen Stein
ben, durch die das Land am berühmtesten ist, nämlich Rubine und S
Die an diesen Edelsteinen einträglichsten Werke finden sich aber un
Hauptstadt selbst. Pegu war bereits zu Tavernier's Zeiten
wegen seiner vorzüglichen Rubinen aller Gattung, z. B. Rubin
Spinell, Rubicell und ähnlicher Nüanzen dieses Steins; der Reichth
von muß seinen Angaben nach bedeutend seyn, da man für mehr als 1
Thlr. jährlich davon ausführt, obgleich dem Könige jeder Stein zuvor vo
werden muß, da er sich dann die schönsten davon vorbehält. Fe
zeugen sich hier: Chrysoprase, Amethysten, Granaten, Chrysolithen u
spis; kurz, den Diamant und den Smaragd ausgenommen, ist da
der Birmanen eines der Hauptländer des Orients für alle übr
Steine. Fast jede Art der geringern Metalle führt Symes als h
heimisch an, selbst hierunter Zinn, und vom Eisen Magnete. Gold

Digitized by Google

sowohl in Pegu, als in Ava, auch in Flüssen vor. In letzterm Reiche führt zwischen dem Kindum und dem Irrawadi der kleine Fluß Scholinkiup daher seinen Namen, denn dieser Ausdruck bedeutet goldener Sandfluß. Salpeter erzeugt sich besonders bei Kioum, und Bernstein von ungewöhnlicher Klarheit und Durchsichtigkeit wird nahe am Hauptstrome gesammelt. Sicher ist dies an unterirdischen Schätzen so reiche Land nicht minder gesegnet mit den schönsten Vegetabilien der heißen Zone; allein bis jetzt ist es noch fast eine unbekannte Erde für die Botanik. Was darf man aber nicht mit Recht von einem Lande erwarten, welches mehrere Palmenarten, worunter auch die Areka, ferner die Mimose, welche das Cacheou erzeugt, Tamarinden-, Banianenbäume, Bambou, Indigo, Zucker, mehrere Pfefferarten, Reis in unermeßlicher Menge und erster Güte, Aloe und Sandelholz, Baumwolle, kurz, die wichtigsten Vegetabilien der heißen Zone, erzeugt, und zugleich den fruchtbarsten Boden besitzt? Ein einziges Gewächs findet sich noch unter den nützlichen als wildwachsend erwähnt, nämlich die binsenförmige Crotolarie (Crotolaria juncea), welche in Indien zu Packleinwand, Netzen und selbst zu Papier gebraucht wird. Eins der wichtigsten Handelsprodukte des hiesigen Pflanzenreichs ist aber der Thik oder Zimmerbaum (Tectonia grandis L. Pentandr. Monogyn). Es ist ein großer Baum, der eirunde Blätter trägt, und lockere Blumentrauben an den Enden der Zweige. Das Holz macht ihn wegen der Vorzüglichkeit zum Schiffbau berühmt. Es kommt dem Innern nach unserm Eichenholze nahe, nur ist es nicht völlig so hart, dafür aber biegsamer. Vornehmlich dadurch hat es vor allem Schiffsbauholz den Vorzug, daß es im Wasser weit dauerhafter ist; es widersteht aber nicht nur der Feuchtigkeit, sondern auch dem Schiffswurm (Teredo), und selbst den Ameisen. Zwar wächst der Thikbaum auch in Cochinchina, Malabar und auf den Molukken, allein so große Waldungen davon findet man kaum irgendwo, als in Ava und Pegu. Alles, was das heiße Asien von den größten und furchtbarsten Quadrupeden gebiert, sey es fleisch- oder fruchtfressend, ist hier einheimisch, und wenn uns in der entgegengesetzten Richtung von den kleineren Thieren, besonders von den Insekten so wenig bekannt ist, so liegt es lediglich daran, daß bis jetzt kein Naturalist hier der Natur ihre Schätze abfragte. Das Nashorn, und große Heerden Elephanten, wilder Büffel und wilder Schweine, jagen den Reisenden Furcht ein; aber weit schrecklicher ist ihm hier der größte Wütherich der organischen Welt, der Königstieger; denn dieser findet sich in Hinter-Indien in seinem wahren Vaterlande, und er lebt hier weit häufiger als der Löwe. Die Jagd der wilden Elephanten geschieht auf folgende Weise. Haben die Jäger einen Elephanten, den sie zu fangen hoffen dürfen, entdeckt, so legen sie sich flach auf die Erde nieder, und suchen dem Elephanten eine Schlinge nachzuwerfen, deren anderes Ende an den Leib eines der zahmen Elephanten, welcher deshalb mitgeführt wird, festgebunden ist. Dieser wirft ihn sofort zu Boden, worauf der wilde Elephant, da er sich von allen verlassen fühlt, bald übermannet, und dann, zwischen zwei zahmen Elephanten befestigt, fortgeführt wird; ein dritter zieht ihn vorne und ein vierter treibt ihn von hinten. In wenig Wochen wird er völlig gelehrig, und unterwirft sich ruhig seinem Schicksale. Wahrscheinlich giebt es hier einige Varietäten unter den Elephanten in Rücksicht der Farbe. Schon seit den ältesten Zeiten lagen die Könige von Pegu und Siam in Zwist wegen des Titels eines Herrn des weißen Elephanten. Weiße Elephanten werden nämlich wegen ihrer Seltenheit als ein Heiligthum betrachtet, und in dem langen, lächerlich pomphaften Titel der dortigen Könige, ist der des Herrn des weissen Elephanten so wichtig, daß man öfters Kriege deshalb hat ausbrechen sehen. Eigentlich sind diese seltenen Thiere nur graulichweiß, und in dem

Digitized by Google

Fall, daß man keine dergleichen antreffen sollte, so schabt man einem
lichen Elephanten das Haar ab, worauf sich sodann eine Kruste, eine
weißlichtem Schorf ansetzt, der einigermaaßen jene Farbe angiebt. Die
nen gleichen in ihren Gesichtszügen mehr den Chinesen, als den Hindu
Weibspersonen sind, besonders im nördlichen Theile des Reichs, schöne
Indien, aber nicht so zart gebildet, als diese. Indeß sind sie doch
baut, und gewöhnlich zur Fettigkeit geneigt. Ihr Haar ist schwa
und lang. Die Männer sind zwar nicht groß von Person, aber th
sehr stark; unter den Birmanischen Schiffsbauern giebt es athletis
schen; auch besitzen sie eine ganz besondere Biegsamkeit der Gliede
Gebrauch, sich den Bart auszuraufen, giebt ihnen ein jugendliches
Sie tattowiren ihre Schenkel und Arme mit allerhand Figuren, we
eine Wunderkraft gegen ihre Feinde beimessen. Weder Manns- no
enspersonen sind so reinlich, wie die Hindus in Indien, bei welc
liches Waschen eine religiöse und sittliche Pflicht zugleich ist. Die
werden frühzeitig gewohnt, ihre Arme auswärts zu drehen. Wenn
her den Arm ausstrecken, so steht der Ellenbogen verkehrt; der inne
des Gelenks steht auswärts, und der äußere ist einwärts gedreh
Peguaner sind von schwarzlich dunkler Farbe, das Gesicht ist b
Augen sind groß und schwarz, die Nase ist geflacht, der Mund gezo
die Backenknochen hervorstehend. Der Birmanen Karakter steht
trast mit dem der Hindus. Die erstern sind nämlich lebhaft, reizbar,
ungeduldig und fröhlicher Gemüthsart. Sie sind dabei arbeitsam
Fremde redlich, wißbegierig, gescheidt, und zeigen Gegenwart des
Der englische Gesandte, der Obrist Symes, stieß auf der Jagd a
Büffel. Das Thier, durch den Anblick seines rothen Kleides auf
näherte sich ihm mit wildem Blicke, und er sah sich in wahrer Gefa
ein so starkes Thier, als er in einiger Entfernung einen Birmanen
Dieser schrie ihm zu, zog seine blaue Jacke aus, hielt sie in die Hö
warf sie sodann zu Boden. Symes begriff seine Deutung; er zo
scharlachenen Rock aus, und schleuderte ihn nebst seinem Hute von si
fort fand sich der Büffel beruhigt, und ging friedlich zu seiner Heerd
Vorzüglich zeichnen sich aber auch die Birmanen vor vielen Völkern
ents aus, nicht nur durch Achtung der Fremden, durch allgemeine
gegen jede Religions-Sekte, sondern dadurch, daß sie dem Fraue
große Freiheiten zugestehen. Wir wissen, wie die Chinesen ihre Fr
sperren, und wie überhaupt die meisten Völker des Orients auf die er
ste Art das andere Geschlecht von allen öffentlichen Angelegenheiten
ßen. Das birmanische Frauenzimmer geht eben so frei umher, als d
räische. Ueberhaupt sind die Frauen ihren Männern getreu. Auch läßt
licher Fleiß ihnen wenig Zeit zu Liebschaften. Selbst Damen vom
Stande findet man hier selten müßig. Bei dem Besuche, welchen der
Gesandte der Königin abstattete, sah man in einer Gallerie ihres
drei bis vier Webersstühle, woran Mädchen arbeiteten. Weben ist, wi
alten Griechen, die Hauptbeschäftigung des birmanischen Frauenzimm
meisten Familien verfertigen die baumwollenen und seidenen Zeuge
Kleidungen in ihren eigenen Häusern. Jener empörende Gebrauch
mannung, welchen wir bei den meisten Chinesen und andern Völkern
Indiens antreffen, wird hier verabscheuet. — In einem so heiße
sollte man kaum so viel Muth und Kriegstalente erwarten, al
sowohl in Pegu, vorzüglich aber in Ava, also bei den eigentlichen Bi
seit dem letzten Jahrhundert gezeigt hat. Wenn man die langen hart
Kämpfe der Peguer gegen ihre heutigen Oberherren, die Birmanen,
merksamkeit durchgeht, und nun sieht, wie endlich ein Mensch von

Digitized by Google

Stande aus Ehrgefühl für sein durch Pegu unterdrücktes Vaterland im Stande war, letzteres nicht nur von dem fremden Joche zu befreien, sondern die Peguer selbst in Fesseln zu schlagen, und sich selbst und seine Familie nachmals auf den Thron der auf diese Weise nun vereinten Reiche zu setzen, so muß man mit Recht über den talentvollen Muth und die vieljährigen großen Anstrengungen der Birmanen erstaunen. — Alompra, dieses ist der Name des Rächers seines Vaterlandes und Stifters der heute so wichtigen Monarchie der Birmanen, ward, obgleich nur unter der niedern Benennung eines Jägers bekannt, von Beinga-Della, Könige von Pegu, welcher die Birmanen völlig überwunden, ihren König gefangen genommen, und sich (1752) der Hauptstadt Ava, wie auch des ganzen Reichs bemeistert hatte, zum Vorsteher des unbedeutenden Dorfes Mantschebu, nördlich von der Hauptstadt Ava, angesetzt. Der König von Pegu, stolz auf seine Triumphe, vernachlässigte die neu eroberte Provinz, und richtete nur seine Sorgsamkeit auf die entfernte Theile des Reichs, woselbst er glaubte, daß die entwichenen Prinzen des gefangenen Königs von Ava Unruhe anstiften könnten. Alompra fand daher in seiner Ortschaft nur 50 Peguer als Garnison, und diese erlaubten sich, die Ueberwundenen mit der Härte und dem Stolz zu mißhandeln, wodurch gewöhnliche Eroberer gegen Ueberwundene mit Recht verhaßt werden. Er hatte die Pallisaden, wodurch dergleichen Ortschaften bei den Birmanen geschützt werden, als sollten sie zur Schutzwehr dienen bei einem etwanigen Einfalle revoltirender Birmanen, in Stand gesetzt. Jetzt machte er sich den stets wachsenden Unwillen seiner Landsleute gegen die Mißhandlungen der Peguer Garnison zu Nutzen, überfiel sie mit etwa 100 Mann Verschworner, und hieb sie nieder. Auf das schlaueste suchte er indeß diese offenbare Rebellion bei dem Bruder des Königs von Pegu, dem Statthalter des neueroberten birmanischen Reichs, der in der Hauptstadt Ava seinen Sitz hatte, durch Uebereilung wegen Härte der Peguer so bittend zu beschönigen, und die Sache selbst als unwichtig darzustellen, daß der Statthalter hierauf nur eine Wache nach Mantschebu sandte, den Alompra gefangen zu nehmen. Dieser hatte indessen die Birmanen feierlich aufgerufen, und ihnen vorgestellt, daß nur Sieg oder Tod sie von dem schändlichen Joche befreien könnte. Auf die Weise erhielt er bald eine hinreichende Anzahl von Truppen, mit der er über die zu seiner Gefangennehmung herbeieilenden Peguer herfiel, sie gänzlich aufrieb, und nun mit seinem durch diese neuen Vortheile jetzt schon auf einige Tausend angewachsenen Heere gerade auf die Hauptstadt Ava anrückte. Der Neffe des Königs, welcher hier Gouverneur war, unvorbereitet auf so schnelle widrige Ereignisse, verließ Ava, statt diesen wichtigen und gutbefestigten Posten zu vertheidigen. Dies entschied vorerst das Schicksal des Reichs. Der Muth der Birmanen und mit ihm Alompra's Partei wuchs unglaublich durch die schnelle Wiedereroberung der Hauptstadt. Alompra's Scharfblick fühlte den hohen Werth seiner plötzlichen Erscheinung in dem ruhigen südlichen Theile des Reichs. Er überließ daher die Besetzung der Stadt Ava seinem Sohne, und eilte mit seiner triumphirenden Armee sofort nach Pegu gegen den König, oder vielmehr gegen die Armee, welche dessen Bruder befehligte. Auf dem Irrawadi erfolgte eine blutige Schlacht zwischen beiden Flotten, die, nach hartem Kampfe, zum Vortheil des Alompra ausfiel. Sey es Wuth oder Rache, genug, die Peguer begingen eine unverzeihliche Grausamkeit; sie ermordeten ohne weitere Form den gefangenen König der Birmanen, wodurch denn die letztern desto mehr aufgebracht wurden, sich unter Alompra's Fahne stellten, und nun überall die Peguer mit unerbittlicher Grausamkeit verfolgten. Alompra, bis jetzt der Rächer seiner unterdrückten Nation, zeigte sich jetzt als ein niedriger Usurpator. Der älteste Sohn des ermordeten Königs, also Alompra's und des Landes

wahrer Herr, trat bei dem Tode seines Vaters aus den nördlichen P
wo er sich bis jetzt verborgen hatte, mit der gerechten Hoffnung herv
die Vorthelle, welche seine Nation anjetzt erfochten hatte, ihn wieder
nen angeerbten Thron setzen würden. Statt daß Alompra, wie ein
von Ehre und Grundsätzen, den Kronprinzen hätte mit seinen gl
Waffen unterstützen sollen, verfolgte er ihn auch. Dieser, nur von den
einer nördlichen Berg-Nation, unterstützt, sah sich also zweien Feinde
setzt, den Pequern und seinen eigenen Unterthanen, den Birmanen
der Landesverräther Alompra gegen ihn anführte. Der Kronprin
daher nach Siam flüchten, und Alompra bemächtigte sich des birm
Throns. — Hätte dieser birmanische Usurpator seinen letzten Feldz
Siam nicht unternommen, so wäre ihm vermuthlich das Glück,
so oft solche Menschen begünstigt, zu Theil geworden, die Herrsch
das nunmehr große Reich der Birmanen ruhig zu genießen.
letzte Feldzug aber, den er hauptsächlich wegen des dorthin gefl
rechtmäßigen Thronerben unternahm, brachte ihm den Tod. Ei
artige Krankheit überfiel ihn, gerade da er bereits die Hauptstadt
eingeschlossen hatte, und er starb im Anfange des Mai's im Jah
Alompra, so wie seine Nachfolger, erhuben sich durchaus wide
auf den Thron von Ava, aber die Vorsicht bediente sich dieser bösen
zu dem großen Endzweck, hier in Asien das Menschengeschlecht weiter zu
Als Mann von Einsichten suchte er, nachdem er sich von dem Thr
glaubte, sein Volk, von dem er Alles erhalten mußte, selbst in bessern, reic
stand zu setzen. Er richtete die Gerichtshöfe pünktlicher ein, beschränkte ihre
und überließ es den Magistratspersonen nicht mehr, willkührlich über
den und Vermögen der Unterthanen abzuurtheilen. Jede Gerichtssa
von jetzt an öffentlich verhandelt. Er gab strenge Befehle gegen das S
er untersagte den Gebrauch der geistigen Getränke, er suchte die Fre
ihren Besitzungen zu schützen; Rangun ward durch ihn ein wichtig
delsort, und nur seine kurze, unruhvolle Regierung hinderte ihn am A
der Künste und Manufakturen. Minderaschi, vielleicht noch jetz
ebenfalls, wie seine Vorgänger, thätig und gescheit, konnte nach B
aller Schwierigkeiten im ruhigen Besitz des großen Reichs bei seiner
gern Regierung diesen leicht übertreffen. Dies hat er denn auch wir
than. Mit den Trümmern von Ava errichtete er den zum Verkehr zwec
sten Ort seines Reiches, die neue Hauptstadt Imerapura, am See
zeman, und schützte sie durch eine Festung. Er gab den Braminen
te, um in seinem Lande das Kalenderwesen einzurichten, er vernic
Seeräuber, welche bis jetzt den Handel so hart beeinträchtigten, und
den Friedensunterhandlungen mit dem König von Siam sich die w
Seestädte bis Mergui ausbedungen hatte, so gab er seinem Reiche die
Aussicht zu dem wichtigsten Handel. Zugleich richtete er die innere Po
Reichs auf das Vortheilhafteste ein, und da hier weder der indische Kaste
noch die Schelsucht gegen die Fremden herrscht, so erreichte unter
Reich der Birmanen eine Höhe, und durch den in den Kriegen erlangte
eine Sicherheit, deren sich kein anderes in Asien rühmen darf. J
Unternehmungen dieser Regenten zeigte sich nicht nur Muth, sonde
gehörige Wahl solcher Mittel, die zum Zweck führten. So muß man
bewundern, wie Alompra sich selbst gegen die damals mit den
verbundene Seemacht der Engländer und Franzosen so trefflich zu vertl
verstand. Die Birmanen erbaueten nämlich mit der größten Schn
und Geschicklichkeit Feuerflösse, welche mit brennbaren Materialien a
den Strom hinab unter die ihnen durch das Geschütz so sehr überlegene
päischen Schiffe mit so vieler Klugheit geführt wurden, daß jene ge

Digitized by Google

waren, die Anker zu lichten, um sich durch die Flucht der Zerstörung zu entziehen; während daß Alompra's Landmacht jeden Versuch der Landung der Peguer vereitelte. Nicht minder auffallend bleibt die kluge Schonung der Europäer, da diese doch offenbar zu mehreren Malen den Feinden der Birmanen die lebhaftesten Dienste geleistet hatten. So wild und grausam Alompra auch war, so setzte er dennoch seiner Rache gegen die Europäer sehr bald Gränzen, nur, weil er fühlte wie sehr ihr Handel seinem Lande dereinst zuträglich seyn müsse. Die Contraste, welche Symes in dem Karakter dieser Nation findet, verdienen hier wohl eine Anzeige. Die Birmanen, sagt er, äußern in einigen Stücken eine barbarische Wildheit, in andern alle Zärtlichkeit eines verfeinerten Volks. Sie zeigen gegen ihre Feinde die grausamste Rache. Bei ihren Einfällen in des Feindes Land wird jeder Schritt durch Verwüstung bezeichnet; sie schonen weder Geschlecht noch Alter. Dagegen erstreckt sich zu Hause ihre Gutthätigkeit auf das Alter sowohl, als auf Kranke und Schwächliche. Kindliche Ehrfurcht wird als ein geheiligtes Gesetz eingeprägt, und genau beobachtet. Nirgends ist ein Bettler zu sehen. Jeder ist versichert, seinen Unterhalt zu finden; kann er sich diesen nicht selbst erwerben, so wird er ihm gereicht von Andern. Von den übrigen Völkern, die sich anjetzt unter dem Scepter des Königs der Birmanen befinden, verdienen hier noch einige eine besondere Anzeige. Die Carianer, welche die westlichen Provinzen von Dalla und Bassien bewohnen, sind ein einfaches, harmloses Hirtenvolk. Ihre Sprache, ihre Sitten, sind von denen der Birmanen gänzlich verschieden, und von der Religion haben sie nur rohe Begriffe. Sie leben mit Jedermann friedlich, lassen sich nie in eine Fehde ein, und da sie in den letzten Jahren von den Birmanen mit schweren Auflagen belastet wurden, so zogen sie sich größtentheils mit ihrem Vieh in das Gebirge von Arrakan. Ihre Gesetze bestehen nur in mündlichen Traditionen ihrer Vorfahren; sie sind sonst gottesfürchtig, sittsam, sanft, und gegen Fremde äußerst gastfrei. — Die Cassaier. Ihr kleines, vormals unabhängiges Land, nördlich von Arrakan, gränzt an die jetzt zu Bengalen gerechnete Provinz Tipra und an das Gebirge. Vielleicht sind die Cassaier deshalb weißer, als die Birmanen, auch sind sie, wie ihre Physiognomie, sanfter; übrigens kommen sie den Bengalern, der Bildung nach, ziemlich nahe. Sie zeigen sich zu allen Handthierungen geschickt. Sie sind gute Landwirthe und Gärtner, wie auch gute Waffenschmiede. Die besten Gewehre der Birmanen rühren von ihnen her. Ebenfalls sind sie vorzügliche Reiter; der König hat eine besondere Leibwache, bestehend aus einer Auswahl Cassaischer Reiter. Bei dem beträchtlichen Grade der Kultur, welcher sich unter den Birmanen findet, darf man sowohl in ihrer Kleidung, als in ihren Wohnungen, äußerlichen Einrichtungen, ihrer Ernährungs- und Lebensart überhaupt keine unbedeutende Verfeinerung erwarten. Die Kleidung mußte freilich bei einem so warmen Lande dem Klima entsprechen, und, wie überall, zeigt sich auch hier dies am deutlichsten bei dem Theile der Nation, welcher genöthigt ist, der Luft am häufigsten ausgesetzt zu seyn, bei der geringern Volksklasse. Der birmanische Bauer und Arbeitsmann geht bis auf den Gürtel gewöhnlich nackt; im Winter ist ihm indeß eine warme Tuchweste willkommen. Um die Hüften ist er aber statt der Beinkleider stets mit zusammengeschlagenem Zeuge bedeckt. Dabei wird der Kopf durch eine flache Kappe geschützt. Aber selbst an dem Ackersmann erkennt man eine militärische Nation; gewöhnlich ist er mit einem Säbel und einem runden Schilde bewaffnet. Die Frau ist, vom Halse an völlig bis zu den Zehen, in Zeug, wie in ein Hemd, eingeschlagen, das um den Leib gewickelt ist, und selbst die Arme bleiben nicht bloß. Im Gehen öffnet sich indeß die untere Falte des Kleides, und entblößt das Bein oftmals bis zur Mitte des Schenkels. Diese, dem Europäer scheinbar unanständige, sehr alte Mode soll von einer Königin herrühren, welche die

Digitized by Google

Männer durch den Anblick eines schönen Frauenzimmer-Beins reize
te, ihr Geschlecht nicht widernatürlich zu vernachlässigen. Die Tra
Vornehmen besteht aus einem langen, oftmals geblümten atlassene
samtenen Gewande, das bis zum Knöchel hinabreicht. Ueber demselb
gen sie eine Schärpe, oder einen fliegenden, von den Schultern herabh
den Mantel mit einem weiten Kragen und offenen Aermeln. Den K
deckt eine hohe samtene Mütze, theils glatt, theils mit goldenen Blum
stickt, je nach ihrem Range. Sie tragen als Ohrringe bald 3 Zoll lange
chen, die sich am Ende erweitern, bald ein massives Stückchen Gold,
geschlagen, und zusammengerollt; oft zieht es das Ohrläppchen 2 Zoll ti
ab. Das Frauenzimmer von Stande rollt das Haar auf dem Wirbel
men, und umwickelt es mit einer Binde voll Strickereien, die ihren v
denen Rang anzeigen. Ein kurzes Hemd, das bis gegen den Magen
reicht, ist zusammen geschnürt, und unterstützt den Busen. Ueber dies
liegt ein lockeres Camisol mit engen Aermeln; um den Leib rollen sie a
langes Stück Seiden- oder Wollenzeug, das bis auf die Füße geht, u
eine Schleppe macht. Gehen sie aus, dann wird ein Shawl von Se
die Schultern geworfen. Sie tragen gleichfalls Armbänder, oft von
Werth. Beide Geschlechter bedienen sich der Fächer oder Schirme, doch
der Männer fast wie ein rundes Blatt gestaltet, dessen Stiel an der einer
sitzt. Den Rang der Person zeigt die sie begleitende Geräthschaft, vor
die Betelbüchse, denn diese wird ihr stets nachgetragen; ferner erken
ihn an den Ohrringen, an der Haube, an dem Pferdegeschirr, an der
schale und dem Spucknapf, welche bei hohen Standespersonen von Go
Die Schuhe sind, wie bei den Chinesen, vorwärts in die Höhe gebogen
gens aber pantoffelähnlich. Die Bauart ist bei den Birmanen schlech
eben daher die Wohnungen. Das Gerippe der Häuser besteht aus
welche mit Bambusrohr durchflochten sind. Hierauf ruhet ein Dach von
oder breiten Palmblättern; große Häuser in den Städten fanden in
Engländer mit Ziegeln gedeckt. Mehrere Städte von Wichtigkeit haben
Festungen. So z. B. Rangun. Diese Stadt verdient eine eigene A
da sie anjetzt den wichtigsten Handelsort und Hafen des birmanischen
ausmacht. Alompra sah die vortheilhafte Lage des Orts ein, wo
alten Zeiten eine große Stadt gestanden hatte. Er legte ihr den Namen
gung oder Rangun bei; er bedeutet einen vollkommnen Sieg, den er hi
seine Feinde erfochten hatte. Rangun hat sich auch durch seine vorzüglich
so sehr gehoben, daß es 5.000 steuerbare Häuser enthält, worin gegen
Menschen wohnen. Die Stadt streckt sich etwa eine englische Meile
dem Flusse hin, ist aber nur ein Drittel so breit. Die Stadt, oder M
man sie nennt, bildet ein Viereck, das mit Pfahlwerk, wie auch mit
Graben umgeben ist, über welchen hölzerne Brücken gehen. Innerh
Verpfählung sind Bühnen errichtet, um sie im Fall der Noth mit S
zu besetzen. Am südlichen Ende, gegen den Fluß hin, befinden sich n
Hütten nebst den drei Krahnen zum Ausladen der Kaufmannsgüter.
Batterie von zwölf Kanonen bestreicht den Fluß. Rangun hat eine
Börse oder einen Versammlungsort, welche aus zwei großen, hölzern
bäuden besteht, worin man ein so seltnes Gemisch von vielartigen Natio
trifft, als wenige weit größere Städte Asiens aufzuweisen haben: Mal
Mongolen, Perser, Armenier, Parsen, Portugiesen, Franzosen, Eng
Alle Glieder dieser heterogenen Gesellschaft genießen nicht allein des S
der Regierung, sondern auch der größten Duldung in Religionssachen
dürfen ihre verschiedenen Feste feiern, ohne von den Birmanen im M
gestört zu werden, da diese gar keinen Hang haben, Proselyten zu mach
eben derselben Straße kann man die Stimme des zum mohamedanisch

bete rufenden Mazzins, und die Glocke der zur christlichen Andacht einladenden portugiesischen Kapelle hören. Processionen begegnen einander, ohne sich zu belästigen. Die jetzige Hauptstadt des birmanischen Reichs, Imerapura, erblickt man bereits von weitem, vermöge ihrer hohen Thürme und Spitzen. Der Karte nach liegt Imerapura 21° 41′ nördl. Breite, und 69¼° östl. L. von Greenw. Die Gebäude dehnen sich längs dem See Tauzeman hin, und die mittägige Seite der Festung wird von seinem Wasser bespült; ein Amphitheater von bewaldeten Hügeln giebt dem Ganzen ein malerisches Ansehen. Die Festung, welche den Pallast des Königs selbst enthält, ist nur für die dortige Kriegskunst von Bedeutung. Sie ist mit einem Graben mit Brücken umgeben, und der Wall von etwa 20 Fuß mit Backsteinen ausgelegt. Einige Halbbastionen zeigen sich zwischen den Festungswerken. Die Birmanen halten sie in Rücksicht ihrer Höhe und Stärke des Mauerwerks für unüberwindlich, obgleich hier weder Glacis, noch ein sonstiges Vorwerk, als der Graben, vorhanden ist. Das Thor ist massiv, und hat nur eine kleine Pforte. Etwa 100 Ellen von dem Pallast des Königs steht der Rhum, oder der große Gerichtssaal des Königs. Was die Engländer von dem königl. Pallaste sahen, bestand, außer jenen bereits angeführten weitläuftigen Versammlungssälen, vorzüglich in dem Audienzzimmer. Dies war ein offner Saal, getragen von einer Kolonnade, welche 20 Säulen in die Länge, und vier in die Tiefe hatte. Er stand auf einem hohen, mit gutgeformtem Gesimse versehenen Grunde, und eine Treppe führte zu ihm hinauf. Vor dem Saale zu beiden Seiten der Treppe standen unter einigen doppelten Schirmdächern zwei Kanonen, um den Eingang zu schützen. Der ganze Saal war reich vergoldet und ausgeschmückt, auf beiden Seiten befand sich eine kleine Gallerie, von einer vergoldeten Balustrade umgeben, welche vier königliche Sonnenschirme enthielt. Auf zwei Tafeln am Fuße des Throns standen große Gefäße von Gold, von verschiedener Gestalt. Unmittelbar über dem Thron stieg ein prächtiger Piasath (Thurm) sieben Stock hoch über das vierfache Dach empor, welcher von einem Ti oder Schirm bedeckt war, über welchen sich noch eine schneckenförmige Spitze erhob. Uebrigens sind die Birmanen ein nüchternes, mäßiges Volk, und mit den schlechtesten Speisen zufrieden. Sie sättigen sich mit Baumblättern, oder auch mit wilden Sauerampfer mit Reis gekocht, und mit Oel begossen. Mit letzterm essen sie auch die Fische. Obgleich ihre Religion das Fleischessen verbietet, genießen sie dennoch alles Wildpret, und verkaufen es öffentlich; nur der zahmen Thiere enthalten sie sich. Dagegen essen sie wiederum Geflügel, Fische, Eidern, Schlangen und fast jedes Gewürm, und zwar auf eine unreinliche Art. Die Vornehmen leben freilich besser, indessen ist auch ihre Tafel ohne großen Aufwand. Die einzige Manufakturwaare der Birmanen von Bedeutung besteht in seidenen und baumwollenen Zeugen. Diese werden von den Frauen dicht und gut gewebt, gewöhnlich gewürfelt. Von Baumwollenzeug-Fabriken ernähren sich doch einige Städte, z. B. Kiumeizeik an dem Hauptstrome. Ferner sah Symes in der Stadt Niunda eigene Oelpressen für Sesamkörner. Es waren sehr einfache Maschinen, die von einem Ochsen getrieben wurden. Der Verbrauch dieses Oels muß bedeutend seyn, denn man fand hier gegen 200 solcher Mühlen. In der Stadt Kiumeizeik war gleichfalls eine Salpeter- und Pulverfabrik für die königlichen Magazine. Die Birmanen verarbeiten außer der gewöhnlichen Töpferwaare, auch Götzenbilder. Sie verstehen sich hiebei auf das Vergolden. Sie bedienen sich hiezu als Leim des Safts des Talg-Krotons (Croton sebiferum), den man Sisi nennt. Die Verschwendung des hiezu in den Tempeln verwendeten Goldes ist erstaunlich. Ebenfalls arbeiten sie, wie Hunter bezeugt, in Silber, und sind besonders geschickt im Plattiren, oder Körper mit Silber zu überlegen. Uebrigens sind ihre Goldschmiede überhaupt nicht ungeschickt, dies beweisen die silbernen Bettei-

Digitized by Google

büchsen und ihre Filigranarbeiten. Der Seehandel, als Haupthandel
Auslande, ist fast gänzlich auf Rangun, beschränkt. Zwischen Ch
Ava wird ein lebhafter Handel, hauptsächlich mit Baumwolle
ben. Man bringt sie auf dem Irrawadi bis nach Bamu (viell
Stadt Bampu gegen Junaan hin?). — Auch führen die B
hieher: Bernstein, Elfenbein, Edelsteine, Betel und eßbare Vo
Hierfür erhalten sie von den Chinesen: Seide, Sammet, Blattgol
machte Sachen und etwas Stahlwaaren. Seit der letzten engl. Ges
scheint England wohl den Haupthandel auch hier an sich gezogen
Die engl. ostindische Compagnie bedarf besonders des trefflichen T
für ihren Schiffbau, und Symes brachte es dahin, daß ein förmlich
delsregulativ deßhalb 1795 zu Stande kam. Hienach zahlen die Eng
Prozent. Ihre europäischen Waaren oder die von brittisch-indischer A
tur zahlen ein- für allemal 10 Procent, und alle übrige Unkosten, z. B
die Dolmetscher, Hafenbeamte, Niederlagen ꝛc. sind jetzt genau b
Geprägte Münze gab es hier bisher eben so wenig, als in China. D
rente Geld besteht hier in Silber- und Bleiklumpen. Gewicht und Laut
Metalls bestimmen den Werth. Das gewöhnliche Geldmaaß heißt ei
es beträgt etwa 3 engl. Schilling, also gegen 1 Rthlr. Unterabtheilung
sind der Tubbi, deren 21 Mu ausmachen. 100 Takal machen 1 Vie
wage und Gewicht müssen in der Hauptstadt gesetzmäßig gestempel
Die Peguer sowohl, als die Birmanen sind geschickte Schiffbauer. Sch
ter wundert sich, wie weit sie es in dem Bau der Schiffe und selb
Schiffskunst gebracht hätten, und glaubt daher, sie hätten dies von
gelernt. Auch besuchen ihre Fahrzeuge alle Häfen Indiens. Das Sow
an ihren Schiffen sind die Segel und das Tauwerk. Alles besteht aus d
eines Baums, ist sehr stark, jedoch weniger biegsam, als das Coir ode
sern der Cokosnußschale, welches in Ostindien stark hiezu benutzt wird
zuvor zeigte sich ein Beispiel ihrer Geschicklichkeit im Schiffbau, bei
Europäern so nachtheiligen Feuerflößen. Die königliche Barke, welc
mes auf dem Irrawadi verfand, war sehr bequem und schön. Auf d
deck war Platz für 32 Ruderer. Das Innere war in drei kleine, niedli
mer abgetheilt. Die Decke und die Wände waren mit weißem Kattun
gen, der Boden aber mit Fußdecken und schönen Matten belegt. — D
Regent der Birmanen heißt Herr von Ava, Pegu, Arrak
Cassay, er giebt sich noch überdies hochtönende, zum Theil lächerlich b
Titel. So nennt er sich z. B. Herr des weißen und gefleckten, und a
phanten der Erde, Herr der weißen Sonnenschirme (die Hof-Farbe
lich weiß, und sie ist Niemand, außer dem Hofe, erlaubt). So heilig ist
manen der König, daß sie nur indirekte von ihm sprechen. Sie sagen dah
dies muß der König hören, erfahren oder wahrnehmen, sondern dies mu
goldnen Ohren, zu der goldnen Nase gelangen; man legt sich a
zu des Königs Füßen, sondern zu den goldnen Füßen. Kurz, b
ehrung des Monarchen gränzt an Anbetung, sie ist sklavisch.
äußerste Auszeichnung des Adels ist der Tsalo, oder die
eigentlich die Ketten, denn der Orden besteht wenigstens aus d
tenschnüren von fein geflechtenem Drathe (vielleicht Go.ddrath?).
höhere Grad trägt 6 Schnüre, hierauf folgen 9 und endlich 12; die
höchste; nur allein der König trägt 24 Schnüre. Der Abbildung, we
Symes gegeben hat, zufolge, hängen diese Ordensschnüre von der linke
ter rechts hin. Der Zutritt zu dem Thron ist, so wie die Audienz fremd
sandten, sehr feierlich, und letztere mit vieler Pracht verbunden. Ge
werden die Gesandten, wenn sie zur Audienz bei den König oder auch
Prinzen gehen, durch Reihen von Elephanten und Pferden geführt.

Digitized by Google

nig setzt einen Theil seiner Größe in die Menge seiner Elephanten. Im Jahre 1795 zählte man deren 6.000; die zum Dienst des Monarchen sind prächtig angeschirrt; auch gehören ihm ausschließlich alle Elephanten des Reichs. Bei der Audienz der englischen Gesandten blieb der Sitz oder Thron des Königs, dem sie sich gegenüber gesetzt fanden, anfangs durch eigene Schlagthüren verdeckt. Sobald sich diese mit lautem Getöse öffneten, trat der König aus seinen innern Gemächern hervor, und stieg langsam die Stufen zum Throne hinauf. Man sah, daß ihm dies widernatürlich schwer ward, und schrieb es auf Rechnung des großen Gewichts seiner reichen Ceremonienkleidung, denn diese hielt nicht weniger als 50 Pfund an Golde. Er setzte sich sodann mit über einander geschlagenen Beinen auf ein reich gesticktes Polster. Seine Krone bestand aus einer hohen, kegelförmigen Haube, reich mit Edelsteinen besetzt. Die Finger waren mit Ringen bedeckt, und der schweren Kleidung nach glich er einem geharnischten Manne. An den Schultern hatte er sogar ein Paar goldene Flügel, die ihn freilich nicht leichter machen. — Der König hat, außer seinen beiden Königinnen, wovon dennoch die eine stets den obersten Rang behauptet, eine Anzahl von Beischläferinnen. Ob die Methode, diese zu wählen, welche vormals in dem jetzt dem birmanischen Reiche einverleibten Arrakan herrschte, auch hier aufgenommen sey, ist unbekannt. Der König von Arrakan entschied nämlich die Wahl seiner Geliebten auf folgende Art durch die Nase. Jeder Statthalter suchte zwölf hübsche Mädchen für den Monarchen aus, und ließ sie auf des Königs Kosten bis zum zwölften Jahre erziehen. Sodann brachte man sie nach Hofe, bekleidete sie mit einem Gewande von Baumwolle, und setzte sie so lange der Sonne aus, bis ihr Gewand hinreichend vom Schweiße durchdrungen war. Sämmtliche Gewänder wurden hierauf Sr. Majestät dargebracht, und die goldene Nase entschied nun, welche von diesen so glücklich waren, durch ihren Schweiß solche Zeugnisse ihrer Gesundheit und Annehmlichkeit gegeben zu haben, um in das königliche Bette aufgenommen zu werden. Die übrigen Mädchen vertheilte der Monarch unter seine Hofkavaliere und Großen. Uebrigens ist bei den Birmanen die Polygamie nur zugelassen, aber nicht, wie in vielen andern Ländern Asiens, wirklich rechtmäßig. Des Königs Einkünfte bestehen hauptsächlich in dem ihm gesetzmäßig zugestandenen Zehnten alles Landes-Ertrags. Auch darf er eben so viel von allen in das Land eingeführten Waaren erheben. Nur ein geringerer Theil wird hievon in baares Geld verwandelt, das Uebrige wird größtentheils, so wie es empfangen wird, in Naturalien für Besoldung der Dienerschaft und übrige Nothwendigkeiten verwendet. — Daß die Einkünfte des Königs sehr groß sern müssen, ergiebt sich auch aus der wahrscheinlich ansehnlichen Volksmenge. — Es wurde den Engländern versichert, die Anzahl der Städte und Dörfer betrüge, Arrakan ungerechnet, auf acht Tausend. Hiernach berechnet Symes, daß Ava und Pegu 14,400.000 Menschen, mit Arrakan hingegen, mäßig gerechnet, auf 17 Millionen Menschen enthalte. Jetzt erinnere man sich daneben des bedeutenden Handels, der durch die Verbesserung der Häfen vom Auslande her so wichtig geworden ist, daß die Engländer deshalb auf mehrere neue Etablissements an dortigen Küsten bedacht sind. Die Birmanen sind tapfere, starke Menschen, die alle Strapazen des Krieges ertragen können. Sie besitzen eine besondere Fertigkeit, den Speer und Säbel zu führen, aber nicht so das Schießgewehr. Indeß hat dennoch die Feldwache des Königs außer dem Säbel Musketen, die Reuterei führt dagegen einen Speer, der sieben bis acht Fuß lang ist, und ihre Gewandtheit macht ihnen fast alle übrigen Waffen unnöthig. Die Fußgarde trägt keine Uniform; die Reuterei aber, welche Symes in der Hauptstadt bei den feierlichen Audienzen sah, war sehr anständig gekleidet. Sie trug einen engen Rock mit einer Einfassung, die bis auf die Schenkel hinabreichte. Der Kopf war mit einer Art Turban

Digitized by Google

bedeckt, dessen Spitze rückwärts herabhing. An dem hohen und bart
tel hingen zwei runde, vergoldete, leerne Schilder herab. Sie rei
kurzen Steigbügeln. Die Pferde von Ava sind zwar nur klein, jedo
und muthig. Gegen den Gebrauch der Asiaten wallachen sie die Pferd
lassen sie ohne Gefahr auf freiem Felde umherlaufen. Diese Garde zu
bestand aus Cassairen, da dies vorzügliche Reiter sind. In Krie
ist die Conscription allgemein eingeführt. So groß auch die Macht,
zugleich die Willkühr des Monarchen ist, so sind dennoch die Gesetz
unbestimmt, noch schlecht. Sie sind, sagt Symes, mit vieler Klarhe
faßt, und enthalten eine gute Moral. Unter den Stellen welche er als
deshalb anführt, verdienen folgende hier eine Anzeige. „Die Pflic
Fürsten oder dessen Stellvertreters ist es, die Polizei weislich einzurich
Landleute sowohl, als den Kaufmann zu unterstützen, damit sie an Rei
und Glückseligkeit täglich zunehmen. Sie sollen alle gute Werke förde
Reichen aufmuntern, daß sie die Nothleidenden unterstützen, und zu fro
löblichen Handlungen freigebig beisteuern. Alle guten Werke, die s
ihren Einfluß oder ihr Beispiel befördern helfen, werden in den Regist
Himmels aufbewahrt, und ein 6ter Theil davon ihnen zugeschrieben
Am jüngsten Tage, in der Stunde jenes feierlichen und furchtbar
richts, wird sie der alles auszeichnende Geist an der demantnen
menschlicher Handlungen aufstellen. Wenn im Gegentheil die We
der Nation vernachlässiget wird, wenn man die Gerechtigkeit schlafe
wenn Räubereien und Mordthaten die Felder durchirren, so w
sechster Theil auf ihre Rechnung gesetzt, und mit schwerer Strafe üb
Häupter fallen. Die schrecklichen Folgen davon kann weder die Zun
sprechen, noch die Feder ausdrücken. Ein weiser Fürst ist seinem V
theuer, wie ein Arzt einem Kranken, wie unerwartetes Licht dem Blind
der Vollmond in einer Winternacht, wie die Muttermilch dem sau
Kinde." Von einem verderbten Richter heißt es: „Die Strafe Desj
welcher ein ungerechtes Urtheil fällt, soll größer seyn, als wenn er
Frauenzimmer, tausend Priester und tausend Pferde umbrächte." D
manischen Geistlichen, die Rhaane, bezeugen selbst, die Religi
Gaudma sey von der Insel Zebu, so benennen sie Ceylon, nac
kan, und von dort nach Ava gebracht. Der hier verehrte Gott G
ist nach genauer Untersuchung von W. Jones und andern Sachk
ein und derselbe mit dem Bud, mit dem Faka der Tibetaner und
ner und dem Fo der Chinesen. Die Rhaane oder birmanischen Gei
tragen ebenfalls dieselbe gelbe Kleidung und einen geschornen Kopf,
auch überhaupt eine große Aehnlichkeit mit den Priestern des Fo oder B
Das echte Bild des Gaudma ward aber, der Meinung der Birma
folge, nur erst durch die Arrakan dem birmanischen Staate einv
Dies eherne, glänzende Bild ist gegen 10 Fuß hoch, in der gewöhnliche
den Stellung mit kreuzweise über einander gelegten Beinen. Die
Hand ruhet im Schooße, die linke hänat herab. Es ward von jehe
lig gehalten, daß seit Jahrhunderten Pilgrimme aus den entferntes
genden herbei kamen, es anzubeten. Auf dem Fußgestell des Götzen
auch der geheiligte Lotus eingehauen zu seyn. Uebrigens giebt es
große Statuen des Gaudma aus Marmor gehauen; einige sind ver
Außer dem Gaudma verehren sie aber auch noch sehr viele andere
oder Götzen. Hierunter denn auch riesenmäßige Bilder des Rakun
des bösen Geistes der Hindus. Die Tempel, welche diesen Göttern g
lich zum Sitz der Verehrung dienen, sind, so wie die Klöster, in kaun
barer Menge, und sie gehören zu den vorzüglichsten Werken der Ba
von Hinter-Indien. Auch ist es nicht zu leugnen, daß verschiedene
den, wenn gleich nicht zutreffend mit dem, was wir in Europa

Digitized by Google

Baukunst nennen, dennoch, sowohl die Tempel als auch einige ihrer Klöster, eine eigene, und von uns selbst nicht abzuleugnende Eleganz zeigen. Die Rhaane stehen unter verschiedenen Oberpriestern, Sereda genannt, und diesen ertheilt der König diese Würde und Titel auf einer eisernen Tafel eingegraben. Sie unterscheiden sich von den übrigen Rhaanen in ihrem Aeußern nicht, denn sie tragen, wie jene, ein langes, gelbes Kleid, in welches sie sich wie in einen Mantel einwickeln, dabei das geschorne Haupt und die Füße völlig bloß; jedoch bezeugen ihnen die Rhaane große Ehrfurcht; fast jederzeit sind die Seredas Greise. Die Geistlichen leben übrigens gewöhnlich in abgelegenen Lustwäldern, woselbst auch ihre Klöster erbauet sind. In diesen Klöstern erziehen sie die Jugend, und unterrichten sie in den Wissenschaften, in der Sittenlehre und in der Religion. Hamilton macht von ihnen große Lobeserhebungen. Diese Mönche, sagt er, lehren hauptsächlich die Liebe des Nächsten, und dehnen diese, der Lehre des Xaca oder Gaudma gemäß, gleichfalls auf die Thiere aus, und in diesen Pflanzschulen für die Jugend findet nicht der mindeste Unterschied Statt zwischen dem Sohne des Bauern und dem Sohne des Vornehmen, der den Tsalo trägt. Jeder Fremdling, der das Unglück hat, an den Küsten von Pegu zu stranden, darf sicher auf ihren Beistand rechnen. Sie nehmen sie aber nicht nur in Schutz, sondern sie sorgen selbst mit großer Gastfreiheit für ihren Unterhalt und für ihre Bekleidung. Daneben sind die Rhaane nichts weniger, als unthätig oder der Gesellschaft zur Last. Sowohl die Priester, als die Novizen, bearbeiten das Feld für ihren eigenen Unterhalt. Das Neujahrsfest der Birmanen, welches 1795 auf den 5. April fiel, ist nach Symes Beschreibung zwar sehr wichtig, allein es endigt sich mit einem Possenspiele. Es wird durch das ganze Reich gefeiert, dauert mehrere Tage und soll zuletzt eine Reinigung oder ein Abwaschen aller Unreinigkeiten des verflossenen Jahres andeuten. Bevor man aber zu diesem Abwaschen gelangt, geht eine ganze Reihe ansehnlicher Lustbarkeiten vorher. Diese geben uns zugleich nicht unwichtige Erläuterungen über den Karakter und den Grad der Kultur der Birmanen. Die Feierlichkeiten fanden unweit des sogenannten goldenen Tempels, (Schomadu), Statt. Hier hatte sich eine sehr große Menge Menschen versammelt, und die gleichfalls dazu eingeladenen englischen Gesandten bewunderten nichts so sehr, als die Ruhe und Ordnung, welche die Birmanen hiebei beobachteten. Auch hiedurch unterscheidet sich diese Nation sehr vortheilhaft von den Chinesen, da selbst die Neugierde, die hier so wenig bekannten Europäer in ihren fremden Trachten zu sehen, dennoch den so sehr zahlreich versammelten Pöbel zu keinem unhöflichen Betragen oder Drängen der Fremden reizte. Da der Vicekönig von Pegu diesem Jahrsfeste selbst beiwohnte, so eröffnete seine Garde von fast 600 Mann den Zug. Sie war indeß weder ordentlich, noch gut gekleidet. Einige gingen sogar bis zur Mitte des Leibes nackt, andere trugen alte, holländische, mit Gold besetzte Hüte, ihre Waffen waren Säbel und Lanzen. Personen von hohem Range wurden, so wie auch die Kinder des Vicekönigs, auf den Schultern getragen. Der Vicekönig ritt auf dem Nacken eines sehr schönen Elephanten, den er selbst regierte. Er trug ein dunkelsammtnes Kleid mit langen Aermeln und mit breitem Golde besetzt. Der Kopf war bedeckt mit einer kegelförmigen Haube von eben dem Stoffe, noch überdem reich gestickt. Eine Menge geputzter Elephanten machten den Nachtrab. Die Belustigungen huben mit Ringen und Faustkämpfen an; im ersten zeigten die Birmanen weit größere Gewandtheit, als im letztern. Bei dem Ringen wurden einige hart verletzt; sobald man dieß aber bemerkte, brachte man die Kämpfer auseinander. Der Sieger ward hierauf mit einem Stücke wollenem Zeuge belohnt, welches man ihm über die Schultern hing. Der folgende Tag war den Feuerwerken gewidmet. Mehrere Gesellschaften verschiedener Stadt-

Digitized by Google

bezirke thun sich hiebei zusammen, um einander in Feuerwerken zu üb
Die dazu nöthigen Sachen gingen Tages zuvor vor dem Pallast a
Wagen vorbei, der von vier Büffeln gezogen ward, welche man mit
schen Ochsenschweifen und Pfauenfedern aufgeputzt hatte. Ihnen
die Mannspersonen, sie tanzten und jubelten. Hierauf kamen die Fra
che mit lautem Chore den Takt dazu mit den Händen klatschten;
theils hübsche junge Mädchen, jedoch keine cirkassische Schönheiten, n
von hindostanischer Zartheit. Einige Matronen befanden sich bei
sellschaft, um die zu große Lebhaftigkeit der Jugend zu mäßigen.
Feuerwerke am Tage gegeben wurden, so thaten sie freilich keine a
Wirkung; indeß verdienten die Raketen wegen ihrer Größe und
die sie erreichten, allen Beifall. Der folgende Tag war dramatischen
lungen gewidmet. Es wurden die bereits angezeigten Comödien au
Der letzte Tag, der 12. April, brachte ein völlig neues Schauspie
nämlich das wechselseitige Bespritzen und Bewässern, eine Anspielung
Abwaschen von allen Unreinigkeiten des verflossenen Jahres; aber
sich selbst ernsthafte Grund-Idee löset sich in ein Kinderspiel auf. D
enzimmer lassen es sich besonders angelegen seyn, jede ihnen begegnende
person zu bespritzen. Sie bringen deshalb eine Menge, jedoch st
Wasser herbei, und halten eigene Spritzen hiezu in Bereitschaft. Keiner
person ist es hiebei erlaubt, sich an einem ihr benetzenden Frauenzi
vergreifen; wohl darf er hingegen, sobald sie der angreifende Theil ist
derum durchnässen. Von diesem Spiele schließen sich selbst die vor
Damen nicht aus. Der Vicekönig von Pegu hatte die englische Gesa
nach seinem Pallaste eingeladen, und sie fanden in dem Saale d
Krüge von Porcellan mit Wasser angefüllt, nebst Schaalen und gr
feln. Jedem Engländer ward bei dem Eintritt in den Saal eine Fl
Rosenwasser gereicht, wovon er dem Vicekönig etwas auf die Ho
ten mußte, der dann hiemit sein Unterkleid von geblümtem Mus
sprengte. Die Gemahlin erschien, that ihnen aber zu wissen, daß
keinen Antheil an dem Vergnügen nehmen könne. An ihrer Stelle m
ihr Töchterchen, ein hübsches Kind, das noch in den Armen der An
aus einer goldenen Schaale, zuerst über ihren Vater, alsdann über
Engländer, etwas Rosenwasser mit Sandelholz vermischt, schütte
war das Signal zum allgemeinen Angriffe. Hiezu fanden sich
Engländer bereits vorbereitet; sie hatten nämlich leinene Westen a
Es stürzten nun aus den innern Gemächern des Pallastes gegen zwa
ge Frauenzimmer in den Saal, und überschwemmten die vier Englän
Erbarmen. Auch der Vicekönig selbst ward bald in die Flucht g
Glücklicherweise hatte sich ein Engländer eines der Krüge mit W
mächtigt; hiedurch sahen sie sich im Stande, so lange den Kampf zu
als sie dadurch Wasser hatten. Allein die größere Menge Wasser, w
den Frauenzimmern hauptsächlich gegen das Gesicht gerichtet ward, g
bald einen so entscheidenden Sieg, daß sie froh waren, gänzlich durchn
Hause eilen zu können. Uebrigens hatte diese Nässe nach angelegten
Kleidern in diesem Klima keine üble Folgen. Man kehrte zu dem
zurück, wo der Tag mit Tanzen nebst einem Puppenspiel, und mit
Fest selbst beendigt ward. Will ein junger Birman sich um die Ha
Mädchens bewerben, so thut seine Mutter zuerst insgeheim bei den E
Braut Vorschläge. Werden diese gut aufgenommen, so begeben sie
Freunde des Bräutigams in das Haus der Eltern der Braut, um
Heirathsgut mit ihnen überein zu kommen. Hierauf schickt der Br
am Morgen der Hochzeit seiner Braut drei Frauenröcke, drei Schärp
drei Stücke Musselin. Bei Reichern werden gleichfalls Ohrgehänge

Digitized by Google

deres echtes Geschmeide hinzugefügt. Man setzt förmliche Contrakte auf, und die Eltern der Braut richten ein Gastmal an. Die Neuverehelichten speisen von einem und demselben Gericht; hievon bietet der Bräutigam zuerst der Braut dar, sie nimmt dieß entgegen, und erwiedert dieß auf gleiche Weise. Hiemit endigt sich die Heiraths-Ceremonie; kein Geistlicher mischt sich darein, die Ehe ist ein blos bürgerlicher Contrakt. Was das Leichenbegängniß der Birmanen betrifft, so wird die Leiche in einem Sarge auf den Schultern von Männern getragen, die Verwandten begleiten den langsam fortschreitenden Zug, Klageweiber gehen voran und singen ein Grablied. Die Todtenbahre wird auf einen 6 bis 8 Fuß hohen Scheiterhaufen gelegt; das Holz ist hiebei um einen stärkern Luftzug hervorzubringen kreuzweis gelegt. Die Rhaane (Geistliche) treten bei der Anzündung zum Scheiterhaufen und beten zum Gaudma, bis das Feuer den Leichnam erreicht und in Asche verwandelt hat. Hierauf werden die Gebeine gesammelt und in ein Grab gelegt. Die Birmanen, welche ihren Siz in Ava haben, reden eine einsylbige Umgangssprache. Wenn darin mehrsylbige Wörter vorzukommen scheinen, so kommt dieses davon, weil sie nach europäischer Weise geschrieben sind, oder sie aus der Sprache des Gottesdienstes, dem Bali, oder aus den Hindusprachen auf der Fischerküste und auf Coromandel in sie aufgenommen worden. Doch hat sie bereits den Anfang einer Fortbildung zu einer mehrsylbigen Sprache. Aus Zeitwörtern z. B. macht sie zuweilen Nennwörter durch eine zugesetzte Vorsylbe a (wie pio sprechen, Apio der Ausspruch). Wie die andern einsylbigen Sprachen jenseit der mongolischen Gebirge hat die Birmanensprache auch noch keine Flexion, keine Deklination und Conjugation, sondern muß Redetheile, Zeit, Numerus, Personen u. dgl. durch Ton und Accent (wie die Sinesische und ihre Schwestern) bestimmen. Indessen ist auch hierin schon Anfang einer Fortbildung sichtbar: in manchen Fällen bezeichnet der Birmane den Pluralis durch Zusetzung eines to oder do, und andere Casus durch Zusetzung eigener Wörter. Doch muß die Aussprache zur Unterscheidung der Redetheile, der Zeiten, des Numerus, und zur Bezeichnung der grammatischen Abänderungen, die in mehrsylbigen Sprachen üblich sind, das Beste thun. Dem Europäer fällt es daher sehr schwer, sie sprechen zu lernen, zumal, da sie außerdem noch viele Kehl- und Nasenlaute, wie auch sechs Hochlaute hat, denen die europäischen Organe im Nachbilden nicht recht gewachsen sind. Und doch hängt Alles von der richtigen und genauen Aussprache ab, ihre Verständlichkeit so wohl als ihre Annehmlichkeit. So lang man der Aussprache nicht ganz Meister ist, thut die Birmanensprache dem Ohre wehe; so bald man sie aber richtig singt (denn ihre Aussprache ist ein Singen), so vergnügt sie das Ohr durch einen süßen Ton. Sie hat etwas Melodisches, nicht bloß in Versen (worin noch die Birmanen ihre meisten Vorträge abfassen), sondern selbst in Prosa, weil das letzte Wort eines jeden Satzes durch eine musikalische Cadence verlängert wird, daß man daher, ohne Birmanisch zu verstehen, beim Zuhören wissen kann, wo ein Satz zu Ende ist. Außerdem hat ihre Sprache auch in manchen Fällen einen Artikel, in andern hingegen nicht, und besitzt doppelte Zahlwörter. Mit der Sprache des Reiches Ava (oder der Birmanen) kommen auch die Sprachen von Arracan, von Yo und Tenaserim, wahrscheinlich auch die von Pegu, wie Provinzialdialekte, überein. Zwar wird die Sprache von Pegu von Percoto für eine vom Birmanischen ganz verschiedene Sprache ausgegeben: aber nach der vorhandenen Sprachprobe des Vater Unsers scheint sie bloß ein Birmanischer Dialekt zu seyn: es wäre denn, daß ihn die Herrscher (welches jezt die Birmanen sind) erst unter den obern Ständen eingeführt hätten, und Pegu in frühern Zeiten seine eigene einsylbige Sprache gehabt hätte, die vielleicht noch vom gemeinen Volke geredet

Digitized by Google

würde. Aber über alles dieses fehlt es noch an Nachrichten. Noch
keine Sprachlehre und kein Wörterbuch vom Birmanischen; wohl ab
gedruckten Birmanischen Catechismus: Catechismus pro Birman
rum lingua primisque nunc litterarum typis excusus — opera
corum regularium S. Pauli in regno Avae Missionariorum,
1785. 8. Die Buddisten (oder Talapoinen) haben den Birmanen das
der Schreibkunst gemacht. Ihre Quadratschrift (Magatá), die sie m
Land gebracht haben, hat sich unter den Händen der Birmanen in ei
Cursivschrift von 33 einfachen Consonanten und 8 Vocalzeichen ver
die zu einem Syllabarium von fast 500 Zeichen zusammengesetzt werd
die in der Zahl der Elemente, ihrem Werth und ihrer Stellung dem
Hindualphabet ganz entspricht, mit dem das Bali der Talapoinisch
glonsschriften geschrieben wird. Mit dieser Cursivschrift schreiben die
nen von der Linken zur Rechten nicht nur auf Palmblätter mittelst ein
nen Griffels, sondern auch auf eine Art schwarzen Papiers (Babote g
mit einem Pinsel von Seifenstein (Steatites) alles, was im bürgerliche
vorkommt, gerichtliche Verhandlungen, öffentliche Anschläge u. s. w. C
heißt die Sprache, die von den Bauern in den Wäldern geredet wird,
mengesetzt aus lauter einsilbigen Wörtern voll Zischlaute. Von die
silbigen Umgangssprache ist die mehrsilbige heilige Religionssprache z
scheiden, das Bali des Priesterstandes, der Talapoinen, der einzigen, d
den Birmanen einen kleinen Anstrich von literarischer Cultur haben.
eingewanderte Hindu von der Sekte der Buddisten. Als sie im erste
hundert nach Christus von ihren erbitterten Feinden, den Brahman
Indien vertrieben wurden, zogen sie sich über Ceylan nach Arracan, 2
Pegu und führten in diesen Reichen ihren Lehrbegriff und im Gottesd
Balisprache ein, welche sie aus ihrem Vaterlande mitbrachten. Mit
gion wurden auch die Hindugesetze von den Birmanen angenommen,
diese nicht von den Hindureligionen trennen lassen: nur daß alle Gese
zudenken sind, die auf das Castensystem Beziehung haben, dessen w
Feinde die Buddisten waren. Auch die Gesetze der Birmanen hat dahe
in 100.000 Versen geoffenbart; über sie haben die alten Weisen (Mun
legungen geschrieben, von denen eine bei den Birmanen Derma Sath
Indien Derma Sastra) heißt. Weil ihnen Ceylan ihre Religionsleh
schickt hat, so sieht man noch immer den dasigen Priesterorden als den
der echten heiligen Bücher und als den Inhaber der echten Balispra
und so oft von jenen neue Abschriften nöthig sind, und über Erklärun
selben Zweifel entstehen, so wendet man sich an Ceylan, als an eine
kirche. So schickte der König von Ava in dem letzten Viertel des ach
Jahrhunderts zu zwei verschiedenen Malen zwei Gelehrte von Ansehen
nem Reiche nach Ceylan, um die Bücher, auf welche sich ihre Glaub
gründen, abzuholen. Als um dieselbe Zeit zu Pegu unter den Tal
ein Streit über den Sinn einiger Baliworte und die Auslegung einig
len der heiligen Bücher entstanden war, so ließ der König von Pegu
sandschaft an den König von Candia auf der Insel Ceylan abgehen,
den Buddisten dieser Insel sich belehren zu lassen, in welchem Sinn d
men und die in Streit gerathenen Worte zu nehmen wären. Die Bi
haben es in der Kunst, ihre Bücher mit Zierlichkeit auszuführen
als andere Nationen Indiens gebracht. — Uebrigens ist es aus
verboten, Bücher an Fremde zu verkaufen; indessen wurden den Eng
mehrere heimlich zugebracht. Als der englische Gesandte einst vernahm, d
dieser Bücherverhändler entdeckt sey, und deshalb bestraft werden sollte, s
sogleich zu dem Wungi (Minister), um zu fragen, ob es gesetzwidrig

Digitized by Google

cher an Ausländer zu verkaufen; in diesem Fall werde er künftig sich dessen enthalten. Der Wungi gab eine höfliche Antwort, und entließ den bereits eingesperrten Kaufmann. Kaum erfuhr dies der König, so ließ er die vornehmsten Rhaane (Geistliche) versammeln und befragen, ob es der birmanischen Lehre zuwider sey, Bücher, welche über die Geschichte und Gesetze handeln, Fremden zu überlassen? Sie erließen den Ausspruch, es sey nicht nur zulässig, sondern sogar löblich, den Saamen nützlicher Kenntnisse auszustreuen. Hierauf gab der König Befehl, daß den Engländern aus der königlichen Bibliothek eine Abschrift des Razawain oder der Geschichte der Könige, wie auch eine Abschrift des Dherma oder des dortigen Gesetzbuches eingeliefert werden sollte. Beide waren schön geschrieben, und mit Gold verziert. So könnte man dereinst eine Geschichte dieser merkwürdigen Reiche erwarten, da sich jetzt außer dem Gesandten und dem Dr. Buchanan mehrere Engländer, z. B. Capitän Towers u. A. auf diese Sprache legen, und verschiedene Missionäre bereits Grammatiken davon gegeben haben. In jedem Kloster findet sich eine Büchersammlung gewöhnlich in lakirten Kisten aufbewahrt. Einige Bücher in der alten, heiligen, jetzt nur noch den Priestern bekannten Pali- oder Bali-Sprache sind auf dünnen Bambusstreifen, die vorher vergoldet sind, mit schwarzen, prächtig glänzenden Buchstaben geschrieben. — Die Birmanen haben sowohl epische, als geistliche Gedichte. — Sie besingen die Großthaten ihrer Könige und Feldherren; so haben sie z. B. die Thaten des Alompra besungen. Sie schätzen die Tonkunst viel höher, als die übrigen Indier. Die königliche Bibliothek soll mehrere vorzügliche Abhandlungen darüber enthalten. Auch zeigten sich einige Birmanen als geschickte Musiker, selbst für ein an die dortige Musik ungewöhntes Ohr. Das Haupt-Instrument ist der Sum, eine hölzerne, geschnitzte, inwendig ausgehöhlte Harfe. Sie hält etwa zwei bis fünf Fuß, sieht einem bedeckten Kahne ähnlich, und ist mit Drathsaiten bezogen. Ferner haben sie: das Turr, eine Art Violine mit drei Saiten; es wird mit dem Bogen gespielt. Die Patola, eine Art Guitarre, ebenfalls dreisaitig. Die Pulawe, eine gemeine Flöte, und das Him, eine Panspfeife aus Schilf. Das Kierup, eine Sammlung von Zimbeln auf einem Bambusgestell. Die Zimbeln nehmen stufenweis an Größe ab. Endlich das Bunda. Es besteht aus mehreren Trommeln, welche an einem hölzernen Gestell mit Riemen befestigt sind. Das Ganze hat 4 Fuß im Durchmesser, bei 4 Fuß Höhe; es wird von zwei Leuten getragen. Der Spieler steht in der Mitte, und schlägt mit einem Stäbchen auf die Trommeln. Man gebraucht es hauptsächlich bei feierlichen Aufzügen. Auch für die Schaubühne zeigen die Birmanen große Vorliebe. Wenigstens bezeugt Symes, daß das Stück, welches der Vicekönig von Pegu ihm zu Ehren aufführen ließ, bei weitem Alles übertroffen habe, was ihm in dieser Art in Indien vorgekommen sey. Der Dialog war lebhaft, ohne schwülstiges Geschwätz, die Handlung belebt. Die Kleidungen der Hauptpersonen waren prächtig und passend. Die besten Schauspieler stammten aus Siam, denn diese Nation soll in den verfeinerten Künsten des Friedens die Birmanen so weit übertreffen, als letztere sie in der Kriegskunst hinter sich zurücklassen. Zwischen beiden Acten ward eine Art von Intermezzo von einem Possenreißer aufgeführt, der die Zuschauer durch Grimassen und Gesichtsverzerrungen zu lautem Gelächter zu bringen wußte. Ueberhaupt scheinen die Birmanen besondere Meister in der Mimik zu seyn. Dem Engländer zeigte sich ein Mann, der mit bewundernswürdiger Leichtigkeit alle Leidenschaften darzustellen verstand. Der Uebergang von der Wuth zur Sanftmuth, vom Schmerz zum Vergnügen, vom Lachen zum Weinen, und vorzüglich die Vorstellung eines einfältigen Menschen übertraf alle Erwartung. Der Plan des Schauspiels selbst war

Digitized by Google

aus dem heiligen Text des Ramajan von Balmir, eines in Indien sehr geschätzten Werks, genommen. Es stellte die Schlachten zwischen dem heiligen Ram und dem gottlosen Rahwaun, dem Obersten der bösen Geister, vor. Nach abwechselndem Glücke blieb endlich Ram der Sieger, und das Stück ward mit Tanzen und Siegesliedern beschlossen. In Rücksicht der ernsten Wissenschaften ist indeß auch diese Nation noch sehr zurück. Daß sich übrigens aber ihre Kenntnisse auf mehrere andern erstrecke, beweisen die Bücher der königlichen Bibliothek. In dieser, einem großen Gebäude von Backsteinen, waren die Bücher in Kisten geordnet, und jeder Kiste mit goldenen Buchstaben der Inhalt der Materien aufgeschrieben. Alles war in der besten Ordnung. Die Bücher waren numerirt, und wenn alle Kisten mit Büchern angefüllt gewesen sind, so hätte es eine sehr große Bibliothek ausgemacht. Die Engländer fanden Werke aus allen Wissenschaften: theologische Werke, auch Handschriften in der alten Bali- oder Palisprache, auf dünnen Blättern von Elfenbein, deren Einband mit niedlich ausgearbeiteten Blumen von Golde geziert war; ferner Werke für die Geschichte, für die Arzneikunde, die Musik und Zeichenkunst, wie auch Romane. Daß die Birmanen auch Kräuterkenner sind, ergab sich daraus, daß sie die vom Dr. Buchanan abgezeichneten Pflanzen, jede bei ihrem Namen nannten.

Birmingham in Mercia, nordwestlich von Coventry in einer bergigen Gegend, eine der blühendsten Städte des brittischen Reichs, die sich durch ihre Metallwaaren-Fabriken unter allen Städten Europens auszeichnet. Es sind hier allein 20 und einige Gewehrfabriken, wo die Gewehre durch Maschinen gebohrt werden. Bewunderungswürdig ist besonders die Verfertigung der Flintenläufe; ungeheure Hämmer, von Dampfmaschinen bewegt, zerschmettern die Eisenstäbe, wenn sie aus den Oefen kommen. In einem Augenblick sind sie in eiserne Bänder verwandelt, um einen metallenen Stab gewickelt (welcher das Kaliber bestimmt), die Enden zusammengeschwizt, und so ist der Flintenlauf fertig. Das Metall in den Kupfergießereien dehnt sich unter dem Cylinder der Dampfmaschine, wie der Teich unter der Rolle des Pastetenbäckers, woraus die Platten, zum Beschlagen der Schiffe bestimmt, gemacht werden. Ungeheuer ist übrigens noch die Menge von Stahl- und plattirten Waaren: Knöpfe, Schnallen, Messingwaaren jeder Art, Bijouterie, Quincaillerie und lakirte Waaren, die als birminghamer Artikel in alle Welttheile versandt werden. Im J. 1794 betrug der Werth sämmtlicher in Birmingham verfertigten Fabrikate 34½ Millionen Fl. Die Stadt hat 16.500 Häuser mit 90.000 Einwohnern.

Biron (Armaud von Gontault, Baron von), war Page am Hofe der Königin Margaretha von Navarra. Er wurde vom Marschall von Brisac gewählt, um die Standarte seiner Compagnie von hundert Bewaffneten zu tragen, und zeichnete sich durch Tapferkeit in den piemontesischen Kriegen aus. Eine Beinwunde, die er während der Belagerung des Fort Marino erhielt, lähmte ihn für sein ganzes übriges Leben. Da die Flamme des Bürgerkrieges emporloderte, so wurde sein Muth und seine Klugheit in den Schlachten von Dreux, St. Denys und Montcontour der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Im J. 1577 erhielt er den Marschallsstab. Im J. 1569 hatte er den Oberbefehl über die Artillerie erhalten, und diese Stelle rettete ihn beim Blutbade der Bartholomäusnacht, weil er dadurch, daß er sich in Vertheidigungszustand setzte, diejenigen bestürzte, die ihn angreifen wollten; er schützte sogar mehrere seiner Freunde, die sich in sein Haus geflüchtet hatten. Das Jahr darauf unterhandelte er mit Calvins Anhängern den Frieden, und wurde von Heinrich v. Mesme unterstützt. Im J. 1583 sandte ihn Heinrich III. in die Niederlande, um den Herzog von Alençon zu unterstützen; allein der Herzog von Parma brachte ihm eine Nieder-

Digitized by Google

lage bei. Nach dem unseligen Tode des Königs war er einer der Ersten, welche Heinrich den Vierten anerkannten. Er leistete ihm in den Tagen von Arques Ivri u. s. w. wichtige Dienste, und unterwarf ihm einen Theil der Normandie. Er wurde bei der Belagerung von Epernai in der Champagne durch eine Kanonenkugel 1592 in einem Alter von 65 Jahren getödtet. Er hatte in 6 Schlachten den Oberbefehl geführt, und 7 Wunden erhalten. Er liebte die Bücher, und zeichnete sich sorgfältig auf, was er Gutes oder Treffendes fand. Er hatte auch Commentare angefertigt, deren Verlust der Geschichtschreiber de Thou bedauert. Er war ein eifriger Anhänger des katholischen Kirchenthumes. Er war es, der Heinrich IV. widerrieth, sich nach England oder Rochelle zu begeben, und der ihm den Rath gab, dem Herzog von Mayenne die Spitze zu bieten. Er war der Pathe vom Cardinal Richelieu, und gab demselben den Namen Armand. Er rühmte sich, daß er durch alle Grade, vom einfachen Soldaten bis zum Feldherrn, hindurch gegangen sey, und sagte, nur so müsse man Marschall von Frankreich werden. Sein Sinnbild war eine brennende Lunte, mit den Worten: Perit, sed in Armis d. h. fällt er, so fällt er bewaffnet. Nie vergab er Soldatenvergehen, wiewohl er sich stellte, als wenn er alle übrigen nicht wahrgenommen hätte. Biron stürzte auf einem Zuge vom Pferde, so daß er in die Unmöglichkeit versetzt wurde, länger den Oberbefehl zu führen. Um keinem von denen, welche auf die Oberbefehlshaberstelle Anspruch hatten, zu nahe zu treten, ließ er sie selber sich einen Anführer wählen. Sie gaben ihre Stimmen seinem Sohne, der erst 15 Jahre zählte. Als der Marschall im J. 1581 zum Ritter des heiligen Geistes ernannt wurde, so suchte er nur wenige Urkunden anzuführen. Er führte seine Thaten als den gediegensten Beweis seines Adels an. Er brachte, wie Brantome erzählt, nur 5 oder 6 sehr alte Urkunden, und indem er sie dem Könige, den Commissaren und Inquisitoren überreichte, sagte er: Sire, hierin ist mein Adel enthalten. Darauf legte er die Hand auf seinen Degen, mit den Worten: aber, Sire, hier ist er noch besser.

Biron, (Karl von Gontault, Herzog von), Sohn von Armand Biron, Admiral und Marschall von Frankreich, war im Jahr 1562 geboren, und der Vertraute und Günstling Heinrichs IV. Dieser Monarch erhob um Seiner willen die Barenie Biron zu einem mit der Pairschaft verbundenen Herzogthume. In der Schlacht von Ivri 1590 befehligte er die Reserven. Da er durch seine Lage darauf beschränkt war, in guter Fassung zu bleiben, so nahm er keinen Antheil am Gefechte, weil er es nicht thun durfte. Sire, sagte er zu Heinrich IV., der die höchste Tapferkeit an jenem Tage entwickelte, Sie haben meine Rolle gespielt, und ich die Ihrige. Auch der Baron Biron, der Sohn desselben, that Wunder der Tapferkeit. Tief gerührt von den Beweisen seines Muthes, schrieb Heinrich IV. an den Marschall: „Obschon Sie der Vater sind, so lieben Sie Ihren Sohn doch nicht so sehr, als mich. Ich kann von ihm und von mir sagen: wie der Herr, so der Diener.“ Der Marschall zeichnete sich eben so aus bei der Belagerung von Paris und Rouen, und im Gefecht von Anmale im Jahr 1594. Verwundet wurde er dasselbe Jahr in der Schlacht von Fontaine-Française. Der König selbst befreite ihn an eben diesem Tage aus einer Umringung der Büchsenschützen, als er ihn mit Säbelhieben ganz bedeckt fand. Er zeichnete sich auch noch im Kampfe gegen Spanien aus bei den Belagerungen von Amiens und Bourg-en-Bresse. Darauf ging er als Gesandter nach Grindland, Brüssel und der Schweiz. Der König überhäufte ihn mit Wohlthaten; allein der Marschall hatte die Niederträchtigkeit, sich in einen Meuchelbund gegen seinen Herrn einzulassen. Als nämlich der Herzog von Savoyen nach Frankreich kam, trat Biron in engere Vertraulichkeit mit ihm, gegen den

Digitized by Google

Willen Heinrich IV., der ihm eines Tages sagte: „Lassen Sie sich diesen Menschen nicht zu nahe kommen, der gleicht der Pest, er wird Sie in den Untergang stürzen.“ Diese Prophezeihung bewährte sich nur zu bald. Biron trat in geheime Unterhandlungen mit Savoyen und Spanien, die ihm mit der Oberhoheit des Herzogthums Burgund und der Franche-Comte schmeichelten, die man ihm sammt einer Tochter des Königs von Spanien geben wollte. Sein Plan wurde von Lafin, einem Edelmanne, entdeckt, der ihn auf eine unwürdige Weise verrieth. Sobald der Marschall verhaftet wurde, läugnete er alle Plane, die man ihm Schuld gab, und erklärte sich später derselben schuldig, mit einer Schwäche, die ganz und gar nicht dem Muth entsprach, den er so oft bewiesen hatte. Er wurde zur Enthauptung verurtheilt, und dieser Spruch wurde 1602 vollzogen. Birons Anverwandte suchten seine Begnadigung nach, und, um den König zu rühren, sprachen sie von der Schande, welche die Todesstrafe des Verurtheilten auf sie zurückwerfen würde. Heinrich IV. erwiederte: „Aehnliche Bestrafungen entehren nicht die Familien. Ich schäme mich gar nicht von den Armagnacs und den Grafen von Saint-Pol abzustammen, welche auf dem Blutgerüste geendet haben.“ Biron ward in der Bastille enthauptet, weil man einen Auflauf befürchtete. Schwach und wüthend, wie er in seinen letzten Lebens-Augenblicken war, zog er sich die gedoppelte Schande zu, daß er den Tod verdient hatte, ohne daß er ihn auch zu erleiden verstand. „Keiner nahe mir nur,“ schrie er fluchend auf dem Blutgerüste; wenn man mich in Wuth bringt, so erwürge ich die Hälfte von dem, was hier ist.“ Birons Leidenschaft für das Spiel hatte alle Schranken überschritten; in einem Jahr verlor er mehr als 500.000 Reichsthaler. Nie gab es einen Menschen, der eitler gewesen wäre. Unaufhörlich sprach er nur Gutes von sich selbst, und nur Schlechtes von Andern. Er entblödete sich nicht, sich den größten Feldherren des Alterthums vorzuziehen. Heinrich IV. pflegte von den beiden Marschällen von Biron zu sagen, viel habe er von dem Trunke des Vaters und der Unbesonnenheit des Sohnes zu leiden gehabt. Dieser sprach von dem Könige ohne die geringste Schonung. In Gegenwart aller Hofleute sagte er, „der König sey schrecklich geizig in Ansehung der nothwendigen Dinge, aber beispiellos verschwenderisch, wo es seine Liebschaften gelte.“ Bei der Belagerung von Amiens sagte ihm Biron ganz laut, „er thue großes Unrecht, daß er seine Maitresse mitgebracht habe; dies sey ein Aergerniß, worüber die Soldaten murrten, und das sie weniger dienstfertig mache.“ Dennoch thut es dem gefühlvollen Leser weh, daß Heinrich IV. dem Marschall nicht verziehen habe; er war doch sein innigster Freund gewesen, er hatte Glück und Unglück mit ihm getheilt, er war sein Waffenbruder gewesen. Biron wurde im Calvinismus erzogen; später bewogen ihn gewisse Rücksichten zum Katholizismus überzutreten; im Alter von 16 Jahren hatte er bereits zweimal sein Kirchenthum geändert, und sein ganzes Leben hindurch zeigte er nur Gleichgültigkeit für die kalvinische, wie die katholische Lehre. Was die Grundsätze der Sittenlehre betrifft, so sagt Anquetil, Biron kannte sie nicht, oder verachtete sie, als ständen sie tief unter seiner Würde. Man gewöhnte ihn von früher Jugend an, das Gesetz vor seinem Geschmack und Vortheil zu beugen. Da er in den Schlachten immer siegreich war, stets glücklich in seinen Unternehmungen, gefürchtet in der Gesellschaft, und nie von Widerspruch verfolgt, entschuldigt wegen seiner Fehler, umjubelt bei seinen Siegen, so wurde er zornig, halsstarrig und anspruchsvoll. „Er wäre gern der allgemeine Mittelpunkt gewesen, und Alles hätte, so sagte er zu Heinrich IV., nur durch seine Hand gesche-

Digitized by Google

hen müssen." Seine Zunge war, wie aller dünkelhaften Menschen, sehr lose und locker. Der König entschuldigte ihn lange Zeit hindurch; und wenn man ihm die unbesonnenen Reden des Marschalls hinterbrachte — Reden, die häufig die Person des Monarchen, seine Sitten, seine Regierung trafen, so erwiederte Heinrich: „ich glaube gerne, daß der Marschall alles dieses gesagt hat; allein man darf nicht immer seine Aufschneidereien, Prahlereien und Eitelkeiten buchstäblich nehmen. Man muß sie wie von einem Manne ertragen, der sich eben so wenig zurückzuhalten weiß, Böses von Andern zu sagen, und sein liebes Ich schrankenlos zu loben, als er Wunder der Tapferkeit thut, wenn er sich in einem Kampfe mit dem Hintern auf dem Sattel, und dem Degen in der Hand befindet." Er hätte eine Reihe fesselnder Beschäftigungen, so wie der Krieg sie darbietet, haben müssen; darum gerieth er in das Uebermaaß des Luxus bei allen Ausgaben. Die gränzenlosen Summen, die er im Spiel verloren hatte, setzten ihn selber in Schrecken. „Ich weiß nicht, pflegte er zu sagen, ob ich auf einem Blutgerüste sterben werde; aber das weiß ich nur zu gut, daß ich im Armenhause enden werde." — Ein unseliger Wechselfall, der in der That nur zu oft unbändige Spieler erwartet! Biron erfuhr es, daß vom hohen Spieler zum Verbrecher häufig nur Ein Schritt ist. Hatte er große Verluste erlitten, so überließ er sich unheilbrütenden Grillen, und steigerte seine Erbitterung gegen den König, der ihn Mangel an Geld leiden lasse. Er schmähte auf dessen Geiz und Undank: nie hatte, wenn man ihm glaubte, der Monarch seine Dienste hinlänglich belohnt. Er bedauerte daß jene verwirrungsvollen Zeiten vorüber seyen, wo Plünderungen die durch Verschwendung ausgeleerten Beutel wieder füllten, und um seinen Vergeudungen Zufluß zu verschaffen, schien ihm alles erlaubt, und sollte er auch das Königreich in die Gräuel des Bürgerkrieges, aus denen seine Tapferkeit es hatte retten helfen, wieder zurückstürzen.

Birrus (Birrhus), eine Bekleidung der Römer, ähnlich dem Regenmantel, Lacerna genannt. Sie soll von röthlicher Farbe gewesen seyn, und vom griechischen Worte Bürros, welches diese Farbe bezeichnet, ihren Namen herleiten. Zwar macht Arthemidor eine römische Chlamys daraus (auch eine Art von Ueberkleid), jedoch ohne einen Grund dazu anzugeben. Da die römische Lacerna mit einer Kapuze versehen war, welche über den Kopf, zur Bedeckung, gezogen wurde, so bedeutet Birrus auch eine Art von Mützen, und zweifelsohn ist das Birretum davon hergeleitet, eine Kopfbedeckung, welche als ehrenvolles Unterscheidungszeichen den Priestern und Doktoren im Mittelalter angewiesen wurde.

Bisaltis, eine Nymphe von wunderbarer Schönheit, wurde von Neptun geraubt, und in ein Schaaf verwandelt, um sie den Verfolgungen ihrer zahlreichen Liebhaber zu entziehen. In ihrer neuen Gestalt wurde sie die Mutter des Widders, der den Phryxus nach Colchis trug, und dessen Vließ durch den Zug der Argonauten, den Apollonius, der Rhodier, in einem eigenen Epos verherrlicht hat, so berühmt geworden ist.

Bisam (Moschus). Der Bisam, auch Müske genannt, ist wegen seines Wohlgeruchs und der darauf gegründeten Anwendung zu den Parfümerien allgemein bekannt, und als Arzneimittel von den Aerzten sehr hoch geschätzt. Der verstorbene Etatsrath von Pallas war der Erste, der bei Gelegenheit seiner Reisen in die nördlichen Provinzen Asiens, das Geschöpf, welches uns den Bisam liefert, genau zu beobachten, und eine vollständige Geschichte desselben zu entwickeln. — Das Bisamthier oder Moschusthier gehört zu den wiederkäuenden Thieren. Es bewohnt die waldigen, rauhen, felsigen Gegenden des mittlern und kältern Asiens,

Digitized by Google

nämlich die hohen Gebirgsketten von Tibet, die ganze Kette des altaischen Gebirges, die dauurischen Gebirge, so wie die in China selbst sich erhebenden Reihen hoher Berge; dagegen es in kahlen, nackten, den Sonnenstrahlen bloß gestellten Bergen, auf waldfreien Flecken und ebenem Boden nie angetroffen wird. Es lebt vom 30sten Grad N. B. bis über den 60sten Grad hinaus; von Tibet bis Jakuzk, bis an die Ufer des stillen Oceans des nördlichen Asiens; bis nach Kamschatka hat es sich aber nicht verbreitet; wahrscheinlich, weil die Gebirgsreihen nicht bis dort zusammenhängen; denn das Klima möchte ihm günstig genug seyn. In den warmen Theilen Asiens findet dasselbe sich auf den höchsten, mit Schnee bedeckten Berggipfeln; nördlich befindet es sich in den niedrigen felsigen Gegenden, so daß selbiges bei der großen Verschiedenheit der Breite ein ziemlich gleiches Klima genießt. Das männliche Bisamthier ist etwas größer, als das weibliche. Seine Länge beträgt, von der Nase bis zum After, 2 Fuß 11 Zoll, die des weiblichen nur 2 Fuß 3 Zoll. Seine Höhe beträgt beim männlichen, vom höchsten Punkte der Schulter bis zur Ferse, 1 Fuß 10 Zoll; beim weiblichen hingegen nur 1 Fuß 5 Zoll. Der Hinterbau dieses Thieres ist sehr behende, es ist, wie bei der Hirschgattung, mit einem kurzen Schwanze versehen, der bei dem erwachsenen männlichen Thiere fast ganz nackt, bei dem weiblichen hingegen, so wie bei den jungen Thieren, mit Haaren bedeckt ist. An dem männlichen Thiere findet sich, unter der Nabelgegend, vor den Geschlechtstheilen, ein Beutel, der sich am weiblichen nicht findet, in welchem die unter dem Namen des Bisams oder Moschus bekannte Substanz enthalten ist. Gedachter Beutel besteht aus Häuten, die innerhalb in unregelmäßige Zellen abgetheilt sind, und besitzt an der Spitze zwei kleine Oeffnungen, von denen die eine oder vordere der Mitte zu, die andere hintere hingegen der Vorhaut gegenüber liegt. Man kann darin keine besondern sichtbaren Gefäße wahrnehmen, in der Oeffnung aber finden sich Drüsen und etwas drüsiges röthliches Fleisch. Bei den jungen männlichen Thieren ist jener Beutel hohl, bei den mannbaren hingegen erscheint er mit der Substanz des Moschus angefüllet. Der Geruch, welchen jener in dem Beutel enthaltene Moschus besitzt, ist nicht bei allen Thieren derselbe; der zureichende Grund davon ist wahrscheinlich von den verschieden gearteten Nahrungsmitteln abhängig, welche die Thiere bei ihrem verschiedenen Aufenthaltsorte finden. In Sibirien und an der chinesischen Gränze besitzt der Bisam einen sehr gemischten, dem Bibergeil ähnlichen Geruch. Der Geruch des tibetanischen Bisams ist hingegen viel reiner, stärker und durchdringender. Die Nahrungsmittel, welche die Bisamthiere auf den sibirischen Gebirgen vorfinden, bestehen in der Rothtanne, im Rhododendron und andern Bergpflanzen; dagegen sie in den Gebirgen von Tibet mehrere aromatische Gewächse vorfinden. Was die Race der Bisamthiere betrifft, so ist die tibetanische der sibirischen völlig gleich; ein Beweis, daß der Unterschied im Geruch, den der Bisam besitzt, allein von den Nahrungsmitteln abhängt. Die Farbe des männlichen Bisamthiers im erwachsenen Alter ist der des Rehes ähnlich. Unter dem Kinn besitzt es einen kurzen weißlichen Fleck, der mit zwei gleichfarbigen schmalen Bändern in Verbindung stehet, die längs dem Halse bis zum Brustbein herunterlaufen. Von den Schulterblättern bis zur Schwanzwurzel findet sich auf dem Rücken eine abwechselnd dunkelbraune und weißgefleckte Linie, und an beiden Seiten zerstreuete hellere Flecken, die beim Weibchen rund, beim Männchen hingegen unregelmäßig gefaltet sind. Unter dem Bauche und am Kopfe ist die Farbe heller, fast weißlich. In der Jugend ist die Farbe mehr bunt; im höhern Alter ist sie aber

Digitized by Google

ast einfarbig, ohne besonders hervorstehende Zeichnungen. Alte Weibchen haben sogar etwas hervorstehende Fang- oder Hundszähne. Zuweilen finden sich, jedoch nur sehr selten, alte erwachsene Thiere, deren Farbe fast durchaus grauschwarz ist; ein Beweis, daß die Farbe kein karakteristisches Merkmal zur Unterscheidung der Arten bei den Thieren ist. Im Allgemeinen behauptet man aber, daß die Winterfarbe die Rhefarbe, die im Sommer hingegen mehr dunkel, ins Schwärzlichgraue fallend ist, und wenig hervorstehende Zeichen enthält. Alle Thiere erscheinen daher auch im Sommer fast einfarbig. Ueber den eigentlichen Zweck und Nutzen desjenigen Organs, in welchem der Bisam enthalten ist, weiß man noch nichts mit Zuverlässigkeit. Man glaubt, daß der in jenem Organ abgesonderte Bisam die Thiere zur Begattung reizen soll, weil gerade der Vorhaut gegenüber, beim Laufen durch die Hautmuskeln aus der untern Oeffnung des Beutels der Bisam ausgedrückt und zum Zeugungsgliede geführt wird. Eben so glaubt man, daß in den öden felsigen Gegenden die Thiere durch diesen Geruch sich besser auffinden können. Es ist möglich, daß wirklich dieses Organ zur Beförderung des Begattungstriebes abzweckt, vielleicht hat selbiges aber auch eine andere Bestimmung, die wir nicht ahnen können; weil selten gelehrte Reisende an die unzugänglichen Wüsten gelangen, und dieses Thier zu beobachten Gelegenheit finden, welches überdies sich nicht leicht zähmen läßt. Die persischen Frauen geben den Moschus, mit Alaun gemengt, ihren Männern ein, um sie zur Fortpflanzung zu reizen; und eben diesen Gebrauch machen auch die Aegyptierinnen und Chineserinnen davon. Das Bisamthier, von welchem man immer behauptet hat, es sey träger, langsamer Natur, ist durchaus ein sehr flüchtiges, überaus rasches Thier, das mit der größten Behendigkeit über die schroffesten Felsen, wie über die tiefsten Abgründe hinweg springt, ohne jemals herab zu stürzen. Im Winter, wenn die Gebirge ganz mit Schnee bedeckt sind, sieht man kaum auf demselben die Spur der Fährte, und über dünne Eisbrücken, die kaum einen Hund zu tragen vermögen, läuft es ohne Schaden fort, und läßt bei seiner Geschwindigkeit kaum eine Spur des durchgelaufenen Weges zurück. Die Begattungszeit des Bisamthiers fällt höchst wahrscheinlich zum Anfange des Winters; um diese Zeit versammeln sich mehrere von ihnen, und die Männchen kämpfen hitzig um den Besitz der Weibchen, so daß sie oftmals sich mit ihren Fangezähnen tiefe Wunden beibringen, ja wohl gar einen Zahn bei dieser Gelegenheit einbüßen. Das Weibchen wirft im Mai, zuweilen auch im Juni, und zwar nach Verschiedenheit des mehr oder weniger kalten Aufenthalts, ein oder auch zwei Jungen. Im Herbste desselbigen Jahres fangen bei den männlichen Jungen die Fangzähne an hervorzubrechen, und im dritten Jahre sind die Thiere völlig ausgewachsen. Die jungen Thiere bleiben bis zur nächsten Wurfzeit in der Nähe der Mutter, zerstreuen sich aber nachher, und leben einsam, wie die alten. Ein einjähriges Thier wiegt gewöhnlich 14 bis höchstens 20 Pfund. Erwachsene männliche Thiere findet man zwischen 25 bis höchstens 35 Pfund. Die Weibchen wiegen gewöhnlich 18 Pfund und darüber; ganz alte finden sich zuweilen 30 bis 35 Pfund schwer. In Sibirien jagt man diese Thiere im Winter auf eine verschiedene Weise. Im östlichen Sibirien, am Jenesei und in der Gegend des Baikalsees sucht man schmale Hohlwege auf, worin auf dem Schnee die Spur des Bisamthiers häufig anzutreffen ist. Man legt hier Fallstricke, worin das Thier entweder lebendig oder auch erwürgt gefangen wird. Gewöhnlich fängt man bei dieser Gelegenheit Männchen und Weibchen von verschiedenem Alter. Andere stellen in den Fußwegen einen gespannten, mit einem Pfeil bewaffneten Bogen, der in

Digitized by Google

der Höhe des Thiers aufgerichtet ist, auf; oder sie errichten Fallen, worin das Thier erschlagen wird. Um aber die Thiere besser dahin zu locken, werden Flechten auf den Schnee gestreuet. Die Tongusen, welche der Jagd wegen beständig in den Wäldern herumschweifen, erlegen die Bisamthiere mit dem Pfeile in der Hand. Sie suchen die Schlupfwinkel derselben auf, legen oder stellen sich in den Hinterhalt, und suchen durch ein anderthalb Zoll großes Stück weißer Birkenrinde im Munde den Ton des jungen Bisamthiers nachzuahmen. Auf solches Geschrei eilen sowohl männliche, als weibliche Thiere, auch Junge, herbei, die nun eine Beute des versteckten Jägers werden. Selbst reißende Thiere, wie Bären, Wölfe, Füchse, u. s. w. werden durch das Geschrei getäuscht, glauben einen Raub zu erhaschen, und werden selbst der Raub des Listigen, der sie aus ihrem Schlupfwinkel lockte. In dem tibetanischen Gebirge jagt man das Bisamthier nicht im Winter allein, sondern zu jeder Jahreszeit, und stellt besonders dem männlichen Thiere nach. Das Fleisch des Bisamthiers, besonders das der Jüngern, ist sehr schmackhaft, und dem Fleisch der übrigen hirschartigen Thiere ähnlich; nur hat das Fleisch der ältern Thiere einen öligen Beigeschmack, der sich aber durch das Auswässern und das Einlegen in Essig gänzlich verliert. Die Einwohner setzen indessen keinen Werth auf das Fleisch, dagegen das Fell, theils als Pelzwerk, theils als Leder zubereitet, sehr hoch geschätzt wird. Der Moschusbeutel wird nach China verhandelt. Vom tibetanischen Bisamthier erzählt man, daß von selbigem, sobald solches erlegt worden, der Beutel abgelöset werde, weil sonst das Fleisch den Geschmack davon annehmen soll; auch soll der Geruch des Bisams so durchdringend seyn, daß der Jäger beim Ablösen des Beutels sich die Nase verbinden muß, weil ohne diese Vorsicht Nasenbluten erfolge. Die Chinesen und Tibetaner besitzen eine große Fertigkeit, den Bisam zu verfälschen. Die Erstern wissen allerhand Mischungen zu machen, die nicht leicht zu entdecken sind. Die Letztern suchen das Gewicht der Beutel, durch hineingebrachte Bleikügelchen, zu erhöhen. So wie der Beutel von dem Thiere genommen wird, besitzt auch der darin enthaltene Bisam gleich die gewöhnliche Farbe und Konsistenz, so wie er im Handel vorkommt. Daß er oftmals weiß sey, und nur nach und nach braun werde, ist keineswegs gegründet.

Bisamrind. Es hat die Größe eines Hirsches. Seine Hörner wiegen beim Stiere wohl 60 Pfund auf. Merkwürdig ist es durch sein langes, seidenartiges dunkelrothes Haar, welches, besonders vom Nacken herab, bis auf die Erde herabhängt. Dieses Haar verbirgt eine feine, aschgraue Wolle, die ein treffliches Material zu Strümpfen, Handschuhen u. s. w. liefert, denen seidene an Feinheit und Schönheit nachstehen. Nur in Nordamerika, westlich von der Hudsonsbai, lebt das Bisamrind Heerdenweise auf felsigen Gebirgen, und seines schönen Felles wegen vorzüglich machen die dortigen Bewohner Jagd darauf; sein Fleisch ist wenig beliebt wegen seines moschus-artigen Geschmackes und Geruches.

Bisamschwein, auch Tajassu genannt. Es ist an Größe einem mäßigen Hausschweine gleich, sieht aber unserm wilden Schweine ähnlich, hat schwarze stachlige Borsten, und um den Hals ein weißliches Band. Der Schwanz fehlt diesem Thiere gänzlich. Eine merkwürdige Eigenheit ist ein auf dem Rücken in der Gegend des Kreuzes befindlicher Sack mit einer zolltiefen Spalte, in welchem sich eine nach Bisam oder Bibergeil riechende schmierige Feuchtigkeit absondert. Das Bisamschwein lebt in trocknen hochliegenden Gegenden des wärmern Südamerika in Heerden von allem, was die gemeinen Schweine fressen. Es läßt sich zähmen, hat ein zartes, aber nach Bisam schmeckendes Fleisch, und wird von den Eingebornen eifrig gejagt.

Digitized by Google

Bischof (Episcopus) kann nach dem Griechischen jeder Aufseher, oder Vorsteher genannt werden, aber nach dem Sprachgebrauche des neuen Testaments wird der Lehrer und geistliche Vorsteher einer christlichen Gemeinde also genannt. Die Bischöfe, welche die Apostel selbst angestellt hatten, waren die Bewahrer der Lehre, die Gehülfen und Nachfolger der Apostel, die der Erhaltung und Verbreitung des göttlichen Wortes. Als solche hatten sie die Aufsicht über die ihnen anvertraute Gemeine und die Diener der Kirche; sie hatten auch zugleich die Vollmacht, Priester und andere Gehülfen anzustellen, wie dies aus dem Briefe des h. Paulus an den Timotheus erhellt. Jedoch war die Macht der Apostel weit größer, als die der Bischöfe, jene hatte der Heiland auserwählt, das Evangelium allen Völkern der Erde zu predigen, diese waren nur auf einen bestimmten Kirchsprengel eingeschränkt, obgleich auch die beiden Apostel Johannes und Jakobus nur zu Jerusalem und Ephesus für die Lehre Jesu persönlich arbeiteten. — Es leuchtet jedem ein, daß, so wie keine bürgerliche Gesellschaft ohne Gesetze, ohne Hüter und Vollstrecker derselben bestehen kann, auch keine Religionsgesellschaft ohne Hüter der Lehre und Pfleger des Gottesdienstes besteht. Jede politische Verfassung weiset einer Obrigkeit über der andern ihren Standpunkt an, wir möchten sagen nach Weise der Pyramiden, denn eine solche Form gewährt Dauer, weil sie Festigkeit hat. So verhält es sich auch in einem noch erhabnerm Sinne mit den Pflegern des Heiligthums, der Religion. — Im Laufe der Zeit erhoben sich die Bischöfe nicht allein durch ihr hohes geistliches Amt, sondern erlangten auch durch reiche Schenkungen der Kaiser hin und wieder eine fürstliche Macht, sie wurden gebietende Herren in allen Angelegenheiten ihrer Diöcese. Obwohl die weltliche Macht nach dem Evangelium den Dienern der Religion nicht bestimmt war, so war doch diese geistliche Herrschaft in jenen stürmischen Zeiten, wo das Faustrecht noch wüthete, und der Adel von seinen Felsenburgen die Umgegend beunruhigte und plünderte, höchst wohlthätig für Deutschland; der Kaiser konnte nicht immer überall dem Raubgesindel steuern, weil er meistentheils selbst in weitläufige Kriege verwickelt war. Das Hauptgeschäft der mehrsten Bischöfe blieb immer die Seelsorge, wenn gleich manche unter ihnen Bisthümer erschlichen, um als weltliche Fürsten zu glänzen. Erst im 8ten Jahrhundert fing die christliche Religion in Deutschland an zu blühen, hier predigten alle Bischöfe selbst, und leiteten sogar den Unterricht der Jugend, und dieses dauerte bis ins 14te Jahrh. fort; auch nach dieser Zeit sind Beispiele dieser Art nicht selten. Es versteht sich von selbst, daß bei der größern Ausdehnung der Diöcesen für den Bischof die Geschäfte vielfach sich häuften, und mithin die Untersuchungen der Pfarrer seines Sprengels, das Abstellen eingeschlichener Mißbräuche, das Anhalten saumseliger Geistlichen zu ihrer Pflicht ꝛc. jetzt den größten Theil ihrer Zeit beschäftigten. Die wichtigste Amtspflicht eines Bischofs ist wohl die Sorge für gute Geistliche, womit Pfarrerstellen besetzt werden, daher blieb immer die Weihe der Priester nur allein dem Bischofe vorbehalten. Kränklichen, oder von Alter geschwächten Bischöfen wurde ein Weihbischof bewilligt, welcher die Amtsgeschäfte des rechtmäßigen Bischofs verrichtete; er hat gewöhnlich den Titel von einem Bisthume, welches die Mohamedaner der christlichen Kirche entrissen haben, daher auch der Titel Bischöfe in partibus infidelium, d. i. in Ländern der Ungläubigen. — In unserer Zeit haben die Bischöfe fast überall ihr weltliches Gebiet verloren, die geistlichen Rechte sind ihnen aber unverletzt in ihrem ganzen Umfange geblieben. Von jeher hatte ein katholischer Bischof vermöge seiner hohen Amtswürde 1) Die Fähigkeit zu allen geistlichen Functionen, das Recht der Priesterweihe, der Verfertigung des Chrisma (Chrisam), oder des heil. mit Balsam vermischten, und am grünen

Digitized by Google

Donnerstage geweihten Oels, welches zur Salbung der Könige, Priester, zur letzten Oelung auf dem Todbette, und bei der Firmung gebraucht wird; das Recht der Erbauung (oder der Erlaubniß zur Erbauung) neuer Kirchen, Klöster und Kapellen, der Verrichtung der Firmung, der Einweihung und Wiederheiligung der Kirchen, Kirchhöfe und Kirchengeräthe, der Salbung der Könige und der Einsegnung der Aebte, Aebtissinnen, heil. Jungfrauen (Nonnen) und des Volks; 2) das Diöcesanrecht über seinen Sprengel: nämlich die geistliche Gesetzgebung, in sofern die Gesetze nicht gegen allgemeine Kirchensatzungen streiten; die Zusammenberufung der Diöcesan-Synoden und den Vorsitz auf denselben; die Dispensation von Fastengesetzen und verbotenen Ehegraden; die Vergebung der Kirchenämter und Pfründen; die Aufsicht über Kirchengüter und alle kirchlichen Anstalten und milden Stiftungen, und die jährliche Visitation seines Sprengels; 3) die geistliche Gerichtsbarkeit über die Diöces, oder die Befugnisse, Laien mit geistlichen, und Geistliche mit geistlichen und Disciplinarstrafen zu belegen. Ferner den Vorzug, in der Kirche unter einem Thronhimmel zu sitzen, und in Criminalfällen vom Papst allein verhört zu werden. Sie tragen bei feierlichen Gelegenheiten eine besondere Amtskleidung und die Infel, d. i. eine Art hoher, oben gewöhnlich in zwei Theile gespaltener Mützen von kostbarem Zeuge zu tragen. Auch gehört zu ihrer Auszeichnung der Hirtenstab, d. h. ein oben gekrümmter hölzerner (bisweilen silberner) Stab, welcher mit einem goldnen Knopf, mit Edelsteinen und andern Zierrathen versehen ist, und ein goldner Fingerring. Die beiden letzten bischöflichen Zeichen sind durch die ehemalige kaiserliche Belehnung mit Ring und Stab, und die zwischen dem Kaiser und Papste darüber entstandenen Streitigkeiten sehr bekannt worden. Die Reformation verminderte die Zahl der Bischöfe; und wenn auch die höhere Geistlichkeit in den von der katholischen Kirche getrennten nordischen Reichen den bischöflichen Titel beibehielt, so verlor sie doch den besten Theil der ehemaligen bischöflichen Einkünfte und Vorrechte. Die schwedischen Bischöfe blieben Reichsstände, wie die englischen, doch mit geringerm Einflusse. Die englische Kirche hat ihren Bischöfen noch das meiste Ansehen gelassen, und daher den Namen episcopal, bischöfliche Kirche, erhalten. — Seit dem 19ten Jahrh. lebte auch der Bischofstitel in dem evangelischen Deutschland, besonders in Preußen wieder auf.

Bischofshut (Alpensockenblume). Sie wächst in Frankreichs und Italiens schattigen Gegenden, hat vielfach zusammengesetzte Blätter, die aus doppelt dreizähligen, herzförmig zugespitzten Blättchen bestehen. Im April und Mai blühet sie in röthlich-gelben Trauben, die dem Ganzen ein niedliches Ansehen gewähren. Der Bischofshut bleibt niedrig, liebt Feuchtigkeit, läßt sich im Keller durchwintern, und eignet sich recht schön für einen Platz in Zimmer- oder Fenstergärten.

Bissao, eine der berühmtesten unter den Bissayos-Inseln in Senegambien in Mittelafrika, 11° 35 N. B. Sie ist nach Goldberry's neuestem Zeugnisse vulkanischen Ursprungs, und die größte von allen. Sie hat eine sehr gute Rhede, und die von Bächen bewässerten Thäler gewähren ihr bei dem heißen Klima die trefflichsten Früchte. Weintrauben, Orangen, Citronen gedeihen hier neben allen jenen tropischen Früchten der Inseln des grünen Vorgebirges. Unter den Citronen giebt es eine kleine, aber der Gesundheit äußerst zuträgliche Art; sie ist die Frucht einer Liane. Die hiesigen reichen Weiden liefern das schönste und größte Hornvieh; Reis und Hirse gedeihen vortrefflich. Auf Bissao haben die Portugiesen ihre Hauptniederlassung, und treiben von hieraus einen einträglichen Handel, sowohl mit dem, den vulkanischen Boden liebenden, Färbemoos (Orseille, Lichen tinctorius), als

Digitized by Google

mit Elfenbein, Wachs, Baumwolle, Gewürzen, Gold, Sklaven, und einer vegetabilischen Butter, die sich als Rahm aus lange aufbewahrten Cokosnüssen erzeugt.

Bitaubé (Paul Jeremias), geb. zu Königsberg den 24sten Nov. 1732, von einer reformirten, aus Frankreich geflüchteten Familie abstammend, übersetzte den Homer ins Französische, empfahl sich dadurch Friedrich II., und wurde Mitglied der Akademie in Berlin. Außerdem hat er ein Gedicht unter dem Titel Joseph geschrieben, und Göthe's Herrmann und Dorothea ins Französische übersetzt. Seine sämmtlichen Werke erschienen Paris 1804. 9 Bde. 8. Napoleon ernannte ihn zum Mitglied der Ehrenlegion. Er starb den 22sten Nov. 1808.

Biton und Cleobis, die Söhne der Cydippe, der obersten Priesterin der Juno zu Argos. Bei den Heräen, einem Feste der Juno zu Argos, war eine feierliche und glänzende Prozession gewöhnlich, welche die Oberpriesterin auf einem Wagen, mit zwei ausnehmend schönen weißen Ochsen bespannt, beschließen mußte. Als nun einst an diesem Feste der ganze übrige Zug schon angefangen hatte, und die für Cydippens Wagen bestimmten Stiere nicht ankamen: so spannten Biton und Cleobis sich vor den Wagen ihrer Mutter, und zogen sie 45 Stadien weit bis an die Mitte des Berges fort, wo der Tempel der Göttin stand. Ueber diese Liebe ihrer Kinder war das Volk und besonders die gerührte Mutter so entzückt, daß sie zu der Göttin flehte, ihre Söhne mit dem zu belohnen, was für die Sterblichen am wünschenswürdigsten sey. Ihr Gebet wurde erhört, wie uns Herodot und Cicero erzählen; noch im Tempel überfiel ein sanfter Schlaf die Jünglinge, und sie gingen unvermerkt vom Leben zum Tode über: das größe Glück, welches die Göttin ihnen geben zu können glaubte. Die Argier verewigten das Andenken dieser edeln Brüder dadurch, daß sie ihre Bildsäulen nach Delphi schickten. Auch zeigte man in einem Tempel zu Argolis eine Gruppe, welche sie, vor ihrer Mutter Wagen gespannt, vorstellt. Paus. II., 20. Anach. Reis. IV., 267.

Bitsch auf dem Wasgaugebirge in Lothringen, zwischen Pfalzburg und Zweibrücken, am Fuße eines Berges, auf dem eine stark befestigte Citadelle lieget, welche den Paß von Bitsch vertheidigt. Dieser Paß geht von Hagenau über Reishofen und die Festung Bitsch nach Saargemünd. Von Straßburg führt eine Kunststraße über Bitsch nach Saarbrück und Saarlouis. Zwischen Pfalzburg und Bitsch liegt das Städtchen Lützelstein, und nördöstlich davon das Städtchen Lichtenberg, beide mit festen Bergschlössern. — Bitsch hat 2.600 Einwohner. — Im Jahr 1793 wagten 1.800 Preußen einen nächtlichen Ueberfall auf Bitsch. Schon waren sie im Hauptgraben, und in einem unterirdischen Gange, der in das Innere der Festung führte, als der Artillerie-Hauptmann der Festung, durch das unvermeidliche Geräusch aufmerksam gemacht, sie bemerkte, die Besatzung weckte, und den muthvoll fortgesetzten Angriff zurückschlug.

Bittersalz. Dieses kommt im Meerwasser und in verschiedenen Quellen, z. B. in Epsom in England, bei Seidlitz und Seidsch in Böhmen, vor, woraus es durch Einkochen gewonnen wird. Es krystallisirt in 4seitigen Prismen mit zugeschärften Enden. Es hat einen bitterlichen und salzigen Geschmack. Dasjenige, welches im Handel vorkommt, wird, wegen eines beigemengten Antheils von salzsaurer Talkerde, an der Luft gern feucht. Das gereinigte Salz hat dagegen eher eine Neigung zum Verwittern. Es löst sich in weniger als 2 Theilen kalten und in allen Verhältnissen kochenden Wassers. Im Feuer zerfließt es erst in seinem Krystallwasser, und trocknet sodann ein. Bei sehr hoher Temperatur schmilzt es zu einem trüben Glase. Es enthält 0,6365 Krystallwasser. Wenn man 1 Theil ätzende Talk-

Digitized by Google

erde mit 4 Theilen rauchender (Nordhauser) Schwefelsäure übergießt und schnell umrührt, so kommt die Masse, nach Westrumbs Versuchen, zum Glühen. Von einer verdünnten Säure wird die Erde ohne sonderliche Erhitzung aufgelöst. Dieses Salz wird in der Heilkunde viel gebraucht, und ist unter allen Salzen das beste Abführungsmittel. Das Meiste wird jetzt aus kieselerdeartigem Talkschiefer in der Nachbarschaft von Nizza in Italien, und zwar auf die Weise verfertiget, daß man das Gestein röstet, einige Zeit der Luft aussetzt, dann auslaugt, und hierauf das Salz krystallisiren läßt. Das auf diese Art bereitete und in den Handel kommende Salz, was ohne weitere Reinigung in der Heilkunde benutzt wird, ist ganz unrein. Mengt man z. B. eine Auflösung desselben mit einer geringen Menge von Alkali, so erhält man einen grünlichen Niederschlag, der an der Luft gelb wird, und Eisenoxid ist. Läßt man Schwefelwasserstoffgas durchstreichen, so erhält man einen kleinen, schwarzen oder braunen Niederschlag von Schwefelkupfer. Diese Niederschläge rühren von den im Talkschiefer eingesprengten Schwefelkiesen und Kupfererzen her. Um das Salz davon zu reinigen, muß dasselbe lange gelind geglüht, und dem Zutritte der Luft ausgesetzt werden, wobei die Eisen- und Kupfersalze mit einem unbedeutenden Antheile des Talksalzes zersetzt werden; nachher wird das Salz wieder in kochendheißem Wasser aufgelöst, und krystallisirt. Es ist rein, wenn Gallapfelaufguß die Auflösung desselben nicht purpurroth und schwarz färbt. Das englische Salz findet man nach dem Krystallisiren des Alauns in dessen Mutterlauge, und schon Bergmann bemerkte, daß diese soviel davon enthalte, daß die Produktion eines einzigen Alaunwerks ganz Europa damit versorgen könnte. Diese Idee hat den Direktor Gustav von Uhr aufmerksam gemacht, und ihn veranlaßt, bei dem Alaunwerke zu Garphytta eine Fabrikation von englischem Salze einzurichten, was seiner Reinheit wegen, und nach nach dem Zeugnisse der Aerzte, selbst in Hinsicht des medicinischen Gebrauchs, das ausländische bei Weitem übertrifft.

Bituitus, König der Arverner, einer mächtigen Völkerschaft in Gallien, welche unter ihm von den Römern bezwungen wurde. Die Veranlassung dazu war folgende: Die Allobroger, eine andere mächtige gallische Nation, machte Miene, sich mit den Arvernern zu verbinden, um die Römer vom weitern Vordringen in das jenseits der Alpen gelegene Gallien abzuhalten. Allein dieses zu hindern, beschloß der Prokonsul Domitius ein Bündniß mit den Aeduern, worauf diese von den Arvernern feindlich angegriffen wurden. Erstere beschwerten sich darüber bei dem Domitius, welcher nun sogleich in das Land der Arverner eindrang. Hierauf schickte Bituitus eine Gesandtschaft an den Prokonsul, welche den Römern ein ganz neues Schauspiel gab. Das Haupt derselben war reich gekleidet, und hatte ein sehr zahlreiches Gefolge. Seine Leibwache bestand aus ungeheuer großen Hunden, die ihm in guter Ordnung folgten. Ihm zur Seite ging ein Barde, der Lieder sang zum Lobe seines Königs, seines Volks und der Gesandten. Der Prokonsul empfing den Gesandten sehr höflich; dieser aber befahl den Römern in einem gebieterischen Tone, die Allobroger in Ruhe zu lassen, und sich sogleich aus ganz Gallien zurückzuziehen. Der Prokonsul würdigte ihn keiner Antwort, rückte unverzüglich weiter, und schlug die sich ihm widersetzenden Allobroger. Nun brachte Bituitus eine Armee von zweimal hunderttausend Mann zusammen, und ging den Römern entgegen, welche vom Konsul Q. Fabius Maximus kommandirt wurden, und nur 30.000 Mann stark waren. Die Gallier wurden ungeachtet ihrer Menge geschlagen, und Bituitus durch die List des Domitius gefangen, indem er ihn nach geendigter Schlacht zu einer Unterredung einladen und aufheben ließ. Bituitus beklagte sich vergeblich über die Niederträchtigkeit; er wurde gefangen nach Marseille, und von da nach Rom abgeführt, wo er den Triumph des

Digitized by Google

Fabius schmücken mußte. Nachher mußte er als Gefangener in der Stadt Alba bleiben, weil man sich fürchtete, ihn wieder zu seinen Völkern zu schicken. Sein Sohn Longentiatus wurde auch aus Gallien nach Rom gebracht, aber hier standesmäßig erzogen und gut behandelt. Dadurch ward er nachher einer der wärmsten Freunde der Römer in Gallien.

Bivouac, das Liegen der Soldaten des Nachts unter freiem Himmel; daher bivouaquiren (Niederdeutsch bywaaken) die Nacht im Freien ohne Obdach unter dem Gewehre zubringen. Das Bivouaquiren dient zwar zur Verminderung der Bagage bei der Armee, indem die Zelte dadurch ganz wegfallen, aber es ist auch der Gesundheit höchst nachtheilig, und den Gegenden, wo es statt findet, verderblich.

Bizarr, fantastisch, eigensinnig, launisch, wunderlich. — Lauter Ausdrücke, die im Gemüthe oder Geiste des Menschen einen Fehler oder Mangel bezeichnen, wodurch er von der gewöhnlichen Art der Menschen zu handeln oder zu denken abweicht. Der Fantast läßt sich in seinem Benehmen und Urtheilen durch chimärische Ideen leiten, vermöge deren er von den Dingen eine Art von Vollkommenheit fodert, deren sie nicht empfänglich sind, oder die ihn in den Dingen Mängel erblicken lassen, die nur er allein darin sieht. Den Bizarren regiert ein affektirtes Wesen, in allen seinen Reden und Handlungen sonderbar zu scheinen, den Eigensinnigen ein Fehler in seinen Grundsätzen, der ihn hindert, sich bei bestimmten und festen Maximen zu halten; den Launischen eine gewisse Rohheit, die mehr von seiner Erziehung als aus seinem Herzen kommt; den Wunderlichen regieren plötzliche Temperamentsveränderungen, die ihn in steter Unruhe erhalten. Der Fantast verfolgt das Chimärische; der Bizarre das Außerordentliche; der Eigensinnige das Willkührliche; der Wunderliche das Periodische; der Launische das Plumpe.

Bizarr, Bizarrerie (ästhet.) ist die Zusammenstellung des Ungereimten und Seltsamen, um etwas Außerordentliches hervorzubringen. Hierdurch entsteht ein Chaos vom Abenteuerlichen, weil die allgemeinen Regeln des Styls verlassen werden, und eine widernatürliche Gezwungenheit an deren Stelle tritt. Ein Schriftsteller, der witzig seyn will, ohne daß die Mutter Natur ihn mit diesem Talente beschenkt hat, verfällt in abgeschmackte Ungereimtheiten; jener, der seine Sprache über die Natur hinaussteigert, erzeugt ein unsinniges Abenteuer. Der Dichter, der sich stark fühlt, einen geistigen Schwung himmelan zu wagen, verläßt zwar auch die gewöhnlichen Regeln, um das Außerordentliche darzustellen, doch bei ihm ist dieses Ueberschreiten der gewöhnlichen Regel, nach dem Urtheile der Aesthetik, schön und erhaben. Wer etwas Großes darstellen will, muß zu diesem Großen einen Beruf fühlen, oder es muß selbst etwas Großes in ihm leben. Es leuchtet ein, daß der bizarre Geschmack sich von dem eigensinnigen unterscheidet, indem dieser bekannte Formen willkührlich zusammenreihet, und durch unüberlegte Wahl die Grundsätze der Kunst entstellt; jener hingegen diese Grundsätze verachtend, sucht durch einen Gebrauch außerordentlicher und willkührlicher Formen alle dergleichen über den Haufen zu stoßen. Der eigensinnige Geschmack gleicht einem Kinderspiele, denn er bezieht sich bloß auf Einzelnheiten; der bizarre Geschmack aber gebiert ein System, welches die von der Natur vorgeschriebenen Formen zertrümmert, und die Grundformen der Kunst angreift. Die größten Männer aller Jahrhunderte haben mehr oder weniger das Joch des Eigensinnes getragen. Der eigensinnige Geschmack offenbart sich oft ohne den bizarren, dieser aber nie ohne den Eigensinn.

Blacas, ein provenzalischer Dichter des 13ten Jahrhunderts, aus Aragonien gebürtig, von dem sich nur einige Gedichte erhalten haben.

Digitized by Google

Sein Sohn, Blacasset genannt, trat in die Fußstapfen seines Vaters als Held und Troubadour, begleitete den Herzog Karl von Anjou nach Neapel, zeichnete sich daselbst durch Heldenthaten aus, und starb 1300, ein Buch hinterlassend, welches den Titel führte: Manière, de bien guerroyer, jedoch verloren gegangen ist.

Black (Joseph), öffentlicher Lehrer der Medicin und Chemie zu Edinburgh, hat nur wenig geschrieben; allein er ist ein trefflicher Chemiker, und das Wenige, was er herausgegeben hat, enthält Entdeckungen, die auf die Wissenschaft mächtig eingewirkt haben. Er war der Sohn eines Irländers, der sich als Kaufmann zu Bordeaux niedergelassen, und im Jahr 1727 eine Französin geheirathet hatte. Indeß scheint der Sohn in Schottland seine Erziehung erhalten zu haben; hier lehrte er öffentlich die Arzneikunst, und widmete sich frühe und mit großem Eifer dem Studium der Chemie. Er wurde nach Glasgow berufen, um als öffentlicher Lehrer der Chemie aufzutreten; allein als der berühmte Cullen den Lehrstuhl der Arzneikunst verließ, um den der Chemie zu besteigen, nahm Black den erstern ein. Im Jahr 1754 gab er seine Inaugural-Dissertation heraus unter dem Titel: De humore acido a cibis orto, et magnesia alba d. h. von der Säure, die sich aus den Speisen entwickelt, und der weißen Magnesia. Diese Schrift wird als der Keim aller der Entdeckungen betrachtet, welche später über die Eigenschaft der Magnesia und anderer Kali gemacht wurden. Er legte in dieser Schrift die Resultate seiner Forschungen dar, und bereicherte dieselben in dem Buche: experiments upon Magnesia alba d. h. Versuche mit der weißen Magnesia. Seine Bestrebungen klärten die Theorie des Kalkes auf eine ganz neue Weise auf. Allein wie alle Diejenigen, welche der Menschheit frommende Entdeckungen machen, so hatte auch er Widerspruch zu erleiden; jedoch war derselbe nicht im Stande, ihn von seinem Vorhaben abzuziehen, und zwanzig Jahre später gab er in den philosophischen Abhandlungen eine Schrift heraus: The supposed effect of boiling upon water in disposing it to freeze more readily ascertained by experiments, d. h. die vorausgesetzte Wirkung des Kochens des Wassers, um dasselbe schneller zum Gefrieren zu bringen, durch Versuche bestätigt. Das ist Alles, was er herausgegeben hat; allein er hat durch die Anzahl der Schüler, die er bildete, mächtig zur Verbreitung der Wissenschaft beigetragen. Seine Vorlesungen über Chemie sind von Dr. Robinson 1803 in 2 Bdn. englisch herausgegeben worden. Er hat viele Handschriften hinterlassen, die hoffentlich mit der Zeit gedruckt werden. Black starb zu Edinburgh im Jahr 1799.

Blackmore (Richard), starb 1729. Wenn eine große Zurüstung und ein gewisses Gefühl für das Große überhaupt hinreichten, etwas Außerordentliches hervorzubringen, so würde sich in der didaktischen Poesie Niemand höher gehoben haben, als dieser thätige Mann. Er war praktischer Arzt, zugleich Schriftsteller im medizinischen Fache, und zuletzt Leibarzt am Hofe des Königs von England, Wilhelm III. In mehreren Dichtungsarten versuchte sich dieser unermüdet fleißige Schriftsteller, besonders aber im Lehrgedichte und in der Epopöe. Obgleich verspottet von Pope, fand er doch, selbst unter den vorzüglichsten Köpfen seines Zeitalters, Freunde und Bewunderer. Unter seinen poetischen Werken ist das Lehrgedicht „die Schöpfung" (the Creation) in sieben Büchern vielleicht das beste. Es soll einen philosophischen Beweis des Daseyns Gottes und eine Widerlegung der Systeme des Atheismus und Pantheismus enthalten. Die Anordnung der Partien des weitläufigen Ganzen ist nicht verwerflich, die Sprache edel, und manche Stelle lesenswerth; aber das Ganze ist ermüdend, arm an neuen Gedanken, ohne poetische Kraft, und größtentheils nur deklamatorische Prosa in Reimen. Eben dieser Blackmore hat durch ein weitläufiges Heldengedicht, Prinz

Digitized by Google

Arthur überschrieben, einen Theil des Publikums so angenehm zu unterhalten gewußt, daß dieses Werk in zwei Jahren drei Mal gedruckt wurde. Jetzt ist dieser Prinz Arthur zugleich mit dem Könige Arthur, einem zweiten epischen Werke, das der Verfasser auf jenes folgen ließ, nur noch den Literatoren bekannt, die auch den vorübergehenden Erscheinungen in der literarischen Welt eine kritische oder wenigstens bibliographische Aufmerksamkeit gönnen.

Blackstone (Wilhelm), war geboren zu London im J. 1723. Als öffentlicher Rechtslehrer zu Oxford, erwarb er sich durch Wort und Schrift solchen Namen, daß er zu den ersten Ehrenstellen befördert wurde. Er hatte Anlage für die schönen Künste; allein er entsagte ihnen frühe in seinem schönen Abschied eines Rechtsgelehrten an die Musen, um Zeit und Kraft der Rechtswissenschaft zu widmen; da Rechtswissenschaft in England, wie in Frankreich die glänzendste Laufbahn eröffnet. Die Rechtswissenschaft gleicht in jenen Ländern einer fetten, gränzenlosen Weide, auf der noch Tausende mehr sich reichlich begrasen könnten. Sein wichtigstes Werk ist sein Commentar über die Gesetze Englands. Die Schreibart ist rein und geschmackvoll. Der Ursprung der Gesetze wird mit Umsicht erforscht; die Grundsätze, der Geist der Gesetze untersucht, nur nicht mit gleichem Erfolg. Der Commentar ist aus den Vorlesungen erwachsen, die der Verfasser auf dem von Viner gestifteten Lehrstuhl zu Oxford gehalten hat. Er starb im J. 1780, und hinterließ ein ungeheures Vermögen.

Blair (Hugo), war zu Edinburgh im J. 1718 geboren. Er widmete sich dem Predigerstande, und wurde im J. 1758 zu der ersten Würde der Kirche von Edinburgh erhoben. Im J. 1762 wurde er an der dortigen Hochschule Lehrer der Beredsamkeit und der schönen Wissenschaften. Während er noch studirte, gab er einen Versuch über das Schöne heraus, im J. 1763 eine kritische Abhandlung über die Gedichte Ossians, deren Echtheit durch zahlreiche gelehrte Bemerkungen er zu erweisen trachtete. Im J. 1777 erschien der erste Band seiner Predigten, dem noch vier andere nachfolgten. Nie haben Predigten größeres Glück gemacht, sie erlebten 27 Auflagen, und wurden in alle Sprachen übersetzt. Die beste Verdeutschung ist von Sack und Schleiermacher. Es sind Muster eines vernünftigen, lichtvollen und sittlichen Unterrichts; sie haben wenig oder keine rednerische Erhebung, aber überall sanfte Ueberredung, Erbauung und Salbung. Wir verdanken ihm auch eine Theorie der Beredsamkeit unter dem Titel: Lectures on Rhetoric and belles lettres. 2 B. 1785, verdeutscht von Schreiter, Liegnitz 1788. Dies Buch enthält viel Belehrung für den, der sich mit den Grundsätzen der Redekunst befreunden will. Wie Blair als Schriftsteller ein Muster für den Geschmack, so war er als Diener der Religion ein Muster der Duldsamkeit, und er machte seinem Amte durch seinen Wandel Ehre. Die schönen Geister seiner Zeit, die ausgezeichnetsten Schriftsteller, Robertson insbesondere, legten ihm gerne ihre Schöpfungen zur Beurtheilung vor. Er starb zu Edinburgh im J. 1700.

Blake (Robert), geb. zu Bridgewater in Sommersetshire 1599, wo sein Vater Kaufmann war, wurde 1649 englischer Parlaments-Admiral, schlug 1652 die holländische Flotte unter Tromp, Ruyter und de Witt, beschoß 1655 Tunis, verbrannte 9 türkische Schiffe, landete und vernichtete mit 1.200 Engländern 3.000 Türken. Er wandte sich dann nach Algier und Tripolis, und befreite daselbst alle englische Sklaven. Der Ruhm seiner Thaten bewog die Republik Venedig und den Großherzog von Toskana, mit ihm für England vortheilhafte Traktate abzuschließen. Darauf schlug er die Spanier vor Santa Cruz 1657, starb aber kurz nach seiner Landung in Plymouth den 17ten August 1657.

Digitized by Google

Blakfisch, s. Sepia.

Blackwell (Elisabeth), die Tochter eines londoner Kaufmanns, und Gattin von Alexander Blackwell, eines gebornen Schotten und Arzneigelehrten. Sie war ein talentvolles Frauenzimmer, und das Muster eines tugendhaften und treuen Weibes. Aus Mangel an Zutrauen sah sich Blackwell, der früherhin Arzt war, genöthigt, Corrector und dann Buchdrucker zu werden. Zwar hatte Elisabeth ihm bei ihrer Heirath ein ansehnliches Vermögen an baarem Gelde zugebracht, allein hiedurch sah Blackwell die Mittel in seinen Händen, seine ungeregelte Neigung zum Herumschweifen in der Welt zu befriedigen. Nachdem er seine Gattin 3 Jahre verlassen, kehrte er zu ihr zurück, verfiel in große Schulden, wo ihn einer seiner Gläubiger in Verwahr bringen und 2 Jahre gefangen setzen ließ, weil er ihm seine Schulden nicht bezahlen konnte. Jetzt zeigte sich sein edeles Weib in ihrer ganzen Größe. Elisabeth besaß große Geschicklichkeit im Zeichnen und Malen; sie zeichnete also einige medicinische Pflanzen und Kräuter genau der Natur nach; der Beifall, den ihre saubere Arbeit bei den Kunstkennern fand, ermunterte sie zur Fortsetzung dieser Arbeit. Der kenntnißreiche Apotheker Rand rieth ihr dem botanischen Garten gegenüber eine Wohnung zu wählen, wo ihre Arbeiten ihr allmählig so viel einbrachten, daß sie im Stande war, ihren Gatten loszukaufen. Nun ließ sie ihre botanischen Zeichnungen in Kupfer stechen, die sie selbst illuminirte; sie fertigte ein Kräuterbuch davon an, und ihr Mann setzte die Namen derselben in verschiedenen Sprachen hinzu, und bezeichnete zugleich den Gebrauch davon. Auf diesem Wege erwarb sie sich einen standesmäßigen Unterhalt, und die Hochachtung der angesehensten Personen Londons; daher kam es auch, daß ihr die Akademie der Wissenschaften erlaubte, ihr den ersten Band ihres botanischen Werks zu weihen, wofür sie nebst einem Belobungsschreiben ein beträchtliches Geschenk erhielt. Dieser erste von ihr zu London 1737 herausgegebene Band enthält 252 gezeichnete und gravirte Blätter. Der Titel des Werks selbst ist: Corious Herbal, London 1738, Fol. 2 Th. mit illuminirten Kupfern. Eine deutsche Uebersetzung davon erschien 1747 stückweise unter dem Titel: Elisabeth Blackwell's auserlesenes Kräuterbuch ꝛc. Erste Ausgabe besteht in 16 Kupferplatten, ausgefertigt von Eisenberger, Maler in Nürnberg, das Ganze faßt 500 Platten in sich. Diese Uebersetzung übertrifft, wegen der Verbesserungen und Anmerkungen, das Original, und soll bis 1759 neun und dreißig Auflagen erlebt haben. Alexander Blackwell hatte indessen seinen Hang zu einem unsteten Leben nicht aufgegeben; er ließ sich durch den schwedischen Gesandten bethören, in königl. schwedische Dienste zu treten. Er ließ seine Gattin mit ihrem Kinde zurück, mit der Zusage, daß sie ihm folgen solle, wenn es ihm in Schweden gut gehen würde. Blackwell wurde königlicher Leibarzt, und erhielt eine reiche Praxis. Seine Gattin stand im Begriff ihm nachzufolgen, als sie die Nachricht erhielt, daß er wegen Theilnahme an einer Verschwörung gefänglich eingezogen sey. Sie starb aus Kummer über diese Nachricht 1744 vor ihres Gemahls im J. 1747 erfolgten Hinrichtung.

Bläuw (Wilhelm) oder Bläu, auch Janssonius Cäsius genannt, ein berühmter Buchdrucker zu Amsterdam und Freund des berühmten Tycho de Brahe, geb. zu Amsterdam 1571, schrieb: Unterricht von dem Gebrauch der Weltkugeln, in niederländischer Sprache, Amsterdam 1642. 4.; 1669. 4., welchen Mart. Hortensius ins Lateinische übersetzte, verfertigte einen trefflichen Atlas, den sein Sohn Johann Bläuw nachher fortsetzte, so wie ein Theatrum urbium et munimentorum und starb den 21sten Oktober 1638. — 2) Johann Bläuw, Sohn des Vorigen, setzte das Geschäft seines Vaters fort,

Digitized by Google

zeichnete sich durch gute Ausgaben der Klassiker aus und schrieb: Novum ac magnum theatrum civitatum totius Belgii. 1649. 2 Bde. Fol.; Theatrum italiae, Amsterdam, 1704. 4 Bde. Fol. und Theater von Piemont und Savoyen, ins Französische übersetzt von Jakob Bernard, Haag, 1735. 2 Bde. Fol.

Blanca von Castilien, Tochter des König Alphons IX., verheirathete sich 1200 mit Ludwig VIII. von Frankreich, und wurde den 6. August 1220 mit diesem ihrem Gemahl zur Königin von Frankreich gekrönt. Sie gebar ihm 9 Söhne und 2 Töchter, welche sie alle selbst aufzog. Ludwig IX. oder der Heilige war der älteste ihrer Söhne, den sie selbst säugte, wobei ihre mütterliche Sorgfalt so weit ging, daß, als sie einst krank war, und eine ihrer Hofdamen den Prinzen an ihre eigene Brust legte, um ihm Nahrung zu geben, sie höchst entrüstet demselben den Finger in den Mund steckte, damit er die verschluckte Milch wieder von sich gäbe. Als die Umstehenden dieses Benehmen als Stolz der Königin, die ihre fürstliche Milch für besser halte, deuteten, sagte sie: „Ich kann es nicht dulden, daß man mir den Namen und die Ehre, ganz Mutter dieses Prinzen zu seyn, entziehen will, da mich Gott und die Natur dazu doch bestimmt hat.“ Nach dem Tode ihres Gemahls 1226 führte sie bei der Minderjährigkeit ihres Sohnes die Regentschaft und Obervormundschaft, so wie auch später während des Kreuzzuges desselben. Durch Klugheit brachte sie es dahin, daß die gegen sie angezettelten Verbindungen durch Trennung der Aufrührer unverrichteter Sache sich lösten, so wie sie durch Bestechung des englischen Ministers die Ruhe des Reichs auch auf dieser Seite erhielt. Dennoch werfen ihr ihre Feinde allzugroßen Stolz gegen die Großen, so wie Härte gegen ihre Schwiegertochter, die Königin und Gemahlin Ludwigs des Heiligen, vor. Unstreitig ist sie eine von den größten Königinnen Frankreichs, obgleich ihr allzugroßes Vertrauen auf den Cardinal Romain ihr Tadel zugezogen hat. Oefters wohnte sie Belagerungen bei, und zeigte einen beispiellosen Muth. — Sie starb zu Melun den 1. Dez. 1252 in einem Alter von 65 Jahren. Ihr Name würde unsterblich bleiben, wenn sie auch bloß die Mutter Ludwigs des Heiligen, eines Königs, desgleichen die Weltgeschichte nicht hat, gewesen wäre.

Blanca, die Gattin eines ansehnlichen Bürgers zu Padua, Baptista de la Porta, und ein Muster weiblicher Keuschheit und ehelicher Treue. Ihr Gatte ward von seinen Mitbürgern im J. 1233 zum Befehlshaber von Bassano ausersehen, um diese Stadt wider den Usurpator Azziolini, der sie belagerte, zu vertheidigen. Blanca selbst begleitete ihn dahin. Unglücklicher Weise ging die Stadt bald durch Verrath über, und bei der Einnahme derselben fand Baptista seinen Tod. Zwar munterte das heldenmüthige Weib, die inzwischen ihres Gatten Stelle besetzt hatte, die Truppen zum tapfern Widerstand, allein alles fiel unter dem Schwerdte der andringenden Feinde, und Blanca selbst fiel in des Eroberers Hände. Ihre Grazie, ihr hoher Anstand, verbunden mit einem freimüthigen furchtlosen Benehmen, hatte auf Azziolini den lebhaftesten Eindruck gemacht, aber auch eine unedle Gluth in ihm angefacht, welche er auf jedem Wege an dem edeln Weibe zu löschen sich entschlossen hatte. Indessen suchte Blanca dem ihr drohenden Angriff auf ihre Tugend durch einen Sprung aus dem Fenster zu entgehen, sie hatte sich aber stark verwundet, und ward wieder eingefangen. Nach ihrer Genesung sah sie, daß, da sie bisher alle Angriffe auf ihre Tugend zurückgewiesen hatte, Azziolini Anstalten traf, dasjenige mit Gewalt zu erhalten, was ihm durch gelindere Mittel nicht hatte gelingen wollen. Blanca, ein Weib, dem Ehre und Tugend alles galt, nahm endlich die Miene an, als habe sie sich in ihr Schicksal ergeben, nur bat sie, ihr zu erlauben, den Leichnahm ihres Gemahls noch einmal zu sehen. Dieses ward ihr denn auch gestattet; allein beim Grabe angekommen, stürzte sie sich plötzlich in die tiefe

Digitized by Google

Grube auf den Leichnam, zog aber zugleich, mit äußerster Anstrengung ihrer Kräfte, den seitwärts in die Höhe gestützten schweren Leichenstein auf sich herab, der ihr den Körper zerschmetterte. So wählte das heldenmüthige Weib lieber den Tod, als daß sie sich hätte entschließen können, einem vornehmen Wollüstling ihre Tugend aufzuopfern.

Blanchard, (Nicolaus), geb. im J. 1738 zu les Andelys im Dept. Eure, war der Sohn eines Drechslers. Mechanische Künste waren die Unterhaltung seiner Jugend. Die Entdeckung von Montgolfier erhitzte seine Einbildungskraft, und er gedachte auch eine Rolle bei den Versuchen der Luftbälle zu spielen. Nach seiner ersten Luftreise faßte er den Gedanken, daß es möglich sey, den Luftball zu lenken. Der Mechanismus, wodurch er sich seine Bahn zu bestimmen gedachte, bestand in zwei Flügeln, welche ungefähr dieselbe Bewegung erhielten, die der Ruderschlag einem Kahne mittheilt. Blanchard stand beschäftigt, mit solchem Balle seine Luftfahrt den 1ten März 1784 zu machen, als in dem Augenblicke, wo der Ball aufsteigen sollte, ein junger Zögling der Kriegsschule mit aller Gewalt die Luftfahrt mitmachen wollte. Da die Wache sich dem Zögling widersetzte, so stürzte er ungeachtet ihres Widerstandes auf den Luftball, und zerbrach einen der zur Lenkung des Luftballs bestimmten Flügel. Dieser Luftschiffer stieg darauf den 23ten des nämlichen Monates zu Rouen auf. Die berühmteste aller seiner Luftreisen ist die vom 7. Januar 1775, als er im Vereine mit Dr. Geffries über das Meer von Douvres nach Calais setzte. Von dieser Reise erhielt er den Namen: Don Quichotte de la Mancha. Der König von Frankreich belohnte seine Kühnheit mit einem Geschenk von 12.000 Livres, und einer Rente von 1200 Liv. Die Anzahl von Blanchards sämmtlichen Luftreisen beträgt gegen siebenzig. Nicht nur vor den Augen der größten Städte Europa's hat er seine Luftfahrten angestellt, auch der neuen Welt hat er dieses neue Schauspiel gewährt. Den 9. Jänner 1793 stieg er zu Philadelphia auf, und sein Beginnen ward gekrönt. Einen Umstand, welchen die Geschichte aufbewahren muß, gab es dabei, daß neun Frauen oder Jungfrauen an diesen Aufsteigungen Theil nahmen. Ihm verdankt man auch die Erfindung der Fallschirme im J. 1777. Er starb im J. 1809. Frau Blanchard hat ihre Luftreisen sowohl im Süden, als im Norden von Europa lange mit Erfolg fortgesetzt, sie hatte aber am 6ten Mai 1819 das Unglück, daß der Ball sich entzündete, sie selbst zu Paris auf ein Haus herabstürzte, und ein jämmerliches Ende fand.

Blanco. In Blanco lassen heißt bei den Kaufleuten weiß oder unausgefüllt, z. B. die Stelle bei Wechseln oder Vollmachten, leer lassen, wohin die Summe kommt. Bei Wechselgeschäften in Blanco stehen, heißt Tratten eines Andern acceptiren, oder auch Vorschuß leisten, ohne dafür Deckung zu haben.

Blankenburg (Chr. Fr. von), geb. zu Colberg 1744. Er diente 21 Jahre bei des großen Friedrichs Heere, erhielt als Hauptmann, seiner zerrütteten Gesundheit wegen, 1777 seinen Abschied, und privatisirte nun als Gelehrter in Leipzig, wo er mit Weiße und andern Gelehrten jener Zeit in Verbindung stand. Sein Versuch über den Roman, so wie seine Zusätze zu Sulzers Theorie der schönen Künste, sind unter seinem literarischen Nachlaß das Vorzüglichste. Von Blankenburg starb 1796.

Blasenstrauch (grauer). Dieser ist auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung einheimisch; sein Saame geht schnell auf, und der Strauch läßt sich auf diesem Wege leicht vermehren. Die jungen Pflanzen, die eine nahrhafte Erde und viele Feuchtigkeit lieben, blühen schon im nämlichen Sommer. Durchwintern lassen sie sich bei 6 bis 10 Grad Wärme. Die graugrünen gefiederten Blätter dieses aufrechtstehenden Strauches

Digitized by Google

bilden mit seinen, im Julius erscheinenden, schönen purpurfarbigen Blumen eine herrliche Partie in einem Zimmergarten, und machen einen höchst gefälligen Eindruck auf das Kennerauge des Blumenliebhabers.

Blasinstrumente, s. Instrumentalmusik.

Blasoniren, s. Heraldik.

Blaß, Bleich (Synon.). Das erstere ist, was bloß eine Verminderung seiner natürlichen Farbe erlitten hat, und worin also noch etwas von seiner ursprünglichen Grundfarbe bemerkbar ist. So auch das Zeitwort Blassen, das Französische Blaser. — „Des Tages Farben blassen." Schiller. — Daher pflegt es auch mit den Grundfarben, deren schwächern Grad es anzeigt, verbunden zu werden, als Blaßroth, Blaßgelb, u. s. w. Es zeigt daher nur einen geringern Grad der Entfärbung an. — „Röther schweben hier, dort blässer Wolkenbilder im Gewässer." Matthisson. — Bleich hingegen ist dasjenige, was seine natürliche Farbe ganz verloren hat, worin also keine Spur von seiner Grundfarbe mehr vorhanden, was vielmehr in das völlig farbenlose Weiße übergegangen ist. So fern eine gewisse Farbe zu der Natur des Dinges gehört: so ist das Verbleichen zugleich ein Zeichen von dem Untergange seiner Natur. Verblichene Buchstaben haben aufgehört, Buchstaben zu seyn. Eine verblichene, eine bleich gewordene Rose ist eine verwelkte. — „Gestern verging und heute verstreicht; Rose, was bist du? bis morgen verbleicht." — Ein bleiches Gesicht ist ein Zeichen und eine Wirkung des Hungers und solcher Gemüthsbewegungen, die, wie der Schrecken, der Gram, gleichsam den Keim des Lebens tödten. Daher erregt das Bleiche gewisse Gefühle des Schauders in den Todten. Auch bei den leblosen Gegenständen wird die Dichtersprache diesen Unterschied nicht vernachlässigen; sie wird den Mond bleich nennen, wenn sie ihn den Gefühlen des Schreckens und der Wehmuth zugesellet, und blaß, wenn sie nur die Schwäche seines Schimmers andeuten will. — „Wo durch dunkle Buchengänge Vollmondsschimmer blinkt." Matthisson. — „Stern der Liebe! bleich und trübe ist dein Silberlicht." Ebend.

Blatt. So einfach auch auf den ersten Anblick der Bau eines Blattes scheinen mag, so bewundernswürdig und wichtig wird solches dem genauen Beobachter der Natur. Wir wollen hier nur eines der gewöhnlichsten, ein gestieltes Baumblatt, zergliedern, welches hinreichend seyn wird, um von der künstlichen Einrichtung der Blätter einen Begriff zu geben. Die Gefäße, woraus das Blatt besteht, nehmen ihren Ursprung aus der Rinde des Stammes oder Astes, nicht aber aus dem Mark desselben. Sie durchbohren die Lage der Rinde in einer schiefen Richtung, und verlängern sich in den Blattstiel. Diese Gefäße sind theils aus Saft-, theils aus Luftröhren vermittelst eines schwammigen Wesens in verschiedener Anzahl mit einander verbunden, so daß sie, wenn man den Stiel quer durchschneidet, entweder in runder oder halbmondförmiger, oder eckiger Gestalt erscheinen, und dem Stiele also eine verschiedene Form geben. Alle diese Gefäße des Stiels sind mit einer Oberhaut bekleidet, und laufen also vereinigt bis in das Blatt. Hier entfernen sie sich nun von einander, und breiten sich zuerst in Gestalt großer knorpelartiger Aeste aus, welche man die Rippen nennt. Diese theilen sich wieder in andere kleinere, und diese Vertheilung wird bis an die äußersten Gränzen des Blattes fortgesetzt. Mehrentheils ist in der Mitte des Blattes eine dicke Haupt- oder Stammrippe zu sehen, welche in gerader Richtung das Blatt durchläuft; aber oft sieht man auch mehrere dergleichen Rippen, welche in regelmäßiger Ordnung das Blatt theilen, und sich in unzähligen Nebenästchen ausbreiten. Durch die Ausbreitung dieser Aeste entstehet nun ein netzförmiges Gewebe von

Digitized by Google

Gefäßen, die sich bald von einander entfernen, bald wieder ineinander laufen und sich vereinigen. Dieses Netz ist bei vielen Pflanzen doppelt; es sind nämlich zwei verschiedene über einander liegende Netze, welche man trennen kann. Die Zwischenräume, welche die Aeste in diesem Netze lassen, sind theils mit einem schwammigen Wesen, theils mit unzählbaren kleinen Drüsen oder Schläuchen ausgefüllt. Alle diese Gefäße, Zwischenräume und Schläuche sind mit einem Oberhäutchen bedeckt, welches halb durchsichtig, etwas grau und sehr fein ist. Durch dasselbe leuchtet die dunkelgrüne Substanz des Blattes durch; zuweilen aber färbt es sich roth oder gelb, und giebt dadurch dem Blatte eine veränderliche Farbe. Ueberhaupt sind zwar die meisten Blätter grün, doch ist ihnen diese Farbe nicht wesentlich, sondern es giebt manche Pflanzen, welche weiße, gelbe, röthliche oder bunte Blätter haben. Die sonderbare Beobachtung, daß die unter einer undurchsichtigen Bedeckung erzogenen Pflanzen weiße Blätter erhalten, beweist zwar, daß die Farbe von dem Lichte ihren Ursprung habe; allein es bleibt doch immer eine unerklärbare Sache, wie es eigentlich zugehe. Der Hauptnutzen der Blätter für die Pflanze ist wohl der, daß durch sie die überflüssige Feuchtigkeit ausdünstet, und die feinere aus der Luft eingesogen wird. Wenn man den Bau der Blätter genau beobachtet, so erhellet, daß der Saft der Pflanzen bis in die äußersten Enden der Blätter steigt, und daß der Ueberfluß desselben durch die Oberfläche desselben ausdünstet, und zwar mehrentheils nur auf der obern in die Höhe gekehrten Seite. Die untere nach der Erde gekehrte Fläche, welche bei den meisten Pflanzen rauh, uneben und sehr oft haarig ist, dünstet nicht stark aus, sondern ziehet die Feuchtigkeiten aus der Luft ein. Die außer den Saft- und Luftröhren vorhandenen Drüsen und Schläuche bearbeiten und verfeinern den Saft, sondern den unnützen oder überflüssigen Theil desselben ab, und führen ihn zuweilen in Gestalt eines klebrigen Thaues aus. Zu mehrerer Erleichterung dieser Verrichtung hat die Natur die Blätter also gebildet, daß sie von jeder Erschütterung oder jedem Winde in Bewegung gesetzt werden. Außer der angeführten Verrichtung der Blätter, leisten sie auch den Pflanzen noch einen wichtigen Vortheil. Sie bereiten und führen den Knospen oder Augen, welche ihren Sitz meistens zunächst des Blattstieles haben, den Nahrungssaft zu. Wenn die jungen Knospen sich im Sommer zu entwickeln anfangen, so wird ihnen, während ihrer Entwickelung, ihre Nahrung zum Theil von dem Blatte mitgetheilt, und sie werden merklich geschwächt, ja fallen oft ganz ab, wenn das Blatt durch einen Zufall beschädigt oder abgerissen wird. Im Herbste, wann die Blätter abfallen, können die Knospen der Beihülfe der Blätter entbehren, weil sie alsdann schon zu einiger Stärke gelangt sind, und nunmehr ihre Nahrung aus dem Stamme selbst erhalten. In den kalten Klima's hat die Natur einen Zeitraum gesetzt, an welchem die meisten Bäume und Pflanzen ihre Blätter verlieren. Was der eigentliche Grund oder die Ursache hiervon sey, ist schwer zu erklären. Daß es die Kälte nicht bewirkt, läßt sich daher leicht beweisen, daß die in ein Gewächshaus gesetzten Bäume zu der gewöhnlichen Zeit ihre Blätter eben so gut fallen lassen, als wenn sie in der kühlen Luft unter freiem Himmel ständen. So wenig man auch das Abfallen der Blätter erklären kann, so leuchtet doch die Weisheit des Schöpfers dabei genugsam ins Auge, welche die Einrichtung getroffen hat, daß die Bewegung des Saftes zur Winterszeit, wo durch die Wurzel wenig Nahrung zugeführt werden kann, durch den Mangel der Blätter geschwächt würde. Auch ist alsdann, wegen der kleinen Oberfläche des Baumes, die Ausdünstung schwächer. Man bemerkt aber in Ansehung der Zeit, wo die Blätter abfallen und wieder neu ausschlagen, eine große Verschiedenheit bei den Pflanzen. Bei einigen geschieht es im Herbst früher, bei andern später. Bei einigen verwelken sie zwar, fallen aber nicht eher, als im

Digitized by Google

Frühjahre ab. Endlich werfen manche Bäume ihre Blätter gar nicht ab, sondern bleiben stets grün. Bei diesen hat aber doch die Natur dafür gesorgt, daß die Blätter nicht erfrieren, noch auch zu stark ausdünsten können, indem sie ihnen eine ganz schmale nadelförmige Gestalt, festere Konsistenz und einen klebrigen harzigen Saft zugetheilt hat. Außer dieser Bestimmung der Blätter, haben sie auch noch verschiedenen Nutzen, sowohl für die Pflanze selbst, auf welcher sie wachsen, als auch für andere Gegenstände. Sie beschützen die Blüthe und jungen Früchte gegen die Unfälle der Witterung; sie bedecken, wenn sie abfallen, die Erde, und geben dadurch der Wurzel und dem Stamme einigen Schutz gegen die heftige Winterkälte; und wenn sie verfaulen, so sind sie dem Baum Dünger und Nahrung, denn sie bestehen aus eben den Theilen, aus denen er selbst besteht. Die Blätter vieler Pflanzen dienen den Menschen zur Nahrung, und fast alles Vieh frißt grüne Blätter, eine Gattung mehr, als die andere. Die abgefallenen Blätter dienen dem Vieh zur Streue; ja das getrocknete Laub kann für die Schaafe und Ziegen zur Winterfütterung dienen, und die Stelle des Heues vertreten. Bei der Farbe der Blätter scheint die Natur auf das Bedürfniß des menschlichen Auges große Rücksichten genommen zu haben; wie wohlthätig ist unserm Auge im Frühling der grüne Teppich des Erdbodens, der Anblick eines frischen grünen Waldes! Sogar die Beleuchtung des Grüns durch die Sonnenstrahlen schadet dem Auge nicht.

Blattschwämme. Ueber die Entstehung derselben sind die botanischen Physiologen noch immer im Widerspruch. Wi denow betrachtet den so genannten Mehlthau, den Honigthau, so wie mehrere Gattungen von Blattschwämmen, als Accidium, Uredo, u. s. w. als besondere kryptogamische Gewächse; Einhof betrachtet sie dagegen als krankhafte Auswüchse der Pflanzen; auch Crome in Mögelin nimmt diese Meinung in Schutz. Er sieht jeden organischen Körper als verletzbar, oder der Einwirkung äußerer Schädlichkeiten unterworfen an, die eine Verbildung, bald seiner äußern, bald seiner innern Theile veranlassen können, wodurch früher oder später eine Veränderung desselben, oder ein krankhafter Zustand hervorgebracht wird. So entstehen denn krankhafte Excrescenzen in den Gewächsen, die in widernatürlichen, vielfach gebildeten, aus der Masse der Pflanzenkörper selbst hervorgehenden, Auswüchsen bestehen. Er glaubt, daß bei dem krankhaften Zustande der Pflanzen, so wie bei den Thieren, ein ansteckender Stoff sich erzeuge, der theils in den Blättern Pusteln u. s. w. erzeuge, und theils in einer eiterartigen flüssigen Form, theils in die Gestalt eines, durch die Luft sich vertheilenden, Dunstes gehüllt, von einem Körper zum andern überwandern kann. Eben so kann man vielleicht bei festen Pflanzenkörpern das zarte, in allen Arten der Gattungen Accidium u. s. w. enthaltene, Pulver ebenfalls für einen Ansteckungsstoff halten, der hier, weil er aus einem festen Körper hervorgegangen, eine Pulverform annahm. Crome wünscht, man möge Beobachtungen anstellen, wie sich die Gewächse, in Hinsicht ihrer krankhaften Auswüchse, auf ihrem natürlichen Standpunkte und auf kultivirtem Boden gegeneinander verhalten; denn er glaubt beobachtet zu haben, daß Tussiluga farfara, Senecio vulgaris, u. s. w., besonders auf gedüngtem Erdreich, mit den Blattschwämmen behaftet seyen. Er wünscht daher, man möge anfangen, die Natur der Kryptogamen mehr zu studiren, als durch Auffindung kleiner Merkmale an ihnen, ihre Anzahl zu vermehren; und genau auszumitteln, ob das, was man gefunden hat, auch entweder eine selbstständige Pflanze, oder nur ein widernatürlicher Auswuchs sey.

Blau (Berliner), eine schöne dunkelblaue Farbe, bestehend aus einer eigenen Säure (Blausäure), Eisenoxyd und Alaunerde. Der Zufall lehrte es zu Anfange des 18ten Jahrhunderts entdecken. Der Farbenbereiter Dieß-

bach zu Berlin schlug einst einen mit Eisenvitriol vermischten Kochenill-Absud durch Alkali nieder, über welches Dippel gereinigtes Hirschhornöl rectificirt hatte. Der sonst rothe Niederschlag ward blau, und führte zu der Entdeckung, daß während des Verbrennens einer thierischen mit Alkali gemengten Materie (Blut, Haare, Federn) aus dem Stickstoffe derselben mit ihren übrigen Bestandtheilen (Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff) eine Säure bilde, die sich sogleich an das Alkali anhänge, und ein unvollständig gesättigtes Neutralsalz liefere. Die Säure ist keine andere, als die Blausäure. Das mit ihr verbundene Alkali ist blausaures Alkali, und ward früher phlogisticirtes, seine Auflösung in Wasser aber Blutlauge oder Berlinerblaulauge genannt. Es dient als Entdeckungsmittel des Eisens, weil es, mit eisenhaltigen Salzen zusammengebracht, sogleich ein Berlinerblau zusammensetzt, und als blauer Niederschlag zu Boden fällt.

Blaufarbenwerke sind Hütten, auf welchen die blaue Mineralfarbe oder Smalte aus Kobalt-Erzen zubereitet wird. Letztere bestehen aus mehr oder weniger Kobalt mit Schwefel, Arsenik, Eisen, Wismuth, Nickel oder Silber verbunden (Glanz-, Speiß-, Erdkobalt), die man durch Pochen und Schlämmen von der Bergart befreit, und dann zur Verdampfung des Arseniks röstet. Das Kobaltoxyd wird dann entweder mit Quarzpulver vermischt, als Zaffer oder Zafflor, zum Behufe der blauen Töpferglasur verkauft, oder zu Smalte und Eschel verarbeitet. Dieses geschieht durch Vermischung und Verschmelzung mit guter Glasfritte. Das erhaltene blaue Glas wird in reines Wasser ausgegossen, und auf Mühlen fein gerieben, dann gewaschen und durch Schlämmen in verschiedene Sorten gebracht. Die metallhaltigsten Glastheile sind am schwersten und auch am tiefsten gefärbt, und scheiden sich zuerst aus. Die übrige Behandlung beruht auf fortgesetztem Feinreiben, Schlämmen, Sieben, Trocknen und Verpacken in Fässern. Smalte hat die tiefste Farbe; Eschel giebt das helleste Blau. Die vorzüglichsten Blaufarbenwerke hat das sächsische Erzgebirge. Eine richtige Versetzung der verschiedenen Kobalterze, eine gute Auswahl der Kieselerde zur Glasfritte, so wie die Beschaffenheit des Wassers beim Abkühlen und Schlämmen, machen die Hauptsache bei Verfertigung guter Smalte aus. Sehr mannigfach ist die Stufenreihe der blauen Farbe, worin sich die verschiedenen Smaltensorten zeigen, und in Holland sollen aus der sächsischen Smalte bis 55 Sorten hervorgehen, die man durch Beizen in Säuren, durch Versetzung mit andern Körpern und durch wiederholt fortgesetztes Reiben zuwegen bringt.

Blauholz (Campecheholz). Der Baum des Blauholzes macht ein eigenes Geschlecht aus, bei Linné unter den Decandr. Monogam. Er nennt ihn Haematoxylon (Blutholz) Campechianum. Dieses Holz wächst auf der ganzen Küste von Yucatan, auch hin und wieder in andern Waldungen von Amerika, woselbst das Hunderttheil Thermometer nicht unter 22 Grad fällt, in großer Menge. Der Baum wird nur etwa 16 bis 20 Fuß hoch, wächst gewöhnlich krumm und mißgestaltet, und selten dicker als ein Mannsschenkel; die Zweige sind unregelmäßig und mit Stacheln besetzt, die Blätter, gefiedert, bestehen aus 2 bis 4 Paar kleinen eirunden gezähnten Lappen, und werden als Arzneikraut zu Commentationen benutzt. Auch erwärmt es den Magen, und bewirkt die Secretionen, wie das Malabatrum. Die Blumen sind wohlriechend, blaßgelblich, wachsen traubenförmig, haben einen purpurrothen Kelch, und besteht dieser sowohl als die Krone aus 5 Blättchen. Den Blumen folgen als Früchte längliche Hülsen oder Schoten, welche 2 bis 3 nierenförmige Saamenkörner enthalten, diese sind aromatisch und stärkend. Das Holz hat, sobald es alt genug ist, eine so stark färbende Eigenschaft, daß es das Wasser, worin es eine Zeitlang gelegen, in eine brauchbare Dinte umschafft. Durch die Färbekunst wird es aber auch ein Hauptstoff zum schönsten Blau: z. B. Kö-

Digitized by Google

nigsblau Violet, Roth und Purpurfarben, je nachdem die Wolle zuvor mit Ingredienzen und Beizen z. B. mit Alaun, Weinstein, Zinn- und Wismuth-Auflösungen u. dgl. vorbereitet ist.

Blausäure. Wenn man die Blätter des Pfirsichbaums und Kirschlorbeers (Prunus Laurocerasus), ferner die Schalen der bitteren Mandeln und die Kerne verschiedener Steinfrüchte mit Wasser destillirt, so nimmt das destillirte Wasser den Geruch und Geschmack dieser Körper an, und wenn man es mit einer gesättigten Auflösung von Eisen in Kohlensäure vermischt, so entsteht nach einem Weilchen ein blauer Niederschlag. Dieser Niederschlag, den man Berlinerblau nennt, ist das karakteristische Kennzeichen einer eigenthümlichen Säure, die von ihrer Eigenschaft, das Eisen mit einer schönen blauen Farbe zu fällen, den Namen Blausäure (Berlinerblausäure) erhalten hat. Sie war schon lange vorher als ein Produkt des Brennens thierischer Stoffe mit Alkali bekannt, ehe man sie in der Natur fertig vorfand. Ihre Eigenschaften waren zum Theil schon vom Anfange des vorigen Jahrh. an bekannt, ohne daß man die Säure selbst kannte, welche erst Scheele ans Licht brachte, und aus ihrer Verbindung im Berlinerblau ausscheiden lehrte. Scheele gab für die Bereitung derselben folgende Vorschrift: 2 Theile blausaures Eisen (Berlinerblau) (dieses muß sehr fein gepülvert, und wenn es beim Reiben zusammenbäckt, mit etwas Weingeist angefeuchtet werden, damit es recht fein gerieben werden könne), werden ½ Stunde lang mit 1 Theil rothem Queckſilberoxyd in 6 Theil Wasser gekocht, und während des Kochens beständig umgerührt. Das Queckſilberoxyd verbindet ſich mit der Blausäure, und wird im Wasser aufgelöst, das Eisenoxyd aber bleibt mit einer geringeren Quantität Blausäure unaufgelöst. Die Auflösung, die einen metallischen Geschmack hat, wird abgeseiht, das Unaufgelöste aber mit 2 Theilen kochendem Wasser ausgewaschen und ausgedrückt. Die erhaltene Lösung des blausauren Queckſilbers wird hierauf mit 1 ½ Theilen Eisenfeilspänen und ⅔ Schwefelsäure gemengt, und das Gemenge so lange umgeschüttelt, bis das Queckſilber sich ausscheidet. Man gießt die Flüssigkeit sodann ab, und destillirt sie bei gelinder Wärme in einem gut lutirten Apparate so lange, bis ein Viertel davon übergegangen ist. — Die Eisenfeilspänen zerlegen dabei das Queckſilbersalz, und das Queckſilber wird in metallischer Gestalt niedergeschlagen. Die Schwefelsäure verbindet ſich mit dem neugebildeten Eisenoxydöl, und die Blausäure, welche frei wird, geht beim Destilliren mit dem Wasser über. Die Kenntnisse, welche wir durch Scheele's Versuche über die Natur der Blausäure erhielten, waren inzwischen höchst unvollständig, und wir haben seitdem von Gay-Lussac eine ausführlichere und sehr lehrreiche Arbeit darüber erhalten. Nach seiner Angabe erhält man die Säure auf folgende Weise. An einer tubulirten Retorte wird das eine Ende einer 1 bis ¾ Elle langen Glasröhre luftdicht angekittet, deren anderes Ende in einen kleinen Glaskolben eingekittet wird. Die Glasröhre füllt man erst zu einem Drittheile ihrer Länge mit grob gestoßenem Marmor, die zwei anderen Drittheile aber füllt man mit grob gepülvertem, geschmolzenem salzsauren Kalk. In die Retorte wird feingeriebenes blausaures Queckſilber eingelegt, und mit concentrirter Salzsäure übergossen; dabei ist in Obacht zu nehmen, daß man einen Ueberschuß des blausauren Queckſilbersalzes anwende, um zu vermeiden, daß keine Salzsäure mit übergehe. Zum Auffangen der mit der Blausäure etwa übergehenden Salzsäure wird der Marmor in die Glasröhre eingelegt, mit dessen Kalkerde die Salzsäure ſich verbindet, indem kohlensaures Gas ausgetrieben wird. Es geht aber dabei Blausäure verloren, die mit dem Kohlensäuregase verdunstet, und für welche man entweder an der Röhre, oder noch besser an der Vorlage einen Ausgang haben muß, den man verschließen kann. Beim gelinden Erwärmen der Retorte destillirt die Blausäure über, und condensirt

sich zuerst um den Marmor herum in der Röhre, von wo aus man dieselbe dann durch gelinde Wärme zum salzsauren Kalke und von da in die Vorlage forttreibt, welche durch ein kühlendes Gemenge eiskalt erhalten werden muß. Nach Vauquelin erhält man diese Säure mit noch geringerer Mühe, wenn man eine Glasröhre mit trockenem blausaurem Queckſilber füllt und an dem einen Ende Schwefelwaſſerſtoffgas hineinleitet, wobei Blausäure und geſchwefeltes Queckſilber gebildet wird. Wenn man die Röhre dabei mit warmem Waſſer umgiebt, ſo deſtillirt die Blauſäure am andern Ende ab, und kann hier in einer abgekühlten Vorlage aufgefangen werden. Wenn man die Arbeit abbricht, ehe noch die Zerlegung bis an das andere Ende der Röhre vorgerückt iſt, ſo erhält man die Blauſäure rein von Schwefelwaſſerſtoffgas und das blauſaure Queckſilber, was dabei noch übrig bleibt, kann dann mit Waſſer ausgezogen werden und geht ſo nicht verloren. Die auf dieſe Weiſe bereitete Blauſäure hat folgende Kennzeichen. Sie iſt eine farbenloſe, ſehr flüchtige tropfbare Flüſſigkeit, von einem ſtarken, dem der bittern Mandeln ähnlichen Geruche, ſchmeckt anfangs kühlend, dann brennend, und erregt hinterher im Schlunde einen ſtarken Geſchmack nach bittern Mandeln. Ihr eigenthümliches Gewicht iſt bei + 7° Wärme, 0,7053, und bei + 18° = 0,6969. Sie kocht bei 26°,5 und wird bei — 15° feſt, indem ſie eine regelmäßige Kryſtallgeſtalt annimmt, die zuweilen der feinſtrahligen Kryſtalliſation des ſalpeterſauren Ammoniaks nicht unähnlich iſt. Sie verdunſtet in der Luft mit ſolcher Schnelligkeit, daß ſie ſelbſt bei + 20° eine Kälte hervorbringt, welche hinreichend iſt, ihr feſte Geſtalt zu geben. Bei einer Temperatur über + 26°,5 iſt ſie gasförmig und hat ein eigenthümliches Gewicht von 0,9476. Sie röthet das Lakmuspapier ſchwach. Sie iſt ſowohl in Gasgeſtalt, als innerlich genommen ein heftiges Gift, womit man mit der größten Vorſichtigkeit umgehen muß. Man erzählt, daß vor nicht langer Zeit ein Chemiker in Wien, welcher dieſe Säure bereitete und zufällig etwas davon auf den bloßen Arm brachte, wo es durch die Wärme deſſelben ſchnell verdunſtete, binnen 2 Stunden durch die giftigen Wirkungen der Blauſäure ſoll geſtorben ſeyn. Auch die nach Scheelens Vorſchrift bereitete wäſſerige Blauſäure, und die, welche man durch Deſtilliren der Blätter des Kirſchlorbeers mit Waſſer erhält, iſt ein höchſt gewaltſames Gift, und das Verſchlucken einer geringen Menge davon zieht in ganz kurzer Zeit den Tod nach ſich. Seitdem man eine Löſung der Blauſäure in Waſſer in der Heilkunde anwendet, hat man ein Verfahren erfunden, dieſe Auflöſung leicht und immer gleich ſtark zu bereiten, welches darin beſteht, daß man blauſaures Queckſilber in Waſſer auflöſt, bis dieſes geſättiget iſt, dann ſo lange Schwefelwaſſerſtoffgas hineinleitet, bis das Queckſilber niedergefällt iſt, hierauf aber den Ueberſchuß an Schwefelwaſſerſtoff mit etwas kohlenſaurem Bleie wegſchafft. Man läßt nachher die Flüſſigkeit in einer verkorkten Flaſche abklären und gießt ſodann das Klare ab. Die Blauſäure wird ſehr ſchnell zerſetzt ſelbſt in vollkommen verſchloſſenen Gefäßen, und ſogar wenn ſie vor dem Zutritt der Luft ganz verſperrt wird, wie z. B. im leeren Raume des Barometers. Die Zerlegung beginnt ziemlich ſchnell. Gay-Luſſac führt an, daß ſie mitunter ſchon in Zeit von einer Stunde vor ſich gegangen ſey, daß er ſie aber auch zuweilen 14 Tage lang ohne eine Spur von Zerſetzung habe aufbewahren können. Die Urſache dieſes ungleichen Verhaltens iſt unbekannt. Sie fängt damit an, daß ſie eine röthlichbraune Farbe annimmt, die nach und nach dunkler wird, und dann ſetzt ſich in kurzem eine kohlenartige Maſſe ab, welche ſowohl Waſſer, als Säuren ſtark färbt, und nach Ammoniak riecht. Wenn die Flaſche nicht gut verkorkt iſt, ſo bleibt bald nur eine kohlenartige Maſſe zurück, welche dem Waſſer keine Farbe mehr giebt, die aber eine eigene Verbindung von Kohlen- und Stickſtoff in feſter Geſtalt iſt. Die Säure wird dabei in blauſaures Ammo-

Digitized by Google

niak, welches bei Gelegenheit verdunstet, und in den erwähnten kohlenartigen Körper zerlegt; eine beständige Gasart hingegen wird dabei nicht gebildet. Wenn Schwefel in Blausäuregas erhitzt wird, so verschluckt derselbe das Gas, und wenn man ihn damit sättiget, erhält man eine feste Verbindung, von gelblicher Farbe und Spuren eines krystallinischen Gefüges, die sich im Wasser auflöst und die Bleisalze nicht fällt, mit den Alkalien, Erdarten und Metalloxyden aber zu eigenen, bis jetzt noch nicht untersuchten Salzen verbindet. Phosphor, in Blausäuregas erhitzt, wird unverändert sublimirt. Leitet man das Gas über glühendes Eisen, so wird es größtentheils zerlegt; um das Eisen herum setzt sich Kohle ab, und dabei wird ein aus gleichen Maaßtheilen Wasserstoff- und Stickstoffgas bestehendes Gasgemenge mit etwas unzersetzter Blausäure entwickelt, was sich auffangen läßt. Das Eisen scheint hier denselben zerlegenden Einfluß zu äußern, den es beim Ammoniakgas zeigt. Wenn man Kalium in Blausäuregas erhitzt, so absorbirt es das Gas und läßt eine Menge Wasserstoff zurück, welche der Hälfte des Volumens der Säure gleich ist. Die Blausäure wird dabei zerlegt, und das Kalium verbindet sich mit zweien ihrer Bestandtheile, dem Kohlen- und Stickstoffe, während der ganze Wasserstoff ausgeschieden wird. Die neue Verbindung mit Kalium ist eine graue, poröse Masse, die sich schmelzen läßt und dabei gelblich wird. Sie löst sich im Wasser leicht und ohne Gasentwickelung auf; das Kalium oxidirt zu Kali, und der Wasserstoff, welcher dabei entwickelt werden sollte, beträgt gerade soviel, als dazu erfoderlich ist, um mit dem Kohlen- und Stickstoffe Blausäure zu bilden, so daß man in der Lösung blausaures Kali enthält. Diese Lösung reagirt alkalisch. Die Blausäure besteht nach Gay-Lussac's Analyse aus 44,39 Kohlenstoff, 51,71 Stickstoff und 3,90 Wasserstoff. Verwandelt man diese Gewichte in Maaßtheile, und setzt dabei voraus, daß das Kohlenoxydgas zur Hälfte seines Volumens aus Sauerstoff, zur andern Hälfte aber aus Kohlenstoff in Gasgestalt besteht; so ist die Blausäure aus gleichen Theilen Stickstoffgas, Wasserstoffgas und gasförmigem Kohlenstoff zusammengesetzt, die sich bei ihrer Vereinigung um Ein Volumen (oder um $\frac{1}{3}$ des Ganzen) zusammenziehen, so daß aus 300 Theilen 200 Volumen Blausäure werden. Unter dieser Voraussetzung müßte das eigenthümliche Gewicht der Blausäure 0,936 betragen; Gay-Lussac fand es 0,9476, was zwar von dem berechneten Resultate etwas abweicht, wohl aber von den Schwierigkeiten herrühren kann, die sich der Wägung eines unbeständigen Gases entgegenstellten. Wenn wir den Stickstoff, als einen wahrscheinlich zusammengesetzten Körper betrachten, so besteht die Blausäure aus 44,39 Kohlenstoff, 22,27 Nitricum, 3,9 Wasserstoff und 29,44 Sauerstoff. Es ergiebt sich daraus, daß der Wasserstoff derselben gerade hinreichen würde, mit dem Sauerstoffe des Stickstoffs Wasser zu bilden; und wenn man ihre Bestandtheile in Gasgestalt in Betrachtung nimmt, so findet man, daß sie aus 2 Volumen Kohlenstoff, 2 Volumen Wasserstoff, 1 Volumen Nitricum und 1 Volumen Sauerstoff besteht. Ihre Sättigungs-Capacität ist ihrem muthmaaßlich angenommenen Sauerstoffgehalte gleich. Die Blausäure verbindet sich mit den Alkalien, Erdarten und Metalloxyden zu eigenen Salzen, wobei jedoch ihr Verhalten auf nassem und trockenen Wege sehr ungleich ist. Auf nassem Wege nämlich vereiniget sie sich mit den Alkalien und Erden, ohne durch diese Vereinigung zersetzt zu werden; allein das dadurch gebildete Salz ist höchst unbeständig und die Blausäure wird theils während des Abdampfens in Kohlensäure und Ammoniak verwandelt, theils verflüchtiget sie sich. Erhält hingegen die Blausäure Gelegenheit, sich erst mit Eisenoxyd zu verbinden, so giebt sie damit ein saures Salz, welches weit beständiger, als die Säure an sich ist, auch weit kräftigere Säuren-Eigenschaften besitzt, so daß mehrere Chemiker dasselbe für eine besondere Säure halten zu müssen geglaubt haben, in welcher das Eisen sich nicht in Metallgestalt vorfinden

würde. Das Eisenoxydül ist darin mit dreimal soviel Säure als im neutralen Salze verbunden. Dieses saure Salz bildet mit den Alkalien, Erdarten und Metalloxyden eine Art von Doppelsalzen, welche sehr beständig sind, und sich dadurch auszeichnen, daß sie aus Eisenoxydsalzen Berlinerblau niederschlagen. Sie sind die gewöhnlichsten der blausauren Salze. Auf dem trockenen Wege wird das Blausäuregas vom kaustischen Baryt und kaustischen Kali zerlegt, und zwar auf die Weise, daß, wenn man das Gas über diese Körper dunkler Rothglühhitze leitet, der Kohlenstoff und Stickstoff verschluckt, das Wasserstoffgas aber ausgeschieden wird.

Blühend, Blumig (Aesthetik). Blühend heißt die Schreibart, die gern solche bildliche Ausdrücke gebraucht, um dadurch vorzüglich auf die Einbildungskraft zu wirken. Ueberall also, wo dieses Absicht des Schriftstellers ist, und wo man nicht bloß zum kalten Verstande sprechen will, da muß die Schreibart blühend seyn. Blumig zeigt schon mehr etwas Fehlerhaftes an, daß man entweder die Bilder zu sehr häuft, zu gesuchte Bilder wählt, oder sie am unrechten Orte anbringt. Historische Werke und vollends Abhandlungen dulden den reichen Schmuck nicht.

Bleche sind dünne, flache Tafeln oder Scheiben von verschiedenen dehnbaren Metallen, aus Gold, Silber, Kupfer, Zink, Zinn, Blei und am Häufigsten aus Eisen. Die Bereitung ist im Ganzen bei allen Metallen ziemlich dieselbe, und wird durch Hammerwerke oder Walz- und Streckwerke bewerkstelligt, in denen die Metalle mehr oder weniger erhitzt (um ihre Dehnbarkeit zu vermehren) beschickt werden. Zum Eisenblech wird nur das geschmeidigste Eisen, was von allem Kaltbruche frei ist, auf den Blechhämmern verarbeitet, und nach der Stärke in Sturz- oder Storblech, in Federblech und Senkelblech unterschieden. Eisenblech, was seine natürliche Farbe behält, heißt Schwarzblech; ist es aber mit Zinn überzogen, so bekommt es den Namen Weißblech. Gegenwärtig werden in Frankreich und Deutschland, vorzüglich in Braunschweig, schönere Bleicharten geliefert, als in England. In neuern Zeiten hat man angefangen, das spröde Zinkmetall zu Blech zu strecken, was nur dadurch möglich wird, daß dasselbe während der Arbeit immer in einer starken Hitze, in welcher es jedoch nicht schmelzen darf, erhalten wird. Zinkbleche sind zum Dachdecken vorzüglich empfehlenswerth; denn sie rosten nicht und haben deßhalb Vorzüge vor dem Eisenblech, und dann sind sie wohlfeiler und leichter als Kupferbleche und Bleiplatten, auch dauerhafter als Schiefer. Messingblech oder Latun wird auf der Latunhütte aus gegossenen Messingtafeln durch Hammerwerke getrieben, nach dem Strecken durch Walzen geglättet, mit säuerlich gemachtem Wasser gebeizt und gescheuert.

Blei. Bleiweiß. Bleizucker ist unter allen festen Metallen das weichste, und nächst der Platina, dem Golde und Quecksilber das schwerste. Es färbt ab, hat, stark gerieben, einen üblen Geruch und Geschmack; läuft an der Luft schwarz an; läßt sich leicht biegen, aber nur wenig dehnen und noch weniger ziehen; löst sich in allen Säuren auf, und gibt ihnen einen süßlichen Geschmack. Von Essigdünsten wird es in einen schneeweißen Kalk (das Bleiweiß) verwandelt. Es schmilzt, ehe es glüht, brennt leicht zu Kalken (Bleiasche; Bleigelb; Mennige), und aus diesen zu einem gelben oder gelbgrünlichen Glase, vermittelst dessen andere Metalle, Gold, Silber und Platina aufgenommen, und strengflüssige Fossilien überhaupt in Fluß gebracht und gereinigt werden. Thierischen Körpern ist Blei ein Gift. Gebraucht wird das Blei: zum Decken der Dächer, zu Röhren, zu Kugeln und Schrot, zu Buchdruckerschriften ꝛc.; die Bleiasche, mehr noch die Blei- oder Silberglätte, dient zur Glasur der Töpferwaaren; das Bleiweiß, wovon das feinste Schieferweiß genannt wird, so wie die Mennige, zu Oel-Farben in der Malerei; der Bleizucker, ein süßliches Salz, zur Befestigung der Farben auf Kat-

Digitized by Google

tune, und in der Wundarzeneikunst, leider auch zur Verbesserung, eigentlich aber zur Vergiftung, saurer Weine. Um diese höchst schädliche Vermischung zu erkennen, bedient man sich der Weinprobe (s. d. Art.) Bekanntlich brauchen die Kattundruckereien sehr viel Bleizucker, um in der Versetzung mit Alaun die Beizen für die meisten Farben dadurch zu produciren. Um den Bleizucker zu ersetzen, hat man das holzsaure Blei in Vorschlag gebracht. Wie nun die Kattundruckereien sowohl den Bleizucker als das holzsaure Blei wohlfeiler erhalten können, wenn sie essigsaures Kali an die Stelle von beiden setzen, und dieses im angemessenen Verhältniß mit Alaun verbinden, wird in Hermbstädts Magazin für Farber u. s. w. klar auseinander gesetzt. — Bleiweiß macht man auf ähnliche Art, wie den Grünspan, indem man Bleiplatten von Säuren zerfressen läßt. Bleizucker erhält man aus Schieferweiß, in destillirtem Essig gekocht, und krystallisirt.

Bleichen ist die Kunst, der rohen Leinwand, dem Garne, der Baumwollenwaare den firnißartigen Ueberzug, der sie gelb oder grau färbt, zu entnehmen, und sie weiß zu machen. Bei der gewöhnlichen Bleiche wird die rohe Leinwand 1) entschlichtet, was durch Einweichen und Spülen im Wasser am besten erreicht werden kann. Dieses Entschlichten soll allen zufälligen Schmutz, so wie den absichtlich der Leinwand beim Weben gegebenen Kleister, Schlichte, entfernen. Darauf wird 2) die Waare gebeucht oder gebückt, indem sie, in Beuchtinnen geschichtet, mit kochender Lauge aus Asche, Potasche, Soda oder Schwefelkalk öfters übergossen, und die Lauge unten wieder abgezapft wird. Diese Arbeit soll den natürlichen Firniß entfernen, auflockern und zur leichtern Entfärbung vorbereiten. Jetzt folgt 3) das eigentliche Bleichen, wozu die Waare auf Grasplätze aufgespannt, oft mit Wasser begossen und der Luft und Sonne ausgesetzt wird. Nach 24 Stunden wird sie nochmals gebückt, dann gebleicht und so mehrere Male Beides bis zur völligen Entfärbung wiederholt. Da hier der durch das Licht aus dem Wasser entbundene Sauerstoff auf jenen Firniß zerstörend wirkt, so verwendete Berthollet zuerst die von ihm entdeckte oxydirte Salzsäure mit schnellerem Erfolge zu demselben Zwecke. Ohne Bücklauge entsprach sie seiner Hoffnung nicht, nur abwechselnd mit Bücklauge bleicht sie die leinenen und baumwollenen Stoffe schnell und gut. Nachmals hat man dem flüssigen überoxydirtsalzsauren Kali oder dem oxydirtsalzsauren Kalke den Vorzug vor der flüssigen Säure gegeben, da jene Salze denselben Zweck erfüllen, ohne daß man bei ihrer Anwendung Gefahr läuft, die Leinwand zerfressen zu lassen, was hingegen eine starke Säure leicht thun kann. Beide Bleichmethoden aber sind nur für Vegetabilien. Bleichsalze sind jene eben erwähnten aus oxydirter Salzsäure bestehenden Salze. — Was das Bleichen des Wachses betrifft, so verdient außer der in Hermbstädts Bulletin 2. B. S. 281 angegebenen Methode mit Wasserdämpfen, auch noch das Bleichen mit der oxydirten Salzsäure nicht unbeachtet gelassen zu werden. Man bereitet nämlich aus Holzasche und Kalk eine scharfe Lauge, so wie sie zur Seifensiederei bestimmt ist. In dieser Lauge wird durch Hülfe des Siedens in einem zinnernen Kessel so viel gelbes Wachs aufgelöst, als die Lauge aufnehmen will. Ist dies geschehen, so wird die Lauge filtrirt, und, während sie noch warm ist, das aus einem Gemenge von Kochsalz, Braunstein und Vitriolöl sich entwickelnde oxydirt salzsaure Gas hineingeleitet, bis die Säure gelinde vorwaltet. Hierdurch fällt das Wachs, als ein zartes, fast blendend weißes, Pulver aus der Auflösung zu Boden, und kann nun, nach gehörigem Auswaschen mit reinem Wasser, getrocknet und geschmolzen werden. Zu wünschen wäre es, daß diese Bleichungsart des Wachses näher untersucht und zur Vollendung gebracht würde.

Bleicherte nennt man gesunde rothe Rheinweine, die größtentheils auf dem rechten und linken Ufer des Rheins, ungefähr von Hüningen bis

Beuel, und von Breisig nebst den Ahrgebirgen bis Bonn, gezogen werden. Die Edelsten unter diesen sind wohl die Ahr-, Argenfelser-, Leubsdorfer- und Dattenberger Bleicherte, welche letztere 1822 den besten Burgunder-Sorten nicht nachstunden. Den Namen Bleichert erhielten diese Weine wahrscheinlich daher, weil ihnen häufig eine bleich-rothe Farbe vom Mutterboden aus zu Theil wird, welches gleichwohl nicht jedes Jahr, noch auch von allen Orten ohne Unterschied, wo Bleichert gezogen wird, der Fall ist.

Bleistift, ein zum Zeichnen zugeschnittenes länglichtes Stück Reißblei, in Holz gefaßt. Baiern und Oesterreich liefern das Reißblei. Englands Gruben sind auch reichhaltig daran, und liefern ein weit feineres und festeres Reißblei. Vom Abfalle des Reißbleies wird noch eine gar schlechte Sorte fabrizirt, überhaupt läßt sich diese aber daran erkennen, daß die Stifte, ins Licht gehalten, eine bläulichte Flamme geben, dagegen die bessern gar nicht brennen. Das englische Reißblei zu Borrowdale in Cumberland liefert eine Ausbeute zu 90.000 Pf. St.; es wird in länglich schmale Stückchen zugesägt, und in hölzerne Formen gefaßt.

Bleiwurz (rosenrothe). Dieser kleine, schöne, krautartige, zarte Strauch mit seinen großen, dunkelgrünen, eiförmigen Blättern, blühet hell-incarnat vom August bis in den Winter hinein, und macht, als Strauch und Blume betrachtet, eine Hauptzierde der Vegetation aus, womit Zimmergärten sich ausschmücken. Indien ist seine Heimath. Er verlangt 12 bis 20 Gr. Winterwärme, eine lockere Erde und mäßige Feuchtigkeit. — Die Zeylanische Bleiwurz gehört mit in die Blumen- und Pflanzenzimmer. Auch sie ist in Indien zu Hause, liebt aber viele Feuchtigkeit, einen sonnigen Stand, im Winter 16 Gr. Wärme, und pranget den ganzen Sommer hindurch mit ihren weißen Blumen.

Blendungen werden in der Kriegskunst alle Vorrichtungen, aus Gebälke, schweren Bohlen oder Faschinen bestehend, genannt, um dem Feind theils die Einsicht in einen bestimmten Ort zu benehmen, theils um die Arbeiter in den Laufgräben vor den Schüssen der Belagerten sicher zu stellen.

Blenheim (Blindheim) ist ein Dorf in dem Ober-Donaukreise des Königreichs Baiern, das besonders durch die Schlacht am 13. August 1704 berühmt geworden ist. Diese Schlacht führt in der Geschichte auch von dem an der Donau und in der Nähe von Blenheim gelegenen Städtchen Höchstädt den Namen der Schlacht bei Höchstädt. Schon seit 1701 hatte der spanische Erbfolge-Krieg gewährt, aber noch war keine entscheidende Schlacht geschlagen worden; die erste große, erfolgreiche in diesem Kriege fiel bei Blenheim vor. Der Kurfürst von Baiern Maximilian Emanuel hatte in den beiden ersten Jahren des Krieges eine große Anhänglichkeit an Frankreich gezeigt, sich im Stillen zum Kriege gegen Oesterreich gerüstet und war mit dem Anfange des Jahres 1703 wirklich feindselig gegen den Kaiser Leopold I. aufgetreten, vertrauend auf französische Unterstützungen. Jetzt faßte Ludwig XIV. den Plan in Verbindung mit Baiern Deutschland zum Schauplatz des Krieges zu machen und den Kaiser in seinen eigenen Erbländern anzugreifen. Villars drang mit einer großen Armee im Februar 1703 gegen Deutschland vor, eroberte am 11. März Kehl, bahnte sich muthig, vom Glücke begleitet, einen Weg durch den Schwarzwald und vereinigte sich glücklich am 12. Mai 1703 bei Duttlingen mit dem Kurfürsten von Baiern. So sehr auch der Kurfürst dieses Beistandes bedurfte, denn die Kaiserlichen und ihre Hülfstruppen waren bereits in Baiern eingedrungen, so wenig nützte dem Kurfürsten die Vereinigung mit den Franzosen, weil sehr bald zwischen ihm und dem französischen Obergeneral Uneinigkeit ausbrach, die anfänglich jede entscheidende Unternehmung gegen die Feinde hemmte. Endlich gelang es ihnen doch den 20. Septbr. die Oesterreicher bei Höchstädt

Digitized by Google

zu schlagen, wodurch ihnen der Weg nach der Kaiserstadt selbst schien gebahnt zu seyn. Auch am Rheine begünstigte die Franzosen das Glück; denn es gelang dem Herzoge von Burgund, eine der wichtigsten Festungen Deutschlands, Breysach, das mit allen Kriegsbedürfnissen versehen war, ohne Mühe den 6. Septbr. wegzunehmen. Ueber die zahlreiche Armee des Herzogs von Burgund erhielt jetzt der Marschall Tallard den Oberbefehl, dem es am 16ten Novbr. sogar glückte, Landau zu erobern. Die Uneinigkeiten, welche vom Anfange an zwischen dem Kurfürsten von Baiern und Villars geherrscht hatten, dauerten fort, und Ludwig XIV. sahe sich genöthigt, diesen einzigen guten französischen General abzurufen, und seine Stelle mit dem Grafen von Marsin zu besetzen. Beide führten jetzt einige glückliche Unternehmungen gegen den Prinzen von Baden, den Oberbefehlshaber der österreichischen Armee, aus; denn sie nahmen den 16. Septbr. Augsburg, und 4ten Januar 1704 Passau, den Schlüssel zu Oesterreich, weg. Daß dem Feinde dies Alles so leicht gelang, davon waren die Unruhen in Ungarn die Ursache, die der Fürst Franz Ragoczy erregt hatte, gegen den alle entbehrlichen Truppen geschickt waren. Der Herzog von Savoyen war während dieser Zeit auf Oesterreichs Seite getreten. Er kam zwar ohne Truppen, weil dort das ganze Land desselben in der Gewalt der Franzosen war; allein Eugens Geist und sein Feldherrntalent war mehr als ein zahlreiches Heer werth. Mit dem Herzog von Marlborough entwarf dieser Heerführer jetzt einen Plan, der den Kaiser aus seiner bedrängten Lage am sichersten herausreißen sollte. Das vereinigte Heer von Engländern, Holländern, Lüneburgern und Hessen, das sich auf 30.000 Man belief, versammelte sich an der Mosel. Ludwig XIV. vermuthete einen Einfall in Frankreich; allein plötzlich stand Marlborough in Schwaben, und im Juni 1704 vereinigte er sich bei Ulm mit dem Heere des Prinzen von Baden. Bei dieser Gelegenheit machten die beiden größten Feldherrn ihrer Zeit, Eugen und Marlborough, ihre erste persönliche Bekanntschaft in Heilbron. Der Kurfürst und Marsin bezogen jetzt zwischen Dillingen und Lauingen ein verschanztes Lager, worin sie die 24.000 Mann Hülfstruppen, die der Marschall Tallard herbeiführte, erwarten wollten. Da aber das vereinigte Heer immer näher rückte, und die Gefahr für Baiern immer größer wurde, so ließ der Kurfürst, um ihnen den Uebergang über die Donau zu erschweren, den Schellenberg bei Donauwerth mit 12.000 Mann Franzosen und Baiern, unter dem General Arco, besetzen. Ehe jedoch die Verschanzungen hier vollendet waren, griff Marlborough am 2. Juli 1704 die Feinde an, und drängte sie nach tapferem Widerstande mit großem Verluste zurück. Jetzt standen der Kurfürst und Marsin nicht mehr bei Dillingen sicher, so daß sie sich gegen Augsburg zurückziehen mußten. Marlborough ging nun bei Donauwerth über die Donau und stellte sich bei Friedberg dem Feinde gegenüber auf. In dieser mißlichen Lage war der Kurfürst schon geneigt, die Partei der Franzosen zu verlassen; als ihm aber von Ludwig XIV. der nahe Abmarsch des Tallardschen Corps gemeldet wurde, warf er die Feder, die er schon zur Unterzeichnung des Vertrags in der Hand hatte, wieder fort. Tallard rückte auch wirklich durch den Schwarzwald heran, und vereinigte sich am 3. Aug. bei Augsburg mit der Armee. Am 5. Aug. vereinigte sich aber auch Eugen mit Marlborough bei Höchstädt. Tallard, jetzt der Oberbefehlshaber der französischen Armee in Deutschland, war ein unternehmender und kriegserfahrner Feldherr; allein es fehlte ihm kaltblütige Ueberlegung und ein schärferes Gesicht; denn er konnte kaum die Gegenstände auf 20 Schritte weit erkennen. Marsin besaß zwar einen guten Verstand und eine ziemliche Urtheilskraft, aber er hatte nicht die Kriegserfahrungen eines Obergenerals; denn nie hatte er bis jetzt diesen Posten beklei-

det. Auch der Kurfürst von Baiern war kein eigentlicher Feldherr. Diese drei Männer bildeten die Anführer des vereinigten französischen und bairischen Heeres, und sollten die Gegner Eugen's und Marlboroughs seyn. Außer diesen beiden letztern theilte noch der Prinz von Baden mit ihnen den Oberbefehl der Armee. Dieser war ein unentschlossener Mann, oder wenigstens besaß er einen Geist des Widerspruchs, der dem entworfenen Plan der beiden andern Feldherren sehr gefährlich werden konnte; daher suchten sie ihn zu bewegen, daß er sich mit einem Theile des Heeres entfernte, um Ingolstadt zu belagern. Sobald er abmarschirt war, entwarfen sie den Plan zu einer Schlacht, die das Schicksal des Kaisers in diesem Feldzuge entscheiden sollte. Ihre Armee war 52.000 Mann stark, und hatte 80 Kanonen; das vereinigte Heer der Franzosen und Baiern bestand aus 58.000 Mann mit 90 Kanonen. Nicht nur war die Zahl der Streitkräfte der Verbündeten geringer, sondern sie hatten auch noch mit einem ungünstigen, morastigen Boden zu kämpfen; denn der Feind stand in der Nähe von Donauwerth hinter einem Bache mit hohen Ufern. Dieser Bach zog sich längs der Stellung der Feinde, und bildete auf der Seite, woher die Verbündeten kamen, sumpfige Wiesen. Der Boden, auf dem die Franzosen und Baiern standen, war also auf diese Weise höher, als die Gegend, auf der die Verbündeten vorrückten. Den rechten Flügel der französischen Stellung deckte die Donau und das hier liegende Dorf Blindheim (Blenheim). Doch es durfte keine Zeit zum Angriff verloren gehen, sonst hätte der Feind seine Stellung durch Verschanzungen noch fester gemacht, und der französische General Villeroi, der im Anmarsch begriffen war, hätte den Rücken der Verbündeten bedrohen können. Am Morgen des 13. Augusts 1704 brach die Armee zum Angriff auf; aber ehe sie den beschwerlichen Weg über den sumpfigen Boden zurückgelegt, und den Bach, der sie vom Feinde trennte, überschritten hatte, war es 12 Uhr Mittags. Die Kavallerie des rechten Flügels der Franzosen und Baiern war schon zu drei verschiedenen Malen von Marlborough zurückgeschlagen worden, als Tallard, der über diesen rechten Flügel den Oberbefehl führte, dort ankam. Er besetzte jetzt mit 27 Bataillonen das Dorf Blindheim, und stellte 12 Schwadronen in die Nähe des Dorfs. Hartnäckig waren die Angriffe der Verbündeten auf das Dorf, aber ohne Erfolg; denn der Feind leistete hier einen außerordentlichen Widerstand. Nachdem Tallard von diesem Flügel die Gefahr für seine Schlachtordnung glücklich wieder abgewandt hatte, eilte er nach einem andern Punkte der Schlachtlinie, die im Allgemeinen den Fehler hatte, daß sie einen zu weiten Raum für die Anzahl der streitenden Truppen einnahm. Auch Marlborough, der hier gegen den rechten Flügel der Feinde nichts ausrichten konnte, wandte sich jetzt mit dem größten Theile seiner Streitkräfte mehr gegen die links von Blindheim liegenden Punkte der feindlichen Schlachtordnung, und ließ nur so viel Truppen vor Blindheim stehen, als nöthig waren, den Feind hier zu beschäftigen. Marlborough, der hier nicht einen so heftigen Widerstand fand, durchbrach jetzt die Stellung des Feindes so, daß derselbe bald das Weite suchte. Tallard, der auch hier rettend zu Hülfe flog, und seine Kavallerie, die ebenfalls schon auf der Flucht begriffen war, zum Widerstand nöthigen wollte, wurde verwundet, und neben ihm fiel sein Sohn. Bald darauf, als er einige von seinen flüchtigen Schwadronen zu sammeln bemüht war, und einen Haufen Feinde, an die er heran sprengte, für die Seinigen hielt, wurde er von den Hessen gefangen. In eben dem Augenblick, als das Gefecht auf diesem Punkte eine solche Wendung genommen hatte, drang Eugen, der, obgleich dreimal wegen der Hohlwege und Moräste zurückgedrängt, wobei er zwei fliehende Küraſſiere mit eigener Hand erschossen hatte, siegreich gegen das Centrum

Digitized by Google

und den linken Flügel vor, und die Flucht der Feinde wurde allgemein. Den längsten Widerstand leisteten die Baiern auf dem linken Flügel, doch auch sie wurden endlich durch den ungestümen und muthigen Andrang Eugen's in die Flucht hingerissen. Kein feindlicher General konnte die Verwirrung herstellen, und keiner dachte daran, die in Blindheim von den Engländern und Hessen eingeschlossenen Truppen zu retten. Marlborough war nämlich nicht weit dem fliehenden Feinde gefolgt, sondern hatte Blindheim jetzt von allen Seiten eingeschlossen, so daß hier 12000 M., die dadurch von dem Hauptheere abgeschnitten waren, und, trotz ihres Muthes, sich, wegen der engen Gassen des Dorfes, nicht durchschlagen konnten, das Gewehr strecken mußten. Der Oberbefehlshaber derselben warf sich, als er von Tallard einen entscheidenden Befehl einholen wollte, und dessen Gefangenschaft erfuhr, mit einigen Flüchtlingen in die Donau. Solche Niederlage hatten die Franzosen lange nicht erlitten; denn über 15.200 Franzosen und Baiern waren gefangen, und gegen 20.000 lagen unter den Todten oder Verwundeten. Außer Tallard waren 818 Offiziere gefangen worden. Kaum 20.000 Mann, die ihr Geschütz verloren hatten, zogen sich unter dem Schutz der Kanonen von Ulm nach Memmingen zurück. Aber auch die Sieger zählten 4.500 Todte und 8.000 Verwundete. Das größte Verdienst dieses großen Sieges schrieb man dem Herzog von Marlborough zu. Die Franzosen mußten nach dieser Schlacht Deutschland bald verlassen, und Ludwig XIV. sah sich nun von den Feinden in seinem eigenen Lande angegriffen. Am 24. Novbr. 1704 ging Landau an die Oesterreicher über, und in demselben Monate mußte die Kurfürstin von Baiern in einen sehr nachtheiligen Vertrag mit Oesterreich einwilligen; denn der Kurfürst selbst hatte sein Land verlassen, und war nach Brüssel geflohen.

Blicken wird vom Silber gesagt, nachdem es auf dem Treibheerde hell und klar geworden, und einen vielfarbigen, einem Regenbogen ähnlichen, Schein giebt. Man nennt dies auch den Silberblick. — Blicke heißen in Gemälden und Kupferstichen diejenigen Stellen, welche mit vorzüglich hellem Lichte aufgetragen sind.

Blinden-Unterrichts-Anstalten. Eine zweckmäßige Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt für Blinde errichtete zuerst Valentin Hauy zu Paris im J. 1784. In Wien errichtete, nach eigenen Versuchen in der Lehrart, ein Blindeninstitut Wilh. Klein, gegenwärtig Direktor desselben, im J. 1804. Der Staat und die Bürger unterstützten ihn. Jetzt ist seine Anstalt eine von den Merkwürdigkeiten der Kaiserstadt. Vom 7ten Jahre an dauert der Unterricht 6 Jahre. Die blinden Kinder lernen das Notensystem nach erhabenen, fühlbaren Noten, und Musik bei ihrem feinen Gehöre sehr schnell, mit Hülfe des Gesanges. Zum Lesen bedienen sie sich einer erhabenen gedruckten Schrift. Mit dieser Schrift sind Denksprüche, Gebete, Kalender, Tabellen für die Geschichte u. a. Gegenstände bei dem Institute vorhanden, und werden zum Theil von den Zöglingen selbst gedruckt. Das Schreiben geschieht auf die gewöhnliche Art mit Bleistift, Griffel, oder Dinte. Eine besondere Art von Schrift, die aus Buchstaben von lauter feinen Spitzen besteht, ist für ihr Gefühl lesbar. Sie wechseln mittelst derselben Briefe mit ihren abwesenden Verwandten, die ihnen in eben dieser Schrift antworten. Zum Rechnen bedient man sich der sogenannten russischen Rechenmaschine. Erhabne Zahlen fürs Gefühl, welche auf Tafeln mit vielen Fächern unter und neben einander gesetzt werden, dienen zum Rechnen auf die gewöhnliche Art. Die Blinden bringen es zu einer seltenen Fertigkeit im Kopfrechnen. In Zürich hat D. Hirzel eine ähnliche Anstalt gegründet; in Dresden D. Flemming. Nach Frankreich entstanden die ersten Blindenanstalten in Großbrittannien, jedoch nach einem beschränkten und ein-

Digitized by Google

seitigen Plane, auch werden sie nicht von dem Staate unterstützt, sondern es sind nur Privat-Anstalten. Die merkwürdigsten sind zu Liverpool seit 1790, zu Edinburg 1791 und zu London 1800. — In Deutschland ward die erste öffentliche Blindenanstalt im J. 1806 zu Berlin, bei Hauy's Durchreise durch königliche Milde gegründet. Doktor Zeune ward Vorsteher derselben, er richtete seine besondere Aufmerksamkeit dahin, den Unterricht für die Blinden, so viel möglich zu vereinfachen, und dem praktischen Leben mehr anzupassen. So hat er z. B. statt der vielfach zusammengesetzten Schreibkasten mit vielen Riegeln, Klappen und einem Drathgitter, ganz einfache aus Pappen mit Schnüren eingeführt; statt des langsamen und schwerfälligen Rechnens mit Metallziffern, auf einem Rechenbrette, hat er das Kopfrechnen zu einer außerordentlichen Fertigkeit zu bringen gewußt, und statt der gestrickten Landkarten, wirkliche Hochbilder der ganzen Erdkugel und besonders noch von Deutschland gegeben, die sich in mehrere Theile Europa's verbreitet haben, und die seit 3 Jahren von seinem Carton von Kummer in Berlin angefertigt werden. In Breslau ist eine ähnliche Unterrichtsanstalt unter der Aufsicht des würdigen Oberlehrers Kniee, der die zweckmäßigsten tastbaren Lehrmittel für die ebene und sphärische Trigonometrie aus Holz und Blech erfunden hat. Außer Europa ist übrigens keine Anstalt für den Unterricht der Blinden bekannt, wo, nebst der geistigen Bildung, diesen Unglücklichen auch sonst noch technische Fertigkeiten in Handarbeiten, Korbmachen, Seilerei und allerhand Strickerei beigebracht werden, so daß also dieser Zweig der Bildung als das Eigenthum unseres Erdtheils allein anzusehen ist.

Blitz, ein Lichtstrahl, der plötzlich im Luftkreise erscheint, und gewöhnlich in demselben Augenblicke wieder verschwindet; zuweilen folgt ein Gewitter und Donner darauf. Franklin's Versuche haben bewiesen, daß der Blitz durch ein elektrisches Fluidum hervorgebracht wird. Der Donner ist eine Entladung der mit dieser Flüssigkeit geladenen Wolken. Der Blitz verhält sich zum Donner, wie die Flamme zum Knall des Schießpulvers. Eine merkwürdige Eigenschaft des Blitzes ist seine zickzackförmige Erscheinung, und vorzüglich in der Nähe scheint er überall zu seyn. Denn wenn Blitz und Donner erfolgt, so werden Personen, deren Auge nach verschiedenen Richtungen sieht, Lichtstrahlen gewahr werden, nicht wie ein undeutliches Feuerzeichen im Luftkreise, sondern die wahre Gestalt des Blitzes selbst; und jeden Winkel, den er auf seiner Bahn macht, werden alle eben so deutlich bemerken, als wenn sie in derselben Richtung nach der Wolke geblickt hätten, aus welcher derselbe hervorging; und wenn jemand in demselben Augenblicke auf ein Buch oder einen andern Gegenstand gesehen hätte, so würde er eben so deutlich die Gestalt des Blitzes zwischen den Augen und den bemerkten Gegenständen gesehen haben. Diese verschiedenen Lichtformen des Blitzes, finden sich ganz gleichförmig bei den elektrischen Funken; man schließt hieraus auf die Ursache der verschiedenen Gestalt des Blitzes. Wo nämlich die elektrische Materie sich in geringer Menge findet und folglich nicht fähig ist, in eine große Entfernung zu wirken, da erscheint der Blitz in gerader Richtung, ohne Krümmung und Winkel; wo aber der elektrische Stoff stark angehäuft ist, und folglich einen Gegenstand in beträchtlicher Ferne treffen kann, da nimmt der Blitz die Form des Zickzack an.

Blitzableiter (Wetterableiter). Ueber die Beschaffenheit des Blitzes herrschten seit den ältesten Zeiten unter den Naturforschern verschiedene und sehr unzulässige Meinungen, bis im 18ten Jahrh. der berühmte Franklin die Geheimnisse des Blitzes enthüllte, und dessen Beschaffenheit völlig außer Zweifel setzte. Seinen entschiedenen Versuch machte er im Jahr 1752 mit einem Drachen, den er bei einem herannahenden Gewitter in die Luft steigen ließ, und an dessen Leitseile er unten einen Schlüssel befestigte.

Digitized by Google

Aus diesem Schlüssel lockte er nicht nur Funken, sondern labete auch Flaschen, zündete mit dem Feuer derselben Weingeist an; kurz, er stellte damit diejenigen Versuche an, die man mit einer Elektrisirmaschine vornehmen kann. Im J. 1753 machte Franklin eben dieselben Versuche, mit einer auf seinem Hause aufgerichteten, oben zugespitzten eisernen Stange, wodurch er die Gewitter-Elektricität in sein Zimmer leitete, um sie so gleichsam in ihrer Nähe zu beobachten. Bei seinen wiederholten Versuchen fand er nun, daß dieselbe sich dem zugespitzten Metalldrath allmählig mittheile, wenn man ihn einem elektrisirten Körper nahe bringe, ohne daß dabei Funken erscheinen; er glaubte nunmehr, daß man den Donnerwolken die Elektricität auf eine ähnliche Art entziehen, und so dem Blitze seine Kraft, durch Einschlagen zu schaden, entziehen könne, wenn man eine zugespitzte metallene Stange an dem höchsten Theile des Gebäudes befestige, und von dieser Stange einen Drath bis in die Erde hinunter führe, damit die von der Spitze angezogene Elektricität der Wolken in die Erde abgeleitet würde. Wie richtig Franklin's Vermuthung war, hat die Erfahrung bestätigt, und man hat nach ihm an vielen Orten Blitzableiter eingeführt, welche Thürme und Häuser vor dem Einschlagen sichern. Die bessern Arten dieser Blitzableiter sind zweierlei, spitzige und kolbige; beide bestehen aus einer Metallmasse, die in einer zusammenhängenden Strecke von den obersten Theilen der Gebäude bis einige Fuß tief unter die Erde fortläuft; die spitzigen Ableiter endigen sich oben in eine aufwärts stehende feine Spitze von Silber; die kolbigen hingegen mit einer Metallkugel. Beide Arten haben ihre Vortheile und ihre Unbequemlichkeiten. Spitzige Ableiter sind dazu bestimmt, einer nahe über dem Hause weggehenden Gewitterwolke von der Erde aus allmählich entgegengesetzte Elektricität zuzuströmen, die freie Elektricität derselben dadurch zu sättigen und ihrer Entladung zuvorzukommen. Diese Ansicht gründet sich auf die Meinung, daß eine Donnerwolke eine lange Weile stark geladen seyn könne, ohne sich zu entladen, und daß man sie deshalb einem großen elektrisirten Leiter vergleichen könne, welcher über dem Hause und den Blitzableiter hinziehe. Wir haben aber Grund zu vermuthen, daß die aus einer Gewitterwolke hervorblitzende Elektricität in demselben, oder wenigstens in dem nächst vorhergehenden Augenblicke erst frei wird, wo sie als Funke hervorbricht, und in diesem Falle kann der spitzige Ableiter ihr nicht schnell genug entgegengesetzte Elektricität zublasen. Vielmehr wird er statt dessen den Schlag aus weiter Entfernung anziehen, der außerdem vielleicht zwischen den verschiedenen Wolkenschichten oder auf einer andern Stelle des Erdbodens sich entladen hätte. Spitzen haben daher den großen Fehler, daß sie wirklich den Blitz, so zu sagen, zu sich herablocken; dagegen haben sie aber allerdings auch den Nutzen, daß sie seine Heftigkeit vermindern, und eine langsamere Entladung bewirken. — Kolbige Blitzableiter haben die Bestimmung, den elektrischen Schlag in seiner ganzen Stärke aufzufangen, und müssen daher nach einem großen Maaßstabe angelegt werden, wenn sie nicht schmelzen, oder zu Beschädigungen der Gebäude durch Seitenschläge der Elektricität Anlaß geben sollen. Sie haben den Vortheil, daß ein Blitz, der das Haus trifft, dieses in der Regel verschont, und am Ableiter niederfährt.

Blitzröhren. Sie finden sich gewöhnlich von ansehnlicher Länge, aber unbeträchtlicher Stärke, von der Dicke eines Strohhalms bis höchstens eines Fingers. Die bis jetzt bekannten Fundorte dieser Erzeugnisse sind nackte, vom Pflanzenwuchs entblößte kleine Hügel oder Vertiefungen, von einem gelblich weißen Quarzsande, der vermöge eines geringen Eisengehalts durch Glühen röthlich wird, und unter welchem man gewöhnlich in einer größern oder geringern Tiefe Wasser findet. Die Außenseiten der Röhren sind dem Tropfstein oder Kalkfinter ähnlich, womit man sie früher verwechselt hat, theils ziem-

lich abgerundet, theils aber, und zwar am gewöhnlichsten, bestehen sie aus zackigen, knorrigen, längs hinablaufenden Hervorragungen, die oft durch Vertiefungen unterbrochen sind. Beide Arten sind mit einer Kruste von Quarzkörnern umgeben, die nur Spuren einer theilweisen Schmelzung zeigen, und sich meist noch im natürlichen Zustande befinden. Die Fläche der innerlichen röhrenförmigen Oeffnung ist glatt und emailartig, dem Glasopal ähnlich, nach Außen aber nimmt die Schmelzung immer mehr ab. Am seltensten aber sind diejenigen Röhren, deren dünne Seitenwände aus Quarzkörnern bestehen, die bloß an ihre Außenseiten glasig miteinander verbunden sind, deren Inneres aber milchweiß, und beinahe undurchsichtig ist. Die Form der Röhre ist, sowohl ihrem äußeren, als dem innern leeren Raum nach, verschieden. Eine Röhre von großer Länge zeigt gewöhnlich unregelmäßige Krümmungen. Die Stärke der Ausdehnung nimmt vom Anfange nach dem Ende hin unmerklich ab, doch zeigt sich darin kein regelmäßiges Fortschreiten, und es finden sich nach früheren Verdünnungen oft wieder dickere Stellen, und einzelne Aeste laufen hier und da ab. Die Beschaffenheit des Sandes, und die dem Blitzstrahl aufstoßenden Hemmungen, mögen solche Abweichungen veranlaßt haben. Die Röhren geben zwar oft senkrecht, doch scheinen sie sehr häufig eine etwas schiefe Richtung zu haben; aber die Länge ändert sich auch in einer und derselben Röhre. Sie gehen entweder als eine einzige hinab, oder sie theilen sich meist in einiger Tiefe in ein paar Aeste, deren jeder wieder kleinere Seitenäste von einem Zoll, ja bis über einen Fuß Länge ausschickt. Nach den bisher ausgegrabenen zu urtheilen, betragen sie in ihrer ganzen Länge 20 bis 30 Fuß, und laufen in ein spitziges Ende hinaus. Röhren mit starken Seitenwänden haben stets eine knorrige Außenseite, und sind in ihrer natürlichen Lage durch Quersprünge in genau auf einander passende Stücke getheilt: eine Erscheinung, die wohl in dem schnellen Erkalten der geschmolzenen glasigen Masse in dem sie umgebenden feuchten Sande ihren Grund hat. Ist ein Stück von einer solchen Röhre erst so weit frei gemacht, daß sie sich, wie von einer Wand herablaufend, im Sande im Profil zeigt: so sieht man sie in völligem Zusammenhange: es trennen sich aber bei der leisesten Berührung die auf einander stehenden Stücke. Blitzröhren mit dünnen Seitenwänden haben immer eine abgerundete Außenfläche, und eine runde innere Höhlung, und Quersprünge sind seltener darin. Auch die längern Seitenäste sind selbst bei sehr knorrigen Röhren stets abgerundeter. Wo die Seitenwände bloß aus einer Lage unvollkommen mit einander verschmolzener Sandkörner bestehen, sind die Quersprünge noch seltener, doch zeugen sich dann viele nach der Länge der Seitenwände hinablaufende Risse. Bei der großen Zerbrechlichkeit der Blitzröhre ist es nicht möglich, eine einzige ganz unzerstückert auszugraben, sondern man muß jedes ausgegrabene Stückchen einzeln einwickeln, und nach der Reihe mit einer Nummer bezeichnen, um dieselbe dann in ihrer natürlichen Lage zusammenzukitten, so, daß eine große Blitzröhre oft aus mehrern Hunderten solcher Stückchen besteht. An ihrem Fundorte sind die Blitzröhren von einem geröthe ten Sande umgeben, höchst wahrscheinlich eine Wirkung der Hitze des Blitzstrahls. Die Bestandtheile der Blitzröhre sind Kiesel mit geringem Eisengehalt. Die Entstehung derselben durch elektrische Wirkungen läßt sich zwar noch nicht aus unmittelbarer Beobachtung erweisen; sie wird aber doch auch schon dadurch bestätigt, daß man ähnliche, unläugbar von elektrischen Wirkungen herrührende, Veränderungen an Fossilien beobachtet hat. Die Zeit der Entstehung läßt sich allerdings in den meisten bis jetzt beobachteten Fällen aus einer frühern Zeit herleiten, wiewohl unter günstigen Umständen noch täglich solche Erzeugnisse gebildet werden können. Herr Hofrath Böttticher hat bei Gelegenheit der unweit Dresden 1821 aufgefundenen 16 Fuß langen Blitzröhre, die sich jetzt in der königl. sächsischen Naturalien-Sammlung

Digitized by Google

zu Dresden befindet, durch scharfsinnige Gründe wahrscheinlich gemacht, daß schon die in der Blitzbeobachtung geübte hetrurische Priesterklasse der Blitzbeschauer die Blitzröhre und deren elektrischen Ursprung gekannt habe.

Bloch (Markus Eliezer), ein Jude, war zu Ansbach 1723 von armen Eltern geboren. Er hatte schon das 19te Jahr zurückgelegt, ohne irgend eine wissenschaftliche Bildung erhalten zu haben. In Hamburg nahm ihn ein jüdischer Wundarzt als Hauslehrer, wo er sich, neben seinen Geschäften, dem Studium der lateinischen Sprache und der Anatomie mit außerordentlichen Eifer widmete, und mit Riesenschritten das in früherer Jugend Versäumte einholte. Hierauf hielt er sich einige Zeit in Berlin auf, wo er mit unermüdeter Thätigkeit die Anatomie und alle Zweige der Naturgeschichte studirte. Zu Frankfurt an der Oder erhielt er die Doktorwürde, und starb zu Berlin 1799. Unter seinen Schriften ist die Naturgeschichte der Fische ein Meisterwerk. Ihm widerfuhr in Deutschland die große Ehre, von fürstlichen und anderen begüterten Personen auf das Freigebigste unterstützt zu werden, als der Aufwand, den die Herausgabe seines Werkes über die Naturgeschichte der Fische erfoderte, sein Vermögen überstieg.

Blocksberg, s. Harz.

Bloemart, bisweilen auch Blom (Abraham), einer der ausgezeichnetsten Maler der niederländischen Schule, geboren zu Gorkum 1564, starb 1647 in Utrecht. Am meisten zeichnete er sich durch ein glänzendes Colorit im Helldunkel, und durch den Reichthum der Composition aus. Er hinterließ vier Söhne, wovon der älteste, Adrian, in Italien sich als Maler und Kupferstecher einen großen Namen erwarb, und in Salzburg in einem Duell erstochen wurde; der zweite, Heinrich, war Portraitmaler; der dritte, Friedrich, hat viele Gemälde seines Vaters in Kupfer gestochen, worunter ein Zeichenbuch von 119 Blättern großen Werth hat; und der vierte, Cornelius, geboren zu Utrecht 1603, starb zu Rom 1680, war erst Maler, dann Kupferstecher, und hielt sich eine Zeitlang in Paris auf. Die Zartheit und Reinheit seines Stiches, so wie der sanfte Uebergang vom Licht zum Schatten, machten ihn zum Stifter einer neuen Schule, aus der mehrere berühmte Künstler, Baudot, Chasteau, Roullet u. A. hervorgingen.

Blondel von Neele, ein Minnesänger des dreizehnten Jahrhunderts, war in der Picardie geboren. Er gehörte zum Gefolge des Königs von England. Die Handschriften der königlichen Bibliothek in Paris enthalten neun und zwanzig Lieder von diesem Dichter. Einer englischen Kronik zufolge entdeckte er durch den Gesang einer Romanze, welche er mit Richard Löwenherz verfertigt hatte, das Gefängniß, worin dieser im Jahre 1192 auf Befehl Leopolds, Herzogs von Oesterreich, aufbewahrt wurde. Blondel wurde von Richard königlich belohnt, und endete seine Tage in England. Unter uns hat Langbein die Sängertreue mit dichterischer Würde gefeiert.

Blondel (Franz), zu Lüttich im Jahre 1613 geboren, studirte die Arzneiwissenschaft in Cöln, und war erster Arzt des Kurfürsten von Trier. Nach dem Hintritt dieses Fürsten siedelte er sich in Aachen an, wo er im Jahre 1703 starb. Die Heilwasser von Aachen und Burtscheid hat er zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht. Vorhanden von ihm ist, außer seinen Schriften in französischer Sprache, thermarum Aquisgranensium et porcetanarum descriptio, congruorum quoque ac salubrium usuum balneationis et potationis elucidatio. Aquisgrani, 1671. d. h. Beschreibung der warmen Quellen von Aachen und Burtscheid, klarer Beweis des zweckmäßigen und heilsamen Gebrauchs des Bades und Brunnens zu gleicher Zeit.

Blondel (David), zu Chalons an der Marne geboren, protestantischer Prediger im Jahre 1614, war Professor der Geschichte zu Amsterdam im J. 1650. Die Luft dieser Stadt, im Vereine mit unablässiger Anstrengung,

Digitized by Google

zog ihm den Verlust des Gesichtes zu. Er starb im J. 1665. Es hat wenige Gelehrte gegeben, welche so tiefe Kenntnisse in Sprachen, Gottesgelahrtheit, im bürgerlichen und Kirchenrechte besaßen. Sein Gedächtniß gränzte ans Wunderbare. Er war ein trefflicher Kritiker; allein von Seite der Darstellung platt und schwerfällig. Auf ihn läßt sich anwenden, was Fontenelle von Van-Dale gesagt hat, er mache sich keine Schwierigkeit daraus, den Faden seiner Erzählung abzubrechen, um etwas Anderes, was ihm gerade in den Wurf komme, einzuführen; und in diesen Zwischensatz schachtele er wieder einen Zwischensatz ein, der selbst vielleicht nicht der letzte sey. Blondel's vorzüglichste Schriften sind, 1. Pseudo-Isidorus et Turrianus vapulantes, Genevae, 1628. Hierin stellt er die Behauptung auf, daß die den Päpsten der sechs ersten Jahrhunderte zugeschriebenen Decretalen, von Isidorus Mercator untergeschoben oder verfälscht seyen. Wie wenig seine Meinung gegründet ist, wird der Art. Isidorus zeigen. 2. Eine Abhandlung über die Sibyllen, die weissagenden Frauen des Alterthums. 3. de Joanna papissa, Amstelod., 1658. Das Mährchen von der Päpstin Johanna lautet folgendermaaßen: Um die Mitte des neunten Jahrh. wurde eine aus Mainz gebürtige Jungfrau in männlicher Kleidung von ihrem Geliebten nach Athen entführt, widmete sich daselbst den Wissenschaften, und machte solche Fortschritte, daß sie bei ihrer Rückkehr in Rom durch einen Vortrag über das Trivium den Beifall der angesehensten Lehrer erwarb, unter dem Namen Johann von England zu hohem Rufe der Gelehrsamkeit und Tugend emporstieg, ja nach Leos IV. Tode zum Papst erwählt wurde, ein ausschweifendes Leben führte, u. s. w. Erwägt man nun, daß schon Justinian I. (529) die philosophischen Lehranstalten in Athen aufhob, daß also Johanna dieselbe im neunten Jahrh. nicht benutzt haben kann, und daß zwischen dem Tode Leo's IV. und der Weihe Benedikt's III. nur zwölf Tage über ein Vierteljahr (17. Jun. bis 29. Sept. 855) verstrichen, für Johanna, die doch zum Mindesten neun Monate regiert haben soll, also gar kein Platz in der Papstreihe ist, so wird dadurch der Verdacht einer satyrischen Erdichtung über allen Zweifel erhoben. Daß Blondel das Mährchen von der Päpstin Johanna bis zur Handgreiflichkeit erwiesen hat, zog ihm von Seite seiner Glaubensgenossen Haß und Verfolgung zu.

Blücher, Fürst von Wahlstadt.

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß:
So riß er uns
Von Feinden los. Göthe.

Gebhardt Lebrecht von Blücher, aus dem Hause Großen-Ranzow im Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, ward geboren zu Rostock am 16. Dezember 1742. Sein Vater war Rittmeister in Hessenkasselschen Diensten; seine Mutter eine Geborne v. Zülow. Die Unruhen des siebenjährigen Kriegs veranlaßten den damals zu Rostock sich aufhaltenden Vater, ihn und noch einen ältern Bruder, Ulrich, nach der Insel Rügen zu seinem dort wohnenden Schwiegersohn, dem Rittmeister von Krakwitz, zu schicken. Hier lernten die Knaben die schwedischen Husaren kennen; die der kindischen Jugend eigne Lust und Freude am Soldatenwesen sprach sich bei ihnen sofort als entschiedene Neigung aus, und, taub gegen die Vorstellungen ihrer Verwandten, ließen sich Beide — Ulrich 13, Gebhardt Lebrecht kaum 12 Jahre alt, unter das jetzige von Mörnersche Husaren-Regiment aufnehmen. Blücher's militärische Laufbahn bei den Schweden, die er liebte, sollte jedoch, zum Heile Preußens, nur von kurzer Dauer seyn. Schon in seinem zweiten Dienstjahre ward er, als Junker, in

einem Vorpostengefechte von den preußischen Husaren gefangen genommen. Sein Pferd hatte eine Schußwunde erhalten; der feindliche Wachtmeister faßte sich kurz, nahm ihn mit auf das seinige, und jagte mit ihm von dannen, nicht ahnend, daß er in dem jungen Gefangenen dem preußischen Heere seinen einstigen großen Führer, und, als solchen, der Monarchie, ja ganz Deutschland, den preiswürdigsten Retter, zuführe. Als Blücher dem Obersten jener preußischen Husaren, v. Belling, vorgestellt ward, gefiel diesem der muntere, dreistantwortende Knabe. Er hielt ihn als Gefangenen auf Ehrenwort fast ein Jahr lang bei sich, und seine gute Meinung von Blüchern stieg vielleicht noch, als dieser die wiederholten Anträge des Obersten, preußische Dienste anzunehmen, auch so lange gewissenhaft ablehnte, als er seinen Abschied von den Schweden noch nicht erhalten hatte. — Belling bewirkte ihm diesen auch gegen Freilassung eines schwedischen Offiziers, schlug ihn sofort selbst zum Offizier, und zwar bei seinem eigenen Regimente, vor, schenkte ihm die Equipage, machte ihn zu seinem Adjutanten, und ward ihm Freund, Vater und Lehrer. Noch in spätern Jahren äußerte Blücher oft und gerne, daß er lediglich Belling und dem Major v. Pulschardy seine ersten militärischen Kenntnisse zu verdanken habe. — Seinem väterlichen Gönner mit herzlicher Neigung zugethan, schmerzte es ihn um so tiefer, als dieser, nach dem Feldzug in Polen, bei dem großen König in Ungnade fiel, und sein Regiment einem seiner Gegner, dem Obersten von Lossow, überlassen mußte. — Blücher, um diese Zeit der älteste Staabsrittmeister, und, seinem redlichen Karakter treu, Bellings Partei noch immer überall nehmend, wo es Noth that, empfand nur zu bald die Folge dieses Wechsels. Eine Eskadron ward erledigt, auf Lossow's Vorschlag erhielt sie einen Hintermann Blücher's, und dieser, verletzt an seiner Ehre, und mit allen deshalb beim König eingereichten Vorstellungen abgewiesen, foderte seinen Abschied. Kurz und hart schrieb der große Friedrich zurück: „Der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste entlassen, und kann sich zum Teufel scheren.“ Als Blücher seine Entlassung erhielt, war er gerade mit der Tochter des sächsischen Obersten v. Mehling versprochen. Beide waren unbemittelt, und Blüchers Lage folglich jetzt um so schwieriger; dennoch ließ er den Muth nicht sinken; die Vermählung erfolgte. Der junge Ehemann pachtete von seinem in Polen wohnenden Schwiegervater ein Gut, und erwarb sich durch Einsicht und rastlose Thätigkeit so viel, daß er sich nach einigen Jahren ein eigenes in Pommern erkaufen konnte. Friedrich der Große, seine vorige Härte mit Wohlwollen ausgleichend, unterstützte den musterhaften Landwirth mit bedeutenden Summen; die pommerschen Stände, seinen bewährten Kenntnissen und seinem Patriotismus vertrauend, wählten ihn zu ihrem Landschaftsrath. — Fünfzehn Jahre waren ihm in solchen friedlichen und glücklichen Verhältnissen vergangen, da starb Friedrich. Bei der ersten Revue, die der neue Monarch Friedrich Wilhelm II. in Pommern hielt, fiel ihm unter den Zuschauern ein Reiter auf, der alle Bewegungen besser machte, als irgend ein Offizier: das war Blücher! Der König ließ ihn rufen, und bot ihm Dienste an. Die frühere Neigung, so ehrenvoll geschmeichelt, behauptete auch jetzt wieder ihre Rechte. Blücher trat, und zwar nun, mit dem Range vor dem einst ihm Vorgezogenen, in sein ehemaliges Regiment, und ward gleich darauf Kommandeur vom 2ten Bataillon desselben. Als solcher, und nachher als Kommandeur des ganzen Regiments, machte er die Feldzüge der Jahre 1793 und 1794 am Rhein mit. — Ein halbes Jahrhundert lag damals schon hinter ihm, aber an seinem Aeußern war die Zeit fast spurenlos vorübergegangen. Ein kräftig schöner Mann, edlen Anstandes, scharfen, feurigen Blikkes, das wildschnaubende Roß mit kühner Gewandtheit, aber leicht und

ſicher, tummelnd, wie kaum ein Jüngling, ſo haben wir ihn in jenen Jahren geſehen. Welterſchütternde Begebenheiten, die ungeheuren Völkerſchaften der neueſten Zeit, haben die kleinen, größtentheils ohne bedeutenden Erfolg gebliebenen, Gefechte jener Tage faſt gänzlich aus dem Gedächtniß verdrängt. Und doch ſind es faſt lediglich dieſe, aus denen Blücher's nachherige Feldherrngröße ſich zunächſt entwickelt hat! — Der kleine Krieg ward ihm eine unübertreffliche Schule für den großen. Er erwarb ſich die Kenntniß des Letztern nicht mit dem todten Buche in der Hand, und Kartenſchnitzel zu taktiſchen Bewegungen ordnend, ſondern mit dem Säbel in der Fauſt, auf dem Schlachtfeld, an der Spitze lebendiger Maſſen, einzig geleitet, belehrt und gehoben von dem Genius, der, ein freies, aber ſeltenes Geſchenk der eigenwilligen Natur, nie der Erwerb, ſondern nur der Gegenſtand des Studiums ſeyn kann. — Vorſichtig und klug, aber raſch, Alles erwägend, traf er ſtets die meiſterhafteſten Dispoſitionen, und förderte oft, in den Geiſt des Heerführers eindringend, ſelbſtändig und ohne weitern Befehl abzuwarten, die Unternehmungen deſſelben auf eine entſcheidende Weiſe. Seinem ſcharfen Auge entging keine Blöße des Feindes, kein Vortheil, den das Terrain darbot. Seinem mit blitzähnlicher Schnelligkeit, mit dem unwiderſtehlichſten Muth ausgeführten Angriff erlag der Feind in der Regel allemal, und auch im Getümmel des heißeſten Gefechts verließ ihn die ruhige Beſonnenheit nicht, die, ein Reſultat hoher Geiſtesgegenwart und hoher Geiſtesüberlegenheit, überall, auch in der drängendſten Gefahr, das Rechte zu ergreifen weiß, was zum Sieg oder wenigſtens zu ehrenvoller Rettung führt. Die Gefechte bei Orchies und Luxemburg (1793) bei Oppenheim, Weidenthal, Kirweiler (wo er mit etwa 250 Huſaren zuerſt in eine feindliche Infanterie-Kolonne von 6.000 Mann einbrach, und ſie in Unordnung brachte, zwei Kanonen eroberte, durch die mit feindlichen Truppen beſetzte Stadt drang, und jetzt noch zwei Kanonen eroberte, dann ſich wendete, auf die ſchwere feindliche Kavallerie einhieb, ein Regiment aus einander ſprengte, und eine bedeutende Anzahl von Gefangenen machte), bei Edesheim und namentlich bei Leiſtadt (1794) ſind für alles Dieſes ſprechende Zeugniſſe, und beſonders werden die vier letztgenannten in der Geſchichte jener Feldzüge, ſo wie in der des kleinen Krieges überhaupt, jederzeit eine würdige Stelle behaupten. Als Generalmajor und Ritter des großen rothen Adlerordens ſchied Blücher aus dieſem, für ſeine ganze Zukunft entſcheidenden Feldzug, und bekam demnächſt ein Kommando bei der am Niederrhein aufgeſtellten Obſervationsarmee. — 1802 erhielt er, ſeitdem er Generallieutenant geworden, den Auftrag, für ſeinen Monarchen Erfurt und Mühlhauſen in Beſitz zu nehmen, und bei der Eröffnung des Feldzuges in dem verhängnißvollen Jahre 1806 ward ihm eine ehrenvolle Anſtellung bei der königlichen Hauptarmee zu Theil. Nach der unglücklichen Schlacht bei Auerſtädt (14. Okt. 1806) erhielt Blücher den ſchwierigen Auftrag, mit der Arrieregarde den Rückzug der Armee zu decken. Einige Tage nachher wurden auch noch die Trümmer des würtembergiſchen Korps unter ſein Kommando geſtellt, und er war, mittelſt mehrerer Gewaltmärſche, eben im Begriff, ſich mit dem Fürſten v. Hohenlohe zu vereinigen, und bei Stettin über die Oder zu gehen, als ihm die Nachricht von deſſen am 28. Okt. bei Prenzlau erfolgten Kapitulation zukam. Dadurch von Stettin abgeſchnitten, waren Operationen, die den Feind ſelbſt vom Uebergange über die Oder abhielten, und zugleich den rückwärts liegenden Feſtungen eine gelegentliche Unterſtützung verſchaffen konnten, das Einzige, was Blüchern jetzt übrig blieb. — Er zog ſich ins Mecklenburgiſche, vereinigte ſich den 30. Okt. mit dem Korps des Generals v. Winning, und war nun an 21.000 Mann ſtark. Aber mit faſt viermal ſtärkerer Macht umfaßten und drängten ihn von jetzt an die Korps

Digitized by Google

von Soult, Prinz Pontecorvo und Großherzog von Berg in der Fronte und auf beiden Flanken. Unter rastlosem Gefecht, und nebenbei noch mit Hunger und Mühseligkeit aller Art kämpfend, gelang es ihm nur noch, nach einem Verlust von 5 — 6.000 Mann, die Trave zu erreichen, und sich nach Lübeck zu werfen. Aber weder seine, noch seiner Truppen Entschlossenheit vermochte es, die ohnehin nur zum Theil und schlecht befestigte Stadt gegen den übermächtigen Feind zu halten, der sie im Sturm eroberte. Mit etwa 9.000 Mann rettete sich Blücher nach Ratkau. 75.000 Mann standen ihm entgegen; er selbst lag, zufolge der gewaltigen Anstrengungen dieser Tage, an einem heftigen Fieber darnieder. Die französischen Feldherren boten dem bedrängten aber geachteten Gegner wiederholt eine ehrenvolle Kapitulation an, und Blücher, keinen Ausweg mehr vor sich sehend, aller Kriegsvorräthe beraubt, und den, wenn auch keineswegs moralisch, doch physisch im höchsten Grad erschöpften Zustand seiner Truppen erwägend, unterzeichnete jene endlich, jedoch ausdrücklich nur unter der, dem Kriegsgebrauche eigentlich zuwiderlaufenden, Bedingung, die ihn dazu bewegenden Ursachen beisetzen zu dürfen. Und so schrieb er denn: „Ich kapitulire, weil ich weder Munition, noch Brod, noch Fourage habe!" — Blücher's Kriegsgefangenschaft dauerte nur kurze Zeit. Er ward gegen den französischen Marschall Viktor ausgewechselt; und der König übergab ihm das Militärgouvernement von Pommern. Nicht lange nachher aber erhielt er eine Anstellung beim Kriegsdepartement in Berlin. — Als auf den Eisfeldern Rußlands die ungeheure Macht Napoleon's zum ersten Mal gebrochen dalag, da durfte die Nation sich erheben, und sie erhob sich mit aller Macht der Begeisterung. Eines der sich bildenden Armeekorps in Verbindung mit einem russischen unter Winzigerode, 38.000 Mann stark, erhielt Blücher. Der heißeste Wunsch des nun schon siebenzigjährigen, aber noch immer jugendlich kräftigen Greises war erfüllt. Durch Sachsen ziehend, stand er bereits am 2. Mai, mit Wittgenstein vereint, und diesem freiwillig sich unterordnend, dem Feinde bei Groß-Görschen gegenüber. 69.000 Mann stark, unternahmen hier die verbündeten Feldherren die unvermeidliche Schlacht gegen Napoleon's 115.000 Mann starkes Heer. Der dem Feinde überlegenste Theil des ihrigen, die Kavallerie, konnte in dem durchschnittenen Terrain verhältnißmäßig nur wenig gebraucht werden. Dennoch war der Sieg bereits so gut wie gewonnen. Blücher hatte an der Spitze des ersten Treffens die bedeutendsten Positionen des Feindes erstürmt. Aber um so gewaltsamer ward jetzt der Widerstand; die feindliche Linie dehnte sich aus, und auch das zweite Treffen (unter York) und die Gardereserven mußten nun zur Unterstützung herbei. Eine Wunde, die Blücher empfing, hielt ihn nicht ab, gleich nach erfolgtem Verbande wieder ins Treffen zu jagen, das hin und her schwankte. Da erscheint plötzlich Eugen, Vicekönig von Italien, mit einer bedeutenden Masse von frischen Streitern in der rechten Flanke der Verbündeten; der Kampf erneuert sich mit verdoppelter Wuth; fast die ganze Armee kömmt zum Gefecht. Endlich aber müssen die tapfern Preußen der allzugroßen Uebermacht weichen; die gewonnenen Dörfer gehen wieder verloren, und die Nacht bricht ein. Auf dem linken Flügel hat die preußische Kavallerie bereits abgesessen und füttert, da wird sie unvermuthet von französischen Reitern angefallen, und in Unordnung gebracht. Kaum vernimmt es Blücher, so geht er mit 9 Schwadronen Reserve-Kavallerie auf den Feind los, wirft ihn, bricht, gewaltige Verwirrung anrichtend, in die französische Infanterie ein, und zieht sich nur dann erst wieder zurück, als er, immer auf frische Linien stoßend, sich von der Unmöglichkeit überzeugt, weiter vorzudringen. — Mit dieser kühnen That Blücher's endigte sich die Schlacht. Zehn Stück feindlichen Geschützes und 1.000 Gefangene nah-

men die Sieger aus der Schlacht mit hinüber; sie selbst hatten nicht eine einzige Kanone verloren. Die Vermißten, die sie zählten, waren Todte oder Verwundete. — Blüchern erwarb dieser Sieg den St. Georgen-Orden 2ter Klasse, den ihm der Kaiser von Rußland: „von Bewunderung und Dankbarkeit für ihn durchdrungen" mit diesen und andern ehrenden Worten zusandte. Gleicherweise rühmlich, aber, dem strategischen Resultate nach, auch nicht fördernder für die Verbündeten, war die zweitägige Schlacht bei Bautzen (20. und 21. Mai). Von drei Seiten zu gleicher Zeit angegriffen und hart gedrängt, zog sich Blücher seiner Seits doch nicht eher zurück, als bis die letzte Munition zweier russischer Batterien, welche die Hauptpunkte seiner Stellung stützten, verschossen, und dem zufolge der eine dieser Punkte vom Feinde genommen war. — Vier Tage darauf nahm Blücher bei Hainan, mittelst eines klug angelegten Verstecks, den Franzosen 400 Gefangene und 11 Kanonen ab. — Der bald nachher erfolgte Waffenstillstand machte den Feindseligkeiten vor der Hand ein Ende. Nach dem glorreichen Sieg bei der Katzbach (26. Aug. 1813), den Preußen vorzüglich unserm Helden zu verdanken hat, ward ihm ein äußerst schmeichelhaftes Schreiben des Kaisers von Rußland nebst den Insignien des Andreas-Ordens, die der Kaiser selbst getragen, so wie von seinem Monarchen das Großkreuz des eisernen Kreuzes zu Theil. Napoleon's zweimaligen Verlockungen zu einer neuen Schlacht ausweichend, eilte Blücher jetzt mit einer, in der Kriegsgeschichte kaum erhörten, und alle Pläne und Berechnungen seines listigen Gegners zerstörenden, Schnelligkeit nach der Elbe, täuschte den, sich bei Wartenburg vertheidigenden Feind, auf eine höchst sinnreiche Weise, und bewirkte glücklich bei Elster, am 3. Okt., den für den ganzen Feldzug entscheidenden Uebergang. Bertrand, ihm hier mit 20.000 Mann entgegen tretend, ward in sein verschanztes Lager zurückgeschlagen, und dieses durch York's tapfere Schaaren erstürmt. 14 Kanonen und 1.000 Gefangene fielen den Siegern in die Hände. — Bereits am 7. Okt. stießen die Vorposten der schlesischen Armee mit denen der Nordarmee zusammen, und der Edelste von Blücher's ehemaligen Gegnern bei Auerstädt und Lübeck reichte ihm jetzt als königlicher Erbe des schwedischen Reichs und als siegreicher Verfechter der Sache Preußens und Deutschlands die Hand. Napoleon's Versuch, die Vereinigung beider durch einen entscheidenden Sieg über Blüchern zu hindern, und diesen selbst, es koste, was es wolle, über die Elbe zurück zu drängen, scheiterte an der Klugheit des alten Helden, der dem gefährlichen Moment durch ein geschicktes Manöver auswich, dadurch zugleich Napoleons eigene Kommunikation bedrohte, und nun gleicherweise mit der Nordarmee im Stande war, die lange vorbereitete Vereinigung mit der großen Armee zu bewirken. Von allen Seiten wurden nun die Franzosen zurück gedrängt. Bereits am 11. Okt. hatte Blücher sein Hauptquartier zu Halle; am 15. d. M. rückte er bis Skeudiz vor. Die großen Tage der Entscheidung waren herangenaht. — Während Napoleon am 16. Okt. in der Wuth des hitzigsten Kampfes einige, nur zu bald wieder verloren gehende, Vortheile gegen die große Armee errang, griff Blücher den mit drei Armeekorps in einer verschanzten Stellung zwischen Cutritsch und Möckern stehenden Marschall Marmont an, schlug ihn, und trieb den Flüchtigen über Gohlis nach Leipzig zu. Ein Adler der Garde, 53 Kanonen und 2.000 Gefangene waren das Resultat dieses blutigen Tages, der allein dem Yorkischen Korps 5.670 Todte und Verwundete kostete, unter denen 172 Offiziere waren. Ein glänzendes Kavalleriegefecht, in welchem ein Theil von Blücher's russischer Reiterei, die, vom Feuer ihrer Batterien und ihrer Infanterie unterstützte, französische bis in die Vorstadt von Leipzig schlug, und 5 Kanonen und eine Menge Gefangene zurückbrachte, zeichnete den 17. d. M. aus. Am Abend desselben traf die

Digitized by Google

Nordarmee mit dem linken Flügel der schlesischen Armee bei Taucha zusammen. Alle Heertheile der vereinigten Mächte waren jetzt, den Feind umstellend, in der engsten Verbindung, und so fand sie der Morgen des blutig entscheidenden, ewig denkwürdigen, 18. Oktobers bereit, die ungeheure Riesenschlacht zu liefern, von deren Erfolge die Befreiung Deutschlands, ja halb Europa's, abhängen sollte. Der erderschütternde Donner von 1.500 Stükken Geschütz bricht los, und eine halbe Million Menschen stürzt sich, auf dem engen Raume einer □Meile, in den Kampf. An heldenmüthiger Tapferkeit weicht kein Theil dem andern. Sechs Mal werden gegenseitig einzelne Stellungen gewonnen und wieder verloren. Tausende fallen als Opfer. Endlich aber bricht sich, bei ungleich höherer und edlerer Begeisterung, die Uebermacht der Verbündeten freiere Bahn. Gegen Mittag schon zeigt der Rauch des Kanonenfeuers das conzentrische Vordringen aller verbündeten Armeen, Blücher, für diesen Tag Langeron's Korps dem Kronprinzen von Schweden überlassend, hat bei Mockau den Uebergang über die Parthe mit weniger Mühe erzwungen, dringt mit dem Sackischen Korps bis auf eine halbe Stunde Weges von Leipzig vor, und sendet York mit dem Seinigen nach Halle, um dem bei Einbruch der Nacht überall bis dicht vor Leipzig zurückgeworfenen, und nun bereits seinen Rückzug beginnenden, Feind am linken Ufer der Saale zuvor zukommen. — Bei dem am 19. Okt. von allen Seiten auf Leipzig unternommenen Sturm, waren Blücher's Truppen, durch das hallische Thor dringend, die ersten in der Stadt, und noch jetzt halten sich ihre Bewohner dem edlen Feldherrn in sofern mit heißem Dank verpflichtet, als sie vorzugsweise ihm und seinen Worten: „dort drinnen wohnen Leute, die denken wie wir; es wäre daher grausam, ihnen ein Uebel zuzufügen, das sie nicht verdient haben!" die Abwendung des, zur Erleichterung der Einnahme Leipzig's bereits beschlossen gewesenen Bombardements zuzuschreiben. — Um Mittag hielten die Monarchen ihren feierlichen Einzug. Als Blücher sich ihnen näherte, umarmte ihn der Kaiser Alexander auf öffentlichem Markte, nannte ihn den Befreier Deutschlands, und da er ihm keinen Orden mehr verleihen konnte, erhielt Blücher statt dessen einen goldenen, reich mit Brillanten verzierten Ehrendegen. Der Kaiser von Oesterreich überhäufte ihn mit Lob, und verlieh ihm das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens. Sein König aber dankte ihm mit tiefgefühlter Rührung, und ernannte ihn zum Generalfeldmarschall. — Am 1. Januar 1814 ging er über den Rhein; und in dem kurzen Zeitraume von 25 Tagen hatte die Armee, mit dem Feind und zugleich mit Naturhindernissen aller Art kämpfend, den weiten Raum vom Rhein bis zur Mosel durchschritten, und ihre Vereinigung mit der Hauptarmee bewirkt. — Das Gefecht bei Brienne, am 29. Jan. 1814 lief für die Bundesarmee siegreich ab. Hier aber wäre der alte Held beinahe persönlich in große Gefahr gerathen. Er hatte sich äußerst ermüdet in sein Hauptquartier (das etwa höher liegende Schloß) zurück begeben, und kaum ein Paar Stunden ausgeruht, als ein mit der Lokalität vertrauter Offizier vom feindlichen Generalstabe auf einem nicht hinlänglich, oder auch wohl gar nicht besetzten, Wege sich mit zwei Bataillons durchschlich, und die auf das Schloß führenden Terrassen heranstürmte. Blücher hatte nur eben noch so viel Zeit, sein Leben und seine Freiheit auf ungebahnten Wegen zu retten. Mehrere seiner Offiziere fanden den Tod oder wurden gefangen. — Ungleich bedeutender noch für Blücher's Kriegsruhm war die gleich darauf, am 1. Febr., im Beiseyn der Monarchen von Rußland und Preußen, erfolgte Schlacht bei la Rothiere. Von dem hier errungenen Siege heißt Blücher der Marschall Vorwärts! — Die Russen waren es, die ihm den auszeichnenden, und Blücher's ganzes Wesen auf eine unübertreffliche Weise karakterisirenden Ehrennamen bei-

legten! Er hatte an diesem Tage alle Dispositionen selbst geleitet, und auf dem Punkte der Entscheidung mit dem gefeierten, und hier wieder in seiner ganzen Feldherrngröße auftretenden Gegner gleichsam wetteifernd, auf das Rühmlichste obgesiegt. — Rasch drang nun Blücher, am 8. d. M. mit dem von Erfurt gekommenen Kleist'schen und einer 10.000 Mann starken Kolonne vom Lamperan'schen Korps sich vereinigend, an der Marne, auf der Straße von Paris vor. Bedeutende, meistens aus Spanien angelangte Verstärkungen hatten Napoleon's Streitkräfte in den nächsten Tagen wieder auf 120.000 Mann gesteigert. Jetzt drang er mit dieser ganzen Macht zwischen die, durch der Hauptarmee anderweit motivirtes Zurückbleiben getrennten, Heere der beiden Feldherren, und warf sich zunächst auf Blüchern, dessen isolirt marschirende Korps, während der ruhmvollen, aber unglücklichen Tage vom 10. bis 15. Februar in unaufhörlichem Kampfe mit zwei- und dreifacher Uebermacht begriffen, eine Kraft, einen Heldenmuth, eine Ausdauer bewiesen, die es ihrem großen, überall, wo es am heißesten herging, kühn aber besonnen voranfechtenden Führer allein möglich machten, sich glücklich bis Chalons durchzuschlagen, wo er am 6. d. M. alle seine Korps, noch immer an 50 bis 60.000 Mann stark, wieder vereinigte. Das letzte der zahlreichen Gefechte dieses bewunderungswürdigen Rückzugs, das eben so hitzige als mörderische bei Chambeaubert (14. Febr.) darf, wenigstens dem errungenen Zwecke nach, vielleicht nicht mit Unrecht den ehrenwerthesten Siegen Blücher's an die Seite gestellt werden. Der nächste, der, herrlich vergeltend, ihn dafür mit neuen Lorbeeren erwartete, war der überaus wichtige bei Laon, den wir lediglich der festen Entschlossenheit zu verdanken haben, mit welcher Blücher vom Rückzuge der Hauptarmee sich losreißend, und seinem eigenen bessern Genius vertrauend, jene kühne Diversion über die Marne bewirkte, die seine Vereinigung mit Bülow, Winzigerode und Woranzof herbei führte, der Hauptarmee Luft machte, und in ihren Folgen für den ganzen Feldzug entscheidend ward. — Von der höchsten Bedeutung ward dieser Sieg in sofern, als er Blücher's Ansicht über den fernerweiten Gang der Operationen eine überwiegende Autorität verschaffte. „Nachdem ich den Napoleon bei Laon entscheidend geschlagen, schrieb er, bestand ich gegen die Meinung aller Umgebungen der Monarchen darauf, nach Paris zu marschiren. Alle meine Gegner behaupteten, Napoleon würde in unsern Rücken marschiren, sich mit seinen Festungen in Verbindung setzen, und so gegen Mainz und Frankfurt marschiren. Ich bestand darauf, man solle Paris erobern, und Napoleon machen lassen, was er wolle; es würde sich dann schon Alles finden, wenn wir die Hauptstadt erobert hätten." Der, jede große Idee mit Lebhaftigkeit auffassende Kaiser von Rußland trat zuerst auf Blücher's Seite, und als selbst der vorsichtig erwägende Schwarzenberg, nachdem ihm, zufolge seines Sieges bei Arcis an der Aube (20. u. 21. März), die gewünschte Verbindung mit der schlesischen Armee wieder freistand, den raschen Vormarsch nach Paris unter den vorliegenden Umständen für entscheidend ansah, so fielen die Bedenklichkeiten der Andern von selbst, und die Armeen erhielten plötzlich Befehl zum Aufbruch. Winzigerode mit 10.000 Mann Kavallerie und mit 50 Stücken reitenden Geschützes mußte zurückbleiben, um Napoleon auf seinem, die linke Flanke bedrohenden, Marsch nach St. Dizier zu beobachten, und ihm das Vorrücken der verbündeten Heere zu verdecken, und diese selbst, von den russischen und preußischen Monarchen begleitet, drangen nun in Gewaltmärschen auf die Hauptstadt Frankreichs los, schlugen am 25. März bei la Fere Champenoise die ihnen von dort aus zur Unterstützung Napoleon's entgegen kommenden Korps von Marmont, Mortier und die Division Pactod zurück, und standen, Alles, was ihnen noch in den

Digitized by Google

Weg kam, vor sich niederwerfend, am 30. März zum Sturme bereit, vor den befestigten, mit 30.000 Mann und 150 Kanonen besetzten Stellungen des Feindes vor Paris. Die Hauptarmee übernahm den Angriff der Höhen bei Romainville und Belleville; Blüchern fiel der Montmartre zu. Um 2 Uhr Nachmittags hatte jene, trotz des lebhaftesten Widerstandes, die ihr gegenüber liegenden Positionen des Feindes genommen. Woronzof's Bataillons und die Garden standen bereits an den Barrieren von Paris, da verlangten die französischen Marschälle zu kapituliren. Blücher, von dem Angriffsplan zu spät unterrichtet gewesen, kämpfte in diesem Augenblicke noch um den Besitz des Montmartre, und eben hatten Lamperon's tapfere Russen auch diesen, den letzten Halt der Franzosen, mit stürmender Hand erobert, als die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstande bei Blüchern eintraf. Noch am Abend des selbigen Tages zogen sich die feindlichen Truppen von den sämmtlichen 52 Barrieren zurück, verließen beim Anbruch des folgenden die Stadt, und am Mittag des 31. März, im Glanze der heitersten Frühlingssonne, zogen Alexander und Friedrich Wilhelm, an der Spitze ihrer festlich geschmückten Garden, und umgeben von sämmtlichen Prinzen des Heeres und unzähligen Generalen und Staabsoffizieren triumphirend in Paris ein; empfangen von tausendfachem Jubelruf des friedebegehrenden Volkes. — Sechs große Schlachten; 3 allein und 3 mit der Hauptarmee; 8 Aktionen und unzählige Gefechte hatte die schlesische Armee innerhalb eines Feldzuges von sieben und einem halben Monat geliefert, 48.000 Gefangene gemacht und 432 Kanonen im offenen Felde und 11 in geschlossenen Plätzen erobert. Aber den tapfern Helden, unter dessen preiswürdiger Anführung alles dieses Glorreiche bewirkt ward, überfiel noch an demselben Tage der Vollendung seines schönsten Triumphes eine gefährliche Krankheit. Man fürchtete für seine Augen, für sein Leben. Mit warmer Theilnahme standen Friedrich Wilhelm und Alexander an seinem Lager. Sechs Tage lag er blind; aber seine noch immer kräftige Natur überwand Alles, und er ward bald darauf wieder hergestellt. Jetzt erhob ihn sein edler Monarch, sein hohes Verdienst anerkennend, öffentlich, und auf eine höchst würdige Weise unter dem Namen Blücher von Wahlstadt in den Fürsten-, seine Nachkommen aber, mit Beibehaltung jenes Namens, in den Grafenstand, und verlieh ihm außerdem noch bedeutende Güter in Schlesien. Die königliche Urkunde über Blücher's Erhebung ist vom 3. Juni 1814, und die Wahl des Zunamens in sofern von der sinnvollsten Bedeutung, als er, der geographischen Lage des Ortes Wahlstadt nach, gleicherweise an Blücher's ersten großen Sieg vom 26. Aug. 1813 und an jene ungeheure Schlacht vom 9. April 1241 erinnert, in welcher Heinrich II., Herzog von Liegnitz, unglücklicher als Blücher, und mit Aufopferung seines Lebens, auf jene Stätte die gewaltige Macht des furchtbaren Dschingischans brach! — Den dringenden Einladungen des Prinzen Regenten zufolge, ging Blücher jetzt im Gefolge seines Monarchen nach England. Unbeschreiblich war der Enthusiasmus, mit welchem er hier aufgenommen ward. Alt und jung, vornehm und gering, drängte sich das Volk zu Tausenden hinzu, um den bewunderten, hochgefeierten Helden, den „conqueror of the tyran" zu sehen. Ein donnerndes „Hurrah Blücher! old Blücher for ever!" folgte dem andern. Er erlag fast unter den stürmischen, unabwehrbaren, mitunter höchst naiv ausfallenden Freuden- und Anhänglichkeitsbezeugungen der begeisterten Menge. Mit königlichen Ehren empfing ihn der Regent, und heftete ihm, Angesichts unzähliger Zuschauer, sein reich mit Brillanten besetztes, aber schöner noch durch eine höchst ehrende Rückschrift geziertes Bildniß an die Brust. Gleich den beiden mit anwesenden Monarchen von

Rußland und Preußen ertheilte die Stadt London auch ihm ihr Bürgerrecht in einer goldnen Kapsel, und die Universität Oxford, so wie die zu Cambridge, die höchsten ihrer akademischen Würden, die eines Doktors der Rechte. — Am 11. Juli segelte der alte Held, unter dem Donner der Kanonen und vielfältig wiederholter Hurrah's, von Dovers ab. Minder stürmisch, aber noch tiefer zum Herzen sprechend, waren die Huldigungen, die ihm in dem geretteten Vaterlande überall zu Theil wurden, wohin er kam. Mit welcher feingefühlten, ja innig rührenden, Bescheidenheit der ehrwürdige Greis sie, die er nicht überall ablehnen konnte, aufnahm, wie er auch das Größte, was er gethan hatte, nur leicht genommen, nur seinen guten Willen für das Vaterland bezeugend, angesehen wissen wollte, wird Allen denen erinnerlich seyn, die damals um ihn waren. „Was ist's doch, was ihr so rühmt?" sagte er einst zu einem Haufen von Bewunderern, „es war nichts, als meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit!" — Niemand verstand, aber Niemand bedurfte es auch weniger, seine Verdienste geltend zu machen, als Er! sie sprachen von selbst; seine Thaten waren die Herolde seines Ruhms! — Endlich langte er, nach Ruhe und Erholung sich sehnend, auf seinen ihm vom Monarchen geschenkten Gütern in Schlesien an. Eine erfreuliche, in jeder Hinsicht ihm zusagende, Muße war ihm hier beschieden. Hätte sie ihm nur länger zu Theil werden können! — Allein schon am 1. März 1815 betrat Napoleon, auf eine kaum glaubliche Weise der Wachsamkeit der englischen Fregatten entflohen, den Boden Frankreichs wieder. Blücher ward von seinem Könige zur Uebernahme des Kommando's über die Truppen am Niederrhein berufen. Mit freudiger Kampfeslust eilte der nun schon drei und siebenzigjährige Feldherr, dem ehrenvollen königlichen Gebote Genüge zu leisten. In Lüttig (2. Mai) bedrohte ein, wohl als die nächste traurige Folge der Wiener Congreß-Bestimmungen über Sachsens Schicksal zu betrachtender, Aufstand der sächsischen Grenadiere sein Leben. Die rühmenswerthe Pflichttreue des wachthabenden sächsischen Offiziers rettete ihn. Am 12. d. M. war er bereits zu Hauet bei Namur, und somit in Wellington's Nähe. Blücher hatte, wie aus einem Schreiben unterm 5. Juni bekannt ist, welches er an einen Freund in England ergehen ließ, die Lage der Umstände mit jener Genialität erwogen, die ihn in der Regel selten oder nie täuschte. Dennoch war die Lösung der Aufgabe, die das Schicksal hier ihm vorlegte, schwieriger, als er selbst es je geahnt hatte. Das 4te seiner Armeekorps, durch höchst beschwerliche Defileen u. s. w. in seinem Marsche aufgehalten, blieb aus; und Wellington bei Quatre-bras selbst von 2 detaschirten Korps Napoleon's theils angegriffen, theils bedroht, hielt die verheißene Unterstützung zurück. Hart lastete das Mißgeschick in den Tagen vom 15. und 16. Juni auf dem preußischen Heere und seinem heldenmüthigen Anführer; eine Kugel durchbohrt sein Pferd, und im wilden Springen setzt das edle Roß seinen Lauf noch eine Zeit lang fort, bis es plötzlich todt zu Boden stürzt. Der Fürst, vom heftigen Falle betäubt, liegt unter dem Pferde; von all' den Seinen ist Niemand mehr bei ihm, als sein treuer Adjutant, Graf Nostiz, fest entschlossen, sein Schicksal zu theilen. Schon jagen die feindlichen Kürassiere heran, aber da verblendet Gott ihre Augen! In wilder Hast sprengen sie vorüber, und, nachdem sie von den Preußen geworfen worden, noch ein Mal vorbei, ohne Beide zu bemerken. Jetzt erst kann dem gefallnen Helden Hülfe werden. Mit Mühe ziehen ihn seine herbei eilenden Reiter unter der Last des todten Rosses hervor; er wirft sich auf ein Dragonerpferd, und kömmt, glücklich dem Tode oder schmählicher Gefangenschaft entronnen, zu seinem Heere zurück. — Mit Anbruch des Tages, am 17., zog sich Blü-

Digitized by Google

cher nach Wavre zurück, wo er noch am Abend sein ganzes Heer wieder vereinigte. Schweigend, und im Nachdenken verloren, ging er hier in einem kleinen Garten auf und ab, als ein Adjutant zu ihm eintrat, und seine Freude bezeugte, den verehrten Fürsten nach den erschütternden Ereignissen des vorigen Tages so wohl zu sehen. „Wohl?" — rief er zürnend — „wie kann mir wohl seyn, da ich so viele brave Kameraden verloren habe? aber ich habe es dem König geschrieben, wir wollen es wieder gut machen, das hab' ich dem König geschrieben!" Wellington, Blüchern über Jenappe nach Waterloo folgend, meldete ihm, daß er hier die Schlacht anzunehmen Willens sey, wenn ihm Blücher mit 2 Armeekorps unterstützen wolle. „Mit meiner ganzen Armee will ich kommen" — antwortete Blücher rasch — „und im Fall Napoleon sie nicht angreift, so lassen sie uns morgen mit gesammter Kraft ihn angreifen." Und treulich hat er dem brittischen Feldherrn und der guten Sache des verbündeten Europa's Wort gehalten, der edle, hochherzige Held, am großen, furchtbar und herrlich entscheidenden Tage des 18. Juni. Wohl durfte er nach Allem, was seine Soldaten an diesem Tage so herrlich geleistet hatten, ihnen zurufen: „Ihr habt große Dinge gethan, tapfere Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert. Die erste war unglücklich, und dennoch ward euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen, und dennoch trugt ihr ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch widriges Geschick, tratet ihr mit Entschlossenheit 24 Stunden nach einer verlornen blutigen Schlacht den Marsch zu einer neuen an. — Des Feindes Armee ist aufgelöst. Noch weniger Tage Anstrengung wird sie vollends vernichten, jene meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherrschen und zu plündern. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einer geschlagenen Armee nicht sogleich darauf wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan, und gezeigt, daß tapfere geprüfte Krieger wohl können überwunden, aber ihr Muth nicht gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr meine hochachtbaren Waffengefährten, ihr habt euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie euer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück eueres Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn euere Söhne und Enkel euch gleichen." Aber wer auch Blüchern in diesen, an Lorbeeren, aber auch an Mühen überreichen, Tagen sah, mußte seine Bewunderung für den in seiner Art einzigen Greis auf das Ueberraschenste noch erhöht fühlen. Wie früher seine Russen ihm den karakteristischen Ehrennamen Marschall Vorwärts beilegten, so nannten ihn seine Soldaten in Belgien nur den Wegweiser, denn überall befand er sich an der Spitze. „Es war", schrieb ein junger, von ihm begeisterter Kriegsmann, „es war eine Freude, ihn im dichsten Pulverdampfe der Schlacht daher fliehen zu sehen. Kommandirte er, dann funkelte sein Blick; ging es vorwärts, dann sang er; hielt er im Kugelregen, dann rauchte er, so ruhig wie im Schlafzimmer, seine Pfeife Tabak, die er an einer Kanonenlunte angezündet hatte. Als die Truppen am 18. Juni die Spitze des großen Waldes erreicht hatten, welche die Heerstraße beherrscht, ließ er im Sturmschritt vorrücken, und ermunterte jedes Bataillon mit den Worten: „Frisch Kinder! Vorwärts! frisch darauf los! haben wir nur erst die Chaussee, dann ist Alles gewonnen!" Und so war es auch; die Kavallerie jagte, die Infanterie lief im vollen Trabe geschlossen nach; den ganzen Abend folgte ein Regiment dem andern, und die letzten fanden alle Arbeit schon gethan. In solcher Unermüdlichkeit blieb sich Blücher auf dem ganzen Zuge durch Frankreich gleich, und theilte

alle Strapazen mit seinen Soldaten bis zum letzten Moment. — Der wenige Monate nachher erfolgende Friedensschluß entledigte Blüchern zum zweiten Male der Pflichten des Oberkommando's. Er durfte von dem glanzvollen Schauplatze seines unsterblichen Ruhms mit der beruhigenden Ueberzeugung abtreten, seiner großen Bestimmung vollkommen Genüge geleistet zu haben. Kein Feldherr durfte sich eines solchen Triumphes rühmen, wie Blücher; denn er war es gewesen, dessen gewaltige Hand an dem furchtbaren Schlachttage von Belle Alliance den entscheidend niederschmetternden Schlag auf des geächteten Kaisers Haupt geführt, und damit das Schicksal Frankreichs dem Gebote der Mächte unterworfen hatte. Das erkannten die Fürsten und die Völker gleicherweise; das hatte selbst sein großer Mitsieger Wellington gestanden, als er in seinem Berichte vom 19. Juni sagte: „Ich würde meinen eigenen Gefühlen kein Genüge leisten, wenn ich nicht dem Feldmarschall Blücher und der preußischen Armee das folgenreiche Resultat dieses heißen Tages zuschriebe, herbei geführt durch den Beistand, den ich eben so freundschaftlich, als zur rechten Zeit von ihnen erhielt." Dem zufolge hatte auch das englische Parlament beiden Siegern und ihren Armeen gemeinschaftlich den Dank der brittischen Nation abstatten lassen. — Geschmückt mit einem Ehrenzeichen einziger Art, dem eisernen Kreuz mit goldnen Strahlen umgeben, das ihm sein Monarch mit den eben so schönen als herzlichen Worten: „....Ich weiß, daß keine goldenen Strahlen den Glanz ihrer Verdienste erhöhen können; es ist mir aber ein freudiges Geschäft, die volle Anerkennung derselben auch durch eine äußere entsprechende Auszeichnung zu beurkunden, indem ich mir für ruhigere Verhältnisse das Vergnügen vorbehalte, ihnen noch fernere Beweise meiner stets dauernden Erkenntlichkeit zu geben" bereits am 26. Juli zugesandt hatte, verließ Blücher am 31. Oktbr. Frankreich. Dankbar rief er noch beim Scheiden seinen braven Soldaten, seinen Kameraden, mit ehrenden Worten ein freundschaftliches Lebewohl zu, — das letzte! — und eilte wieder auf seine Güter in Schlesien, um hier, im Kreise der Seinigen, der wohlverdienten Ruhe nach so vielfältigen Mühen und Anstrengungen zu genießen. Allein jetzt erst zeigte sich, wie nachtheilig die letztere auf die ohnehin schon wankende Gesundheit des ehrwürdigen Greises eingewirkt hatte. Man empfahl ihm den Gebrauch des Carlsbades, und wirklich schien ihm diese wohlthätige Heilquelle, die er mehrmals und in gesellschaftlicher Hinsicht gerne besuchte, besonders zuzusagen. Seine Leiden hatten sich, nach dem Berichte seines Arztes, gemindert, und er befand sich am Schlusse der ersten Hälfte des Jahres 1819, bis auf etwas verminderte Eßlust, vollkommen wohl. Unterm 21. August d. J. klagte er zum ersten Male über heftige Schmerzen in der Nähe der Hämorrhoidal-Gefäße. Ein demnächst entstandener Abscеß wurde bald von so höchst bedenklichen Krankheitserscheinungen begleitet, daß die Sachverständigen über die Gefahr, in welcher der erlauchte Patient schwebte, nicht länger in Zweifel seyn konnten, und zwar um so weniger, „als," wie es in jenen Berichten heißt, „der fürstliche Greis, gewohnt, seinen Wink überall befolgt zu sehen, sich nicht in die unerläßliche Nothwendigkeit finden konnte, fremden Vorschriften folgen zu müssen." Alles, was der Aerzte vereintes Wissen und Wirken, der Fürstin treueste Liebe, der Freunde zarte Sorgfalt und der beste Wille der Umgebungen vermochte, wurde zu des Fürsten Erhaltung aufgeboten, aber vergebens! Die Kräfte der Natur erschöpften sich von Tage zu Tage mehr, bis endlich am Abend des 12. Septembers d. J. der gefürchtete Augenblick eintrat, wo ein hinzutretender Stickfluß dem thatenreichen Leben des Fürsten im fast vollendeten 77sten Jahre ein Ende machte. Der König, zu Anfange Septembers gerade in Breslau

Digitized by Google

zum Manöver anwesend, hatte auf die erste erhaltene Nachricht von dem bedenklichen Zustande des Fürsten sofort seinen Adjutanten, den General von Witzleben, zu ihm nach Kriblowitz gesandt. Dieser fand den Fürsten zwar sehr schwach, aber bei voller Besinnung. Er trug dem General von Witzleben auf, dem König für alles ihm widerfahrne Gute zu danken, und dem Wohlwollen Seiner Majestät seine Gemahlin zu empfehlen; auch zu bitten, daß er ohne Gepränge auf dem Felde, an der von ihm näher bezeichneten Stelle, am Wege von Kriblowitz nach Kanth, unter den daselbst stehenden drei Linden beerdigt werde. Auf die Aeußerung des Generals, daß er an seinen nahen Tod noch nicht denken dürfte, da die Aerzte seinen Zustand keineswegs für rettungslos hielten, sagte er: „Ich weiß, daß ich sterbe, denn ich fühle es besser, als die Aerzte meinen Zustand beurtheilen können. Ich sterbe gerne, denn ich bin nichts mehr nutz'. Sagen sie dem Könige, daß ich treu für ihn gelebt habe, und treu für ihn sterben werde." Er nahm hierauf mit einem Händedruck förmlich Abschied. — Am folgenden Tage (6. Sept.) stattete der König selbst, in Begleitung des Prinzen Carl, ihm einen Besuch ab. Der Fürst befand sich Anfangs in einem schlafähnlichen Zustande, und ohne Theilnahme, doch erkannte er nachher den König, der ihm unter mehrern wohlwollenden Aeußerungen sagte: „Sie können überzeugt seyn, daß Niemand mehr Theil an ihrem Wohl nimmt, als ich; ich weiß, was das Vaterland und ich ihnen schuldig sind!" Dann bat ihn der Monarch noch, die Hoffnung zu seiner Wiederherstellung nicht aufzugeben, und empfahl ihm dringend, dem Rathe der Aerzte Folge zu leisten, und die dargebotenen Mittel gehörig zu gebrauchen. Der Fürst, sichtbar bewegt, dankte dem König, und empfahl ihm wiederholt seine Gemahlin, worauf der Monarch ihm noch einmal die Hand drückte, und mit einer Thräne im Auge von dem sterbenden Feldherrn schied. — Blücher's letzte Lebensstunden sind sanft und schmerzlos gewesen. Die Ruhe des Geistes, die er im Getümmel der Schlacht beibehielt, hat ihn auch im Sterben nicht verlassen. Würdig und edel, wie er lebte, ist er auch gestorben. Der 13. September war für die zum Manöver versammelten Truppen zum letzten Uebungstag bestimmt gewesen; der Tod des Fürsten rief sie nun zu einem traurigen Geschäft zusammen. Schon während der ganzen Uebungszeit wußten die Truppen ihren alten großen Führer in Gefahr, um den herum sie noch einmal versammelt waren, weil, wie es schien, der Feldherr auch in dieser Hinsicht sterben sollte, wie er gelebt hatte: mitten unter seinen Soldaten! (Ihre Kantonirungen lagen rings um Kriblowitz herum.) In trüber Stimmung versammelten sie sich, an 20.000 Streiter, um den Platz, den der Fürst selbst als seine Grabstätte bezeichnet hatte, und brachten ihm hier, mit einer religiösen Feier, den letzten Tribut ihrer Verehrung. (Ein einfaches, aber um so sinnvolleres Denkmal, das ihm, auf Veranlassung des würdigen Generals von Ziethen, die Armee auf gemeinschaftliche Kosten errichten läßt, wird künftig diese Stätte bezeichnen. Die Erben Blücher's treten ihrer Seits dazu einen Raum von 4 Morgen Land zu Gartenpartieen um das Grab herum ab, und nach Erlöschung des Blücherschen Mannstammes geht das Eigenthum dieses Platzes an das preußische Heer über: gewiß ein Besitzthum höchst seltner Art!) — Die preußischen Orden, die Blücher trug, haben im Kunstkabinet zu Berlin unter den vaterländischen Denkwürdigkeiten einen Platz erhalten, „wo sie, den Worten des königlichen Rescripts gemäß, für die Nachkommen zur Erinnerung an die seltenen Eigenschaften des gefeierten Helden und an seine großen Verdienste um den Staat, so wie zum Beweise ihrer gerechten Würdigung von König und Vaterland mögen aufbewahrt bleiben!" — Mit

Digitized by Google

Inbegriff dieser hatte Blücher überhaupt an achtzehn Orden erhalten. Fast alle Souveraine Europa's hatten ihn mit ihren Ehrenzeichen geschmückt. So lange seine Manen Preußens Banner umschweben werden, und sie werden es, so lange das Heer im Geiste seines dahin geschiedenen großen Führers fortlebt, und Preußen der Sache Deutschlands treu bleibt, so lange wird auch Preußen, und mit ihm Deutschland, unüberwindlich seyn! —

Blum (Joachim Christian) wurde 1739 zu Rathenau, in der Mark Brandenburg geboren, lebte nach Beendigung seiner Studien in seiner Vaterstadt den Wissenschaften. Bei seinem Aufenthalt in Berlin machte er Bekanntschaft mit Ramler, der ihn zur Ausbildung seiner Talente ermunterte. Unter seinen poetischen Werken zeichnen sich seine moralischen Betrachtungen, unter dem Titel: Spaziergänge, und mehrere lyrische Gedichte voll sanfter moralischer Empfindungen, besonders aus. Seine zwölf Idyllen in Versen sind, wenn auch nicht absichtlich denen von Kleist nachgebildet, doch ihnen so ähnlich, daß sie deswegen auch durch die sanfte Rührung und moralische Tendenz, die sie mit Kleist's Idyllen gemein haben, sich nicht weniger empfehlen, als durch den leichten Fluß der Worte in einer klaren, bestimmten und überhaupt korrekten Sprache. Wenn es ihnen weniger an Kraft und Eigenthümlichkeit fehlte, würde man sie nicht sobald aus dem Gesichte verloren haben. Seine lyrischen Gedichte haben dasselbe Schicksal gehabt. Er starb in seiner Vaterstadt, 1790.

Blumauer (J. Aloys), geboren 1755 zu Steyer, im Lande ob der Enns, studirte in seiner Geburtsstadt, trat 1772 zu Wien in den Jesuiten-Orden, privatisirte daselbst nach der Aufhebung dieses Ordens, ward darauf Büchercensor, übernahm 1793 die Gräffersche Buchhandlung, und starb 1798. Er schrieb die Abenteuer des frommen Helden Aeneas, Virgils Aeneis travestirt. 3 Theile, 3te Ausg. 1806; Gedichte, 4 Th. N. A. 1801. Ueber die travestirte Aeneis sagt Fr. Horn: „Es begegnet uns in der neuern Literatur nicht ganz selten, außer dem rein poetischen Humor, den man mit Recht den Welthumor genannt hat, auch auf niedere, doch noch immer angenehme Gattung des Witzes zu stoßen, die wir ganz einfach als den reinen Scherz, oder noch besser, wie man im ganz gewöhnlichen Leben sagt, den reinen „„Spaß"" bezeichnen möchten. In dieser Hinsicht verdienen einzelne Partien in der travestirten Aeneis Lob, welche durch die leichte Beweglichkeit des Versmaaßes und der fließenden Reime noch erhöht wird. Wir sprechen indeß nur von dem ersten Drittel dieser unvollendeten Travestie; denn der Rest wird durch mancherlei Unziemlichkeiten, besonders aber durch eine abgenutzte und gemeine Polemik gegen die Christlichkeit und den sogenannten Aberglauben höchst unschmackhaft, ja widerlich. Ueberhaupt hat Blumauers unläugbar komisches Talent an einer gewissen Gattung von Rohheit und der unverhehlten Behaglichkeit in der Rohheit eine unangenehme Begleiterin. Sollte es eines Beleges für dieses Urtheil bedürfen, so würden wir außer anderen auf ein gewisses Gedicht hindeuten, bei dessen bloßer Ueberschrift schon alle Musen und Grazien, wie erschreckt davon fliehen müssen." Blumauers sämmtliche Werke erschienen in 8 Bänden von 1801—1803, zu Leipzig.

Blume, Blüthe. Blüthen sind die Befruchtungstheile einer Pflanze, ehe die Saamenbehältnisse anfangen zu reifen, Blumen sind die mannigfaltig gefärbten Blätter, welche die Befruchtungstheile umgeben, und als dasjenige an der Pflanze angesehen werden, was ihr wegen ihrer bloßen Schönheit und ihres Wohlgeruches, ohne Rücksicht auf eine daraus entstehende Frucht, einen Werth giebt, und entweder der sichtbarste oder der schönste Theil derselben ist. Daher sind gefüllte Rosen und Nelken bloße Blumen, denn sie haben keine Befruchtungstheile und Saamenbehältnisse; die

Digitized by Google

Befruchtungstheile des Kirschbaums, des Apfelbaums u. s. w. sind Blüthen. Die erstern geben der Pflanze einen Werth an und für sich selbst, nicht, weil sie Vorboten schöner Früchte sind. Wenn die Blumen verwelken, so hat die Pflanze ihren vornehmsten Werth verloren; wenn die Blüthen abfallen, so erwarten wir Früchte, die ihr einen Werth geben, oder der Baum gefällt uns wegen seines Schattens, seiner schönen Form, seiner erhabenen Größe. Das Blühen ist der erste lebendige Trieb der Zeugungskraft der Pflanzen im Frühlinge, und dieses Gefühl der erneuten regen Lebenskraft, die nach ihrer Erstarrung im Winter die Pflanzen durchdringt, ist nicht einer von den geringsten Reizen, die der Blüthezeit eine so große Anmuth geben. Diese Bedeutung ist auch in der uneigentlichen Bedeutung, worin Blühen gebraucht wird, sichtbar. Eine blühende Einbildungskraft ist eine solche, die frische, lebhafte Bilder hervorbringt. Die Jugend ist die Blüthe der Jahre und die Blüthenzeit des Lebens. Denn dieser Theil des Lebens ist der Anfang der Entwickelung des Menschen, worin sein Körper eine Zartheit und eine Kraft hat, die ihm Schönheit giebt, und ihn zur künftigen Nützlichkeit reifen soll. Blumen sind hingegen in uneigentlicher Bedeutung alles das, was durch seine bloße Schönheit gefällt. Eine blumenreiche Schreibart unterscheidet sich bloß durch die, wenigstens vermeinte, Schönheit ihrer Bilder, ohne die frische, lebendige Kraft derselben. Die Gesundheit gleicht einer Blume durch ihre farbenreiche Schönheit auf jedem Gesichte, dem alten wie dem jungen. — „Die Blumen der Gesundheit sprossen auf ihrem wonnigen Gesicht." Bürger. — Die Kindheit gleicht einer Blume, ihre zarte, aber kurzdaurende Schönheit giebt ihr allen ihren Werth. — „Sie sieht im Frühlingshaine all' ihre Freuden blüh'n! Es wallt im Rosenscheine ihr Blumenleben hin." Matthisson. —

Blumen (antiquarisch). Ihr Gebrauch bei den Griechen und Römern war sehr vielfach. Die Römer bestreuten bei Triumphzügen der Feldherren, so wie bei Leichenbegängnissen berühmter Männer und Frauen, die Straßen, und im letzten Falle den Leichnam selbst mit Blumen. Die Gräber wurden ebenfalls mit Blumen bepflanzt, um die Asche der Verstorbenen mit einem Blumenteppich zu bedecken, und gleichsam unter einem immerwährenden Frühling schlummern zu lassen. Zuweilen wurden in den Testamenten ausdrückliche Verordnungen zur Unterhaltung solcher Blumenbeete bei den Grabmälern gemacht. — Bei den Griechen pflegte man ebenfalls die Ruhestätte der Todten mit Kräutern und Blumen zu bestreuen. Alle Arten purpurfarbener und weißer Blumen wurden den Todten als angenehm gehalten, wie Amarant, mit welcher Blume die Thessalier zuerst des Achilles Grabmal schmückten, Jasmin und Lilien; auch von der Rose glaubte man, daß sie besonders den Verstorbenen angenehm sey. Anakreon sagt daher in einer Ode auf die Rose: „sie heilt die Kranken, und beschützt die Todten." Auch selbst der Myrthenbaum, der sonst nur der Venus heilig war, gehörte zum Schmücken der Gräber, kurz die Gräber werden mit Kränzen aus allerlei Blumen bedeckt. — Eben so suchte man auch bei fröhlichen Gelegenheiten durch Blumen und Kränze vorzüglich die Gefühle des Herzens und der Liebe auszudrücken. Daher pflegten die Liebhaber die Thüren ihrer Geliebten mit Blumenkränzen zu schmücken. Diese Ehre gebührte eigentlich dem Gotte der Liebe; allein der Liebhaber sah in seiner glühenden Phantasie in der Wohnung seiner Geliebten nur den Amors Tempel. Eine allerdings verzeihliche Verwechslung! — Wenn der Kranz eines Jünglings nicht zusammengebunden war, so galt dieses als Zeichen seiner Verliebtheit. Ein Mädchen aber, das einen Blumenkranz flocht, gab eben dadurch zu erkennen, daß der Liebhaber ihm nicht gleichgültig sey. In der griechischen Anthologie (Blumenlese) finden wir unter andern auch die Klage eines Liebhabers, weil seine Kränze von dem Mäd-

chen verschmäht wurden. Noch heut zu Tage bekränzen die griechischen Liebhaber, besonders am ersten Mai, die Thüren ihrer Mädchen mit Blumen. In den Ritterzeiten war die Ueberreichung einer Blume, besonders einer Rose, das wechselseitige stumme Geständniß der Liebe. — Ferner trugen die glücklichen Liebhaber, nebst ihren Verlobten, Kränze; wenn erstere mit ihren Geliebten wieder brachen, so wurden sie zerrissen und einer Gottheit gewidmet, da im Gegentheil der Brautkranz bis zum Tod aufbewahrt, und zum Schmuck des Grabes gebraucht wurde. Die heutigen Griechen beobachten diesen Gebrauch ihrer Vorfahren; sie treten mit Kränzen vor den Altar, wo denn der sie trauende Priester die Kränze des Brautpaars wechselt. — Blumen und Kränze zierten auch die Tafel der Alten, und vermehrten die Freude des Bacchus. Die Gäste schmückten sich mit Kränzen, die der König des Mahls unter sie vertheilen ließ. Nicht nur das Haupt, sondern auch Hals und Brust wurden mit Blumen umkränzt, der ganze Speisesaal wurde gleichsam in einen Blumengarten verwandelt, um durch die Wohlgerüche der Blumen die Freuden des Mahls zu steigern. Plutarch bemerkt da, wo er auf die Blumenkränze beim Pokuliren zu sprechen kommt, daß besonders Epheu den Rausch unterdrücke, und daß ein gewisses Kraut, welches die Griechen Amethyst nannten, die Trunkenheit hindere, daß überhaupt die Ausdünstungen der Blumen den berauschenden Wirkungen des Weins widerstünden, und die Schweißlöcher öffneten. Deswegen umkränzten die Alten bei ihren Gelagen das Haupt, und betrachteten die fest ums Haupt gewundenen Blumenkränze, als ein Mittel gegen Kopfweh. — Wenn zur Ehre einer Gottheit ein Gastmahl angestellt wurde, so brauchte man die diesem Gotte geheiligten Blumen. Unter diesen bemerken wir vorzüglich die Rose, welche Cupido, als dem Gotte des Stillschweigens, gewidmet war; daher wurde die Rose ein Sinnbild der Verschwiegenheit; daher den Ausdruck sub rosa, daher auch die Gewohnheit über der Tafel Rosen aufzuhängen, um dadurch die Gäste zu erinnern, nichts von den freien und lustigen Tischreden auszuplaudern. — Bei den Griechen gab es Blumenflechterinnen, die damit ordentlich einen Handel trieben. Der berühmte Maler Pausias aus Sykion malte eine Blumenhändlerin ab, welches Gemälde in ganz Griechenland berühmt wurde, und Lukullus, der große Feldherr und Schwelger der Römer, zahlte für eine Kopie desselben 2 Talente, ungefähr 2.000 Thlr.

Blumenhandel. Dieser war, vorzüglich in Zwiebelblumen, seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Holland, besonders in Harlem, von nicht geringer Bedeutung; hier sah man Zwiebelblumen bis zu 13.000 Fl. bezahlen, und in Amsterdam gewann Jemand mit solchem Handel in Zeit von 4 Monaten über 60.000 Fl. Und wenn nun gleich diese Wuth für Zwiebelblumen mit der Zeit nachließ, so findet man doch auch jetzt noch, daß ein harlemer Blumist sich einzeln seltene Tulpenzwiebel stückweise bis zu 150 Fl. bezahlen läßt. Mit Harlem rivalisirt das Städtchen Alkmaar, welches auch mit andern Blumen-Sorten vorzügliche Geschäfte macht. Gleichwohl ist Lüttich heut zu Tage der klassische Boden für die Nelken- und Aurikelflor.

Blumenmalerei ist ein untergeordnetes, aber darum nicht minder liebliches Fach der Malerkunst. Es muß ein heiteres, bescheidenes, kindliches Gemüth seyn, welches das Leben der Kunst weiht, den reizenden, schnell welkenden Kindern der Erde Unsterblichkeit zu geben. Die zarteste Behandlung ist hierbei nöthig, das schärfste und geübteste Auge, die unermüdlichste Geduld. Reinere und zartere Farben, glänzendern Schmelz findet man nirgends so nachzuahmen, als in diesem Fache der Kunst; Mittelmäßigkeit hat hier gar keinen Werth: vollkommene Täuschung ist Hauptbedingung. Der Blumenmaler muß mit gründlicher Kenntniß der Botanik auch poetisch zarten Sinn verbinden, um den geistigen Ausdruck der Blumen zu verstehen. Wie verschieden ist die-

Digitized by Google

ser! Manche scheinen sich schüchtern und bescheiden vor jeder rohern Berührung der Menschenhand zu verbergen, andere neigen sich durstig, um Lufttheilchen einzusaugen, manche lassen stolz ihre Reize im Glanz des Tages schimmern, andere öffnen ihren Kelch liebend nur dem Sonnenlichte und verträumen trauernd, in einer Art von Schlaf, seine Abwesenheit. Je sinniger der Blumenmaler diese Nuanzen des Pflanzenkarakters darzustellen weiß, desto mehr kann er sein Kunstfach veredeln. Man sah bis jetzt meistens bei der Anordnung der Blumengemälde auf eine glückliche Zusammenstellung der Farben und der äußern Form; wollten die Künstler jenen innern Sinn der Blumen mehr beachten, so würden ihre Werke deutungsvoller und interessanter werden, sie würden nicht bloß zum Auge, sondern auch zur Seele sprechen. Wenn Blumen bei historischen Gemälden angebracht sind, so dürfen sie nur leicht angedeutet werden; die sorgfältigste Ausführung erfordern sie nur, wenn sie Hauptgegenstand sind. Man kann sie gleich schön und täuschend mit Wasserfarben auf Papier, wie mit Oelfarben ausführen. Die erstere Manier gewährt höhere Leichtigkeit und Zartheit, die zweite mehr Kraft und Schmelz. Erst im 18ten Jahrhunderte bildete sich dieser Zweig der Kunst vorzüglich aus. Van Huysum verdient hier zuerst genannt zu werden, er starb 1749; er stellte mit gleichem Zauber den weichen Flaum der Pfirsche, den feinsten Sammt der Rose, die durchsichtige Klarheit des Wassertropfens, das kunstvolle Gebilde des Vogelnestes dar. Seinen Ruhm theilen: Rachel Ruysch, Mignon, J. de Heem, van Royen, Segers und Verendael. In neuester Zeit erwarb sich Redunte in Paris, besonders durch sein Werk: les Liliacées, viel Bewunderung; die Blumenmalerin Caroline Friedrich in Dresden († 1804), ihre beiden talentvollen Neffen gleiches Namens, Hr. Arnold und Hr. Lommatsch, gehören zu den ausgezeichneten Künstlern dieses Faches. In dem neu erfundenen Malen auf Sammet haben die Blumenstücke und Landschaften des englischen Malers Trown großen Beifall gefunden.

Blumenorden (der gekrönte), oder die Gesellschaft der Hirten an der Pegnitz, gestiftet zu Nürnberg im Jahre 1644 von dem gelehrten und verdienstvollen Hausdörfer und seinem Freunde, dem Dichter Klai oder Klajus. Diese, der Form und dem Namen nach noch jetzt bestehende Gesellschaft schien sich um die deutsche Litteratur noch verdienter, als die sogenannte fruchtbringe Gesellschaft, machen zu können. Auch die Pegnitzschäfer dachten patriotisch; aber der nächste Zweck des Instituts war, die Reinheit der deutschen Sprache zu erhalten, und die deutsche Poesie empor zu bringen. Gleichwohl hat auch diese Gesellschaft zu Nichts mehr genützt, als mehrere gute Köpfe des Zeitalters in nähere Verbindung zu bringen, und ein gemeinschaftliches Interesse für die deutsche Sprache und Poesie unter ihnen zu erhalten.

Blumenrohr (indisches). Es giebt davon, rücksichtlich der Farbe, sehr schöne Spielarten. Es wächst in den Tropenländern von Afrika, Asien und Amerika. Im Winter giebt man ihm eine Wärme von 10 bis 15 Gr. Man vermehrt es gleich durch Theilung der Stauden; auch aus dem Saamen, den man im März in gute lockere Erde streuet, ein Viertelzoll hoch mit derselben bedeckt und fleißig begießt, bis er aufgegangen ist. Es blühet und trägt Saamen im ersten Sommer; daher man es unter die Sommergewächse zu säen pflegt. Sobald die jungen Pflanzen zwei bis drei Blätter gemacht haben, versetzt man sie in einzelne Töpfe besonders. In der Mitte des Mai, wenn die Nachtfröste nachlassen, setzt man die durchwinterten Töpfe wieder ganz der freien Luft aus. Es giebt auch eine Abart mit gescheckten Blättern. — Das graue Blumenrohr wächst wild in Süd-Carolina in feuchten sumpfigen Gegenden. — Das schmalblättrige Blumenrohr ist in den sump-

figen Tropenländern von Amerika zu Hause. Die Behandlung dieser beiden letzten Arten stimmt in allem mit jener der erst beschriebenen überein. Alle 3 Gattungen aber gewähren einen schönen, höchst gefälligen Anblick zwischen unsern Blumen und Zierpflanzen.

Blumenspiele. Sie entstanden zu Toulouse 1324, wo sich die Minnesänger zu einem Liederfeste jährlich vereinigten, und dem Verfasser der besten Lieder ein Veilchen aus feinem Golde als Preis zu Theil ward. Um den Glanz des jährlichen Festes zu erhöhen, fügte man noch eine wilde Rose und eine Ringelblume, beide aus Silber, als Preise hinzu. Mit der Zeit wurde eine Amarante von Gold, eine silberne Lilie u. s. w. für die schönste Ode, für eine kurze Heroide, für eine Elegie, Idylle u. s. w. den besten Dichtern ausgesetzt.

Blumensträuße (Aufbewahren der). Bei dem Aufbewahren der abgeschnittenen Blumen kommt es darauf an, eben den Grad der Wärme zu beobachten, welchen die Pflanzen, von denen sie genommen sind, zum mäßigen Wachsthume, der dem Ruhestand sehr nahe kommen muß, bedürfen; da dies aber bei einem aus mehrern Blumen zusammengesetzten Strauße schwer zu bestimmen ist, so läßt sich für die meisten Pflanzen eine Temperatur von 6 bis 10 Grad Wärme mit Erfolge vorschlagen. Die Hauptsache beim Aufbewahren dieser Blumen ist, sie gegen allen Reiz, mithin gegen den der Wärme, der Kälte, der Luft und des zu starken Lichtes zu bewahren, doch nur in dem Grade, daß die Vegetation nicht ganz unterbrochen wird. Die meisten Blumen halten sich auf diese Weise, wenn sie in ein Gefäß mit Regenwasser gestellt werden, länger, als im natürlichen Zustande, weil die Vegetation auf diesem Wege langsamer, als auf dem Stamme, vor sich geht. Besonders nöthig ist das tägliche Abkürzen der Blumenstengel mit einem scharfen Messer, weil sich sonst die einsaugenden Gefäße desselben verschlammen, wodurch das Hinaufsteigen des Wassers verhindert wird.

Blut ist die Flüssigkeit, welche in dem Herzen, den Lungen und Adern der Thiere sich bewegt. Es ist wärmer bei allen Thieren, welche durch Lungen athmen, und kälter bei den Amphibien und Fischen. Die Blutwärme des Menschen schätzt man auf 96 Fahrenh. Die Blutmenge eines Erwachsenen auf 25 Pfund, wovon $\frac{4}{5}$ in den Blutadern und $\frac{1}{5}$ in den Pulsadern circuliren. Die Farbe ist mehr oder weniger roth, heller und von Kohlenstoff befreit in den Pulsadern, schwärzlicher und mit Kohlenstoff überladen in den Blutadern, wovon jedoch die Lungenblutadern eine Ausnahme machen, weil sie der Lunge als Pulsadern dienen. Durch Ruhe scheidet sich das Blut unvollkommen in eine dunkelrothe Masse, den Blutkuchen, und das darüber stehende fast farbenlose Blutwasser, Serum. Man muß es also aus dieser gleichartigen Flüssigkeit bestehend ansehen, welche jenen Kuchen schwebend in sich enthält. Wasser wäscht aus dem Blutkuchen die ihn färbende Materie aus, welche im Blutwasser unauflöslich ist, und ihre Farbe einem Eisengehalte verdankt; (welche aber ohne sie zu zerstören nicht abgeschieden werden kann); und getrocknet an Umfange nichts verliert. Der vom Wasser hinterlassene Faserstoff ist im Wasser unauflöslich und gerinnt von selbst in allen Temperaturen. Das Blutwasser oder Serum ist eine wässrige Auflösung von Eiweißstoff und Faserstoff durch Natron, enthält nebenbei milchsaures und salzsaures Natron und Kali, eine eigene nur in Wasser auflösliche thierische Materie (Schleim), aber keine Gallerte.

Blutblume (dunkelrothe). Sie wächst auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Ihre rothen Blumen bilden eine gedrängte, gleich hohe Dolde, und blühen vom Mai bis in den Julius. Die Durchwinterung geschieht bei 10 Grad Wärme. Sie liebt nicht zu viel Feuchtigkeit, eine nahrhafte, aber nicht zu schwere Erde, und während der wärmsten Zeit im Sommer einen son-

Digitized by Google

nigen warmen Standort im Freien. Die scharlachfarbige Blutblume verlangt eine lockere, fette Erde, 6 bis 12 Grad Wärme zum Durchwintern, und mäßig begossen zu seyn. Die schönen, großen, rothen Blumen erscheinen vom August bis zum October. Beide Arten machen eine vorzügliche Zierde in Blumen- und Pflanzensammlungen unserer Fenster- und Zimmergärten aus.

Bluthochzeit (Pariser). Unter diesem Namen ist die Ermordung mehrerer Tausende (30.000) von Hugenotten oder Reformirten in der Nacht vom 24. bis zum 25. August 1572 in die Jahrbücher der Geschichte eingetragen. Weil die Meisten dieser Unglücklichen, und besonders die Hugenotten in Paris unter den Händen ihrer Mörder fielen, und weil wenige Tage vor dem blutigen 24. August Heinrich von Bearn, jetzt nach dem Tode seines Vaters König von Navarra (nachmahliger König Heinrich IV. von Bourbon), sich (am 17. August) mit Margarethe, der Schwester des regierenden Königs Carl's IX. vermählt hatte, so nannte man dieses Blutbad mit bitterem Scherze „Pariser Bluthochzeit." Aber auch unter dem Namen „der Bartholomäusnacht" ist diese Niedermetzelung der Hugenotten in den Geschichtsbüchern aufgezeichnet, weil sie in der Nacht vor dem Bartholomäustage (24. August) vorfiel. Diese blutigen Auftritte, die mit den genannten Namen in der Geschichte bezeichnet werden, waren die Folgen eines religiösen und politischen Streites, der viele Jahre hindurch schon in Frankreich gewährt hatte, und dessen erwähnt werden muß, um diese Begebenheit vollständig zu verstehen. Die Grundsätze der neuen Reformatoren in Deutschland, und in der Schweiz (Luthers 1483—1546 und Zwinglis 1481—1531) hatten nämlich auch in Frankreich unter der Regierung Franz I. 1515—47 Eingang u. Anhänger gefunden, u. waren besonders dort durch Calvin oder Jean Chauvin (1509—1564) verbreitet worden. Dieser, ein geborner Franzose, dem selbst des Königs Schwester, Johanna, Königin von Navarra, persönlich zugethan war, mußte jedoch bei den Verfolgungen, die unter der Regierung des Königs Franz gegen die Reformirten anfingen, sein Vaterland verlassen, und sich nach Genf begeben. Diese Verfolgungen unter Franzens Regierung waren dadurch herbeigeführt worden, daß die katholischen Unterthanen des Königs bei seinen geheimen Begünstigungen der deutschen Protestanten, wodurch er seinem Feinde, dem deutschen Kaiser Carl V., Schaden zufügen wollte, mißtrauisch und bedenklich gegen ihn selbst wurden, weil sie fürchteten, daß er auch schon das Gift der neuen Ketzerei eingesogen habe. Der König, um sich von diesem Vorwurf zu reinigen, suchte nicht nur seine Unterthanen zu überzeugen, daß er bloß aus politischen Absichten Bündnisse mit den deutschen Protestanten abgeschlossen habe, sondern rettete auch seinen Ruf als des allerchristlichsten Königs dadurch, daß er eine Anzahl entdeckter Protestanten öffentlich mit dem Feuertode bestrafte, und befahl, daß mit aller Strenge gegen jeden Ketzer verfahren werden sollte. So waren also die Verfolgungen der Protestanten gesetzlich geworden, und der Fanatismus bahnte sich nun durch ganz Frankreich blutige Wege. Auf Franz I. folgte in der Regierung sein 2ter Sohn Heinrich II. (1547—59), vermählt mit Catharina von Medicis, der Nichte des Papstes Clemens VII. So wie sein Vater verfahren hatte, verfuhr er. Er ließ den deutschen Protestanten Unterstützung gegen den Kaiser Carl zu kommen, und verfolgte mit der größten Grausamkeit seine eigenen protestantischen Unterthanen. Nachdem Heinrich an einer Wunde, die er im Turniere von dem Grafen von Montgommery erhalten hatte, gestorben war, so folgte ihm sein 16jähriger Sohn Franz II. (1559—60). Unter der Regierung dieses an Geist und Körper schwachen Königs kamen zu den religiösen Streitigkeiten, nun auch noch politische, welche das Reich in die größte Verwirrung setzten, und die blutigsten Bürgerkriege

Digitized by Google

erzeugten. Die angesehenste Familie des Reiches war die der Guisen, die aus zwei Brüdern bestand. Der ältere Herzog, Franz von Guise, hatte sich einen glänzenden Kriegsruhm, besonders durch die Vertheidigung von Metz gegen Carl V. (1552), und durch die Eroberung von Calais (1558), welche Stadt die Engländer 210 Jahre besessen hatten, erworben, und der jüngere Carl von Guise, war der schlaueste Staatsmann am französischen Hofe, und vom Papste zum Kardinal von Lothringen erhoben worden. Diese beiden Männer, die schon durch ihre Geburt im größten Ansehen standen, weil sie von den Herzogen von Lothringen abstammten, wußten ihren Einfluß am Hofe dadurch vorzüglich noch zu erhöhen, daß sie ihre Nichte, die Tochter König Jakobs V. von Schottland, die nachher unter dem Namen Maria Stuart in der Geschichte bekannter wird, zur Königin von Frankreich zu erheben verstanden, indem der junge König Franz sie zur Gemahlin erhielt. Hiedurch standen sie nun dem Throne am nächsten, galten Alles bei des Königsmutter Catharina von Medicis, die das größte Ansehen am Hofe hatte, und so wurde jetzt vorzüglich durch sie der ältere Herzog Franz zum obersten Befehlshaber der Armeen, und sein Bruder, der Kardinal, zum ersten Staatsminister ernannt. Allein mit Neid sahe eine andere Familie in Frankreich diesen allgewaltigen Einfluß des Hauses Guise, und diese Familie war das Haus Bourbon, das dem königlichen Hause durch die Bande des Blutes näher stand, als die Guisen. Das Haus Bourbon bestand damahls aus drei Brüdern, nämlich aus Anton, (dem König von Navarra, welche Würde er durch Heriath erlangt hatte, Ludwig, Prinzen von Condé, und dem Kardinal Carl von Bourbon, Erzbischof von Rouen. Prinz Ludwig von Condé war der kräftigste und kühnste von ihnen, denn Carl war ein schwacher Mann, und mischte sich nicht viel in die politischen Angelegenheiten. Als Ludwig bemerkte, daß die Guisen darauf auszugehen schienen, bei Erlöschung des Hauses Valois die Krone an ihre Familie zu bringen, die durch die Geburt dem Hause Bourbon gehörte; so verbanden sich die Bourbonen, um kräftiger gegen die Guisen auftreten zu können, mit dem alten Connetable von Montmorency, der mit Condé durch Heirath verwandt war, mit dem klugen und tapferen Admiral Coligny, und endlich mit dessen Bruder, dem Obersten Andelot. Eben diese 3 Männer waren von dem Anhang der Guisen sehr kränkend zurückgesetzt worden, und eben so bereit, wie Condé, die Macht der Guisen zu stürzen. In der Wahl der Mittel aber war man nicht einig, denn Condé, ein ehrgeiziger und unternehmender Jüngling, stimmte für gewaltsame Maaßregeln, Coligny hingegen, ein gesetzter Mann, für Mäßigung. Dieser Letztere machte nun den Vorschlag, sich mit den Protestanten, die sich jetzt in Frankreich sehr vermehrt, und durch Beza, Calvin's Schüler, viele vornehme Anhänger erhalten hatten, zu vereinigen, um dadurch ihren Zweck desto eher zu erreichen. Andelot, des Admirals = Bruder, ein kühner Mann, der den Hugenotten längst schon anhing, und von Vielen gekannt war, sollte diesen Plan einer Vereinigung mit den Hugenotten zur Ausführung bringen. Alles ging erwünscht, und ein bedeutender Anhang war für die Bourbonen im Stillen gewonnen, denn noch wollten sie nicht öffentlich ihren Namen zum Aufruhr hergeben. Ein Hauptmann, la Renaudie, ein entschlossener Mann, wurde daher an die Spitze der Verschwörung gestellt, und ihm der Auftrag gegeben, den ganzen Hof in Blois, wo sich derselbe im Sommer gewöhnlich aufzuhalten pflegte, aufzuheben, und die Guisen entweder zu tödten oder gefangen zu nehmen. Wenn dieser Anschlag gelänge, so wollte man dann die Königin Mutter vom Hofe entfernen, und den König dazu nöthigen, einen neuen Staatsrath zusammen zu setzen. Aber der Anschlag schlug fehl, man hatte Verdacht geschöpft, der Hof begab sich nach Amboise. Franz Guise wußte es in dieser Gefahr bei dem schwachen Könige

Digitized by Google

dahin zu bringen, daß er selbst zum Reichsverweser ernannt wurde, und traf jetzt die zweckmäßigsten Maaßregeln, daß der ganze Plan in kurzem zerstört wurde. Der kühne la Renaudie verlor ein Treffen, und in demselben sein Leben (1560). Die Bourbonen, die sich von dem Verdacht, den sie selbst an diesen Unruhen genommen hatten, nicht ganz reinigen konnten, wurden jetzt immer mehr von den Guisen gehaßt, denen es sogar gelang, sich der Person des Prinzen Ludwig Condé zu bemächtigen. Als ein Majestätsverbrecher wurde er besonders auf den Rath der Guisen zum Tode verurtheilt, und mit Einem Schlage wäre dann, nach ihrer Meinung, das Haupt der Ketzer und der Rebellen gefallen. Allein plötzlich änderte sich die Lage der Dinge durch den Tod des 18jährigen Königs. Sein 10jähriger Bruder Carl IX. folgte ihm in der Regierung von 1560—74, und für den Unmündigen regierte seine Mutter Catharina als Reichsregentin. Der Catharina von Medicis, die Guisen jetzt selbst fürchtend, gelang es endlich dem Condé das Leben zu retten, und eine Aussöhnung beider Parteien zu Stande zu bringen. Doch diese scheinbare Ruhe währte nicht lange, denn Condé dürstete nach Rache, und die Guisen fühlten sich jetzt zurückgesetzt. Im Geheimen suchten sich die feindselig gegen einander gesinnten Parteien wieder Anhang zu verschaffen, und beide Theile bewarben sich jetzt um den alten verdienten Kriegsmann, den Connetable von Montmorency, der die Liebe der Armee besaß. Die Bourbonen rechneten auf die Verwandtschaft, die Guisen auf seine gut katholischen Grundsätze; doch die Letzteren siegten. Jetzt faßten diese sogar den Entschluß, Condé's Bruder, den König Anton von Navarra, auf ihre Seite zu bringen. Auch dies gelang. Die Königin Catharina, die sich zwischen beiden Parteien erhalten wollte, damit keine durch ihren Beitritt zu mächtig werden sollte, wodurch ihr eigenes Ansehen wäre verloren gegangen, war ganz bestürzt über diese Nachricht, und schloß sich jetzt enger an Condé und den Admiral Coligny an. Dieses steigerte den Haß der Guisen gegen sie noch mehr, den sie sich schon früher dadurch zugezogen hatte, daß sie als Reichsregentin den Hugenotten zur freien Religionsübung Erlaubniß gegeben hatte. Als die Guisen jetzt gerüstet, und mächtig durch ihren Anhang waren, wünschten sie nun selbst einen Ausbruch der beiden Religionsparteien. Franz Guise stand bald eine Gelegenheit dazu, die beiden Parteien noch mehr gegen einander zu erbittern. Mit einem zahlreichen Gefolge reiste er einst durch die in der Champagne gelegene kleine Stadt Vassi, wo eben die Hugenotten in einer Scheune ihren Gottesdienst hielten. Seine Leute fingen mit den Hugenotten Händel an, und es kam bald zu einer Schlägerei, in welcher viele Menschen niedergehauen und verwundet wurden. Beide Parteien, nachdem diese Nachricht sich in Frankreich verbreitet hatte, wollten jetzt mit Gewalt der Waffen ihre Meinung verfechten, und rüsteten sich zu einem Kampf. Condé zieht Truppen zusammen, und Franz Guise, der schon gerüstet war, bemächtigt sich des jungen Königs und der Regentin, um mit des Königs Namen alle seine gewaltsamen Maaßregeln zu bedecken. So brach der erste Bürgerkrieg (1562—63) aus. Für die Reformirten, deren Oberhaupt Condé war, erklärte sich Elisabeth von England, ein großer Theil des französischen Adels, und viele Städte, ja fast die ganze Normandie. Als die Guise'sche oder Royalistische Partei Blois, Tours, Poitiers und Rouen, wo König Anton von Navarra erschossen wurde, eingenommen hatte, so kam es bei Dreux (1562) zur Schlacht, welche die Reformirten, obgleich Coligny die feindliche Kavallerie schon in die Flucht geschlagen hatte, verloren, und worin Condé selbst gefangen wurde. Doch auch die Royalisten hatten an diesem Tage großen Verlust erlitten, denn der Connetable von Montmorency war von den Hugenotten gefangen, und der Marschall St. André getödtet worden. Jetzt wandte sich

Digitized by Google

Franz von Guise auf Orleans, den Hauptort der Hugenotten, den Coligny's Bruder, Andelot, vertheidigte. Beinahe wäre auch diese Stadt noch in die Hände der Royalisten gerathen, wenn nicht der Tod des Franz von Guise den Siegen der Katholiken Einhalt gethan hätte. Ein begeisterter kalvinistischer Schwärmer, Johann Poltrot von Merey, schoß ihm nämlich am 18. Februar 1563 drei vergiftete Kugeln durch die Schulter, so daß er nach sechs Tagen davon starb. Nachdem auch die Katholiken ihres Anführers beraubt waren; so kam nun am 12. März 1563 zu Orleans ein Vergleich zu Stande, worin den Hugenotten eine beschränkte Religionsübung bewilligt wurde, und Condé seine Freiheit erhielt. — Nachdem aber Catharina von Medicis in den 3 Friedensjahren (1563—67) Kräfte gesammelt, und Hoffnung auf spanische Unterstützung erhalten hatte, so beschränkte sie wieder die Religionsfreiheiten der Hugenotten, und ging damit um, den unruhigen Condé in ein ewiges Gefängniß werfen, und den Admiral Coligny ermorden zu lassen. Kaum hatte Condé von diesem Anschlage Nachricht erhalten, so läßt er seine Anhänger in der größten Stille zusammen ziehen, und bricht plötzlich am 28. Sept. 1567 gegen seine Feinde los. Hiermit begann der 2. Bürgerkrieg (1567—68). Fünfzig Plätze sind in kurzer Zeit von den Reformirten weggenommen, und schon stehen Condé und Coligny an der Spitze einer zahlreichen Kavallerie nur wenige Meilen von Paris, das bald darauf belagert wurde. Allein jetzt rückt der alte, achtzigjährige Connetable von Montmorency mit einem ansehnlichen Heere heran, und es kommt am 10. Novbr. 1567 bei St. Denys zur Schlacht. Obgleich die Hugenotten nach dieser Schlacht sich zurückziehen müssen, so war doch der Anführer des feindlichen Heeres geblieben. Bald erholen die Hugenotten sich von diesem Verlust, und Condé rückt auf Chartres los. Die Belagerung dieser Stadt setzte die Regentin in Furcht, und sie schloß jetzt den sogenannten kleinen Frieden von Longjumeau (23. März 1568), worin den Hugenotten abermals völlige Religionsfreiheit und Sicherheit zugestanden wurde. Da aber auch dieser Friede von der Regentin nur in der Noth geschlossen war, das gegenseitige Mißtrauen nicht aufgehoben hatte, die Reformirten mitten im Frieden empörend gedrückt wurden, und Condé und Coligny zu Noyers aufgehoben werden sollten, so entwischten sie beide nach Rochelle, und riefen die verwittwete Königin von Navarra auch dahin. Bald brach der Aufruhr in allen Provinzen aus. Hiermit fängt der 3. Bürgerkrieg an (1568—70). Mit dem Anfange des Jahres 1569 waren erst beide Parteien mit ihren Rüstungen fertig, und rückten nun ins Feld. Condé und Coligny führte die Hugenotten an; Heinrich von Anjou, des Königs Carl's IX. Bruder, oder eigentlich dessen vortrefflicher General Tavannes die Königlichen. Am 13. März 1569 kam es bei dem Städtchen Jarnac an der Charente zur Schlacht. Die Hugenotten wurden nicht nur geschlagen, sondern auch Condé gefangen, nachdem er mit dem Pferde gestürzt war, und sich noch kniend, wie ein Wüthender, vertheidigt hatte. Als man den Gefangenen ins Hauptquartier des jungen Herzogs von Anjou führen wollte, so schoß ein Gardehauptmann des Herzogs, ein Baron von Montesquiou, ihm eine Kugel durch den Kopf. So starb der kühne Ludwig, Prinz von Condé, ein großer Feldherr und trefflicher Mensch im 39. Jahre seines Lebens, und von seinem nahen Blutsverwandten, dem Herzog Heinrich von Anjou, wurde sein Mörder nicht einmal bestraft. Bald darauf starb auch Andelot, Coligny's Bruder. Allein noch sind die Hugenotten nicht verlassen, denn es lebt noch der kriegserfahrene und bedachtsame Coligny. Nachdem er die Reste seiner zerstreuten Truppen gesammelt hatte, so verstärkte er die Besatzungen der festen Städte, und rief die Häupter der Parteien nach Tonnay-Charente. Hier fand sich

Digitized by Google

auch die Königin von Navarra mit ihrem ältesten, 16jährigen Sohne Heinrich von Bearn, dem nachmaligen König Heinrich IV., ein; dieser Prinz wurde jetzt von den Verbündeten zum Oberhaupte ausgerufen, doch Coligny blieb Oberbefehlshaber der Truppen. Dieser ist anfänglich auch siegreich; allein die königliche Partei entläßt ihre Truppen, und besetzt nur die festen Plätze, um Coligny zu bewegen, seine Truppen, die er auf lange Zeit nicht unterhalten konnte, ebenfalls zu entlassen. Was die königliche Partei wünschte, geschieht; viele Edelleute verlassen Coligny, und die 10.000 Deutschen seines Heeres sind mit der Kriegführung unzufrieden, weil sie hier in Frankreich ihre Rechnung nicht fanden. Als es so bei der Armee des Coligny aussahe, überraschte ihn plötzlich der Herzog von Anjou mit einem starken Heere bei Montcontour in Poitou. Die Deutschen verlangen eine Schlacht, die auch hier den 3. Oktober 1569 geliefert, und worin das Heer der Hugenotten geschlagen wurde mit einem Verlust von 10.000 Menschen. Coligny wurde bald nachher durch einen Ausspruch des Parlaments seines Amtes entsetzt, seiner Güter beraubt, und dadurch entehrt, daß sein Bildniß an den Galgen geschlagen wurde. Dessen ungeachtet verlor er den Muth nicht in dieser Lage, wo Alle anfingen zu fürchten, sondern suchte seine Truppen zusammen zu halten, die auch bald an vielen Orten wieder Vortheile erfochten. So ließen seine Feinde die herrliche Gelegenheit, ihn zu vernichten, vorbei gehen, weil sie unter sich selbst uneins waren. An die Stelle des Herzogs von Anjou, der krank war, trat jetzt der Marschall von Cossé, der den Hugenotten so wenig schadete, daß man am Hofe auf die Vermuthung kam, er begünstige sie heimlich. Selbst der Gouverneur von Languedoc, ein Sohn des bei S. Denys gebliebenen Connetable's, unternahm nichts gegen die Hugenotten, weil er seit seines Vaters Tode wenig von der königlichen Partei begünstigt wurde, und mit dieser in Mißverständnissen lebte. So kam endlich, weil man Verrath fürchtete, und ahnete, und die Kassen am Hofe erschöpft waren, der 3. Religionsfriede zu St. Germain-en-Laye den 8. August 1570 zu Stande, worin abermals den Hugenotten freie Religionsübung und 4 Sicherheitsplätze, nämlich la Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac, zugestanden wurden. Jetzt sahe die Regentin, daß man mit der Gewalt der Waffen im offenen Felde nicht den vorgesetzten Zweck gegen die Hugenotten erreichen könne, sondern zu einem andern Mittel seine Zuflucht nehmen müsse. Dieses Mittel war nämlich, die Häupter der feindlichen Partei in Sicherheit einzuwiegen, um sie desto leichter aus dem Wege räumen zu können. Mit Klugheit wurde dieser Plan entworfen, und mit List ausgeführt. Die Bourbonen wurden durch alle mögliche Vorstellungskünste gewonnen. Man gab (1570) bei der Vermählung des jungen Königs Carl's IX. mit des Kaisers Maximilian's II. Tochter, Elisabeth, ein großes Versöhnungsfest am Hofe; dem König Heinrich von Bearn wurde Carl's eigene Schwester Margarethe zur Gemahlin angeboten, und die Königin von Navarra, Heinrichs Mutter, reiste selbst nach Paris, um ihre Einwilligung zur Vermählung zu geben; kurz alle Höflichkeiten, und alle Zusicherungen der Freundschaft trugen in dem Grade das Gepräge der Aufrichtigkeit, daß kein Mißtrauen aufsteigen konnte, jeder Hugenot sich mit der größten Sorglosigkeit seinen häuslichen Geschäften überließ, und die früher erfahrenen Bedrückungen durch die Aussicht auf eine bessere Zukunft vergaß. Eben so wurde auch der alte Coligny durch die ausgesuchtesten Höflichkeitsbezeugungen eingeschläfert. Man berief ihn an den Hof, und bei seiner Ankunft umarmte ihn der König selbst mit so scheinbarer Herzlichkeit, daß der alte Mann dadurch schon jedes Mißtrauen aus seinem Herzen verbannen mußte, und ganz bewegt war, als

Digitized by Google

Carl zu ihm sagte: „dieser Tag ist der glücklichste meines Lebens.“ Der Admiral erhielt alle seine Aemter wieder, eine Stelle im Staatsrath, reichliche Geschenke und ansehnliche Einkünfte für das, was er verloren hatte, ja man versprach ihm sogar bei dem nahen vorgeblichen Kriege mit Spanien die Oberbefehlshaberstelle der Armee. Bei diesen Beweisen des Zutrauens vergaß der Admiral allen Argwohn, und alles ihm vom Hofe einst zugefügte Unrecht. Plötzlich starb die Königin Johanna von Navarra (9. Juni 1572) während der Zubereitungen zur Hochzeit ihres Sohnes, und die Gerüchte, die hierüber unter dem Volke umher liefen, erfüllten viele Hugenotten mit Furcht und Mißtrauen. Der Admiral selbst wurde gewarnt, und an Vorsicht erinnert; allein er war unbesorgt, und seine Seele schien nur mit dem Plane beschäftigt zu seyn, wie er den König, dessen Zutrauen er zu besitzen glaubte, einst zum Werkzeuge großer Thaten gebrauchen könnte, die Frankreichs Kriegsruhm verherrlichen, und seinen Glaubensgenossen in den Niederlanden Unterstützung gegen Philipp II. von Spanien verschaffen sollten. Unter langen Ahnungen kam endlich der 17. August heran, an welchem Tage des Königs Schwester wirklich mit Heinrich von Bearn vermählt wurde, so daß alle Furcht wieder mit einem Male verschwand, und festes Zutrauen an die Stelle derselben trat. Allein bald darauf verwandelte sich dieses wieder in Mißtrauen, als am 22. August der Admiral Coligny von einem gedungenen Mörder einen Schuß durch den rechten Arm erhielt, wodurch er noch den Zeigefinger der rechten Hand verlor. Ruhig zeigte der Verwundete seinen Begleitern das Haus und das Fenster, woher der Schuß gekommen; allein die Thüre des Hauses war verschlossen, so daß der Meuchelmörder Zeit erhielt, durch eine Hinterthüre des Hauses zu entfliehen. Auf die Nachricht dieses Vorfalls eilt Heinrich von Navarra zum König, der jenen zu beruhigen sucht, und sich sogleich zum Admiral selbst begiebt. Hier angekommen, drückt der König dem Admiral seinen Schmerz über diese abscheuliche Verwundung aus, und versichert ihm mit Schwüre die strengste Untersuchung und die blutigste Rache. Damit waren Coligny und seine Anhänger wieder beruhigt. Da dieser Anschlag auf des Admirals Leben mißglückt war, so sann man auf einen andern Plan, der auch bald des Königes Genehmigung erhielt, und nicht so leicht fehl schlagen konnte. Coligny hatte nämlich selbst nach seiner Verwundung um eine Leibwache gebeten, und um seinen Wunsch zu erfüllen, läßt die Königin Mutter ein Garderegiment nach Paris kommen, und weis't demselben rings um Coligny's Wohnung Quartiere an. Um allen Reformirten einen gleichen Schutz zu sichern, so wurde den benachbarten Katholiken befohlen, diejenigen Hugenotten, die nicht schon in diesem Theile der Stadt wohnten, in ihre Häuser aufzunehmen, denn den sämmtlichen Reformirten war schon früher nur ein gewisser Theil von Paris zu Wohnplätzen angewiesen worden. Hierauf gründete sich nun der Plan, den Catharina von Medicis mit ihren Söhnen Carl IX., und Heinrich von Anjou, und ihren übrigen Anhängern entworfen hatte, die Häupter der Hugenotten alle, und was man von dieser Partei auffinden könnte, in einer Nacht zu überfallen, und zu ermorden. Der Abend des Bartholomäustages (24. August) wurde zur Ausführung des Blutbades festgesetzt. Nachdem man sich geeinigt hatte, wer als Schlachtopfer von den Häuptern der Hugenotten auf die Liste des Todes gesetzt werden sollte, so wurden die Stellen zu dem blutigen Spiele vertheilt. Der Marschall Tavannes hatte den Auftrag erhalten, die katholischen Bürger von Paris zu den blutigen Auftritten vorzubereiten. Er ließ demnach die Vorsteher der Bürgerkompagnien vor den König kommen, und befahl ihnen im Namen desselben, die Kompagnien selbst um Mitternacht vor dem Rathhause zu versammeln. Hierauf zeigte

Digitized by Google

er ihnen an, daß, wenn um 9 Uhr Abends mit der Glocke im Louvre ein Zeichen würde gegeben werden, brennende Fackeln an den Häusern befestigt, und Wachen auf allen Plätzen und Kreuzwegen ausgestellt werden sollten. Zuletzt machte er ihnen bekannt, daß die Katholiken zum Kenntzeichen in der Nacht ein weißes Tuch um den Arm, und ein weißes Kreuz auf dem Hute tragen sollten. Die Hauptrolle erhielt der Herzog Heinrich von Guise, der Sohn des vor Orleans erschossenen Franz von Guise. Ihm wurde die Ermordung Coligny's aufgetragen. Als die Glocke des Louvres das Zeichen zum blutigen Werke gab, besetzt Guise und der Graf von Angoulême mit 300 Geharnischten das Haus des Admirals, und foderte im Namen des Königs, daß das Thor geöffnet wurde. Ein Paar Verwegene, unter ihnen ein Lothringer, Namens Boehm, stürmten mit wildem Ausruf: „Mord und Tod!" die Treppe hinauf, und drangen mit gezogenen Schwerdtern in das Schlafzimmer des alten, an seiner Verwundung krank darnieder liegenden Mannes ein. Er hatte, von dem gewaltigen Lärmen aufgeschreckt, sein Krankenlager verlassen, und die hereinstürzenden Mörder fanden ihn mit dem Rücken an der Wand stehend. „Bist du Coligny?" rief Boehm. „Ich bin es, junger Mensch, habe Ehrfurcht für meine grauen Haare," antwortete der Admiral mit ruhiger Miene. Aber Boehm, jetzt vor ihm stehend, stieß ihm sein Schwerdt in den Leib, und zog es vom Blute triefend und rauchend wieder heraus, hieb ihn damit ins Gesicht, und verwundete ihn an Hals und Brust, bis der graue Held sein Leben ausgehaucht hatte. Jetzt schrie Boehm zum Fenster hinaus: „Es ist geschehen!" Guise aber antwortete ihm: „Der Graf von Angoulême will es nicht glauben, als bis der Feind zu seinen Füßen liegt." Bald darauf stürzte der Leichnam zum Fenster hinaus. Angoulême reinigte jetzt das Gesicht des Ermordeten vom Blute, und nachdem er den Admiral wirklich in ihm erkannt hatte, gab er ihm noch einen Tritt mit dem Fuße. So furchtbar, grausam kann der Mensch in seinem Wahne seyn! Erschreckt durch das Mordgeschrei auf den Straßen, stürzten die Hugenotten aus ihren Häusern, und wurden ermordet. Wer sich nicht heraus wagte, fand in seiner Wohnung den Tod; wer nicht durch die Waffen der Bürgerkompagnien oder der Gardesoldaten fiel, wurde von den Miethsleuten oder den eigenen Dienstboten über den Haufen gestoßen; wem die Nacht eine Freundin und Beschützerin gewesen war, dem wurde der Tag zur Todesnacht. Endlich graute der Morgen, und bald beleuchtete die Sonne die Blutstadt. Da lagen in ihrem Blute schwimmende Leichname, hier verstümmelte Körper, dort noch winselnde und zuckende Sterbende; hier liegt der Sohn, der dem Vater in der Todesgefahr zu Hülfe springen wollte, entseelt in des Vaters Todesarmen; dort drückt noch die Mutter den Säugling im Todeskampf an die blutige Mutterbrust, bis ein rauher Henkersknecht ohne seinen Willen ihnen die Schmerzen des Todes verkürzt. — Nicht der Religionshaß allein hatte diese Greuel erzeugt, sondern treulich hatten ihm alle Leidenschaften der Menschen beigestanden, aber die tapfersten Bundesgenossen waren Rachsucht und Habsucht gewesen. Nachdem nun die Schlachtopfer immer seltner wurden, und die Mordsucht und Blutgier keine Arbeit mehr fand, so ließ man den Haß gegen die todten Körper aus, mißhandelte und verstümmelte sie, und hing sie endlich an den Galgen. Mit durchdachter Grausamkeit behandelte man Coligny's Leichnam. Man schleppte ihn aus der Stadt nach dem Dorfe Montfaucon, wo Galgen standen, hing ihn an einen derselben bei den Beinen auf, verstümmelte ihn auf die abscheulichste Weise, warf ihn dann in die Seine, zog ihn wieder heraus, und nachdem man ihn im Feuer gebraten hatte, wurde er wieder an den Galgen gehangen. Als die Wuth nach einigen Tagen sich gelegt hatte, ließ ihn Montmorency

Digitized by Google

heimlich abnehmen und begraben. — Aber zu Paris bluteten die Hugenotten nicht allein, sondern auch in die Provinzen waren zu diesem Zwecke königliche Befehle gesandt, und in Orleans allein wurden deren 3.000 ermordet, so daß man die ganze Summe der in Frankreich im August 1572 Getödteten auf 30.000 rechnet. Nur wenige vornehme Familien blieben von dem Blutbade verschont. Dem König von Navarra und dem Prinzen Condé, einem Sohne des bei Jarnac erschossenen Prinzen, hatte man unter der Bedingung das Leben geschenkt, daß sie die reformirte Religion abschwören sollten, denn mit königlichem Blute wollte man die Hände nicht beflecken. Durch diesen Bartholomäusmord war zwar die Anzahl der Hugenotten in Frankreich sehr vermindert, aber ihre Erbitterung und ihre Kühnheit war desto größer geworden, weil im Allgemeinen ganz Europa über diese greuelvolle That den gerechteste Abscheu äußerte. Selbst der deutsche Kaiser Maximilian II., Carl's Schwiegervater, war darüber entrüstet. Die Hugenotten, nach diesen Vorfällen nirgends sicher, flüchteten jetzt nach ihren Sicherheitsplätzen. Auch aus diesen wollte man sie vertreiben, und der Herzog Heinrich von Anjou rückte deshalb mit einer Armee vor Rochelle. Mit verzweiflungsvoller Entschlossenheit vertheidigten sie sich hier, durch englische Hülfe unterstützt, und schlugen neun Stürme zurück. Hiedurch, und daß sich dem Herzoge von Anjou jetzt eine Gelegenheit zeigte, auf den polnischen Thron zu kommen, wurden beide Parteien endlich zum Frieden geneigt, der am 6. Juli 1573 abgeschlossen wurde, worin den Hugenotten ihre Sicherheitsplätze gelassen, und ihnen in einigen Städten Religionsübung zugestanden wurde. Carl starb aber bald (30. Mai 1574) kinderlos, und sein Bruder, der poln. König bestieg jetzt als Heinrich III. 1574—89 den Thron. Noch während seiner ganzen Regierung dauerten die Unruhen fort, die besonders durch die Söhne des vor Orleans erschossenen Franz von Guise erregt wurden. Als nämlich des Königs letzter Bruder Franz, jetzt Herzog von Anjou, den 10. Juni 1583 gestorben war, so öffnete sich dadurch dem jetzigen Oberhaupte der Hugenotten, dem Bourbonen Heinrich, König von Navarra, eine sichere Aussicht, bei dem Aussterben des Hauses Valois mit Heinrich III., auf den französischen Thron zu kommen. Deshalb schlossen die Guisen, an deren Spitze Heinrich von Guise stand, der sich schon als Held in der Bartholomäusnacht bei Coligni's Ermordung ausgezeichnet hatte, eine neue Verbindung, die zum Zweck hatte, den König Heinrich III. zu St. Germain aufzuheben, und abzusetzen, Heinrich von Guise wollte einst selbst als König den Thron besteigen. Um sich gegen Nachstellungen der Art zu sichern, ließ der König, der diese Absicht der Guisen erfahren hatte, die beiden Brüder Heinrich und Ludwig von Guise 1588 ermorden; nur der 3. Bruder, Carl, Herzog von Mayenne, entkam durch Flucht. König Heinrich wurde zwar deshalb von den Anhängern der Guisen (der Ligue der Sechszehner) des Throns verlustig erklärt, von dem Papste in den Bann gethan, und Carl von Guise zum Statthalter des Reichs ernannt; allein er verlor den Muth nicht, sondern vereinigte sich jetzt mit Heinrich von Navarra. Dieser hatte schon im vorigen Jahr den 20. Oktober 1587 bei Coutras über die Ligue gesiegt, und mit einem starken Heere rückten beide Heinriche jetzt auf Paris. Während der Belagerung dieser Stadt wurde Heinrich III. in St. Cloud, wo sein Hauptquartier war, von Jakob Clement den 1. August 1589 ermordet. Wenige Monate vorher war auch seine Mutter, Catharina von Medicis, (den 5. Januar 1589) gestorben. Im folgenden Jahre siegte Heinrich von Navarra, von Coligny zum Feldherrn gebildet, und von dem sterbenden Heinrich III. zum Nachfolger ernannt, auf der Ebene von Ivry den 14. März 1590 über seine Feinde, und bald darauf verschaffte er Frankreich den Frieden.

Digitized by Google

Blutregen. Aus natürlichen Gründen ist es klar, daß es kein Blut regnen könne; wenn man aber den scheinbaren Blutregen deswegen leugnen wollte, so müßte man nicht nur die alten klassischen Schriftsteller, sondern auch die neuern Historiker für absichtliche Betrüger erklären. Diese gefärbten Regentropfen können entweder durch Staub von Pflanzen, oder feiner, rother Erde, die durch den Wind, oder elektrische Kräfte in die Höhe geführt worden, oder auch von kleinen rothen Insekten ihre Farbe erhalten haben, die durch den Regen mit hinunter fallen, wie dieses Peirese bei einem sogenannten Blutregen beobachtet hat; oder es hat gerade zu der Zeit und in der Gegend geregnet, wo eine große Menge Schmetterlinge aus ihren Puppen herausschlüpfte, wobei diese Thierchen Tropfen eines blutähnlichen Saftes fallen ließen, welche mit dem Regen von den Blättern abgespült wurden. Kurz wenn unsere Vorfahren so sorgfältig untersucht hätten, als treulich sie die Sagen des Volkes aufschrieben, so würden sie die natürlichen Ursachen dieser Erscheinung, welche schon Cicero nicht mehr für ein Wunder hielt, aufgefunden haben.

Bluttaufe nennt man den Märtyrertod, den Jemand, ohne getauft zu seyn, aus Liebe zur christlichen Religion duldet; sie hat nach der katholischen Glaubenslehre sakramentalische Kraft. Eben so nimmt auch die katholische Kirche noch eine Begehrungstaufe an, welche in wahrer Reue über wirkliche Sünden und dem aufrichtigen Verlangen, so bald möglich die Wassertaufe zu empfangen, besteht. Hieraus erhellet, daß diese Kirche selbst den Nichtgetauften nicht verdammt, weil Niemand wissen kann, ob nicht der Sterbende den wahrhaften Wunsch gehegt habe, Alles anzuwenden, was Gott in seiner Offenbarung befohlen hat. — Es bedarf wohl keiner weitern Erwähnung, wie schön diese Lehre mit dem Geiste des Christenthums harmonirt, dessen göttlicher Stifter will, daß alle Menschen selig werden.

Blutumlauf nimmt seinen Weg auf folgende Art. Alles schwarze Blut der Blutadern sammelt sich durch ihre Vereinigung in dem großen, allgemeinen Stamme, in der Hohlader, zugleich mit dem Milchsafte, den die Verdauung liefert, strömt in das rechte Herzohr, und von da weiter in die rechte Herzkammer. Diese drückt das Blut, weil die Klappen am Herzohre ihm den Rückweg versperren, in die Lungenpulsadern, aus welchen es sich in alle Zellen der Lungen vertheilt. Hier nimmt es aus der, unterdessen eingeathmeten, Luft Sauerstoff auf, und wird roth, geht alsbald durch die Lungenblutadern zum linken Herzohre, und wird aus diesem in die linke Herzkammer getrieben, welche es sofort der Aorta übergiebt. Die Ursache des Forttreibens ist eine regelmäßige und mit Ausdehnung abwechselnde Zusammenziehung der Kammern und Ohren; doch damit die eben von dem Ohre her gefüllte Kammer ihr Blut nicht wieder rückwärts in das Ohr, und das Ohr sein Blut nicht wieder in die Venen treibe, so hat jede Mündung der Venen in die Ohren und jede der Ohren in die Kammern ihre Klappen, die dem Blute wohl den Eingang, aber keineswegs den Rückweg erlauben. Die Zusammenziehung, da sie die Ursache der Anfüllung des nächst gelegenen Raumes ist, wird also mit der Erweiterung dieses Raumes gleichzeitig vor sich gehen, und deshalb ist das rechte Herzohr ausgedehnt und gefüllt, wenn die rechte Kammer in der Zusammenziehung begriffen ist, eben so weiter die Lungenarterie voll, die Lungenzellen leer, die Lungenblutader voll, das linke Herzohr leer und die linke Herzkammer voll; also füllt sich die linke, wenn sich die rechte entleert ꝛc. Den Weg, welchen das Blut vom Herzen durch die Lungen bis wieder zum Herzen macht, nennt der Physiolog den kleinen Kreislauf, gegentheils den Lauf vom Herzen durch die Aorta und alle Schlagadersäste in die Aeste der Blutadern und durch die große Hohlader zum Herzen zurück: den großen Kreislauf. Die ursprüngliche Geschwin-

digkeit am Herzen beträgt 30.000 Fuß in einer Minute, die ganze Blutmasse geht in jeder Stunde ungefähr 40mal durchs Herz.

Boan-Upas, ein Giftbaum, der auf den ostindischen Inseln, vorzüglich in den unfruchtbaren hüglichen Gegenden von Surakarta zu Haus ist. Von seinem schrecklich wirkenden Gifte ist lange viel Uebertriebenes verbreitet worden; aber wie viel eigentliches Wahres daran sey, haben erst die neuen Untersuchungen des Franzosen Leschenault und des Engländers Horsfield gelehrt, die beide kurz vor dem letzten Decennium als Botaniker Java durchreisten. Sie nennen den Baum Antjar (Antiaris toxicaria Lesch.); er ist einer der größten in den javanischen Wäldern, und hat zuweilen an der Wurzel 10 Fuß im Durchmesser, und nicht selten 60 — 80 Fuß Höhe. Aus der weißen Rinde fließt, wenn man sie ritzt, der giftige Saft, der an der Luft bald hart und braun wird; die Eingebornen fürchten bei dem Einsammeln Entzündungen der Haut und der Augen zu bekommen, und wollten daher Hrn Horsfield nicht dabei behülflich seyn. Doch verfertigen in andern Gegenden die Aermern sich Zeuge zu Kleidern aus dem faserigen Bast dieses Baums. Diese haben denn nur das Unbequeme, daß sie auf der Haut ein heftiges Gucken erregen, so bald sie naß werden, auch glaubt man, daß das Haar davon ausfalle. Hauptsächlich wächst dieser Baum im östlichen Theil der Insel, und dort weiß man allein das Gift zu bereiten. Es ist nämlich an und für sich noch gar nicht so gefährlich, sondern wird es erst durch Vermischung mit andern Stoffen. Auf 8 Unzen Antjar-Gift kommen nämlich gestoßener Pfeffer, Saft von Arum Nampa, von Kaempferia Galanga, von Zerumbet von Zwiebeln und Knoblauch, von jedem ein halbes Quentchen, und diese Mischung geräth sogleich in heftiges Aufbrausen. Je stärker dieses ist, desto wirksamer wird dieses Gift. Horsfield stellte damit mehrere Versuche an; ein damit verwundeter Büffel starb im Anfange der dritten Stunde, ein Hund in 25 Minuten, ein kleiner Hund in 14, eine Maus in 10, ein kleiner Affe in 7, ein Geier in 6 Minuten u. s. w. Obgleich man nun nach allem Diesen die Erzählungen von der giftigen Atmosphäre solcher Bäume für sich unwahr ansehen muß, so sind sie doch nicht ganz erdacht, sondern haben ihren Grund in der oft bemerkten, und auch von gebornen Javanern bestätigten Erfahrung, daß die Sklaven, die bei der Urbarmachung von Waldungen zum Ausrotten der Wurzeln gebraucht werden, davon die bösartigsten hitzigen Krankheiten bekommen. Vor allem sind die Folgen schleunig verderblich, wenn von diesen giftigen Bäumen mehrere da gestanden, und die daraus entstehenden Krankheit kann in wenigen Stunden tödten. Vielleicht ist die Sitte der Javaner, deren Tombe erwähnt, daß sie den Boan-Upas auf die Gräber ihrer Fürsten pflanzen, und ihn heilig halten, aus diesem Umstand zu erklären. Uebrigens ist leider der Gebrauch dieses und anderer Gifte ziemlich im Schwange, und mancher Europäer in Diensten der holländischen Compagnie ist in den Kriegen gegen die javanischen Völkerschaften durch die mit diesem Safte vergifteten Quellen ums Leben gekommen. Bei dem leidenschaftlichen Karakter des Ostindiers kann die Beleidigung meistens nur durch Blut gesühnt werden, und der flammige malayische Dolch (der Kris) ist eine bequeme Waffe für die schnell ihr Opfer fodernde Racheluft. Diesen tragen die Vornehmen meistens vergiftet, ja man behauptet, es seyen die geschickten Waffenschmiede im Besitz eines Geheimnisses, den Kris, dessen Klinge immer schön damascirt ist, bei dieser Arbeit im Feuer zu vergiften, so daß man nur nöthig habe, ihn vor dem beabsichteten tödtlichen Gebrauch mit Zwiebelsaft zu bestreichen. Heftiger noch als das Gift des Boan-Upas ist das Tjettik-Gift, von dem eingedickten Absud der Wurzelrinde von Strychnos Tieute Lesch. und den obengenannten Ingredienzen verfertigt. Es wirkt am stärksten 24 Stunden nach der Bereitung, wenn es, auf einen Pfeil gestrichen, eben lufttrocken

Digitized by Google

geworden. Die Erscheinungen, die es in dem thierischen Körper hervorbringt, sind von denen des Upas-Giftes in sofern verschieden, als es unmittelbar das Gehirn und Nervensystem angreift. Der Tod erfolgt schnell unter den heftigsten Zuckungen, Beängstigung, Erbrechen u. s. w.

Bocage (J. du), geboren zu Havre im J. 1676, und gestorben im J. 1728, hat sich durch seine Talente in der Handelsmarine ausgezeichnet. Im J. 1707 machte er als Capitain des Schiffes: La decouverte, eine Reise um die Welt. Seine Reise war glücklich, und dauerte neun Jahre. Während dieses Zeitraumes benutzte er die verschiedenen Gegenden der Südsee, und jene der Meere von China und Indien. Er entdeckte mehrere Inseln, bestimmte die Lage derselben, entwarf Pläne und machte Beobachtungen, die alle in der in Frankreich erschienenen, allgemeinen Geschichte der Reisen niedergelegt sind. Dieser Seemann hatte das Vergnügen, Keinen von seiner Mannschaft zu verlieren.

Boccaccio de Certaldo (Giovanni), wurde geboren, entweder zu Florenz selbst, oder zu Paris, im Jahr 1313. Die beliebteste Meinung macht ihn zu einem gebornen Pariser. Den Beinamen de Certaldo erhielt er von dem florentinischen Schlosse dieses Namens, wo seine Vorfahren ansässig gewesen zu seyn scheinen. Sein Vater, ein florentinischer Bürger, hielt sich in Handelsgeschäften zu Paris auf. Auch der Sohn war zum Kaufmannsstande bestimmt. Nach mehreren Zeugnissen erhielt der junge Boccaccio eine liberale Erziehung zu Florenz, bis er genöthigt wurde, über Handelsgeschäften seine Studien lange Zeit zu vergessen. In eben diesen Geschäften mußte er häufige Reisen machen. So lebte er als Kaufmann bis in sein acht und zwanzigstes Jahr. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß er während dieser Zeit genaue Bekanntschaft mit den französischen Fabliaux und Ritter-Romanen gemacht hat. In der ganzen Entwicklung seines Geistes zeigt sich der Einfluß einer Lektüre dieser Art. Aber seine Biographen schweigen davon, wie er selbst. Sie versetzen ihn auf ein Mal in seinem acht und zwanzigsten Jahre nach Neapel, wo sich die Revolution in ihm ereignete, die ihn zum Gelehrten und Schriftsteller machte. Boccaz, so sagt man, begab sich eines Tages zu dem bekannten Monument in Neapel, das man dort noch jetzt für das Grabmal Virgils hält. Hier brach sein lange unterdrückter Hang zu literarischer Thätigkeit und sein Widerwille gegen den Stand, den er zu ergreifen genöthigt gewesen war, mit der Flamme des Enthusiasmus hervor. Er erklärte seinem Vater entschlossen, daß er nicht länger Kaufmann bleiben wolle. Mit dem Ernst und Eifer, wie man an ein Berufsgeschäft geht, ging nun Boccaz an die Studien, durch die er sich zum Dichter bilden wollte. Das Alter der ersten Schwärmerei und des jugendlichen Selbstgefühls war für ihn schon vorüber. Die Liebe hatte nicht aus ihm gesungen, wie aus Dante und Petrarch. Er behandelte die Poesie mehr als eine Wissenschaft. Er fand, daß er, um ein Dichter nach seiner Idee zu werden, vor allen Dingen zuerst ein Gelehrter seyn müsse. Was einem Dichter zu wissen nöthig, das zu studiren, war sein ernstliches Vorhaben. Der ästhetische Werth der alten Literatur mußte ihn um so mehr interessiren, da gerade damals diese Literatur aus den Klosterbibliotheken wieder hervordrang, und besonders durch Petrarchs Enthusiasmus gehoben wurde. Mit der lateinischen Sprache scheint Boccaz schon von seiner ersten Erziehung an nicht ganz unbekannt gewesen zu seyn. Jetzt legte er sich mit Eifer auf sie. Selbst im Griechischen nahm er Unterricht bei dem damals berühmten Leontius Pilatus, der auch Petrarchs Lehrer in dieser Sprache wurde. Aber Boccaz trieb alle diese Studien mehr geschäftsmäßig, als Petrarch. Nicht zufrieden, durch den Geist der alten Literatur den seinigen praktisch zu bilden, hielt er für nöthig, die Materialien der alten Poesie

Digitized by Google

mühsam in einem mythologischen Werke zusammenzutragen. So entstand sein lateinisch geschriebenes Buch von der Genealogie der Götter. Er sammelte dann noch als Nachtrag zu seiner Götterlehre Notizen aus der alten Geographie, und gab ihnen die Form eines Wörterbuchs. Endlich fügte er noch ein historisches Werk von berühmten Männern und Frauen hinzu. So mühsam ging der Mann, dem die italienische Prose zum ersten Mal den Reiz der Leichtigkeit verdanken sollte, den Weg der Gelehrsamkeit, um sicher zu seyn, daß er das Ziel der Dichtkunst nicht verfehle. Um eben diese Zeit soll sich auch die mysteriöse Liebe zwischen ihm und seiner Fiammetta entsponnen haben. Aber auf der Geschichte dieser Liebe liegt ein Dunkel, das noch keiner von den Geschichtforschern und Kritikern zu zerstreuen vermocht hat. Was Boccaz selbst davon erwähnt, ist so unbestimmt, daß man nicht weiß, wie viel man davon für romantische Erfindung, und wie viel für Wahrheit halten soll. Zur erzählenden Dichtung, wie er glaubte, berufen, huldigte er seiner Fiammetta durch Erzählungen in Versen und in Prose, aber größtentheils nur in Dedikationen und Vorreden, die beweisen, daß er Manches vorzüglich deswegen schrieb, damit sie es lesen möchte. Den Helden und Heldinnen seiner Erzählungen legte er dann auch, wo er es schicklich fand, seine eigenen Empfindungen in den Mund. Aber diese Huldigung war noch immer keine dichterische Vergötterung. Fiammetta lebt in Boccazens Dichtungen weder namentlich, noch unverkennbar. Indessen bleibt es merkwürdig, daß zum dritten Mal die Liebe es war, die ihn als den dritten unter den Restauratoren der Poesie und Beredsamkeit wenigstens mit begeisterte. Daß es mit seiner Leidenschaft voller Ernst war, läßt sich nicht bezweifeln. Am Deutlichsten theilt er sich darüber in der Vorrede zu dem Gedichte il Filostrato mit. Da erzählt er in einer kindlich herzlichen Sprache, die die Wahrheit des innigsten Gefühls hinlänglich verbürgt, wie ihn die Trennung von seiner Fiammetta veranlaßt habe, in diesem Gedichte einen Theil seiner Schmerzen niederzulegen. Es ist ungewiß, ob er von selbst einsah, daß er mit allem seinem Enthusiasmus für den Dichterberuf doch kein Dichter im eigentlichen Sinne war, oder ob die Kälte, mit der seine metrischen Compositionen aufgenommen wurden, ihn bewog, mit desto mehr Fleiß die romantische Prose zu kultiviren, die ihm besser, als seine Verse gelang. Sobald Boccaz als Gelehrter und Dichter sich einen Namen zu erwerben mit Glück gestrebt hatte, fehlte es ihm auch nicht an Ermunterung von Außen. Er gewann die Freundschaft Petrarchs. Petrarch und er wurden in ihrem Enthusiasmus für liberale Geisteskultur, besonders für das Studium der Alten, Ein Herz und Eine Seele. Die florentinische Regierung wurde durch den literarischen Ruhm ihres Mitbürgers bewogen, auch ein politisches Zutrauen zu ihm zu fassen, und ihn mit Gesandtschaftsposten zu beehren. Boccaz war auch der Erste, der in Florenz die neue und in ihrer Art einzige Lehrerstelle bekleidete, welche die Regierung zur Erklärung der göttlichen Comödie des Dante gestiftet hatte. Er starb zu Certaldo, dem Wohnsitz seiner Vorfahren, im Jahr 1375, also ein Jahr nach seinem Freunde Petrarch. Boccaz ist der Erste, der es auf ein eigentliches Heldengedicht in italienischer Sprache anlegte. Seine Versuche verunglückten zwar schon im Zuschnitte; aber die metrische Form, die er zu dieser Art von Gedichten wählte, wurde das Vorbild aller künftigen Epopeen der Italiener. Die Stanzen in Ottava rima gewannen durch ihn, der sie, wo nicht erfand, doch zur poetischen Erzählung zuerst benutzte. In seinem Filostrato ist am Trefflichsten die Beschreibung der Freuden und Schmerzen der Liebe, und hier hat sich Boccaz an manchen Stellen als Dichter gezeigt. Einige dieser Stellen möchten wohl unter allen Versen ihres Verfassers die besten seyn.

Digitized by Google

Dahin gehören die beiden Briefe, die Troilus an seine Geliebte schreibt, vorzüglich der zweite, in welchem er die Schmerzen der Trennung mit Blumen schmückt, die die Phantasie nur im Innersten des Herzens auflesen konnte. Man könnte diesen beiden Briefen auch, als für sich bestehenden sogenannten Heroiden, einen Platz unter den besseren Gedichten dieser Art anweisen. Der Hymnus an die Göttin der Liebe, im vierten Gesange, hat, einige pedantischen Phrasen abgerechnet, ein lyrisches Feuer, und einen Schwung, dessen wohl selbst Petrarch sich nicht geschämt haben würde. Noch ein halb versificirtes Werk des Boccaz kann hier am Schicklichsten genannt werden. Dieses ist der Admet, oder die Comödie von den florentinischen Nymphen. Prose und Verse in terze rime wechseln darin ab. Nicht nur diese Abwechslung in einer und derselben Composition war für die Italiener damals etwas Neues; auch die ganze Dichtungsart war neu. Boccazens Admet ist das älteste Schäfergedicht in der neuern Literatur. Die Fabel ist sehr einfach, wenn gleich voller Anspielungen auf florentinische Partikularien, die eines Commentars bedürfen. Abgerechnet diesen geheimen Sinn, ist die Erfindung eben wegen ihrer Simplicität dem Geist der bukolischen Dichtung gemäß. Die Erzählung von der Liebe des Schäfers Admet und der Nymphe Lya ist nur das Mittel, eine Reihe von Beschreibungen, Gesängen und dichterischen Conversationen zwischen den Hirten und den Nymphen herbeizuführen. Die Gesänge besonders beweisen, daß Boccaz Virgils Schäfergedichte gelesen hatte. Aber er konnte, nach seiner Art, nicht umhin, auch seine Hirten und Nymphen in das romantische Gewand umzukleiden. Bewundern muß man den Reichthum von kleinen Zügen in dieser sonst ziemlich einförmigen Gallerie von bukolischen Gemälden. Der Geist der Ruhe, der in der ganzen Ausführung herrscht, macht dem Dichter, der sonst so gern die Klagen der Liebe bis zum Angstgeschrei verstärkt, besondere Ehre. Die Beschreibungen in einigen der prosaischen Stellen zeichnen sich, wenn gleich nicht durch Originalität, doch durch eine anmuthige Natürlichkeit aus. Mehrere der metrischen Stellen sind auch artig genug versificirt. Ueberhaupt könnte ein Dichter unserer Zeit manche Blume aus diesem romantisch-schäferlichen Kranze gebrauchen, um sie einer korrekteren Dichtung einzuflechten. Zum Autor in schöner Prose war Boccaz durch das Gefühl berufen, das er, unbekannt mit sich selbst, für wahres Dichtergefühl hielt. Er mußte etwas erzählen; dichterisch, aber nicht als Dichter im ganzen Sinne des Worts; anmuthig, aber nicht in Versen; denn seine Sprache in Versen blieb, wenige Stellen abgerechnet, immer schwerfällig, und seine Dichtung für wahre Poesie zu matt und kalt, er mochte an ihr künsteln, so viel er wollte. Die bekanntesten unter Boccazens Werke in toskanischer Prose sind: Der Philocopus; die liebende Fiam'metta; das Labyrinth der Liebe, auch bekannt unter dem seltsameren Namen Il Corbaccio; und zuletzt sein Decameron. Mit allem gothischen Ritterprunk ausstaffirt ist der Philocopus (il Filocopo); vermuthlich Boccazens erster Versuch in der romantischen Prose. Der ganze Roman ist ein abenteuerliches Rittermährchen von eben so gemeiner und widersinniger Erfindung, als phantastischer Ausführung. Das Seltsamste dabei ist das räthselhafte Zeitalter, dem die Helden und Heldinnen angehören. Die ganze Erzählung ist mit griechischer Mythologie überladen. Mehr ästhetischen Werth hat schon Boccazens zweiter Roman, die liebende Fiammetta (l'amorosa Fiammetta). Die Erfindung bedeutet freilich nicht viel; aber die Sprache ist einfacher, und die ganze Ausführung natürlicher. Der Roman der liebenden Fiammetta ist ein Handbuch der Liebe im Geiste des vierzehnten Jahrhunderts; ein psychologisches Gemälde, das sich durch seine Vollständigkeit, durch die treffende Wahrheit einzelner Züge,

Digitized by Google

durch eine warme und innige Darstellung in den Stellen, wo das ganze Herz des Verfassers spricht, und durch eine sanftere und lieblichere Diktion, als man in ähnlichen Werken gewöhnlich findet, sowohl von den älteren Ritterromanen, als selbst von mehreren späteren Versuchen in toskanischer Prose rühmlich unterscheidet, und als das Erste in seiner Art eben so viel Aufmerksamkeit, als Nachsicht verdient. Desto weniger Nachsicht und auch nicht mehr als eine flüchtige Aufmerksamkeit verdient der Corbaccio oder das Labyrinth der Liebe. Es ist eine derbe Invektive gegen das weibliche Geschlecht, eingekleidet in einen allegorischen Traum. Die hundert kleinen Erzählungen oder Novellen, die Boccaz unter dem Namen des Decamerone kunstreich und ungezwungen in einer Sammlung verbunden hat, werden von den Italienern als unübertrefflich geschätzt. In Italien selbst hat zur Begründung des Ruhms der Boccaz'schen Novellensammlung ohne Zweifel ihre toskanische Korrektheit nicht wenig beigetragen. Das Uebergewicht, das der toskanische Dialekt bei der Bildung der italienischen Gesammtsprache vor allen übrigen Dialekten des italienischen Romanzo gehabt hatte, war schon durch Dante behauptet, und durch Petrarch gesichert worden. Die neue Gesammtsprache hieß nun kurz und gut Toskanisch. Boccazens prosaische Schriften waren für Jedermann. Sie waren die ersten, durch die die feinere Gesellschaftswelt in Italien mit dem literarisch veredelten Romanzo der Florentiner genauer bekannt wurde. Der Beifall, den der Inhalt und die ästhetische Form dieser Schriften als etwas in Italien Neues und ganz dem Zeitalter Angemessenes bei dem großen Publikum fanden, verschaffte ihnen bald eine grammatikalische Autorität, deren die prosaische Sprache noch bedurfte. Sie kamen in den Ruf, Muster der Reinheit der toskanischen Diktion zu seyn. Dieser Ruhm ist ihnen geblieben. Sie wurden Schulbücher; und nun wagte man nicht, etwas Nachtheiliges von dem Style des Autors zu denken, dessen Sprache so rein toskanisch war. Aber auch der ästhetische Werth dieser Novellen hat ihnen ihre Unvergänglichkeit wenigstens zum Theil gesichert. Boccazens Geist hatte, nach langem Herumirren, endlich eine Heimath gefunden. Sobald er sich den romanhaften Pomp und den mythologischen Flitterstaat aus dem Sinne schlug, bildete sich sein Geschmack von selbst. Boccazens Novellen waren unterhaltend und lehrreich, ohne enthusiastisches Mitgefühl zu erregen, und ohne den Verstand zu sehr zu beschäftigen. Es waren größtentheils Geschichtchen, die sich auch mündlich nacherzählen und zur gesellschaftlichen Ergötzung auf mehr als eine Art benutzen ließen. Alle sind in einer und derselben leichten und weichen Manier erzählt, in der die Worte wie ein spiegelglatter Strom fast ohne Wellen hingleiten, und melodisch, wie eine Musik aus der Ferne, das aufmerkende Ohr ergötzen, während das Interesse der wenig verwickelten Geschichte den Verstand und das Mitgefühl nur sanft und ruhig anzieht. Ernst und Scherz reichen hier einander gefällig die Hand. Die Thorheit wird verspottet; die schwache und die schlechte Seite des menschlichen Herzens werden, zwar nicht immer ohne Aergerniß, aber immer ohne Mißmuth und Menschenhaß, aufgedeckt. Lustige und betrügerische Streiche wechseln mit Begebenheiten ab, die eine sanfte Rührung erregen, und besonders die schnellen Uebergänge vom Glücke zum Unglück und vom Unglück zum Glücke anschaulich machen. Welt- und Menschenkenntniß zeigt sich überall, und das praktische Interesse erhöht das ästhetische der ganzen Sammlung. Nicht eben als schicklich und nicht eben als geistreich empfiehlt sich beim ersten Eindruck der Zusammenhang, in den Boccaz seine hundert Geschichtchen als ein Ganzes gebracht hat. Sieben junge Damen und drei junge Herren werden durch die Pest, die damals Italien und einen großen Theil des übrigen Europa verwüstete, veranlaßt, zusammen nach einem Landhause in einer schönen

Digitized by Google

Gegend zu flüchten. Unter den Zeitverkürzungen, durch die sich diese Gesellschaft vor niederschlagenden Gedanken zu sichern sucht, wird unter andern das Erzählen beliebt. Die zehn Mitglieder der Gesellschaft verpflichten sich, Jeder und Jede täglich ein unterhaltendes Geschichtchen zu erzählen. Sie führen dies zehn Tage aus. Der Geschichten werden also ein rundes Hundert; und die ganze Sammlung bekommt, als Geschichte einer zehntägigen Unterhaltung, den gelehrten Namen Decameron. Aber Boccazens Novellen mit allen ihren Vorzügen zu den klassischen Werken vom ersten Range zu erheben, und als Muster in ihrer Art zu preisen, kann jetzt nur noch blinden Verehrern einfallen. Wenn wir auch vergessen wollen, was strenge Sittenrichter von jeher gegen die leichtfertigen Beschreibungen und Scherze einzuwenden hatten, die in den Erzählungen der jungen Herren vorkommen, so darf doch auch die liberalste Kritik keine Plattheit in dergleichen Spielen des Muthwillens dulden. Platt genug ist schon die Freiheit, die sich die artig seyn wollenden Erzähler nehmen, auf diese Art eine Gesellschaft zu ergötzen, die zu mehr als zwei Drittheilen aus Damen besteht; und diese Damen empfehlen sich auch eben nicht sehr durch die Nachsicht, mit der sie solche Vorträge anhören. Aber noch widerlicher ist die cynische Derbheit des Ausdrucks in mehreren dieser anstößigen Stellen. Boccaz, dem seine Schriften in Versen und in Prose zu seiner Zeit den Namen des vortrefflichsten Dichters und Redners erwarben, hätte auch als Aesthetiker durch seinen Commentar über die göttliche Comödie des Dante, seinen Zeitgenossen nützlicher werden können, wäre die Kritik damals nur ein wenig aufgeklärter, oder Boccaz selbst in seinem Geschmacke fester gewesen.

Boccanera (Guilio), Bruder des Simon Boccanera, der 1559 zum Doge von Genua erwählt wurde, leistete 1360 dem König Alphons XI. von Kastilien große Dienste gegen die Mauren, die er mehrere Mal zur See schlug. Aus Dankbarkeit ernannte ihn der König zu seinem Admiral und zum Grafen von Palma. Eben so treu diente er dem Nachfolger des Königs Alphons, Heinrich III., schlug 1371 die portugiesische Flotte vor der Mündung des Tajo, und den englischen Admiral Pembroke im Angesicht von Rochelle, den er auch als Gefangenen nach Spanien führte. Er starb eine kurze Zeit nach diesem Siege, und hinterließ den Ruhm eines großen Seehelden seiner Zeit.

Boccherini (Luigi), ein berühmter Violoncellist und Componist, wurde 1740 zu Lucca geboren, und starb zu Madrid im J. 1306 in einem Alter von 70 Jahren. Er wurde von Abbate Vanucci, dem damaligen Musikmeister des Erzbischofs, und seinem Vater, einem berühmten Contrabassisten, mit vieler Sorgfalt für seine Kunst ausgebildet. Seine Instrumental-Musik zeichnet sich aus durch die Reinheit des Styls, im Vereine mit einer süßen Melodie, welche ohne Anstrengung rührt, und einem tiefern Gefühle, welches die Combinationen der Kunst errathen zu haben scheint. Bei Haydn erscheint immer der Harmonist, bei Boccherini ist Alles das Werk der Begeisterung. Da die Kraft vorzüglich in dem Einen hervorstrahlte, und die Anmuth in dem Andern, so hat man treffend gesagt: „Boccherini ist Haydn's Gattin." Die Adagio's dieses Componisten geben einen Begriff von der Musik der Engel: im Allegro ist er immer edel. Seine Musik ist aus der Quelle der heiligen Bücher geschöpft; auch weht immer in ihr das grandiose Religiöse in einer Gattung, worin Keiner ihn erreicht; aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist er der Sachini der Instrumental-Musik. Boccherini ist Haydn's Vorgänger in Ansehung des Quatuor's; er hat zuerst den wahren Geist dieser Gattung festgehalten. Bis jetzt ist er der Einzige, welcher Quintetti für zwei Violincellen komponirt hat. Boccherini hat dem Marquis von Benavento vier und zwanzig Quintetti hinterlassen;

Digitized by Google

sind, die letzten, die er komponirt hat, man kann sie seinen Schwanen-G.-sang nennen.

Bocchetta, ein Gebirgspaß der Appenninen, über welche die Herrstraße aus der Lombardei nach Genua führt. Auf dem Gipfel des höchsten Berges ist ein schmaler gepflasterter Hohlweg angelegt, der nur für beladene Maulthiere gangbar ist. Er ist der Schlüssel von Genua, und wird von 3 starken Schanzen vertheidigt. Im österreichischen Erbfolgekriege 1745 u. 1746, und in dem Revolutionskriege ward diese Bocchetta sehr wichtig.

Bochi (Achilles), auch Philerotes genannt, blühete in der ersten Hälfte des 16ten Jahrh., hochgeschätzt vom Papst Leo X., dem großen Verehrer von Kunst und Wissenschaft. Bochi war ein tiefer Kenner der griechischen und arabischen Sprache, berühmt durch seine lateinischen Gedichte, und noch berühmter durch sein schönes Bilderbuch. Dieses wurde in Bologna zuerst 1555 und nachher wieder 1574 gedruckt. Die Kupferstiche dieses Werkes sind von dem berühmten Künstler Julius Bonasone gezeichnet und gestochen, nicht alle gleich gut, aber viele sind vortrefflich. Dieser Umstand kann durch eine Stelle im Malvasia, Felsina Pitrice II. 72., erläutert werden, wo wir lesen, daß Bonasone oft seine Ideen von Michel Angelo und Albrecht Dürer borgte, und daß er sich Zeichnungen von Parmigiano und Prosper Fontana verschaffte. Der Letztere war Bochi's vertrauter Freund. Nun wird es nicht schwer seyn, zu bestimmen, welchem Meister jede dieser Zeichnungen zugehört. In der zweiten Ausgabe sind die Kupferstiche durch Augustin Caraccio aufgefrischt, der auch das erste nach seiner eigenen Zeichnung verfertigt hat; allein, ungeachtet der großen Verdienste dieses Künstlers, ist doch die erste Ausgabe dieses seltenen Werkes vorzuziehen.

Bock. Dieses Thier ist in der Götterlehre und Geschichte des heidnischen Aberglaubens von einiger Bedeutung. Einmal nahm der Gott Pan in dem Kampfe der Götter mit den Giganten des Bocks Gestalt an, und rieth dieses auch den übrigen Göttern an, um in dieser Gestalt vor der Giganten sicher zu seyn. Auch kämpfte Pan in dieser Gestalt so glücklich gegen den fürchterlichen Typhon, daß die geretteten Götter dem Bocke am Himmel unter dem Zeichen des Steinbocks einen ehrenvollen Platz anwiesen. Doch auf der Erde büßte das Thier für diese ihm am Himmel wiederfahrene Ehre; denn zu Athen und in Arcadien war am Feste des Pan, so wie in Rom in den, dem Pan gefeierten, Lupercalien der Bock das Hauptopferthier. Auch am Bacchus-Feste mußte während der Orgien dem Weingotte ein Bock, als dasjenige Thier, welches die Weinberge verwüstet, und diesem Gotte also nothwendig verhaßt ist, geopfert werden.

Bode (Johann Joachim Christoph), geboren zu Braunschweig den 16ten Januar 1730, wo sein Vater Soldat und Taglöhner war, der nachher zu Scheppenstädt als Ziegelstreicher kümmerlich sein Brot verdiente. Nach der Meinung seines Vaters zu dumm, die väterliche Handthierung zu begreifen, legte er sich auf die Musik, und wurde bald Virtuos auf dem Basson; legte sich dann auf fremde Sprachen, und übersetzte mehrere Meisterwerke der Engländer und Franzosen. In den Jahren 1762 und 63 führte er die Redaktion des Hamburger Correspondenten. Die Heirath mit einer seiner Schülerinnen machte ihn zum reichen Manne, und beweg ihn, eine Druckerei anzulegen, woraus Lessings Dramaturgie hervorging. Das Projekt, eine Buchhandlung der Gelehrten anzulegen, wo die Werke des Genius und des Geschmacks zum Vortheil der Gelehrten gedruckt werden sollten, weshalb er sich mit Lessing verband, mißlang zwar, weil es ihm an den nöthigen kaufmännischen Kenntnissen fehlte; allein es erwarb ihm doch einen Namen in Deutschland. Seit 1778 lebte er in Weimar, und starb daselbst den 13ten December 1793. Seine vorzüglichsten Uebersetzungen sind: Yoriks empfindsame Reise; Tristram Shandys Leben; der Dorfprediger zu Wakefield und Montaigne's Gedanken.

Digitized by Google

Bodensee (eigentlich Bodmansee, von dem alten Schlosse Bodmann), oder Costnitzer-, Constanzer-See, ein großer See zwischen Deutschland und der Schweiz, hat 17 — 18 Stunden in der Länge, 5 Stunden in der Breite, und 368 Klafter zwischen Lindau und Mehrerau in der größten, 100 Klafter in der mittleren Tiefe, 1089 Fuß über dem mittelländischen Meere. Er wird in den Ober- und Unter-See getheilt; der bei Weitem größere Oberse geht von Bregenz bis Constanz, der Untersee wird wieder in den Zellersee, wo die Insel Reichenau ist, und in den eigentlichen Untersee abgetheilt, wo der Rhein fließt; der nordwestlichere Busen, wo die Insel Meinau ist, heißt der Bodmer- oder Ueberlingersee. Außer den angeführten liegt auch die Insel Lindau in diesem See, in den sich mehrere Flüsse ergießen, z. B. der Rhein, der bei Rheineck hinein- und bei Stein am Rhein wieder hinaustritt; ferner die Bregenz, der Argen, die Schussen und 4 Flüsse, die die den Namen Aach führen. Man hat bisher 73 Arten von Sumpf- und Schwimmvögeln, 20 Arten von Conchylien, und 26 Arten von verschiedenen Fischen in diesem See entdeckt. Handel und Schiffart sind wegen des Rheinfalles bei Schaffhausen nicht sehr beträchtlich, und beschränken sich auf Getreide, Salz und Seewein, wie man den Wein dieser Gegend nennt. Er ist seit 1695 nicht mehr ganz zugefroren, und seine Wellen sind bei stürmischem Wetter furchtbar und gefährlich.

Bodenstein (Andreas Rudoph), noch bekannter unter dem Namen: Carlstadt, den er sich von seinem Geburtsorte beilegte. Er studirte lange zu Rom Theologie, wurde darauf Canonikus und Archidiakon zu Wittenberg, und dann Professor der Theologie daselbst. Er ertheilte 1512 Luthern die Doktorwürde, bekannte sich 1517 zu dessen Lehrsätzen, und ließ sich in den viel besprochenen Dispüt mit Doktor Eck ein. Von diesem Streite, der in Leipzig in Gegenwart des Herzogs Georg von Sachsen, eines Oheims des Kurfürsten Friedrich, und sehr vieler vornehmer Personen geistlichen und weltlichen Standes gegeben wurde, haben uns sowohl katholische, als protestantische Schriftsteller ausführliche Nachricht gegeben. Nachdem beide Parteien mehrere Tage hindurch mit einander gekämpft hatten, trat auch Luther, der mit seinem Freunde Carlstadt nach Leipzig gekommen war, in die Schranken, um mit Eck eine Lanze zu brechen. Der Kampf begann von Neuem mit großer Heftigkeit; und wenn er gleich nichts dazu beitrug, ihre Einsichten zu berichtigen, so veranlaßte er doch zwischen beiden Streitern eine Erbitterung, die sich späterhin in ihrem Betragen genugsam an den Tag legte. Hoffmann, der Kanzler der Universität zu Leipzig, der als Schiedsrichter bei dem Streite den Vorsitz führte, war zu bescheiden, zwischen beiden Theilen schlichten zu wollen. Daher schreiben sich Beide den Sieg zu; allein die letzte Entscheidung der Fragen, worüber man gestritten hatte, wurde den Universitäten zu Paris und Erfurt anheimgestellt. Nun begann ein neuer Schriftwechsel, in welchem nicht allein Carlstadt, Eck und Luther, sondern auch Melanchthon, Erasmus und mehrere berühmte Gelehrte die in Leipzig verhandelten Fragen bejahend oder verneinend weiter auseinander setzten. Während Luthers Aufenthalt auf der Wartburg erregte Bodenstein zu Wittenberg den Bilderstreit, trat auf Münzers Seite, wurde wegen Ketzereien vom Kurfürsten von Sachsen 1524 verbannt, und starb als Professor der Theologie zu Basel 1542 an der Pest. — Sein Sohn Adam, Arzt und Anhänger des Paracelsus, dessen Werke er übersetzte, so wie er auch einen Theriak wider die Pest verfertigte, starb zu Basel ebenfalls an der Pest, 1577.

Bodmer (Johann Jakob), der Sohn eines Landpfarrers unweit Zürch, geboren 1698. Schon frühzeitig waren Aesthetik und Geschichte seine Lieblingsstudien. Im Jahre 1725 wurde er als Professor der Geschichte zu Zürch

Digitized by Google

angestellt, welchen Posten er 50 Jahre mit Ruhm bekleidete. — In Verbindung mit seinem Freunde Breitinger und einigen andern Zürchern, die zusammen eine literarische Gesellschaft bildeten, hatte er schon im Jahre 1721 die Discurse der Maler herausgegeben. Diese Wochenschrift wurde fortgesetzt unter dem Titel: der Maler der Sitten. Gottsched's Bestrebungen, dem Geschmack Gesetze zu geben, und nach seiner subjektiven Ansicht ihn zu meistern, hatten in vielen Gegenden Deutschlands günstige Aufnahme gefunden; doch hitzig wurden Gottsched's Grundsätze von den Zürcher Gelehrten, an deren Spitze Bodmer stand, angegriffen. Aus diesen entgegengesetzten Meinungen entspann sich der berühmte Federkrieg, der unter beiden Parteien mit Erbitterung über zwanzig Jahre, bis zu Gottsched's Tode, fortgeführt wurde. Die Parteinamen Bodmerianer und Gottschedianer oder Schweizer und Leipziger, erhielten eine so große Bedeutung, daß der eine, oder der andere, fast jedem deutschen Schriftsteller, der sich in die schöne Literatur einmischte, beigelegt wurde. Aber Bodmer's Name würde durch diesen Streit nicht ein solches Ansehen erhalten haben, wenn nicht fast alle guten Köpfe, die sich gegen Gottsched's pedantische Gesetzgebung auflehnten, an die Partei der Schweizer sich angeschlossen hätten, deren Oberhaupt sie weit übersahen. Gottsched's eifrigste Mitstreiter, ein Professor Schwabe, der allerlei, auch in Versen, geschrieben hat, und ein Doktor Triller, der durch eine neue Ausgabe der Gedichte von Opitz bekannt wurde, waren noch mittelmäßigere Köpfe, als Gottsched selbst. Dem Namen der Schweizer gab Haller ein neues Gewicht in der deutschen Literatur, da er auch von Geburt ein Schweizer war. Bei Bodmer fand das aufblühende Genie Klopstock's, den die Gottschedianer nicht tief genug herabwürdigen zu können glaubten, eine enthusiastische Aufnahme. Wieland's seltene Talente entwickelten sich unter Bodmer's Augen. Gleim trat mit ihm in einen freundschaftlichen Briefwechsel. Alle damals noch jungen und frei aufstrebenden deutschen Dichter fanden in ihm auch deswegen einen Mann nach ihrem Herzen, weil er selbst eine jugendliche Lebhaftigkeit, die Gottsched's Phlegma contrastirte, bis in sein hohes Alter behielt, immer weiter strebte, und an jedem Versuche, neue Bahnen zu brechen, ermunternden Antheil nahm. Die Achtung, die er sich unter diesen Verhältnissen erworben hatte, bewirkte, daß man auch über seine Fehler hinweg sah, ohne ihm schmeicheln zu wollen. Selbst die neckenden Ausfälle, die sich seine streitlustige Kritik auch gegen Gellert und Lessing erlaubte, wurden ihm nur im Vorbeigehen vergolten. Als er, beinahe schon fünfzig Jahr alt, anfing, als Dichter sich auszeichnen zu wollen, nachdem er bis dahin nur als Kritiker und Uebersetzer bekannt gewesen war, verzieh man ihm nicht nur seine ungelenkige Poesie; sondern man fand sie sogar vortrefflich. Seine Noachide, die im Jahre 1752 zum ersten Male herauskam, wurde neben Klopstock's Messiade gestellt. Als er sich dem Greisesalter näherte, ließ man sich aus Schonung wenigstens nicht öffentlich merken, wo es seiner Kritik und seinen Gedichten fehlte. Glücklich, wie wenige Dichter und Schriftsteller, lebte Bodmer, nachdem er die häuslichen Unfälle, die ihn in der ersten Hälfte seines Lebens trafen, verschmerzt hatte, in ausdauernder Thätigkeit, und einer ununterbrochenen Gesundheit sich erfreuend, bis in das Zeitalter der zweiten Regeneration der deutschen Poesie. Er starb zu Zürich im Jahre 1783, dem fünf und achtzigsten seines Alters. Bodmer hat in seinen literarischen Bestrebungen und Verdiensten viel Aehnliches mit Gottsched, dem er doch aus allen Kräften entgegen arbeitete. Der Geschmack des Einen, wie des Andern, war sehr mangelhaft. Beiden fehlte es ungefähr in gleichem Grade an philosophischem Scharfsinne; beiden entgingen die wahren Grundsätze der Kritik, weil sie Nebensachen mit Hauptsachen verwech-

Digitized by Google

selten, und das Wesen der Poesie suchten, wo es nicht zu finden ist. Ihre Streitigkeiten drehten sich gewöhnlich um das Einzelne, das jeder von ihnen nach seiner besondern Sinnesart, also sehr verschieden von dem andern, würdigte. Beide hatten viele gelehrte Kenntnisse, und benutzten sie zur Erweiterung der deutschen Literatur. Beide wollten der deutschen Poesie durch Uebersetzungen nachhelfen. Beide wetteiferten, auch die Denkmäler der älteren deutschen Poesie der Vergessenheit zu entreißen, und Beide glaubten, große Dichter zu seyn, weil Jeder von ihnen nach den Grundsätzen, die er gegen den Andern verfocht, etwas hervorbringen konnte, das er selbst und seine Anhänger für musterhafte Poesie hielten. In allem, was zur Korrektheit der Sprache, des Styls und der Versifikation gehört, war Gottsched Bodmern überlegen. Besonders wimmeln die älteren Schriften Bodmers von Sprachfehlern und steifen und gezwungenen Phrasen und Wendungen. Von seinem Schweizer-Provinzialismus kam er nie ganz zurück. Durch seine Vertheidigung der Rechte der Phantasie erweckte er das deutsche Publikum wieder zu freierer Empfänglichkeit für das Schöne, und eben dadurch trug er nicht wenig dazu bei, die Fesseln zu sprengen, die das poetische Genie in Deutschland gefangen hielten. Dahin zielten besonders seine Abhandlung über das Wunderbare in der Poesie, zur Vertheidigung Milton's, und seine kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde. Aber Bodmer verstand nicht die guten Waffen, mit denen er stritt, geschickt zu führen, weil sein steifer und schwerfälliger, oft lächerlicher Styl seinen Gegnern auffallende Blößen gab. Indem er die Schönheit der Poesie Milton's dem deutschen Publikum begreiflich machen wollte, nahm er zugleich alle Fehler dieses Dichters in Schutz. Unter Bodmer's Gedichten hat nur die Noachide einen Ruf erhalten, der länger dauern zu wollen schien, als der literarische Streit, der den Namen ihres Verfassers so hoch gehoben hatte. Aber auch dieses Gedicht, das eine Epopee seyn soll, ist das Werk einer methodisch aufgeregten Phantasie, die nach Grundsätzen arbeitet, und wo diese nicht zureichen, ihr Ziel durch Nachahmung bewunderter Muster zu erreichen sucht. Was dieses Gedicht an mehreren Stellen wirklich Schönes enthält, ist Nachahmung Milton's und Klopstock's. Hätte Bodmer einen richtigen Begriff von der Epopee gehabt, würde er sich nicht so sehr in der Wahl des Stoffes vergriffen haben; denn der Erzvater Noah, der auf göttlichen Befehl ein Schiff bauet, um mit den Seinigen der Sündfluth zu entgehen, die den übrigen Theil des menschlichen Geschlechts vertilgen sollte, konnte Bodmer nicht in einen Helden verwandeln, wie ihn das Interesse des Epos verlangt. Aber der falsche Begriff von einer Epopee, den er sich aus Milton's verlornem Paradiese abstrahirt hatte, führte ihn irre. Karakterzeichnungen, Beschreibungen und Bilder traten an die Stelle heroischer Handlungen. Das Ganze ist in zwölf Gesänge abgetheilt. Bis zum achten Gesange dauern die Vorbereitungen zur Sündfluth. Der Gegensatz zwischen der patriarchalischen Sittenreinheit des Hauses Noah und den mannigfaltigen Lastern der übrigen Menschen, die zum Untergange reif waren, ist gut gehalten. Die Engel, nach Milton und Klopstock gezeichnet, mischen sich zweckmäßig in die Angelegenheiten der Sterblichen ein. In den Beschreibungen der Situationen, die durch die einbrechende Sündfluth veranlaßt werden, ist viel Wahrheit und Wärme. Aber die fühlbare Anstrengung des Dichters, durch berechnete Situations- und Karaktergemälde dem Mangel des epischen Interesse abzuhelfen, thut vom Anfange bis zum Ende dieser Noachide eine unangenehme Wirkung. Patriarchalische Würde muß dem Ganzen zugestanden werden; aber einige Partieen fallen doch in das Lächerliche, besonders die Beschreibung des Einzugs der Thiere, die Noah in der Arche mit nehmen sollte. Das ganze Gedicht ist eine mühsam ausgearbeitete Er-

Digitized by Google

zählung, voll edeln Gefühls; aber ohne epische Kraft, in einem Style, der dem Klopstockischen nachgebildet ist, und in Hexametern, deren Ungelenkigkeit erst in der letzten Ausgabe durch die Feile verbessert wurde. Da Bodmer für keine Dichtungsart geboren war, konnte er um so leichter sich einbilden, daß ihm jede gelingen müsse, wenn er nach den Regeln dichtete, von denen er zur Kunst übergegangen war. Lessing's Fabeln, die ihm mißfielen, reizten ihn zu Parodieen, die er Lessingische unäsopische Fabeln betitelte. In demselben Geschmacke parodirte er dramatisch den Ugolino von Gerstenberg und Weissens Romeo und Julie, weil er diese beiden Trauerspiele, die Aufsehen erregten, nicht mit seinen Grundsätzen übereinstimmend fand. Eben so verhöhnte er durch eine Parodie Lessing's Emilie Galotti. Weit verdienter hat sich Bodmer um die deutsche Literatur durch seine Wiedererweckung der altdeutschen Ritterpoesie gemacht. So unkritisch und fehlerhaft auch seine Ausgabe der alten Minnesinger ist, muß sie doch als die Erste ihrer Art in ehrenvollem Andenken bleiben. Bodmer war es, der auch zuerst einen Theil des Nibelungenliedes, das ganz unbekannt geworden war, wieder hervorzog. Die trefflichen altdeutschen Fabeln von Boner, der schon im 13. Jahrh. gelebt haben soll, und von dessen übrigem Leben uns nichts mehr bekannt ist, wurden durch ihn, wenn gleich noch unvollständig, zum Drucke befördert. Auch auf die epischen Gedichte des Wolfram von Eschelbach aus dem 13. Jahrh. hat er zuerst aufmerksam gemacht.

Bodmerei ist im Seehandel ein Vertrag, nach welchem der Eigenthümer eines Schiffs von Jemanden zu seiner Unternehmung Geld unter der Bedingung borgt, es mit höhern Zinsen, als gewöhnlich ist, zurück zu zahlen, und den Kiel oder Boden des Schiffs (daher: Bodmerei) zur Sicherheit verpfändet, der Gläubiger aber, im Fall das Schiff verunglückt, auf das Capital Verzicht leistet. Der schriftliche Vertrag darüber heißt Bodmereibrief, der Gläubiger Bodmerist oder Bodmereigeber, und der Schuldner Bodmereinehmer. Nach der Zurückkunft des Schiffes kann der Bodmerist, welcher Wechselrecht hat, wenn die Zurückzahlung des Capitals nicht erfolgt, den Verkauf desselben sogleich verlangen. Wird von einem Schiffe mehrmals Bodmerei genommen, so hat in der Regel der letzte Bodmerist vor seinen Vorgängern den Vorzug.

Böckeln (Einpöckeln) heißt so viel als das Einsalzen z. B. der Häringe. Wihelm Böckel zu Biervliet erfand es im J. 1347. Kaiser Carl V. aß Böckel zu Ehren auf dessen Grabstein zu Enkhuysen einen frischen Häring. Noch jetzt thun es die Holländer in der Kunst des Einpöckelns andern Nationen zuvor.

Böcler (Johann Heinrich), geboren 1612 zu Cronheim in Franken, studirte zu Straßburg, und wurde daselbst Professor der Beredsamkeit und Canonikus an der Thomaskirche. Mehrere Fürsten gaben ihm Pensionen, unter andern Ludwig XIV. und die Königin Christine von Schweden, die ihn sogar nach Schweden berief. Da er aber hier die Luft nicht vertragen konnte, kehrte er nach Straßburg zurück, wurde daselbst Professor der Geschichtskunde, und erhielt vom Kaiser die Würde eines Comes palatinus, mit dem besondern Vorzuge, daß dieselbe jedes Mal auf den Aeltesten seines Hauses forterben sollte. Er starb 1672, und hinterließ: Commentationes Plinianae; Historia universalis, Straßburg 1680. 8.; Notitia sancti romani imperii, 1681. 8.; Historia universalis quatuor seculorum post Christum, 1699, 8. Bibliographia critica, Leipzig 1710. 8.; Commentatio in Spotii librum de jure belli et pacis, Straßburg 1712. 4.; de jure Galliae in Lotharingiam, ibid. 1663; Annotationes in Hyppolitum a lapide, ibid. 1674. 4., und mehrere Dissertationen und Reden, welche Joh. Albr. Fabricius 1712 zu Straßburg in 4 Quartbänden herausgab.

Digitized by Google

Böhme (Jakob) war geboren im Jahr 1575 zu Alt-Seidenberg, einem Marktflecken, ungefähr 3 Stunden von Görlitz, in der Oberlausitz. Sein Vater war ein gemeiner Mann, wie es scheint der Hirt des Orts; denn es heißt in seiner Lebensbeschreibung, er mußte ihm frühzeitig an die Hand gehen, und das Vieh hüten helfen. Bei dieser Gelegenheit, so erzählt man, bestieg er einst in der Mittagsstunde den nahen Berg, die Landskrone; er fand eine Oeffnung, und als er hineintrat, einen großen Topf mit Gelde, worüber er so sehr erschrack, daß er eiligst davon lief. Er bestieg dann diesen Berg öfters in Begleitung mehrerer Knaben, fand aber jene Oeffnung nie wieder. Dieses Gesicht war ein Erzeugniß der Furcht und der Phantasie, welche bei Kindern mächtig und oft wunderbar wirkt, und die Böhme in einem so hohen Grade besaß. In der Dorfschule lernte er etwas Lesen und Schreiben, und kam dann zu einem Görlitzer Schuhmacher in die Lehre. Die bekannte Geschichte mit dem fremden Manne, der, sein unverdorbenes Gemüth erkennend, ihn zur Frömmigkeit und Gottesfurcht ermahnte, machte nach seinem eigenen Geständnisse vielen Eindruck auf ihn, und erweckte ihn zum Nachdenken über sich selbst. Nachdem er die festgesetzte Lehrzeit überstanden hatte, trat er die bei Handwerkern gewöhnliche Wanderschaft an, und ward hierauf im Jahr 1594 Jungmeister, und heirathete dann die Tochter des Fleischers Kunschmann, mit welcher er 4 Söhne zeugte, und, wie es scheint, glücklich gelebt hat. Er hatte sich von Jugend auf in den Freistunden mit Lektüre beschäftigt (denn Dieses wird aus seinen Schriften klar), und sie bestand nach der frommen Sitte jener Zeit aus Büchern religiösen Inhalts; außer diesen studirte er noch chemisch-mystische Schriften, z. B. die des Paracelsus. Wahrscheinlich fiel ihm da auch manche theologische Streitschrift in die Hände, und der Gedanke, daß das Göttliche im Menschen, die heilige Religion, deren Geist, Liebe und Harmonie ist, ihre Priester entzweien, und gegen einander erbittern könne, bekümmerte den sanftmüthigen Mann, und erweckte in seiner Seele ihm wenigstens unauflösliche Zweifel. Sein alter Glaube wankte, Gründe, die er bis jetzt für unumstößlich gehalten, genügten ihm nun nicht mehr, sein ganzes Wesen gerieth in Aufruhr, und in eine Verwirrung, deren Lösung ihm unmöglich schien. In dieser Angst bat er den Ewigen inbrünstig und unaufhörlich, durch einen Strahl des göttlichen Lichts die Dunkelheit seiner Brust aufzuklären. Bei der dürftigen Erziehung, welche er genossen, war sein ursprünglicher Sinn nicht durch Schulwitz und Formelwesen entzweit worden (woraus so wenige die Einheit ihres Wesens wieder finden); sein reines und kindliches Gemüth (wenn dieser Ausdruck nach so vielem Mißbrauche noch eine Bedeutung hat) gab sich der Betrachtung des Göttlichen ganz hin, und so fand er gar bald einen Punkt, wo sich die Strahlen seines Geistes koncentrirten, und die streitenden Elemente seines Innern zur Harmonie verknüpften. Er fing an, eine wunderbare Verknüpfung aller Wesen zu ahnen, einen ewigen Grund und Gebährerin aller Dinge, seine Seele versenkte sich in die Tiefe des göttlichen Wesens, und berauschte sich in dem Feuerstrome des Geisterreichs. Er selbst spricht mit Entzücken von dieser ersten Erleuchtung; aber er bewahrte sie noch als ein Geheimniß, die entdeckte Spur im Stillen verfolgend. So wurde es denn immer heller in seinem Gemüthe, und allmählig traten die einzelnen Gestalten deutlicher und in festen Umrissen hervor, und formten sich zu einem einigen Ganzen. Es erfolgten daher nach und nach mehrere Erleuchtungen, d. h. Momente, wo ihm ein neuer Zusammenhang der Dinge aufging, und das bisher nur dunkel Gefühlte und Geahnete deutlich vor seine Seele trat. Die letzte geschah im Jahre 1660. Sein Gemüth war nun zu voll, der Drang der Begeisterung zu groß, als daß er noch länger hätte an sich halten können. Es entstand die Aurora, aber

Digitized by Google

er schrieb sie bloß zu seiner eigenen Erbauung, ohne zu ahnen, welchen Ruf und Kummer es ihm verursachen würde, da es ihm niemals in den Sinn gekommen, daß er sich sollte so hoch achten, als würden seine Schriften bekannt werden. Ein Adelicher, der ihn besuchte, und die Handschrift auf dem Tische fand, bat sich dieselbe zum Durchlesen aus, worin Böhme gerne willigte. Jenem gefielen die darin enthaltenen Ideen so wohl, daß er es mit Hülfe einiger Kopisten bei Tag und Nacht eilends abschrieb. Durch ihn wurde er Mehrern bekannt, und unter andern auch dem Oberpfarrer in Görlitz, Richtern, der damit äußerst unzufrieden war, und das Buch und den Verfasser, den nächsten Sonntag, öffentlich derb abkanzelte. Böhme selbst saß ganz betrübt, doch ruhig dem Predigtstuhle gegenüber an einem Pfeiler; Aller Augen waren auf ihn gerichtet, weil der Pfarrer seinen Namen genannt hatte. Er wartete, bis die Kirche leer war, dann ging er zu ihm, fragte ihn sanft und traurig, was er ihm doch zu Leide gethan; erhielt aber nur die gröbsten Gegenantworten. Der Prediger wurde den andern Tag aufs Rathhaus citirt, allein er erschien nicht, er ließ sagen, der hochedle Rath hätte sich nichts in geistliche Sachen zu mischen. Dies verursachte eine große Uneinigkeit unter den Rathsherren, und man beschloß, Böhme einstweilen aus der Stadt zu verweisen. Aber schon in der nächsten Sitzung besann man sich eines Bessern; man suchte Böhme auf, und zwei Mitglieder des Senats führten ihn feierlich und mit allen Ehren in die Stadt zurück, was der Erzähler dieses Auftritts ein Wunder Gottes nennt mitten unter des Teufels Akten und Dekreten. Doch wurde die Aurora den 13. Juli 1613 auf dem Rathhause aufbewahrt. Späterhin verehrte man sie dem kurfürstlichen Hausmarschall von Pflug, einem Patron Böhmens, bei seiner Anwesenheit in Görlitz, und von dieser Familie kaufte sie ein Amsterdamer Kaufmann von Beverland. Böhme gab man noch die heilsame Lehre mit, bei seinem Leisten zu bleiben, und das Bücherschreiben inzwischen zu lassen. Dieser, seiner Natur nach sanft und bescheiden, gab ein Beispiel eines gehorsamen, das Gesetz ehrenden Bürgers; er schrieb in 6 Jahren nichts, bis er dann, theils durch innere Bewegung, theils von Vielen aufgemuntert, folgende Werke schrieb: 1) von den drei Prinzipien göttlichen Wesens (1619); 2) vom dreifachen Leben des Menschen; Antwort auf die 40 Fragen von der Seele, von der Menschwerdung Christi, ein Buch von 6 Punkten, vom himmlischen und irdischen Mysterio, von den letzten Zeiten (sämmtlich 1620); 3) de signatura rerum (von der Bezeichnung aller Wesen), von den 4 Complexionen, Apologie von Balthasar Tilken, Bedenken über Esaiam Stiefeln (1621); 4) von der wahren Buße, von wahrer Gelassenheit; von der Wiedergeburt (1622); 5) von der Vorsehung und Gnadenwahl, mysterium magnum über Genesis (1623); 6) Tafel der Principiorum, vom übersinnlichen Leben, von göttlicher Beschaulichkeit, von den Testamenten, Apologie wider Greg. Richtern, von 177 theosophischen Fragen (unvollendet), theosophische Sendbriefe (sämmtlich 1624). Böhme's Aeußeres war unansehlich. Er war klein und schwächlich. Als er im Jahr 1624 nach Schlesien reisete, (die Ursache weiß man nicht) überfiel ihn ein hitziges Fiber, und er wurde krank nach Görlitz zurückgebracht. Diese Krankheit war für ihn um so gefährlicher, je lebhafter seine Phantasie, und je reizbarer seine Nervensysteme waren. Er kam nicht wieder auf. Kurz vor seinem Tode fragte er seinen Sohn, „ob er die schöne Musik höre?" und als dieser es verneinte, befahl er die Thüre zu öffnen, damit er es hören könne. Dann erkundigte er sich nach der Uhr, und als man ihm sagte, es habe zwei geschlagen, antwortete er „dies ist nicht meine Zeit, noch drei Stunden." Solche Vorherempfindung der Todesstunde hat man an mehreren Kranken beobachtet. Kaum hatte es fünf

Digitized by Google

geschlagen, so nahm er von den Seinigen Abschied, und sagte: „Nun fahre ich hin ins Paradies," und mit diesen Worten verschied er. Es war den 7., oder nach Andern den 17. Nov. desselben Jahres. Er wurde hierauf, heißt es, mit gewöhnlichem Sang und Klang auf dem Kirchhof in Görlitz begraben. Der Doktor Kober hat eine besondere Relation über Böhme's Krankheit, Tod und Begräbniß gemacht (Quart-Ausgabe Nro. 3.). Von Böhme's Werken erschien eine bequeme Hand-Ausgabe in Amsterdam 1682 in 8 Bändchen kl. 8. Die Haupt-Ausgabe ist jedoch jene, welche unter dem Titel erschien: Theosophia revelata, d. i. alle göttliche Schriften des gottseeligen und hervorleuchtenden deutschen Theosophi Jakob Böhmens ꝛc. mit vielem Fleiß und heiliger Sorgfalt aus genauer Untersuchung der bisherigen Editionen, insonderheit der von 1682, auch anderweitigen schriftlichen Urkunden vieler Arten merklich verbessert, anbei mit des hocherleuchteten Mannes J. G. Gichtels geistreichen Marginalien oder summarischen Inhalt; gedruckt im Jahre der Verkündigung des großen Heils 1715. — Siehe den Artikel Theosophie.

Böhme (Joh. Eusebius), geboren zu Wurzen 1717, starb als Professor der Geschichte zu Leipzig, und als sächsischer Hofrath 1780. Er schrieb eine große Anzahl historischer Dissertationen, die besonders für die Geschichte Sachsens zu beachten, und wegen des schönen lateinischen Styls zu empfehlen sind. Gleich denkwürdig, hat er und seine Gattin sich durch ihre frommen und milden Stiftungen gemacht. Auch schenkte er der Leipziger Universitätsbibliothek seine aus 6.513 vorzüglichen historischen Schriften bestehende Bibliothek. Außer mehrern gelehrten Abhandlungen (Leipz. 1780) sind noch von ihm erschienen Acta pacis Olivensis inedita cum Observ. Warschau 1763—1765. Sächsisches Groschen-Cabinet. Leipzig 1765 und 1768. Opuscula de Literatura Lipsiae Saec. XVI. Leipzig 1779.

Böhmen. Von allen Seiten von zum Theil hohen Gebirgen umgeben, gleicht Böhmen dem Boden eines ungeheuern Landsees, welcher einst, an der sächsischen Gränze seine Ufer durchbrochen, und da, wo jetzt die Elbe strömt, einen Abfluß gefunden. Nördlich wird es durch die Sudeten und das Erzgebirge, südöstlich durch das mährische und südwestlich durch das Böhmerwaldgebirge, dessen höchste Gipfel, der Arber 3.924, und der Rachel 3.792 Fuß hoch, umschlossen, welche mancherlei Verzweigungen in das Innere des Landes senden, wovon das böhmische Mittelgebirge, beinahe parallel mit dem Erzgebirge laufend, das merkwürdigste ist. Das ganze Land senkt sich von den Gränzen nach der Mitte und dem Elbthale zu, und ist überall hügelig mit vielen kegelförmigen Erhöhungen. Es umfaßt 951 — 956 □ M., worauf über 3,200.000 Menschen leben. Der Hauptfluß des Landes, der alle Gewässer desselben aufnimmt, ist die am Riesengebirge aus mehr als 11 Bächen entspringende Elbe. Sie empfängt von der rechten Seite die Iser; von der linken die an sich beträchtlichere Moldau, bei Melnick, welche ihr unter andern auch die Beraun zuführt; und endlich die Eger, welche in Baiern am Fichtelgebirge entspringt. Kein Land von Europa hat so viele und bedeutende Mineralquellen als Böhmen. Das Klima von Böhmen ist rauher an den Gränzen, milder in der Mitte, doch gedeiht der Weinstock im Großen nur vorzüglich in der Gegend von Melnick. Ueberall aber ist der Boden ergiebig, und Böhmen eins der gesegnetsten Länder der Erde. Außer einem Ueberflusse an Getreide und Obst, baut es den besten Hopfen, den man kennt. Holz und Wild sind noch überflüssig vorhanden, und unzählige Teiche liefern vortreffliche Fische. Ein Hauptreichthum Böhmens besteht in seinen Mineralprodukten. Der Bergbau steigt hier bis in ein unbekanntes Alterthum hinauf, und knüpft sich an die fabelhaften Sagen des Landes. Man findet Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Steinkohlen und das in Europa seltene Zinn.

Digitized by Google

Die böhmischen Edelsteine, die man in Flüssen und Bergen, besonders an der schlesischen Gränze findet, Sapphyre, Topasen, Hyacinthen, Chrysolithe, Granaten, stehen den ostindischen an Schönheit nach. Um die echten böhmischen Granaten von den falschen zu unterscheiden, halte man die verdächtigen ins Feuer; die echten werden unverletzt bleiben, die falschen springen, was sich die schönen Käuferinnen merken mögen. Dem Kaufmann, der sich nicht zu dieser Feuerprobe verstehen will, ist nicht zu trauen. Die Einwohner bestehen aus etwa $^2/_3$ Tschechen, einem slavischen Stamme, und $^1/_3$ Deutschen. Die böhmische Sprache herrscht noch beinahe überall auf dem Lande, und ist der polnischen nahe verwandt. Außerdem leben hier an 50.000 Juden. Im ganzen Lande zählt man außer den Katholiken etwa 46.000 Evangelische und 6.500 eigentliche Hussiten. Der Adel ist zwar nicht sehr zahlreich, aber sehr reich begütert, und genießt große Vorrechte, die Leibeigenschaft ist mehr dem Namen, als dem Wesen nach aufgehoben. Der Böhme verdankt zwar seine Kultur den im Lande lebenden Deutschen, ist aber selbst, obwohl finster und verschlossen, fleißig und betriebsam, und zeigt allgemein ein entschiedenes Talent für die Musik. In der neuern Zeit hat sich die Leinenspinnerei und Weberei, besonders an der schlesischen und sächsischen Gränze, so gehoben, daß sie eine höchst gefährliche Nebenbuhlerin der schlesischen geworden ist. Auch in Wolle und Baumwolle sind zahlreiche Fabriken vorhanden. Die böhmischen Hüte werden sehr geschätzt. Das böhmische Glas, auf 66 Hütten bereitet, nähert sich unter allem deutschen dem englischen an Reinheit und Schönheit der Schleiferei am meisten. Das böhmische Bier gehört zu den besten. — Als die ältesten Bewohner Böhmens kennt die Geschichte die Bojer, daher der Name des Landes, Bojohemien, welche später, in dem 1sten Jahrh. nach Chr. Geb. von den mächtigen Markomannen verdrängt wurden. Im 6ten Jahrh. ward Böhmen von seinen heutigen Bewohnern, den slavischen Tschechen, eingenommen, und mit ihnen beginnt die fabelhafte Geschichte des Landes, welche sich in vielen schönen Sagen von der weisen, in Zauberei erfahrnen Königin Libussa, ihrem Gemahl Przemisl, einem Bauer, und dem nach ihrem Tode erfolgten Weiberkriege u. s. w. erhalten hat. So viel ist gewiß, daß ein Fürst der Tschechen, Przemisl, der Stammvater einer langen Reihe von Herzogen gewesen, welche erst im 14ten Jahrh. erloschen, nachdem sie den Königstitel erworben, Mähren und Schlesien unter ihre Herrschaft gebracht, aber stets mehr oder weniger in Verbindung und Abhängigkeit vom deutschen Reiche gestanden. Der mächtigste von ihnen, Przemisl Ottokar, hatte während des großen Interregnums in Deutschland sogar Oesterreich, Kärnthen und Steiermark erworben, mußte aber diese Provinzen den siegreichen Waffen Rudolphs von Habsburg wieder abtreten, und büßte seinen Widerstand mit dem Leben in der Schlacht im Marchfelde, bei Wien, 1273. Als sein Geschlecht mit Wenzel V. 1305 ausstarb, erwählten die Stände Johann von Luxemburg, den Gemahl der Schwester ihres letzten Königs, und unter dessen Sohn, Kaiser Carl IV., blühte Böhmen empor; er war der Stifter der Universität Prag. Unter seinem Sohne Wenzel brachen die ersten hussitischen Unruhen aus, und als Wenzels Bruder, Kaiser Sigismund, König von Ungarn, den Huß gegen sein kaiserliches Wort zu Costnitz verbrennen ließ, da brachen dessen zahlreiche Anhänger um so mehr in Kriege aus, als Sigismund nach Wenzels Tode die böhmische Krone verlangte. Die Hussiten unter Prokop und Ziska waren 18 Jahre lang das Schrecken der benachbarten Länder; doch brachte der Tod ihrer Anführer und innere Zwietracht sie endlich zur Unterwerfung. Sigismunds Schwiegersohn, Albrecht von Oesterreich, lebte nur kurze Zeit, und für seinen unmündigen Sohn Ladislav führte der kräftige Georg Podiebrad anfänglich als Reichsverweser, und nach dem

Digitized by Google

Tode Ladislavs als König die Regierung. Nach Podiebrads Tode ward Wladislav, König von Polen und Ungarn, und nach ihm sein Sohn Ludwig in Böhmen erwählt; als aber dieser in der Schlacht von Mohacz wider die Türken 1526 geblieben, kam Böhmen wieder an das Haus Oesterreich. Die nie ganz ausgerotteten hussitischen Lehren fanden neue Anhänger und neues Leben durch die Reformation, und die Bedrückungen, welche die Protestanten erlitten, führten endlich den 30jährigen Krieg herbei. Die aufs Aeußerste gebrachten Böhmen verweigerten, nach dem Tode Matthias, seinem Vetter, Ferdinand II. von Oesterreich, den Gehorsam, und wählten den üppigen und untauglichen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., zu ihrem Könige; allein die Schlacht am weißen Berge, 1620, während welcher Friedrich in Prag mit einem Feste beschäftigt war, vernichtete alle Hoffnungen seiner Anhänger. Seitdem hat Böhmen alle Schicksale der österreichischen Monarchie getheilt. Böhmen war oft der Schauplatz des Kriegs; durch Schlachten sind bekannt der oben benannte weiße Berg, wo Friedrich II. 1620 geschlagen wurde, und wo 1757 die Preußen den blutigen Sieg erkauften. Soor, wo 1740 die Preußen siegten; Czaslau, im Kreise gleiches Namens, ein Städtchen, wo 1742 die Preußen siegten, und in dessen Dom Ziska († 1424) begraben liegt. Lowositz an der Elbe, wo die Preußen 1756 siegten. Collin an der Elbe, im Kaurzimer Kreise, wo 1757 Friedrich II. vom Feldmarschall Daun geschlagen, und die Belagerung von Prag aufzuheben genöthigt wurde. Endlich Culm, im Leutmeritzer Kreise, wo am 3ten August 1813 das nach der Schlacht bei Dresden in Böhmen eingedrungene Vandammesche Corps aufgerieben wurde. Ein Denkmal dieser Schlacht steht beim Dorfe Arbisau. In eben der Gegend, bei Nollendorf, ward Napoleon selbst, den 16ten September 1813, zurückgeschlagen.

Böhmische Brüder, eine christliche Religionsgesellschaft, die sich um 1457 aus den Resten der strengen Hussiten in Böhmen unter der Leitung des Pfarrers Mich. Beadacz bildete, sich Brüder oder Brüderunität nannte, in der Abendmahlslehre die Transsubstantiation verwarf, und nur eine sakramentliche oder geistig mystische Gegenwart Christi annahm. Durch ihre Kirchenzucht zeichnete sie sich aus, indem sie durch Entfernung der Lasterhaften aus ihrer Gemeinschaft und einen dreifach abgestuften Bann, so wie durch sorgfältige Trennung der Geschlechter, und Eintheilung ihrer Gemeindeglieder in Anfänger, Fortschreitende und Vollkommene die Lauterkeit des praktischen Urchristenthums unter sich herzustellen suchte. Die kirchlichen, moralischen und bürgerlichen Angelegenheiten ihrer Gemeinden vertheilten sie unter mehrere Beamte von verschiedenen Graden, als ordinirende Bischöfe, Seniores und Consenioren, Presbyter oder Prediger, Diakonen, Aedilen und Akoluthen. Wegen ihrer Verborgenheit hießen sie anfangs oft Grubenheimer. Aber im Jahr 1500 hatte sie an 200 Gemeinden, die meistens eigene, unter Begünstigung der Gutebesitzer erbaute, Bethäuser besaßen. Da sie nach ihrem Grundsatz, nirgends Kriegsdienste zu thun, auch im schmalkaldischen Kriege die Waffen wider die Protestanten nicht ergreifen wollten, so nahm ihnen König Ferdinand ihre Kirchen, und 1548 gingen an 1.000 böhmische Brüder nach Polen und Preußen, wo sie sich zuerst in Marienwerder ansiedelten. Der Vergleich mit den Lutheranern und Reformirten in Polen zu Sendomir am 14. April 1570, und noch mehr der Dissidentenfriede der polnischen Stände 1572 verschaffte ihnen Duldung in Polen, wo sie sich aber unter den Verfolgungen des schwedischen Sigismund näher an die Reformirten anschlossen, und so noch bis jetzt zum Theil ihre alte Verfassung beibehielten. Ihre Brüder in Böhmen und Mähren gelangten unter Maximilian II. wieder zu einiger Freiheit, und da sie ihren Hauptsitz zu Fulneck in Mähren hatten, so hießen sie auch mährische Brüder. Aber im dreißigjährigen Kriege ver-

Digitized by Google

loren sie ihre sämmtlichen Kirchen, und seitdem wanderten sie häufig aus, z. B. 1670, wo die böhmischen Gemeinden zu Dresden und Zittau entstanden, und 1722 auch nach Sachsen, wo sich aus ihren Nachkommen die Brüdergemeinde zu Herrnhut bildete, und nach den preußischen Staaten, wo die böhmischen Gemeinden zu Berlin und Ricksdorf noch bestehen. In Böhmen selbst haben sich ihre Reste allmählig unter den Lutheranern und Reformirten verloren.

Boelenburg (Cornelius), ein niederländischer Landschaftsmaler, und Nachahmer des Adam Elsheimer; geb. zu Utrecht 1586, gest. 1660. Bald sieht man von ihm freundliche Aussichten mit römischen Ruinen, oder badende Nymphen und Satyren, auch andere aus den alten Dichtungen entlehnte Gegenstände. Seine Gemälde sind harmonisch gehalten; das Kolorit ist anmuthig und warm, und die Ausführung geschmackvoll. Seine Figuren haben die Größe einiger Zolle; alle, die das Maaß überschreiten, sind weniger gut.

Böotien, eine der vornehmsten Landschaften im alten Griechenland, die gegen Norden an Phocis und die apuntischen Locrer, gegen Osten an den Kanal von Euböa, gegen Süden an Attika und Megaris, gegen Westen an das alcyonische Meer und Phocis gränzte. Indessen waren diese Gränzen nie ganz bestimmt, weil sie sich oft änderten. Den Namen soll es von Böotos, dem Sohne des Itonos, und Enkel des Amphiktyon, haben. Der Boden von Böotien war nicht durchgängig gleich fruchtbar. Der gebirgige und nördliche Theil hieß ehedem Aonien. Böotien war wasserreicher als Attika, da es mehrere kleine Flüsse, und mitten im Lande zwei große Seen hatte, die Hylica und Copais heißen. Unter seinen Bergen sind in der Geschichte und Mythologie merkwürdig: der Helikon, der Cithäron, der Sphinxberg, der Taumessos, Libethros und Petrachos. In den ältesten Zeiten wurde dieses Land von pelasgischen Völkerstämmen bewohnt, welche nachher mit den Hellenen vereinigt wurden. Es entstanden nun mehrere kleine Reiche in Böotien, bis endlich von dem phönicischen Cadmus der Hauptstaat Theben gegründet wurde, welcher den größten Theil von Böotien unter sich begriff. Nach dem Tode des thebanischen Königs Xanthos vereinigten sich die meisten Städte Böotiens zusammen, und bildeten eine Art von Republik, von welcher Theben der Hauptort war. Die großen Feldherren Epaminondas und Pelopidas erhoben sie auf eine kurze Zeit in die Reihe der mächtigsten Staaten Griechenlands. Die grobe, dicke und nebelige Luft, welche im größten Theile von Böotien herrschte, und die Hauptbeschäftigung der Einwohner mit Viehzucht und Ackerbau, waren Ursache, daß die Aufklärung hier niemals so große Fortschritte machte, als in Attika, so nahe dieses auch daran liegt. Die Böotier waren starke, handfeste Leute, dabei etwas träge und plump, wie der größte Theil unserer Landbauer auch noch jetzt zu seyn pflegt. Es fehlte ihnen der Scharfsinn und die Lebhaftigkeit, wodurch sich die Athenienser so sehr auszeichneten. Mit geistigen Gegenständen beschäftigten sie sich selten, und blieben daher unwissend und ungeschliffen, ohne Anmuth des Ausdrucks und ohne einnehmendes Aeußeres. Sie scheueten den Krieg, aber einmal gereizt, fochten sie gleich Löwen, wie das Beispiel der Thebaner unter Epaminondas und Pelopidas beweist. Dennoch aber gab es einzelne große und schöne Geister unter ihnen. So waren mehrere Thebaner würdige Schüler d. Sokrates; Epaminondas zeichnete sich eben sowohl durch den Umfang seiner Kenntnisse, als durch seine militärischen Talente aus. Auch hatten sie einige große Genies in Philosophie, Geschichtkunde und Dichtkunst, so waren z. B. Hesiodos, Pindar, die Dichterin Korinna und Plutarch Böotier. Die Musik liebten die Böotier sehr; fast alle lernten die Flöte blasen. Wenn sie also auch, im Ganzen genommen, die Vorwürfe

Digitized by Google

und den Spott verdienten, womit sie von den übrigen Griechen, besonders von den Athenienſern, überhäuft wurden: so zeigten doch wenigſtens dieſe einzelnen großen Köpfe, daß nicht die Natur, ſondern vielmehr Erziehung und Lebensart die Urſache ihres Zurückbleibens in der Kultur war.

Boerhave (Hermann,) war zu Voorhout bei Leyden im J. 1668 geboren, und ſtarb im J. 1738 an der Waſſerſucht. Sein Vater, welcher Pfarrer in dieſer Stadt war, war auch ſein erſter Lehrer. In einem Alter von 15 Jahren fand er ſich ohne Schutz, ſich ſelbſt überlaſſen, und von allem Vermögen entblößt. Anfangs widmete er ſich der Theologie, und wollte Prediger werden; allein das Studium der Natur hatte für ihn einen mächtigern Reiz, und die Zeit, welche er ſeinen geiſtlichen Studien zuwenden ſollte, wurde oft durch die Betrachtung ihrer Schönheiten verſchlungen. In jener Zeit konnte er durch ſeine Arbeit kaum ſein Leben friſten, und er gab Unterricht in der Mathematik, um ſich die nothwendigſten Bedürfniſſe zu verſchaffen. Kaum glaubt man es; denn bekanntlich betrug ſeine Verlaſſenſchaft mehr, als 100.000 Gulden Renten. Indeſſen beſaß er ſchon im Jünglingsalter alle Sprachen der Morgenländer; er hatte alle Kirchenſchriftſteller, alle neuern Erklärer geleſen, und die Arzneikunſt nicht verſäumt. Im J. 1693 ward er Doktor der Arzneikunſt. Sein Geiſt durchdrang das Dunkele, was ihn umhüllte; ſeine Freunde umgaben ihn, und verſchafften ihm den Lehrſtuhl der Arzneikunſt, Chemie und Botanik auf der Univerſität Leyden mit dem dreifachen Gehalte dieſer Lehrſtühle. Auswärtige gelehrte Geſellſchaften machten ſich eine Ehre, ihn in ihren Schooß aufzunehmen. So lange er jene Wiſſenſchaften lehrte, wurde Leyden wie die Schule von Europa betrachtet. Als im J. 1715 Peter der Große nach Holland kam, ſo wohnte dieſer jedesmal den Vorleſungen Boerhavens bei; ja ſein Name war ſo allgemein bekannt, daß ein chineſiſcher Mandarin einſt ſo an ihn ſchrieb: „an den berühmten Arzt Boerhave in Europa", und der Brief kam richtig an. Alle europäiſche Aerzte waren ſeine Schüler. Er hatte, wie alle große Männer, auch ſeine Feinde; allein er verachtete die Verläumdung. „Die Pfeile der Verläumdung, pflegte er zu ſagen, ſind Funken, die von ſelbſt erlöſchen, wenn man ſich nicht von ihnen erreichen läßt. Man muß Gott für die kranken Gehirne bitten, die uns ſchmähen, und ſie durch die Beharrlichkeit im biedern Lebenswandel zum Schweigen bringen." Seine vorzüglichſten Schriften ſind: Institutiones medicae, Leyden, 1708, 20, 34, 46, von Haller ſchrieb einen Commentar dazu in 7 Bden. 4. Leyden, 1758, und Lamettrie überſetzte ſie ins Franzöſiſche, Paris, 1743, 8 Bände. 12. Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis, Leyden, 1709, 15, 28, 34, 42, 12.; Index plantarum, quae in horto academico Lugduno Batavor. reperiuntur, ibid. 1710. 8; Elementa chimicae, Paris, 1724. 2Bde. 8.; Leyden, 1752. 4. und Paris, 1753. 2 Bde. 8.

Börſe heißt in großen Handelsſtädten ein anſehnliches Gebäude, wo die Kaufleute täglich, meiſtens in den Mittagsſtunden, zuſammen kommen, um ſich über Handelsangelegenheiten zu beſprechen, und Verkehr mit Wechſeln, Geld, Waaren u. dgl. zu treiben. Der Name Börſe wird wohl richtiger von dem Worte Burſa, welches im Latein des Mittelalters einen Verſammlungsort für Zunftverwandte bedeutet, als von der adeligen Familie, van der Beurſe zu Brügge in Flandern, in deren Hauſe die Kaufleute in den Zeiten des hanſeatiſchen Bundes ihre Zuſammenkünfte hielten, abgeleitet. An der Börſe wird Alles angeſchlagen, was dem Kaufmann zu wiſſen nöthig iſt, z. B. Ankunft von erwarteten Schiffen, öffentliche Verkäufe von Waaren u. ſ. w. — Diejenigen Kaufleute, welche wegen ihrer Rechtſchaffenheit und Erfahrung im Handel von den übrigen gewählt werden, um für die Beobachtung der Börſenordnung und die Erhaltung der Rechte und Privilegien der Kaufmannſchaft Sorge zu tragen, werden Börſenalte, Börſenvorſteher genannt.

Digitized by Google

Börsenkrabbe. Sie ist vorzüglich auf Amboina, der wichtigsten der Inseln dieses Namens, in Ostindien einheimisch. Fast alle Reisende erzählen mit Verwunderung von diesem Thiere. Die Börsenkrabbe findet sich nie im Wasser, sondern entweder in Erdhöhlen, oder zwischen Felsen, die sie auch nur verläßt, um die Palmbäume zu besteigen. Denn hier stellt sie wahrscheinlich den Larven der großen Käfer (Curculio Palmarum. Lin.) nach, die diese Bäume in Menge bewohnen, und vom Volke viel gegessen werden. Denn es ist sehr unwahrscheinlich, daß sie die Kokosnüsse selbst verzehren, wie Rumph meint, da man noch keinen Krebs kennt, der vegetabilische Stoffe genösse. Vielleicht sind es sogar die Eier der Vögel, denen dieser wunderbare Krebs bei seinem Erklettern der Bäume nachstellt. Aus seinen Höhlen wird er mit Hülfe langer Stäbe hervorgezogen, die er mit seinen starken Scheeren erfaßt, wenn man ihn damit reizt. Seine Kraft ist so groß, daß er harte Fruchtkerne mit der Scheere aufknackt; ja Rumph war Augenzeuge, wie ein solcher am Schwanze aufgehängter Krebs eine unter ihm durchgehende Ziege bei den Ohren ergriff, und halb zu sich hinaufzog, daß man sie kaum wieder losmachen konnte. Das Fleisch ist ungemein schmackhaft, zumal dasjenige, welches in dem fast beutelförmigen Schwanztheile sitzt, der bei diesen und einigen andern asiatischen Krabben eine sehr seltsame halbkugelförmig aufgetriebene Gestalt hat, und als auffallendes Merkmal diese Arten zu einer eignen neuen Gattung vereinigt. Man stellt der Börsenkrabbe sorgfältig nach, und tischet sie auf den Tafeln der Vornehmen als eine kostbare Schüssel auf, doch wird gewarnt, das letzte Ende des Darms, welches im Schwanze enthalten ist, mitzuessen, weil es giftig sey, und böse Zufälle verursache.

Boethius (Anicius Manlius Torquatus Severinus) aus den hochberühmten Geschlechtern der Anicier und Torquate entsprossen, wurde zu Rom wahrscheinlich gegen das Jahr 475 geboren, als Odoaker, der Heruler, ehemaliger Feldherr deutscher Truppen im römischen Solde, Italien beherrschte. Schon seine Namen zeigen an, daß er ein Nachkömmling der angesehensten und ältesten Familien war. Sein Großvater war bei dem Kaiser Valentinian III. Präfektus prätorii, und wurde auf dessen Befehl im Jahr 454 im kaiserlichen Pallaste vor den Augen des Imperators niedergehauen. Sein Vater verwaltete im Jahr 487 das von Odoaker wiederhergestellte Konsulat. Nach dem Tode desselben, welcher entweder noch im Jahre 487, oder doch kurz nachher erfolgt seyn muß, kam unser Boethius unter die Aufsicht zweier der angesehensten Römer, wahrscheinlich des Festus und Symmachus. Von der Geschichte seiner Jugendjahre ist uns weiter nichts bekannt worden, als daß er sie zur Ausbildung seines Geistes und Herzens auf das Zweckmäßigste angewandt hat. Das Studium der Alten, der Philosophie und Mathematik scheinen seine angenehmsten Beschäftigungen; Plato, Aristoteles, Euklides und Ptolemäus seine Lieblingsschriftsteller gewesen zu seyn. Auch fand die Dichtkunst in diesen Jahren einen großen Verehrer an ihm; dies beweist das erste Gedicht in seinem Werke, wo er unter andern von den Musen sagt:

Sie einst mein Stolz in jenen schönen Tagen,
Wo noch das Glück dem frohen Jüngling lachte u. s. w.

Die Vortrefflichkeit seines moralischen Karakters erwarb ihm eben so viel Hochachtung, als seine Gelehrsamkeit. Die angesehensten Männer des Staats bewarben sich um seine Freundschaft, und wünschten, ihn als ein Glied ihrer Familie ansehen zu können. Er wählte aber Elpis, eine vornehme Sicilianerin, zu seiner Gattin. Seine Wahl war glücklich; denn Elpis besaß alle Eigenschaften des Geistes und Herzens, die zu einer glücklichen Ehe erfodert werden. Lektüre hatte ihren Verstand gebildet, und

Digitized by Google

Liebe zur Dichtkunst sie zu sanften Empfindungen gestimmt, die sich in der Ausübung der strengsten Tugend bemerkbar machten. Sein Glück, das er im Staate machte, hielt mit seinem häuslichen Glücke gleichen Schritt. Schon frühzeitig erlangte er das Patriciat, eine Würde, die damals mit den jetzigen Ritterorden sehr viel Aehnliches hatte. Und als Theoderich, der Ostgothen Anführer, der würdige Stifter eines mächtigen Reichs, welcher nicht nur die glänzenden Eigenschaften eines Eroberers, sondern auch die Tugenden eines weisen und guten Regenten besaß, den Odoaker im Jahr 493 völlig besiegt, und bald darauf hatte hinrichten lassen, erwarb er sich dessen Gewogenheit und Hochschätzung in einem so hohen Grade, daß ihm nach und nach die vornehmsten Hof- und Staatsbedienungen, und endlich auch im Jahr 508 oder 510 das Konsulat anvertraut wurde: eine Bedienung, die unter Theoderich den vormaligen Glanz wieder zu erlangen schien, den sie seit vielen Jahren verloren hatte. In dieser Zeit raubte ihm der Tod seine erste Gemahlin Elpis, ohne daß er mit ihr Kinder gezeugt hatte. Er verheirathete sich zum zweiten Male mit Rusticiana, einer Tochter des Konsularen Q. Aurelius Memmius Symmachus, eines der angesehensten und rechtschaffensten Männer in Rom. Diese Ehe war eben so glücklich, ja noch glücklicher, als die erstere. Denn er zeugte mit ihr zwei Söhne, den Symmachus und Boethius, welche schon in der frühsten Jugend der Geist ihrer großen Vorfahren zu beseelen schien, und an denen Boethius die Freude erlebte, daß sie der König und der Senat noch als Knaben von ohngefähr 11 bis 12 Jahren, zu einem, wie es scheint, bisher unerhörten Beispiele, zu Konsuln im Jahr 522 erhob. Ueberhaupt scheint dies Jahr eins der Freudenvollsten für ihn gewesen zu seyn. Denn als in demselben Theoderich zur nicht geringen Freude der Römer, von Ravenna, der nunmehrigen Residenz der Beherrscher Italiens, nach Rom kam, erhielt Boethius den ehrenvollen Auftrag, ihm die Empfindungen der Freude und der Dankbarkeit des römischen Volks in einer Rede, die er zwischen seinen beiden, mit allen Insignien der Konsulswürde bekleideten, Söhnen hielt, und die ihm den Ruf eines großen Geistes und Redners erwarb, an den Tag zu legen. Theoderich war auch mit diesem Empfang so sehr zufrieden, daß er nicht nur dem Senat alle Rechte und Privilegien bestätigte, sondern auch den Römern neue wohlthätige Freiheiten ertheilte, welche dem Boethius, da man sie zum Theil seinen Veranstaltungen zu verdanken hatte, die Liebe des Volks in einem sehr hohen Grade erwarben. Er war es aber auch werth, von Allen geschätzt und geliebt zu werden. Denn er machte sich um den Staat, die Kirche, die Wissenschaften mit beispielloser Thätigkeit auf vielfache Art verdient. Er trug viel zu der dauerhaften und gemeinnützigen Regierung Theoderichs bei; er setzte das Münzwesen, Gewicht und Maaß auf einen bessern Fuß, und brachte den Handel in neue Aufnahme. Bei allen diesen Staatsgeschäften fuhr er eifrig fort zu studiren, und setzte philosophische, theologische und andere Schriften auf. Besonders nahm er vielen Antheil an den Maßregeln wider die Eutychiane und Nestorianer, schrieb viel über deren Streitigkeiten, und wohnte selbst theologischen Unterredungen, die deswegen angestellt wurden, mit einem Uebergewicht von gelehrten Einsichten über die anwesenden Theologen bei. Dabei blieb er immer der Liebling seines Fürsten, obgleich dieser ganz verschiedene Religionsmeinungen hatte. Dies beweist das Vertrauen, mit welchem Theoderich sich bei jeder Gelegenheit an Boethius wandte. So mußte dieser z. B. auf seinen Befehl für den König der Franken, Klodewig, einen geschickten Tonkünstler aussuchen; und als die Gesandten des burgundischen Königs Gundebald den ostgothischen um eine Wasser- und eine Sonnenuhr baten, dergleichen sie zu Rom so sehr bewunderten, war es wiederum Boethius,

Digitized by Google

dem Theoderich den Auftrag dazu ertheilte, und den er auch, nicht ohne selbst Hand daran zu legen, erfüllte. Bei dieser Gelegenheit schrieb Theoderich an Boethius einen Brief (Casiod. l. I. epist. XLV.), dessen Inhalt der beste Beweis von der hohen Meinung ist, welche der König von den Verdiensten unsers Philosophen hatte. „Der König der Burgundier, schreibt er, wünscht sehr, daß ich ihm eine Wasser- und Sonnenuhr nebst den Männern, die dergleichen verfertigen, zusenden möchte. — Es ist ihnen nicht zu verargen, wenn sie begierig sind, das selbst zu sehen, was ihre Gesandten so sehr in Erstaunen setzte." Hierauf macht er ihm einige Complimente über seine gründliche Gelehrsamkeit und seine tiefen Kenntniß in der griechischen Sprache. „Ihren Uebersetzungen," fährt er fort, „haben die Italiener zu verdanken, daß sie den Tonkünstler Pythagoras, den Astronomen Ptolemäus, den Arithmetiker Nikomachos, den Geometer Euklides, in ihrer Sprache lesen, und in selbiger die Abweichungen des Logikers Aristoteles von dem Theologen Plato bemerken können. Sie haben den Sicilianern den Mechaniker Archimedes in römischer Tracht wiedergegeben; kurz alle Künste und Wissenschaften, welche einst in dem fruchtbaren Griechenland durch die Bemühungen einzelner Männer blühten, hat Rom durch Sie allein in seiner Muttersprache kennen gelernt. Dabei sind Ihre Uebersetzungen mit einer solchen Deutlichkeit und Eleganz geschrieben, daß ich überzeugt bin, daß ein Kenner beider Sprachen sie den Originalen vorziehen würde." — Am Schlusse des Briefs bittet er ihn, ihm die erwähnten Uhren sobald als möglich zu übersenden, „damit er auch in Gegenden bekannt werden möchte, wohin er selbst nicht kommen könnte u. s. w." Endlich wurde Boethius Magister Officiorum. Er schlug zwar anfänglich diese Bedienung aus, weil Decoratus, ein schlechter Mensch, sein Gehülfe seyn sollte. Um sich aber keinen Verdruß zuzuziehen, mußte er sich am Ende doch zur Annahme derselben bequemen. Da dieses Amt ihm zur Pflicht machte, unter andern auch über das Betragen der Hofbedienten zu wachen, und die Klagen der Einwohner in den Provinzen dem Fürsten vorzutragen, so konnte es nicht fehlen, daß er sich durch seine Gerechtigkeitsliebe viele der vornehmsten Gothen, die bei ihrer unersättlichen Raubsucht nirgends, als bei ihm, Widerstand fanden, zu unversöhnlichen Feinden machte. So hinderte er oft z. B. den Konigast, der bei den Finanzen angestellt war, seine Habsucht auf Kosten der Unterthanen zu befriedigen, und oft vereitelte er des königlichen Haushofmeisters Triguilla ungerechte Plane. Als ein gänzlicher Mißwachs Italiens Provinzen heimsuchte, und überall Mangel an Lebensmittel einzureißen anfing, bewog der Präfektus Prätorii den König, ein Edikt ergehen zu lassen, wodurch der Provinz Campanien aufgegeben wurde, ihr Getreide an den Fiskus für eine, von diesem bestimmte, Summe zu verkaufen. Wäre dieses Edikt in Erfüllung gebracht worden, so wäre Campanien ohne Rettung verloren gewesen. Allein Boethius legte sich ins Mittel. In Gegenwart des Königs zeigte er dem Minister das Verderbliche seines Plans, und der Aufkauf unterblieb. Eben so rettete er den Konsularen Paulinus und dessen Vermögen aus den Schlingen der königlichen Hofbedienten. Dies Alles mußte ihm natürlicher Weise den Haß und die Verfolgung der gothischen Großen zuziehen, und seinen Fall beschleunigen. Dieser aber würde wenigstens nicht so bald erfolgt seyn, da die Gnade seines Königs sich nicht bloß auf eine eigensinnige oder flüchtige Gunst, sondern auf die hohen Begriffe gründete, welche derselbe von den Gaben des Boethius hatte, wenn dieser nur sich in seinem Eifer für die Freiheit, den Senat und seine Freunde mit mehr Klugheit, und gegen die Arianer wegen ihrer Religionsmeinungen mit mehr Schonung

Digitized by Google

betragen hätte. Theoderich war ein Arianer. Aber weit entfernt, seine katholischen Unterthanen zu verfolgen, ließ er ihnen vielmehr alle kirchliche Freiheit; ja, er zog sie sogar in der Besetzung der Staatsämter seinen Glaubensgenossen vor, weil diese keine so guten Köpfe unter sich aufzuweisen hatten, als ihre Gegenpartei. Eine solche Unparteilichkeit, zumal bei einem Gothen und Eroberer, wäre doch allein einer gewissen Schonung gegen die Arianer werth gewesen. Aber der Ketzerhaß, nicht einmal der gewöhnlichen Billigkeit fähig, that gerade das Gegentheil. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch Boethius, als ein eifriger Katholik, der für die Erhaltung seines Glaubens Alles zu wagen bereit war, seine Verbindungen in Constantinopel zur Unterdrückung der Arianer benutzte, und an den Verordnungen Theil nahm, welche der Kaiser Justinus, der wegen seiner Verbindungen mit dem ostgothischen Könige, bei seinen selbst blutigen Verfolgungen wider ketzerische Parteien, die Glaubensgenossen des Theoderichs bisher verschont hatte, im Jahr 524 wider dieselben ergehen ließ. Freilich verbreitet dieser Zug über den Karakter des Boethius kein vortheilhaftes Licht. Wenn man aber den Gesichtspunkt erwägt, aus welchem damals, und viele Jahrhunderte nachher, das Christenthum betrachtet wurde, so läßt sich auch Manches zu seiner Entschuldigung sagen. Die christliche Religion war in jenen Zeiten nur Sache der Spekulation und des Bekenntnisses; die Uebertretung der wichtigsten Pflichten derselben, der Verträglichkeit, Sanftmuth und Liebe, wurde bei jeder Gelegenheit eingeschärft, und alle Ketzer als Feinde Gottes und des Staats behandelt. Ist es also zu verwundern, wenn auch in dem Kopfe des Boethius, der die wohlthätigen Folgen der gegenseitigen Duldung nie aus Erfahrung hatte kennen gelernt, Sektenhaß, Gewissenszwang, Verfolgung und hohe Meinung von der Wichtigkeit autorisirter Formeln, spukten? Hiezu kam noch, daß ein Römer und römischer Patriot, dessen Vorfahren den mächtigsten Kronen Gesetze vorgeschrieben hatten, es tief empfinden mußte, daß auch keine Spur von der ehemaligen römischen Freiheit, von der er so hohe Begriffe hatte, mehr zu finden war. Wie leicht konnte es also geschehen, daß die Stimme der Dankbarkeit, die ohnehin bei einem Republikaner, sobald sie sich wider die Freiheit erhebt, selten Gehör findet, bei unserm Boethius verstummte, so sehr sich auch Theoderich durch die ausgezeichnetsten Wohlthaten um ihn und seine Landsleute verdient gemacht hatte. Aber eben so wenig ist es diesem zu verdenken, wenn er nach einem solchen Betragen strenger wurde. Die Lage dieses damals schon bejahrten Fürsten war gewiß bedenklich. Denn obschon die Römer und Italiener seine Regierung als eine Wohlthat ansahen, so waren sie ihm doch, als einem Ausländer und Arianer, dessen Größen noch dazu, wiewohl ohne sein Wissen, aus Habsucht so manche Ungerechtigkeit begingen, nichts weniger als geneigt. Den griechischen Hof mußte er ohnedieß als seinen geheimen Feind betrachten, der, ohne daß er ihm durch Uebermacht furchtbar gewesen wäre, doch mit seinen Unterthanen eine verborgene Partei wider ihn stiften konnte. Unter diesen Umständen war es ihm also gar nicht zu verargen, wenn er das Verfahren des griechischen Hofs gegen die Arianer nicht nur als eine Beschimpfung, sondern auch als verdächtige Reizung ansah, und dem Kaiser Justinus drohte, alle Katholiken in ganz Italien auszurotten, falls er seine Verordnung nicht widerriefe. Eben da er den Papst Johannes I. nebst einigen Bischöfen und Senatoren deswegen nach Constantinopel zu schicken im Begriffe war, wurde Albinus, einer der ehrwürdigsten Senatoren, von einem angesehenen Hofbedienten angeklagt, daß er mit dem Kaiser ein Verständniß unterhalte, um ihn zum Herrn von Italien zu machen. Es konnte nicht fehlen, daß diese Beschuldigung, sie mochte gegründet seyn oder nicht, tiefen Eindruck auf Theoderich machte. Boethius eilte

Digitized by Google

nach Verona, um seinen Freund und den ganzen Senat, den man gleichfalls dieser geglaubten oder wirklichen Konspiration beschuldigte, mit den Waffen der Beredsamkeit zu vertheidigen. Er that dieses mit so vieler Wärme, und mit so vieler Freimüthigkeit, daß es seinen Feinden bei Hofe leicht wurde, ihn selbst verdächtig zu machen. Und wehe dem Unglücklichen, wider den sich nur der leiseste Verdacht in eine Fürstenseele eingeschlichen. So hängt sein Fall bloß von der Willkühr seiner Feinde ab, die sicher darauf rechnen können, daß der Mißtrauischgemachte ihre Kabale, wenn sie auch noch so plump ist, nicht durchdringen wird. So ging es auch hier. Basilius, Opilio und Gaudentius, Menschen, welche die öffentliche Meinung und der Spruch des Richters schon gebrandmarkt hatte, traten auf Anstiften einiger Hofbedienten als Ankläger wider den Boethius auf, und wurden gehört. Man zeigte dem Könige Briefe voll verrätherischen Inhalts, welche er an den kaiserlichen Hof geschrieben haben sollte, und brachte Anzeigen einer Verschwörung desselben mit dem Senate vor. Die Hauptpunkte aber der Anklage wider ihn waren, daß er aus übertriebenem Eifer für das Wohl des Senats die Beweise unterdrückt habe, wodurch dieses Kollegium des Hochverraths hätte überführt werden können; daß er, laut seiner eigenhändigen Briefe, einen Plan zur Wiederherstellung der Freiheit entworfen, und daß er endlich sich mit magischen Künsten abgegeben habe. Diese letzte Beschuldigung war wahrscheinlich für das Volk erdacht, unter dem Boethius vielen Anhang hatte, und dem dieses Phantom von Verbrechen den größten Abscheu erregte. Theoderich ließ ihn nun, nicht ohne Zustimmung des erschrockenen Senats, festnehmen, zog seine Güter ein, und schickte ihn nach Ticinum oder Pavia im Herzogthum Mailand in's Gefängniß. Hier schrieb er mit vieler Heiterkeit seine Abhandlung von der heiligen Dreieinigkeit und sein Werk de Consolatione Philosophiae (vom Trost der Philosophie), übers. v. Freitag, Riga, 1794. Nach einer langen Gefangenschaft wurde er endlich im Jahr 525, auf Befehl des Königs, den der schlechte Ausgang seiner Gesandtschaft noch mehr wider ihn erbitterte, enthauptet, oder, wie Einige erzählen, der Kopf wurde ihm mit Stricken so zusammengeschnürt, daß die Augen hervorquollen, und Stockprügel raubten ihm das Leben. Papst Johannes I., der im Einverständniß mit dem griechischen Hofe, und den Absichten Theoderichs zuwider, auf seiner Gesandtschaftsreise, alle die den Arianern zugehörigen Kirchen dem orthodoxen Glauben geweiht hatte, und Symmachus, der Schwiegervater des Boethius, hatten ein ähnliches Schicksal. So endigte sich das Leben eines Mannes, der in jedem Betracht ein besseres Schicksal verdient hatte. Grotius bemerkt in seiner Praefat. ad Hist. Gothor. Vandalor. et Longobard. p. 32., bei seiner Hinrichtung sey es nicht auf Religion, sondern auf Staatsverbrechen angekommen. Noch vorhandene Schriften des Boethius sind: Uebersetzungen von den Schriften des Aristoteles: Analytica priora et posteriora. Topica. Elenchi sophistici. — Erläuterungen von einigen Büchern dieses Philosophen: in Categorias Aristotelis libri II. — Erläuterungen über den Porphyrius: Ad Isagogen Porphyrii libri II. Secundae editionis lib. I. — Erläuterungen über den Cicero: In Topica Ciceronis libri VI. — Eigene Schriften verwandten Inhalts: De unitate et uno. De divisione. De definitionibus. Ad categoricos Syllogismos introductionis lib. I. De differentiis Topicis libri IV De syllogismo categorico. De syllogismo hypothetico. De praedicatione potestatis. — Schriften über die Musik: De musica libri V. — Schriften über die Rhetorik: De locis rhetoricis lib. I. — Theologische Schriften: De sancta Trinitate. De Unitate Trinitatis. De duabus in Christo naturis. De fide. — De hebdomadibus Ist eine Sammlung einiger kleinen Schriften.

Digitized by Google

Böse. Boshaft. Böse nennt man schon einen jeden Menschen, der fähig ist, Andern Schaden zuzufügen, auch wenn er sich durch die Umstände und ein vermeintes Interesse dazu genöthigt zu seyn glaubt. Die Noth, worin sich der Müßigänger und Verschwender versetzt, macht ihn endlich zu einem so bösen Menschen, daß er auf Stehlen und Rauben ausgehen muß. Boshaft setzt zu diesem Begriffe noch das Besondere hinzu, daß der boshafte Urheber von Unglück und Schaden, an dem Unheile, daß er anrichtet, Vergnügen empfindet, und aus Schadenfreude angetrieben wird, Unglück zu stiften. Daher wird diese Schadenfreude oft mit dem Beiwort Boshaft bezeichnet: eine boshafte Schadenfreude. Ein boshafter Mensch ist schädlicher und sittlich verdorbener, als ein böser; denn er stiftet mehr Böses, weil er auch ohne dringende Ursach Böses thut, und er thut es nicht aus Noth, sondern aus Neigung, und sucht und findet dazu immer Gelegenheit. Vor einem bösen Menschen hütet man sich, einen Boshaften verabscheuet man. Vor einigen Jahren machte ein Mensch in London die Straßen und öffentlichen Oerter unsicher, der sich eine boshafte Freude daraus machte, wohlgekleideten Personen ihre Kleider zu zerschneiden, des Nachts sie mit Schlägen anzufallen u. dgl. Man bezeichnete ihn in öffentlichen Blättern, und stellte ihn in Kupferstichen als ein boshaftes Ungeheuer dem öffentlichen Abscheu aus.

Böses. Hierunter versteht man das, was nach einem moralischen Grundsatz verwerflich ist, und sich also auf einen Grundsatz der Moralität gründet, der unbedingt, ohne wenn, gebietet: du sollst nicht; das Böse ist also nicht der Grund eines solchen Grundsatzes, sondern etwas wird erst durch einen solchen Grundsatz böse; es kann übrigens zugleich unangenehm oder schädlich, oder auch keines von Beiden seyn. Man hat das Unangenehme und Schädliche auch das physisch-Böse, und das eigentliche Böse das moralisch-Böse genannt. Schmerz kann daher, moralisch betrachtet, nichts böses seyn, sondern ist ein Uebel: denn nur eine Handlung kann böse seyn. Der Stoiker hatte folglich Recht, welcher ausrief: „Schmerz, du magst mich noch so sehr foltern, ich werde doch nicht gestehen, daß du etwas Böses seyst!" Ein Uebel war es, das fühlte er; aber etwas Böses war es nicht, denn er handelte nicht nur nicht nach der Maxime, das Vernunftgesetz zu übertreten, sondern er handelte gar nicht, er litt. Was wir böse nennen, muß also in jedes vernünftigen Menschen Urtheil ein Gegenstand des Verabscheuungsvermögens seyn. Mithin ist es nicht genug, daß wir es als Gegenstand erkennen, wozu allerdings nöthig ist, daß es etwas in unsern Sinnen sey, sondern es gehört auch noch Vernunft dazu, weil ein Urtheil, und nicht ein bloßes Gefühl der Unlust hervorgehen muß, ehe wir es für böse erklären können. So ist es mit der Lüge im Gegensatz mit der Wahrhaftigkeit, so mit der Gewaltthätigkeit im Gegensatz mit der Gerechtigkeit, so mit dem Todtschlag aus Rachsucht im Gegensatz mit der Ueberlassung der Ahndung an den Richter u. s. w. bewandt. Wir können aber etwas ein Uebel nennen, welches doch Jedermann zugleich für gut, bisweilen mittelbar, d. i. für nützlich, bisweilen gar für unmittelbar gut, d. i. moralisch gut erklären muß.

Böttcher (Johann Friedrich), Erfinder des Meißner Porcellans, geboren zu Schleiz im Voigtlande in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts. Von der frühesten Jugend studirte er mit so unermüdetem Fleiße die Chemie, daß er oft in Tiefsinn versank, und deswegen von seinen Collegen in Berlin, wo er in seinem 15ten Jahre in eine Apotheke kam, als ein Sonderling und Narr verlacht wurde. Sein früheres Studium artete nunmehr in eine Art Spekulation aus; die Märchen von der Goldmacherkunst machten ihn an diese Kunst glauben, so daß er sich selbst zu einem solchen Künstler berufen

Digitized by Google

glaubte. Allein diese verkehrte Wendung seiner Studien machten ihn unbrauchbar für seine Berufsgeschäfte, indem er ganze Nächte schlaflos über die Ausführung der Goldmacherkunst hinbrütete, und daher bei Tage, wie ein Nachtwandler, in der Apotheke herumträumte. Sein Herr verwies ihm ernsthaft seine Fahrlässigkeit, da er aber nicht abließ, seine geheime Kunst zu treiben, nahm die Spannung zwischen ihm und jenem immer mehr zu; Böttcher fand daher für gut, sich heimlich aus dem Staube zu machen. Als er aber bei seiner Alchymie in die drückendste Noth versetzt wurde, suchte er ganz demüthig bei seinem vorigen Herrn wieder aufgenommen zu werden, und versprach ihm steif und fest, hinfort das undankbare Studium der Goldmacherkunst nicht mehr zu betreiben. Gleichwohl prügele man die Natur mit einer Keule heraus, so kehrt sie doch wieder zurück. Sobald er wieder in die Offizin aufgenommen, und so der Nahrungssorgen überhoben war, bekannte er sich wieder als Paracelsus eifrigsten Schüler. Endlich wußte er sogar seinen Herrn, durch Vorzeigung von kleinen Stücken Goldes, die er verwandelt haben wollte, für seine geheimnißvolle Kunst so einzunehmen, daß er ihn mit Freuden seines Gelübdes, der Alchymie zu entsagen, überhob. Zur Dankbarkeit legte Böttcher in Gegenwart seines Herrn und einiger Hausfreunde eine Probe seiner Tingirkunst ab, und verwandelte wirklich, wie es den Anwesenden schien, 18 Zweigroschenstücke, die er in einem Tiegel geschmolzen hatte, durch ein hineingestreutes rothes Pulver ins feinste Gold. Je mehr er um Geheimhaltung seiner Kunst bat, desto allgemeiner verbreitete sich sein Ruf; die vornehmsten Leute strömten zu ihm, wie zu einem Wundermann; unter dieser wogenden Menge befand sich auch der bekannte Chemiker Kunkel von Löwenstern. Dieses Gerücht kam selbst zum König, der ihn zu sprechen wünschte; dieses schmeichelte zwar seiner Eigenliebe, doch machte er sich unsichtbar, als er erfuhr, man wolle ihn als ein erworbenes Gut festhalten. Er versteckte sich bei einem Kaufmann auf der Bodenkammer, bis er Gelegenheit fand, nach Wittenberg zu entwischen, wo er Medizin zu studiren vorgab. Ein Kommando Soldaten setzten ihm bis nach Wittenberg nach, und ließen durch einen Offizier von dem Kommandanten dieser Stadt Böttcher's Auslieferung fodern. Dieser aber ließ den ganzen Vorfall schleunigst dem Dresdner Hofe berichten, der, froh über den kostbaren Fang, auf der Stelle den strengsten Befehl ergehen ließ, den Goldmacher Böttcher durchaus nicht auszuliefern, sondern ihn wohl bewacht im tiefsten Inkognito nach Dresden zu bringen. Der Fürst Egon von Fürstenberg, Statthalter von Sachsen, ließ ihn im Dunkel der Nacht auf Umwegen nach Dresden abholen; denn in der Umgegend von Wittenberg hatten sich überall preußische Soldaten versteckt. Alle Versuche von Berlin, den Wundermann wieder zu erhalten, scheiterten in Dresden. In dieser Hauptstadt öffnete sich nun dem entlaufenen Apothekergesellen eine glänzende Laufbahn. Wohnung, Tafel und anständige Bedienung gab ihm Fürstenberg in seinem eigenen Hause. Die Vorschüsse zu seinen alchymistischen Versuchen wuchsen allmählig zu großen Summen. Um die Verwendung dieser Summen, und mehr noch, um ihm die Geheimnisse abzulernen, erhielt der berühmte Ehrenfried von Tzschirnhausen über ihn die Aufsicht, in dessen Laboratorium er auch Tingiren sollte. Lange wußte er durch Entschuldigungen und andere Ausflüchte den sächsischen Hof am Narrenseile herumzuführen, bis endlich der Unwille seines Fürsten laut wurde, worauf er dann auch zur Nachtzeit entfloh; doch er wurde aufgefangen, und wieder nach Dresden transportirt. Jetzt täuschte er noch einmal durch goldene Hoffnungen seinen Fürsten. Tzschirnhausen, der nun einsah, daß er nie Gold hervorbringen werde, veranlaßte ihn, seinen Erfindungsgeist auf die Bereitung des Porzellans zu

Digitized by Google

richten, von dem der König ein besonderer Liebhaber war, und deswegen das kostspielige chinesische Porzellan ankaufte. Hier fand endlich der so lange in der Irre herumschweifende Geist Böttcher's einen würdigen und für ihn ehrenvollen Standpunkt. Es gelang ihm, durch seinen unermüdeten Fleiß aus einem braunrothen Thone der Meißner Gegend ein Porzellan zu verfertigen, welches das von Tzschirnhausen erfundene bei weitem übertraf. Mit Geschenken und Ehrenbezeugungen wurde nun der glückliche Erfinder überschüttet, der König ließ ihn sogar in den Reichsfreiherrnstand erheben; dennoch wurde er sorgsam bewacht, theils um diese Erfindung als Geheimniß zu bewahren, theils den Goldmacher, dazu hielt man ihn jetzt fähig, nicht aus den Augen zu lassen. Man verlegte daher Böttcher's Werkstätte, unter Tzschirnhausen's Aufsicht, nach Albrechtsburg in Meißen, und hier wurde die Porzellanfabrikation mit einer gewissen feierlichen Heimlichkeit betrieben. Bei der Invasion der Schweden in Sachsen 1706, ließ man Böttcher in der tiefesten Nacht unter einer starken militärischen Bedeckung nach der Festung Königstein bringen, und sein Laboratorium mit des Königs Siegel verschließen. Selbst der Kommandant der Festung erfuhr nicht einmal Böttcher's Namen noch Stand. Hier erhielt der Goldmacher ein Zimmerchen mit Eisen vergittert, aber auch die anständigste Verpflegung. Mißvergnügt, suchte er zu entfliehen, doch sein Plan wurde entdeckt, und sein Verwahrsam noch strenger. Erst, als die Schweden Sachsen verlassen hatten, durfte Böttcher wieder nach Dresden kommen, wo er auf der Venusbastion die Porzellanfabrik fortsetzen mußte, und erst in den Jahren 1709 und 1710 glückte ihm, nach den eifrigsten Versuchen, die vollkommene Erfindung des weißen Porzellans. Die Porzellanfabrik wurde nun wieder nach Meißen auf die Albrechtsburg verlegt, wo sie seit dieser Zeit bis auf den heutigen Tag fortblüht. Doch Böttcher genoß nur eine kurze Zeit sein Glück und Ansehen. In den Armen der Venus hatte er geruhet, und den Bacchus geliebt, die ihn aber schon 1719 im 37sten Jahre ins Grab stürzten. Er hinterließ viele Schulden, und kaum so viel Vermögen, daß er begraben werden konnte, obgleich ihm der König in verschiedenen Fristen fast 200.000 Thaler ausgezahlt hatte.

Bogen, eine Angriffswaffe von biegsamem Holze gefertigt, welches mittels einer Sehne gespannt, und wieder losgelassen wird, so daß dadurch ein Pfeil schnell mit ziemlicher Gewalt geschnellt werden kann. — Der Bogen war ein Schießgewehr bei den Alten, das vorzüglich im Orient in Gebrauch war. Der Bogen selbst war von Holz, Horn oder Stahl, und die Sehne gewöhnlich aus Pferde- oder Kameelhaaren, oder ledernen Riemen verfertigt. Bei den Morgenländern führten gewöhnlich nur die Fußvölker den Bogen; bei den Parthern aber auch die Reiterei. Uebrigens waren die Parther die berühmtesten Bogenschützen unter allen Nationen, und sie haben ihren Ruhm auf die heutigen Perser vererbt, die ihn noch jetzt behaupten. Bei den Griechen war der Bogen ebenfalls sehr im Gebrauch. Nach Einigen war er eine Erfindung des Apollo, der von seiner Geschicklichkeit im Bogenschießen mehrere Beinamen führt. Vom Apollo lernten zuerst die Kretenser den Gebrauch des Bogens, die auch darin so geschickt wurden, daß man die kretensischen Bogen noch in spätern Zeiten höher, als alle übrige Arten in Griechenland schätzte. Nach Andern war Perses, der Sohn des Perseus, der Erfinder des Bogens; wieder Andere nennen als solchen Jupiters Sohn, Scythes, den Stammvater der Scythen. Ueberhaupt wurden auch die Scythen für sehr geschickte Bogenschützen gehalten, und die Griechen ließen oft ihre vornehmsten und edelsten Jünglinge bei ihnen in dieser Kunst Unterricht nehmen. So war hierin der scythische Hirte, Teutarus, der Lehrer des Herkules. Der scythische Bogen unterschied sich von andern durch seine Krümmung, die so groß

Digitized by Google

war, daß sie die Gestalt eines halben Mondes, oder halben Zirkels hatte. Daher stellt Athenäus, wenn er die zum Namen Theseus gehörigen Buchstaben unter einem Bilde vorstellen will, den dritten, das C, unter dem Bilde eines scythischen Bogens dar. Die Griechen schmückten ihre Bogen oft mit Silber und Gold, daher der Beiname des Apollo, der Silberbogige. Die Sehne des Bogens war aus geflochtenen Pferdehaaren gemacht, desgleichen aus schmalen Riemen. Die Sehne wurde an den beiden äußersten Enden des Bogens befestigt; diese Enden waren von Gold oder mit Goldblech beschlagen. Die Bogen, welche die wilden Bewohner Brasiliens führen, sind aus rothem oder schwarzem Holze gemacht und von außerordentlicher Länge; die Sehnen derselben bestehen aus dem Kraute Tocon. Die Indianer in Guinea haben 5 Schuh lange Bogen, aus schwerem elastischem Holze verfertigt; die Sehnen sind aus Seidengrase gedreht. Die Bogen der Iroquoisen und Huronen sind aus rothen Cederholze, und haben fast eines Mannes Höhe. Die der Mexicaner bestehen aus Thiernerven, oder aus Hirschhaaren.

Bogendecke. Hierunter versteht man die Decke einer Kirche oder eines Gemachs, die sich Bogenweise in die Höhe hebt; bei den Alten hieß sie concameratio; sie wird von Steinen gewölbt, auch häufig aus Gypsmörtel gegossen, auch von Holz mit einer Schalung von Brettern gemacht. Die Verfertigung der gegossenen Zimmergewölbe, von den Italienern volte a Canna genannt, weil sie mit Rohr gemacht sind, lehrten schon Palladius und Vitruvius. Es wurde nämlich die Form des Gewölbes von Holz und Brettern aufgesetzt, und breitgetretenes Rohr, welches in Italien durchgehends stärker und länger ist, als in Deutschland, auf dieselben gebunden. Auf das Rohr wurden Schlacken vom Vesuv gelegt und befestigt, und über dieselben Mörtel von Puzzolano aufgetragen. Die letzte Lage geschah mit kleingestoßenem Marmor und Gyps. In einigen Gemächern von Herkulanum und Pompeji haben sich solche Decken gefunden, die aber zusammengedrückt waren.

Bogenschuß ist ein jeder Schuß, bei dem die verlängerte Are der Seele nicht das Ziel durchschneidet, sondern sich über dasselbe erhebet, wo folglich die Kugel einen, bald größern, bald kleinern, Bogen beschreibt. Er unterscheidet sich von dem Schleuderschuß dadurch, daß die Kugel nicht, wie bei diesem, mehrere Male aufschlägt, und das Ziel trifft. Hieraus erhellet, daß auch der Visirschuß, wo über Metall gerichtet wird, d. h. die höchsten Boden- und Kopfkriesen sich mit dem Ziel in einer horizontalen Linie befinden, ein wirklicher Bogenschuß ist; denn das Stück hat hinten am Stoß einen größern Durchmesser, als vorn am Kopf, und der Visirschuß ist beinahe 1° elevirt.

Bogenstellung. Diesen Namen haben die deutschen Baumeister den Werken gegeben, die man gewöhnlich mit dem Namen Arkaden bezeichnet. Man versteht darunter eine Reihe von Bogen zwischen Pfeilern, die entweder einen bedeckten Gang ausmachen, oder eine Wasserleitung, oder Brücke tragen. In der Baukunst kommen vielerlei Gelegenheiten vor, solche Bogenstellungen anzubringen, z. B. wo ein freistehender, oben bedeckter Spaziergang (Porticus) mit gewölbter Decke anzulegen ist, so wie die vornehmen Römer bei ihren Häusern sie einst zu haben pflegten, u. s. w. Auch legten die Römer ihre kostbaren Wasserleitungen oft über solche Bogenstellungen. Zwar kann man solche bedeckte Gänge auch zwischen zwei Reihen Säulen, die das Dach tragen, anlegen, wie die halbrunde Säulenlaube um den Hof in Sanssouci ist. Alsdann aber kann die Decke wegen Mangel der Widerlage nicht gewölbt werden. Soll dieses aber geschehen, welches allemal das Beste ist, so muß das Gewölbe nothwendig auf sehr starken Pfeilern ruhen. Da, wo man wenig auf die Zierlichkeit sieht, werden die Pfeiler schlechtweg viereckig aufgemauert, und immer über zwei Pfeiler wird ein Bogen geschlossen, wo es aber um Zier-

Digitized by Google

lichkeit zu thun ist, da werden die Pfeiler mit Wandpfeilern, oder auch mit halb außer den Mauern stehenden Säulen verziert. Für die Bogenstellungen giebt es folgende Regeln: Die Höhe der Oeffnung von dem Fußboden bis an den Scheitel des Bogens soll der doppelten Breite desselben gleich seyn. Die Nebenpfeiler werden ein Model breit gemacht; zum Bogen wird ein voller halber Zirkel genommen, und vom Scheitel des Bogens bis an den Unterbalken wird zwei Model genommen. Diese Verhältnisse geben den Bogenstellungen das schönste Ansehen, und hiernach muß alles Uebrige bestimmt werden. An dem Coliseum zu Rom, wo drei Bogenstellungen übereinander stehen, finden sich folgende Verhältnisse beobachtet: die Unterste ist von dorischer Ordnung, die Säulenweite 14 Model und 11 Minuten; die Breite der Nebenpfeiler 2 Model; die Weite der Oeffnungen 9 Model 28½ Minuten; die Höhe nur 16 Model 13 Minuten. Die zweite Ordnung ist Jonisch mit Säulenstühlen, die aber mit der Brüstung der Oeffnung in einem fortlaufen. Die Säulenweite, und die Breite der Nebenpfeiler, so wie die Weite der Oeffnungen, sind, wie vorher. Die Höhe ist nur 14 Model 28 Minuten, und fast eben so ist auch die dritte Ordnung. Der äußerste Pfeiler einer Bogenstellung muß nothwendig stärker seyn, als die andern, damit er die Spannung des Bogens aushalte; darum setzt man auch insgemein 2 Wandpfeiler oder Säulen auf der Ecke nebeneinander.

Bogesund, jetzt Ulricahamn genannt, in Westgothland, westlich von Jönköping. Hier schlug die dänische Armee unter dem dänischen Reichsrath Otto Krumpe die Schweden unter ihrem Reichsvorsteher Sten Sture, dem Jüngern, welcher auf dem Schlachtfelde blieb.

Bohnenbergersche Maschine ist eine ungefähr 2 Zoll im Durchmesser haltende Erdkugel, welche das Vorrücken der Nachtgleichen, das Umlaufen der Erdpole in den Pol der Ekliptik ꝛc. auf eine höchst anschauliche Weise darstellt. Bubenzeiger in Tübingen verfertigt diese Erdkugeln, deren Erfindung wir dem noch lebenden berühmten Astronomen Herrn Professor Bohnenberger daselbst zu verdanken haben.

Boileau Despréaux (Nicolaus) war zu Paris, oder auf dem Lande nicht weit von Paris, geboren im J. 1636. Sein Vater, der ein Rechtsgelehrter war, wollte auch aus ihm einen Rechtsgelehrten machen. Der junge Boileau beschäftigte sich aber lieber mit schöner Literatur. Mit leidenschaftlichem Fleiße las er Gedichte und Romane. Indessen befliß er sich auch, zum Schein, der Jurisprudenz, und schien dem Willen seines Vaters nachzuleben, bis er seine Abneigung gegen alle juristischen Studien nicht länger verbergen konnte, und, um doch ein anderes Brodstudium zu erwählen, zur Theologie hinüberſprang. Er lebte, für einen jungen Theologen, etwas galant, wußte aber seine Galanterie so geschickt mit den geistlichen Studien in Verbindung zu bringen, daß er durch Veranstaltung einer schönen Dame, der er den Hof machte, sieben bis acht Jahre die Einkünfte einer geistlichen Pfründe zog, ohne ordinirt zu seyn. Sein Gewissen, von einem vornehmen Gönner aufgeweckt, störte ihn in der Fortsetzung dieser Lebensart. Nach dem Tode seines Vaters lebte er ganz der schönen Literatur, und wurde durch seine Satyren, und bald darauf durch seine komische Erzählung: Der Chorpult dem Publikum und dem Hofe bekannt. Es gelang ihm, so viele Feinde ihm auch seine Satyren machten, dem Könige empfohlen zu werden. Dieser interessirte sich persönlich für ihn, und Boileau wurde, wie Racine und Moliere, ein Liebling des Hofes. Ludwig XIV., der sich nicht umsonst von dem strengen Richter Boileau in den elegantesten Versen loben lassen wollte, wies ihm eine Pension von 2.000 Livres an. Auf diese Pension folgten ähnliche, und außerdem noch besondere Gratifikationen von Zeit zu Zeit. Endlich wurde der Saty-

Digitized by Google

riker, Epistelndichter, Kritiker und Epigrammatist, der nun auch schon als Mitglied der franz. Akademie ein neues Ansehen erhalten hatte, gar noch, zugleich mit Racine, zum französischen Reichshistoriographen ernannt, und genoß den Ertrag dieser Stelle, indem er es, wie Racine, bei den Anstalten zur Erfüllung seiner Amtspflicht bewenden ließ. Uebrigens war Boileau ein Mann von unbescholtenem Karakter, angefeindet nur von den Autoren, deren Werke er als Kritiker angegriffen hatte. In besonders freundschaftlicher Verbindung lebte er mit Racine. In dem kritischen Streite, der damals über die literarischen Vorzüge der Alten und der Neueren entstand, war Boileau immer einer der wärmsten Vertheidiger der alten Classiker. Ueberhaupt zeigte er von der ersten Zeit seines Eintritts in die schriftstellerische Laufbahn bis an seinen Tod eine unerschütterliche Consequenz in der Behauptung und Ausübung der Grundsätze, die er aus voller Ueberzeugung für die höchsten Gesetze des guten Geschmacks ansah. Es wurde ihm leichter, sich selbst getreu zu bleiben, weil er schon 32 Jahr alt war, als er die 7 ersten seiner Satyren drucken ließ. Die ersten Gesänge seines Chorpults kamen 6 Jahr später heraus, zugleich mit seiner Poetik, die in kurzer Zeit das Ansehen eines Gesetzbuchs am französischen Parnasse erhielt. In näherer und entfernter Verbindung mit dem Hofe, erlebte Boileau noch die traurige Periode der politischen Demüthigung seines stolzen, von ihm mit den übrigen Lobrednern und Schmeichlern um die Wette gepriesenen Monarchen, und der inneren Erschöpfung der französischen Monarchie. Er starb 74 J. alt, 1711. Boileau's kritische Grundsätze hätten sich der Nation empfehlen müssen, auch wenn sie mit weniger Witz und Verstand, und nicht in so eleganten Versen vorgetragen wären. Aber durch die Form, die Boileau seinen Grundsätzen zu geben wußte, drangen sie wie Götterssprüche in die Kunst und Theorie aller Franzosen ein, die sich über das gemeine Publikum erheben, und einen durchaus reinen Geschmack haben wollten. Boileau befolgte selbst, als Dichter im Sinne seiner Nation, die Vorschriften, die er gab, mit eben so vieler Feinheit als Pünktlichkeit. Unter seinen Talenten waren die vorzüglichsten ein energischer Verstand, der sich selbst in treffenden Witz verwandelte; ein heller Beobachtungsgeist, der den Gegenständen, die seine Aufmerksamkeit reizten, schnell eine interessante Seite absah; und eine kritische Besonnenheit, der nichts entschlüpfte, was ein Mann, wie Boileau, nach seiner Vorstellungsart für Fehler halten mußte. Phantasie hatte Boileau wenig; aber, was er beobachtete und dachte, wußte er vortrefflich zu sagen. Seine Muttersprache stand ihm zu Gebote, so weit ihm daran gelegen war, Gebrauch von ihr zu machen. Er haßte mit redlichem Ernste alle eitlen Anmaßungen, alle Affektation und Fadheit in der Literatur, wie im Leben. Aber auch alles Schwärmerische in der Kunst war ihm zuwider. Den meisten Antheil hat die Phantasie an seiner komischen Erzählung: der Chorpult, die immerhin ein komisches Heldengedicht heißen kann. Der Einfall war glücklich, die Stadtanekdote vom gewaltigen Streite zweier Chorheren über einen großen wurmstichigen und längst zur Seite geschafften Pult, den der Eine wieder aufstellte, der Andere für immer weggeschafft haben wollte, zum Stoffe einer satyrisch-epischen Dichtung zu wählen. Seine komischen Beschreibungen sind meisterhaft, und die Satyre trifft immer ihr Ziel. An der bewundernswürdigen Präcision seiner Sprache erkennt man auch, wo er scherzt, den Schüler der classischen Alten. Die Situationen sind mit aller Kraft der komischen Wahrheit in poetischen Bildern ausgemalt. Gleichwohl hat die ganze Composition einen französischen Nationalfehler. Sie wimmelt von allegorischen Figuren. Die didaktischen Satyren Boileau's sind voll guter Gedanken, witziger Ein-

Digitized by Google

fälle, und treffender Schilderungen in einer männlichen und eleganten Sprache, und in sehr cultivirten Versen; aber es sind keine Satyren des Genies. Zwischen der scherzenden Heiterkeit der horazischen und dem strafenden Ernste der juvenalischen Manier suchte Boileau einen Mittelton zu treffen, der jene beiden Manieren vereinigen sollte. Aber seine Heiterkeit ist kritische Kälte, und die Bitterkeit seines Spottes erinnert weit öfter an Juvenal, als an Horaz. Sie sind reich an Gedanken, und würden auch ohne poetische Diktion unterhaltend und belehrend seyn. Die Sprache des Verstandes in so feinen, ungezwungenen und musterhaften Wendungen, so präcis und kräftig im Ausdruck, so correkt und so gefällig versificirt, hatte man noch nicht gehört. Mit diesen unverkennbaren Vorzügen der Episteln Boileau's stehen aber einige ihrer auffallendsten Fehler in einem um so härteren Widerspruche, weil Boileau selbst als Geschmacksrichter, der nie Gnade für Recht ergehen lassen wollte, in eben diesen Episteln das große Wort führt. Um der Diktion seiner lehrreichen Betrachtungen in Versen einen poetischen Schwung zu geben, mischt er zuweilen in die elegante Unterhaltungssprache, an der die Begeisterung keinen Antheil hat, prächtige Phrasen ein, als ob er in den Odenstyl übergehen wollte. Oft scheint er ganz von seinem eigenen guten Geschmacke verlassen, besonders in den Episteln an seinen König, worin er mit der dreisten Leichtigkeit eines geübten Weltmanns dem Monarchen auf eine pikante Art etwas Schönes sagen will, ohne sich gegen ihn die Miene des Schmeichlers zu geben. Da trägt er kein Bedenken, ihn mit den Worten anzureden: „Großer König, höre auf zu siegen, oder, ich höre auf zu schreiben". Die versificirte Poetik, dasjenige unter Boileau's Werken, das, nach dem Ermessen der französischen Kritiker, nicht genug gelobt und bewundert werden kann, enthält freilich eine solche Gesetzgebung des Geschmacks, wie sie das Zeitalter Ludwigs XIV. mit sich bringen konnte, und wie sie sich noch jetzt der Kritiker als die vollkommenste denken muß, wenn er beweisen will, daß es keine vollkommenere Poesie gebe, als die französische aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. Was Horaz in der Epistel an die Pisonen angefangen, und der Italiener Vidda in lateinischen Versen fortgesetzt hatte, den Dichtern Vernunft zu predigen, wollte Boileau, wie es scheint, vollenden. Auch was Boileau außer seinem komischen Heldengedichte, den Satyren, den Episteln, und der Poetik, in Versen und in Prose hinterlassen hat, ist der Aufmerksamkeit nicht unwerth. Für die lyrische Poesie war er am wenigsten geboren; und doch wußte er durch Kunst und Studium seiner Ode auf die Eroberung von Namur einen Schwung zu geben, den man mit der Sprache der wahren Begeisterung verwechseln könnte, wenn nicht selbst aus dieser Ode, besonders noch aus der letzten Strophe, mit einer Arroganz, die nicht zu den lyrischen Freiheiten gehört, der Satyriker und Kritiker hervorblickte, der es nicht über sich vermochte, den reinen Ton der Odenpoesie bis zu Ende des Gedichts zu behaupten. Seine Epigramme sind kaustisch und elegant; aber nur wenige unter ihnen sind mehr, als kritische Reflexionen, in spottenden Versen ausgesprochen. Durch die Uebersetzung des Longin, die erläuternden Anmerkungen zu derselben, und die kritischen Schriften gegen Perrault, den vorwitzigen Tadler der classischen Alten, hat Boileau rühmlich mitgewirkt, eine gewisse Solidität des Geschmacks, so lange es möglich war, in Frankreich zu retten, und die oberflächliche Schöngeisterei, zu welcher die Geringschätzung der Alten hinführte, nach Verdienst herabzuwürdigen. Aber selbst in dem lebhaften Eifer, mit welchem er die großen Alten vertheidigt, zeigt sich kein richtiges Gefühl weder für den Geist der antiken Poesie im Ganzen, noch für die Schönheit einzelner griechischen Dichter. Es sind meistens

Digitized by Google

philologische Kleinigkeiten, was Boileau als Vertheidiger der Alten analysirt, um zu zeigen, daß Perrault nicht einmal verstehe, was er tadelt.

Bois (Simon du) trat im J. 1685 in London auf, und führte viele kleine Portraits in Oel aus, die man vorzüglich durch die sauber behandelten Kleidungsstücke, Verbrämungen, Spitzen ꝛc. erkennt. Man hat auch von ihm meisterhafte Pferde, Viehgruppen und kleine Figuren, und viele Kopien nach alten italienischen Malern, womit er reiche Käufer betrog. Starb 1708.

Bojardo (Matteo Maria, Graf von Scandiano) geboren ums Jahr 1430. Als einer der reichsten und vornehmsten Güterbesitzer der Lombardei schloß er sich an den Hof von Ferrara, wo unter dem Schutze der Herzoge aus der Familie von Este Talent und Wissenschaft, fast wie im Hause der Mediceer zu Florenz, geehrt wurden. Graf Bojardo war in verschiedenen Perioden seines Lebens im Dienste der Familie von Este geheimer Kämmerer, Gesandter, und zuletzt Gouverneur der Stadt und Festung Reggio. Alle diese Aemter konnten ihn aber der Poesie und den literarischen Studien nicht entreißen. Bei der damaligen Kultur des Adels in Oberitalien hatte er eine Erziehung erhalten, die seine Talente entwickeln half. Das Modestudium der damaligen Zeit, die alte Literatur, hatte auch ihn angezogen. Er machte nicht nur selbst lateinische Hirtengedichte; er übersetzte auch aus dem Lateinischen ins Italienische den Apulejus, und aus dem Griechischen einige Stücke von Lucian, und den ganzen Herodot. — Um die Literatur seines Vaterlandes mit einer Epopee zu bereichern, wählte er den romantischen Ritter Roland. Er benannte dieses weitaussehende Werk Rolando innamorato (der verliebte Roland). Auf die Erfindung klingender Namen für seine Helden, von deren Daseyn die Geschichte schweigt, legte er ein besonderes Gewicht. Folgende Anekdote, die sich von der Entstehung des Namens Rodomonte erhalten hat, mag dieses beweisen: Bojardo befand sich auf der Jagd, als er für einen der tapfersten, aber unbändigsten und lärmendsten Helden einen recht imponirenden Namen suchte. Auf einmal fiel ihm das majestätische Wort Rodomonte ein. Außer sich vor Freude, sprengte er mit verhängtem Zügel nach Scandiano zurück, und ließ mit allen Glocken läuten, zur höchsten Verwunderung seiner Unterthanen, die von einem solchen Feste noch keine Vorstellung hatten. — Einer der eifrigsten Beförderer der Vollendung des verliebten Rolands war der Herzog Herkules I. von Ferrara. Ihm mußte Bojardo in gesellschaftlichen Zirkeln bei Hofe seine Gedichte vorlesen, so wie ein Gesang fertig war, daher im Gedichte die Anrede an die Herren und Damen. — Bojardo wurde über sechzig Jahre alt; aber er kam mit der Ausführung seines epischen Plans nicht zu Ende, und erlebte auch nicht, daß sein Werk gedruckt wurde. Er starb 1494. Im Jahre darauf erschien die erste Ausgabe des verliebten Rolands, so weit er fertig geworden war, gedruckt zu Scandiano. — Die meisten Gedichte des Bojardo, vorzüglich sein Roland, in der Form, die er ihm gab, sind literarische Seltenheiten geworden. Sein Ruhm gründet sich auf seinen verliebten Roland. Dieser mußte aber in der Zeitfolge mannigfaltige Abänderungen ertragen, und zuletzt von dem witzelnden Berni eine totale Umschmelzung erleiden. Da das Gedicht unvollendet geblieben ist, so können wir die Einheit und den ganzen Werth des Plans nicht beurtheilen. Die epische Fabel in demselben ist im Grunde komisch. Denn kein gebildeter Geist kann ein ernsthaftes Interesse an der Thorheit dreier verliebter Ritter (Hauptheldeu des Gedichtes) nehmen, die in die weite Welt der Prinzessin Angelika nachjagen, die indessen keinen von allen dreien zum Liebhaber verlangt, bis sie durch ein Zauberwasser den einen lieben lernt, der nun aber auch von ihr nichts mehr sehen, noch hören mag. Eben so wenig ernsthaften Reiz haben die unaufhör-

Digitized by Google

lichen Klopffechtereien, durch die im Grunde nichts entschieden wird. — Die Geschichten der vielen Personen in dieser Epopee sind so labyrinthisch in einander verwebt, daß man in eine neue Welt, und aus einem Irrgarten in den andern geführt wird. Wenn daher der Werth epischer Erfindungen vorzüglich nach der Menge der Personen und der Verwicklung der Begebenheiten geschätzt werden dürfte, so würde sich Bojardo durch dieses Gedicht den Namen eines der größten Dichter bei der Nachwelt gesichert haben.

Boje (Heinrich Christian), aus Holstein, der Aelteste unter den Freunden des göttingischen Dichtervereins, ward 1744 geboren, und starb 1806. Nach dem Ablaufe seiner juristischen Universitätsstudien wurde er zuerst in hannöverschen, dann in dänischen Diensten angestellt. Auf den Gedanken, einen deutschen Musenalmanach heraus zu geben, brachte ihn Gotter, der sich damals als Begleiter eines jungen Mannes vom Adel zum zweiten Male in Göttingen aufhielt. Die in Frankreich entstandenen Musenalmanache schienen ihm einer Nachahmung werth, und mit Boje besorgte er auf das Jahr 1770 den ersten dieser Art in der deutschen Literatur. Von den Jahren 1771 bis 1775 gab Boje diesen göttingischen Musenalmanach, der in ganz Deutschland gut aufgenommen wurde, allein heraus. Die glänzendste Periode des glücklich ausgeführten Unternehmens, die deutschen Dichter des Zeitalters auf eine solche Art zu vereinigen, fängt mit dem Jahre 1776 an, da Bürger die Redaktion des göttingischen Musenalmanachs übernahm, und Voß eine ähnliche poetische Blumenlese, die nach dem Druckorte der hamburgische Musenalmanach genannt wurde, dem göttingischen zum freundschaftlichen Nebenbuhler gab. Diese beiden, mit einander wetteifernden, Musenalmanache brachten besonders die lyrischen Gedichte und die Balladen, durch die sich die neue Schule am Meisten auszeichnete, in allgemeinen Umlauf. Die übrigen deutschen Musenalmanache blieben weit hinter dem hamburgischen und göttingischen zurück. Aber auch diese beiden erhielten sich nur bis gegen das Jahr 1790 in ihrem wohlerworbenen Ansehen. Der göttingische, nach Bürger's Tode herausgegeben von Carl Reinhard, endigte im Jahre 1804; der hamburgische war schon vier Jahre vorher eingegangen. Eine Menge anderer Taschenbücher, die auch Gedichte aufnahmen, haben seitdem diejenigen, die sich auf metrische Beiträge beschränkten, aus der Gunst des Publikums völlig verdrängt; aber keines dieser vielen Taschenbücher ist an poetischem Werthe den Musenalmanachen von den Jahren 1770 bis 1790 gleich geworden. Durch Boje, in Verbindung mit Dohm, der nachher einer der geachtetsten Staatsmänner und historischen Schriftsteller wurde, war auch das deutsche Museum im Jahre 1776 gestiftet worden. Der Inhalt dieser Zeitschrift beschränkte sich zwar nicht auf schöne Literatur; aber sie begleitete doch zwölf Jahre treulich die Musenalmanache, weil die meisten Gedichte, die sie aufnahm, von denselben Verfassern waren, deren Namen zuerst durch jene Almanache bekannt wurden.

Bolero, ein spanischer Nationaltanz. Er ist mit Gesang verbunden, und wird unter Begleitung mehrerer Instrumente, oder der Zither allein, oder von Seiten der Tänzer mit den Castagnetten getanzt. Die Melodie, in mäßiger Bewegung vorgetragen, ist in dem Dreiviertelstakt gesetzt.

Bolingbroke (Henry St. John, Lord Viscount), ein berühmter Staatsmann und philosophischer Schriftsteller, geboren 1672, empfahl sich, wo er sich zeigte, durch seine schöne und imposante Gestalt, durch die Reinheit seiner Sitten, und die energische Kultur seines Geistes. Unter der Regierung der Königin Anna wurde er Minister-Staatssekretär. Unter den Schriftstellern glänzte er, wie unter den Großen des Landes. An ihn richtete Pope

Digitized by Google

sein Lehrgedicht über den Menschen. Aber leidenschaftliche Anhänglichkeit an die Partei der Tory's stürzte den mächtigen Bolingbroke beim Regierungsantritte Georgs I. Aus seinem Vaterlande verwiesen, ging er nach Frankreich, und trat öffentlich in Dienste des Prätendenten. Sobald er nach England zurückkehren durfte, verließ er diese Dienste, und lebte im Genusse seiner Güter, von Staatsgeschäften, wenigstens öffentlich, entfernt, und desto thätiger als Schriftsteller, bis in das Jahr 1751. Bolingbroke war einer der vorzüglichsten Köpfe seiner Zeit. Durch seine Schriften, die, ohne die Briefe, 5 Quartbände füllen, hat er sich bei seiner Nation den Ruhm eines klassischen Autors erworben. Daß er nach diesem Ruhme eben so eifrig, als nach Macht und Ehre im Staate, gestrebt hat, beweiset der Fleiß, den er auf die Bildung eines Styls wenden mußte, um so zu schreiben, wie er schrieb. Aber bei seinem Talente, die Sprache zu behandeln, brachte er es in der Kunst, seine Gedanken mit rhetorischer Kraft und Leichtigkeit auszudrücken, frühe bis zu einer solchen Fertigkeit, daß er ohne Mühe schreiben konnte, wie ihm die Gedanken in die Feder strömten; und wie seine Gedanken, durch Zweifel nur selten aufgehalten, mit dogmatischer Zuversichtlichkeit einander drängten, so wurde auch sein Styl ein reißender Strom. Von keinem geistreichen Schriftsteller kann man weniger lernen, wie eine gute Abhandlung geschrieben seyn muß, als von Lord Bolingbroke. Sein lebhafter Geist philosophirte oder räsonnirte wenigstens unabläßig, aber nie mit didaktischer Ruhe. Alle seine Werke tragen das Gepräge der Leidenschaft und eines Stolzes, der Alles wegwirft, was nicht mit seinen Ansichten der Dinge übereinstimmt. Absprechend, einseitig, und selbstgenügsam, als ob er noch mehr, als ein Lord, unter den Denkern wäre, urtheilte Bolingbroke über Gegenstände der Metaphysik, der Moral und der Politik. Das bekannteste unter Bolingbroke's Werken sind seine Briefe über das Studium der Geschichte (Lettres on the Study of History), welche freilich bewundert wurden, und auch jetzt noch Verehrer finden; doch hat diese Schrift der gerechte Tadel getroffen, weil er darin mit wahrhaft brittischem Stolz oder Dünkel urtheilt, und ohne alle Schonung die geoffenbarte Religion, deren früherer Vertheidiger und Lobredner er gewesen war, angreift. Aber auch die meisten seiner übrigen Abhandlungen sind als Briefe an bestimmte Personen gerichtet. Durch diese Wendung konnte sich Bolingbroke am Leichtesten von den strengen Gesetzen des Lehrstyls befreien. Er starb 1751 im 80 Jahre seines Lebens, unter den Martern einer langen und schrecklichen Krankheit. — Seine hinterlassenen Manuskripte hatte er dem schottischen Dichter, David Mallet, übergeben, welcher sie 1753 drucken ließ. Kaum war dieses Werk erschienen, als sich auch schon von allen Seiten laute Stimmen dagegen erhoben; denn der Verfasser hatte darin das Christenthum auf eine empörende Weise angegriffen. Es wurde daher, als der Religion und dem Staate gleich gefährlich, einstimmig verworfen. — Bolingbroke's Karakter war stolz und voll Leidenschaften. Er verstand Freundschaft zu knüpfen, nicht aber für die Dauer zu erhalten. Viele Weiberherzen hat er bezaubert und vergiftet. Der Welt hat er wenig mit seinen Talenten genützt, wohl aber recht viel geschadet.

Bollandisten, s. Acta Sanctorum.

Bologna, eine sehr alte Stadt in Oberitalien, in dem ehemaligen Gallia Cisalpina, sonst Felsina genannt. Bei dem Einfalle der Gallier in Italien wurde sie von diesen erobert. Im zweiten punischen Kriege kam sie wieder in die Gewalt der Römer, die sie zu einer Municipalstadt machten. Unter Neroging sie fast ganz in Flammen auf; er sorgte aber wieder für ihre Herstellung. Vitellius ließ hier ein Amphitheater erbauen. Jetzt ist Bologna die Hauptstadt der päpstlichen Delegation (il Bolognese). Sie liegt am Fuß der Apenninen, zwischen den Flüssen Savena und Reno, und

Digitized by Google

hat 8.000 Häuser, 64.078 Einwohner, 13 öffentliche Plätze, worunter der Piazza magiore mit dem Neptunsbrunnen, und 74 Kirchen, unter denen die Kirche des h. Petronius, des Beschützers von Bologna, merkwürdig ist, auf deren Fußboden die von Cassini auf einer Kupferplatte gezogene Mittagslinie, und in welcher Kaiser Carl V. 1530 vom Papst Clemens VII. gekrönt ward (der letzte deutsche gekrönte Kaiser). In der Dominikanerkirche liegt der Stifter des Ordens begraben. Unter die merkwürdigen Gebäude gehören 9 Hospitäler, der Pallast des Magistrats mit vielen Bildsäulen, Gemälden und den Sammlungen des gelehrten Ulysses Aldovrandus mit beinahe 200 von seiner Hand geschriebenen Folianten, die beiden schon von Dante verewigten Thürme degli Asinelli und de Garisendi, wovon jener 1109 erbaut, und ohne die Kuppel 371 Schuh hoch ist, und vor der Stadt das auf einem Berge stehende Olivetanerkloster S. Michele in Bosco. Die Stadt ist der Sitz vieler vornehmer Familien, als Ludovisi, Buoncompagni, Bentivogli, Pepoli, Azzolini, Davia, Spada, Campeggi, Aldovrandi, Malvezzi, Marsigli, Lamberti (aus welcher der Papst Benedikt XIV. entsprossen war, der seiner Vaterstadt kostbare Instrumente, Bücher ꝛc. und seine eigene Privatbibliothek schenkte) ꝛc. Hier war die Schule der Caracci, die nach Michel Angelo und Rafael den guten Geschmack in der Malerei wieder hergestellt. Auf der hiesigen Universität blühte im Mittelalter besonders das Studium des römischen Rechts, und sie hieß Mater studiorum, die Mutter anderer Akademien. Sie hat 5 Collegien oder Fakultäten, für die Theologie, das canonische Recht, das römische Recht, Medizin und Philosophie; auch hatten die Deutschen, Spanier, Ungarn und Illyrier, Brüsseler, Piemonteser, Parmesaner ꝛc. ihre eigenen Collegien daselbst. Die Akademie der Wissenschaften und Künste ward 1712 von dem gelehrten Grafen Ludwig Ferdinand Marsigli errichtet, und damit die vom Papst Clemens XI. gestiftete Academia Clementina bonorum artium vereinigt; sie hat ein Observatorium, anatomisches Theater mit den herrlichen, von Herkules Lelli und seiner Frau, Anna Manzolini, verfertigten Wachspräparaten, Sammlungen von Gemälden, physikalischen Instrumenten und Modellen für Schiffbau, Befestigung ꝛc., eine Antiquitätensammlung, eine Bibliothek von 150.000 Bänden ꝛc. Auch ist hier eine Akademie der Maler-, Bildhauer- und Baukunst, eine Artillerie- und Ingenieurschule für 50 Zöglinge, eine sokratische Gesellschaft (1816 zur Beförderung des gesellschaftlichen Glücks errichtet), eine Musikschule, und ein Erzbisthum. Die Einwohner liefern viele gezwirnte Seide, alle Arten von Seidenzeugen, Tuch, Flor, Papier, Confituren, Aquavit, künstliche Blumen und Früchte, Bologneserflaschen oder Springkolben, Leder, Bergkrystalle, Nudeln, Tabak, Seife, Käse, Tauwerk ꝛc., und treiben damit bedeutenden Handel. Die Fruchtbarkeit des Landes hat der Stadt den Beinamen la Grassa, die Fette, verschafft. In der Nähe findet man bei Paterno den Stein, Lumina bile, Spongia di luca, auch Bologneserspath genannt, ungefähr von der Größe und Form getrockneter Feigen. Cascariolo, ein alchymistischer Schuster in Bologna, entdeckte im Jahre 1630 an diesem Steine zuerst die Eigenschaft, Lichtstrahlen einzusaugen, oder an sich zu ziehen, und wieder auszustrahlen. Je länger der bononische Stein an der Sonne oder am Tageslicht gelegen, desto länger und stärker leuchtet er. Lampenlicht und Küchenfeuer wirkt schwächer auf ihn. In offenem Kohlenfeuer geglüht, vorzüglich aber fein zerstoßen, mit Wasser oder Leinöhl durchknetet, und calcinirt, gewinnt er an leuchtender Kraft, und wohl gegen die Luft verwahrt, behält er sie Monate, ja Jahre lang. — Zu der, eine Stunde entfernten, Wallfahrtskirche Madonna di S. Luca auf einem Berge führt aus der Stadt ein Weg mit 640 Schwibbogen. — Bologna ist der Geb-

Digitized by Google

burtsort mehrerer Päpste, des Philologen Phil. Beroald († 1505), des Naturforschers Ulyss. Aldrovandi († 1605) ꝛc. Da die Stadt mit ihrem Gebiet im Mittelalter ihre republikanische Freiheit erhielt, und sich erst 1506 dem Papst Julius II. freiwillig unterwarf, so hat sie verschiedene Vorrechte erhalten, z. B. einen Gesandten am päpstlichen Hofe, und einen Beisitzer in dem Oberappellationsgericht (Rota) zu halten ꝛc. Seit 1787 gehörte die Stadt zu der italienischen Republik, bildete nachher mit einem kleinen Theil von Ferrara das Departement Reno im Königreich Italien, und ward 1815 dem Papst zurückgegeben.

Bolzanio (Fra Urbano), war der thätige Gehülfe von Varinus und Aldus bei der Herausgabe ihres Thesaurus Cornucopiae, und erwarb sich durch seine spätern Arbeiten um die griechische Literatur noch größere Verdienste. Er war im Jahre 1440 geboren, und sein Neffe, Peter Valerian, versichert, er habe Leo X. den ersten Unterricht im Griechischen gegeben. Obgleich ein Franciskanermönch, verließ er doch die Mauern seines Klosters, um die löbliche Begierde nach Kenntniß fremder Länder zu befriedigen. Er begleitete den nachmaligen Doge von Venedig, Andreas Gritti, auf einer Gesandtschaftsreise nach Constantinopel, und besuchte von hier aus Griechenland, Palästina, Aegypten, Syrien, Arabien, und andere Länder, alle zu Fuß, und so, daß er unterwegs sorgfältig aufzeichnete, was ihm bemerkenswerth schien. Bolzanio's Uneigennützigkeit wird von seinem Neffen Peter sehr gerühmt, der uns versichert, daß er lieber die Beschwerden der Armuth ertragen, als Belohnung für den Unterricht angenommen habe, den er immer zu geben bereit gewesen sey, und daß er standhaft alle Würden ausgeschlagen habe, die ihm Leo gern ertheilt haben würde. Thätigkeit, Mäßigkeit und sanfte Gemüthsart führten ihn zu einem hohen, gesunden Alter, und auch als Greis machte er noch häufig Fußreisen durch Italien, bis ihn zuletzt ein unglücklicher Fall von einem Baume, den er in seinem Garten beschnitt, dazu unfähig machte. Am häufigsten und längsten hielt er sich in Venedig auf, wo er nicht allein dem Aldus Manutius bei der Correktur griechischer Bücher behülflich war, sondern auch so häufigen Privatunterricht in der griechischen Sprache ertheilte, daß zuletzt kaum in ganz Italien ein bedeutender Kenner derselben zu finden war, der nicht eine Zeitlang sein Schüler gewesen wäre. Sein lebhafter Wunsch, das Studium dieser Sprache zu erleichtern, bewog ihn, eine Sprachlehre zu entwerfen; die erste, die in lateinischen Regeln abgefaßt ist. Sie wurde zuerst im Jahre 1497 gedruckt, und so begierig gekauft, daß Erasmus (Epist. ad Jacob. Tutorem) schon im Jahre 1499 kein Exemplar davon auftreiben konnte. Bolzanio starb zu Venedig im Kloster des heiligen Nicolaus 1524, und vermachte eben diesem Kloster seine schätzbare Büchersammlung. Eine Leichenpredigt, welche ihm Bruder Albert von Castelfranco hielt, wurde in demselben Jahre zu Venedig bei Bernhardin von Vitali in 4to gedruckt.

Bombarden oder Donnerbüchsen ist der Name der ältesten Feuergeschütze, deren Gebrauch wir höchst wahrscheinlich den Mohren verdanken, die sich ihrer zuerst bei der Belagerung von Alicante bedienten. Sie waren anfangs von ungeheurer Größe, und schossen 250 Pfund Stein; Carl VIII. von Frankreich schaffte sie aber ab, und führte dagegen die noch jetzt gewöhnlichen leichtern Kanonen ein.

Bombardierkäfer. Er hat kaum die Länge eines halben Zolls, ist am Kopf, Brustschild und an den Beinen gelbröthlich, an den Flügeldecken schwarz blau mit matten Streifen, am Bauche schwarz. Er wird besonders von der größern Käfergattung verfolgt, und ist dabei durch die von Dr. Rolander beschriebene ganz eigene Art bekannt geworden, womit er sich gegen seine

Digitized by Google

Feinde zu vertheidigen sucht, indem er ihnen mit einem merklich starken Laut einen blaulichen Dunst entgegen schießt.

Bombast bedeutet nach dem Englischen Schwulst in Gedanken und Ausdrücken; es ist der erhabene Unsinn, wenn man Gedanken vorbringt, die viel zu sagen scheinen, und die, näher betrachtet und aufgelöst, gar nichts enthalten, sondern sich selbst aufheben, und ganz ohne Sinn sind. Häufiger noch liegt das Schwülstige nur in den Ausdrücken, und hier entsteht es, wenn man gemeine Gedanken in den Pomp hochtönender Worte kleidet. Das Schwülstige hat seinen Grund entweder in einem falschen Geschmacke oder in einem gänzlichen Unvermögen für das Große und Erhabene. Das Schwülstige findet sich daher bei Schriftstellern solcher Zeiten, wo der Geschmack noch nicht gehörig gebildet ist, die den Wahn haben, es müsse Alles hoch und erhaben seyn, man dürfe in der Poesie von keinem, auch dem gewöhnlichsten Gegenstande nicht, natürlich, leicht, wie andere Menschen sprechen, und die dergleichen durch hohe Worte und Bilder zu heben suchen, so unrecht diese auch angebracht seyn mögen. Uebrigens verfallen selbst große Schriftsteller zuweilen in diesen Fehler. Auch in der deutschen Literatur, wie in den meisten andern, war eine solche Periode, die zum Glück nicht lange dauerte. Aber auch wenn eine Nation zu sinken anfängt, wenn sie sich überbildet, und der Geschmack sich verschlechtert, auch alsdann wird dieser Fehler wieder sichtbar; man will noch größer und erhabener seyn, als die Großen und Erhabnen, man muß also übertreiben. Oft entsteht der Bombast aus einem gänzlichen Unvermögen zu dem Großen und Erhabenen; wer nie einen erhabnen Gedanken in seiner kleinlichen Seele zu fassen vermag, der wird natürlich dieses nur in den Worten suchen, aber freilich nicht finden, er wird nur schwülstig werden. Einen Schwall solcher hochtönenden, prächtigen Worte nennt man auch wohl Galimathias. Das Schwülstige ist immer ein großer Fehler; es stört in ernsten Gedichten nothwendig jeden Eindruck, den sie auf einen Gebildeten machen könnten; es kann nur lächerlich werden. Daher ist es aber ein reicher Gegenstand des Komischen, und häufig sind solche bombastische Gedanken und Ausdrücke dem allgemeinen Gelächter durch komische Nachahmung Preis gegeben worden.

Bombay, die Insel mit der Stadt gleiches Namens, ist ein wichtiger Handelsort der Engländer, an der Westküste von Vorderindien. Da sich hier zugleich der heutige Sitz der Regierung der Engländer für diese Präsidentschaft befindet, so ist sie auch deshalb einer genauen Anzeige werth. Die Insel selbst ist nur 7 englische Meilen lang, dabei aber sehr schmal, so daß der Umfang nur 20 solcher Meilen beträgt. Bombay erhielt mit Recht von den Portugiesen den Namen der Guten Bay (Buon Bahia), denn sie hat den einzigen Hafen längst der Küste von Malabar, woselbst die Schiffe während der Monsons sicher liegen; er kann gegen 300 Fahrzeuge halten, und hat eine treffliche Docke zum Ausbessern von drei Kriegsschiffen. Daher war die Insel Bombay, welche, nebst der großen, wegen ihrer Fruchtbarkeit sehr wichtigen Insel Salsette, als ein Theil der Mitgift der portugiesischen Infantin, bei der Vermählung mit König Carl II. (1662. 21. Mai) an England abgetreten war, für diesen Handelsstaat von höchstem Werth. Die Insel Bombay ist zwar felsigt, jedoch mit Kokospalmen bedeckt. Ueberhaupt bietet sie, nebst der ganzen übrigen neben ihr gelegenen Inselgruppe: Salsette, der Fleischer-Insel; der wegen ihrer Alterthümer überühmten Elephanten-Insel; u. a., zusammen mit der dortigen Küste von Canara einen sehr malerischen Anblick dar. Fast alle diese Inseln sind schön bewaldet, gegenüber die gut angebauete Küste, und im Hintergrunde die hohen Ghauts, wovon einige sonderbare, trichterförmige Gestalten zeigen, während der Fluß Pan, an welchem das Dorf Panwell gelegen ist, bei keiner unbedeutenden

Digitized by Google

Mündung sich ins Binnenland schlängelt. Jene großen Vortheile für die Schiffahrt machen Bombay, da es von Salsette aus Unterhalt an Früchten und andern Lebensmitteln erhalten kann, stets zu einem der wichtigsten Plätze für die ostindische Compagnie. Nur ist, oder war wenigstens in ältern Zeiten, die Luft den Europäern höchst schädlich. Eine andere natürliche Merkwürdigkeit aus dem dortigen Meere ist eine Art Purpurschnecke, eine Miesmuschel, welche eine unauslöschliche Purpurfarbe giebt. Die Insel und der Hafen sind durch ein Castell geschützt. Bombay ist ein merkwürdiges Gemisch von Nationen. Die Gesammtzahl dieser vielartigen Menschen beläuft sich fast auf 150.000. Von bedeutenden Handelshäusern zählte man im Jahre 1797 gegen 60, hierunter waren 10 europäische, 20 hindostanische, 7 armenische, 11 persische und 4 muhamedanische. Bombay, als ein Hauptstapelort arabischer, persischer und ostindischer Waaren, sendet seine Schiffe fast über alle Meere des indischen Oceans, vorzüglich da es die Hauptniederlage für den Pfeffer ist; und da es durch diesen ungeheuern Verkehr Surate gleichkommt, so erhält es als Residenzort der Regierung einen noch wichtigern Einfluß für den ganzen Orient.

Bombelli (Sebastiano), ein Bildnißmaler, geboren zu Urbino 1635. Er erlangte einen großen Ruhm, so daß sich viele hohe Personen an fremden Höfen seines Pinsels bedienten. Er machte viele Studien nach den Werken des Paul Veronese.

Bomos hieß bei den Griechen so viel als Altar (man sehe d. Art.). Hier bemerken wir noch, daß die Gestalt der Altäre bei den Alten verschieden war, bald länglich, bald viereckig, bald rund, welches Letztere alte Münzen beweisen. Eine sehr gewöhnliche Verzierung der Altäre waren die Hörner, die man schon in den ältesten Zeiten anzubringen pflegte. Auf Münzen sieht man Abbildungen römischer Altäre mit Hörnern. An diese band man die Opferthiere fest; auch wurden diese Hörner von Bedrängten, von Verfolgten und Unglücklichen, welche zu einem Altar flohen, umfaßt. Wahrscheinlich sollten die Hörner an den Altären ein Sinnbild der Macht und Würde seyn; denn eben deswegen wurden auch zuweilen Bildnisse der Götter, Helden, Flüsse und heilige Bäume mit Hörnern geschmückt. An den Seiten der Altäre schrieb man die Namen oder Insignien der Götter, denen sie heilig waren. Bisweilen fügte man auch die Ursache hinzu, welche die Erbauung des Altars veranlaßt hatte, wie folgende Inschrift auf einem in Rom befindlichen Altar zeigt: C. Iulius Anicetus soli divino suscepto voto animo lubens D. D. Es gab einige Altäre, auf welchen die Opfer verbrannt wurden; andere gab es, auf welche weder blutige, noch Brandopfer kamen. Tacitus erwähnt eines Altars der Venus zu Paphos, auf dem man zwar keine Thiere opferte, aber doch Brandopfer brachte. Pausanias nennt einen Altar des Jupiters, auf dem nichts Lebendiges, sondern nur gewisse zu Athen übliche Kuchen dargebracht wurden. Ehe man noch ordentliche Tempel hatte, bauete man Altäre bald in Wäldern, bald an andern Orten, z. B. auf Heerstraßen zur Bequemlichkeiten der Reisenden. Den Göttern der Erde bauete man solche in niedrigen Gegenden, den Himmelsgöttern aber auf den Gipfeln der Berge. In den allerältesten Zeiten, wo man auch noch keine Altäre hatte, opferte man auf der bloßen Erde, bisweilen auf grünen Rasen. Die Einweihung der Altäre geschah eben so, wie die Einweihung der Bildsäulen der Götter. Ein Frauenzimmer nämlich in einem buntfarbigen Gewande trug auf ihrem Kopfe einen Topf mit gekochten Hülsenfrüchten, und brachte sie den Göttern zum Opfer dar. Oft waren aber auch die Einweihungen mit großem Aufwand und kostbaren Ceremonien verbunden. Das Einweihen selbst geschah durch Salben mit Oel.

Digitized by Google

Bei den Griechen, so wie bei den Römern, war rücksichtlich der Altäre fast gar kein Unterschied. Man pflegte sie mit Laub und Gras zu bedecken, mit Blumen zu schmücken, und mit wollnen Binden zu umwinden. Altäre waren bei den Römern auch Freistätte, besonders für Sklaven gegen die Grausamkeit ihrer Herren, auch für insolvenet Schuldner und wirkliche Verbrecher. Sie davon wegzureißen, war ein großer Frevel; aber man machte sich kein Bedenken, brennbare Materien und Feuer um die Freistätte herum zu legen, um den Verbrecher zu vertreiben, welches man ansah, als ob er vom Vulkan zur Flucht genöthigt worden. In der Redensart: pro ara et focis; bedeutet ara den Altar der Penaten im Innern des Hauses; focus hingegen den Heerd im Atrium, wo die Laren verehrt wurden.

Bona, eine Bäuerin aus dem Veltin; sie hütete die Schaafe, als sie Peter Brunoro, ein berühmter parmesanischer Krieger, erblickte, Herzhaftigkeit an ihr bemerkte, und deshalb sie zur Geliebten erkor. In Mannskleidern begleitete sie ihn auf allen seinen Zügen, bewirkte durch ihre unermüdliche Thätigkeit die Befreiung desselben aus der Gefangenschaft in Aragonien, und verschaffte ihm die Oberbefehlshaberstelle in venetianischen Diensten mit reichem Gehalte. Aus Dankbarkeit für so treue Dienste reichte ihr Brunoro die Hand vor dem Altare, und sie fand darin eine neue Auffoderung, nie, auch selbst im dichtesten Schlachtgewühl, von seiner Seite zu weichen. Als Heldin zeigte sie sich vorzüglich im Kriege der Venetianer mit dem Herzog Franz Sforza von Mailand, wo sie mit dem Degen in der Hand das feste Schloß Pavano bei Brescia erstürmte, so wie bei Vertheidigung der Insel Negropont gegen die Türken. Nach ihres Mannes Tode verließ sie Negropont, starb aber auf der Rückreise 1466 in einer Stadt auf Morea.

Bona Dea. So hieß ein symbolisches Götterwesen bei den alten Lateinern, welches auch Maja, Ops, Fauna, Fatua, genannt wurde. Man verstand unter ihr die Erde. Als Maja ward sie die Gemahlin Vulkan's, auch in dieser Bedeutung Majesta genannt. Als Ops machte man sie zur Gemahlin des Saturnus. Als Fauna erkannte man sie für die Gemahlin des Faunus, und gab ihr das Ansehn einer weissagenden Gottheit, weil diese Kraft auch ihrem Gemahle zugeschrieben wurde. Als Geberin der Fruchtbarkeit ward sie Bona Dea genannt. Insonderheit ward sie von den römischen und lateinischen Frauen als die gute Hausmutter verehrt, die ihr auch alljährlich am 1sten Mai ein Fest feierten, bei welcher Gelegenheit sie ein trächtiges Schwein opferten, wobei, der uralten Einsetzung gemäß, keine Mannsperson erscheinen durfte. Die Vestalin Claudia hatte der Bona Dea auf dem aventinischen Berge einen Tempel errichtet, den Augusts Gemahlin, Livia, erneuerte. Creuzer Symbol. II, S. 445 hält die Ceres Phthonia im Begriff und Wesen auch für Eins mit dieser in Altitalien mysteriös verehrten Bona Dea.

Bonaventura (der Heilige), geboren im J. 1221 zu Bagnarea, im Toskanischen, trat in den Orden der Minoriten, und war die größte Zierde desselben. „Sein Beruf, sagt der Abbe Berault, wiewohl in einem andern Sinne als der des h. Thomas, ist nicht minder merkwürdig. Als er im Alter von 4 Jahren gefährlich krank geworden war, empfahl ihn seine Mutter dem Gebete des h. Franciskus, der damals noch lebte, und sie gelobte, ihn, wenn er genese, unter seine Leitung zu stellen. Der Heilige betete für den Knaben, und als er ihn sogleich wieder hergestellt sah, rief er aus: O gutes Glück (bona Ventura)! und dieser Name ist ihm geblieben, statt des Namens Johannes, den er in der Taufe empfing." Im Jahre 1243, in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren, erfüllte er das Gelübde seiner Mutter, indem er das

Digitized by Google

Ordenskleid seines Wohlthäters anlegte. Er wurde, so wie der h. Thomas, nach Paris gesandt, um seine Studien zu vollenden, und wie dieser, hatte auch er noch einen gelehrten Lehrer in Alexander von Ales, der von der Schönheit des Karakters seines Zöglings hingerissen, und von der Unschuld seiner Sitten wie bezaubert, von ihm zu sagen pflegte, es scheine, als habe er an der Sünde unseres Urvaters keinen Antheil. Sein Orden erhob ihn nach und nach zum Professor der Philosophie, der Theologie, und endlich im Jahre 1256 zum Ordensgenerale. Als das Erzbisthum von York erledigt wurde, bot Clemens IV. es unserm Bonaventura an, und dieser lehnte es ab; allein da der Papst seine Ernennung zu handhaben gesonnen war, so gebot er ihm, Kraft des heiligen Gehorsams, sich dem göttlichen Willen durch Annahme jenes Erzbisthums zu fügen. So lauten die Worte der Bulle, welche im Jahre 1265 in dieser Hinsicht erlassen wurde. Bonaventura's Demuth war so aufrichtig, und er faßte den heiligen Vater so gut, daß, so unerschütterlich auch sein Entschluß zu seyn schien, er nicht genöthigt ward, jene Würde anzunehmen. Nach dem Tode dieses Papstes kamen die Cardinäle überein, den zum Papste zu wählen, welchen Bonaventura bezeichnen würde. Gregor X. war es, auf den er seine Blicke warf. Dieser Papst beehrte ihn mit dem römischen Purpur, und gab ihm das Bisthum Albano. Der neue Cardinal begleitete den Papst Gregor zur Kirchenversammlung von Lyon im Jahre 1274, und starb da an den Folgen der übergroßen Anstrengung, die er aufgeboten hatte, um die Gegenstände, die man dort verhandeln wollte, vorzubereiten. „Dieser Heilige, sagt ein Geschichtschreiber, nahm das Bedauern der ganzen Welt mit sich ins Grab, nicht nur wegen seiner Gelehrsamkeit, seiner milden Beredsamkeit, seiner hohen Tugend, sondern auch wegen der Sanftmuth seines Karakters und seiner Sitten, welche die Herzen aller derer, welche ihn kannten, so zu sagen, gefesselt hielten." Seine Werke wurden zu Rom in sechs Folianten gesammelt. Die ascetischen Werke tragen das Gepräge einer innigen Frömmigkeit, die das Herz tiefer, als den Geist ergreift, und haben den Verfasser als einen der größten Meister des geistigen Lebens dargestellt. Was seine theologischen Werke anlangt, diese zeichnen sich vortheilhaft, außer der Gediegenheit und der strengsten Orthodoxie, durch die stark ausgesprochene Neigung für gemäßigte, aufmunternde und zur Hervorbringung des Friedens und zum Troste der Seelen geeignete Meinungen aus. Man heißt ihn seraphischen Lehrer. Noch einer seiner Briefe ist vorhanden, geschrieben dreißig Jahre nach dem Tode des heil. Franciskus, worin sich bittere Klagen über die Ausartung der Minoriten finden; sie lauten: „Wenn ich nach den Ursachen forsche, warum der Glanz unseres Ordens sich verdunkelt, so finde ich eine Menge Geschäfte, wofür man Geld verlangt; und man nimmt es ohne Vorsicht an, obgleich dasselbe der größte Feind unserer Armuth ist. Ich finde die Trägheit einiger unserer Brüder, die in dem scheußlichen Zustande zwischen Betrachtung und Handeln einschlafen. Ich finde das umherschweifende Leben Mehrerer, welche, um ihrem Leibe Erholung zu gewähren, ihren Wirthen zur Last fallen, und Aergerniß geben, statt zu erbauen. Ich finde das unzeitige Betteln, wodurch die Vorübergehenden das Zusammentreffen mit unsern Brüdern ärger hassen, als Straßendiebe; die Größe und Pracht der Gebäude, welche unsern Frieden stören, unsere Freunde beunruhigen, und uns dem bösen Urtheile der Menschen bloß stellen." Man würde großes Unrecht haben, wenn man sich auf diese Klagen stützen wollte, um den geistlichen Stand zu verkleinern. Fehler, welche an Männern, die sich dem Dienste Gottes weihen, als schreckliche Vergehen erscheinen, würden in der Welt kaum wahrgenommen werden. „Ausgemacht ist es, sagt Voltaire, daß das Leben in der Welt immer fehlerhafter gewesen ist, und daß die größten Verbrechen nicht in Klöstern begangen wur-

Digitized by Google

den, allein alle Unordnungen waren durch den grellen Gegensatz mit der Regel auffallender." Der h. Bonaventura steht im Range der Kirchenlehrer, obgleich er nicht im Range der Kirchenväter steht; denn diese Benennung umfaßt nur die Lehrer der sechs ersten Jahrhunderte, und durch besondere Ausnahme auch noch den h. Bernard.

Boner (Bonerius), ein alter deutscher Fabeldichter, der schon zu Anfang des 13ten Jahrhunderts gelebt haben soll; weiter ist von seinen Lebensumständen Nichts bekannt. Seine 100 äsopische Fabeln und Erzählungen hat er nach lateinischen Originalen (die meisten nach dem Avienus) in Versen bearbeitet, und unter dem Titel „der Edelstein" zusammengestellt. Was diesen Fabeln an Verdienst der Empfindung fehlt, wird ersetzt durch den Geist und die Manier der Erzählung; eine so verständige, malerischnaive, zuweilen scheinbar tändelnde, und doch kaustisch treffende Manier, wie sie sich nur von dem besten Fabulisten der mittlern Jahrhunderte erwarten läßt. Bodmer ließ diese Fabeln des Bonerius, zwar unvollständig und ohne kritische Bearbeitung, aber doch unverändert im alten schwäbischen Dialekte abdrucken, unter dem Titel: Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, Zürch. 1757. An diesen Text muß man sich noch jetzt wenden, wenn man, ohne die alten Handschriften zu kennen, über diejenige Form urtheilen will, die sie ursprünglich gehabt haben. Nachher sind sie, wie so manches andere altschwäbische Gedicht, in späteres Deutsch übergetragen. Die besten Notizen zur Geschichte und Bibliographie dieser Fabeln hat Eschenburg geliefert, zuerst in seinen Denkmälern, und im J. 1810, vor seiner Ausgabe dieser Fabeln unter dem Titel „Boner's Edelstein", Berlin, 1810. Diese Ausgabe enthält nicht den altschwäbischen, aber einen mit sehr guter kritischer Auswahl der Lesearten auf eine solche Art modernisirten Text, daß Boner nun in Deutschland so bekannt, wie Gellert, werden kann.

Bonifacio, s. Glasmalerei.

Bonifacius der Heilige, Deutschlands Apostel, geboren 684 in der Stadt Kirton in Devonshire, hatte in der Taufe den Namen Windfried bekommen. Noch nicht 13 Jahr alt trat er in das Kloster zu Exceter, und dann in das zu Nutzel, um entfernt vom Geräusche der Welt ganz den Wissenschaften und seinem hohen Berufe leben zu können. In seinem 32. Jahre faßte er den heldenmüthigen Entschluß, das Christenthum den barbarischen Friesen zu predigen, wovon er jedoch durch den Krieg, der zwischen Carl Martel und Kadbod, König der Friesen, ausgebrochen war, verhindert wurde. Er kehrte daher in sein Kloster zurück, wurde Abt, ohne jedoch seinen Entschluß des apostolischen Unternehmens aufzugeben. Schon 718 verließ er das Kloster wieder, und ging nach Rom, um vom Papste Gregor II. die Vollmacht zu erhalten, den Deutschen das Evangelium zu verkündigen. Unermüdet durchreisete er Deutschland, und verkündete in Thüringen, Hessen, Friesland und Sachsen das Christenthum mit gesegnetem Erfolge. Seine Berichte an den Papst zeigen eben so sehr seinen Eifer für das göttliche Wort, als demüthigen Gehorsam gegen seinen Vorgesetzten. Der Papst ließ ihn 721 nach Rom berufen, wo er ihn zum Bischof weihete, ihm den Ehrennamen Bonifacius, und zugleich die Vollmacht ertheilte, nach seinem Gutbefinden Bisthümer, Klöster, Kirchen und Schulen zu errichten. Empfehlungsschreiben an alle christliche Fürsten, besonders an Carl Martel, sollten sein frommes Unternehmen unterstützen. Nach dem Tode dieses Papstes ernannte ihn dessen Nachfolger, Gregor III. 731, zum Erzbischof und Primas von ganz Deutschland. Bonifacius errichtete um diese Zeit die bischöflichen Sitze zu Freisingen, Regensburg, Erfurt, Baraburg in Hessen (später nach

Digitized by Google

Paderborn verlegt), Würzburg, Bamberg und Aichstädt, so wie er auch Salzburg wieder herstellte. Nach Carl Martels Tode, und Carlmanns Entsagung, salbte Bonifacius, Pipin den Kurzen in Soissons zum Könige der Franken. Auf der Synode in dieser Stadt hatte der deutsche Apostel den Vorsitz. In Deutschland veranstaltete er 3 Concilien, und stiftete die berühmte Abtei zu Fulda. Pipin ernannte ihn zum Bischof von Mainz, welches auch der Papst bestätigte. Doch sein apostolischer Eifer erlaubte ihm nicht, sich bloß diesem Stifte zu widmen; deswegen ersuchte er den Papst um einen Nachfolger für diesen bischöflichen Sitz, und für sich die Erlaubniß, noch die übrigen heidnischen Völker Deutschlands zu bekehren. Hierauf trat er seine Reise zu den Friesen an, um auch diese heidnischen Völker in den Schooß der Kirche zu führen. Allein hier ward das Streben dieses heiligen Mannes durch den Märtyrertod beendet. Sechs Stunden von Leeuwarden in Westfriesland, bei Dockum, wo er an einem Quelle Zelte hatte aufschlagen lassen, um die jüngst von ihm Getauften durch das Sakrament der Firmung in dem Glauben zu stärken, wurde er 755, ungefähr 75 Jahr alt, von den ungläubigen Friesen, in seiner heiligen Amtsverrichtung schmälich ermordet. — Sein Leichnam wurde nach Utrecht, dann nach Mainz und zuletzt nach Fulda gebracht, und in der dortigen Abtei beigesetzt. Eine Sammlung seiner Briefe hat Serrarius 1605 zu Mainz herausgegeben. In Rom wurde sein Andenken hoch gefeiert. Man zeigt in der Abtei Fulda eine von ihm geschriebene Abschrift der Evangelien und ein mit seinem Blute gefärbtes Blatt. Da, wo Bonifacius die erste christliche Kirche im nördlichen Deutschland erbauete, im thüringer Waldgebirge, bei dem Dorfe Altenberg, unweit von Gotha, ist ihm vor einigen Jahren ein würdiges Denkmal, das in einem Candelaber besteht, errichtet worden. Die Errichtung dieses Denkmals war mit einer Feierlichkeit verbunden, bei welcher von einem katholischen, lutherischen und einem reformirten Prediger Reden gehalten wurden. So wurde nach tausend Jahren unserm Apostel erst eine Ehrensäule, dem Deutschland sein geistiges Leben, seine religiöse Auferstehung, und seinen Aufschwung zu dem wahren Gott verdankt. Dieses Denkmal ist ein redender Beweis, daß unsere Zeitperiode empfänglicher ist, als irgend eine andere, das Verdienst hochgefeierter Männer der Vorzeit anzuerkennen und öffentlich zu ehren; daß unser Jahrhundert noch nicht so verdorben ist, als es oft verschrieen wird.

Bonn, ehemals die vierte kurfürstliche Residenz am Rhein, war in den ältesten Zeiten eine Niederlassung der Ubier. Drusus Germanikus schlug hier eine Brücke über den Rhein, und errichtete ein Kastell, welches später von Julian erweitert ward. Beim Tacitus und Florus kommt sie schon unter dem Namen Bonna und Bonnensia castra vor. Die Stadt wurde zweimal von den Normännern zerstört; als aber Helena, die Mutter Constantins des Großen, das Münster erbauen ließ, erhoben sich bald wieder neue Häuserreihen um die Kirche, welche Conrad von Hochstedten im J. 1240 mit Mauern umgab. Die Geschichte von Bonn hat einige wichtige Momente: Hier wurde im J. 921 der denkwürdige Bund zwischen Heinrich dem Finkler und Carl dem Einfältigen von Frankreich auf dem Rheine beschworen. Einige Jahre später (um 942) war in Bonn, unter Erzbischof Wichfried, eine Kirchenversammlung. In den Jahren 1254—1256 trat die Stadt der Hanse bei, und im J. 1268 verlegte Kurfürst Engelbert von Falkenburg, der wegen eines Bürgeraufstandes Cöln verlassen mußte, seine Residenz dahin. Kaiser Carl IV. wurde daselbst vom Kurfürsten Walram gekrönt. — Traurig für Bonn wurde das Jahr 1583, wo der Erzbischof Gebhard, aus dem Hause der Truchsesse von Waldburg, die Gräfin Agnes von Mansfeld ehlichte. Ein Jahr darauf brach der schreckliche Krieg aus, welcher bis 1589 währte, und den größten Theil der Stadt in einen Aschen-

Digitized by Google

haufen verwandelte. Im J. 1673 wurde sie von den vereinigten Holländern, Spaniern und Oesterreichern abermals belagert, und eingenommen, und im J. 1689 von Friedrich III. von Brandenburg (nachherigem erstem Könige von Preußen) erobert. Im Jahr 1703 ging sie an Marlborough über. 1717 ließ Kurfürst Joseph Clemens die an der Ostseite gelegenen Festungswerke schleifen, und legte den Grundstein zum neuen Schloß, dessen Bau sein Nachfolger, Clemens August, fortführte. Bonn ist eine nicht große, aber heitere und freundliche Stadt von 1.160 Häusern und 10.000 Einw. Sehenswerthe Gebäude sind: 1) Das ehemalige Residenzschloß, jetzt der Sitz der Universität. Es befinden sich darin die Hörsäle, die medicinischen und chirurgischen Clinica; die Entbindungsanstalt; die Bibliothek, welche sich schnell zur Bedeutenheit erhoben hat, und in den ehemaligen kurfürstlichen Rittersälen aufgestellt ist; das Museum rheinisch-westphälischer Alterthümer, welche interessante Sammlung der König zu einem Landes-Institute erhoben hat. Die Zahl der Geschenke, welche das Institut seit seiner, 4 Jahre vorher Statt gehabten, Begründung erhielt, betrug im Jenner 1823 schon 12.829 Nummern, wozu die königlichen Staatsbehörden und die Einwohner aus allen Ständen mit dem rühmlichsten Wetteifer beigetragen haben. Seine Façade geht nach der schönsten Gegend um Bonn, welche links von dem Rheine und dem Siebengebirge, rechts von den freundlichen Höhen hinter Poppelsdorf begränzt wird. An das Schloß reihen sich anmuthige Spaziergänge mit Caskaden. Die Schloßkapelle ist gegenwärtig zum evangelischen Gottesdienst eingerichtet. Dem Schlosse gegenüber, in dem ehemaligen Hofgarten, erhebt sich ein neues geschmackvolles anatomisches Gebäude. 2) In dem geschmackvollen englischen Garten verdient besonders der sogenannte alte Zoll, oder die von den Franzosen nahe am Rhein erbaute Bastion einen Besuch. Man hat von da einen herrlichen Anblick auf den Rhein und das fruchtbare Uferland, auf das majestätische Siebengebirg, auf den Godesberg und Kreuzberg. 3) Die Münsterkirche. Schon die Kaiserin Helena baute auf dieser Stelle einen Tempel; der gegenwärtige scheint aus dem 12. Jahrh. Im Innern ist die eherne Bildsäule der gedachten Kaiserin bemerkenswerth, und ein Paar schöne Basreliefs von weißem Marmor, wovon das eine die Geburt, das andere die Taufe Christi vorstellt. Das Innere ist im letzten Jahre mit einigem Geschmack wieder hergestellt worden. 4) Die neue Pfarrkirche zum heil. Remigius, ehemals die Minoritenkirche. Sie hat ein schönes Altarblatt von Joh. Spielberg, die Taufe des Frankenkönigs Chlodwig oder Ludwig durch den heil. Remigius vorstellend. 5) Das Stadthaus, im J. 1737 erbaut. Es dient auch der noch unter der Regierung des letzten Kurfürsten errichteten, musterhaften Lesegesellschaft zum Lokale. Jeder Fremde, der von einem Mitgliede aufgeführt wird, hat in diese Gesellschaft Zutritt; man findet daselbst einige gute Gemälde. 6) Das Hotel des Oberberg-Amts für Rheinpreußen, ein ehemaliges kurfürstliches Gebäude. — Schöne öffentliche Plätze hat Bonn nicht. Der angenehmste und lebendigste ist der Markt, der sich, in länglicher Form, vom Rathhause bis zur Sternenstraße herabzieht. In der Mitte steht eine Pyramide mit einem Brunnen. — Der St. Remigiusplatz hat seinen Namen von der alten Remigiuskirche, welche hier gestanden, und vor mehreren Jahren abgetragen worden. Er heißt auch der Römerplatz, von einem römischen Siegesaltar, der sich vor einigen Jahren, in der Mitte des Platzes, auf einem aus Basaltsäulen zusammengefügten Felsen erhob, jetzt aber dem Museum einverleibt ist. Dieses Monument, welches einige Gelehrte für die echte ara ubiorum halten, hat die Inschrift: Deae Victoriae Sacrum. Die hiesigen Fabriken liegen jetzt meist still, und warten auf bessre Zeiten. Nur die Fabrik des Hr. von Werth liefert, außer Maschinengespinnst, auch baumwollene Tücher und Siamoisen. Die Spinnmaschine ward früher von Pferden bewegt, jetzt aber

Digitized by Google

seit einiger Zeit durch eine Dampfmaschine getrieben. Einige kleine Blechwaaren-Fabriken kommen mit der Koblenzer nicht in Vergleich. Dagegen breitet sich die Vitriol- oder Schwefelsäure-Fabrik des H. Janelle, nach Chaptals Vorschrift angelegt, immer mehr aus. Der Kunstfreund findet in Bonn einige kleine Sammlungen, zum Theil mit sehr guten Bildern. Die vorzüglichsten sind die des Fabrikanten Falkenstein und des Buchdruckers Neusser. — Die ehemaligen antiquarischen Sammlungen des Canonikus Pik und D. Crevelt sind, nach dem Tode ihrer Besitzer, an die Universität gekommen. Bonn war früher eine berühmte Pflanzschule der Musik, und diese Kunst blüht noch hier, wo einst Beethoven, Salomon, und andre große Tonkünstler ihre erste Bildung erhielten. Auch die berühmten Brüder Romberg glänzten hier schon in der trefflichen Kapelle des letzten Kurfürsten. Die Musikhandlung des H. Simrock, mit einer lithographischen Anstalt verbunden, ist eine der bedeutendern in Deutschland. — Auch ist der Aufmerksamkeit der Naturforscher die Mineralienhandlung von Carl Nöggerath und Sohn zu empfehlen. Die neue Universität (deren Stiftungsurkunde vom 18. Okt. 1818 datirt) steht bereits in schöner Blüthe. Zwar besaß Bonn schon eine Hochschule, die unter dem letzten Kurfürsten Maximilian Franz, einem Bruder des verewigten Kaisers Joseph (1785), ihre Entstehung erhielt; allein unter der französischen Herrschaft war diese, für die Rheingegend so wichtige, Anstalt untergegangen. Die neue Regierung hat sie wieder ins Leben gerufen, und mit trefflichen Männern besetzt. Auch die nöthigen Hülfsmittel sind vorhanden, z. B. eine bedeutende Bibliothek, nebst andern Sammlungen, treffliche Anlagen in Poppelsdorf, u. s. w. Außer dem schon angeführten alten Zoll verdienen noch, in der Umgebung von Bonn, einen Besuch: Poppelsdorf, mit dem Schlosse Klemensruhe und einem Garten, eine kleine Viertelstunde von der Stadt, und mit dieser durch mehrere Baumreihen verbunden. Im Schloß befinden sich jetzt die Hörsäle für die mineralogischen, botanischen und zoologischen Vorlesungen; die physikalischen und chemischen Apparate; die Sammlungen aus allen drei Naturreichen; eine naturhistorische Büchersammlung; Wohnungen und Arbeitszimmer mehrerer Professoren. Der schöne, 20 Morgen große, Garten, von breiten Wassergräben umgeben, ist zum botanischen ganz neu angelegt, und enthält schon einen großen Reichthum an Gewächsen. Ganz nahe liegt der Ort Poppelsdorf, dessen Wohnungen sich bis zum Kreuzberge hinziehen. Hier ist eine sehenswerthe Fayence- und Steingut-Fabrik, welche 70 Menschen beschäftigt. — Hinter Poppelsdorf erhebt sich der Kreuzberg, auf dessen Höhe eine prächtige Tannenallee führt. Das Servitenkloster ist abgebrochen, aber die herrliche Kirche mit ihrer Marmortreppe und ihren schönen Plafonds steht noch. Die Aussicht nach dem Siebengebirg ist entzückend. Auf diesem Berge hatte im J. 1689 Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, während der zerstörenden Belagerung von Bonn, sein Hauptquartier. — Nicht weit von der sogenannten Baumschule liegt, in schöner Umgebung, das Dorf Endenich, wo Hr. Canonikus Roth interessante Gemälde und Kupferstiche besitzt.

Bonnet (Carl), geboren zu Genf im Jahr 1720, war Mitglied fast aller europäischen Gelehrten-Vereine, stammte von einer französischen Familie, welche im Jahr 1572, der Epoche der Religionskriege und der Bartholomäusnacht, Frankreichs Boden verlassen hatte. Er las das Schauspiel der Natur von Pluche, und die Gedichte der Insekten von Reaumur, und er war für das Studium der Natur gewonnen. Bald wurde der Name Bonnet mit Achtung genannt. Eine Abhandlung über die Blattläuse, worin er bewies, daß sie sich ohne Begattung vermehrten, verschaffte dem 20jährigen Jüngling bereits den Titel eines Correspondenten der Akademie der Wissenschaften in Paris. Bald nahm

Digitized by Google

er Theil an Tremblay's Arbeiten und Entdeckungen über die Polypen, und machte merkwürdige Beobachtungen über das Athmen der Schmetterlinge und Raupen, und über den Bau des Bandwurmes. Bei thätigem Briefwechsel mit Reaumur, Zanetti, dem Fontenelle Italiens, Bernard de Jussieu, Spallanzani, Haller, Mequin, Geer, Duhamel und Lambert, und eine allzuheftige Anstrengung entzündete seine Augen, und nöthigten ihn, auf länger als 2 Jahre die Feder niederzulegen. Allein sein Geist, der zur Thätigkeit geboren war, benutzte diese Ruhe, um über die Quelle der Ideen, die Natur der Seele, und die Geheimnisse der Metaphysik nachzudenken. Im Jahre 1752 ward er Mitglied des großen Rathes zu Genf, und saß darin bis 1768. Er entwickelte darin eine vernünftige Mäßigung, Festigkeit und ersprießliche Entwürfe. Als er seinem Vaterlande den Tribut seiner Sorgen in der öffentlichen Verwaltung entrichtet hatte, zog er sich auf sein Landgut Genthad, am Ufer des Genfersees zurück, wo er seine Lieblingsbeschäftigungen wieder vornahm. Er lebte dort geachtet und glücklich; im Genusse seines behaglichen Wohlstandes, ohne Vorurtheile, frei von Launen, immer bereit, andere zu verpflichten, sah er mit Ruhe dem Ende seines Lebens im Jahr 1793 entgegen. „Die Liebe zur Erforschung der Natur, sagt Büffon, setzt im Geiste zwei grell entgegengesetzte Eigenschaften voraus: große Ansichten eines Geistes, der mit einem Blicke Alles umfaßt, und kleinliche Aufmerksamkeit eines thätigen Triebes, der nur an einem einzigen Punkte haftet." Das war das Eigenthümliche von Bonnets Geist; er war scharfblickend und ausharrend, trefflich im Beobachten, methodisch und bescheiden als Philosoph, zuweilen beredsam in der Darstellung, allein in der Physik und vorzüglich der Metaphysik allzusehr der Systemsucht hingegeben. Unter seinen Zeitgenossen steht er, als der Einzige da, welcher den Abglanz eines höhern Geistes in der Natur erblickte, und daraus heilsame Resultate für das Leben zog. Er ist Plinius und Fenelon zugleich. Seine berühmtesten Schriften sind, 1) Traité d'insectologie d. h. Abhandlung über die Insektenlehre; 2) Recherches sur l'usage des feuilles dans les plantes d. h. Untersuchungen über den Nutzen der Blätter an den Pflanzen. 3) Considérations sur les corps organisés d. h. Betrachtungen über die organischen Körper. 4) Contemplation de la nature d. h. Betrachtung der Natur. 5) Essai analytique sur les facultés de l'âme d. h. analytischer Versuch über die Seelenvermögen. 6) Palingénésie philosophique d. h. Philosophische Wiedergeburt. 7) Essai de Psychologie d. h. Versuch über die Seelenlehre. Seine gesammten Werke sind im Jahr 1779 zu Neufchatel erschienen; die naturhistorischen umfassen 9 Quartbände, die philosophischen 18 Octavbände. In seiner philosophischen Palingenesie, worin er seine Ideen über den vergangenen und zukünftigen Zustand lebendiger Wesen niederlegte, und behauptete, daß in Beiden unzerstörbare Keime des Lebens vorhanden seyen, welche auch nach dem Tode ihres rohen Körpers fortdauern, also in diesem Sinne eine Auferstehung lehrte, wurde er eben dadurch auch auf Untersuchungen über das Christenthum und die Beweise für dasselbe geleitet. Diese Beweise behandelt er nicht als Demonstrationen, sondern als sehr starke und wahrscheinliche Glaubensgründe. Er führt absichtlich keine Einwürfe der Gegner des Christenthums an, hält dies auch nicht einmal für gut, macht sich aber selbst Einwürfe, und beantwortet sie, wobei man jedoch besondere Rücksichten auf Hume und Rousseau nicht verkennen kann. Seine Bemühung ging dahin, eine mehr philosophische, kürzere und sichere Methode ausfindig zu machen, um die Wahrheit des Christenthums darzuthun. J. C. Lavater zu Zürch übersetzte diesen Theil der Palingenesie

Digitized by Google

bald in das Deutsche, und foderte in der Vorrede den philosophischen Juden Mendelssohn zu Berlin auf, diese Beweise entweder zu widerlegen, oder selbst Christ zu werden. Dieser lehnte solche Zumuthungen ab, ließ aber doch in einem gedruckten Schreiben einige Einwürfe wider jene Beweise einfließen. Hierauf gab Bonnet seine philosophischen Untersuchungen über die Beweise des Christenthums, als eine besondere Schrift, vermehrt und verbessert heraus, und nahm darin, jedoch ohne ihn zu nennen, offenbar auch auf Mendelssohns Einwendungen Rücksicht. Bonnet geht von dem Grundsatze aus, daß der Mensch, seiner Natur nach, ein aus Leib und Seele vermischtes Wesen sey, und wenn er überhaupt nach dem Tode fortdauere, auch beiden Theilen nach, und zwar mit einem feinern schon in seinem gegenwärtigen rohen Körper enthaltenen Lebensorgane fortdauern müsse, weil er sonst aufhören würde, Mensch zu seyn, und auch die Erinnerung seines vorigen Zustandes bei ihm verschwinden würde. Er findet eine solche Fortdauer aus Vernunftgründen nur wahrscheinlich, aber durch die christliche Offenbarung moralisch gewiß. In seiner Theorie der Offenbarung ist die Hauptsache die Lehre von den Wundern. Die Gesetze, welche Gott der Natur vorgeschrieben hat, betrachtet er als die Sprache Gottes. Wunder sind ihm keine Aufhebungen der Naturgesetze, keine übernatürliche Wirkungen der göttlichen Allmacht, sondern nur besondere Richtungen, welche Gott den Gesetzen der Natur giebt, und welche er schon vorher, ehe sie eintraten, angeordnet hat; der menschliche Wunderthäter bewirkt die Wunder auf keine Weise, weder durch Worte, noch durch Handlungen, er trägt auch gar nichts dazu bei; aber er ist von Gott unterrichtet, daß die Wunder in der Natur jetzt geschehen sollen, und diese treffen nach einer von Gott prästabilirten Harmonie mit seinen Worten und Handlungen zusammen; er macht die Aufmerksamkeit der Menschen darauf rege, und zeigt durch die Wunder ein Creditiv seiner göttlichen Sendung vor. Wahre Wunder müssen übrigens aus der gewöhnlichen Oekonomie der Natur für uns Menschen nicht erklärbar, und mit einer allgemein faßlichen und der Vernunft gemäßen Lehre verbunden seyn. Zeugnisse für Wunderwerke können, nach Bonnets Meinung, moralisch gewiß und glaubwürdig seyn, und die Erfahrungen und Zeugnisse von dem gewöhnlichen Naturlaufe widersprechen einem solchen Zeugnisse und dem Wunder nicht; es sind nur verschiedene Erfahrungen, Zeugnisse und Begebenheiten. Man kann von selbst einsehen, wie er von diesen Grundsätzen die Anwendung auf das Christenthum macht. Dieses beschreibt er auch nach seinem Inhalte und seinen Wirkungen mit großer einfacher Beredsamkeit und wahrer Innigkeit, vergleicht es mit dem Juden- und Heidenthum, und wie es unendlich mehr und Besseres, als Beide, durch Geist und Kraft ausgerichtet habe. Am Meisten zieht er seine Lehre von Tugend und Gottesverehrung, von Unsterblichkeit und Auferstehung in Betracht. In dem Christenthum überhaupt findet er ein schön zusammenhängendes Ganzes, und die Geschichte, worauf er sich gründet, so richtig, daß man den geringsten Maximen der gesunden Vernunft entsagen müßte, wenn man sie verwerfen wollte. In welchem interessanten Verhältnisse stehen die drei Männer Voltaire, Rousseau und Bonnet, welche zu gleicher Zeit auf ein großes Publikum wirkten, zu einander, und wie sehr unterscheidet sich der sanfte, ruhige, die Natur beobachtende, bescheidene und gläubige Bonnet von ihnen!

Bonnet, s. Pastellmalerei.

Bonneval (Claudius Alexander, Graf von), geb. zu Paris 1672, widmete sich dem Militärstande, und wurde schon in seinem 16ten Jahre unter die adlige Leibgarde des Königs aufgenommen. Er zeigte frühe einen, sein ganzes Leben ihn nicht verlassenden, Hang zu sinnlichen Vergnügungen. In dem Treffen zwischen Landen und Neerwinden am 29. Juli 1693

Digitized by Google

zeichnete er sich durch Unerschrockenheit und Tapferkeit aus, und zum Lohne wurde ihm ein Infanterie-Regiment übertragen. Seine Kriegs-Talente entwickelten sich nun mit dem herrlichsten Erfolge, und das ihm anvertraute Regiment wurde als eines der schönsten und tapfersten der ganzen Armee angerühmt. Nach dem Ryswicker Frieden, 1697, wurde er in Ruhstand versetzt, und sein Regiment abgedankt. Er ließ jetzt seinem zügellosen Leben vollen Lauf, verwickelte sich in manche Streitigkeiten, und machte sich viele Feinde, die keine Gelegenheit unbenutzt ließen, ihn zu kränken. Im spanischen Erbfolgekrieg ward er wieder ein Regiment, und ging nach Italien, wo er sich sowohl durch seinen Heldenmuth als durch seine wollüstige Lebensweise auszeichnete. In der Folge, als er, seine Thaten in Anspruch nehmend, auf weitere Beförderung antrug, und ihm dieselbe nicht ward, brach er in die heftigsten Schmähungen gegen den Hof, den Minister und die bekannte Maintenon aus, und rettete sich nur durch die Flucht von dem Arrest. Jetzt wurde er als ein Meineidiger seines Adels und seiner Würde, sogar seines Lebens verlustig erklärt, und trieb sich nun in Deutschland an mehreren Höfen herum, bis er im Jahr 1706 als Generalmajor in kaiserliche Dienste trat, und sich unter Prinz Eugen tapfer und glücklich auszeichnete, der ihn vorzüglich hochschätzte und auch beim Rastadter Frieden es dahin brachte, daß der gegen ihn als Hofverräther verhängte Prozeß aufgelöst wurde. Er wurde zum Feldmarschall-Lieutenant erhoben, und im Türkenkriege 1716 focht er in der blutigen, aber für Oesterriche glorreichen, Schlacht bei Peterwardein (5. Aug. 1716) mit seltenem Muthe, nahm an der Eroberung von Temeswar Theil, und ging nach Wien zur Genesung seiner Wunden, und alsdann nach Paris, wo er mit vieler Achtung empfangen wurde. Nach dem Frieden bei Passarowitz, 1718, wurde er zum Hofkriegsrath ernannt; allein sein leichtsinniger, ausschweifender und satyrischer Karakter, und sein dreistes Benehmen gegen seinen bisherigen Beschützer, den Prinzen Eugen, hatte zur Folge, daß er entfernt, und als General-Feldzeugmeister in den Niederlanden angestellt wurde. Bonneval folgte zwar dieser Weisung; aber entbrannt war sein Innerstes von Rachsucht gegen Eugen. In Brüssel entzweite er sich mit dem Marquis de Prie, Unterstatthalter der Niederlande, und Freund jenes Prinzen, wovon die Folge war, daß er nach Wien berufen wurde, um Rechenschaft über sein Benehmen abzulegen. Da er diesem Befehle nicht gleich gehorchte, so wurde er verhaftet, und durch den Hofkriegsrath zum Tod verurtheilt. Der Kaiser schenkte ihm jedoch das Leben; allein er mußte ein Jahr auf dem Schloß Spielberg bei Brünn als Gefangener bleiben, und alsdann wurde er auf immer aus Deutschland verbannt. Er ging nun nach Venedig, in seinem Busen den glühendsten Haß gegen Oesterreich nährend, verweilte hier bei zwei Jahre, und begab sich dann, hellere Aussichten erwartend, und um seine Rachsucht gegen Oesterreich zu befriedigen, nach Constantinopel, wo er vom Großvezier, so wie von den andern türkischen Großen sehr wohl aufgenommen wurde. Er hatte eine öffentliche Audienz beim Großherrn, mußte sich aber zuvor entschließen, zum Muhamedanismus überzutreten; diese Bedingung eingehend, erhielt er vom Mufti selbst den nöthigen Unterricht, und nach seiner Beschneidung den Namen Achmet-Pascha, nebst einem Gehalt von 18.000 Gulden. Er suchte nun eine Anstellung in der türkischen Armee zu erhalten; aber so lange der Großvezier lebte, mußte er im Privatstande leben, bis er endlich nach dessen Tode von dem neuen Großvezier zum Kumbardschi-Baschi (Haupt der Bombardiere) erhoben wurde, und sich als solcher bemühte, das Artilleriewesen des Großherrn auf einen besseren Fuß zu bringen. Bonneval starb im J. 1747 in einem Alter von 76 Jahren. Er wurde in dem Derwischen Kloster les Tourneurs (so genannt, weil es eine der Uebungen der Derwische ist, sich öfters auf den Befehl ihrer Obrigkeit herumzudrehen) begraben, und der

Digitized by Google

Großherr ließ ihm einen prächtigen Denkstein errichten, mit folgender Inschrift: „Bonneval Achmed-Pascha, berühmt auf der ganzen Erde, verließ sein vaterländisches Erbe, um dem Islam zu huldigen. Seinen Namen umstrahlte zwar bei den Seinen schon eine herrliche Größe; aber zu den Muselmans übertretend, erlangte er den glänzendsten Ruhm und die Unsterblichkeit. Er, ein Weiser seines Jahrhunderts, dessen Größe und Niedrigkeit er tief empfand, schied mit scharfem Kennerblick das Gute vom Bösen, die Schönheit von der Häßlichkeit. Mit der innigsten Ueberzeugung von der Vergänglichkeit irdischer Dinge, harrte er des glücklichsten Moments zum Hingang zu den ewigen Gefilden. Er trank den Kelch in der Nacht eines Freitags, die mit der Nacht der Geburt unseres allerheiligsten Propheten sich vereinte. Diesen seligen Augenblick ergreifend, warf er sich in den Schooß des Allbarmherzigen, und ging ohne Zaudern von diesem Leben zu einem höhern über. Das Paradies sey Bonnevals Achmed-Pascha's Ruhestätte. Den 12. des Mondes Rebi-ewel. Im Jahr der Hegira 1160. Man spreche den Anfang des Korans aus Liebe zu Gott und aus Liebe für Achmed-Pascha, Haupt der Bombardiere."

Bonokburn, ein Weiler bei Stirling an dem Forth in Schottland. Von den Schotten unter ihrem König Robert Brüce wurden hier die Engländer unter ihrem König Eduard II. im Jahr 1314 gänzlich geschlagen.

Bononi (Carlo), s. Ferrara.

Bononischer Stein, s. Bologna.

Bonzen heißen die Priester der im östlichen Asien, besonders in China, Birma, Tunkin, Cochinchina und Japan weit verbreiteten Religion des Fo, die in Klöstern ehelos beisammen leben, und für die Sünden des Volks beten und büßen, das an ihrem Gottesdienste nicht Antheil nimmt, und sie dafür durch Schenkungen und Almosen vor Mangel schützt. Die Bonzinnen sind mit den christlichen Nonnen zu vergleichen, da die Religion des Fo keine Priesterinnen, wohl aber die Vereinigung frommer Jungfrauen und Wittwen zu Klostergelübden und gottesdienstlichen Uebungen zuläßt. Diese Arten heidnischer Religiösen kennen nur maschinenmäßig ihre Götzen und deren Dienst, ohne etwas von der Bedeutung ihrer religiösen Symbole zu wissen, und da sie vom Aberglauben des Volks leben, so finden sie natürlich ihr Interesse dabei, diesen zu erhalten.

Bootes, ein Gestirn in der nördlichen Hemisphäre, hinter dem großen Bär. Der Name bedeutet einen Ochsentreiber. Man erzählt, daß Philomelus, des Jasion und der Ceres Sohn, und des Plutus Bruder, von diesem seinem Bruder aller seiner Güter beraubt und dadurch genöthigt worden sey, eine neue Erfindung zu machen, um sich zu nähren. Er erfand den Pflug, spannte zwei Ochsen davor, und fing an, den Acker zu bestellen, und sich von dessen Ertrage zu ernähren. Diese Erfindung gefiel der Ceres so gut, daß sie ihn mit Ochsen und Pflug als Gestirn an den Himmel versetzte, und ihm von seinem Geschäft den Namen Bootes gab.

Boppard, eine uralte ehrwürdige Stadt im preußischen Regierungsbezirk Coblenz, in wundersam romantischer Lage, am linken Ufer des herrlichen Rheins sich hindehnend; hat 462 Häuser, 2.800 Einw., und kommt häufig bei den römischen Schriftstellern unter dem Namen Baudobrica, Bodobriga, auch Bontobriga vor. Es finden sich in dieser Gegend viele Spuren vom Aufenthalte der Römer. Mauerwerk, das offenbar römischen Ursprungs ist, viele ausgegrabenen Münzen und Urnen; auch war hier die Residenz des Befehlshabers der militum balistariorum, die wir, nach unserer Art zu sprechen, Kanoniere nennen würden. Man hält Boppard für eins der fünfzig von Drusus am Rhein erbauten Kastelle. Die dicken Mauern und alten Thürme dieser Stadt geben ihr, obgleich die

Digitized by Google

meisten in den letzten 25 Jahren zerstört worden, noch jetzt ein Ansehen, das aus fernen Jahrhunderten herüberblickt, und an die Zeit erinnert, wo der Bürgerstand stets mit Wehr und Waffen gerüstet, seinen Heerd und die städtischen Freiheiten mannhaft und ehrenfest zu schirmen gewohnt war. Nachdem Boppard, gleich vielen andern Städten, die Reichsunmittelbarkeit erlangt, blühte es auf in Macht und Reichthum und edlem Bürgerstolze. Große altadelige Familien genossen in jenen Zeiten hier ausgezeichnete Ehre und Vorrechte, so ihre Altvordern für ihre Verdienste um den Staat erworben, und bildeten den ersten Senat. Der zweite Senat bestand aus gewählten, angesehenen, nichtadeligen Bürgern. Freher (Origg. pal. II.) sah hier noch die herrlichen Ruinen eines fränkischen palatii. Boppard wurde im Jahr 1674 von den Franzosen zerstört; Otto von Freisingen nennt Boppard zur Zeit Kaisers Conrad III. eine villa regalis. Als der heilige Bernard von Clairvaux im Jahr 1146 den Rhein hinunter reiste, bewirkte er durch die Auflegung seiner Hände eine Wunderheilung in Boppard, das sein Geschichtschreiber vicum magnum nennt. Im J. 1273 hielt Kaiser Rudolph auch hier einen Reichstag. — Für die Geschichte des Rheinhandels und der Schifffahrt bietet Boppard merkwürdige Erinnerungen. Wenn man glaubt, daß unsere Altvordern bei kommerziellen Verhältnissen lediglich auf Privatverhältnisse gesehen, so irrt man sehr. Man weiß, wie die Handlung auf den deutschen Flüssen, besonders auf dem Rheine, durch Gewaltthaten aller Art, willkührlich geforderten Zoll ꝛc. von Seiten der vielen geistlichen und weltlichen Herren bis zum Landfrieden, der zwischen allen rheinischen Fürsten von 1417 bis 1489 nach und nach geschlossen worden, gehemmt war. Wenn man bei Engers am Rhein vorbei kommt, so denkt man daran, daß hier Erzbischof Cuno von Falkenstein eine Burg bauen ließ, gegen die Grafen von Wied und Isenburg, welche im 14ten Jahrh. niederländische Tuchhändler, die den Rhein hinauf zur Frankfurter Messe zogen, bei Andernach überfielen, und ihnen für mehr als 4.000 Gulden Waaren abnahmen; so manche andere Gewaltthaten zu geschweigen. Die geschärften und wiederholten Edikte der Kaiser konnten die Gruntrure (das so genannte auf dem Rheine übliche Recht, die Waaren eines gescheiterten Schiffes, oder einer zerbrochenen Frachtfuhre als gute Prise wegzunehmen) kaum abschaffen. Zu verschiedenen Zeiten im 15ten Jahrh. wurden zu Boppard Verträge zwischen den rheinischen Fürsten mit Bezug auf Handelsverhältnisse geschlossen, wo denn besonders Folgendes zur Sprache kam: 1) Die gegenseitige Vertheidigung und Sicherheit des Flusses und seiner Ufer; 2) das Geleit, so jeder Herr in seinem Lande Schiffern, Handelsleuten und Waaren zu geben verbunden war; 3) über die Quantität der Zölle, und die Geleitsrechte, die nicht über die Bestimmung zu erhöhen, ja wohl noch zu vermindern seyen; 4) daß der Strom und die Schifffahrt nicht durch Bauwerke und Anderes gehindert werden dürfe; 5) redliche Zöllner sollen angestellt werden, damit der Handel durch ihre Redlichkeit blühe; 6) Seitenwege, die den Handel vom Rheine abführen, sollen abgeschafft oder gehindert werden; 7) in jährlich zu haltenden Zusammenkünften sollen etwaige Mißbräuche, die dem Rheinhandel schädlich, besprochen und abgeschafft werden. Aus diesen Vereinbarungen geht die vortreffliche Gesinnung hervor, daß die rheinischen Fürsten mehr auf den gemeinen Handelsnutzen, als auf den eigenen, und des eigenen Landes geachtet. So heißt es: Als Teutsche Nation und sunderlich unser Churfürstenthumben mit dem Rheinstraum begabt seyn, daruff zur notdurfft gemeines Nutzes mergklich gehandelt wirdet ꝛc." Desgleichen: „Zu Handhabung Friedens und geleidts auf dem Rheinstraum und seinem leinpfade, damit der kauff- und schiffmann mit seinem leib und gut daruff sicher wandern, den brauchen und bauwen möcht. Und: Daß der kauffmann und

Digitized by Google

menniglich sicher, richtig und frei gelassen, geschützet und geschirmbt, darzu auch mit newer uffsatzung nit beschwerdt oder übersetzet werde ꝛc." Viele Rücksicht wurde genommen, daß dem Kaufmann und Schiffer an den Zöllen nicht zu viel geschah, damit jener den Rhein gern zum Transport seiner Waaren benutzen möchte. Genfer Waare und englische Wollenseck waren vorzüglich begünstigt. Besonders aber wird in den Vereinbarungen der Fürsten bedungen, daß jeder „Fließ haben solle seine Zolle mit redlichen zollschreibern und verständigen beseherenzu bestellen, damit der Kaufmann nit übernommen, zu dieser ziet zimblich gehalten, und mit seiner kaufmanschaft wieder uff den Ryne bracht werde." 8) Alle Jahre, so lange der Verein dauert, soll in Boppard Zollrath gehalten werden, um das Beste des Handels zu berathen, Vergehungen beim Zollwesen zu strafen ꝛc. Solche Unionen wurden geschlossen zwischen den vier Kurfürsten 1503, 1538, 1551, 1557. An der rechten, so wie an der linken Seite wurden auch Zöllner verordnet, welche von den, vom Rhein abweichenden Waarentransporten sich den Zoll bezahlen ließen, den sie am Rhein hätten geben müssen. Vorzüglich galt dies von den Waaren, die direkt über den Hundsrücken an die Mosel fuhren; zu welchem Zweck zu Treiß an der Mosel ein Zollamt unterhalten werden sollte. So strebten die rheinischen Fürsten in einer Zeit, wo die Reichsgerichte noch nicht ganz geordnet waren, wo rohe Gewaltthätigkeit noch allgemein herrschte, mit größtem Eifer und vereinten Kräften, daß Friede und Handel blühen möchte.

Vor (Peter Christian), geb. zu Utrecht 1559, starb 1622, einer der besten holländischen Geschichtschreiber, der in seiner Muttersprache über Ursprung, Anfang und Folgen der niederländischen Unruhen Amsterdam 1579, 5 Bde. Fol., so wie eine Fortsetzung von Carions Kronik Amsterdam 1632 Fol. schrieb.

Borax oder basisch boraxsaures Natron. Dieses Salz wittert an mehreren Orten aus der Erde aus. Das meiste wird unter dem Namen des Tinkals oder rohen Boraxes aus dem südlichen Asien zu uns gebracht. Es wird in Holland gereiniget, und heißt dann raffinirter Borax. Der Tinkal giebt ungefähr die Hälfte seines Gewichts reiner Borax; das Uebrige soll aus einer seifenartigen Verbindung von Natron mit einem fettigen Stoffe bestehen. Der Tinkal ist mit einer bedeutenden Quantität desselben gemengt, wiewohl das Meiste daran auf der Oberfläche dieses Salzes sitzt. Man spült ihn mit Wasser davon ab, indem man den Tinkal einige Zoll hoch mit kaltem Wasser übergießt, und nach Verlauf einiger Stunden $\frac{1}{400}$ seines Gewichts frisch gelöschten Kalk zusetzt. Die Masse wird hierauf gut umgerührt, und 12 Stunden stehen gelassen, dann aber stark umgeschüttelt, und das trübe Wasser abgegossen. Man läßt es sich setzen, und sobald es sich abgeklärt hat, wozu $\frac{1}{4}$ Stunde erfoderlich ist, wird dasselbe wieder auf das Salz gegossen, das letztere gut durch einander gerieben, und dann das Trübe wieder zum Abklären abgegossen. Dies wird so lange wiederholt, als das Wasser noch etwas Trübes aufnimmt. Das auf diese Weise ausgewaschene Salz wird hierauf in $2\frac{1}{2}$ Theilen kochenden Wassers aufgelöst, und diese Lösung mit einer Lösung von salzsaurem Kalk so lange versetzt, als noch ein Niederschlag entsteht, wobei im salzsauren Kalke gewöhnlich 2 pCt. vom Gewichte des Tinkals aufgehen. Die seifenartige Schmiere wird dabei zersetzt, und der Kalk schlägt sich in einer unlöslichen Verbindung mit dem Fette nieder. Man kocht nachher die Flüssigkeit bis zu 18 bis 20° nach Beaumé's Probe ein, und läßt sie sodann in hölzernen oder bleiernen Gefäßen langsam abkühlen, indem man diese Gefäße entweder mit einer warmen Atmosphäre umgiebt, oder mit Stroh umwickelt, was eine zu schnelle Abkühlung verhütet. Es krystallisirt in gro-

Digitized by Google

ßen 6seitigen Prismen, mit zwei sehr breiten Seitenflächen, und 3flächiger Zuspitzung. Es hat einen süßlichen Laugengeschmack, und reagirt alkalisch, ist in 12 Theilen kalten, und 6 Theilen kochenden Wassers löslich, verwittert schwach und langsam in trockener Luft, und leuchtet stark, wenn man es im Dunkeln zusammenreibt. Der Borax schmilzt auf glühenden Kohlen, und windet und bläht sich dabei auf; zuletzt bleibt eine aufgeschwollene, weiße Masse zurück, die leicht zu Pulver zerfällt. Er verliert dabei 46,25 pCt. Wasser. Wird er einer höheren Temperatur ausgesetzt, so schmilzt er zu einem klaren, ungefärbten Glase, was sich im Wasser wieder auflöst. Er wird als Flußmittel beim Löthen, so wie bei Löthrohr-Versuchen gebraucht, um dadurch die färbenden Flüsse der Körper zu vermehren, welche man untersuchen will, aus deren Farbe man oft sehr geringe Mengen solcher Metalloxyde wieder erkennt, oder auffindet, welche gefärbte Gläser geben. Man hat auch einen mit Salpetersäure neutralisirten Borax dazu vorgeschlagen; allein dann darf das Blasen nicht auf Kohlen geschehen. Man hat in Frankreich angefangen, dieses Salz im Großen zu bereiten, und zwar auf die Weise, daß man die Borarsäure, die man aus Italien bezieht, wo sie in den Wassern einiger kleinen Seen vorkommt, mit Natron sättiget, und krystallisirt. Dieser Borax ist reiner, als der raffinirte ostindische, hat aber das Unbequeme, daß sich seine Krystalle sehr leicht nach ihren natürlichen Spaltungsflächen trennen, und daher zerbröckeln, wenn man sie zum Behuf des Löthens braucht, und die heißen Metalle damit bestreicht, wo dann die abfallenden Brocken verloren gehen. Man kann dem aber zuvorkommen, wenn man der Boraxauflösung vor dem Krystallisiren etwas Tinkal zusetzt. Der fettige Stoff, welcher den Tinkal umgiebt, kann durch Säuren davon geschieden werden. Er löst sich selbst in kochend heißem Alkohol schwer auf; dagegen ist er nach Robiquets Versuchen im Aether, selbst im kalten, leicht löslich. Nach dem Abdampfen hinterläßt der Aether ein dunkelbraunes, ranziges Oel, welches Boraxsäure enthält, die sich aber durch Wasser ausziehen läßt. Das Salz, welches man durch Sättigung des Boraxes mit Borarsäure erhält, ist noch wenig bekannt. Es krystallisirt schwer. 2 Theile Borax erfodern ungefähr 1 Theil Borarsäure zur völligen Sättigung. Wenn man Borax mit Flußsäure sättiget, und das Salz abdunstet, so krystallisirt es nicht mehr; es löst sich im Wasser sehr leicht auf, und trocknet zu einer gummiähnlichen durchsichtigen Masse zusammen, die in der Luft nicht verändert wird, und im Feuer zu einem im Wasser löslichen Glase schmilzt.

Borda (Jean Charles), geboren zu Dax im Departement des Landes den 4. Mai 1733, war anfangs Ingenieur, nachher Schiffskapitän, bereiste mehrere Gegenden der Küste Amerika's und Afrika's, und war während des amerikanischen Krieges dem Grafen d'Estaing durch seine Kenntniß vom Seewesen sehr nützlich. Er war der Stifter der Schiffsbauschule, erfand ein Instrument, welches die Winkel mit der größten Genauigkeit mißt, und dessen man sich bei der Gradmessung bedient; den Multiplikationskreis, wodurch sein Name unsterblich geworden ist; ferner ein Inklinatorium zur Messung der Neigung der Magnetnadel, und viele andere Instrumente. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus, außer seiner Reise (1778. 2 Bde.): Tables trigonométriques decimales, von Delambre herausgegeben, und Recherches sur la résistance des fluides; une nouvelle méthode pour observer la longueur du pendule. Er starb zu Paris 1799.

Bordeaux, Hauptstadt des französischen Departements der Gironde, am linken Ufer der Garonne, eine der reichsten und wichtigsten Handelsstädte Frankreichs, mit 7.810 Häusern und 90.000 Einw. Sie hat einen guten Hafen, in den, wegen der bis in die Stadt steigenden Fluth, große

Digitized by Google

Kauffahrer gelangen können. Zur Sicherung der Schifffahrt ist am Ausfluß der Gironde auf einer Felseninsel ein Leuchtthurm, und an beiden Ufern sind mehrere Batterien angelegt. Die Stadt hat starke Mauern mit Thürmen, und einige feste Werke, eine große steinerne Brücke über die Gironde, die längste vielleicht in Europa, woran man über 10 Jahr gearbeitet hat, und die am 25. August 1821 vollendet und eröffnet wurde. Die Vorstädte les Chartrons und Chapeau rouge sind schön gebaut. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die Börse, das schöne Schauspielhaus, das Rathhaus Lambriere, der Sitz der alten Herzoge von Guyenne, und nachher bis zur Revolution des Parlaments; 46 katholische und eine reformirte Kirche, eine Synagoge, 10 milde Stiftungen, die neue Mühle mit 24 Gängen, die durch die Ebbe und Fluth in Bewegung gesetzt werden. Bordeaux ist der Sitz eines Erzbischofs, eines protestantischen Consistoriums, eines Präfekten ꝛc. und hat einen königlichen Gerichtshof, eine Handelskammer, eine Akademie, ein Lyceum, eine Taubstummen-Anstalt, Handels- und Schifffahrtsschulen; eine Gesellschaft der schönen Künste und Wissenschaften mit einer Bibliothek von 50.000 Bänden, eine medizinische Gesellschaft, eine Ackerbaugesellschaft ꝛc. Die Fabriken und der Handel dieser Stadt sind sehr bedeutend. Erstere beschäftigen sich vorzüglich mit Glas, Fayence, Branntwein, Weinessig, Liqueur und Parfümerieen, Wolle, Baumwolle, Zucker u. s. w. Bordeaux hat den stärksten Weinhandel von Frankreich; alle vortreffliche Weine, welche in der Nähe, an den Ufern der Garonne und Dordogne wachsen, die verschiedenen Sorten: der Medoc, der Cahros, die vielen Sorten weißer Weine von Langon, Pregnac, Bersac, Sauterne, u. s. w. und viele spanische Weine, werden von hier nach dem übrigen Europa versendet; eben so die feinen Branntweine von Cognac. Endlich führt Bordeaux noch einen großen Handel mit Colonialwaaren aus Westindien. Die ehemalige Citadelle, das Schloß Trompette, ist kürzlich abgetragen worden. Bordeaux war die erste Stadt, welche es wagte, beim Einrücken der Verbündeten sich laut für die Rückkehr der Bourbons zu erklären. Auch legte Ludwig XVIII. dem Sohne des ermordeten Herzogs von Berry den Titel eines Herzogs von Bordeaux bei, zum Beweise seiner Hochachtung gegen die unter allen Verhältnissen den Bourbonen stets treue Stadt Bordeaux. Ausonius, der römische Dichter, erblickte dort das Tageslicht, Montaigne und Montesquieu sind in der Nähe dieser Stadt geboren, und Letzterer liegt dort in der St. Bernards-Kirche begraben.

Bordeaux-Weine, s. Bordeaux.

Boreas, der Nordwind, ein Sohn des Astreus und der Aurora. Er hatte seine Wohnung in Thracien, daher die jenseits Thracien wohnenden Völker Hyperboreer, d. i. die nördlichsten Völker der Erde heißen. Als Apollo und sein Liebling Hyacinthus im Scheibenwerfen miteinander wetteiferten, lenkte Boreas, auf den Apollo eifersüchtig, dessen Wurfscheibe so, daß sie den Jüngling an das Haupt traf, wovon er todt niedersank. Die zu Athen dem Boreas zu Ehren angestellten Feste nannte man Boreasmoi. Weil Boreas die Orythyia geheirathet hatte, so hielten sich die Athenienser gleichsam für seine Verwandte, und da es sich gerade traf, daß einmal bei einem Zusammentreffen der Nordwind eine Menge feindlicher Schiffe zu Grunde richtete, so schrieb man dies der Vorliebe des Boreas für das Vaterland seiner Gattin zu, und weihete ihm dieses Fest. Pausanias sagt, daß man dem Boreas zu Megalopolis in Arkadien feierliche Opfer darbrachte, und ihn in einem Tempel göttlich verehrte. Auf Gemmen findet man den Boreas mit Flügeln, das Haupt- und Barthaar mit Schneeflocken bedeckt, Schlangenschwänze statt der Füße, mit einem langen Gewande bekleidet, mit dessen Schleppe er Staubwolken aufregt, abgebildet.

Digitized by Google

Borgheſe, eine römiſche Familie, die aus Siena ſtammte, und die ihr Anſehn und ihren Reichthum Papſt Paul V., der zu ihr gehörte, und im J. 1705 den päpſtlichen Stuhl beſtieg, verdankte. Seinen Bruder, Franzesco Borgheſe, ernannte er 1707 zum Anführer der Truppen, die gegen Venedig beſtimmt waren; an Marco Antonio Borgheſe, ſeinen Neffen, verlieh er das Fürſtenthum Sulmone; und wirkte ihm den Titel eines Granden von Spanien aus. Einen andern Neffen, Scipione Caffarelli, erhob er zum Cardinal, und ließ ihn den Namen Borgheſe annehmen. Von Marco Antonio Borgheſe ſtammt die angeſehene und mächtige Familie der Borgheſi, die noch heute in dem Fürſten Camillo Borgheſe, dem Gemahle Paulinens, Napoleon's 2ter Schweſter, fortblüht.

Borgia (Stefano), ein großer Verehrer und Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften des 18ten Jahrh., geboren zu Velletri 1731, verrieth ſchon frühe einen vorherrſchenden Geſchmack an der Kunde der Alterthümer. Von Benedikt XIV. zum Sekretär der Propaganda ernannt, benutzte er ſeine Verbindungen mit den Miſſionarien aller Weltgegenden zu Sammlungen von Münzen, Handſchriften, Statuen, Götzenbildern und Denkmälern jeder Art, die in Verbindung mit ſeinen eigenen, früher geſammelten Kunſtſchätzen des Alterthums, ihn in den Stand ſetzten, jenes berühmte Muſeum zu Velletri zu errichten. Von Pius VI. zum Cardinal ernannt, mußte er 1798 auf Buonapartes Befehl die römiſchen Staaten verlaſſen, kehrte erſt mit Pius VII. nach Rom zurück, und ſtarb auf ſeiner Reiſe nach Paris, wohin er dieſem Papſte folgen wollte, zu Lyon, 1804. Groß und mannigfaltig ſind die Verdienſte dieſes würdigen Prälaten um die Wiſſenſchaften und Gelehrten, denen er mit größter Bereitwilligkeit die Benutzung ſeiner koſtbaren Sammlungen geſtattete. Im Verwaltungsfache hat ſich Borgia nicht weniger Verdienſte geſammelt. Drei Jahre hindurch als Oberaufſeher über die Findelhäuſer von Pius VI. beſtellt, traf er hier die zweckmäßigſten Einrichtungen und Verbeſſerungen, und in ſeine Hände legte jener Papſt die Diktatur von Rom, ihm noch 2 andere Cardinäle zugeſellend, als das Revolutionsgift von Frankreich aus, 1797, den Kirchenſtaat verpeſtet hatte. Borgia's Schriften-Nachlaß beſteht in Breve Istoria del antica Citta di Tadino nell' Umbria Rom. 1750. Istoria della Citta di Benevento ib. 1763—69 3 B. Vaticana Confessio B. Petri chronologicis testimoniis illustrata, 1776, 4. Breve Istoria del dominio temporale della sede Apostolica nelle due Sicilie, 1783.

Borja y Esquillache (Franzisco de), Ritter vom goldenen Vließ, und eine Zeitlang Vicekönig von Peru, blühte in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dieſer geiſtreiche Magnat, obgleich von ſeinen Schmeichlern als der Fürſt der ſpaniſchen Dichter geprieſen, iſt doch der Letzte unter den Repräſentanten des klaſſiſchen Styls der Männer des 16ten Jahrhunderts in der ſpaniſchen Poeſie. Die Sammlung ſeiner Sonette, Epiſteln, Erzählungen, Romanzen und Lieder füllt einen großen Quartband, deſſen Hälfte noch dazu mit geſpaltenen Columnen gedruckt iſt. Außerdem hat er eine mißlungene Epopee, welche die Eroberung von Neapel heißt, und verſchiedene geiſtliche Werke geſchrieben. Durch ſeine Gedichte hat er zwar die ſpaniſche Poeſie nicht weiter gebracht, aber der Witzelei und Phantaſterei muſterhaft entgegengewirkt. In der verſifizirten Vorrede zu ſeinen Gedichten erklärt er ſich ſelbſt über ſeinen Geſchmack ſo beſtimmt, ſo anſpruchlos und ſo elegant, daß man für ihn eingenommen werden muß, ehe man noch genauere Bekanntſchaft mit ſeiner Poeſie gemacht hat. Beſonders war ihm alle Affektation der Außerordentlichkeit zuwider. Seine meiſten Sonette tragen Spuren der männlichen Reife. Seine lange Erzählung von Jakob und Raphael in Octaven hat freilich faſt nur das Verdienſt einer eleganten Diktion. Aber ſeine lyriſchen Romanzen, an der Zahl

Digitized by Google

über, 520 sind die schönste und reichhaltigste Nachlese zu dieser Gattung von Gedichten. Hoher Sinn für Religion, wahre Liebe zur Menschheit, und Seelengröße leben in allen Gedichten dieses fürstlichen Sängers.

Born (Ignaz Edler v.), ein berühmter Naturforscher, geboren 1742 zu Carlsburg in Siebenbürgen. Er studirte zu Prag die Naturwissenschaften, bereicherte alsdann seine Kenntnisse auf Reisen, und ward 1779 wirklicher Hofrath zu Wien bei der Hofkammer in Münz- und Bergwerkssachen, und starb daselbst 1791. Mit vielem Beifalle sind seine Briefe über Mineralgegenstände, so wie seine Beschreibungen des Kaiserlichen, des Radischen und seines eigenen Cabinets, Wien 1774, aufgenommen worden. Allein seinem Ruhme setzte er durch sein herrliches Werk: über das Anquicken der gold- und silberhaltigen Erze, Rohsteine, Schwarz-Kupfer- und Hüttenspeise, Wien 1768, die Krone auf. Schade, daß Born seinen schönen Namen verdunkelte durch eine beißende Satyre auf den Geist und die Verfassung religiöser Institute!

Borneo. Nördlich von Java, mitten zwischen Sumatra und Celebes, liegt Borneo, nach der Benennung der Europäer, mit Ausschluß von Neuholland, das größte Eiland auf der Erde; es erstreckt sich zwischen dem 7° N. Br. und dem 5° S. B. und umfaßt von W. nach O. etwa 8 Breitengrade; den Flächeninhalt schätzt man auf mehr als 14.000 □ Meilen. Nur die Küsten sind einigermaßen bekannt, und europäische Reisende sind nur wenige Meilen weit auf den Flüssen in's Innere gedrungen. Die Küstenbewohner suchten absichtlich die Europäer von aller nähern Bekanntschaft mit dem innern Lande abzuhalten, und schon Beekman, der als Capitain eines der englischen ostindischen Compagnie gehörigen Schiffs im J. 1713 die südliche Küste besuchte, macht die Bemerkung, daß die vielen fürchterlichen Erzählungen von der Grausamkeit und Wildheit der Bewohner im Innern wohl nur erfunden sind, um den Muth kühner Reisenden niederzuschlagen, und sie von nähern Nachforschungen abzuhalten. Der Strand ist durchgängig sumpfig; er erstreckt sich 12 bis 15 Meilen, ja wohl noch weiter in's Innere, dann erhebt sich das Land zu einem Gebirge, dessen nähere Beschaffenheit, Richtung ꝛc. gänzlich unbekannt ist; es wird das Krystallgebirge genannt, wegen der Menge Krystall, die dort gefunden wird; an der Nordwestseite streicht es zuweilen nahe an die Küste, und mehrere Meilen in der See kann man einen der größten Wasserfälle von der Welt sehen, der sich hier in's Meer stürzt. Am Fuß dieses Gebirges, wie es scheint, im nördlichen Theil der Insel, ist ein großer See, den das Auge nicht übersehen kann, Kienieh Balluh, aus welchem die meisten Ströme entspringen sollen, welche die Insel nach allen Richtungen durchschneiden. Bei den südlichen Flüssen erkennt man an ihrer Größe, ihrem schnellen Lauf, ihrer Wassermasse den langen Weg, den sie zurückgelegt haben, und da sie zuletzt durch die sumpfigen Küstengegenden fließen, und denselben zu natürlichen Ableitern dienen, erhält ihr Wasservorrath einen neuen, bedeutenden Zuwachs. Das Klima ist durch die Lage bedingt: doch wird die Hitze von den See- und Landwinden abgekühlt. Die Küsten müssen wegen der Dünste aus den Sümpfen für Jeden, der nicht daran gewohnt ist, sehr verderblich seyn. In den Nächten fällt ein sehr starker, kalter Thau, gegen den die Einwohner sich durch ihre großen, aus Blättern geflochtenen, Hüte zu schützen wissen. Ueberhaupt ist der Uebergang von der Hitze zur Kälte sehr schnell. Einzelne Küstenstrecken machen hievon jedoch eine merkwürdige Ausnahme. Die nördliche und nordwestliche Küste ist bei Gelegenheit der englischen Niederlassung auf Balambangan näher bekannt geworden. An der nordwestlichen Küste liegt die Stadt Borneo, von der die Europäer das ganze Eiland benannt haben, sie erstreckt sich zu beiden Seiten eines Stroms, der sich in die Bai von Borneo ergießt. Die Beschaffenheit des Bodens nöthigt die Einwohner in den meisten

Digitized by Google

Küstenstädten zu einer ganz sonderbaren Bauart; die Wohnungen ruhen auf Pfosten, und man steigt auf Treppen und Leitern hinein. Am linken Ufer ist das Land hinter den Häusern sumpfig, abschüssig, und durchaus unzugänglich; auf dem rechten hingegen ziehen sie sich etwa eine Achtelmeile weit hinein und zwar neben Kanälen; wahrscheinlich bildete der Fluß vor der Gründung der Stadt ein seichtes Becken. Neben dem Hauptstrom, dessen salziges Wasser 6 Faden tief ist, laufen parallel und perpendikulär mehrere Nebenkanäle. Borneo hat in seiner Lage einige Aehnlichkeit mit Venedig. Alle Verbindung geschieht in Booten; es giebt gar kein festes Land, nicht einmal einen Marktplatz, sondern mitten im Strom sammelt sich eine Flotte von größern und kleinern Fahrzeugen, die entweder an den Treppen der Häuser oder den Pfosten anlegen, und in denen Lebensmittel und Waaren aller Art, meistens von Weibern, die unter dem Schatten ihrer großen Hüte aus Bambus den ganzen Leib zusammenzuziehen, und sich so gegen die Glut der Sonne zu sichern wissen, zu Kauf gebracht werden. Einige Häuser sind zwei Stockwerke hoch, und haben aufgeworfene Erhöhungen an der Vorderseite. Der Fluß wimmelt von Alligators, die unter den Wohnungen hausen, und sich von allem Abfall nähren, der durch den gegitterten Boden hinausgeworfen wird. Bei Tage lassen sie sich eben nicht sehen, aber des Nachts kommen sie hervor, und es ist dann gefährlich, aus dem Boote zu fallen. Die Gleichgültigkeit, womit die Einwohner in ihren kleinen Kähnen zwischen diesen Ungeheuern umherschiffen, ist bewundernswürdig. Es giebt hier viele Chinesen, die Pfeffergärten haben, und auf den Bau dieser Pflanze große Sorgfalt verwenden; sie ziehen sie an eigenen Stöcken wie Reben, und der Pfeffer giebt hier weit reichere Früchte, als anderswo. Die Hauptniederlassung der Holländer war zu Banjermassin an der Südseite, an einem großen Strom. Die Häuser, die aus Bambus errichtet, und so groß sind, daß in einem einzigen oft mehrere Familien leben, sind theils auf Pfählen wie in Borneo aufgeführt, theils auf Flößen im Fluß selbst; es ereignet sich häufig, daß sie losgerissen werden, und mit der Fluth forttreiben; man hat Beispiele, daß solche Häuser in der Nacht, während die Bewohner schliefen, mit dem Strom allmählig in die See geschwommen sind. Die holländische Faktorei war eigentlich zu Tatas, und bestand in einem viereckigten mit Pallisaden umgebenen Fort. Sie ward aber, weil sie keinen Gewinn gab, 1809 aufgehoben. An der Ostseite ist an der Straße von Makassar noch Passir als ein Ort zu bemerken, der bisweilen von Europäern besucht wird. Hauptsächlich treiben die Buggiesen oder Bugginesen von Celebes hier Handlung, die auch fast die ganze Bevölkerung ausmachen, und eine eigene Colonie gegründet haben; sie waren hier so mächtig, daß sie im J. 1772 sogar den dortigen malayischen Sultan vertrieben. Unter den vielen Eilanden, die neben Borneo liegen, und wenig bekannt sind, mag im Norden Balambangan erwähnt werden, gleichsam eins der äußersten Glieder in der Inselkette, die nordöstlich bis zu den Philippinen fortläuft; sie ist 3¼ Meile lang, mit Holz und frischem Wasser reichlich versehen. Die Engländer legten daselbst 1771 eine Niederlassung an, aber das Klima war so ungünstig, daß die Meisten starben; die Uebrigen wurden 1775 von den Eingebornen vertrieben. Die Produkte Borneo's sind sehr mannigfaltig, und ganz geeignet, einen ausgebreiteten Verkehr herzurufen, der den Europäern doch nicht gelungen ist. Den Haupthandel treiben die Chinesen, die sich auch an vielen Stellen der Küsten niedergelassen haben; sie sind sehr thätig und betriebsam, und bringen alle Waaren ihres Vaterlandes nach den Märkten Borneo's: doch suchen die Küstenbewohner auch sie von allem unmittelbaren Verkehr mit dem Innern auszuschließen. Die Insel ist an allerlei Erzeugnissen reich, die gerade in China sehr gesucht werden; sie bringt die feinen Gewürze hervor, aber der Pfeffer, wovon es mehrere Arten giebt, war immer die vornehmste Handelswaare; man hält ihn für schlech-

Digitized by Google

ter als den javanischen. Der weiße Pfeffer soll nach einer fabelhaften Erzählung der Eingebornen auf eine sonderbare Art entstehen. Ein gewisser Vogel Balari nährt sich von Pfefferkörnern, kann aber nur die Hülse verdauen, den Kern giebt er wieder von sich, und er wird von armen Leuten aus dem Unrath aufgesammelt. Man findet wilden Zimmet, Nüsse, Nägelein, freilich nicht in Menge, vermuthlich weil sie nicht angebaut werden, mehrere Harze, wie Dammer, Gummi Copal, Drachenblut, spanische Röhre oder Rottinge, Sago, Reis, Kokosnüsse, Baumwolle und andere Erzeugnisse, die unter diesem Himmel gedeihen. Der Kampfer ist hier noch besser, als auf Sumatra; er wächst vorzüglich im Gebiet von Paitan an der Nordostseite. Er ist von verschiedener Güte, und kommt in Stücken von der Dicke eines Daumens, und von ganz weißer Farbe bis zu einem bräunlichen Pulver vor; auch gewinnt man aus dem Baum ein Oel von hochgelber Farbe. Es giebt unermeßliche Waldungen, voll hoher Bäume, die sich bis dicht an die Küste erstrecken; die Chinesen bauen auf Borneo Junken, die sie hernach mit großem Gewinn in ihrem Vaterlande verkaufen; in den Forsten wachsen Eben- und Adlerholz, und mehrere andere geschätzte und gesuchte Arten. Die Einwohner verfertigen auch verschiedene Fabrikate aus vegetabilischen Stoffen, Dosen aus Rotting und Blättern, Matten aus Buhri u. s. w. Eßbare Vogelnester, Bezoar, der vorzüglich geschätzte wird, Schildkrötenschaale, Wachs, Trepang und Perlen sind die gesuchtesten Erzeugnisse des Thierreichs; auch Perlen werden besonders an der Nordküste gefunden. Es giebt dreierlei Muscheln, die Perlen enthalten; am reichsten sind die Kapies; fast jede Muschel enthält eine oder mehrere, von klarem Wasser. Die Insel ist überhaupt an Mineralien reich; man findet Quadersteine (an der Nordseite), Eisen und Zinn bei Succadana, doch in keiner solchen Menge, daß sie die Bearbeitung lohnten, Krystall, Mas Urong oder Stahlstein, ein Metall, woraus Knöpfe geschliffen werden, und endlich Gold und Diamanten. Nicht nur die meisten Flüsse führen Gold, sondern es wird auch aus Gruben gewonnen. Es findet sich bisweilen in großen Klumpen von 10 bis 20 Pfunden, aber die Eingebornen scheuen sich, die größern Massen zu sammeln, weil sie diese eben für die Aeltern des Staubgoldes und der kleinen Stücke halten, und fürchten, nichts weiter zu finden, wenn sie sie fortnähmen. Der Gehalt des Goldes ist sehr verschieden, und die Eingebornen selbst bringen es in drei Arten, die Kopf, Fuß und Bauch genannt werden: ein Ausdruck, um die verschiedene Güte einer Sache zu bezeichnen, die in diesen Gegenden sehr allgemein zu seyn scheint. Im Allgemeinen ist es schlecht, und hält gewöhnlich nur 18 bis 19 Karat. Zu Banjermassin zeigt sich das Gold in einer Tiefe von 3 Klaftern: man gräbt, bis man zu einer Kruste kommt, die einem verfaulten Baume gleicht, und durch die ganze Mine läuft; unter derselben liegt das Erz in einer rothen Erde, die durch Wasser abgeschlemmt wird. Diamanten werden bei Ambauwang, im Gebiet von Banjermassin, zu Landak und Pontiana in Menge gefunden. Es ist viele Aufmerksamkeit nöthig, um eine Stelle zu treffen, wo man graben muß. Nach der herrschenden Volksmeinung sehen gewisse Bergbewohner zu bestimmten Tageszeiten den Strahl der Diamanten aus der Erde hervorschimmern; sie zeigen diese Plätze an, und es wird ein Loch gegraben, von einer Ruthe im Umfang; die Minen werden lothrecht angelegt; und sind bisweilen zehn Faden tief, doch stürzen sie oft ein. Auch an den Ufern der Flüsse werden Diamanten gesammelt; aber es ist immer ein sehr mißliches und ungewisses Geschäft. Die ausgegrabene Erde wird gesichtet; finden die Arbeiter Steine, so müssen sie dieselben den königlichen Empfängern gegen einen bestimmten Preis abliefern. Die Steine über 5 Karat sind ohne Ausnahme das Eigenthum des Königs; indessen pflegen die Finder sie bisweilen niederzuschlucken, und so zu verbergen. Es giebt Steine von 30 bis 40 Karat, die aber nicht in den Han-

Digitized by Google

del kommen, sondern bei den vornehmsten Geschlechtern aufbewahrt, auf ihre Nachkommen vererbt oder auch wohl den Töchtern zur Aussteuer gegeben werden: so ist z. B. das Geschlecht der Fürsten von Succadana seit 8 Generationen im Besitz eines sehr großen Diamanten. Die verkäuflichen sind gemeiniglich nur 5 bis 6 Karat schwer; im Orient werden indessen die Rosen- und Tafelsteine fast eben so hoch, als Brillanten, geschätzt. In den Gold- und Diamantgruben arbeiten hauptsächlich Chinesen, die mit den Fürsten, denen die Minen gehören, einen Vertrag schließen; die Eingebornen sind zu faul, um sich dieser beschwerlichen Arbeit zu widmen. Sehr dürftig ist unsere Kenntniß von den Pflanzen und Thieren dieser großen Insel, und was sie nicht etwa mit den besuchteren Gegenden ihrer Nachbarinseln gemein hat, harrt noch fast Alles, wo nicht seines Entdeckers, doch seines Beschreibers. So geben uns die Reisenden, welche von ihren Besuchen an Borneo's Küsten öffentlich erzählt haben, nur Namen und ganz alltägliche Bemerkungen; noch hat kein namhafter Naturforscher diesen Boden betreten. Die Waldungen scheinen vorzüglich reich an Bäumen aus der Gattung des Lorbeers zu seyn. Alle werden sie als ausnehmend hochstämmig, schön belaubt, und frei von Unterholz beschrieben, das Holz selbst in hohem Grade derb und mehr oder weniger wohlriechend. Der Kampherbaum ist unter ihnen wohl bei weitem der wichtigste wegen der hohen Vortrefflichkeit des aus ihm gewonnenen flüchtigen Stoffes, der nach Wurmb nicht weniger als 60 Mal theurer bezahlt wird, als der japanische Kampher. Nahe an 4½ Tausend Pfund werden jährlich davon ausgeführt. Was die Reisenden in zerstreuten Bruchstücken von den Thieren Borneo's erzählen, ist Folgendes: Ihre hochstämmigen Waldungen sind erfüllt mit Affen von mancherlei Art und Größe, die durch ihre Behendigkeit sich den Nachstellungen der Tiger und anderer Raubthiere entziehen, und auf den Aesten der Bäume mit schöngefärbten Papagaien, Tauben und Finken beisammenwohnen. Große Schaaren des sogenannten fliegenden Hundes (der größten aller Fledermäuse) hängen in den Zweigen, und durchflattern in der Dämmerung den Wald nach eben so riesenhaften Motten und Käfern. Auf dem Boden bewegen sich Eidechsen und Schlangen, beide oft von den lebhaftesten Farben und der regelmäßigsten Zeichnung; in den Flüssen und Bächen wimmelt es von Krokodillen. Im Freien trifft man auf große Heerden wilden oder verwilderten Rindviehes in die 30 — 100 Stück, deren oft 20 dicht neben einander weiden, und die ebenen Marschgegenden nach der Küste hin bedecken; zu ihren Trinkplätzen führen gebahnte Wege, wie Fußsteige, auf welchen man ihrer in Menge fangen und erlegen könnte, wenn es Gewinn brächte. Eine interessante Erscheinung sind die auf der Insel Suluh vorkommenden wilden Elephanten. Nach Dalrymple stammen sie von solchen ab, die in ältern Zeiten den hiesigen Fürsten vom festen Lande her zum Geschenk gemacht worden, und die in der Verwilderung sich nun so vermehrt haben, daß die Einwohner nach vollbrachter Reis-Erndte jährlich große Jagden auf sie anstellen, um sie auszurotten. Zwei Arten menschenähnlicher Affen, d. h. solcher, die bei Abwesenheit des Schwanzes, der Backentaschen und Gesäßschwielen, eine ein wenig vorspringende Schnauze haben, wurden längst unterschieden: der ostindische Pongo (oder Jocko, der echte Orang-Utang) und der Schimpanse von der afrikanischen Westküste. Eine dritte Art ist es, die hier in Borneo angetroffen wird, und die zuerst Beekman, nachmals von Wurmb, immer allein an den Pongo denkend, als diesen beschrieben haben. Er unterscheidet sich aber sehr wesentlich von ihm, und steht um ein Bedeutendes weiter vom Menschen ab, denn nach seinem vortretenden Kiefer und den starken Hauzähnen ist er fast schon Pavian, wie besonders aus dem Skelet im Pariser Museum, und an Audeberts Abbildung davon ersichtlich wird. Er mißt ohngefähr 4

Digitized by Google

Fuß; ein fleischiger Klumpen an jeder Wange, und ein kurzer schmaler Nagel am Daumen des Fußes sind seine Hauptmerkmale. Von seiner Lebensart wissen wir wenig mehr, als daß er fertig klettert und springt, überlaut schreit, und sich im Nothfall mit abgebrochenen Baumzacken gegen den Angriff der Jäger muthig zur Wehre setzt. Manchen wichtigen Handelsartikel liefert hier das Meer. Mehrere Arten von Schildkröten werden der Hornplatten wegen gefangen, die ihre Schilder bedecken; aus gewissen Arten Seetang wird durch Verbrennung, Verglasung der Asche, Auslaugung und Einkochung eine Seda bereitet, die in würfelförmigen Stückchen zu Markt kommt, und wegen dieser bequemen Gestalt und des gleichmäßigen Preises als Geld im Umlauf ist. Wichtig sind die Riesenmuschel Manankai, wovon die jüngern eine sehr beliebte Speise, und die größern in ihrer bis zu 300 Pfund schweren Schaale ein vorzügliches Material zum Kalkbrennen geben, ferner die etwa 4 Zoll im Durchmesser haltende Perlen-Auster Kapis, die sehr häufig schöne durchsichtige Perlen von gelblicher Farbe einschließt, und die größere Tipapa-Muschel, von welcher die reichste Bank in der Bai Malluduh entdeckt ist. Zwar ist ihr Fang beschwerlich, wegen der Seegewächse, die hier den Boden bedecken, und zwischen welchen die Taucher sie hervorsuchen müssen, und die wenigsten nur enthalten Perlen; aber dann lohnt auch der Fund einer einzigen wegen der Größe und vorzüglichen Rundung und Reinheit die lange vergeblich angewendete Mühe. Unsere Nachrichten über die Einwohner dieses großen Eilandes sind sehr unvollkommen. Alles, was von diesen Völkern gemeldet wird, stimmt im Ganzen überein, und nur zufällige Umstände scheinen einige Verschiedenheiten und Abweichungen hervorgebracht zu haben. An Gestalt, Beweglichkeit, Farbe und Sitten gleichen alle diese Stämme einander. Die Badschos (Ureinwohner) sind stark, groß und wohlgebildet, und ihre Weiber sollen schön und weiß seyn; sie gehen fast nackt, sind gewohnt, den Körper blau zu bemalen. Von Jugend auf bohren sie Löcher in die weichen Theile des Ohrs und stecken große Pflöcke hinein, die sie beständig hinabziehen; die Ohrlappen werden dadurch zuletzt so groß, daß sie bis auf die Schultern hinabhangen. Die Vornehmen belegen, nach einer auf Java herrschenden Sitte, die Zähne mit Goldblättchen; Beekman behauptet sogar, daß sie die Zähne ausreißen, und durch goldne ersetzen; aber diese Angabe gründet sich wohl auf ein Mißverständniß des erwähnten Gebrauchs. Bisweilen schmücken sie sich auch mit aufgereihten Tiegerzähnen, die um Nacken und Körper getragen werden. Sie wohnen Familienweise in großen Hütten aus Brettern. Ihre Nahrung besteht in Früchten und Fleisch; sie ziehen Schweine, und essen Schweinfleisch, auch Krokodille werden verzehrt, und das Fett wird in Bambusröhren aufbewahrt; die Idahns sollen auch einigen Feldbau treiben. An der Küste machen sie ein Bittersalz aus der Asche verschiedener Seegewächse, das in viereckigte Stücke geformt wird, und zugleich, wie in Abyssinien, als Scheidemünze dient. Die Badschos lieben Tabak und starke Getränke. Vielweiberei findet unter diesen Stämmen nicht Statt; allein daß auch das andere Geschlecht zurückgesetzt wird, beweist die Gewohnheit, deren bereits die Alten bei mehreren Völkern erwähnen, daß der Mann nach der Niederkunft seiner Frau sich im Wochenbette gütlich thut und pflegen läßt. Die Idahns glauben, daß das Paradies auf dem Gipfel des Gebirgs Kinnieh Balluh liege, aber von einem feurigen Hunde bewacht werde, der sich alle Jungfrauen als seine Beute zueigne, Frauenzimmer aber, die mit Männern einen vertrauten Umgang gehabt haben, gehen lasse; hieraus entsteht eine große Nachsicht gegen die Fehltritte der Töchter, so lange sie noch nicht verheirathet sind. Ertappt der Mann seine Frau auf dem Ehebruch, so wird sie gescholten oder höchstens mit Schlägen gezüchtigt; der beleidigte Gatte rächt sich nicht an dem Ehebrecher, sondern sucht einige Sklaven desselben zu tödten. Kein Jüngling kann Anspruch auf

Digitized by Google

die Hand eines Mädchens machen, wenn er nicht eher einem Feinde den Kopf abgeschlagen hat; ähnliche Beweise der Männlichkeit werden auch bei andern Völkern gefodert, z. B. den Arabern in Nedsjad. Der Bräutigam, der die erste Bedingung erfüllt hat, macht der Geliebten einige Geschenke. Am Hochzeittage veranstalten der Jüngling nnd das Mädchen in ihren Häusern besondere Feste, dann wird der erste in das Haus der Braut geführt; an der Thüre bestreicht ihn ein Freund mit dem Blut eines Hahns, und die Schöne mit dem Blut eines Huhns; die Verlobten reichen sich darauf die blutigen Hände, aber wenn das Blut zu weit umherspritzt, wird es für ein böses Zeichen angesehen, von nun an bleiben sie zusammen, und halten ein neues Mahl. Ein Mann, der seine Frau verloren hat, kann nicht zu einer zweiten Ehe schreiten, bis er abermals einem Feinde den Kopf abgehauen hat. Die Bewohner Borneo's sind, ihrer Blutgierde wegen, längst verrufen; sie ziehen ordentlich aus, um Köpfe abzuhauen, und lauern heimlich auf die Küstenbewohner. Palm sah in einem Hause, das er auf seiner Reise betrat, fast vor jedem Gemach einen Menschenkopf; einige schienen erst wenige Tage alt, und ein abscheulicher Geruch verbreitete sich von diesen gräßlichen Trophäen über das ganze Dorf. Ein heimgebrachter Kopf erregt die Freude des ganzen Dorfs; der Sieger wird von allen Seiten mit Geschenken überhäuft, und gleichsam im Triumph eingeführt, den abgeschlagenen Köpfen wird Speise in den Mund gestopft, und Getränke hineingegossen, und dann werden sie an der Decke aufgehangen. Bei der Verbrennung der Todten wird auch immer ein Sklave enthauptet, um dem Verstorbenen in der andern Welt zu dienen; dem unglücklichen Schlachtopfer wird vorher noch sehr dringend eingeprägt, ja recht aufmerksam auf die Wünsche und Bedürfnisse seines Herrn zu seyn. Die Asche wird nebst dem Kopf des Sklaven in einem Grabgebäude, oder einem kleinen Häuschen beigesetzt. Von den übrigen religiösen Vorstellungen dieser Völker fehlen alle Nachrichten. Ihr Gott heißt Dewatta, ein Name, der an Indien erinnert. Eide und Versprechungen halten die Idahns mit großer Pünktlichkeit. Sie haben vergiftete Pfeile, das Gift besteht in dem Saft eines Baumes, und heißt Jupuh; die Pfeile sind klein, und werden durch ein Blaserohr abgeschossen; wer davon getroffen wird, stirbt sogleich. Die Zahl der Krieger, die gemeinschaftlich ausziehen, bestimmen sie auf eine besondere Weise; jeder giebt mit einer Streitaxt einem großen Baum einen Schlag, bis er umfällt, dann zählen sie eins; die folgenden nehmen einen neuen Baum, und verfahren eben so, bis endlich alle vorüber sind. Noch lebt an den Küsten von Borneo ein sonderbares Volk, das auch Badschos genannt wird, aber offenbar von jenem einheimischen Stamm ganz verschieden ist; es sind wandernde Schiffer oder, wie Leyden sie nennt, Wasserzigeuner, die in kleinen bedeckten Booten, oder auch in Häusern dicht an der See, oder den Mündungen der Flüsse leben; sie verlassen die Küsten, wo eine unfreundliche Witterung eintritt. Sie machen Salz, und bei Passir fangen sie in Handnetzen, die sie durch den Moder ziehen, kleine Krabben; sie zerstoßen sie in einem Mörser zu einem starkriechenden Teig oder Brei, Blatschong, der in ganz Indien sehr beliebt ist. Ursprünglich sollen sie Malayen seyn, und aus Dschohor am östlichen Eingang der Straße von Malakka stammen. Hier wurde einmal ein Fest gefeiert, zu welchem sich eine große Menschenmenge auf Booten versammelt hatte, die vor dem Fahrzeug, auf welchem sich der König befand, befestigt waren, aber ein Sturm erhob sich vom Lande her, und trieb sie quer über die See nach der Küste von Borneo. Zum Andenken dieses Unglücks sollen sie sich noch jährlich an dem Tage, wo es geschah, in der See baden. Sie haben eine eigene Sprache. Leyden findet einige Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Bewohnern der Maldiven. Diese sind gewohnt, kleine Barken mit Gummi, Weihrauch, Blumen und wohlriechendem Holz angefüllt, als Opfer für den Gott der Winde den Fluthen Preis zu geben. Bisweilen wird auch einem

Digitized by Google

Geist, den sie den König der See nennen, ein ähnliches Opfer geweiht. Auch die Badschos suchen sich auf diese Weise zu entsündigen. Sie schicken ein kleines Fahrzeug als ein Weihgeschenk ins Wasser, das alle Sünden und Uebel des Volks mit sich führen soll; sie glauben, daß alles Unglück, das in der Barke zusammengedrängt ist, die Schiffer befällt, die ihr zuerst begegnen. Von diesen Stämmen sind die Küstenbewohner freilich auffallend verschieden, und doch scheint es, daß sie ursprünglich zusammengehören. Das Eigenthümliche in ihrer Bildung, Sprache und Sitte erklärt sich theils durch den Islam, den sie angenommen haben, theils durch die Vermischung mit andern Völkern, Javanern, Malayen, Chinesen u. s. w. Sie sind von mittlerer Größe, von gutem Gliederbau; ihr Haar ist lang und schwarz, ihre Gesichtsfarbe etwas dunkler, als die der Mulatten. Ihre große Schwäche ist wohl Folge ihrer schlechten Nahrung, die meist in Reis, Salz und Fischen, die im größten Ueberfluß vorhanden sind, besteht, und ihrer unthätigen Lebensart. Wegen der sumpfigen Beschaffenheit des Landes haben sie keine Gelegenheit zu gehen, sondern sie sitzen beständig in ihren Booten oder Häusern; nur die äußerste Noth veranlaßt sie zu einem Gange, oder einer andern Bewegung. Die Weiber sind klein, aber wohl gebaut, und übertreffen an Schönheit der Farbe und Züge weit die Männer; sie gehen gerade, treten fest, und setzen die Zehen auswärts, gegen die Sitte anderer orientalischen Völker; wahrscheinlich sind sie hiezu gezwungen durch die Nothwendigkeit, auf den Balken und Hölzern zu gehen, die vor den Thüren von Haus zu Haus liegen. Die Weiber werden gekauft, und die Hochzeit wird mit vielen Feierlichkeiten begangen. Die Mädchen sind schon im 8ten oder 11ten Jahr mannbar, allein die Fruchtbarkeit hört auch schon im 20sten oder 25sten auf. Die Küstenbewohner sind ruhig und friedfertig, und nur gereizt erwacht der Trieb der Rache in ihnen mit unwiderstehlicher Gewalt; dem Betruge sollen sie selbst unter einander ergeben seyn. Sie sind in Schnitzarbeiten geschickt, haben indeß keine eigenen Handwerker, außer Zimmerleuten und Goldschmieden. Die Vornehmen haben Vieles von den Sitten und Gebräuchen der Malayen und Javaner angenommen; sie rauchen Tabak, und sind große Liebhaber des Opiums. Sie sind eifrige Muhamedaner; Beekman und seine Gefährten, denen die beständigen Besuche der Eingebornen selbst, während sie bei Tische saßen, höchst lästig waren, wurden plötzlich von ihren, zudringlichen Gästen befreit, als einmal ein abgebratener Schweinskopf aufgetragen ward. Es ist eine Vorstellung, die sich bei den verschiedenen Völkern findet daß die Sonne und der Mond bei den Finsternissen in Gefahr sind, von grausamen Thieren oder Ungeheuern verschlungen zu werden. Die Neger, die Araber, selbst die alten germanischen Völker, wie die Indier, erklärten sich diese Naturerscheinungen auf diese Art; daher suchen sie durch einen schrecklichen Lärm, den sie auf alle Weise erheben, jene Verfolger zu verscheuchen. Auf diese Meinung bezieht sich ein artiges kleines Sanskritlied eines Liebhabers an seine Gebieterin, die von ihrer Terrasse einer Mondfinsterniß zusieht:

Schnell hinein und weile nicht,
O verhüll' dein hold Gesicht;
Die Gefahr des Sterns dort oben
Vor dem Unthier ist verschoben:
Die du ohne Flecken bist,
Scheue seine Kraft und List;
Schlechtre Beute wird es sparen,
Und für dich, die heller ist,
Läßt den trübern Mond es fahren.

Diesen allgemeinen Glauben theilen auch die Küstenbewohner Borneo's; ein böser Geist, glauben sie, suche den Mond zu verschlingen, und sie bemühen sich, ihn durch ein entsetzliches Geschrei, durch einen unaufhörlichen Lärm und Rasseln auf ihren musikalischen Instrumenten zu vertreiben.

Digitized by Google

Bornholm, eine felsige Insel in der Ostsee, zum dänischen Stifte Seeland gehörig. Unweit der Insel, gegen die pommersche Küste hin, ward die norwegische Flotte unter dem König Olof Trygwäson von der dänischen unter dem König Swen I., und der schwedischen Flotte unter dem König Olof Skautkonung geschlagen, im Jahre 1000.

Borkum, eine Insel von 3 M. im Umfange, in der Nordsee, zum hannöverischen Fürstenthum Ostfriesland gehörig, 4 M. von der Küste, zwischen den Mündungen der Oster- und Avester-Ems Sie hat ein Dorf mit 500 Einw. welche häufig als Commandeurs niederländischer und hamburgischer Schiffe nach dem Wallfischfang, auch nach der Nord- und Ostsee, so wie nach der Levante ziehen; sonst leben sie vom Acker- und Gartenbau und der Viehzucht. Auch gehört ihnen ein Drittel des Geretteten aus den gescheiterten Schiffen. Der dortige 150 Fuß hohe Leuchtthurm verbrauchte ehemals 730.000 Pfund Steinkohlen jährlich, jetzt ist auf demselben eine englische Lampenbeleuchtung mit parabolischen Reflektoren angebracht. Auch dient dieser Thurm mit seinen Kaapen als Tagssignal zur Einfahrt in die Ems.

Bornirt (beschränkt) ist derjenige, dessen Talente zu keinem großen Gebrauche (vornehmlich dem intensiven) zulangen. Der Fehler des Bornirten oder Beschränkten besteht darin, daß der Umfang und der Grad seines Erkenntnißvermögens sehr klein, und er daher keiner erweiterten Erkenntniß fähig ist. Unter erweiterter Erkenntniß ist aber nicht bloß eine Erkenntniß von großem Umfange zu verstehen; denn diese zu erlangen, dazu gehört nur ein extensiver Gebrauch gewisser Erkenntnißvermögen, z. B. des Gedächtnisses, sondern unter einer erweiterten Erkenntniß ist auch, und hauptsächlich diejenige zu verstehen, die aus einem glücklichen Gebrauch der eigenen Urtheilskraft entspringt, z. B. eigene Ueberzeugung von Dem, was man erkennt, und nicht bloße Nachbeterei desselben; eigene Anwendungen dieser Ueberzeugung auf andere Gegenstände u. s. w. Ein bornirter Kopf kann also eine Menge Dinge im Gedächtnisse haben; aber er kann sie nicht brauchen, als höchstens dazu, sie Andern wieder so mitzutheilen, wie er sie empfangen hat. Er selbst sieht nicht nur durch die Brille einer fremden Urtheilskraft, sondern er versteht auch nicht einmal, diese Brille gehörig zu gebrauchen.

Borodino, ein Dorf am linken Ufer der Kologa, zwei Meilen westlich von Mozaisk, an der Moskwa. 200.000 Franzosen und Rheinbündner unter Napoleon schlugen hier 155.000 Russen (darunter 30.000 Kosacken und Baschkiren) unter Kutusow, den 7. Sept. 1812. Die Kologa fließt nordostwärts, und fällt eine Meile nördlich von Borodino in die Moskwa. Die Hauptstraße von Smolensk nach Moskwa geht durch Borodino, und schneidet hier die Kologa; eine Meile weiter südlich geht die alte Straße nach Moskwa durch Wälder. Die russische Stellung zog sich rechts der Kologa, südwärts über die Hauptstraße bis zur alten Straße. Ihr rechter Flügel, welcher sich bis nahe an die Moskwa ausdehnte unter Barklai de Tolly, war durch Verschanzung und Batterien gedeckt; die Mitte, südlich von der großen Straße, Borodino gegenüber, unter Beningsen, war ebenfalls durch starke Batterien gedeckt, und vor derselben Borodino stark besetzt; der linke Flügel unter Bagration zog sich weiter südwärts bis an die alte Straße, und hatte mehrere Schanzen vor sich. Das Schlachtfeld ist ziemlich frei, von mehreren Bachthälern durchschnitten, und mit vielen hügligen Erhebungen des Boden-. Napoleon hielt seinen linken Flügel zurück, und richtete die Hauptangriffe auf den linken Flügel und die Mitte der Russen. Bald waren das Dorf Borodino und die Schanzen vor dem russischen linken Flügel genommen, aber die Angriffe auf die starken Batterien vor der Mitte der Russen mißlangen. Durch einen zweiten Angriff, welcher zugleich von vorn und von der linken Seite ausgeführt ward, wurden diese Batterien endlich genommen, und die

Digitized by Google

Mitte der Russen geworfen. Gleichzeitig ward der ganze linke Flügel derselben in das Holz zurückgeworfen, durch welches die alte Straße nach Mostwa geht. Am Abend und in der Nacht zog sich die ganze russische Armee zurück, mit einem Verlust von 8.000 Todten, 18.000 Verwundeten, 4.000 Gefangenen, unter den Todten befand sich Bagration. Napoleon's Armee verlor 28.000 Todte und Verwundete, meist Deutsche, unter den Todten waren Montbrün und Caulincourt.

Boron. Boracium. Dieser Körper, welcher das brennbare Radikal der Borarsäure ausmacht, wurde in England von Davy, in Frankreich von Thenard und Gay-Lussac entdeckt. Man erhält ihn auf die Weise, daß man geschmolzene Borarsäure mit gleichen Gewichttheilen Kalium in einem verschlossenen Glasgefäße erhitzt, wobei das Kalium mit dem Sauerstoffe der Borarsäure Kali bildet, und das Boron frei dargestellt wird. Die Reduktion erfolgt mit großer Heftigkeit, und mit Erscheinung von Feuer. Man erhält eine graue erdartige Masse, die aus Kali, borarsaurem Kali, und Boron zusammen gemengt ist. Wasser zieht die beiden ersteren aus, und läßt das Boron ungelöst zurück, was nun gewaschen und getrocknet wird. Das Boron ist in dieser Gestalt eine pulverige, sehr dunkel olivenfarbige Masse; das Pulver ist nicht hart, ritzt das Glas nicht, und ist kein Leiter für Elektricität. Es wird bei höherer Temperatur im luftleeren Raume oder im Wasserstoffgase weiter nicht verändert, außer daß es dunkler von Farbe wird, und zusammenschrumpft, ohne zu schmelzen, oder sich zu verflüchtigen. Dabei vermehrt sich jedoch dessen eigenthümliches Gewicht, indem es nachher in koncentrirter Schwefelsäure untersinkt, was es vorher nicht thut. In der atmosphärischen Luft entzündet es sich bei einer Temperatur, die etwas unter der Siedehitze des Baumöls ist; es brennt mit rother Flamme, und knistert wie Kohlenpulver. In Sauerstoffgas brennt es mit noch größerer Lebhaftigkeit; kann aber nie auf Einmal verbrennen, weil die sich bildende Säure, welche feuerbeständig ist, zurückbleibt, den noch unverbrannten Theil des Borons umgiebt, und von der Berührung der Luft ausschließt. Um es vollständig zu verbrennen, muß man daher die erzeugte Borarsäure mitunter mit Wasser abwaschen. Das Boron oxydirt sich nicht beim Kochen im Wasser; allein die Salpetersäure löst es mit Entwickelung von oxydirtem Stickgas auf, und verwandelt es in Borarsäure. Das Boron kann mit Schwefel zu einer olivengrünen Masse zusammengeschmolzen werden, und verbindet sich schwer mit dem Phosphor. Man hat angenommen, daß es Boron Wasserstoffgas gebe; allein dessen Existenz ist noch zweifelhaft. Es löst sich weder in Alkohol oder Aether, noch in flüchtigen oder fetten Oelen.

Borrichius (Olaus), einer der gelehrtesten Männer des 17ten Jahrh., geb. zu Borchen in Holstein den 7ten April 1621, war eine Zeitlang Professer der Philologie, Philosophie, Chemie und Botanik zu Copenhagen, durchreiste Deutschland, die Niederlande, England, Frankreich und Italien, verwaltete dann seine akademischen Lehrämter von 1666 bis an seinen Tod den 3ten Octbr. 1690, mit großem Ruhm, und hinterließ ein schönes Vermächtniß von 36.000 Thlr. für dürftige Studirende, zu deren Gebrauch er auch seine schätzbare Bücherssammlung und Karten ꝛc. bestimmte. Die schätzbarsten seiner hinterlassenen Schriften sind: De poetis graecis et latinis. Antiquae Romae imago. Docimasia metallica. Cogitationes de variis linguae latinae aetatibus. De Causis diversitatis linguarum, welche alle zu Copenhagen von 1668 — 1680 erschienen.

Borromäische Inseln. Es sind deren vier: Isola bella, Isola Madra, Isolina und Isola dei Pescatori; sie liegen in einem westlichen Busen des Lago maggiore, und die beiden ersten sind die bedeutendsten. Die Isola bella ist durch Kunst terrassenförmig angelegt, und in

Digitized by Google

einen Garten, von Orangen, Granaten und Myrten verwandelt; ein prächtiges, aber geschmackloses Schloß ziert diese Insel. Die mehr in der Mitte des Sees gelegene, einfacher angelegte, Isola Madra, wird daselbst von Vielen vorgezogen. Ehedem waren diese Inseln nackte Felsen. Einer aus der Familie Borromeo, wovon sie auch den Namen führen, ließ 1671 Gartenerde dort auffahren und Terrassen aufmauern; Orangen- und Limoniengärten, Cypressen, Lorbeern, Castanien und Myrten prangen hier im schönsten Flore, und setzen diese Inseln unter die reizendsten Partien Italiens.

Borromäo, (Carl), aus der alten mailändischen gräflichen Familie dieses Namens, geb. 1538 zu Arona am Lago maggiore. Er war der Sohn des Grafen Gibert Borromäo, und der Margaretha von Medicis, trefflicher, mit allen Gaben des Geistes und des Herzens reich ausgestatteter Eltern. Carl widmete sich von der frühsten Jugend an dem einsamen Leben und den Wissenschaften. Sein Oheim von mütterlicher Seite, Pius IV., berief ihn zu sich, und erhob ihn, da er den Kreis der geistlichen Aemter schnell durchlaufen hatte, zum Cardinal und Erzbischof von Mailand. Carl war erst 22 Jahre alt; allein, was ihn frühe zum Manne reifte, war im Vereine mit tiefer Herzensandacht der von ihm befolgte Grundsatz:

Streng in der eigenen Brust, langmüthig dem Wahn und dem Undank.

Er leitete die Angelegenheiten der Kirche mit einer Umsicht, als wenn er schon Jahre lang regiert hätte. Um die Römer, welche in der Unwissenheit und Trägheit versunken waren, geistig anzuregen, errichtete er erst eine Akademie, welche aus Geistlichen und Weltlichen bestand, die sein Beispiel und seine Freigebigkeit zum wissenschaftlichen Forschen und zur Ausübung der Tugend beseelte. Allein im Schooße eines üppigen Hofes, umgeben von dem verführerischen Beispiel der Pracht und des Glanzes, ließ sich der junge Cardinal vom Strome fortreißen. Er schmückte seine Gemächer mit prunkvollem Hausrath, und hatte ausgezeichnete Wagen und Pferde. Er führte eine üppige Tafel; sein Haus war stets mit Edelleuten und Gelehrten angefüllt. Sein Oheim, den dieses Hochleben entzückte, unterstützte ihn reichlich, um es fortzusetzen. In kurzer Zeit war er Großpönitentiar von Rom, Erzpriester von Santa Maria Maggiore, Beschützer mehrerer Kronen, und verschiedener geistlicher und Militär-Orden, Legat von Bologna, la Romagna und der Mark Ankona. Gerade jetzt wurde die Kirchenversammlung zu Trient gehalten. Man sprach Vieles von Verbesserung der Geistlichkeit und Kirchenzucht. Carl war der Erste, der mit der Verbesserung an sich begann. Er entließ seine zahlreiche Dienerschaft, entfernte die Seide aus seinen Kleidern, und nahm wöchentlich einmal nichts als Wasser und Brod zu sich. Bald schrieb er wichtigere Dinge vor. Er hielt Versammlungen, um die Beschlüsse der zum Theil durch seine Sorgfalt beendeten Trienter Kirchenversammlung zu bestätigen. Aus seinem Hause machte er ein Seminarium für Bischöfe; er errichtete Collegien, gemeinschaftliches Leben, erneuerte die Geistlichkeit und die Klöster, öffnete Zufluchtsstätten für die Arme und Waisen, für Mädchen, welche dem Sittenverderbniß ausgesetzt waren, oder die von ihren Verirrungen zu Gott zurückkehren wollten. Allein von allen diesen Anstalten war diejenige, welche die köstlichsten und reichsten Früchte trug, die bischöflichen Seminarien, deren Grundgesetze allen, die später noch gegründet wurden, zur Richtschnur dienten. Carl's Feuereifer war ein Gegenstand der Freude für die Guten; allein ein Dorn im Auge der Bösen. Der Orden der Demüthigen, den er verbessern wollte, reizte gegen ihn den Bruder Farina, ein verabscheuungswürdiges Mitglied dieser Gesellschaft. Dieser Unselige, so erzählt Borromäo's Lebensbeschreiber, lauerte an dem Eingang der Kapelle des bischöflichen Pallastes den 20ten Okt. 1569 zu der Zeit, wo der Heilige mit seinem ganzen Hause das Abendgebet zu verrichten pflegte. Der

Digitized by Google

Vers: Non turbetur cor vestrum, neque formidet, wurde eben vorgesungen. Der Prälat lag auf den Knien vor dem Altare. Der Mörder, der nur 5 — 6 Schritte von ihm entfernt war, drückt eine mit einer Kugel geladene Büchse auf ihn ab. Bei dem Donner der mörderischen Waffe verstummt der Gesang, und die Bestürzung wird allgemein. Ohne seinen Platz zu verändern, giebt Carl Allen das Zeichen, wieder niederzuknien, und er endete das Gebet mit so viel Ruhe, als wenn sich nichts ereignet hätte. Im Glauben, er sey tödtlich verwundet, erhebt der Heilige Hände und Blicke zum Himmel, um das Opfer seines Lebens darzubringen; allein als er nach dem Gebete aufgestanden war, fand er die Kugel, die man ihm in den Rükken geschossen hatte, zu seinen Füßen liegen; sie hatte nur sein Chorhemd geschwärzt. — Obgleich Carl um Gnade für den Mörder bat, so entging dieser doch der gerechten Strafe nicht, und der Orden wurde aufgehoben. Er war bei Pest und Theurung im eigentlichen Sinne des Wortes Vater und Hirt seines Sprengels. Er hat Vieles über Dogmatik und Moral geschrieben. Seine Acta ecclesiae Mediolanensis, Mediol. 1599, werden sehr gesucht. Paul V. kanonisirte ihn im J. 1610.

Borysthenes, der alte Name des fischreichen Dnepr (Dnieper), der 20 Meilen oberhalb Smolensk bei Dneprowo am alanischen Gebirge aus einem Sumpfe entspringt, und zwischen Cherson und Oczakow ins schwarze Meer, oder mit dem Bog zugleich in den breiten Busen Liman fällt. Seit 1793 ist Rußland Herr vom ganzen Laufe dieses, seiner vielen Inseln und 13 Wasserfälle wegen, nicht überall schiffbaren Flusses. Er nimmt außer andern Flüssen auch die Beresina auf. Sein Lauf beträgt 200 Meilen. An seiner Mündung liegen die Festungen Kinburn und Oczakow.

Boscan (Juan Almogaver), der mit seinem Freunde Garcilaso de la Vega den italienischen Styl in die kastilianische Poesie einführte, war gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu Barcelona geboren. Seine Familie gehörte zu den Patriciern in Barcelona, die gleichen Rang mit dem Adel hatten. Liberal erzogen, und begütert genug, um ganz und ohne Nebenabsicht seiner Neigung zu literarischen Studien folgen zu können, soll Boscan gleichwohl in seiner Jugend auf kurze Zeit sich als Kriegsmann versucht haben. Dann soll er auf Reisen gegangen seyn. Welche Länder er besuchte, melden die Literatoren nicht. Kastilianische Verse machte er schon in seiner Jugend, aber ganz im Styl der alten Lieder, den seit Juan de Mena's Zeit Niemand zu vervollkommnen für nöthig erachtet hatte. Erst im J. 1526, nachdem Boscan schon als Weltmann sich an den Hof des Kaisers Carl V. geschlossen, und als glücklicher Ehemann sich wieder in seiner Vaterstadt niedergelassen hatte, wurde er durch einen Italiener ermuntert, die italienischen Vers- und Dichtungsarten in kastilianischer Sprache nachzuahmen. In Granada, wo damals der Kaiser einige Zeit verweilte, befand sich unter dem kaiserlichen Gefolge der venezianische Gesandte, Andrea Navagero, ein Mann von vielen literarischen und historischen Kenntnissen, der auch Sonette und Canzonen, wie damals fast jeder gebildete Kopf in Italien, mit machte. Boscan wurde mit Navagero vertraut. Von ihm ästhetisch aufgeklärt, sah er die italienische und auch die alte lateinische Poesie in einem neuen Lichte. Mit einem petrarchischen Sonett verglichen, mußten ihm nun die gothischen Auswüchse der spanischen Lieder, mit denen die Nation zufrieden war, wenn gleich nicht so barbarisch, wie dem Italiener, doch etwas geschmacklos vorkommen. Ermuntert von Navagero trat er als Reformator der lyrischen Poesie seiner Nation mit Sonetten im petrarchischen Styl auf. Die metrische Form der Sonette war längst bekannt in Spanien. Aber der Geist der kastilianischen Poesie hatte sich gegen diese Form gesträubt; und für petrarchische Correktheit und Grazie hatte der Spanier noch wenig Sinn. Boscan

Digitized by Google

erhob sich über seine Nation, indem er empfand, daß die kastilianische Poesie von einem neuen Geiste durchdrungen werden müßte, wenn ihr die italienischen Formen natürlich werden sollten. Gleiche Gedanken hegte mit ihm sein Freund Garsilaso de la Vega. Aber eine Menge Stimmen erhoben sich laut gegen die Reformatoren. Er wurde, wie er selbst erzählt, durch diesen lauten Widerspruch veranlaßt, noch ein Mal ernstlich über sein Vorhaben nachzudenken. Aber er überzeugte sich bald von der Nichtigkeit der Gründe, mit denen man ihn angriff. Er ging seinen Gang fort; und seine Partei vergrößerte sich so, daß sie bald, zwar nicht im großen Publikum, aber doch in der feinern Welt, die herrschende wurde. Den größten Theil seines reifen Alters brachte er in seiner Vaterstadt Barcelona, oder in der Nachbarschaft auf dem Lande zu. Sein urbaner Ton und seine mannigfaltigen Kenntnisse empfahlen ihn der Familie Alba, die schon damals eine der glänzendsten unter den kastilianischen Magnaten war, und der von dieser Zeit an fortwährend von den spanischen Dichtern gehuldigt wurde. Boscan war sogar einige Zeit Oberhofmeister des jungen Fernando de Alba, der in der Folge der Schrecken aller Feinde der spanischen Monarchie wurde. Er scheint sich aber von diesem Posten bald zurückgezogen zu haben, um sein Leben zwischen der Einsamkeit und dem Umgange mit verständigen Freunden zu theilen. Das Jahr seines Todes ist nicht genau bekannt. Man weiß nur, daß er vor dem Jahre 1544 starb. Eine Sammlung seiner Gedichte, denen er die seines Freundes Garcilaso beifügte, besorgte er noch selbst; aber sie wurden erst nach seinem Tode gedruckt. Die Jugendgedichte Boscan's, die nachher das erste Buch seiner poetischen Werke wurden, unterscheiden sich von den ähnlichen, die im allgemeinen Liederbuche gesammelt sind, kaum durch einen Zug von merklicher Feinheit oder Correktheit. Das jüngste unter ihnen, das Meer der Liebe (Mar de amor), kündigt schon durch seinen Titel den alten spanischen Ueberschwung der Phantasie an; und man darf nur die ersten Strophen lesen, um sich ganz in der alten spanischen Liederwelt einheimisch zu fühlen. Nur auf Verlangen seines Freundes Garcilaso de la Vega, dem diese Gedichte, wie er sagt, als artige Kinder gefielen, unterdrückte sie Boscan nicht ganz. Das zweite Buch der Gedichte Boscan's enthält Sonette und Canzonen im italienischen Styl. Sie verrathen alle mehr oder weniger den Zögling der petrarchischen Schule; aber der spanische Geist scheint überall durch. Die Sprache, so glücklich auch ihre Präcision der petrarchischen nachgebildet ist, hat doch nur selten die zarte Melodie ihres Vorbildes. In der Schattirung der Empfindungen sind die Farben stärker aufgetragen, als es sich die italienischen Petrarchisten des sechszehnten Jahrhunderts zu erlauben pflegten. Leidenschaftliche Heftigkeit, die unser Mitgefühl eben deswegen weniger fesselt, als sanfte Schwärmerei, weil sie es härter in Anspruch nimmt, unterscheidet die Sonette und Canzonen Boscan's auffallend von den petrarchischen. Aber gerade an diesen Zügen erkennt man den Spanier. Es war nicht individuelles Gefühl, was Boscan's Sonetten und Canzonen einen Theil der italienischen Weisheit entzog; denn Boscan war, wie seine Lebensgeschichte und mehr als eins seiner übrigen Gedichte beweisen, ein Mann von sehr milder Sinnesart; aber die Sprache der Liebe mußte glühen und stürmen, wenn sie dem Spanier natürlich und wahr scheinen sollte, und doch mußte die Vernunft mitten unter den Stürmen der Leidenschaft nach spanischer Empfindungsart das große Wort führen, um durch ihre Ohnmacht die Stärke der Leidenschaft zu bewähren, und zugleich der lyrischen Dichtung einen moralischen Ernst zu geben, nach welchem der Italiener in solchen Fällen gar nicht verlangte. Aber so weit es der spanische Karakter erlaubte, traf Boscan

Digitized by Google

den Ton der petrarchischen Schwärmerei sehr glücklich; und im Ausdruck der zärtlichen Sehnsucht übertrifft er zuweilen den Petrarch. Den größten Theil des dritten Buchs dieser Gedichte nimmt eine paraphrasirende Uebersezung der griechischen, dem Musäus gewöhnlich zugeschriebenen, Erzählung Hero und Leander ein. Auch so etwas existirte vorher nicht in spanischer Sprache. Die Sprache dieser Erzählung ist so rein und gebildet, die Versifikation so natürlich, und der Erzählungston so sanft und feierlich zugleich, daß man selbst die Geschwätzigkeit, die aus der romantischen Poesie in diese freie Uebersetzung übergegangen ist, sich gern gefallen läßt. Auf dieses Gedicht folgen ein so genanntes Capitel im italienischen Styl, und ein Paar poetische Episteln in Terzinen. Das sogenannte Capitel ist eine Elegie der Liebe; reich an lieblichen Gedanken und Bildern; aber im Ganzen gedehnt, wie fast alle ähnliche Gedichte der Italiener; und dazu, voll echt spanischer Stürme der verliebten Verzweiflung. Unter den Episteln ist die vorzüglichste die Antwort an Diego de Mendoza. Mit diesem ersten klassischen Epistelndichter der Spanier wetteiferte Boscan in der Nachahmung der horazischen Epistel. Aber auch Tibull's elegische Darstellungen schwebten ihm zu gleicher Zeit vor. So wurde in seiner Antwort an Diego de Mendoza die Beschreibung des häuslichen Lebens auf dem Lande, mit den sanftesten Reizen der Phantasie geschmückt, fast noch anziehender, als die moralischen Reflexionen, die übrigens anspruchslos und edel, und ganz im Geiste der wahren didaktischen Poesie ausgedrückt sind, in demselben Gedichte. Den Beschluß der poetischen Werke des Boscan's macht ein erzählendes Gedicht in Stanzen nach der italienischen Form. Es sollte ein romantisches Gemälde von größerem Umfange, als ein Sonett oder eine Canzone, seyn, und den Reiz einer Beschreibung im italienischen Styl den Spaniern in ihrer Sprache empfindbar machen. Zum Bewundern ist die Leichtigkeit und Anmuth, mit der Boscan diese Absicht erreicht hat. Die Beschreibungen sind so lebendig, und die ganze Manier, nur die Versifikation nicht immer mit eingeschlossen, so reizend, daß man auch für die Dehnung einzelner Partien durch die glückliche Ausführung des Ganzen hinlänglich entschädigt wird. Und so wie die Beschreibungen in diesem Gedichte nur ein leichtes Spiel der Phantasie sind, so schweben auch die lyrischen und romantisch-didaktischen Stellen, wie in den Lüften. Das Ganze ist in seiner Art von keinem der späteren spanischen Dichter übertroffen worden. Wenn man alle poetischen Verdienste Boscan's zusammenfaßt, so kann man ihm den Namen des klassischen Dichters der Spanier nicht versagen. Seine Sprache ist in einzelnen Ausdrücken veraltet; aber im Ganzen für die folgenden Jahrhunderte musterhaft geblieben. Simplicität und Würde in diesem Grad mit poetischer Wahrheit und Innigkeit in einer korrekten Form zu vereinigen, hatte vor ihm kein spanischer Dichter vermocht.

Bosch, Boß, oder Boschi (Jeremias), geb. zu Herzogenbusch 1450, war einer der ersten Oelmaler; aber seine Drapperien und Umrisse sind nicht so schneidend und eckig, wie man sie bei seinen Zeitgenossen antrifft. Er hatte einen sonderbaren Hang zu abenteuerlichen Vorstellungen, wilden Traumgestalten, und Bildern des Ungewöhnlichen. Er malte daher am liebsten die Versuchungen der Heiligen durch scheußliche Dämonen, und die Marter der Verdammten in den Flammen der Hölle, u. dgl. Doch hat er auch Gemälde aus der Leidensgeschichte Christi verfertigt. Er starb 1500.

Boscoli (Peter Paul). Sobald die fanatische Partei des Savanarolai 1512 zu Florenz unterdrückt, und die Familie Medici wieder eingeführt war, kehrte auch die Munterkeit und Fröhlichkeit der Einwohner wieder zurück, und man fand hier wieder alle die Schauspiele und öffentlichen Lustbarkeiten, durch welche diese Stadt vormals war berühmt geworden. Unter andern Mit-

Digitized by Google

teln, deren sich die Medici bedienten, um ihr Ansehen zu vergrößern, und sich bei dem Volke beliebt zu machen, war auch die Errichtung zweier Gesellschaften oder Verdienstorden. Der Eine hieß der Diamantorden, in Beziehung auf das Sinnbild eines Diamantringes, den der große Lorenz getragen hatte, und auf welchem drei Federn, mit dem Motto: semper, eingeschnitten waren. Dieses Motto nahm auch sein jüngster Sohn, Julian, nun wieder an, um durch die Erinnerung an seinen Vater sich selbst die Liebe des Volks desto mehr zu versichern. Der andere Orden, als dessen Großmeister Lorenz von Medici betrachtet wurde, hieß der Orden del proncone, in Beziehung auf Peters, seines ältesten Sohnes, Sinnbild, welches einen Holzstoß vorstellt, der von Flammen verzehrt wird. Die Mitglieder desselben waren meistens junge Leute, die vermöge ihres Standes und Alters die passendsten schienen, um Gesellschafter von Lorenz zu seyn, dem einst, als dem Haupte der ältern Linie, die Würde, welche sein Haus ehemals im Staate besessen hatte, muthmaßlich wieder übertragen werden sollte. Wer diese Orden trug, hatte den Vortritt bei öffentlichen Aufzügen, und führte den Vorsitz bei Volksfesten, Triumphen und öffentlichen Vorstellungen, die nun wieder Leben und Fröhlichkeit in Florenz verbreiteten, und durch welche man vermuthlich das Volk beschäftigen wollte, damit es darüber seine bürgerliche Herabwürdigung vergessen möchte. Der herrschenden Sitte der Zeit gemäß, wählte auch der Cardinal Giovanni von Medici für sich ein Sinnbild, welches deutlich genug zu verstehen gab, er sey fest entschlossen, die Gewalt zu behaupten, die er durch vieljährige Arbeit wieder errungen hatte. Es war ein Joch, dessen beleidigenden Nebensinn er aber durch die Unterschrift zu mildern suchte: Jugum meum suave est, et onus meum leve (mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht). Indessen ist es sehr wahrscheinlich, daß die eifrigen Freunde der Freiheit, deren es noch mehrere in der Stadt gab, ihm die Anmaßung einer unumschränkten Gewalt, die jenes Sinnbild so laut ankündigte, um der süßklingenden Unterschrift willen, nicht verziehen haben; sie sahen sehr wohl ein, wenn sie einmal unters Joch mußten, werde es auch von dem, der es ihnen auflegte, künftig abhangen, wie leicht oder schwer er es sie fühlen lassen wollte. Die Medici hatten zwar nach ihrer Zurückkunft keine Strenge gegen ihre ehemaligen Widersacher gebraucht; dennoch vermochte weder die Mäßigung des Cardinals, noch das Bestreben seines Hauses, das Volk zu ergötzen, die gefährlichen Ausbrüche der Erbitterung einzelner Bürger gänzlich zu verhüten. Kaum hatte sich die allgemeine Gährung etwas gelegt, als sich eine Verschwörung entspann, in der Absicht, das Haus Medici auszurotten, und die alte Regierungsform wieder herzustellen. Das Haupt der Verschwornen war Boscoli, ein junger Edelmann, der als Kenner der alten Literatur, oft bei der Betrachtung jener Beispiele von hochherzigem Muthe, die sie aufstellt, verweilt, und seinen Geist zu jenem Schwindel für Freiheit erhoben hatte, der unter allen menschlichen Leidenschaften die edelste und gefährlichste ist. Er betrachtete die Mediceer als Unterdrücker seines freien Vaterlandes; er weilte mit Bewunderung bei dem täuschenden Bilde des Meuchelmörders Brutus, und erklärte sich bereit, ihm nachzuahmen, wenn er einen zweiten Cassius finden könnte. Dieser fand sich bald in der Person Augustins Capponi. Viele Personen von Ansehen und Einfluß begünstigten heimlich das Vorhaben Beider, und man verabredete einen Plan zur Ermordung der Gegenpartei. Nur eine zufällige Nachlässigkeit des Capponi vereitelte die Ausführung, und brachte nicht allein ihn selbst und Boscoli ins Verderben, sondern auch viele Personen der ersten Häuser in gefängliche Haft und Untersuchung. Als Capponi in das Haus der Pucci trat, fiel ihm ein Papier aus dem Busen, auf welchem die Namen aller derer geschrieben standen, die entweder

Digitized by Google

wirklich Mitverschworne waren, oder doch für Freunde derselben galten. Diese gefährliche Liste wurde sogleich der Obrigkeit überbracht. Boscoli und Capponi wurden verhaftet, und ihre Aussage bestätigte den Verdacht gegen sie. Unter denen, die an der Verschwörung Theil nahmen, war Kosmus von Pazzi, Erzbischof von Florenz, Nikolaus Valori, der Lebensbeschreiber des großen Lorenz von Medici, der berühmte Geschichtschreiber Nikolaus Machiavelli, damaliger Staatsschreiber, Johann Folchi, Peter Orlandini und mehrere vornehme Männer, die alle in enge Haft gebracht wurden, bis sich bei genauerer Untersuchung ihre Schuld oder Unschuld ergeben würde.

Boscovich (Roger Joseph), geboren zu Ragusa 1711. Schon als Knabe verrieth er ganz ausgezeichnete Geistesanlagen, verbunden mit unermüdetem Fleiße. Mit Staunen sahen seine Lehrer die Riesenschritte, welche er auf der Bahn der Wissenschaft machte. Dreizehn Jahre alt, ward er als Novize ins Jesuiten-Collegium zu Rom aufgenommen. Hier fand sein Alles umfassender Geist Nahrung und Ermunterung. Mit allem Eifer verlegte er sich nun auf Mathematik, und zwar mit so glücklichem Erfolg, daß man ihm 1740 den Lehrerstuhl im Fache der Mathematik im Collegio Romano anvertraute. Auf Ersuchen des Cardinals Valenti übernahm er eine Gradmessung im Kirchenstaate, die er in seinem Werke: De literaria expeditione per pontificiam Dictionem etc. Romae 1755 beschrieben hat. Früher hatte er schon mathematische und astronomische Abhandlungen über die Rotation der Sonne, die Ungleichheit der Jupiters- und Saturns-Bewegung, über das Licht, über Dioptrik, Ebbe und Fluth, Monds-Atmosphäre, so wie über die Berechnung der Kometenbahnen herausgegeben. Tiefe Gelehrsamkeit, Klarheit und Gründlichkeit zeichnen diese Arbeiten aus. Die in den österreichischen Staaten und selbst in Amerika vorgenommenen Gradmessungen wurden durch Boscovich und dessen großes Ansehen, worin er überall an den Höfen stand, veranstaltet. 1763 erhielt er den Ruf als Professor der Mathematik nach Pavia, wo er sein Werk über Naturphilosophie herausgab. Sechs Jahre blieb er dort, bis er den dringenden Einladungen des Grafen Firmian, nach Mailand zu kommen, nicht länger widerstehen konnte. Hier bekleidete er mit dem größten Ruhme die Professur der Astronomie und Optik. Die Sternwarte der dortigen Jesuiten wurde durch ihn vervollkommnet. Nach Aufhebung des Jesuitenordens 1773, ging er auf vielseitige Einladung nach Paris, wo er als Direktor der Optik bei dem Seewesen angestellt wurde; doch begab er sich bald wieder nach Italien, um der Muße zu genießen, an seine gelehrten Arbeiten die letzte Feile zu legen, und sie drucken zu lassen. Es erschienen fünf Quartbände unter dem Titel: Opera ad opticam et astronomicam pertinentia, Bassano und Straßburg 1786. Boscovich starb 1787 am Schlagflusse. Er war nicht allein Mathematiker und Philosoph, sondern auch Aesthetiker und Dichter. Sein lateinisches Gedicht über die Finsternisse hat einen hohen didaktischen Werth, überall leuchtet Deutlichkeit hervor, selbst die trockensten und schwersten Rechnungsarten wußte er in einer lichtvollen und schönen Sprache zu malen. Boscovich gehört unter die Gelehrten, welche sich um die Mathematik die größten Verdienste erworben haben.

Bosporus (der cimmerische) ist die Meerenge, auf welcher man aus dem schwarzen Meere in den Palus Mäotis schifft. Bei der Einfahrt vom Palus Mäotis her lag die Stadt Panticapea, welche die Hauptstadt eines kleinen Reiches war. Jetzt heißt sie Bocca de St. Giovanni, oder Estretto di Caffa: Namen, welche die ehemals hier handelnden Italiener dieser Straße gegeben haben. Der thrazische Bosporus war die

Digitized by Google

Meerenge, welche aus dem schwarzen Meere in den Propontis, das heutige Mardi Marmora, führte. Der Eintritt vom schwarzen Meere her war gefährlich, indem widrige Winde die Schiffe oft auf die nahen Küsten warfen, deren Einwohner, als wilde Barbaren, die Unglücklichen, welche ihnen in die Hände fielen, zu Sklaven machten, oder tödteten. Diese Meerenge trennt Europa von Asien. Ihre Länge betrug 120 Stadien, und die Breite am Eingange vom schwarzen Meere her 4 Stadien, am entgegengesetzte Ende 14 Stadien. An jeder Seite steigt das Land amphitheatralisch in die Höhe, und gewährt die schönsten Aussichten. Die Ufer prangten mit schönen Häusern, sichern Häfen, und reichen Städten und Dörfern. In gewissen Jahreszeiten war Alles hier voller Leben von einer Menge Fahrzeugen und den vielen nach dem schwarzen Meere fahrenden, oder von da zurückkehrenden Schiffen, die hierher der Handlung wegen kamen. In der Mitte des Kanals war die Stelle, wo Darius eine Schiffbrücke schlug, als er gegen die Scythen ziehen wollte. Hier ist er nur 5 Stadien breit. Zwei Menschen, von denen hier Einer in Asien, der Andere in Europa steht, können sich bequem hören. — Der Name Bosporus kommt von dem griechischen Bus, Ochse, und poros, Uebergang her, entweder, weil die, in eine Kuh verwandelte Jo hier übersetzte, oder weil die Meerenge so schmal ist, daß ein Ochse bequem darüber schwimmen kann. Aus diesem letztern Grunde nannten die Griechen überhaupt jede Meerenge Bosporus, und daher kommt denn auch der Name Bosporus Cimmerius.

Bossi (Donatus), ein berühmter Rechtsgelehrter und schätzbarer Geschichtsforscher aus der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts, und einer der Gelehrten, die durch ihr Talent eine Zierde des mailändischen Hofes waren. Seine Kronik der wichtigsten Begebenheiten von den frühesten Nachrichten an bis auf seine Zeit ist, zumal für die Geschichte Mailands, sehr brauchbar. Dieses Werk ist zu Mailand 1492 durch Anton Zaroti gedruckt, und dem regierenden Herzog Johann Galeozzo zugeeignet.

Bosio oder Bosius (Jakob), geboren zu Mailand, trat als dienender Bruder in den Maltheserorden. Das ganze Leben dieses Mannes ist eine Reihe von christlichen Tugendübungen. Er schrieb eine Geschichte des Johanniterordens zu Jerusalem, unter dem Titel: Istoria della sacra Religione dell' illustrissima militia di San Giovanni Gierosolimitano. Rom 1621–1629, 3 Bde Fol. — Antonio, Neffe des Vorigen, war Agent des Maltheserordens zu Rom. Sein Eifer, womit er den Alterthümern Roms nachforschte, ist zum Erstaunen. Man erzählt, daß er oft 5 bis 6 Tage sich in den unterirdischen Gewölben der Catakomben in Rom, alle Bequemlichkeit des Lebens verachtend, Hunger und Durst fröhlich duldend, aufgehalten habe, um über diesen oder jenen Gegenstand des alten Roms Licht zu verbreiten. Ueber 30 Jahr setzte er dieses Studium rastlos fort, und die Frucht desselben ist das unterirdische Rom (Roma sotterranea). Dieses Werk verdient von jedem Alterthumsforscher fleißig studirt zu werden. — Freilich war ein Menschenalter zu kurz, die Weltherrscherin Roma ganz aus der Unterwelt hervorzurufen. Hätte Bosio Nachfolger von gleicher Wißbegierde und gleichem Eifer gehabt, dann würden wir das alte Rom genau kennen, und die ehrwürdigen Denkmäler der Vorwelt würden nicht in ihren Gräbern vermodern. Dieser verdienstvolle Mann starb 1629.

Bosso (Matthäus), Abt des Klosters zu Fiesola bei Florenz. Er war vorzüglich hochgeschätzt von Lorenz von Medici, seiner Rechtschaffenheit und Belesenheit wegen. Auch ward ihm der ehrenvolle Auftrag, den Johann von Medici, nachherigen Papst Leo X., zum Cardinal in besagter Klosterkirche einzukleiden. Bosso selbst beschreibt diese am 9. März 1496 vol-

Digitized by Google

zogene Feierlichkeit sehr schön, die im Anhang zu Roscoe's Leben Lorenz von Medici II. Bd. Nr. 65 nachzulesen ist. Auch hat Bosso über die wissenschaftliche Sittenlehre, diesen so wichtigen Zweig menschlicher Kenntnisse, die bisher noch nicht so sorgfältig war studirt worden, als sie es wegen ihrer engen Verbindung mit allen Angelegenheiten des menschlichen Lebens unstreitig verdiente, manche einzelne Grundsätze in besondern lateinischen Abhandlungen zu empfehlen und einzuschärfen sich bemüht, und darüber mit vieler Wärme deutlich und zierlich geschrieben. Es ist in der That ein Beweis des männlichen und selbstständigen Karakters dieses ehrwürdigen Prälaten, daß er zu einer Zeit, wo Jeder, der ein Gelehrter heißen wollte, sich mit theologischen Spitzfindigkeiten und schweren Schulfragen abgab, sich von diesen Fesseln loszumachen wußte, und mit scharfem, durchdringendem Blick diese Beziehungen des menschlichen Lebens beobachtete, um die Ansprüche der gesunden Vernunft und der wahren Gottesverehrung auf sie anzuwenden. Bosso's Schriften über die Sittenlehre sind folgende: De veris ac salutaribus animi gaudiis. Flor. 1491. De instituendo Sapientia Animo. Bonon. 1495. De tolerandis adversis lib. II. De gerendo Magistratu, justitiaque colenda. Die beiden letzten Abhandlungen stehen in der Sammlung seiner sämmtlichen Werke. Straßburg 1509 und Florenz 1513.

Bossuet (Jacques Benigne), geboren zu Dijon im Jahre 1627, starb zu Meaux 1704. Er war von den Jesuiten erzogen, von seinem Vater nicht zum geistlichen Stande bestimmt; aber, vermuthlich durch die Eindrücke bewogen, die seine Erzieher auf ihn gemacht hatten, so vom Eifer für die Religion und die Kirche beseelt, daß er als gelehrter Theologe schon in seinem sechs und zwanzigsten Jahre bei der Sorbonne zu Paris zum Doktor promovirt werden konnte. Bald darauf kam er durch seine Predigten in einen solchen Ruf, daß der Hof ihn hören wollte. Er predigte vor dem Hofe, und sein Glück war gemacht. Der König glaubte, einem so ausgezeichneten Manne ungewöhnliche Beweise seiner Gunst geben zu müssen. Bossuet wurde zum Bischof von Condom ernannt. Seit dieser Zeit stand er immer in der engsten Verbindung mit dem Hofe. Im Jahre 1670 wurde ihm die Erziehung des Dauphins aufgetragen. Zehn Jahre darauf erhielt er das einträgliche Bisthum Meaux. Endlich im Jahre 1697 wurde er auch Staatsrath (conseiller d'état), nachdem er überdies schon als Beichtvater (aumonier) einiger Prinzessinnen vom königlichen Hause seinen großen Wirkungskreis noch erweitert hatte. Wenige gelehrte und geistreiche Männer herrschten damals in Frankreich mit einem solchen Glanze. Bossuet wurde von den Katholiken als einer der stärksten Strebepfeiler an dem Gebäude der Kirche, das durch die protestantische Reformation erschüttert war, und von den Geschmacksrichtern als ein geistlicher Thukydides und Demosthenes verehrt. Er zeigte sich auch nicht nur als tapferer Polemiker gegen die protestantischen Theologen, unter denen der reformirte Prediger Basnage in Holland, vormals Parlamentsadvokat in der Normandie, sein berühmter Gegner war; selbst im Schooße der katholischen Kirche verfocht er das herrschende System nach den Lehrsätzen und mit der Dialektik der Jesuiten gegen den sanften Fenelon, der sich zur Partei der Molinisten neigte, und dafür von Bossuet verketzert wurde. Fenelon gab der Autorität des Papstes nach, und Bossuet triumphirte. Das allgemeine Ansehen, in welchem Bossuet bei seiner Nation noch jetzt, und selbst bei denen steht, die weder Katholiken sein, noch überhaupt Religion haben wollen, ist so groß, daß man in der französischen Literatur, wenn von Bossuet die Rede ist, nur Lobreden auf ihn, und nirgends eine stille, wahrhaft kritische Würdigung seines Geistes und seiner Beredsamkeit liest. Niemand, wer Gefühl für die rheto-

Digitized by Google

rische Schönheit hat, wird die Talente und Verdienste Bossuet's herabsetzen wollen. Aber wer sich weder durch Nationalvorurtheile, noch durch den blendenden Pomp oratorischer Phrasen bestechen läßt, wird in Bossuet's Redekunst Manches vermissen, was er bei Schriftstellern findet, die weniger in die Ferne glänzen, und Manches wird er an Bossuet gewahr werden, was der Mann von wahrer Beredsamkeit verschmähen sollte. Bossuet's Styl hat, wie sein Karakter, etwas Imposantes. Das höchste Selbstgefühl spricht aus ihm; er mag räsonniren, oder erzählen, oder zu moralischen und religiösen Empfindungen hinreißen. Dieses Selbstgefühl beleidigt nicht, weil es sich in die reinste Farbe eines edeln Eifers für Wahrheit und Frömmigkeit kleidet; aber man erblickte doch fast immer den Lehrer und Redner, der sich in die Brust wirft. Seine rhetorische Würde hat besonders da, wo er die Sprache des Gefühls redet, sehr viel Aehnliches mit derjenigen, die in die französische Tragödie durch Corneille eingeführt wurde; eben dadurch wurde sie nur noch anziehender für ein Publikum, das in der höheren Poesie und Beredsamkeit gern eine Art von Hofstaat erblickte. Bossuets Beredsamkeit harmonirt so auffallend mit dem Tone des prächtigen Hofes Ludwigs XIV., daß man diese Uebereinstimmung nur ein Mal in das Auge gefaßt zu haben braucht, um sich zu erklären, warum Bossuet, mit allen seinen Verdiensten, für andere Nationen nicht seyn kann, was er für die Franzosen ist, deren literarischer Geschmack einen bleibenden Zug von dem Hofgeschmacke ihres vierzehnten Ludwigs behalten hat. Bossuet's Prose ist für andere Nationen nicht bescheiden genug. Sie verräth zu deutlich das beständige Streben des Mannes, seine Leser zu beherrschen, wie er als Diener seiner Kirche das Gewissen seiner Glaubensgenossen beherrschte, denen er an Geist und Kenntnissen überlegen war. Aber ein klassischer Autor ist er dennoch; denn er hat in der Sprache, die ihm ganz zu Gebote stand, mit eben so viel Verstand, als Kunst, und mit einer Kraft, Bestimmtheit und Eleganz geschrieben, wie wenige geistreiche Männer nach ihm. Sein Styl ist rein und edel, frei von schwülstigen Metaphern, fast immer ungezwungen, nie trivial, nur zuweilen deklamatorisch. Unter den vielen Schriften Bossuets haben seine räsonnirende Darstellung der Weltgeschichte (Discours sur l'historie universelle) und seine geistlichen Trauerreden (Oraisons funèbres) die meisten Leser gefunden, und am stärksten auf die Vollendung der Kultur der französischen Prose gewirkt. Die Darstellung der Weltgeschichte von Bossuet ist das erste Werk in seiner Art. Man las zwar schon in mehreren Sprachen politische Analysen einzelner Theile der Weltgeschichte, zum Beispiel im Italienischen Machiavell's Abhandlung über die Geschichtsbücher des Livius; aber eine kosmopolitische Uebersicht aller großen Weltbegebenheiten in Beziehung auf das Räthsel der Bestimmung des Menschen findet sich vor Bossuet weder in der alten, noch in der neueren Literatur. Mit Recht wurde dieser erste Versuch einer solchen Behandlung der Weltgeschichte bewundert. Bossuet konnte die Gesichtspunkte, denen er in der Anordnung der zerstreuten Thatsachen folgen wollte, nicht anders, als nach seinen Grundsätzen, aufstellen. Wenn denkende Köpfe in unsern Zeiten mehr Theologie, als Philosophie, in Bossuet's Werke erblicken, so trifft der Vorwurf, den man dem Theologen Bossuet macht, nicht seine historische Kunst. Nach seinen Grundsätzen hatte er mehr Hindernisse zu überwinden, als, wenn er nicht für nöthig gefunden hätte, das Geistliche von dem Weltlichen überhaupt so zu scheiden, daß er auch in der Uebersicht der Weltbegebenheiten zwei Gesichtspunkten, einem geistlichen und einem weltlichen, folgen mußte. Zweierlei wollte er anschaulich machen, die Vergänglichkeit aller irdischen Größe, und die Anstalten der Vorsehung zur Entwicke-

Digitized by Google

lung und Erhaltung eines ewig unwandelbaren Glaubens. Er mußte deswegen Hauptabtheilungen machen, die bei einer rein philosophischen Ansicht der Dinge überflüssig sind. Er wurde durch diese Hauptabtheilungen zu mancher Wiederholung genöthigt, die unter den Händen eines andern Schriftstellers leicht hätten ermüdend werden können. Bossuet hat auch sein viel umfassendes Werk nicht zu Ende gebracht; aber so weit er es ausgeführt, ist es um so mehr zu bewundern, weil es den Leser, im großen Labyrinth der verwickelten und in einander greifenden Ereignisse, zuerst zwischen die zwei verschiedenen Gesichtspunkte stellt, ihn dann von dem Einen natürlich und unvermerkt zu dem Andern führt, ohne durch die nöthigen Wiederholungen zu ermüden, und zuletzt alle Fäden zusammenknüpft in einer religiösen Anschauung des Ganzen. Seine Darstellungen sind malerisch, seine Reflexionen treffend, und jedes Wort hat ein rhetorisches Gewicht. Gleichwohl ist diese Behandlung der Weltgeschichte, selbst nach Bossuet's Grundsätzen, auch in rhetorischer Hinsicht nicht geradezu musterhaft zu nennen. Sie ist nicht ganz so, wie es der Philosoph und der Historiker verlangen kann, von dem Geiste der Wahrheit durchdrungen, ohne den auch der glänzendste Styl nicht der rechte Styl, weder der wahren Geschichte selbst, noch der Philosophie der Geschichte, ist. Nur hier und da zeigt sich in Bossuet's Werke eine Spur von historischer Kritik. Die Begebenheiten sind, ohne sorgfältige Unterscheidung der verschiedenen Grade ihrer Glaubwürdigkeit, zwar sinnreich, aber nicht immer so zusammengestellt, daß zum Beispiel die mährchenhaften Sagen von den alten Phrygiern, Chaldäern und andern Nationen des Orients in einem andern Lichte erschienen, als die unbezweifelbaren Nachrichten von Begebenheiten aus der neueren Geschichte. Um der moralischen Nutzanwendung willen lobt Bossuet Manches so, daß er selbst die bekanntesten Facta darüber vergißt, zum Beispiel, wenn er von den alten Aegyptiern, deren politische Weisheit er nicht genug rühmen kann, erzählt, daß alle Künste bei ihnen zur Vollkommenheit gelangt wären. Aber Bossuet schrieb zunächst für den Dauphin, an den sein Werk gerichtet ist, und der zur Fortsetzung der historischen Kritik freilich keine Zeit hatte. Die Manier, in welcher Bossuet erzählt, und über das Erzählte räsonirt, schweift übrigens nur selten in oratorischen Aufwallungen über die Gränzen des historischen und didaktischen Styls hinaus. Selbst der oratorische Schluß des Werks, ob er gleich auch der Schluß einer Predigt seyn könnte, steht in keinem Mißverhältnisse zu dem Ganzen, das bestimmt ist, einen religiösen Eindruck zu machen. Und da es diesen Eindruck besonders auf einen Prinzen machen sollte, der zur Beherrschung eines großen Staates erzogen wurde, so konnte es für den Gelehrten und den Philosophen überhaupt nicht werden, was es vielleicht geworden wäre, wenn Bossuet, anstatt als Lehrer und Seelsorger zu sprechen, ohne Nebenzwecke den Gelehrten und Philosophen ein Werk zur Prüfung hätte vorlegen wollen. Die übrigen historischen Werke Bossuet's sind von weniger Bedeutung. Sie beweisen indessen auch, daß dieser geistreiche Prälat mit allen seinen Kenntnissen nicht auf dem Wege war, der zur historischen Kritik führt. Es genügte ihm, bekannte Geschichtsbücher zu excerpiren, und die Notizen, die er auf diese Art gesammelt hatte, in einer Ordnung zusammen zu stellen, die dem Anfänger in der Geschichtskunde nützlich ist. In diesem Sinne schrieb er den kurzen Abriß der Geschichte von Frankreich (Abrégé de l'historie de France) zur Belehrung des Dauphins, ein Werk, dem zu seiner Zeit wenigstens kein Besseres dieser Art entgegengestellt werden konnte. Am Bestimmtesten und Stärksten hat sich Bossuet's rhetorische Kunst in den geistlichen Trauerreden oder Leichenpredigten ausgesprochen, die er bei der Beerdigung vornehmer oder ausgezeichneter Personen in Gegenwart des Hofes gehalten hat. Da erschien er mit dem ganzen Selbstgefühl des

Digitized by Google

Glaubenslehrers und Gewissensraths, der sich nicht scheuet, die Großen, die bei dieser Gelegenheit vor ihm verstummen mußten, nachdrücklich an die unsichtbare Macht zu erinnern, die über ihnen waltet. Ohne dieses Selbstgefühl des herrschenden Kirchendieners, würde Bossuet nicht mit der donnernden Beredsamkeit gesprochen haben, in der ihn kein Kanzelredner übertroffen hat. Er wollte frappiren und imponiren, und Beides gelang ihm. Seine Sprache ist ein brausender Strom, dessen Wellen sich nur zuweilen legen, um wieder desto höher zu steigen. Seine Beredsamkeit erschüttert; aber rühren kann sie nur selten den Unbefangenen, der mehr durch anspruchlosen Ausdruck eines innigen und tiefen Gefühls, als durch oratorische Stürme, bewegt wird. Bossuet möchte immerhin der geistliche Demosthenes heißen, wenn er nur eben so geschickt, wie Demosthenes, der nur die nachdrücklichste Sprache der Natur und Wahrheit zu reden scheint, die künstlichen Anstalten, durch die er sich seiner Zuhörer und Leser bemächtigt, zu verbergen gewußt hätte. Aber Bossuets Beredsamkeit ist so geschmückt, wie der Hof, vor dem er predigte. Sein feiner Geschmack sicherte ihn, obgleich seine Beredsamkeit immer imposant seyn wollte, vor ausschweifenden Metaphern und vor allem gemeinem Schwulste, aber nicht immer vor erzwungenem Affekt. Wie ein Beschwörer apostrophirt er zuweilen die Todten, oder er beseelt, wie ein Dichter, in kühnen Phrasen die leblose Natur. Die poetischen Figuren in den Trauerreden Bossuet's verfehlen die Wirkung, auf die sie berechnet sind, um so mehr, weil man fühlt, daß ein Redner von Bossuets herrlichen Talenten am wenigsten nöthig hatte, zu solchen Anstrengungen seine Zuflucht zu nehmen. — Folgende Anekdoten scheinen uns, weil sie so bezeichnend sind, auch noch der Erwähnung werth. Die Schulgenossen nannten Bossuet, weil er an ihren Spielen keinen Antheil nehmen wollte, spöttisch Bossuetus arator. — Im 16ten Jahre predigte er einst um 11 Uhr Abends vor den Schöngeistern des Hauses Rambouillet in Paris über einen eben aufgegebenen Gegenstand mit solcher Ordnung der Gedanken, mit solcher Kraft der Darstellung, als wenn die Rede langes Nachdenken gekostet hätte. Voiture, der so fruchtbar an Wortspielen war, sagte, er habe noch nie so früh und so spät predigen gehört. — Bossuet, sagt die Frau von Sevigné, kämpft zu gewaltig mit seinem Zuhörerkreise; seine Predigten alle sind Kämpfe auf Tod und Leben. — Ein Ungläubiger, der seiner Predigt beigewohnt hatte, sagte beim Weggehen aus der Kirche: „Das ist für mich der Erste der Prediger, denn er ist es, der mich wahrscheinlich bekehren würde, wenn ich es nöthig hätte.“ — Mit der Trauerrede auf den großen Condé beschloß er seine Rednerbahn. Deshalb sagte d'Alembert: „Er endet mit seinem Meisterstücke; so hätten es viele große Männer machen müssen, die weniger weise oder weniger glücklich waren, als er.“ — „Was würden Sie gethan haben, wenn ich den Herrn v. Cambray geschützt hätte, fragte ihn einst Ludwig XIV. nach dem Streite, den Bossuet mit Fenelon über dessen Erklärung der Maximen der Heiligen hatte. „Sire! erwiederte Bossuet, ich würde zwanzig Mal lauter geschrieen haben; wenn man die Wahrheit vertheidigt, so ist man gewiß, früh oder spät zu siegen!“ — Er antwortete demselben Könige, als er ihn um seine Meinung über die Schauspiele fragte: „Es giebt große Beispiele dafür, und unumstößliche Gründe dawider.“ — Als Arnault eine Schutzschrift für Boileaus Satyre über die Frauen herausgegeben hatte, sagte Bossuet, die Satyre sey mit dem Christenthume unverträglich, und vorzüglich eine Satyre, die gegen die Frauen gerichtet sey. Er erklärte gerad heraus, daß sie die guten Sitten anfeinde, und durch das Gemälde, das sie von der Ehe entwerfe, von diesem Stande abzuzielen strebe. — Er erlaubte sich nur kurze Erholungen, und lustwandelte nur selten, sogar in seinem eigenen Garten. Deshalb sagte zu ihm eines Tages sein Gärtner: „Wenn ich St. Auguſtine und Chryſoſtome

Digitized by Google

pflanzte, so würden Sie kommen, dieselben zu besehen; allein um Ihre Bäume bekümmern Sie sich so gut wie gar nicht.“ — Gegen das Ende seines Lebens widmete sich dieser Prälat gänzlich dem Unterrichte seiner Gemeinde, und predigte häufig in der Cathedralkirche zu Meaux; allein, merkwürdig genug, seine Heerde versäumte, sich an dem reichen Borne seiner Reden zu lechzen, sey es, daß seine Predigten über den gewöhnlichen Fassungskreis des Volkes sich zu sehr erhoben, oder daß die zu oft wiederholte Gewohnheit seines Talentes die Wirkung schwächte. Wahrscheinlich hatte das Erstere Statt, und seine Zuhörer befanden sich in dem Falle, ihm den Vorwurf zu machen, den eine gute Frau zu Antiochia auch dem h. Chrysostomos machte: „Pater, wir bewundern Dich, allein wir begreifen Dich nicht.“ — Die Benediktiner des h. Maurus haben Bossuets Werke in 21 Bänden 1768 herauszugeben angefangen. Die Ausgabe wurde nicht vollendet. Die frühere Sammlung von Bossuets Werken, die im Jahre 1743 zu Paris erschien, ist bei weitem nicht so genau und vollständig. Didot hat im Jahre 1784 drei nette Ausgaben von dem Discours sur l'histoire universelle gegeben.

Bostanschi. Diesen Namen tragen gewisse Bediente des türkischen Kaisers. Ihre Anzahl beläuft sich auf einige Tausend, worunter Einige die Arbeiten in den Gärten des Serails verrichten, Andere zu Ruderknechten dienen, wenn der Sultan auf dem Meere schifft, woran die Gärten seiner Residenz gränzen; noch Andere haben die äußersten Wachposten im Serail zu versehen, und wieder Andere sind des Sultans geheime Nachrichter. Ihr Oberster, Bostanschi-Baschi, hat die Oberaufsicht über alle diese Posten, so wie über des Großherrn Lustschlösser, dessen steter Begleiter er ist auf allen Spazierfahrten; auch hat er das Vorrecht, einen Bart zu tragen.

Boston, die Hauptstadt des nordamerikanischen Freistaats Massachusetts und der Grafschaft Suffolk, Sitz der Gesetzgebung, der Regierungskollegien und Gerichtshöfe des Staats, an der Bostonbai, vor der Mündung des Charles, auf einer Halbinsel, die durch die Erdenge Boston-Neck mit dem festen Lande zusammenhängt, und auf 2—3 Hügeln liegend, eine der größten und schönsten Städte des ganzen Freistaats, die aus 3 Theilen, Norder- und Süderende und West- oder Neu-Boston besteht. Das Norder- und Süderende ist seit 1786 durch eine hölzerne über den Charles geschlagene, 1.503 Fuß lange und 42 Fuß breite Brücke in Verbindung gesetzt. Boston hat an 4.600 steinerne, mit Blitzableitern versehene, Häuser mit 33.250 Einw., 2 öffentliche lateinische und 4 Elementarschulen, eine amerikanische Akademie der Wissenschaften, eine historische, eine medizinische und eine Gesellschaft zur Rettung der Verunglückten, eine Marine-, eine Assecuranz-Gesellschaft, die Bank des Staats und das Bankkomptoir des Freistaats, 6 Buchdruckereien, Schiffsdocken, Rum-, Glas-, Nägel-, Uhren-, Seifen-, Zucker-, Segeltuch-, Tauwerk-, Woll-, Leinwand-, Hut-, Potaschenfabriken, Kanonen- und Glockengießereien, wichtige Fischerei von Wall- und Stockfischen ꝛc., Thransiedereien, und sehr wichtigen Handel mit den einheimischen und vielen fremden Produkten durch einen der geräumigsten Hafen in Nordamerika befördert, der zwar nur einen sehr engen Kanal zum Einlaufen hat, aber 500 große Schiffe fassen kann, und durch das Fort William auf einer Insel vor demselben beschützt wird; auch finden sich hier an 80 Landungsplätze und Kaien. Boston ist der Geburtsort des berühmten Franklin († 1790). Hier wurde durch das Verfahren des englischen Gouverneurs, Thomas Hutchinson, und seines vornehmsten Raths, Alexander Wedderburne, so wie des Generals Thomas Gage, das gährende Mißvergnügen der Amerikaner zum öffentlichen Widerstand gebracht. Den 1. Juni 1774 ward der Hafen von Boston gesperrt, und den Einwohnern alle Handlung und Fi-

Digitized by Google

scherei verwehrt. Nach mehrern, zum Theil blutigen, Auftritten verließen 1776 die englischen Truppen unter dem General Howe diese Stadt für immer.

Bosworth, alter Marktflecken in der englischen Grafschaft Leicester, wo auf dem 3 englische Meilen entfernten Felde Redmoor am 22. August 1485 das entscheidende Treffen zwischen Richard III. aus dem Hause York und zwischen Heinrich VII. aus dem Hause Lancaster-Tudor vorfiel, in welchem jener Krone und Leben verlor, und dieser den Thron von England sich erkämpfte.

Botanybai, eine Bai an der Ostküste von Neuholland in Australien, in einer sandigen, morastigen und unfruchtbaren Gegend. Bei dieser von Cook entdeckten Bai sollte 1786 die englische Verbrecherkolonie angelegt werden, die man aber wegen der ungünstigen Beschaffenheit des Bodens bei dem etwas nördlichern Port Jackson gründete. Hier ist das Klima gesund, milde, und der Boden fruchtbar, welches die englische Regierung bewog, im J. 1788 zuerst die freundliche Hauptstadt Sidney Cove hier anzulegen. Den Anfang machten eine starke Abtheilung von Kriegsvölkern mit 760 Verbrechern jeden Geschlechts und Alters und 570 freiwillige Colonisten. Zwar siechte diese, so wie alle junge Niederlassungen, wegen des Mangels an Unterstützung von Seiten der Colonisten selbst, und wegen örtlicher Hindernisse eine Zeit lang, dann vermehrte sich aber die Colonie jährlich nicht bloß durch neue Verbrecher, durch die geringe Sterblichkeit und durch die zahlreichen Ehen, sondern auch durch die freiwilligen Ansiedlungen Fremder, die dort als Städter oder Landleute ihr Glück machen wollen. Bloß auf dem sogenannten festen Lande zählte man im Anfange des J. 1821 über 50.000 Europäer, die an Thieren 4.500 Pferde, 80.000 Stück Hornvieh, 300.000 Schaafe, 4.000 Schweine besaßen, und über 60.000 Acker Landes in landwirthschaftliche Bestellung genommen und eingehägt hatten. Europäisches Getreide, Mais, sehr feine Merinos, Wolle, Schiffsprovision an Fleisch sind schon Ausfuhrartikel. Alles, was Europens Süden liefert, gedeiht dort in Ueberfluß an Baum- und Gartenfrüchten, fast veredelt sich dort Alles. Selbst der Weinstock und der Oelbaum versprechen Segen in Fülle, ferner Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr und Capfrüchte. Die Arbeiter werden reichlich belohnt. Die Meer- und Flußfischerei ist reich, und Wallfischfangsspekulationen nach der Südsee gaben Gewinn. Eine Kunststraße in einer Länge von 20 deutschen Meilen führt von der Hauptstadt durchs Gebirge, das sich 4.500 Fuß über das Meer erhebt, nach Bathurst. Die Wegsenkung ins jenseitige Thal mußte die schwierige Aufgabe lösen, in einer steilen Tiefe von 800 Fuß sich allmählig abzudachen. Sie ist geschaffen mit vielem Aufwande, und äußerst bequem. Sie läuft über Städte und Orte, die noch gar nicht existiren, aber doch schon mit Kirche, Straßen und Marktplatz vom Statthalter mit Berücksichtigung der Bequemlichkeit, die die Natur anbietet, abgepfählt sind, indeß der Name an einem Mastbaume prangt, obgleich die Bewohner fehlen. In wenigen Monaten sieht man aber Flecken und Städte wie durch ein Wunder an der Gabel von ein paar Flüssen, oder an der Lehne eines Gebirges längs eines schönen Thales entstehen, das ein klarer Bach in zwei Hälften schneidet. Die rasche Bevölkerung zwingt den Stadthalter von Zeit zu Zeit die ersten Eintheilungen umzuändern, da besonders in jeder weidereichen Gegend die Colonisationen des besten Landes, mit Ausschließung des minder passend gelegenen, über alle Erwartung wachsen. Auch das Land jenseits der blauen Berge fand man trefflich zur Viehweide und zum Ackerbau. Gar kein Resultat kennt man vom untersuchten großen Sumpf im Innern, den der Ober-Ingenieurlieutenant Oxley sah, ohne sich jedoch weiter zu wagen. An Mineralien ist das Land nicht arm, und sehr reich an Steinkohlen, die schon gegraben, und ausgeführt werden. Die noch nicht

Digitized by Google

untersuchten Küsten umschiffte Lieutenant King. Die Hauptstadt ist Sidney Cove am Abhange zweier Hügel mit 9.000 Einwohnern, einem Hospital, Sternwarte, 2 Schulen, wo 224 Kinder beiderlei Geschlechts unterrichtet werden, einem weiblichen Waisenhaus (jede Waise erhält davon 50-100 Acres zur Aussteuer), Bibelgesellschaft, Sitz des Gouverneurs und Untergouverneurs, verschanzter Hafen Port Jackson, in dem 1000 Schiffe vor Anker liegen können, Leuchtthurm auf einem 277 Fuß über der Meeresfläche erhabnen Boden, 2 Buchdruckereien, die unter andern 3 Zeitungen, 5 Monatsschriften und seit dem 1. October 1819 eine Quartalschrift über Ackerbau, philosophische und andere Gegenstände liefern. Das Städtchen Paramatta hat eine reizende Lage, am Flusse gleiches Namens, der sich in den Port Jackson ergießt; es zählt schon über 200 Häuser in geraden Straßen, und 2.000 Einwohner, besitzt eine Kirche und eine Schule, worin die Kinder der Eingebornen im Lesen Schreiben und Zeichnen unterrichtet werden. Noch blühen folgende junge Städte schön empor. Newkastle, Liverpool, Bathurst und Windsor. Mit jedem Jahr nimmt der Wohlstand dieses Staats an Umfange, Bewohnern und Wohlstand sichtbar zu.

Botanik, Pflanzenkenntniß, Kräuterkunde. Es ist bekannt genug, daß man unter diesen Benennungen die Wissenschaft von dem Pflanzenreiche versteht, und daß sie folglich einen Theil der Naturgeschichte ausmacht. Die Botanik nennt man theoretisch, wenn sie sich nur auf die generellen Eigenschaften der Gewächse, auf die Erklärung der Kunstwörter und andere Benennungen erstreckt, praktisch, wenn sie die Pflanzen selbst einzeln beschreibt, und anschauliche Begriffe von denselben liefert. Wollte man die große Menge der Pflanzen erwägen, welche in jeder Gegend der Welt wachsen, so würden bloß die Namen davon zu behalten die Kräfte des Gedächtnisses übersteigen. Allein es gehört weit mehr dazu, diese Wissenschaft gründlich zu verstehen, als eine bloße Kenntniß der Pflanzenbenennungen. Der Botanist muß zuerst die wesentlichen Eigenschaften des Pflanzenreichs überhaupt verstehen, er muß die Eigenschaften der Gewächse, die allen ohne Unterschied zukommen, ihren Wachsthum, Leben und mechanischen Bau, studiren, und sie dann nach ihrer Aehnlichkeit in bestimmte Klassen ordnen, er sucht sich von den einzelnen Pflanzen einen solchen Begriff zu machen, welcher hinlänglich ist, sie deutlich zu kennen, und von andern zu unterscheiden. Hierzu ist aber unumgänglich nöthig, die Aehnlichkeit, welche gewisse Pflanzen mit einander haben, zu beobachten: hiedurch findet er wiederum viele Eigenschaften, welche einige Pflanzen mit einander gemein haben. Diese also werden nun zusammen unter dem willkührlichen Namen der Geschlechter, Familien und Gattungen begriffen. Nunmehr ist der letzte Schritt noch übrig, daß man nämlich jede zu einem Geschlecht gehörige Pflanze einzeln untersucht, und ihr einen schicklichen Namen beilegt. Gehet der Botanist auf diese Weise zu Werk, so behandelt er seine Wissenschaft systematisch. Da die Natur sich in allen ihren Werken nicht nach Regeln bindet, sondern die Mannigfaltigkeit ihr erstes Gesetz ist, so sieht man leicht ein, daß alle menschlichen Geisteskräfte nicht hinreichen, eine solche Methode oder ein solches System auszudenken, wobei man keine Ausnahme fände. Indessen kann es uns genügen, daß solche Systeme sind erfunden worden, welche doch immer der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe von den Pflanzen zu Hülfe kommen, und diese Wissenschaft in unsern Zeiten zu einer noch nie errungnen Vollkommenheit gebracht haben. Man hat von Zeit zu Zeit verschiedene Pflanzensysteme vorgeschlagen; allein das Sexualsystem des Ritters Linné ist gegenwärtig fast allgemein angenommen. Jussieu's System hat jedoch seit Kurzem viele Anhänger gefunden. Es gründet sich

Digitized by Google

auf das Daseyn und die Beschaffenheit der Saamenlappen, auf die Form der Krone, auf ihren Mangel oder ihr Vorhandenseyn, und auf die respektive Einfügung der Staubfäden. Linné leitete nach der Aehnlichkeit zwischen der Pflanzen- und thierischen Oekonomie alle Klassen, Ordnungen und Gattungen aus der Zahl, Stellung und dem Verhältniß der Befruchtungstheile her. In 24 Klassen umfaßt er jede bekannte Gattung und Art. Er richtete nämlich, um die unterscheidenden Merkmale der Pflanzen zu finden, die Aufmerksamkeit des Pflanzen-Beobachters auf folgende Hauptbestandtheile derselben, auf die Wurzel, den Stamm, die Blätter, die Stützen, die Befruchtung und den Blüthenstand. Die Wurzel besteht aus dem abwärts steigenden Stock und aus den Wurzelfasern. Der aufsteigende Stock ist derjenige Theil der Wurzel, aus welchem Stamm und Aeste emporsteigen; der faserige Theil steigt abwärts. Die Wurzel ist entweder fest, zwiebelartig oder knollig. Fest ist die Wurzel der Bäume; zwiebelartig die der Tulpen, und knollig die der Kartoffelstaude. Die Wurzelfasern verbreiten sich von der Wurzel nach allen Richtungen. Der Stamm, mit Inbegriff der Aeste, steigt unmittelbar aus dem Wurzelstock; er ist entweder kraut-, strauch- oder baumartig, und zeigt noch verschiedene andere Unterschiede, wenn man auf seine Bildung, Substanz, Oberfläche u. s. w. Rücksicht nimmt. Die Blätter sind entweder einfach, wenn der Stiel nur ein Blatt trägt, oder zusammengesetzt, wenn mehrere Blätter auf einem Stiele stehen. Die verschiedenen Bezeichnungen der Gestalt und des Umrisses der Blätter sind bei Bestimmung der Arten unentbehrlich. Die Stützen sind äußere Theile, welche zur Befestigung, Stütze, oder zum Schutze der Pflanzen dienen, oder die nöthigen Absonderungen erleichtern; dahin gehören: der Blattstiel, der Blüthenstiel, das Nebenblatt, die Ranke, der weichbehaarte Ueberzug, die Dornen und Stacheln, das Deckblatt in der Nähe der Blüthe. Die Befruchtung bezeichnet die Zeit der Mittheilung des Blüthenstaubes an die Narben des Fruchtknotens. Der Blüthenstand zeigt die Theilung und Zusammenstellung der Blüthenstiele, wodurch Trauben, Aehren, Rispen, Sträußer, Büschel, Schirme entstehen. Die verschiedenen Blüthentheile sind unter folgende Kapitel geordnet: der Kelch oder die Blüthendecke, die Krone, die Staubgefäße, der Stempel, der Saamenbehälter und der Saame. Dazu gehören noch das Honiggefäß und der Fruchtboden. Der Kelch besteht aus einem oder mehreren grünen oder gelblichen Blättchen in geringer Entfernung von oder ganz nahe an der Krone. Es sind verschiedene Arten von Kelchen: der Kelch in der Nähe der Blüthe, wie bei der Rose; die Hülle, von der Blüthe entfernt, wie bei den Schirmgewächsen, bei der Möhre und dem Coriander; das Kätzchen an den Weiden und an dem Haselstrauch; die Scheide bei dem Schneeglöckchen; der Balg an dem Weizen, Hafer und an den Gräsern überhaupt; der Deckel, der die Befruchtung der Moose schützt; der Wulst um den Strunk, der Anfangs mit dem Hute an den Schwämmen verbunden ist. Die Krone ist der schöngezeichnete Theil der Blüthe, der vorzüglich die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Sie besteht aus einem oder mehreren Blättern. Wenn sie aus einem Stück besteht, wie bei der Tuberose oder Aurikel, so heißt sie einblätterig; sonst heißt sie 2, 3, 4, 5 und vielblätterig. Die Staubgefäße stehen gewöhnlich in der Blüthe um den Stempel herum. Sie bestehen aus zwei Theilen, den Staubfäden und Staubbeuteln; die letztern sind wesentliche Theile, und enthalten den befruchtenden Blüthenstaub. Viele Pflanzen enthalten Staubgefäße ohne Fäden; dann sitzt die Anthera auf der Krone oder auf dem Kelche. Der Stempel besteht aus 3 Theilen: dem Fruchtknoten, dem Griffel und der Narbe; zuweilen fehlt der Grif-

Digitized by Google

fel, und die Narbe steht unmittelbar auf dem Fruchtknoten. Manche Pflanzen haben nur einen Stempel; andere haben 2, 3, 4, 5 oder mehrere. Der Saamenbehälter wird in der kürzlich geöffneten Blüthe der Fruchtknoten genannt; doch wenn dieser sich vergrößert, so erhält er den Namen Frucht. Einige Pflanzen haben keinen Behälter dieser Art; sondern die Saamenkörner liegen unbedeckt in der Blüthe, wie bei der Nessel. Der Kelch schließt indessen den Saamen gewöhnlich ein, und schützt ihn bis zu seiner Reife; bei den Gräsern thut dies fast allgemein die Krone. Der Theil, worauf der Saame fest sitzt, heißt der Fruchtboden. Die Honiggefäße sind für die Bereitung des Honigsaftes bestimmt. Die Kronröhre entspricht häufig diesem Zwecke, z. B. bei dem Geißblatt; doch in vielen andern Blüthen findet sich zu dieser Absicht eine eigene Organisation. Das Honiggefäß an der Basis eines jeden Kronenblattes der Kaiserkrone besteht aus einem Grübchen, welches eine süße Flüssigkeit enthält, den die Biene zur Bereitung des Honigs einsammelt. Es giebt wenig Blüthen, die nicht mehr oder weniger mit dieser Flüssigkeit versehen wären. Der Fruchtboden ist der Sitz oder die Basis, worauf die verschiedenen Blüthentheile ruhen. Wenn man nämlich den Kelch, die Krone, den Stempel, die Staubgefäße, die Saamen oder deren Behälter wegnimmt, so ist der Theil, welcher auf der Spitze des Blüthenstiels übrig bleibt, der Fruchtboden. In manchen Pflanzen ist dies nicht so auffallend, wie bei andern, z. B. bei der Artischocke ist nach Wegnahme des Kelches, der Krone und der Borsten, der übrig bleibende Theil der Fruchtboden, den man auf den Tafeln der Großen so hoch schätzt. Die Anordnung dieser Blüthentheile leuchtet ganz einfach an einer Kaiserkrone ein; ihre Stelle kann auch eine Tulpe oder Lilie vertreten. Die Kaiserkrone hat keinen Kelch, sechs Kronblätter, sechs Staubgefäße. Jedes besteht aus einem pfriemenförmigen Staubfaden, und einer länglichen, viereckigen Anthera. In der Mitte dieser Gefäße findet sich ein Stempel; er besteht aus einem länglichen, dreieckigen Fruchtknoten, aus einem Griffel, der länger als die Staubgefäße ist, und aus einer dreifachen Narbe. Sie hat ferner sechs Honiggrübchen, eins an der Basis eines jeden Kronenblattes, und zahlreiche, flache Saamen in der Frucht. Die Kennzeichen der ersten 23 Klassen des Linné'schen Systems sind von der Zahl, der Länge, der Verbindung oder der Stellung der Staubgefäße hergenommen. Die 1ste Klasse umfaßt Blüthen mit einem Staubgefäße. Linné nennt sie Monandria (ein Männchen). Die 2te Klasse enthält Blüthen mit 2 Staubgefäßen, Diandria (2 Männchen). Die folgenden Klassen, bis zur zehnten, werden eben so benannt, Triandria (3 Männchen); Tetrandria (4 Männchen) bis Decandria (10 Männchen). Da es keine Blüthen mit 11 Staubgefäßen giebt, wohl aber viele Pflanzen, in welchen zwar nicht übereinstimmend 12, doch ungefähr so viele vorhanden sind, so heißt die 11te Kl. Dodecandria (12 Männchen), und enthält Blüthen mit 12 — 19 Staubgefäßen. Wenn 20 und mehr da sind, welche auf der Fläche des Kelches oder auf der Krone stehen, so gehört das Gewächs in die 12 Klasse, und heißt icosandria (20 Männchen). Sind mehr als 19 Staubgefäße auf dem Fruchtboden befindlich, aber nicht auf dem Kelche, oder auf der Krone, so gehört die Pflanze zur 13ten Klasse, Polyandria (viele Männchen). Blüthen mit 4 Staubgefäßen, wovon 2 länger sind, als die beiden andern, gehören in die 14te Klasse, Didynamia (2 Mächtige). Blüthen mit 6 Staubgefäßen, wovon 4 länger als die beiden übrigen, machen die 15te Klasse aus, Tetradynamia (4 Mächtige). Wenn die Staubfäden an der Basis eine Röhre um den Fruchtknoten bilden, die Antheren aber getrennt sind, so gehört die Blüthe in die 16te Klasse, Mo-

Digitized by Google

nadelphia (eine Brüderschaft). Wenn die Staubfäden in 2 Körper vereinigt, die Antheren aber frei sind, so zählt man die Blüthe zur 17ten Klasse, Diadelphia (2 Brüderschaften). In der 18ten Klasse, Polyadelphia (viele Brüderschaften), sind die Staubfäden in 3 oder mehr Körper verwachsen. Wenn die Staubfäden nicht verbunden, aber die Antheren vereinigt sind, so giebt dies die 19te Klasse, Syngenesia (verbundene Antheren. In allen den vorgehenden Klassen befanden sich die Staubgefäße von den Stempeln getrennt, aber in der 20sten Klasse, Gynandria, stehen die ersteren auf den letzteren. Zuweilen finden sich die Staubgefäße in der einen Blüthe (eine männliche), und der Stempel in der andern (eine weibliche), aber auf einer und derselben Pflanze; in diesem Falle giebt dies die 21ste Klasse, Monoecia (ein Haus). Wenn sich aber die männliche Blüthe auf der einen Pflanze, und die weibliche auf der andern findet, so ist dies die 22ste Klasse, Dioecia (2 Häuser). Endlich, wenn Staubgefäße und Stempel sich in einer Blüthe (Zwitter), und neben solchen sich auch männliche und weibliche Blüthen auf einer oder auf verschiedenen Pflanzen finden, so hat man die 23ste Klasse, Polygamia. Alle diese Klassen enthalten Gewächse mit sichtbaren Blüthen; allein die Moose, Seegewächse, Pilze haben keine sichtbaren Blüthen, oder die Befruchtungstheile sind wenigstens keine Staubgefäße und Stempel; diese verband Linné in der 24sten Klasse, Cryptogamia. Nicht seit lange hat man diese 24 Klassen auf 20 zurück geführt. — Eine kurze Geschichte der Botanik vom Beginn und Fortgange dieser Wissenschaft lehrt, daß die Bedürfnisse des Lebens und der Nahrung die Menschen sogleich nach der Schöpfung angetrieben haben, sich von vielen Pflanzen eine Kenntniß zu verschaffen, und ihnen Namen beizulegen. Allein diese geringen Kenntnisse kann man noch nicht Botanik nennen. Die Zeiten also, wo man den Ursprung der erweiterten Pflanzenkenntniß zu suchen hat, rückten erst damals herbei, als man anfing, den Krankheiten der Menschen nachzudenken, und einer jeden die gehörigen Mittel meistentheils aus dem Pflanzenreiche entgegen zu setzen, welches zu den Zeiten der Griechen geschah. Allein die Kenntnisse davon wurden nur mündlich fortgepflanzt. So wie aber die Wissenschaften anfingen mit mehr Eifer betrieben zu werden, fanden sich nach und nach Gelehrte, welche in eigenen Werken die Pflanzen beschrieben, wie Dioskorides, Theophrastus und Plinius. Indessen waren dieser Beschreibungen nur wenige, und überdas waren sie noch so dunkel und vollständig, daß man bei den wenigsten errathen kann, welche Pflanze die Verfasser beschrieben haben. Diese Dunkelheit in der Pflanzenkenntniß herrschte bis zu den Zeiten, wo in Europa die Wissenschaften wieder aufzuleben anfingen. Ungefähr zu Ende des 15ten und im Anfang des 16ten Jahrhunderts dachte man darauf, die nunmehr allenthalben bekannten Arzneien aus dem Pflanzenreiche genauer zu beschreiben, und den ersten Grund zu einer Wissenschaft zu legen, welche mit der Zeit zu einer solchen Höhe gelangt ist, als man sich damals wohl schwerlich vorstellte. Unter die Gelehrten, welche sich durch diesen rühmlichen Eifer bekannt gemacht haben, verdienen Cordus, Bock, Dodonäus, Lobelius, Clusius, Camerarius, Theodorus, von seiner Geburtsstadt gemeiniglich Tabernämontanus genannt, Dalechamp, Joh. Bauhin und Conrad Geßner genannt zu werden. Diese Männer waren die ersten, welche sich bemühten, eine Menge von Pflanzen zu sammeln und zu beschreiben; Einige ließen auch sogar die Figuren davon in Holz schneiden, um noch verständlicher zu werden, worunter Otto Brunfels der Erste gewesen ist. Indessen war die Wissenschaft, so rühmlich auch die Bemühungen dieser Männer sind, noch immer mit Dunkelheiten ange-

Digitized by Google

füllt, indem man noch nicht daran dachte, ein System und genaue Bestimmung der unbeschreiblichen Anzahl von Namen einzuführen, welche willkührlich jedes Land und jeder Gelehrte den Pflanzen beilegte. Die ersten Gedanken eines Systems hatte Conrad Geßner, indem er die Kennzeichen der Pflanzen aus dem Saamen und der Frucht herzunehmen vorschlug, ob er gleich durch den Tod verhindert wurde, diesen Gedanken weiter auszuführen. Fabius Columna, ein Römer, brach ebenfalls schon die Spur zu einer Methode; allein das erste wirkliche, noch unvollkommene, System wurde von Andreas Cäsalpin entworfen, und gründet sich auf den Saamen der Pflanzen, dessen Gestalt, Anzahl und Keim. Doch dieses löbliche Unternehmen wurde von den Nachfolgern der Botanisten des 17ten Jahrh. nicht fortgesetzt. Die beiden Bauhin, Caspar und Johann, haben sich zwar durch ihre weitläuftige Kenntniß und nachgelassene Schriften einen unsterblichen Namen gemacht; allein ein System findet man bei ihnen nicht. Caspar Bauhin, dem es mehr darum zu thun war, viel zu wissen, und eine große Anzahl Pflanzen zu kennen, als um Ordnungen und Eintheilungen, unternahm es mit unsäglicher Mühe, alle damals bekannte Pflanzen unter bestimmte Benennungen zu bringen, alle, sowohl alte, als neuere, Synonyme zu sammeln und zu vergleichen, damit man endlich im Stande wäre, zu wissen, welche Pflanzen unter den alten Namen eigentlich zu verstehen seyen. Aus dieser Arbeit erwuchs in Zeit von 40 Jahren sein Pinax, ein Register aller bekannten, und auf die Bauhin'schen Benennungen zurückgeführten Pflanzen. Wie unentbehrlich zu damaliger Zeit dieses Register gewesen seyn müsse, kann man sich leicht vorstellen; und wirklich wurden dadurch die Bauhin'schen Namen so berühmt, daß sie alle andern verdrängten, und bis jetzt noch von vielen Botanisten ihrer Deutlichkeit wegen geschätzt werden. Noch brauchbarer würde dieser Pinax geworden seyn, wenn das weitläuftige Werk, das ein Commentar desselben seyn sollte, und davon nur ein kleiner Theil unter dem Namen des Theatri botanici erschienen ist, ganz zu Stand gekommen wäre. Indessen fanden sich damals immer mehr Liebhaber der Naturgeschichte; daher wurde noch eine Menge ausländischer Pflanzen entdeckt, und beschrieben. Viele Gelehrte haben sich darunter berühmt gemacht. Schwert, Besler, Pancho und Bry gehören zu den ersten, welche sich der Wissenschaft mit allen Kräften widmeten; noch mehr Ruhm aber erwarben sich Cornuti, Hernandes, Marcgrav, Piso, Renealme, Barrelier, Bocco, Clusius, Alpin der Sohn, Columna und Andere, indem sie nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch in andern Welttheilen eine Menge Pflanzen sammelten, sie theils beschrieben, theils auch abzeichneten. Gegen das Ende des 17ten Jahrh. war daher eine so große Menge von neuen Pflanzen und Benennungen da, welche nicht in dem Bauhin'schen Verzeichnisse standen, daß schon wieder eine ziemliche Namensverwirrung entstand. Dieses geschah zuerst von Robert Marison, einem Schottländer, welcher ein natürliches System aussann, das theils auf die Betrachtung des Saamens und der Frucht, theils auf andere, der ganzen Pflanze zukommende, Eigenschaften sich gründete. Hiernach ordnete er in seiner Historia Plantarum, wovon er aber nur den 2ten Bd. im J. 1680 herausgab, dessen dritter aber nach seinem Tode erst von Bobart ist geliefert worden, eine Anzahl von 3.500 Pflanzen. Nachdem nun einmal die Bahn gebrochen war, so folgten bald darauf mehrere Pflanzenkenner, welche gewisse besondere Eintheilungen aussannen, so, daß zu Ausgang des 17ten und zu Anfang des 18ten Jahrh. schon mehrere wirkliche Methoden vorhanden waren, darunter hauptsächlich die

Digitized by Google

von Ray, Rivin, Knaut, und endlich von Tournefort ausgearbeitete, merkwürdig sind. Johann Ray, ein englischer Gottesgelehrter, hing in seinem System noch immer an der Haupteintheilung der Pflanzen in Bäume und Kräuter, und machte sodann 36 natürliche Klassen, bei welchen er sowohl auf die Fruchttheile, als auf den ganzen Wuchs der Pflanzen sieht. Paul Hermann und der große Börhave ordneten ebenfalls das Pflanzenreich nach ähnlichen Methoden. August Quirin Rivinus ging hingegen noch einige Schritte weiter, und war der Erste, welcher ein strenges, bestimmtes, willkührliches System einführte, das sich bloß auf die Theile der Blume gründet. Er verließ also zuerst die alte, in der Natur gar nicht gegründete, Abtheilung der Kräuter, von den Bäumen und Stauden. Alle seine Vorgänger überstieg aber endlich Joseph Pitton Tournefort. Mit ihm fing das Licht der Pflanzenkenntniß an heller zu leuchten. Er war nicht nur der eifrigste Beobachter der Pflanzen nach allen ihren Theilen, und der Stifter eines besondern Systems, sondern er setzte auch gewisse Geschlechter oder obere Gattungen in seinen Institutionibus rei herbariae, Paris 1719, 4., fest, deren Zahl sich damals auf 600 belief, welche er nicht nur genau beschrieb, sondern auch mit guten Zeichnungen erläuterte. Hierdurch bekam die Botanik ein ganz andres Ansehen, sie wurde weit faßlicher und leichter, da die ungeheure Menge von Namen nunmehr nur auf 600 Geschlechtsnamen reduzirt werden konnte. Das System dieses unsterblichen Botanisten gründet sich auf die Gestalt und Regelmäßigkeit der Blume. Dabei sieht er aber auch auf die Früchte. Er theilt 22 Klassen ab, deren 5 letztere er wieder den Bäumen anweist, ohne wahrzunehmen, daß er wieder in neue verfiel. Indessen wurde doch nunmehr der Grund zu dem ganzen Gebäude der Wissenschaft gelegt, das in Zeit von 70 bis 80 Jahren mit allem Eifer und Fleiß zwar nicht ausgebauet (denn das kann es nie), aber doch zu der Höhe eines Pallastes ist aufgeführt worden. Tournefort selbst machte eine Reise in die Morgenländer; Plumier, ein Landsmann von ihm, reiste dreimal nach Amerika; Rheede war schon in Malabar voraus gegangen; Rumph, ein Deutscher von Geburt, sammelte in Amboina alle Arten von Naturprodukten; Catesby, ein Engländer, beschrieb viele nordamerikanische Pflanzen; Joh. Burmann viele zeylonische und afrikanische Gewächse, und Lud. de la Feuillee die peruvianischen. Außer diesen eifrigen Naturforschern bemühten sich noch Viele, die europäischen Pflanzen auf das Genaueste zu beschreiben, auch die bisher außer Acht gelassenen Moose und Schwämme nicht ausgeschlossen. Auch fing man nun durch Unterstützung der Großen an, mehrere botanische Gärten anzulegen, worin man alle Pflanzen, die man habhaft werden konnte, aufnahm und sammelte. Man hatte zwar schon lange vorher dergleichen Gärten, z. B. zu Padua schon im Jahr 1540, zu Pisa und zu Bononien 1547, zu Paris 1570, in Leyden 1577, zu Montpellier 1598, und anderwärts angelegt, allein sie waren nur den Arzneigewächsen gewidmet, und erst lange nachher wurden sie mehr ausgedehnt, und für die Wissenschaft brauchbarer gemacht. Durch ihre Schriften haben sich Folgende verewigt: Joh. Jak. Dillenius, ein Deutscher, von Gießen gebürtig. Er war der Erste, der die Botanik auch auf die kleinsten Moosarten ausdehnte, und sammelte schon eine Anzahl von ungefähr 600 Gattungen, die er in seiner Historia Muscorum alle genau beschrieb, und von denen er mit eigner Hand gezeichnete Abbildungen in Kupfer lieferte. Ueber das beschrieb er in einem prächtigen Werk eine Menge seltner Pflanzen des elthamischen Gartens in England. Joh. Scheuchzer, ein Schweizer, wandte seinen Fleiß auf ein anderes Feld der Wissenschaft. Er gab unter dem Namen Agrostographia seu Historia graminum die genaueste

Digitized by Google

Beschreibung von allen Grasarten, deren er eine große Menge gesammelt hatte. Peter Anton Micheli, ein Florentiner, durchreiste ganz Italien, sammelte eine Menge Mooseschwämme und Flechten, und machte sich durch seine Nova plantarum genera, Florent. 1729, einen unsterblichen Namen. Sebastian Vaillant von Paris, Bernhard Jussieu, Pontedera, Burbaum, Marchant und Mehrere glänzten zu damaliger Zeit als sehr geschickte Pflanzenkenner, und trugen das Ihrige redlich zur Aufnahme der Wissenschaft bei. Besonders hat sich eben genannter Vaillant darum verdient gemacht, indem er zuerst die beiden Geschlechter der Pflanzen (Sexus) deutlich unterschied, mit vielen Beobachtungen bewies, und in einer Rede de structura florum der gelehrten Welt bekannt machte. Man hatte zwar schon lange vorher etwas davon geahnet, wie man aus Camerarii Epist. de sexu plantarum, 1695, sieht. Allein die aufgeworfenen Zweifel, und der Widerspruch der größten Männer, z. B. eines Tournefort, hatten diese Lehre fast ganz wieder in Vergessenheit gebracht, und der deutlichsten Vaillant'schen Beweise ungeachtet, war immer noch Streit und Widerspruch darüber. Nunmehr aber rückte die Zeit heran, wo sowohl diese Hypothese als viele andere noch unbearbeitete Felder der Botanik aufgeklärt, bestimmt, und eine gänzliche Reform in der Pflanzenkenntniß vorgenommen werden sollten. Der große Naturforscher Carl von Linné war der Mann, dessen Geist hierzu Fähigkeit und Eifer genug besaß. Mit ihm fängt also eine Hauptepoche in der Geschichte der Botanik an. Seine Arbeit fing er zuerst in Holland im Jahr 1735 an, der Welt mitzutheilen, folglich etwa 30 Jahre nach seinem großen Vorgänger Tournefort. Während dieser 30 Jahre war nun die Anzahl der bekannten Pflanzen gar sehr angewachsen. Linné hatte Gelegenheit, durch seine Aufsicht über den cliffortischen botanischen Garten, durch Betrachtung vieler anderer, durch die auf seinen Reisen durch Lappland, Dänemark, Norwegen, Deutschland, Holland, Frankreich und England gemachten Beobachtungen und durch Korrespondenz mit den größten Botanisten eine Menge Pflanzen kennen zu lernen. Er unternahm also die Arbeit, ein neues System auszuführen, und baute es auf die Staubfäden und Stempel, oder auf die beiden Geschlechter der Pflanzen, nachdem er diese Lehre auf die unwidersprechlichste Weise erwiesen hatte. Nunmehr durchging er von Neuem alle bekannten Pflanzen, die seine Vorgänger aufgezeichnet hatten, ordnete sie nach diesem Sexualsystem in 24 Klassen, und beschrieb jedes Geschlecht mit so kurzen und deutlichen Ausdrücken und mit so tiefem Beobachtungsgeist, daß er die Aufmerksamkeit der ganzen gelehrten Welt erregte. Nach Verlauf von 20 Jahren lieferte er nun seine Species Plantarum, ein Generalverzeichniß aller Gattungen und Spielarten der Geschlechter. Welche Mühe und unsäglichen Fleiß ein solches Werk gekostet haben müsse, wird jeder Sachverständige leicht einsehen. Dies Alles aber war ihm noch nicht genug. Er wünschte, daß man das Pflanzenreich von allen Seiten her betrachten, und nach den kleinsten Theilen der Pflanzen ebenfalls forschen möchte. Dabei konnte es nun nicht fehlen, daß eine große Menge von Kunstwörtern festgesetzt werden mußte. Er war also der Erste, und man kann sagen der Einzige, der die genauesten Eintheilungen mit deutlichen Benennungen belegte, welche von allen Botanisten angenommen wurden. Er bildete viele junge Leute, welche sich nachher durch fortgesetzten Fleiß unsterbliche Namen erwarben. Unter seine Schüler gehören: Kalm, Hasselquist, Osbeck, Löfling, Alströmer und viele Andere, welche durch ihre Reisen nach Amerika, Aegypten, Palästina, China, Japan und in alle europäischen Reiche viele hundert Pflanzen entdeckten, und ihrem Lehrmeister mittheilten. Nunmehr stieg die Pflanzenkenntniß zu der ansehnlichsten Höhe; denn nicht nur die eben genannten, sondern noch viele

Digitized by Google

andere Gelehrte in allen Reichen lieferten durch Beschreibung ihrer vaterländischen Pflanzen und botanischen Gärten wichtige Beiträge. Die Verdienste eines von Haller's in Helvetien, eines Jaquin, Schäfers, Schrebers, Gleditsch, Scopoli, Gmelins und mehrerer Anderer in Deutschland, eines Oeder in Dänemark, eines Sauvages, Guettard, Dalibard, Adanson und Gouom u. s. w. in Frankreich, eines Miller, Broeve und Hill in England, eines Gronov, Royen u. s. w. in Holland sind hoch gefeiert. Durch die vereinigten Kräfte dieser Gelehrten ist also die Botanik zu ihrer jetzigen Größe gelangt. Linné kannte bei der ersten Ausgabe seiner Species plantarum 7.300 Arten, bei der zweiten 8.800. Wenn man aber bedenkt, daß in unsern Tagen nach einem mäßigen Anschlag schon über 50.000 sind beschrieben worden, so muß man über den Zuwachs des Pflanzenvorraths seit 60 Jahren erstaunen. Wenn wir nun die ganze Geschichte der Botanik mit einem Blick übersehen wollen, so werden wir bemerken, daß sie ihre gewissen Epochen hat, in welchen ihre hauptsächlichsten Verbesserungen vorgefallen sind. Die erste Epoche derselben, welche man mit Linné die Epoche der Väter nennen kann, gehet von den Zeiten des Aristoteles bis auf die Zeit der Reformation; die zweite fängt an mit dem 16ten Jahrhundert, und dauert bis auf C. Bauhin, in welcher der Grund zur Wissenschaft gelegt wurde; die dritte geht bis auf Tournefort, in welcher man anfing, systematisch zu arbeiten; die vierte geht bis Linné, und enthält die große Reform der Wissenschaft; die fünfte endlich enthält die der Zeiten seit etwa 70 Jahren.

Botanische Gärten. Unter dieser Benennung versteht man einen Bezirk Landes, in welchem Pflanzen aus allen Weltgegenden und Klimaten gezogen werden. Der Zweck einer solchen Anstalt ist theils der Unterricht bei öffentlichen Lehranstalten, theils die Erweiterung derjenigen Wissenschaft, die sich mit dem Gewächsreiche beschäftigt. In den beiden ersten Rücksichten geht die Hauptabsicht einer solchen Anstalt dahin, eine möglichst große Menge von Gewächsen aus den verschiedensten Familien dergestalt zu erziehen, daß sie zu dem nöthigen Grade der Vollkommenheit gelangen. Blicken wir in die Geschichte der botanischen Gärten zurück, so scheint Theophrast der Erste gewesen zu seyn, welcher einen Pflanzengarten unterhielt, und ihn seinen Schülern vermachte. Dann wetteiferten die Könige Attalus Philometor von Pergamus und Mithridat Eupator von Pontus in der Anlegung von Gärten, worin sie Gifte und Gegengifte zogen. Plinius erwähnt eines botanischen Gartens, welchen Antonius Castor, Schwiegersohn des Königs Dejotarus, in Italien angelegt hatte. Für das Mittelalter wirkte Carl der Große wohlthätig, indem er die Anlegung von Gärten bei den kaiserlichen Pfalzen und Burgen verordnete, und sogar die Gewächse einzeln aufzählte, welche gezogen werden sollten. Im Mittelalter legte Matthäus Sylvatikus zu Salern zu Anfange des 14ten Jahrhunderts den ersten eigentlich botanischen Garten an. Bald folgte die Republik Venedig, welche im J. 1333 einen öffentlichen mediciniſchen Garten einrichtete, und die Pflanzen von Amadei malen ließ. Diese Kunstwerke werden noch aufbewahrt. Seit Wiederherstellung der Wissenschaften wurden die ersten botanischen Gärten, welche jedoch größtentheils nur offizinelle Pflanzen erhielten, in Italien angelegt. Herzog Alfons von Este ward der Stifter einer trefflichen Anstalt dieser Art in Ferrara, dann folgten die Gärten in Padua, Pisa und Pavia. Späterhin ahmte Montpellier in Frankreich zuerst dieses Beispiel nach. In Leyden ward der akademische Garten erst im J. 1577, der Pariser erst im J. 1633, und es wurden damals auch die ersten botanischen Gärten in Deutschland und England eingerichtet. Unter den jetzigen botanischen Gärten sind die größten

Digitized by Google

und berühmtesten: 1) In Deutschland der kaiserlich-österreichische zu Schönbrun, unter Jacquins Aufsicht, der königlich-preußische zu Berlin, unter Link und Otto, der großherzoglich-weimarische in Belvedere, der großherzoglich-badische zu Schwetzingen, und der königlich-hannöversche zu Herrnhausen. 2) In Großbrittannien ragt vor allen der königliche Garten zu Kew unter des jüngern Aitons Aufsicht hervor. Der Chelseal Garten, für die Londoner Apotheker gestiftet, und der zu Liverpool unter Shepherds Aufsicht sind die bekanntesten gelehrten Anstalten. 3) In Frankreich ist der königliche Garten zu Paris unter Desfontaines und Thouins Aufsicht der erste. 4) In Italien ist der Turiner Universitätsgarten unter Capellis Aufsicht vielleicht der beste. 5) In Spanien behauptete der königliche Garten zu Madrid unter Mariano Lagasca den ersten Rang. 6) In Dänemark ist der Universitätsgarten zu Kopenhagen unter Hornemanns Aufsicht einer der reichsten unserer Zeit. In Rußland verdient die herrliche Anstalt des Grafen Alexis Rasumowsky zu Gorinka bei Moskau den vornehmsten Gärten an die Seite gestellt zu werden. Außer Europa ist der Garten der ostindischen Compagnie zu Calcutta unter Wallichs Aufsicht der wichtigste. Jetzt hat nicht mehr bloß jede Universität, sondern fast jede gelehrte Akademie in den größern deutschen Staaten, und mancher reiche Privatmann oder Fürst seinen botanischen Garten.

Both (Johann), ein niederländischer Landschaftsmaler, der sich nach Lorrain bildete; geb. zu Utrecht 1610, gest. 1650. Wurde er gleich nicht so vollkommen als sein Meister, so ist sein Kolorit doch reizend und frisch, und die Lüfte sind von trefflicher Wirkung. Unendlich schön ist das Licht, welches das Grün der Landschaften beleuchtet. — Sein Bruder Andreas Both, geb. zu Utrecht 1609, gest. 1650, staffirte seine Landschaften in der Manier des Bamboccio; die Staffage ist gut gezeichnet, und hat in der Ausführung viel Feinheit. Beider Landschaften sind so harmonisch, daß sie von Einem Pinsel zu seyn scheinen. Beide Gebrüder Both bildeten sich in Abraham Bloemart's Schule, und in Italien.

Bothnien, Botten, große Landschaft an beiden Seiten des 80 Meilen langen und 30 Meilen breiten, vom 63°—65° N. B. sich erstreckenden bottnischen Meerbusens, des nördlichen Theiles der Ostsee zwischen Schweden und Finnland, oberhalb der ålandschen Inseln. Sie wird in West- und Ostbotten eingetheilt. Westbotten, eine Grafschaft, auf der Westseite des Meerbusens, gehört zur schwedischen Landschaft Nordland, besteht aus den 4 Vogteien: Umeå, Piteå, Luleå und Torneå, und enthält 37.800 Einwohner. Auch gehört hierher das nördlich angränzende Lappland mit ungefähr 8.000 Einwohnern. Ostbotten auf der Ostseite des Meerbusens begreift die finnische Landeshauptmannschaft gleiches Namens oder Uleåborg, und enthält 66.664 Einwohner. Das Land ist ungeachtet der Kälte, vieler Flüsse, Seen und Wälder fruchtbar. Die Hauptnahrung der Einwohner bilden Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei; mit Balken, Brettern, Theer, den Jagd- und Fischereiprodukten wird bedeutender Handel getrieben. Auch sind gute Kupfer- und Eisengruben und verschiedene Eisenhämmer da. Durch den Frieden von Friedrichshamm 1809 wurde Ostbothnien und ein Theil von Westbothnien bis an die Flüsse Torneå und Muonio, mit dem nördlich darüber liegenden Theile von Lappland an Rußland abgetreten, und gehört nun zu Finnland.

Botocuden sind brasilianische Wilde, deren Kenntniß uns durch die unlängst erschienene Reisebeschreibung des Prinzen Maximilian von Wied zu Neuwied über Brasilien geworden ist. Ihren Namen haben sie von den großen Holzflöcken, womit sie Ohren und Lippen zu schmücken pflegen. Die meisten Stämme dieses Volkes leben noch in der vollesten Rohheit;

Digitized by Google

stets miteinander im Kriege begriffen, tödten und verzehren sie ihre besiegten Feinde.

Botzen, auch Bolzano, die bedeutendste Hauptstadt in Tyrol, am rechten Ufer der Eisak, unweit ihrer Mündung in die Etsch, im schönen weiten Thale, mit hohen Weinbergen umgeben, mit 8.000 Einwohnern. Die Stadt ist gut und meistens im italiänischen Geschmacke gebaut. Sie hat ansehnliche Seidenfabriken und 4 berühmte Jahrmärkte. In der Nähe an der Etsch liegt das alte Schloß Tyrol oder Terioli, woher der Name des Tyrolerlandes kommen soll. Unweit davon findet sich ein schöner Bruch vom edelsten weißen Marmor. Botzen wurde 1809 erstürmt, und fast ganz in Asche gelegt. Zwei Pässe: das untere Eisak- und das obere Etschthal vereinigen sich hier. Als Festung würde die Stadt den ersten Paß beherrschen, im Etschthale aber durch eine Nebenstraße rechts des Flusses (von Meran nach St. Michele) umgangen werden können. Der Herbst ist hier die schönste Jahreszeit, immer milde, und dauert in der Regel eben so lange, als der Winter kurz zu seyn pflegt. Es wächst an der Lehne der Berge in Botzen eine vorzügliche Sorte rothen Weines. Im Thale selbst blüht der Anbau der Maulbeerbäume, und hiedurch gründete sich hier die beste Seidenzucht in den deutschen Erblanden des österreichischen Kaiserstaates.

Boucaniers, s. Flibustier.

Bouchardon (Edme), geboren zu Chaumont in Bassigny, 1698. Er widmete sich der Bildhauerkunst, und wurde seiner ungewöhnlichen Talente wegen auf königliche Kosten nach Rom zur weitern Ausbildung geschickt, wo er bis 1732 verweilte, und seine Kunst theils nach den Werken des Alterthums, theils nach Raphael und Dominichino studirte, alsdann aber nach Paris zurückkehrte. Jetzt verfertigte er hier unter andern eine große Gruppe aus Stein, die einen Athleten, der einen Bären bändigt, vorstellte, und welche lange in den Gärten von Grosbois stand; ferner nahm er Theil an der Ausbesserung der Fontaine Neptuns zu Versailles. 1736 folgte er Chauffourier als Zeichner der Akademie der schönen Künste. Er übernahm die Statuen, welche den Umfang der Kirche von St. Sulpice verzieren sollten, zehn an der Zahl. Auch sieht man in dieser Kirche von ihm das Grabmal der Herzogin Lauraguais. Der Springbrunnen in der Straße Greuelle, den 1789 die Stadt Paris anlegen ließ, ist ganz sein Werk, und gilt für sein Meisterstück. Zu dem Traité des pierres gravées, welchen Mariette 1750 herausgab, fertigte er die Zeichnungen, nach welchen die Kupferstiche gemacht wurden. Endlich übertrug man ihm die Ausführung des größten Denkmals der damaligen Zeit, der Statue Ludwigs XV. zu Pferde, welche die Stadt Paris errichten ließ. Er arbeitete mit unglaublichem Fleiße 12 Jahre an diesem Werke, und lieferte besonders in dem Pferde ein Muster der Vollkommenheit, das man Allem entgegensetzen kann, was das Alterthum Treffliches aufzuweisen hat. Er starb 1762. Ihm gebührt der Ruhm eines großen und genauen Zeichners; seine Compositionen tragen den Karakter einfacher Größe; er wußte mehr Geist und Ausdruck in seine Zeichnungen zu legen, als in den Marmor.

Boudoir. So nennen die Franzosen ein abgelegenes, einfach, anmuthig und geschmackvoll verziertes Zimmerchen im untersten Vorschosse des Hauses, zum Alleinseyn bestimmt, und durchaus das Eigenthum der Dame des Hauses, die hier, der Welt gewissermaßen entrückt, sich selbst wiedergegeben ist. Keine Freundin, selbst der Gemahl nicht, hat hier, ohne vorherige Erlaubniß, freien Zutritt, und diese Erlaubniß ist eine Auszeichnung. Aber der Ton, welcher zur Zeit der Gesellschaft hier herrscht, ist, obgleich immer anständig, doch freier, vertraulicher und gefälliger, als die Etiquette im Salon zulassen würde. Uebrigens ist es Musik, Lektüre, Nachdenken, eine leichte Handarbeit, was die erholende Zeit einer Dame in diesem Boudoir ausfüllt.

Digitized by Google

Bouffon, s. Buffone.

Bouillé (François Claude Amour, Marquis de), aus Auvergne gebürtig, und Verwandter von La Fayette, nahm Kriegsdienste, und wurde als Maréchal de Camp und Generalkommissär der Inseln unter dem Winde 1778 nach Westindien geschickt, bemächtigte sich mehrerer derselben und erhielt nach seiner Rückkehr den Grad eines General-Lieutenants. Zu Anfange der Revolution war er ein treuer Anhänger des Königs, widersetzte sich mehrmals mit Glück den projektirten Grausamkeiten der Jakobiner, und erhielt im Juni 1791 vom König den Auftrag, mit einigen Truppen die Flucht von Paris zu decken; allein die Nachlässigkeit derselben führte die Gefangennehmung des Königs herbei, u. Bouillé entkam nur mit Mühe aus Frankreich. Der drohende Brief, den er, von Luxemburg aus, an die Nationalversammlung sandte, hatte keine andere Folge, als daß man ihn selbst in contumaciam zum Tode verdammte. Dennoch wirkte er von Wien aus, und dann zu Aachen, um Frankreich Feinde zu erwecken; er beredete den König Gustav von Schweden, Theil an dem Kriege gegen Frankreich zu nehmen, und bewog die Kaiserin Catharina zu dem Versprechen, 36.000 Mann unter seiner eigenen Anführung nach der französischen Gränze zu senden. Der König Gustav wurde aber darauf ermordet, die Kaiserin vergaß ihr Versprechen, und Bouillé ging nach London, wo er 1800, 62 Jahr alt, starb. Er schrieb: Mémoires sur la révolution, Paris 1801. 2 Bde. 12.

Bouillon (Gottfried v.), der größte Held in den Kreuzzügen, war der 2te Sohn des Grafen Eustach von Boulogne und der Ida v. Lothringen. Diese seine Mutter war die Schwester Gottfrieds, des Buckligen, Herzogs von Niederlothringen, der, da er keine Kinder besaß, diesen seinen gleichnamigen Neffen zum Erben aller seiner Güter einsetzte. Nach dem Stammschloß seines Geschlechts in den Ardennen führt derselbe aber in der Geschichte gewöhnlich den Namen Gottfried von Bouillon. Das Jahr seiner Geburt, so wie sein Geburtsort selbst, sind unbekannt, und von seiner frühesten Jugend weiß man nur so viel, daß seine Mutter sein und seiner Brüder Schicksal, wie eine Gottbegeisterte, vorher verkündigt hat. Einst spielten nämlich (so wird erzählt) Gottfried und seine Brüder Eustach u. Balduin, als kleine Knaben, im Zimmer der Mutter. Nachdem sie sich scherzend und neckend eine Zeit hindurch im Zimmer herumgetummelt hatten, flogen sie plötzlich alle drei zur Mutter, und versteckten sich unter ihre Kleider. In demselben Augenblick tritt der Vater ins Zimmer, sieht die Bewegung unter dem Gewande der Mutter, und fragt: „Was hast Du denn da?" Schnell erwiederte sie; „Drei große Fürsten, von denen der Eine Herzog, der Andere König, und der Dritte Graf werden wird." Und so geschah es auch. Gottfried wurde nach der Ermordung seines Oheims von Kaiser Heinrich IV., dem er auf seinen Kriegszügen gegen seine Feinde in Deutschland und in Italien die treuesten Dienste geleistet hatte, als Herzog über Niederlothringen bestätigt (1089). Sein dritter Bruder Balduin wurde späterhin (1100—1118) König von Jerusalem, und der älteste, Eustach, erbte die väterlichen Güter, und wurde also Graf von Boulogne. Schon vor seinem Kreuzzuge hatte Gottfried einen weit verbreiteten Ruhm der Tapferkeit sich in Kaiser Heinrichs des Vierten Heere erstritten. Als nämlich die Deutschen Fürsten in demselben Jahre (1077), wo Heinrich die deutsche Kaiserwürde zu Canossa so sehr herabgewürdigt hatte, zu Forchheim in Franken den Herzog von Schwaben, Rudolph, zum deutschen König gewählt hatten; so wollte Heinrich durch Thaten seinen Schimpf wieder auslöschen, seinen gebeugten Stolz wieder erheben, und zog mit erhöhter Entschlossenheit wider den König Rudolph zu Felde. In dem Heere Heinrichs diente in diesem Feldzuge auch Gottfried von Bouillon. Beide feindliche Heere standen an der Elster un-

Digitized by Google

weit Merseburg sich im Jahre 1080 einander gegenüber. Am Abend vor der blutigen Schlacht, die hier am 15ten Oktober 1080 zwischen Heinrichs und Rudolphs Kriegern geliefert wurde, fragte Heinrich die um ihn versammelten Fürsten, wer der Würdigste sey, am folgenden Tage das Reichspanier zu tragen, und Alle nannten einmüthig Gottfried von Bouillon. Diese Wahl allein giebt schon einen Beweis, wie geachtet er in dem Heere des Kaisers war, und wie sehr sein Heldenmuth Allen bekannt seyn mußte. Doch Gottfried zeigte sich auch hier an dem blutigen Tage dieser Auszeichnung werth, denn heldenkräftig und siegesmuthig drang er, vor dem Kaiser hergehend, an der Spitze eines Haufens in das feindliche Heer, traf persönlich auf den Gegenkönig Rudolph, und stieß ihm den Schaft des Reichspaniers in den Unterleib, wodurch er tödlich verwundet wurde. Gleichzeitig wurde Rudolphen die rechte Hand abgehauen, so daß er nach wenigen Tagen zu Merseburg starb, wo seine Hand noch im dortigen Dom aufbewahrt wird. Wenn gleich die Sachsen, die für Rudolph fochten, hier siegten, so galt dem Kaiser Heinrich der Tod doch mehr, als Sieg, denn nach den Vorstellungen jener Zeit sahe man denselben als eine Entscheidung Gottes an, und Rudolph selbst soll beim Anblick seiner abgehauenen Hand reumüthig gesagt haben: „Dies ist die Hand, mit der ich Heinrich Treue geschworen habe.“ — So berühmt hatte sich also schon Gottfried durch seine Tapferkeit gemacht, ehe Peter von Amiens durch seine Feuerreden die abendländischen Christen zur Befreiung Jerusalems begeisterte. Aber nicht allein durch Heldenruhm, freilich in jener Zeit den glänzendsten Schmuck eines Ritters, war Gottfrieds Name unter den großen Männern seiner Zeit geachtet, sondern unter vielen andern Tugenden rühmte man an ihm besonders auch eine große Frömmigkeit. Solchen Mann, ausgerüstet mit diesen beiden Tugenden, hatte die damalige Zeit, in der die Eroberung des heiligen Landes unternommen werden sollte, nöthig. Als daher die, durch Peter von Amiens angeregte Begeisterung für einen Kreuzug auf der Kirchenversammlung zu Clermont (November 1095) vom Papste Urban II. zum festen Entschlusse gebracht war, so schloß sich Gottfried mit freudigem Herzen dieser großen Verbrüderung an; denn schon immer war es sein Lieblingsgedanke gewesen, an der Spitze eines Heeres Palästina von den Feinden der Christen zu befreien. Sogleich versöhnte er sich mit dem Bischof von Verdun, mit dem er in Fehde gerathen war, verkaufte seine eigenen Besitzungen Mosay, und Sathanay (Mosacum, Satanacum), welche er gegen den Bischof befestigt hatte, der Kirche der Lieben Frauen zu Verdun, zerstörte das Schloß Falkenberg, welches er in dem Lande des Bischofs erbaut hatte, und verpfändete sein Stammschloß Bouillon der Kirche des heiligen Lamberts zu Lüttich, unter der Bedingung, daß es an die Kirche verfallen seyn sollte, wenn es nicht von ihm, oder seinen drei nächsten Nachfolgern eingelöst werde. Ihm ähnlich handelten andere Ritter, kurz was in Clermont war beschlossen worden, wurde bald der Gegenstand allgemeiner Theilnahme. Die Begeisterung wuchs mit jedem Tage, und ergoß sich wie ein reißender Strom in die entferntesten Gegenden, in die Hütten der Armen, wie in die Burgen der Reichen. Ein Gedanke, Ein Wunsch schien Alle zu beleben; kein Stand, kein Alter blieb zurück, selbst Weiber und Kinder und Greise drängten sich zu den Waffen. Feig hieß, wer zurück blieb, ehrenwerth, wer daran Theil nahm. Kein Wunder war es, daß die zartesten Bande der Liebe und der Anhänglichkeit an den vaterländischen Boden, an die theure Heimath mit frommer Ergebung aufgelöst wurden, und freudig der Gatte von der Gattin, die Kinder von den Eltern schieden, denn das Reich Gottes wollte der fromme Glaube jener Zeit sich erkämpfen, der von den Feinden der Christen entweihte Boden, wo der Heiland der Menschen gelebt hatte, und gestorben war, sollte gereinigt werden, sey es auch mit dem Herzblut vieler Tausende; kein Preis war für den Gewinn zu

Digitized by Google

theuer. Bei so hoher Begeisterung, wie sie damals im Jahre 1095 aus frommen Herzen geflossen war, ist es also kein Wunder, daß zahlreiche Heere für dieses große Unternehmen sich sammelten. Während des Winters wurden die Zurüstungen zu dem heiligen Zuge gemacht; auf allen Heerstraßen sah man die Haufen der Kreuzfahrer ziehen; denn so wie Gottfried von Bouillon, hatten es andere weltliche Fürsten gemacht, sie hatten ihre Güter, Ländereien oder Burgen verkauft oder verpfändet, und wer kein Geld aufbringen konnte, begab sich in die Dienste eines vermögenden Ritters. Diese Schaaren, die aus Franzosen, Lothringern, Italienern, Deutschen und Engländern bestanden, bildeten anfangs kein Ganzes, sondern sie zogen unter besonderen Anführern in einzelnen Haufen fort; denn kein König trat in diesem ersten Kreuzzuge an ihre Spitze, und vereinigte sie. Constantinopel war zum allgemeinen Sammelplatz aller Kreuzheere bestimmt, und von hieraus sollte durch Kleinasien nach Palästina vorgedrungen werden. Peter von Amiens eröffnete von Lothringen aus den Zug im Monat März 1091 mit einem wilden Haufen, der aus der Hefe des Volks zusammengesetzt war, und dem es an Geld, an guten Waffen, und vorzüglich an Kriegszucht fehlte. Selbst dem kriegerfahrendsten Feldherrn würde es schwer geworden seyn, mit solchen Schaaren etwas Entscheidendes auszurichten, und schon auf dem Marsche nach Constantinopel verlor er bei Nissa in Bulgarien 10.000 Mann und alles Gepäck. Mit den Ueberresten kam er am 1ten August 1096 in Constantinopel an, wo er sich mit seinem Vort .., den Walther Habenichts (Gautier sans avoir) führte, vereinigte. Fünf Tage nacher setzten Beide nach Asien über, obgleich ihnen von dem griechischen Kaiser, Alexius I, gerathen war, die Ankunft der größeren und regelmäßigeren Heere abzuwarten. Die Verwilderung dieses Heeres nahm mit jedem Tage zu, und Peter verließ dasselbe, und begab sich nach Constantinopel. Gleich darauf, im Monat October 1096, wurde das Kreuzheer nicht weit von Nicäa, bis auf 3.000 Mann aufgerieben; auch Walther Habenichts war im Kampfe gefallen. Im August des Jahres 1096 brachen endlich Gottfried von Bouillon und viele andere Ritter mit einem geübten und regelmäßigen Heere, aus Franzosen und Deutschen gebildet, auf, und zogen durch Deutschland und Ungarn gegen Constantinopel. Verträge sicherten die Verpflegung des Heeres in den Ländern, die sie durchzogen, und Kaiser Alexius selbst wurde nicht nur durch Huldigungen aller Art für die Kreuzfahrer gewonnen, sondern auch das zahlreiche Heer der Kreuzfürsten flößte ihm Achtung und Furcht ein; denn Gottfrieds Schaaren allein, ohne die der übrigen Ritter zu rechnen, beliefen sich, als er in Constantinopel angekommen war, auf 10.000 zu Roß und 70.000 zu Fuß. Im Frühling des Jahres 1097 setzten die verschiedenen Heerhaufen nach Asien über, und die Anführer musterten auf der Ebene bei Nicäa das zahlreiche Kreuzheer, wie einst Xerxes vor beinahe 1600 Jahren seine Asiaten bei Doriskus in Europa. Mit Ausschluß der Priester, Weiber, Kinder und Greise soll sich das Heer der Kreuzfahrer hier noch auf 600.000 Krieger belaufen haben. Glänzende Thaten wurden jetzt von diesem Heere verrichtet, und wo nur Großes geschah, wird Gottfrieds Namen genannt. Nachdem das feste Nicäa im Juni 1097 von dem Kreuzheere nach blutigem Kampfe erobert war, erfocht dasselbe den ersten wichtigen Sieg bei Doryläum in Kleinasien am 1. Juli, der besonders Gottfried zugeschrieben wird, und den Vortheil hatte, daß die Feinde ruhig das Kreuzheer auf seinem weiteren Zuge mußten ziehen lassen. Jetzt wurde Tarsus in Cilicien, und Edessa jenseit des Euphrat, wo Gottfrieds Bruder, Balduin, ein eigenes Fürstenthum errichtete, fortgenommen, und mit dem Herbste des Jahres 1097 rückte das Heer in Syrien ein. Am 3ten Juni 1098 fiel hier, nach einer Belagerung von 9 Monaten, auch die Stadt Antiochien in ihre Hände; aber die eigentliche Festung hielten die Türken besetzt. Bis hieher war bei so vielen überstandenen Mühseligkeiten doch Alles

Digitized by Google

glücklich gegangen; allein kaum Herr dieser Stadt gerieth das Kreuzheer in die größte Noth und Gefahr. Es rückte nämlich der gewaltige Korboga, ein türkischer Emir von Mosul, den der Sultan von Persien abgesandt hatte, mit einem unermeßlichen Heere zur Wiedereroberung von Antiochien herbei, und schloß die Kreuzfahrer in der Stadt selbst ein, die sie kurz vorher belagert hatten. Alle Gefahren stürmen jetzt auf sie ein, denn vor der Stadt steht der mächtige Korboga, in der eigentlichen Citadelle eine türkische Besatzung, und im Innern der Stadt unter dem Heere eine schreckliche Hungersnoth, und eine furchtbare Seuche. Der Muth der Kreuzfahrer sinkt mit ihren Kräften. Sie verlangen freien Abzug, er wird verweigert; sie erwarten Hülfe vom oströmischen Kaiser Alexius, er sendet sie nicht; denn auch ihn erschreckt ihr hoffnungsloser Zustand. Doch die Führer des Kreuzheeres, nachdem die Meisten schon verzagten in dem Gedanken, daß Christus sein Volk verlassen habe, verzweifeln nicht, sondern behalten in dieser bedrängnißvollen Lage Besonnenheit und Standhaftigkeit. Da wird den 14 Juni, in der Peterskirche zu Antiochien die heilige Lanze aufgefunden, womit der römische Soldat Longinus einst die Seite des am Kreuze sterbenden Heilands durchbohrt hatte. Diese Reliquie erweckt den gestorbenen Muth der Kreuzfahrer zur größten Begeisterung; Einer ermuntert den Andern zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Feinde der Christen, und diesen erwünschten und gehofften Augenblick benutzten die Heerführer. Es wurde am 28ten Juni 1089 ein Ausfall gemacht. Vertrauungsvoll folgt die begeisterte Menge dem neuen Paniere des Sieges, groß und glänzend sind die Thaten der Begeisterung, der herrlichste Sieg krönt an diesem Tage ihr Vertrauen. Korboga wurde mit seinem Heere geschlagen und aufgerieben; die türkische Festungsbesatzung in Antiochien ergab sich nach dieser Niederlage, und Ueberfluß und Wohlleben trat an die Stelle des Mangels und Kummers. Aber noch war nach diesem Siege das Ziel ihrer Wünsche nicht erreicht, noch länger als ein Jahr mußten sie unter manchen Beschwerden die Sehnsucht darnach im Herzen tragen; denn theils fortwährende Kämpfe mit den Feinden, theils der Eigennutz vieler ihrer Anführer, die nach eigenen Besitzungen strebten, worüber wieder Streitigkeiten unter ihnen selbst entstanden, erschwerten und verzögerten den Zug. Aber eine ruhmvolle Ausnahme von solchem eigennützigen Streben machte Gottfried von Bouillon, dem es nur um die Ehre Christi und um das Heil seiner Brüder zu thun war, und der freudig aus diesen höheren und edelen Rücksichten alle Bereicherungen der Art aufopferte. Hätte man seinen Rath immer befolgt, hätten die Kreuzfürsten ihn zum obersten und einzigen Heerführer ernannt, so hätten sie höchst wahrscheinlich früher das Ziel ihrer Wünsche erreicht; allein dies ließ die Ruhmsucht und der Neid der übrigen Anführer nicht zu. Da dies nicht geschah, so konnte er nur durch seine persönliche Leistung, besonders durch seinen tapferen Arm, und durch seinen frommen Sinn, so wie durch die Ueberlegenheit seines Geistes, sich ein gewisses überwiegendes Ansehen, eine Art von Befehlshaberschaft über die andern Heerführer erwerben. — Als im Jahre 1099 die Kreuzheere Akka und Tripolis belagerten, woraus sich Raimund, Graf von Toulouse ein eigenes Fürstenthum bilden wollte, so waren viele Kreuzfürsten über diesen Aufenthalt hier unwillig, und sehnten sich das Ziel ihres Unternehmens, Jerusalem, zu erreichen. Auch dem Heere selbst theilte sich diese Sehnsucht mit, denn schon drei Jahre waren verflossen, seitdem der Kreuzzug unternommen war. Diese Ungeduld des Heeres zu befriedigen, entschloß sich die Mehrzahl der Kreuzfürsten zum Aufbruch. Die Eroberung von Akka wurde daher aufgehoben, mit dem Emir von Tripolis ein Vergleich geschlossen, und rasch ging es nun im Monat Mai 1099 auf der Straße zwischen dem Libanon und dem Meere vorwärts gen Jerusalem. Die Städte Sidon, Tyrus und Akre oder Ptolemais ließ man liegen, denn je näher das Heer gegen Jerusalem

Digitized by Google

kam, je ungeduldiger wurde daſſelbe, und ſo mußte die Belagerung der genannten Städte einer günſtigeren Zeit aufgeſpart werden. Zu Cäſarea feierten die Kreuzfahrer am 29ten Mai das Pfingſtfeſt, und am 5ten Juni Abend erreichten ſie Nicopolis, vormals Emaus genannt. Endlich waren ſie hier nur noch eine halbe Tagereiſe von Jeruſalem entfernt, und nur die Nacht und das vorliegende Gebirge entzog ihnen den ſehnlichſt gewünſchten Anblick. Langſam ſchlich ihnen die Nacht dahin, und ohne Befehl brachen ſelbſt mehrere auf, um früher wie die übrigen ihr heißes Verlangen, Jeruſalem und die heiligen Oerter um daſſelbe zu ſehen, befriedigen zu können. Endlich brach der Tag an (der 6te Juni), und erſtiegen waren die Höhen. Da lag vor ihnen Jeruſalem mit ſeinen Thürmen, die ganze Gegend, in der jede Art große Erinnerungen hervorrief, das erſehnte Ziel ihres jahrelangen Hoffens und Duldens. Namenloſe Wonne und Rührung ergriff Jeden; der Kranke vergaß in Entzückung ſeine Schmerzen, und alle die Gefahren, Beſchwerden und Opfer. Sie jauchzten und weinten vor Freude, beteten und ſangen, warfen ſich nieder, und küßten den Boden, wo ſie in der Begeiſterung die Fußtritte des Heilands und ſeiner Jünger zu ſehen glaubten. Taſſo beſingt in ſeinem befreiten Jeruſalem dieſen Augenblick mit folgenden Worten:

Doch höher ſchwingt die Sonne ſchon die Zügel,
Und ſpaltet mit gewalt'gem Strahl das Land;
Da ſieh, Jeruſalem! dort Zions Hügel!
Sieh! nach Jeruſalem zeigt jede Hand;
Und ſiehe! Jubelton hört man von Allen:
Jeruſalem! mit frohem Gruß erſchallen.

Wie wenn ein kühnes Volk auf ſchwachen Schiffen
Dem ungewiſſen Meere ſich vertraut,
In fremder Zon', umringt von Felſenriffen,
Vom Sturm umheult, dem Tod entgegenſchaut,
Und nun ſein Blick das ferne Land ergriffen,
Dann ſchallt ſein Gruß mit hellem Jubellaut.
Ein jeder zeigt's dem andern, und vergeſſen
Sind Müh' und Noth des Wegs, den ſie gemeſſen.

In dieſem begeiſterten Zuſtande rückte das Heer auf Jeruſalem vor; allein noch ſtand demſelben ein blutiger Kampf bevor, ehe es zum Beſitz der Stadt ſelbſt gelangte. Mancher aus demſelben ſollte die erinnerungsreiche Stadt nur ſehen, nicht betreten, und mit dem Ziel ſeines Strebens war auch das Ziel des Lebens erreicht. Jeruſalem war zwar nicht mehr von ſolchem Umfange, und nicht mehr ſo feſt, wie einſt zu Titus Zeiten, aber immer noch feſt genug, um eine lange Belagerung auszuhalten. Die Stadt wurde durch eine Beſatzung v. 40—60.000 Mann vertheidigt, die der Emir Iftithikar, ein Befehlshaber des Kalifen von Aegypten, kommandirte. Er hatte die nachdrücklichſten Vorkehrungen zur Vertheidigung getroffen, hatte die Mauern ausbeſſern laſſen, die Gegend ringsumher verheert, Quellen und Brunnen verſchüttet. Auch das Heer der Kreuzfahrer beſtand nicht mehr aus der gewaltigen Zahl von Streitern, die einſt bei Nicäa gemuſtert waren, denn die Beſchwerden des Krieges, und die fortwährenden Kämpfe ſeit drei Jahren hatten daſſelbe von 600.000 Kämpfern auf 40.000 verringert, unter denen nur höchſtens 20.000 brauchbares Fußvolk und 1.500 Reiter ſich befanden. Der Reſt beſtand aus Weibern, Kindern und Kranken. Der durch die Begeiſterung erhöhte Muth erſetzte jedoch die fehlende Zahl. Die Hauptführer dieſes kleinen Heeres waren jetzt Gottfried von Bouillon, Graf Robert von Flandern, Herzog Robert von der Normandie, Fürſt Tankred und Raimond Graf von Touloufe. An Belagerungswerkzeugen, an Lebensmitteln und an Waſſer litten die Kreuzfahrer Mangel. Um deſto eher in den Beſitz der beiden letztern Gegenſtände zu gelangen, ehe ſie gänzlich dahin gerafft wurden, unter-

Digitized by Google

nahmen sie im Vertrauen auf den göttlichen Beistand am 12ten Juni einen allgemeinen Sturm. Doch es war vergebens in die Stadt einzudringen. Jetzt sahe man sich genöthigt, zu einem besonnenen, geordneten Angriffe sich vorzubereiten; denn aus Mangel an Lebensmitteln und Wasser, schon dem Verderben nahe, führten endlich genuesische Schiffe, die in den Hafen von Joppe eingelaufen waren, ihnen Nahrungsmittel, Mannschaft und geschickte Kriegsbaumeister zu. In den nächsten vier Wochen wurden nun Wurfmaschinen und Sturmleitern in Menge ausgefertigt, und Herzog Gottfried und Graf Raimond ließen selbst auf ihre eignen Kosten zwei große Belagerungsthürme erbauen. Als jetzt nun alle Anstalten zum Angriffe beendigt waren, wurde Freitags den 8ten Juli ein feierlicher Umzug um Jerusalem gehalten, der das Heer begeistern, und alle Zwistigkeiten unter den Kreuzfahrern aussöhnen sollte. Die Bischöfe mit den übrigen Geistlichen führten den Zug an, festlich geschmückt, aber barfuß. Jetzt folgten die Ritter in Waffenschmuck und alle Kreuzfahrer zum Streite gerüstet, allein ebenfalls barfuß. Die Fahnen wehten, Kriegsmusik erschallte, Gebete und Gesänge ertönten, und Peter von Amiens hielt begeisternde Reden. Die Muhamedaner staunten den sonderbaren Zug von ihren Mauern herab an, und verspotteten und beschimpften die Christen, die dadurch noch mehr zum Muthe entflammt wurden. Sechs Tage darauf, am 14ten Juli, wird Jerusalem bestürmt, allein trotz aller Tapferkeit werden die Stürmenden zurückgeschlagen. Am folgenden Morgen wird der Kampf erneuert, und Weiber, Kinder und Greise drängten sich zu den Thaten der Männer. Bis gegen Mittag ist ihrer Kühnheit gelungen, die erste Mauer stellenweise nieder zu werfen, und bis zur Hauptmauer vorzudringen. Allein hier ist das Ziel des Sieges; fürchterlich wüthet der Tod unter den Christen, der Muth entsinkt ihnen, und schon weicht das Heer in Unordnung zurück. Da ist es Gottfried von Bouillon, der den Verzagten mit lauter Stimme Muth einflößt, und sie zur Fortsetzung des Kampfes bewegt. Die letzten Kräfte setzt das Heer im Vertrauen auf den nahen Sieg daran; die Belagerungsthürme wurden jetzt an die Hauptmauer gebracht. Der Feind füllt die Lücken in der Mauer, die Gottfrieds Belagerungsthurm in kurzer Zeit hineingerissen hat, mit Säcke von Wolle und Stroh; allein bald sind die Säcke in Brand gesteckt; das Feuer ergreift andere brennbare Gegenstände, ein schwarzer Dampf steigt furchtbar auf, von einem heftigen Nordwind nach der Stadt getrieben, als wenn ganz Jerusalem in Feuer stände. Da fängt der Feind an, verzagt von der Mauer zu weichen. Kaum erblickte Gottfried dies, so stürzt die Fallbrücke seines Thurmes auf die Mauer und er, der Erste, schwingt sich auf dieselbe. Ihm folgen Ritter und Knechte. Kaum ist der Herzog Meister der Mauer, so läßt er das Stephansthor öffnen, durch das seine übrigen Schaaren unter lautem Siegesgeschrei in die Stadt eindringen. Diesen Tumult hört Graf Raimond, noch immer im heißen Kampfe begriffen, auf der südlichen Seite der Stadt, und begeistert auch jetzt zur letzten Arbeit die Seinigen. Die Fallbrücke seines Thurmes fällt nieder, und Raimond dringt auch hier mit den Seinigen vor, die bald das südliche Thor öffnen. Furchtbar wurde jetzt das Mordgewühl in der Stadt, von Straße zu Straße schreitet der Sieg der Christen in furchtbar blutiger Gestalt vorwärts, wer nicht von Gottfrieds Schaaren den Todesstreich empfängt, der fällt dem unter Raimond von der entgegengesetzten Seite vordringenden Haufen in die Hände, und erhält hier den Todesstoß. Alles wird niedergestoßen, was sich nicht in den Salomonischen Tempel flüchtet, oder durch den Davidsthurm gerettet wurde. Bald war die ganze Stadt von Feinden gereinigt, und die Raubsucht vieler Kreuzfahrer findet jetzt in der reichen Stadt volle Befriedigung. So wurde Jerusalem Freitags den 15ten Juli 1099, Nachmittags um 3Uhr, erstürmt, also an demselben Tage, und zu derselben Stunde,

Digitized by Google

wo der Heiland der Welt verschieden war. Kaum war die Stadt erobert, und kaum hatte sich bei den Christen die Wuth zum Morden etwas gelegt, so verließ Gottfried das Mordgetümmel, und wallte, nur von drei Dienern begleitet, barfuß, und in einem Pilgerhemde, zum heiligen Grabe, und dankte Gott, das Ziel seiner Sehnsucht erreicht zu haben. Dann kehrte er zurück, und traf Anstalten zur Ordnung und Beschirmung der Stadt. Am Sonntage darauf vereinigten sich alle Kreuzfahrer zur einer gemeinschaftlichen Wallfahrt nach dem heiligen Grabe. Acht Tage nach der Eroberung Jerusalems wurde Herzog Gottfried von den vereinigten Kreuzfürsten zum König von Jerusalem erwählt. Er nahm die Würde an, aber Salbung und Krönung und selbst der Königstitel verbat er sich; nur Schirmherr des heiligen Grabes wollte er heißen, und fortwährend nannte er sich immer nur „Herzog Gottfried." Viele Beschwerden und große Sorgen übernahm Gottfried mit seinem Amte; denn das Königreich war mit Feinden umringt, die Kreuzfürsten oft selbst uneinig, und die Streitkräfte waren zusammen geschmolzen. Aber dennoch erhob sich das neue Königreich während seiner kurzen Regierung innerlich und äußerlich; für die innerliche Ordnung sorgte er dadurch, daß er dem neuen Reiche eine Verfassung gab, die auf das Lehnswesen sich gründete. Die Gesetze dieser Verfassung heißen „Assises" oder auch „Briefe des Grabes", weil sie in der Kirche des heiligen Grabes aufbewahrt wurden. Aus Frömmigkeit und Friedensliebe nahm er von dem päpstlichen Legaten Dagobert, dem Erzbischof von Pisa, der jetzt zur Würde eines Patriarchen von Jerusalem erhoben wurde, das neue Königreich als kirchliches Lehn an. Nachdem Gottfried die innern Angelegenheiten des Reichs geordnet hatte, wandte er sich gegen die auswärtigen Feinde. Am 12ten August 1099 griff er bei Askalon muthig und besonnen das zahllose Heer an, welches der Sultan von Aegypten zur Vernichtung der Kreuzfahrer abgeschickt hatte, und erfocht durch unerwartete Schnelligkeit und Kühnheit hier einen vollständigen Sieg. 30.000 Feinde wurden auf dem Schlachtfelde getödtet, das Schwerdt des Anführers und der Reichthum des Lagers fiel in die Hände der Christen. Durch diesen wichtigen Sieg behauptete und sicherte er die Herrschaft des Königreichs in Asien. Als jetzt nach diesem Siege der größte Theil seiner Waffengefährten nach Europa zurückgekehrt war, wußte er doch immer mit seinem Freunde Tancred die Feinde der Christen in Schrecken zu halten. Auch befestigte er den Hafen von Joppe, den einzigen unmittelbaren Vereinigungspunkt des Königreichs mit dem Abendlande. Als er im Jahre 1100 eine Reise nach Joppe machte, wo in den dort gen Hafen eine venetianische Flotte von 200 Schiffen zur Unterstützung der Kreuzfahrer eingelaufen war, um die Neuangekommenen zu begrüßen, wurde er unterweges plötzlich so krank, daß er schon am andern Tage nach Jerusalem zurückfahren mußte. Diese Krankheit, die er sich durch den Genuß eines giftigen Cederapfels, den er bei dem Emir von Cäsarea gegessen hatte, zugezogen haben soll, wurde immer gefährlicher, und nachdem er seine irdischen Angelegenheiten, so wie jene seiner Seele in Ordnung gebracht hatte, starb er ruhig den 18ten Juli 1100. In der Kirche zum heiligen Grabe ruht seine Asche. Der Verlust für das neue Königreich war groß, denn in dem Einen Jahre seiner Regierung hat er mehr verrichtet, als andere Fürsten in einem halben Jahrhundert. Gerecht war die Trauer um ihn, woran selbst die Muhamedaner Antheil nahmen; denn sie hatten oft Gelegenheit gehabt, seine persönliche Tapferkeit zu bewundern. Bei allen Denen, welche Tapferkeit am Manne und frommen Sinn im Menschen ehren, wird sein Ruhm erhalten, und von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgetragen werden.

Boulevard's, s. Paris.

Boulogne, Stadt und Hauptort eines Bezirks an der Mündung der Liane in das Meer mit 1.600 Häusern, und über 13.000 Einwohnern,

Digitized by Google

Die Stadt besteht aus Oberboulogne, das auf einem Hügel liegt, und dem an der See liegenden Unterboulogne, das weit schöner, als jenes, gebaut ist. Auch hier wird häufig nach England übergesetzt. In der Umgegend sieht man noch die Spuren des berühmten Lagers, welches Napoleon 1803 — 1805 hier zu einer Landung in England versammelte, wozu einige tausend Boote hier so wohl als in verschiedenen Häfen von Frankreich und Holland erbauet, und Stadt und Hafen befestigt wurden. Auch hatte der Kaiser hier vorläufig eine Säule zum Denkmal der, nie zu Stande gekommenen Landung errichten lassen.

Boulton (Matthew), geb. zu Birmingham am 14ten Sept. 1728, wo sein Vater eine bedeutende Stahlfabrik hatte, setzte nach dessen Tode diese fort und, da es ihm gelang, den Goldkalk nachzumachen, waren die schönsten Zimmerverzierungen im In- und Auslande aus seiner Fabrik hervorgegangen. Im J. 1769 legte er, in Verbindung mit James Watt, eine Fabrik für Dampfmaschinen an, die jetzt noch in den vorzüglichsten Bergwerken und Manufakturen Großbritanniens angewandt werden. Eben so versuchte er eine Münzmühle anzulegen, und es gelang so gut, daß unter der Leitung eines Knaben in einer Minute 70 — 90 Kupfermünzen geprägt werden. Unaufhörlich beschäftigt, dem Industriewesen und der Kunst durch neue Entdekkungen zu nützen, starb dieser achtungswerthe Mann im August 1809, von Tausenden aufrichtig beweint, die durch seine Unternehmungen jährlich ein reichliches Auskommen gehabt hatten.

Bouquet (Dom. Martin), Benediktiner von St. Maur, geboren 1685 zu Amiens, gestorben zu Paris 1754. Man verdankt ihm eine trefflich geschriebene Collection des historiens de France, deren Beendigung er jedoch nicht erlebte; denn er starb nach Erscheinung des achten Bandes, und nach seinem Tode kamen noch Neun heraus.

Bourbon, französische Insel im indischen Meere, im Osten von Madagaskar, 72° 58′ — 83° 10′ L., 20° 51′ 43″ — 21° 39′ S. B., 112 □Meilen groß. Im J. 1811 mit 80.346 Einwohnern, wovon 16.400 Europäer und Kreolen, 3.459 freie Neger und 60.450 Sklaven. Die Insel ist vulkanischen Ursprungs; noch ist im Südosten ein Vulkan, um den 6 Meilen herum Alles öde und verbrannt ist. Die Insel bildet einen großen Berg, dessen Gipfel nackt und öde ist, weil der Regen die leichtern Bestandtheile des Bodens, die aus den thierischen und vegetabilischen Substanzen sich erzeugen, gegen die fruchtbaren Niederungen abführt. Die höchste unter den vielen Bergspitzen ist 4.600 Fuß hoch. Die Küsten sind sehr steil; es giebt keinen Hafen, und die 2 vorhandenen Rheden sind nicht immer vor den Stürmen sicher, auch machen Riffe und Stürme den Aufenthalt an derselben sehr gefährlich. Die Insel wird von vielen Bergströmen bewässert; auch giebt es mehrere Teiche, an welchen keine Sumpf- oder Wasserpflanzen, und in welchen keine Fische sind. Zu den Produkten gehören: Kaffee (von mehr als 8 Millionen Bäumen erntete man 1799 6 Millionen Pfund), Mais, Weizen, Reis, Tabak, Baumwolle, Gewürznelken (60.000 Pfund), Aloe, Ebenholz, Obst, Palmen, Indigo, weißer Pfeffer, Bauholz, Harze, Gartenfrüchte, Manioc, Pataten, Yams, Kakao, Zucker, Muskatennüsse, Sago, Kampfer, wilde Feigen, Schweine, Pferde, Rinder, Schaafe, Schildkröten, Tauben, Papageien, Fische, Ambra, Korallen, ꝛc. Die Insel wurde mit Isle de France im 16ten Jahrhundert von dem Portugiesen Maskarenhas entdeckt, aber nicht besetzt; doch haben Beide von ihm den Namen der maskareñischen Inseln erhalten. Im 17ten Jahrhunderte ließen sich hier einige französische Seeräuber nieder, die sich auf den Feldbau legten, und endlich vom Mutterlande Verzeihung erhielten. Die französisch-ostindische Handlungsgesellschaft legte hier 1634 eine Handelsloge an, weßhalb sie in der Folge dieser Gesellschaft, so wie 1764

Digitized by Google

der französischen Regierung unmittelbar unterwürfig ward, bis sie durch die Nationalversammlung völlige Handelsfreiheit erhielt. Bei der Abschaffung der Königswürde in Frankreich ward die Insel Isle de la Reunion und 1809 Isle de Buonaparte genannt, bis sie 1814 ihren alten Namen wieder erhielt. Sie wird in 9 Pfarreien abgetheilt, unter denen die von St. Denys die vornehmste ist. Die Einkünfte berechnet man auf 230.000 Piaster.

Bourbon. Dieses berühmte Haus, welches in mehrern Linien beinahe die schönsten Länder Europens beherrscht, entsproß dem capetingischen Stamme, und erhielt den Namen von der Stadt Bourbon l'Archambaud. Hugo Capets Nachkommenschaft nämlich theilte sich bald, außer der Hauptlinie, noch in zwei Seitenlinien, Valois und Bourbon. Das Haus Valois gründete Carl, Graf von Valois, zweiter Sohn König Philipps III., das Haus Bourbon hingegen Ludwig, erster Herzog von Bourbon (starb 1341), ein Sohn des Grafen Robert von Clermont, des zweiten mit Beatrix, der Erbin von Bourbon, vermählten Sohnes Ludwig IX. Nach Abgang der capetingischen Hauptlinie mit Carl IV., dem Schönen (1328), bestieg mit Philipp VI. das Haus Valois den Thron, und besaß denselben bis auf Heinrich III., der 1589 ermordet wurde. Durch Erbrecht gelangte nun der achte Nachkomme jenes Ludwigs von Bourbon, Heinrich IV. von Bourbon und König von Navarra, auf den französischen Thron, so wie sein Vater Anton durch seine Gemahlin, Johanna von Albret, Erbin von Navarra, dieses Königreich erworben hatte, welches Heinrch IV. mit der Krone Frankreichs vereinte. Antons jüngerer Bruder, Ludwig I., Prinz von Condé, stiftete die Linie Condé, und gab somit Veranlassung zur Unterscheidung der zwei Hauptlinien der Bourbons, der königlichen und condéischen. Die königliche trennte sich wieder in zwei Zweige, durch die beiden Söhne Ludwigs XIII., indem der ältere, Ludwig XIV., den Hauptstamm fortpflanzte, dessen Enkel Ludwig XV. und Philipp V. die königlich-französische und königlich-spanische Linie fortsetzten, während der jüngere Sohn Ludwigs XIII., Philipp I., das Haus Orleans stiftete. Nach Heinrich IV. (wurde 1610 von Ravaillac zu Paris ermordet) regierten über Frankreich Ludwig XIII. (starb 1643), Ludwig XIV. (starb 1715), Ludwig XV. (starb 1776), Ludwig XVI. (hingerichtet im Jan. 1793), und jetzt endlich nach der französischen Revolution und Napoleons Sturz, Ludwig XVIII. Von den übrigen Gliedern dieses erlauchten Hauses zeichneten sich aus 1) Carl, Herzog von Bourbon, bekannter unter dem Namen Connetable, der Sohn des Grafen Gilbert von Montpensier und Clara von Gonzaga, geboren 1489, wurde, 26 Jahr alt, unter Franz I. Connetable, zeichnete sich als Vicekönig von Mailand durch Leutseligkeit und dann durch Tapferkeit in der Schlacht von Marignano aus, wurde aber durch die Ränke der Königin Mutter, Luise von Savoyen, genöthigt, Frankreich zu verlassen, und nahm spanische Dienste. Zu den Siegen bei Biagrasso und Navia trug er das Meiste bei, wurde aber den 6. Mai 1527 bei der Erstürmung Roms tödtlich verwundet, woran er kurz darauf starb. Sein einbalsamirter Körper wird noch jetzt in Gaeta gezeigt. 2) Carl von Bourbon, bekannter unter dem Namen Carl X. von Frankreich, Sohn Carls von Bourbon, war Herzog von Vendôme, Cardinal, Erzbischof von Rouen und päpstlicher Legat von Avignon, und wurde auf Befehl Heinrichs III. zu Tours eingesperrt, weil er in Verdacht gekommen, an der Ermordung des Herzogs Guise Theil genommen zu haben. Nach Ermordung Heinrichs III. wurde er 1589 von dem Herzog von Mayenne auf den französischen Thron unter dem Namen Carl X. erhoben, starb aber schon 1590, 67 Jahr alt, zu Fontenai le Comte.

Digitized by Google

Bourbon (Ludwig I. von), Prinz von Condé, Carls von Bourbon, Herzogs von Vendôme siebenter Sohn und Bruder des Königs Anton von Navarra, ist der Stammvater des Hauses Condé und Conti, und war geboren den 7. Mai 1530. Unter Heinrich II. that er sich in verschiedenen Schlachten und Belagerungen hervor, und half besonders Metz 1552 gegen Carl V. vertheidigen. Während der Minderjährigkeit Franz II. ging er aus Mißvergnügen über die Macht der Guisen zu der Partei der Reformirten über, und beschloß 1560 in einer zu la Ferté gehaltenen Versammlung mit ihrer Hülfe den Guisen das Regiment aus den Händen zu winden. Der Anschlag mißlang aber, und nach Orleans gelockt und gefangen gesetzt, entging er nur durch Franz II. Tod (den 5. Dezbr. 1560) dem Todesurtheil. Nicht glücklicher war er unter Carls IX. Regierung; denn an der Spitze der Reformirten wurde er im Treffen bei Dreux 1562 gefangen, und blieb es bis zum Tode des Herzogs von Guise, 1563. Im Jahr 1567 verlor er das Treffen bei St. Denys, machte 1568 Frieden, der jedoch bald wieder gebrochen ward, und wurde bei Jarnac den 13. März 1569 getödtet. 2) Heinrich I. von Bourbon, Prinz von Condé, geboren den 29 Dezbr. 1552, ergriff die reformirte Partei, und selbst die Schrecken der Bartholomäusnacht führten ihn nur auf kurze Zeit in den Schooß der katholischen Kirche zurück; denn kaum hatte er seine völlige Freiheit wieder erhalten, so bekannte er sich öffentlich zur reformirten Kirche, starb aber zu Sct. Jean d'Angeli den 5. März 1583. 3) Heinrich II. von Bourbon, Prinz von Condé, des Vorigen Sohn, geb. den 1. Septbr. 1588, starb zu Paris den 26. Dezbr. 1646. Er hinterließ drei Kinder: Ludwig, Prinz von Conté, Armand, Prinz von Conti, und Anna Genovefa, nachmalige Herzogin von Longueville, die sämmtlich in der französischen Geschichte damaliger Zeit sehr großen Einfluß gehabt haben. — 4) Ludwig II. von Bourbon, Prinz von Conté, gewöhnlich der große Condé genannt, des Vorigen Sohn, einer der größten Kriegshelden des 17. Jahrh., geboren den 8. Septbr. 1621 zu Paris, trat 1640 in Kriegsdienste, und erfocht den 19. Mai 1643 den berühmten Sieg bei Rocroi. Im folgenden Jahre schlug er die Baiern bei Freiburg, gewann 1645 die Schlacht bei Nördlingen, nahm 1646 Dünkirchen, und schlug 1648 die Feinde bei Lens. Bei den Pariser Unruhen erklärte er sich anfangs für den Hof, und zwang die Pariser zu einem Vergleich; allein es entstand bald darauf ein Zwist zwischen ihm und dem Cardinal Mazarin, der ihn bewog, mit seinem Bruder, dem Prinzen von Conti und seinem Schwager, dem Herzog von Longueville, sich öffentlich gegen den Cardinal zu erklären. Aus Furcht ließ ihn dieser den 18. Jan. 1650 mit seinem Bruder und Schwager gefänglich einziehen, und auf das Schloß St. Vincennes setzen, wo er fast einen Monat blieb. Mazarins freiwillige Entfernung bewirkte seine Freiheit; allein neue Händel mit dem Hof bewogen ihn von Neuem die Waffen zu ergreifen, worauf er den 2. Juli 1652 im Treffen bei der Vorstadt St. Antoine Wunder der Tapferkeit ablegte. Seine täglich mehr abnehmende Partei und die Rückkehr des Cardinals veranlaßten ihn, zu den Spaniern in den Niederlanden überzugehen, wo er ihnen sehr wichtige Dienste that, und sich endlich im pyrenäischen Frieden mit dem Könige wieder aussöhnte. Darauf eroberte er 1668 dem Könige von Frankreich die Grafschaft Burgund, fiel 1672 in Holland ein, zeichnete sich in der berühmten Schlacht bei Seneff (10. Aug. 1647) aus, entsetzte bald darauf Oudenarde, half 1675 Limburg erobern, kommandirte nach Turenne's Tode in Deutschland, und starb den 11. Dezbr. 1687 zu Fontainebleau.

Bourdaloue (Louis), einer der größten Kanzelredner Frankreichs, war 1632 zu Bourges geboren, und trat in seinem 17ten Jahre in die Gesellschaft Jesu. Ausgeschmückt mit ausgezeichneten Geistesgaben, machte er erstaunliche

Digitized by Google

Fortschritte in allen Fächern des Wissens, und trat vor und nach als Lehrer der Humaniora, der Rhetorik, der Philosophie und der Moraltheologie auf. Nachdem er diese Stellen mit Würde und Ruhm bekleidet hatte, bestieg er die Kanzel, auf der er um so herrlicher hervorragte, als er, im Kontraste der herzlosen und schwulstigen Prediger seiner Zeit, mit kraftvoller und wahrhaft religiöser Beredsamkeit die Leidenschaften, Schwächen und Irrthümer der Menschen bestritt. Dies was 1669, in der glänzendsten Zeit Ludwigs XIV. In jener goldenen Epoche des Ruhms und Glücks für Frankreich, wo Turenne's Siege, die glänzenden Feste des Hofes, die Geistesprodukte Corneille's und Racine's, und der Aufschwung, welchen der menschliche Geist nach allen Richtungen nahm, Gegenstände der Alltagsunterhaltungen waren, erschien Bourdaloue mitten unter diesen Bezauberungen, und weit entfernt, den Schimmer derselben zu verdunkeln, erhöhete seine würdevolle Beredsamkeit und die Reinigkeit seines Wandels vielmehr ihre Glorie. Ludwig XIV. rief ihn 1670 an den Hof, und Bourdaloue fand Beifall und Auszeichnungen, wie vor ihm noch kein Prediger am Hofe genossen hatte. Als Ludwig XIV. das Edikt von Nantes zurücknahm, wurde Bourdaloue nach Languedoc zu den Reformirten gesandt, um diesen die Lehren der katholischen Kirche zu verkündigen. Mit Würde, und den heiligsten Rechten der Menschheit angemessen, benahm er sich bei dieser mißlichen Sendung. Als — Redner weniger rührend, wie Cheminais, und minder bilderreich, als Massillon, scheint Bourdaloue dennoch Beide an philosophischer Bestimmtheit, Stärke des Ausdrucks und strenger Consequenz einer durchaus siegreichen Logik zu übertreffen. Er spricht mehr zu dem Verstande, als zu der Einbildungskraft und dem Herzen. Sein einziges Streben geht dahin, den Verstand zu überzeugen, die Nebel, die ihn umhüllen, zu zerstreuen, und die Wahrheit in ihrer reinsten Klarheit darzustellen; dieser überläßt er es alsdann, mit der ihr eigenen unwiderstehlichen Kraft auch das Herz selbst zu treffen, und sich des ganzen Menschen zu bemächtigen. Daher bediente er sich der Bildersprache, der Blumen und des rednerischen Schmuckes nur mit sehr vieler Mäßigung; aber an Gedankenfülle, Gründlichkeit der Beweise und einer leichtfaßlichen, anschaulichen Klarheit übertrifft ihn Keiner. Mit diesen außerordentlichen Gaben und einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit verband er eine wahrhaft apostolische Lebensweise. Mit den Großen war er groß, mit den Kleinen machte er sich klein. Man sah ihn in den Palästen der Reichen, wie in den Dachstuben der Armen; bald in dem Gewühl einer geräuschvollen Hauptstadt, bald in den einsamen Thälern der Cevennen; jetzt in den glänzenden Vorsälen Ludwigs XIV., und dann wieder in Hospitälern, Sieghäusern und Gefängnissen, kurz, überall, wo Körper oder Geister seiner Hülfe bedurften, erschien er als ein helfender oder tröstender Genius. Den allgemein geliebten und hochgeschätzten Jesuiten überraschte der Tod mitten in der Ausübung der heiligsten Nächstenpflichten im 73sten Jahre seines Lebens. Seine Reden sind fast in alle europäische Sprachen übergegangen, und haben den ungetheiltesten Beifall gefunden. Die beste Ausgabe von Bourdaloue's Werken veranstaltete Rigaud, Paris 1776. 16 Bde.

Bourdeaux, s. Bordeaux.

Bourdon (Sebastian), geb. zu Marseille (nach Andern zu Montpellier) 1616, und Rektor der Malerakademie zu Paris, war besonders in Vorstellung des Landlebens glücklich. Er verbreitete sich über alle Zweige der Kunst, besaß viel Feuer und große Leichtigkeit des Pinsels. War er gleich guter Kolorist, so hatte er doch eine unbestimmte Manier, die sich bald zu Poussin, bald zu Tizian und Castiglione neigt. Uebrigens setzte er gut zusammen, und man lobt vorzüglich den seelenvollen Ausdruck, den er seinen Madonnen zu geben wußte; doch tadelt man in seiner Zeichnung die Vernachlässigung der Hände und Füße.

Digitized by Google

Bourgogne, s. Burgund.

Bourguignon (le), s. Courtois.

Bourrée (Musik), eine besondere Gattung eines Tonstücks; sein Karakter ist mäßige Freude. Der Takt ist von 2/2, und fängt mit einem Viertel im Aufschlage an. Die Bourree hat zwei Theile, von 4 oder 8 Takten. Es kommt dabei oft vor, daß der zweite Theil der ersten Zeit des Takts, durch eine Bindung auf eine halbe Taktnote, mit dem ersten Theile der zweiten Zeit zusammengezogen wird.

Bousole, s. Compaß.

Bovines, Dorf in Flandern, zwischen Doornik und Ryssel. Die Franzosen und Süddeutschen unter König Philipp August von Frankreich schlugen hier die Norddeutschen und Engländer unter Kaiser Otto IV., dem Herzog von Brabant und den Grafen von Flandern und Boulogne im J. 1214.

Boxen, s. Faustkampf.

Boydell (John), geb. zu Dorington in Shropshire, 1730, wo sein Vater Pächter war. Er verdient ohne Zweifel durch seine Gallerie Shakespeare's, für die er alle großen Maler und Kupferstecher seiner Zeit arbeiten ließ, einen Platz in der Kunstgeschichte Englands. Außerdem gab er noch viele andere Sammlungen von Kupferstichen heraus, unter welchen sich die Gallerie Houghtons auszeichnet, welche die Kaiserin Catharina an sich kaufte. Auch verdient von ihm angeführt zu werden: Collection of prints, engraved after the most capital paintings in England, 6 Bde. Boydel genoß der höchsten Achtung, war Sherif und Lord-Mayor, und starb 1304.

Boyle (Robert), ein berühmter englischer Philosoph, der 7te Sohn des Grafen Richard von Cork, geb. zu Lismore in Irland, den 25. Jan. 1627, studirte zu Leyden, durchreiste Frankreich, Italien und die Schweiz, und wurde 1668 Doktor der Medicin zu Oxford. Bei seinem Aufenthalt daselbst legte er sich vorzüglich auf die Chemie, und verbesserte die von Otto von Guerike erfundene Luftpumpe, die er zu lehrreichen Versuchen über die Luft und andere Substanzen verwendete. Allen Systemen Feind, erhob er sich gegen die damals angenommene Lehre der Chemiker, die das Salz, den Schwefel und Merkur für die Grundstoffe der Körper ausgaben, und zeigte durch Erfahrung die Unstatthaftigkeit dieser Hypothese. Auch verdankt man ihm die erste genaue Kenntniß von der Einsaugung der Luft bei Verkalkungen und Verbrennungen, und von der Zunahme des Gewichts der Metallkalke. Boyle war ebenso thätig für die Religion, als für die Philosophie, und entwickelte dabei Geistesfähigkeiten, die selten in einem harmonischen Vereine gefunden werden. In seinen spätern Jahren legte er sich insbesondere auf biblische Literatur und orientalische Sprachen. Das Resultat dieser Studien war eine Ueberzeugung, die sich theils in theologischen Schriften, theils in wohlthätigen und großmüthigen Handlungen äußerte. Er stiftete öffentliche Lehrstunden, um neue Beweise für die Lehrsätze der christlichen Religion vorzutragen, und dieser Stiftung verdanken wir die schönen Reden Clarke's über das Daseyn Gottes. Auch beförderte er die Missionsanstalten in Indien, ließ die Bibel auf seine Kosten ins Irländische und Gallische übersetzen, und starb zu London im J. 1691.

Boym (Michael), ein berühmter polnischer Jesuit, ging 1643 als Missionär nach China, wo er 1659 in seinem apostolischen Berufe sein für die christliche Religion höchst thätiges und wirksames Leben beschloß. Nebst der Verkündigung des Evangeliums suchte er das Land und dessen Bewohner genauer kennen zu lernen, von denen er Tausende für die christliche Religion gewann. Trefflich verstanden überhaupt die Jesuiten, die Herzen der wilden Bewohner in den Indien für die Sache des Christenthums einzunehmen; ihre Lehrart war überzeugend; von der Sinnenwelt, und der Natur begannen sie ihren

Digitized by Google

Unterricht, und führten so allmählig die vorbereiteten Gemüther zu dem Uebersinnlichen, zu dem Göttlichen, hinüber. So arbeitete auch unser apostolischer Boyon segenreich im Weinberge des Herrn. — Mit unermüdetem Fleiße studirte er die chinesische Sprache, las die Schriften dieses seit alten Zeiten kultivirten Volkes, und übersetzte Vieles in die lateinische Sprache. Besonders suchte er die Botanik durch die bis auf seine Zeit noch den Europäern unbekannten Pflanzen aus China, einem Lande, welches man einen natürlichen botanischen Garten nennen könnte, vielfach zu bereichern. In seiner Abhandlung über die Flora Sinensis, Wien 1656. Fol., hat er sehr wichtige Notizen mitgetheilt. Cleyer gab dasjenige von seinen Werken, was Bezug auf die Medicin hat, unter dem Titel: Specimen medicinae sinicae, Frankfurt, 1689. 4. heraus.

Bozzaris (Markos), einer der edelsten und tapfersten Anführer der Neu-Hellenen, und einer der Ersten, die in gerechtem Hasse gegen das türkische Joch, worunter Griechenland so manches Jahrhundert seufzte, sich zur Unabhängigkeit erklärten. Er stammt aus der ausgezeichneten Familie Bozzaris, die lange Zeit an der Spitze des Freistaats von Suli gestanden, und die tapfern Sulioten in die Schlacht geführt hat. Sein Großvater Georg hatte den Zunamen „der Schrecken der Albaneser." Sein Vater Christos, eben so tapfer, als Georg, zeichnete sich durch größere Klugheit aus. Ali Pascha ließ ihn verrätherisch ermorden, nachdem er im offenen Krieg vergebens seine ganze Macht gegen ihn erschöpft hatte. Nach seines Vaters Falle flüchtete sich der junge Markos auf die jonischen Inseln, und trat in französische Dienste. Im Jahr 1820, als die Pforte den alten Ali, seines Vaters Mörder, bekriegte, kehrte Markos an der Spitze einiger Sulioten nach Epirus zurück, in der Hoffnung, sein Vaterland wieder zu erobern. Die Generale der Pforte versprachen ihm auch feierlich, ihm das Land seiner Väter zurückzugeben. Er focht nun mit den Sulioten, die sich von allen Seiten unter seine Fahne gesammelt hatten, mit großer Tapferkeit gegen Ali Pascha, aber gerade dieser hohe Muth war für den furchtsamen Divan ein Grund, sein gegebenes Versprechen nicht zu erfüllen, sondern diesen gefährlichen Ungläubigen mit mißtrauischem Auge zu beobachten. Nun sammelte Bozzaris seine tapfere Schaar um sich her, lagerte sich abgesondert von den Türken, und schloß mit Ali Pascha einen Of- und Defensiv-Vertrag, dessen Preis die Zurückgabe von Suli war. In den zahlreichen Gefechten, die er seitdem sowohl den Türken, als Albanesen geliefert, hat er sich durch seinen Muth und Klugheit den Ruf eines unüberwindlichen Führers erworben. Selbst seine Feinde zollen ihm Bewunderung, und man hörte mehrere Albaneser sagen, Markos trage den Sieg mit sich in der Tasche. Der Schrecken, den er seinen Feinden eingeflößt, war so groß, daß, als er im Jahr 1822, von dem Präsidenten Maurokordato nach Korinth beschieden, sich mit 30 Sulioten an dem Engpaß der fünf Brunnen zeigte, 300 Albaneser, die ihn besetzt hielten, ihm den Weg öffneten, um ein Gefecht zu vermeiden. Neuen Ruhm hatte sich Markos in der Vertheidigung von Missolonghi erworben, das er mit so geringen Streitkräften gegen einen weit überlegenen Feind hielt. Er besaß die ganze Einfachheit und Bescheidenheit seines Vaters, von dem ein französischer Reisender (Pouqueville, Reise nach Griechenland, 2. Bd., S. 205) sagt: „Er habe ihn wohl gekannt, aber seinen Muth habe er nur aus dem Munde seiner Feinde erfahren." Keinen der geringsten Lorbern macht unter seinen verschiedenen Siegen das in mancher Bedeutung wichtige und feste Lepanto aus. Am 13. Mai 1823 ließ er diese Stadt bestürmen, wobei den Griechen vieles Geschütz, und reiche Magazine von Kriegsbedürfnissen und Schiffsgeräthschaften in die Hände fielen. Mit Entsetzen sah der Held hier ein Beinhaus von mehr als

Digitized by Google

5.000 Christenschädeln, so, wie die Zinnen der Festung mit solchen Schädeln ausgeschmückt; in gerechtem Unwillen über die Barbaren, vergaß er seine bisher immer behauptete Sanftmuth gegen seine Feinde, und ließ die ganze Besatzung der Christenfeinde über die Klinge springen. Indessen hatte sich im folgenden August eine albanesische Armee von 10—12.000 Mann an der Gränze von Epirus versammelt. Der Kapudan-Pascha hatte seinerseits ein türkisches Truppenkorps im Hafen von Candyla ausgeschifft. Eine Kolonne von 10.000 Mann, fast ganz aus Truppen von Skutari bestehend, sollte ebenfalls über Agrapha ihre Richtung nach Akarnanien nehmen. Diese beiden letzten Korps sollten sich die Hand reichen, indem jedes in seiner Richtung vorrückte, um die griechischen Truppen, welche die Engpässe auf der Gränze besetzt hielten, zu umzingeln, und hierdurch das Eindringen der albanesischen Armee in Aetolien zu erleichtern, wo diese 3 Armee-Korps ihre Verbindung bewirken sollten, um dann auf Missolonghi zu marschiren. General Bozzaris vereitelte durch seinen Muth und seine Geschicklichkeit alle Anstrengungen des Feindes. Da er gleich anfangs das allgemeine Mißvergnügen der Albaneser wahrnahm, machte er ihren Chefs Anerbietungen; diese empörten sich gegen ihren Seraskier Jussuf-Pascha, bemächtigten sich der Kriegs-Kasse, verließen die türkischen Fahnen, und kehrten in ihre Heimath zurück. Nachdem dieser General so den Plan der türkischen Kommandanten vereitelt hatte, nahm er seine Richtung auf Candyla, wo er die auf diesem Punkt gelandeten Truppen schlug, und dieselben nöthigte, ihr Heil auf der Flotte zu suchen. Nach diesem Siege zog Bozzaris auf Carpenissi, wo er auf den Pascha von Skutari stieß. Am 18. August 1823 kam der Feind im Thale Laspi an, wo er mit allen seinen Truppen, welche das Doppelte der Streitkräfte, worüber der griechische General in diesem Augenblick verfügen konnte, überstiegen, ein Lager bezog. Bei der Nachricht von ihrer Ankunft hielt Bozzaris gleich einen Kriegsrath, in welchem er die Ueberlegenheit der feindlichen Streitkräfte, die fast ganz aus den kriegerischen Truppen von Skutari bestanden, erwägend, vorstellte, daß nur ein kühnes Wagestück den Sieg zu Gunsten der Griechen entscheiden könnte. Da dieser Vorschlag einstimmig angenommen worden war, begab sich der General unter seine Truppen, und hielt folgende Anrede: „Der Rückzug der albanesischen Armee und die Niederlage der Türken zu Candyla würden nur fruchtlos seyn, wenn wir die Truppen von Skutari, welche die vorzüglichste Hoffnung des Feindes ausmachen, in Aetolien eindringen ließen. Bei dem ersten Gerücht eines durch dieselben errungenen Vortheils würde der eben so treulose, als räuberische Stamm der Albaneser in der Hoffnung zurückkehren, dieses Land zu plündern; auch die türkische Flotte würde wieder an unsern Küsten erscheinen, um neue Truppen auszusetzen. In einem Kriegsrath haben Eure Kommandanten einstimmig entschieden, das nur ein kühnes Wagestück das diesem Lande drohende Unglück abwenden, und die Siege krönen könne, die unsre Waffen bisher ausgezeichnet haben. Giebt es Tapfere unter Euch, welche die Kraft fühlen, sich mit mir, für den Ruhm und das Wohl des Vaterlands, dem Vaterlande, dem Siege oder dem Tode zu weihen, so mögen sie heraustreten." — Vierhundert auserlesene Soldaten, größtentheils Sukioten, traten auf der Stelle hervor, und zerbrachen unter den Augen ihres Generals die Scheide ihrer Säbel. Dies ist ein ziemlich alter Militär-Gebrauch bei den Sukioten, wodurch sie stets in den Augenblicken einer drohenden Gefahr zeigen, daß sie entschlossen sind, zu siegen oder zu sterben. Bozzaris bildete aus 250 Mann dieser Schaar ein Bataillon, mit welchen er sich zur Ausführung des vorgesetzten Unternehmens entschloß. Er theilte hierauf den Ueberrest seiner Truppen in 3 Kolonnen, welche auf 3 verschiedenen Punkten das Lager des Feindes in dem Augenblicke angreifen sollten, wo er in das Centrum eindringen würde. In

Digitized by Google

der Nacht vom 19—20. Aug. nahm Bozzaris von seinen Freunden Abschied, und sagte seinen Waffengefährten, daß sie, wenn sie ihn aus dem Gesichte verlören, ihn im Nothfalle in den Umgebungen der Zelte des Pascha wiederfinden würden. Hierauf marschirte er an der Spitze seines Bataillons ab, stürzte sich mit seiner gewohnten Unerschrockenheit auf das Zelt des Pascha von Skutari, tödtete gleich dessen Neffen, Zelaladi-Bay, dann den Pascha selbst, dem er den Kopf abhieb. Zu gleicher Zeit griffen die 3 Strategeten der Verabredung gemäß an. Diese gleichzeitigen Angriffe brachten bald Schrecken und Verwirrung unter die Mahomedaner; in der Dunkelheit der Nacht aufgeweckt und von allen Seiten lebhaft gedrängt, hielten sie auf mehr als einem Punkte ihre Waffenbrüder für Feinde, und brachten sich einander selbst um. Mittlerweile hörte Bozzaris nicht auf, mit lauter Stimme sein Bataillon anzufeuern. Die Muselmänner, welche an seinen Ermunterungen den Kommandanten der Griechen erkannten, richteten ihr Feuer auf jenen Punkt, woher seine Stimme erschallte. Eine Kugel traf den General gleich anfangs unterhalb des Gürtels. Obgleich diese Wunde ziemlich schwer war, so verheimlichte Bozzaris sie doch lange Zeit, um die Seinigen nicht muthlos zu machen, die er fortwährend in diesem hartnäckigen Kampfe anfeuerte. Inzwischen ward er einige Augenblicke vor Anbruch des Tages durch eine zweite Kugel, die ihn an der Stirne traf, tödtlich verwundet. Dieses Unglück hielt sein Bataillon nicht ab, den Kampf mit Wuth fortzusetzen. Als der Tag endlich die Kämpfenden beschien, bot er den Muselmännern nur ein mit den Leichen ihrer Waffenbrüder bedecktes Schlachtfeld dar. Bei diesem furchtbaren Schauspiele vom Schrecken ergriffen, fingen sie an zu wanken, und bald nahmen sie eiligst die Flucht. Der Verlust der Türken war über 5.000 Todte und Verwundete. Die Griechen eroberten 37 Fahnen, eine große Menge Kriegsvorrath, mehr als 1.000 Pferde, 7.000 Stück Vieh ꝛc. Von ihrer Seite hatten sie, außer dem schmerzlichen Verluste ihres Anführers, nur 27 Todte, worunter 12 Sulioten von dem Bataillon Bozzaris, und 69 Verwundete, worunter 40 Sulioten, zu betrauern. Am nämlichen Tage wählten die Kommandanten, unter dem Zujauchzen und zur Freude der Truppen, zum Nachfolger ihres Obergenerals dessen Bruder Constantin Bozzaris, welcher dem Erstern in nichts nachsteht. Bozzaris hatte noch Kräfte genug, den Kopf des Pascha mitten unter die Griechen zu tragen; hier ward er durch 100 Sulioten unter den Befehlen seines Bruders nach Missolenghi gebracht, und der Schrecken, den sie den Türken eingeflößt hatten, war so groß, daß zahlreiche Korps Muselmänner, welche diesem Zuge begegneten, nicht wagten, denselben anzugreifen. Drei Stunden von Missolonghi hauchte Bozzaris im 32ten Lebensjahre seinen Geist aus, nachdem er noch zu seinen Soldaten gesagt hatte: „Meine Freunde! Für die Freiheit sterben, ist eine Freude und kein Schmerz; die Freiheit erringt man nur durch große Opfer; ich sterbe zufrieden, weil ich zur Unabhängigkeit meines Vaterlandes beigetragen habe; fahrt fort, demselben zu dienen, und leget die Waffen nicht nieder, bis unsere Feinde vernichtet sind." Der Leichnam des Helden wurde im Triumphe und im feierlichen Zuge nach Missolonghi gebracht; voraus zogen die dem Feinde abgenommenen Kanonen und Pulverwagen. Als dann folgte sein Bruder Constantin, und trug den sterblichen Ueberrest des besiegten Pascha's, nach ihm folgte der Catafalk, welcher mit den, den Türken in dieser denkwürdigen Schlacht abgenommenen, Fahnen umgeben war. Hinter ihm folgten 17 Köpfe von Bay's und Aga's auf Piken getragen, welche bei dieser Gelegenheit waren niedergedolcht worden. Eine zahlreiche Bevölkerung schloß den Zug, und geleitete die sterbliche Hülle des Helden zur Stätte, wo der unvergeßliche General Normann und der Kommandant Chiriakaly ruhen. Obgleich Bozzaris durch seinen Bruder

Digitized by Google

würdig ersetzt ist, so wird doch sein Verlust von den Griechen lebhaft gefühlt; außer den schönen Eigenschaften eines muthvollen, klugen und sehr geschickten Kapitains, war dieser General von den edelsten Gesinnungen eines uneigennützigen Bürgers beseelt, der nur die Unabhängigkeit und Wohlfahrt seines Vaterlandes im Auge hatte. Die Griechen des Festlandes haben bereits mit den jonischen Inseln Beiträge zu einem Denkmale Bozzaris aus kararischem Marmor unterzeichnet. Auch wurde zu Baltimore in Nordamerika bei Gelegenheit eines, am 5. Febr. 1824 zur Unterstützung der Griechen gegebenen, glänzenden Balles die Büste Bozzaris aufgestellt, dessen Heldenmuth seinem Vaterland so viel Ehre gebracht hat. Der Büste gegenüber befand sich ein griechisches, aus Lampen verschiedener Farben bestehendes Kreuz, und ringsum an den Wänden sah man die Namen der berühmtesten alten und heutigen Griechen-Helden mit Lorbeerkränzen geziert. Im Mittelpunkt der Decke war die alte griechische Lyra gezeichnet; auch der 25. März 1821, an welchem Griechenland seine Unabhängigkeit erklärte, war in großen Buchstaben in einem Zirkel um die Lyra angebracht, und am Schlusse einer gehaltenen Rede ward der Büste des gefeierten Helden eine Krone aufgesetzt.

Brabant, ehemals ein Herzogthum und eine der ehemaligen 17 Provinzen der Niederlande. Der von der Schelde, Maas ꝛc. durchströmte Boden hat im Norden viel Sümpfe, Sand und Moor, und überall beträchtliche Waldungen, ist aber auch im Ganzen sehr fruchtbar an Getreide, Hopfen und Flachs. Die Woll-, Spitzen- und andere Fabriken sind wichtig, und mehrere Kanäle erleichtern den innern Verkehr. Das Land gehörte sonst theils Oesterreich, theils den vereinigten Niederlanden, und war daher in das spanische oder österreichische, und in das holländische oder batavische Brabant eingetheilt. Der südliche Theil des ehemals österreichischen Brabants heißt auch das wallonische Brabant, oder das romanische Land, weil hier ein verdorbener französischer Dialekt herrschend ist; im nördlichern deutschen Theile spricht das gemeine Volk flamändisch, so wie die gebildeten Einwohner durchgängig die französische Sprache gebrauchen. Nach einer andern Abtheilung hatte die Provinz 4 Quartiere: Löwen, Brüssel, Antwerpen und Herzogenbusch, wovon die 2 ersten und ein Theil des 3ten Oesterreich, der Rest des 3ten und das 4te den holländischen Generalstaaten gehörte. Der Friede von Lüneville 1801 überließ mit den übrigen österreichischen Niederlanden auch das 1794 eroberte Brabant an Frankreich, welches die Provinz in die Departements der beiden Nethen (den nördlichen) und Dyle (den südlichen Theil) theilte. Das holländische oder Staats-Brabant gehörte ehemals zu den Generalitätslanden, bildete aber seit 1806 ein holländisches Departement, welches Herzogenbusch zur Hauptstadt hatte. Bei seiner Vereinigung mit Frankreich 1810 wurde der im Süden der Waal liegende Theil von Geldern dazu gezogen, und das Departement der Rheinmündungen genannt, dessen Hauptstadt Herzogenbusch blieb. Vor der französischen Staatsumwälzung hatte das österreichische Brabant seine Stände für sich. Sie bestanden aus 2 Bischöfen, 11 Aebten, aus den Herren der Herrschaften (Baronien), endlich aus 7 von den Magistraten zu Brüssel, Löwen und Antwerpen erwählten Deputirten. Zwischen dem Monarchen und den Staaten von Brabant und Limburg existirten gewisse Compactate, joyeuse entrée (der fröhliche Einzug) genannt, kraft deren die Stände jener verbündeten Lande nicht bloß an der Gesetzgebung, sondern auch an der Gesetzvollziehung Antheil hatten. Die Freiheiten dieses Theils der Niederlande wurden einst so hoch geschätzt, daß manche Ehefrauen aus andern Provinzen in Brabant oder Limburg Wochenbette hielten, um ihren neugebornen Söhnen das Indigenat dieser Lande zu verschaffen. Während der Regierung des Kaisers Joseph II. entstand ein großer Streit über die Auslegung der jo-

Digitized by Google

yeuse entrée mit den Ständen von Brabant und Limburg, deren Heftigkeit die Aufhebung der Stände zur Folge hatte. Diese Provinzialstände versammelten sich aber außerordentlich, und sprachen kühn die ewige Trennung Brabants von der Landeshoheit des Hauses Oesterreich aus. Der Tod des Kaisers Joseph II. machte den damaligen Streitigkeiten durch Herstellung der alten Vorrechte ein Ende. Durch den pariser Frieden v. 30. Mai 1814 ward das Land den vereinigten Niederlanden einverleibt, die seit 1815 durchdie Bestimmung des wiener Congresses das Königreich der Niederlande bilden, und es zerfällt jetzt in 3 Theile: Südbrabant, Nordbrabant und Antwerpen.

Brabäntische Schule, s. niederländische Schule.

Brabeum, Bravium, Bravinum, war der Preis des Siegers in den Kampfspielen der Griechen und Römer, welchen die Brabeuten bei den Griechen austheilten. In dem alten Rom lag das Bravium auf der Spina des Cirkus bei dem Obelisk des Monds. Auf diese Spina sprang der Sieger, und erhielt den ihm zuerkannten Preis. Ehe die Brabeuten bei den Griechen des Preises wegen entschieden, legten sie vorher den Eid der Unparteilichkeit ab; alsdann nahmen sie ihre Plätze ein mit einer Krone auf dem Haupte, in purpurnem Gewande, und mit einem Stabe in der Hand. Selbst Könige schämten sich nicht, wie dies einst mit dem Könige Philipp von Macedonien der Fall war, das Amt eines Brabeutes zu bekleiden.

Braccae, Beinkleider (antiquar.). Winkelmann giebt uns über diesen Theil der alten Tracht die besten Aufschlüsse: „Beinkleider, sagt er in seiner Geschichte d. K. d. A., waren bei den Griechen und Römern im Gebrauche, wie man auf herkulanischen und andern Gemälden sieht. Die Hosen des vermeinten Coriolans auf dem Gemälde in den Bädern des Titus gehen der Figur bis auf die Knöchel der Füße, so, daß sie an den Beinen wie Strümpfe anliegen, und sind blau. Bei den Griechen trugen die Tänzerinnen Hosen, wie bei uns. Der Gebrauch der Hosen aber war bei den Männern nicht gemein, und anstatt der Beinkleider waren Binden im Gebrauche, womit die Schenkel umwunden wurden. Aber auch dies wurde für eine Weichlichkeit gehalten. Cicero wirft dieses dem Pompejus vor, welcher dergleichen trug. Solche Binden, um die Lenden gelegt, waren zu Trajans Zeiten unter dem gemeinen Volke noch nicht üblich. An den Bildnissen dieses Kaisers an dem Constantinischen Bogen sieht man die Schenkel bis unter das Knie bekleidet. Die Hosen der barbarischen Völker sind mit den Strümpfen aus einem Stücke, und unter die Knöchel des Fußes durch die Riemen der Sohlen gebunden. Die Strümpfe wurden nachher in spätern Zeiten von den Hosen abgeschnitten, und hierin liegt der Grund des deutschen Worts Strumpf, welches etwas abgestutztes bedeutet, wie Eckart dieses in dem Ebnerischen Kleinodienkästlein zeiget. Michael Angelo hat sich also wider die alte Kleidertracht an seinem Moses vergangen, da er demselben Strümpfe, unter die Hosen gezogen, gegeben, so, daß diese unter den Knieen gebunden sind. Mit Hosen pflegen, außer den barbarischen Völkern, auch Theaterpersonen bekleidet zu seyn, weil überhaupt die Hosen des Wohlstandes wegen auf dem Theater eingeführt waren. Auch erblickt man an alten Figuren Beinkleider, die bis über die Knie reichen, wie Fabretti dies insbesondere von der Figur des Trajans anzeigt; und Herodianos sagt, daß Carakalla seine Beinkleider von den Schenkeln herabgezogen habe, und in dem Augenblick von Martialis ermordet wurde, als er seine Nothdurft verrichten wollte. Eine andere Art von Beinkleidung bestand aus Binden, die um die Schenkel gebunden wurden, und diese Art bemerkt man in der Villa Negroni, an der einzigen Statue eines Auriga, der im Wagenrennen, in dem Cirkus zu Rom, den Preis davon getragen hatte. Diese Binden gehen nur bis an die Hälfte des Schenkels, und sind daselbst mit Schnüren befestigt. Es läßt sich nicht bestimmen,

Digitized by Google

ob diese oder jene Art diejenige war, welche Suetonius Feminalia nennt. Aber nie waren Beinkleider die gewöhnliche und beständige Tracht der Alten, sie sind daher nicht zur häuslichen Kleidung zu zählen, sondern als eine Reise- und Feldtracht anzusehen. — Die alten Gallier zeichneten sich besonders durch ihre weiten Beinkleider oder Pumphosen vor andern Nationen aus, und wurden deswegen von den Römern Braccati genannt. Besonders hatte den Namen Gallia Braccata derjenige Theil von Gallien, in welchem Narbonne die Hauptstadt war. Valerius Maximus sagt (2, 6, 10) sehr artig: „Man sagt, daß die Gallier oft Geld ausliehen, welches in den unterirdischen Gegenden wieder bezahlt werden soll, einer herrschenden Ueberzeugung gemäß, daß die Seelen der Menschen unsterblich wären. Ich würde sie Narren heißen, sagt er hierauf, wenn diese Hosenträger nicht eben so, wie der Mantelträger Pythagoras, gedacht hätten. Der Beinkleider bedienten sich auch schon in den ältesten Zeiten die Meder und Perser, und noch zur Zeit des Arkadius wollte man zu Constantinopel die Braccarios (Pumphosenschneider) nicht leiden, wie man dieses aus einem besondern Gesetz des römischen Rechts ersieht.

Bracciolini dalle Api (Franzesco) wurde zu Pistoja von edler Familie 1566 geb., trat 40 Jahr alt in den geistlichen Stand. Er schloß sich, um befördert zu werden, an den Cardinal Barbarini, dessen Sekretär er war; und als dieser unter dem Namen Urban VIII. den päpstlichen Stuhl bestieg, begab er sich nach Rom. Er schrieb bei dieser Gelegenheit ein heroisches Gedicht, die Wahl des Papstes Urban VIII., Rom 1628. 4., wofür er vom Papste den Beinamen dalle Api, und das Recht erhielt, die drei Bienen des barbarinischen Wappens in seinem Siegel zu führen. Seine Verse fanden Beifall genug. Nach Urban VIII. Tode kehrte er nach Pistoja zurück, wo er 1645, fast 80 Jahre alt, starb. — Er wollte mit Tassoni um den Ruhm der Erfindung des komischen Epos wetteifern, doch versuchte er sich zuerst in einen ernsthaften. Er wollte nämlich ein zweiter Tasso werden. Das wiedereroberte Kreuz ist der Titel seiner Nachahmung des befreiten Jerusalems. Seine Freunde und einige neuere Literatoren haben dieses Werk sehr ernstlich gerühmt. Der Inhalt ist die Geschichte eines Krieges, den der griechische Kaiser Heraklius gegen die Perser führte, um ihnen unter andern Reliquien, die sie bei der Einnahme Jerusalems erbeutet hatten, das heilige Kreuz wieder abzunehmem. Um diese Geschichte poetisch auszuschmücken, erfand er Abenteuer und Liebschaften. Die Diktion ist korrekt, die Verse leicht fließend, hier und da ein wahrer poetischer Aufschwung, Kraft in einzelnen Gedanken; doch dieses heilige Holz (sacro legno) neben Tasso's Jerusalem stellen zu wollen, ist ein Einfall der geschmacklosesten Kritiker. Dieses Gedicht ist nur ein Fragment in 15 Büchern geblieben. — Dem Publikum Beifall abzugewinnen, ging Bracciolini vom pathetischen Ernst zum seltsamen Scherz über. Er glaubte als guter Christ etwas Nützliches und Sinnreiches zugleich zu thun, wenn er die griechischen Götter lächerlich machte; er ersann eine epische Verspottung der Götter (Scherno degli Dei). Dieses ist die Arbeit, durch die er seinem Mitbewerber Tassoni den Preis des komischen Epos abzulaufen gedachte, und nach dem Bedünken seiner Freunde, wirklich ablief. Er sagt selbst, daß er seine Zeitgenossen mit Scherzen unterhalte, weil er ihnen keinen Sinn für wahren Ernst zutraue. Seine Erfindung wird von seinen Bewunderern für geistreich, witzig, voll Grazie, ja von Crescimbeni (aber was lobt dieser nicht!) sogar für unübertrefflich erklärt. Aber die Stimme des Publikums entschied für Tassoni, und sie that wohl. Die Ausführung ist durchgängig burlesk, Teufel und Hexenmeister werden überall ins Spiel gezogen. Glücklich war Bracciolini in einigen beißenden Aus-

Digitized by Google

fällen gegen Dichter und Versifikatoren. Er hinterließ auch noch ein Schäfer- und ein Trauerspiel. Bracciolini beschleunigte durch seine Gedichte den Untergang des guten Geschmacks in Italien, indem er alle seine Vorgänger genialisch überfliegen wollte.

Brachel oder Brachelius (Johann Adolph), war 1618 zu Cöln a/R. geboren, wo er nach Beendigung der theologischen Studien die Priesterweihe empfing. Sein hoher Biedersinn, sein edler Karakter, so wie sein moralischer Wandel, gewannen ihm die Herzen Aller, welche sein Wirkungskreis umschloß; denn er lebte bloß der Religion und der Menschheit, Wohlwollen und christliche Liebe um sich her verbreitend. Zurückgezogen vom Tummelplatze der Welt, entwickelte er seine Talente im Stillen, um ein wohlthätiges Licht um sich her zu verbreiten. Doch schon in der Blüthe seiner Jahre erlag sein Körper den geistigen Arbeiten, welche er stets bis nach Mitternacht fortzusetzen pflegte. Er starb in einem Alter von 34 Jahren, umgeben von vielen seiner Freunde, mit denen er sich über das Wiedersehen nach dem Tode so lange unterhielt, bis er ruhig, wie ein Weiser, und hoffnungsvoll, wie ein Christ, zu dem großen Jenseits hinüberschlummerte. Kurz vor seinem Tode erschien von ihm die Geschichte seiner Zeit in lateinischer Sprache in 2 Bänden, Cöln 1652. Korrektheit der Sprache, Anmuth im Ausdrucke und die größte Wahrheitsliebe zeichnen dieses Werk aus. Es wurde bald ins Deutsche und ins Holländische übersetzt. Der gelehrte Adolph Thuldenus, Canonikus zu Cöln, setzte dieses Werk von 1652 bis 1661 fort; diese Fortsetzung in 4 Bänden steht der Geschichte von Brachel an Kürze und Korrektheit des Styls nach. Hierauf wurde diese Geschichte bis 1672 von Heinrich Brewer, Licentiatus, der Theologie zu Cöln, fortgeführt. Sie umfaßt in 7 Bänden eine der merkwürdigsten Perioden in der Geschichte, nämlich jene von 1618 bis 1672. Dieses Werk ist äußerst selten geworden, und von den Geschichtsforschern noch nicht hinlänglich gewürdigt.

Brachygraphie, Tachygraphie, Stenographie, Schnellschreibekunst, ist die Kunst, mit der möglichsten Ersparung von Zeit und Raum, die Worte eines Andern getreu nachzuschreiben, oder eigene Gedanken zu Papier zu bringen. Eine Schrift dieser Art pflegen die Engländer, im Gegensatz der Schulschrift oder Langhand, sehr passend durch Kurzhand zu bezeichnen. Die Nothwendigkeit, eilfertig zu schreiben, hat von jeher ganz natürlich auf den Versuch geleitet, die hemmende Langhand abzukürzen; und daß schon die Griechen sich einer solchen Kurzschrift bedienten, erhellt, obgleich uns keine Proben davon übrig sind, aus ihren Glossen, wo Tachygraphen (Schnellschreiber) und Semiographen (Leute, welche durch Zeichen schreiben) vorkommen. Dieser Kunst verdanken wir unter andern auch Sokrates Denkwürdigkeiten: Xenophon bediente sich um die Aussprüche des Sokrates aufzuzeichnen, vieler abgekürzten Wortzeichen. Auch späterhin gab, und noch heut zu Tage giebt es Männer, welche sich eigene Abkürzungsnoten ersannen, und eine gewisse Fertigkeit darin erlangt haben. Ausonius gedenkt in seinen Gedichten eines Knaben, der mit Hülfe weniger Zeichen eine lange Rede, so wie sie gehalten wurde, wörtlich niederschreiben konnte. Prudentius rühmt in einem Gedichte auf den Märtyrertod des h. Cassianus, daß dieser eine Schule gestiftet habe, in welcher Kinder in der Kunst des Schnellschreibens unterrichtet wurden. Vom heil. Anschar, dem Glaubensboten des Nordens, erzählt Rembert, daß er sich mittelst der Zeichen seine andächtigen Betrachtungen aufgeschrieben habe. Und so wissen wir auch, daß Eckard II. in St. Gallen die Geschicklichkeit besaß, alles, was man sprach, eben so geschwind, als man es vorbrachte, mit gewissen Zeichen aufzuschreiben. — Es giebt vornämlich dreierlei Wege,

Digitized by Google

auf welchen man zu dem Zwecke des Schnellschreibens gelangt: 1) indem man einzelne Buchstaben statt ganzer Wörter setzt (Einzellinge, Siglae). Diese Verfahrungsart, welche bei den Alten zuerst im Gebrauche war (man sehe Valerius Probus in seinem Buche: de Romanorum notis interpretandis, und Lucius Annaeus Seneka, der die Zahl der Einzellinge schon auf 5.000 brachte), und die es bei uns noch täglich ist, kann, wie leicht begreiflich, nur theilweise in Anwendung kommen. 2) Durch Abkürzung der Wörter um einige Buchstaben, und durch Verstümmelung und monogrammatische Verschlingung der Buchstaben (Notenschrift, Notae). Diese, von den Römern vornehmlich ausgebildete Schriftart wird auch vorzugsweise tironische Noten genannt, von Tiro, einem Freigelassenen Cicero's, welcher zuerst, wie Hieronymus sagt, eine ansehnliche Sammlung solcher nach und nach aufgekommenen Kürzungen veranstaltete. Wer aber zuerst oder in der größten Ausdehnung die Römer damit bekannt gemacht, darüber ist uns bei Plutarch (in seinem Cato von Utika) eine merkwürdige Stelle aufbehalten, welche dem Cicero das Verdienst dieser Art von Geschwindschrift bei den Rednerbühnen während seines Konsulats zuschreibt. Jene Stelle wirft erstens Licht auf die Beschaffenheit dieser Noten, und beweiset zugleich, daß Cicero nicht der Erfinder ist, indem ihm sonst Plutarch das Lob nicht würde versagt haben. Aber der große Römer selbst würde es zu melden Andere überhoben haben. Nur einmal erwähnt er derselben in seinen Briefen (CXIII. 32.), wo er die Noten mit einem griechischen Namen belegt, wie er bei Sachen zu thun pflegt, welche die Römer von den Griechen entlehnten. Welchen Antheil Tiro dabei hatte, ist unbemerkt geblieben; daß er verhältnißmäßig groß gewesen sey, kann man daraus abnehmen, daß man die neu eingeführte Schrift nach seinem Namen nannte. — Die Römer machten hierauf den ausgebreitetsten Gebrauch von der Kunst, und geschickte Männer lehrten die römische Schrift neben der Langhand in Schulen. Nach dem Zeugniß Sueton's besaß selbst Titus diese Kenntniß. Männer, welche in öffentlichen Geschäften davon Gebrauch machten, wurden deßhalb Notarii genannt. Beinahe keine Rede wurde im Senat, vor Gericht, oder pro rostris gehalten, die nicht in tironischen Noten wäre aufgeschrieben werden. Testamente, Acta martyrum, ꝛc. wurden erst in Noten abgefaßt, und dann ins Reine geschrieben. Auch fanden sie späterhin in den Kanzleien Aufnahme; doch traten schon unter Ludwig dem Kinde nichtssagende Kritzeleien an die Stelle dieser Noten; und die Kenntniß davon verlor sich so sehr, daß man sie in der Folge für eine Art von Zeichen- und Geheimschrift ansah, und Trithe im fand sogar zu Straßburg an einem in solcher Schrift abgefaßten Buche die Aufschrift: Psalterium in armenica lingua. Aber wenn dennoch in unserer Zeit Diplomatiker, wie Mereau, Schönemann, ꝛc. von Kryptographie und Steganographie (Geheimschreiben) sprechen, sollte man da nicht nachsichtiger werden gegen das schwer beschuldigte Mittelalter? — Unter dem Papste Julius II., wo die Wissenschaften schon begannen, sich aus ihrem Dunkel zu erheben, ward auch unter andern die längst in Vergessenheit gerathene Kunst der abgekürzten Zeichenschrift durch den gelehrten Bembo wieder entdeckt. Dieser hatte nämlich vom Papste ein Buch, das zwar in schönen, aber unverständlichen Karakteren geschrieben war, mit dem Auftrage erhalten, zu versuchen, es lesen zu können. „Bei genauer Durchsicht dieser Handschrift," sagt Bembo in seinem deßhalb an den Papst gerichteten Schreiben, „bemerkte ich am untern Rande eines Blattes eine mit gewöhnlichen Buchstaben geschriebene, aber beinahe ganz unleserlich ausradirte Zeile, woraus ich schloß, daß das Buch in solchen alten Karakteren geschrieben sey, deren sich ehemals die sogenannten Notarii bedienten, und daß es ein Stück des Kom-

Digitized by Google

mentars vom Hyginus de Sideribus seyn müsse. Ich verglich daher ein Exemplar des Hyginus, in unserer gewöhnlichen Buchstabenschrift, mit jenem Manuskript, und es gelang mir, manche dieser Karaktere zu errathen, die nicht nur an sich selbst eine verschiedene Bedeutung haben, sondern auch durch die Punktation einen noch mehr veränderten Sinn erhalten. Es liegen aber dabei so bestimmte Regeln zum Grunde, daß, wenn sich nur Jemand die Mühe nehmen wollte, es nicht schwer halten könnte, sie in ein System zu bringen, wodurch diese Kunst auch für uns wieder anwendbar würde." Bembo bezeigte eine große Freude über diese Entdeckung, und schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß andere Gelehrte, die Zeit und Muße dazu hätten, sie weiter führen würden. Wirklich befaßten sich auch Mehrere mit dieser mühvollen Arbeit, und es wurde also hiedurch manches in Kurzhand geschriebene Werk von Bedeutung, welches bis dahin in den Büchersälen moderte, zur Erweiterung der Literaturkenntnisse der Alten von dem größten Nutzen für den Gelehrten. — Gegen die Natur der Schnellschrift sind jene tironische Noten, als aus der Kapitalschrift entstanden, sehr steif. Es hält schwer, die schwankenden Grundsätze, welche man bei der Bildung derselben befolgte, aufzustellen. a) Die ursprünglichen Züge der Buchstaben wurden flüchtig gezeichnet, und meistens um die Hälfte verkürzt (man findet Kapital-, Uncial-, Minuskal- und Cursiv-, ja selbst griechische Buchstaben). b) Diese Zeichen wurden in eine Figur zusammengezogen (monogrammatisirt). c) Halbe Buchstaben bezeichnen oft ganze Sylben und Wörter. d) Es giebt Wurzelsylben und e) Zeichen der Biegung oder Endung. Die Bedeutung der letztern hängt von ihrer Stellung ab, und sie werden daher gewöhnlich am Ende der Hauptzeichen, oft aber auch vorne, oben und unten hingesetzt. f) Wörter, die aus mehrern Sylben bestehen, können 2—5 Hauptzeichen haben, wodurch also die Note zu einer bald einfachern, bald zusammengesetztern Gruppe wird. g) Mehrere Begriffe haben oft einerlei Zeichen, z. B. Paum hieß Palatium, Pallium und Paulum. h) Ein Punkt beim a bringt durch seine veränderte Stellung amicus, animus, ager, ante, Augustus, zuwege. Mehreres über diese, jetzt außer Uebung gekommene Schriftart findet man in den alten über die Noten handelnden Werken, besonders aber in dem auf das Mühsamste zusammengetragenen, vom deutschen Fleiße und ungemeinem Kostenaufwand zeugenden Werke unseres Kopp. — Der dritte Weg, auf welchem man endlich zum Zwecke des Schnellschreibens gelangt, ist 3) durch möglichste Vereinfachung der Buchstaben mittels Zurückführung derselben auf Striche und Kreise, Ersparung der Selbstlauter in der Mitte der Wörter, und zweckmäßige Verkürzung der Schleppsylben und Wörter (englische Schnellschrift). Mit Recht glauben wir, eine Schrift englisch nennen zu dürfen, welche die Zwecke der tironischen Noten erfüllt, und doch von einem großen Theil ihrer Unbequemlichkeiten befreit ist, da es jener erfinderischen Nation aufbehalten war, ein Verfahren zu entdecken, welches, allmählig ausgebildet, kaum etwas zu wünschen übrig läßt, und noch jetzt von ihr mit dem größten Vortheil benutzt wird. — Und hier ist nun der Ort, von dem Ursprung, der allmähligen Ausbildung und Verbreitung dieser neuern Schnellschreibekunst Einiges zu sagen. Als Erfinder davon wird uns ein englischer Gelehrter, Namens Willis genannt, der in der 2ten Hälfte des 16ten Jahrhunderts blühte. Nach ihm (1588) trat Dr. Breigt mit einer, zum Theil dahin gehörigen, Schrift auf, welche er der Königin Elisabeth zueignete, die einen Freibrief dafür ausfertigen ließ; sie führt den Titel: Characteric. or the art of short, secret and swift Writing, by Characters. Die Versuche dieser Männer, die Buchstaben des Alphabets mit einfachern Zeichen zu ersetzen, mußten, wie man von ersten Anfängen nicht anders erwarten kann,

Digitized by Google

unendlich weit hinter der gewünschten Vollkommenheit zurückbleiben. Im Allgemeinen mag das Verfahren dabei den tironischen Noten abgeborgt seyn. Seit dieser Zeit bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts sind unaufhörlich Veränderungen, und theils wirkliche, theils vorgegebene Verbesserungen in der Kurzhand auf der brittischen Insel erschienen; ja man kann sagen, daß sich die Engländer die Ausbildung dieser Kunst mit einer Art von Leidenschaft haben angelegen seyn lassen. Man zählt an 50 Schriftsteller der Schnellschreibekunst. Keiner aber aus der gedachten Periode vor Mavor war so glücklich, den allgemeinen Beifall festzuhalten; so wahr ist es, daß die Künste nur auf großen Umwegen zum Ziel ihrer Vollendung gelangen. Manches von diesen Systemen nahm sich zwar auf dem Papier recht artig aus, wurde aber bei der Anwendung höchst unpassend gefunden. Nur Männer von Scharfsinn, lebhaftem Gedächtniß und unermüdlichem Fleiße konnten die Vortheile wirklich ernten, welche sie von dieser Kunst, oft nur zu ruhmredig, versprachen; und dennoch wurde sie in der Mitte des 17ten Jahrhunderts häufig und mit solchem Eifer getrieben, daß man eine Rede wörtlich aufzunehmen im Stande war (S. an Essay towards areae Character and a philosophical language, by J. Wilkins. Lond. 1668 Fol. 13). Shelton, Ramsay, Weston und Gurny sind gefeierte Namen in der Geschichte dieser Kunst; sie machten sich auch dem Auslande von einer vortheilhaften Seite bekannt, Letzterer insbesondere scheint den verdienten Ruhm am Längsten genossen zu haben. Ramsay's Tachygraphy erschien deutsch unter dem Titel: Carl Aloys Ramsays Geschwindschreibekunst; aus dem Englischen mit Fig., Leipzig, Geßner, 1745. 8. wo auch die deutschen, lateinischen und griechischen Wortabkürzungen angefügt sind. Lange hatte man gleichwohl, ehe die Kunst zur höhern Vollkommenheit sich aufschwingen konnte, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; denn 1) sind einige Anleitungen mit willkührlichen Bildern, übelgewählten Zeichen und Abkürzungen angefüllt, welche das Gedächtniß beschweren, und sich von der gewöhnlichen Schrift nur durch die Gestalt unterscheiden. Andere dagegen verwarfen alle Abkürzung, sogar der Vor- und Endsylben, welche jedoch, mit Maaße angebracht, Schnelligkeit und Lesbarkeit überaus befördern. 2) Ein beinahe unübersteigliches Hinderniß schien die Selbstlauter-Bezeichnung. Lange gebrauchte man dafür eigene Buchstabenzeichen; da man aber nun nicht genug einfache, zur Verbindung taugliche Zeichen für das ganze ABC auftreiben konnte, so nahm man zu andern, oft lächerlichen, Mitteln seine Zuflucht. Endlich überzeugte man sich, daß derjenige, welcher es zu einem beträchtlichen Grad von Schnelligkeit bringen wolle, durchaus die Selbstlauter in der Mitte der Wörter unterdrücken müsse. Byrom war der Erste, der diese Regel aufzustellen wagte, und sie muß der Grund jedes vernünftigen Lehrgebäudes seyn. So war also jetzt ein großer Vorsprung gewonnen; die Kunst entledigte sich auch anderer Mängel; die Parlamentshäuser, in den letzten Dezennien des verflossenen Jahrhunderts der Schauplatz, wo sich die englische Beredsamkeit in ihrer ganzen Herrlichkeit zeigte, bildeten Schnellschreiber, die in 30 bis 40jähriger Praxis unterscheiden lernten, was wahrhafte Verbesserung der Kunst sey. Ihren vereinten Bemühungen verdanken die Engländer die Universal Stenography des Mavor, welche alles Das leistet, was ihr Titel verspricht. Die Engländer selbst erkennen ihn für ihren größten Meister, und die amerikanisch-englische Encyklopädie (40 T. XVII. p. 785—790) stellt ihn durch einen vollständigen Abdruck seines Werkes aller Welt zum Muster auf. Die deutschen Bearbeiter der Kunst kennen Mavor nicht; dagegen erheben sie mit lauter Stimme die unsterblichen Verdienste eines Taylor. Es ist wahr, auch die Franzosen haben Letztern zum Muster genommen (wahrscheinlich, weil er

Digitized by Google

der neueste war!), seine Landsleute selbst nennen ihn, der allerdings ein geschickter Schnellschreiber war, in Ansehung seiner Methode ohne weitere Auszeichnung unter der großen Menge kurzhandiger Schriftsteller. Man ist von diesen edeln Insulanern gewohnt, daß sie nichts halb thun; die Regierung unterstützte kräftig eine Kunst, die auch ihr so viele Vortheile gewährte; Lehrstühle der Schnellschreibekunst waren seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts an der Hochschule zu Oxford (Taylor war Professor der Stenographie auf allen Hochschulen Großbrittaniens), selbst in den untern Schulen wurde diese Kunst gelehrt; die Gerichte ließen ganze Verhandlungen in Schnellschrift drucken, und reichliche Unterzeichnungen gaben den Anleitungen, die oft mehr Kupferwerk als Buchdruck, mithin sehr kostspielig waren, tausendfältiges Daseyn. — Als die Kunst auf diese Art in England ihrer höhern Vollkommenheit entgegen sah, dort allgemein gefeiert wurde, war dieselbe der übrigen Welt doch nicht sonderlich bekannt, oder sie wurde von ihr nicht gehörig geschätzt. Noch im Jahr 1778 konnte Gurney sich rühmen, daß die Schnellschreibekunst von keinem andern Volke, als den Britten, kultivirt sey. Eine Umwälzung endlich, die von außerordentlichen Folgen für ganz Europa war, die französische Revolution, brachte diese Kunst auch auf das Festland. Dazu führte das Bedürfniß, die sich mit Blitzesschnelle drängenden und verschlingenden Erscheinungen mit möglichster Treue aufzubewahren; es war den Franzosen um so dringender, da ihre Schrift eine große Zahl von Buchstaben hat, die bei der Aussprache nicht gehört werden. In Paris wetteiferten besonders Dupont, Schnellschreiber des Herzogs von Orleans, und Coulon de Thevenot mit einander, dieser Letztere hielt öffentliche Vorlesungen darüber, und gab eine Anweisung nebst einem Almanach tachygraphique etc., heraus. Seine Erfindung hatte er schon 1776 der Akademie vorgelegt. — Nachmals, 1792, trat mit Thevenot in die Schranken Th. Bertin, mit einer Anwendung der Taylorschen Schnellschrift auf das Französische, und trug mit Recht den Sieg davon, da eine Vergleichung beider Schriften sogleich die viel größere Kürze und Einfachheit der Bertinschen Zeichen überhaupt, und besonders die Leichtigkeit in Zusammensetzung derselben zeigte, während die große Menge der Thevenotschen Zeichen immer einzeln abgebrochen stehen. Jedoch auch Bertin mußte Anfechtung leiden, wegen der fast durchgängigen Auslassung der Selbstlauter, welche nur bisweilen zu Anfange der Wörter durch einen, alle ohne Unterschied bezeichnenden, Punkt bemerkt wurden, wodurch oft Zweideutigkeit entstehen mußte. Nichtsdestoweniger nahm man seine Anleitung mit Feuereifer auf, man lehrte die Schnellschrift in den Schulen, ja man fing 1797 schon an, klassische Werke mit Schnellschriftzeichen zu drucken. Zwar wollte im Jahr 1801 Clement die Selbstlauter wieder einführen; es war aber vorauszusetzen, daß sein Bemühen, der Kunst eine Last, der sie sich glücklicherweise entledigt hatte, wieder aufzubürden, mißglücken würde. Eben so mußte Blanc's Unternehmen, durch Erfindung einer neuen Schreibweise, wo die Buchstaben, wie bei der Musik, nach Notenart gesetzt werden, die andern Verfahrungsarten zu verdrängen, ohne weiters scheitern, da er bei der bittern Rüge, die er über die Mängel seiner Nebenbuhler ergehen ließ, doch das Geständniß ablegen mußte, daß auf Raumersparniß bei seiner Okygraphie verzichtet werden müsse. Daß Bertin († 1810) noch immer unter den Schnellschreibern in Paris in Ansehen steht, beweiset die von seinem Schüler Mahié neuerlich herausgegebene Anleitung, die auf seine Grundsätze gebaut ist: la clef de la Stenographie ou l'art d'écrire aussi vite que la parole. Par F. M. Mahié, élève de Mr. T. Bertin, professeur de Stenographie, á Paris chez l'Auteur. — In Deutschland wird erst seit kurzer Zeit von einer im Auslande so hoch getriebenen Kunst von

Digitized by Google

Einzelnen, und öffentlich eigentlich erst seit dem Jahre 1819, Gebrauch gemacht. Es hat zwar früher nicht an Anlaß dazu gefehlt. So berichtet Morhof von einem Geistlichen in Holland, daß er zu Leyden 1666, eine lateinische Schrift über die Kurzhand herausgegeben habe, welche nachher ins Deutsche sey übertragen worden, wozu ohne Zweifel die Tachygraphie des Ramsay den Stoff geliefert hat, die schon im Jahr 1681 durch Bielke zu Jena auf deutschem Boden verpflanzt, und, wie schon angeführt, noch 1745 von Geßner in Leipzig deutsch gedruckt worden. Von Personen, welche sich dieser Kunst bedienten, ist uns bloß van Swieten bekannt, der sich in Boerhavens Lehrstunden die Schnellschreiberei so zu eigen machte, daß er die Reden eines Jeden sogleich völlig nachzuschreiben vermochte. Diesem Hülfsmittel haben wir es zu verdanken, daß uns van Swieten Boerhavens eigene Erklärung über seine praktischen Lehrsätze hat aufbehalten können. Erst die in Frankreich bei dem Ausbruche der Staatsumwälzung mit Glück unternommenen Versuche, und der Heißhunger, womit man damals Alles, was aus dem gährenden Reiche hervorging, aufnahm, verschaffte diesmal einer nützlichen Kunst den Eingang bei uns Deutschen, zuerst in Tagblättern, und dann in eigenen Schriften. Derjenige, welcher sie zuerst wieder in Anregung brachte, ist Buschendorf. Seine Anzeige im Journal für Fabriken, Manufakturen, Handlung und Mode. Leipzig. Bd. X. 1796. Heft Febr. Nr. 6. ist mit einer Abbildung der schnellschriftlichen Zeichen begleitet. Der Anblick dieser (höchst unvollkommenen) Zeichen reizte den Eifer mehrerer Männer, sich in der Kurzhand zu versuchen, z. B. Professor Wolke in Petersburg, welcher jedoch in russischer Sprache schrieb. Aber noch im J. 1796 trat Mosengeil mit einer deutschen Stenographie auf. Er legte Bertin's System zum Grunde; sein Bemühen muß mit Dank anerkannt werden; bei Vergleichung seines Werkes aber mit Mavor ersieht man mit Erstaunen, daß man in der Kunst einen großen Rückschritt gethan, und ordentlich entschlossen sey, sie von Neuem durch alle Stufen des Alters heraufzuführen. Ein Glück war es daher für sie, an Horstig einen Bearbeiter zu finden, der mit einem der Sache angemessenen Eifer, Geist und Geschmack verband. Auch er war durch Buschendorf mit der Schrift bekannt gemacht, und seine Anleitung unter dem Titel: „erleichterte deutsche Stenographie mit Kupf. Leipzig 1796," erschien gleich nach Mosengeil. Sie enthält in einer nervigen Kürze das Beste, was wir über diese Kunst haben, und würde wirklich, wie der Verfasser selbst versichert, seinen Nachfolgern wenig mehr, als unwesentliche Zusätze zu machen, überlassen haben, wenn, wie es den Anschein hat, mit etwas weniger Eile dabei wäre zu Werke gegangen worden. Horstig brachte nämlich die Zeichen zur möglichsten Einfachheit, indem er z. B. den so vielen Buchstaben anklebenden Ring abnahm, und ihm einen eigenen Stab zutheilte. Dagegen können einzelne Zeichen der Verwechselung nicht entgehen. Die so wichtige Lehre von Abkürzungen ist ganz verfehlt; die Verbindungstafel mangelt, und endlich scheint es, daß der Schönheit der Schrift die Deutlichkeit, eine Hauptstütze der Kunst, nicht selten habe weichen müssen. Schon im folgenden Jahre veranstaltete Horstig einen neuen Abdruck: Beweis genug, mit welchem Beifall die Lesewelt sein Werk aufgenommen habe. Indessen auch Mosengeil erlebte 1799 eine neue Auflage. Horstig hat uns auch ein vollständiges stenographisches Wörterbuch für die deutsche Sprache versprochen, worin die Figuren aller deutschen Wörter gezeichnet werden sollen. Ein großes, für eine sich stets fortbildende Sprache unmögliches Unternehmen! Im Jahr 1800 erschien zu Wien von Danzer: allgemeines System der Stenographie S. Taylor's. Aus dem Engl. u. Franz. ꝛc. mit Kupfern, und 1808 zu Salzburg von einem Ungenannten: Anleitung zur deutschen Stenographie, oder

Digitized by Google

zum Selbstunterricht in der höchstmöglichen Kürze und Geschwindigkeit zu schreiben, mit 4 Kupf. Diese Beiden leisteten für die Kunst sehr wenig: da der Erstere die mangelhafte Taylor'sche Schreibweise zum Grunde gelegt hat, der Zweite aber, statt den von Horstig gewiesenen allein richtigen Weg einzuschlagen, in Mosengeil's Fußstapfen trat, wodurch, wenn auch im Einzelnen Gutes, im Allgemeinen doch alle Fehler seines Vorgängers fortgepflanzt wurden. — In der neuesten Zeit, wo diese Kunst erst recht beginnt, sich bei uns zu bilden, hat Leichtlen, ein fleißiger, thätiger Forscher in diesem Gebiete, sich durch seine „vollständige Anleitung zur Geschwindschreibekunst, mit 5 Steintafeln Freib. 1819, um dieselbe großes Verdienst erworben. Auch hat uns noch Mosengeil mit einem neu bearbeiteten Lehrbuche der deutschen Stenographie mit 8 stenographischen Lehrtafeln (Jena 1819. gr. 4.) beschenkt, und wir haben die gegründete Hoffnung, daß künftig diese Kunst, besonders durch Hülfe der Lithographie, bei den öffentlichen Verhandlungen allgemein wird benutzt werden.

Bracteaten, Blech- oder Hohlmünzen, sind alte deutsche Münzen meistens von feinem Gold- oder Silberblech, mit unförmlichen Bildern, nur auf einer Seite gestempelt, die andere Seite ist bloß hohl. In der Mark Brandenburg waren sie die ältesten Münzen, und schon im 10ten Jahrhundert vorfindlich; ungefähr 16 derselben gingen auf 1 Loth. In Türingen wurden sie im Mittelalter bald nach dem Anfange des 12ten Jahrh. geschlagen. Im J. 1386 ließ der Erzbischof Gerlach zu Mainz dergleichen schlagen; es wurden deren 43 auf ein Loth fünfzehnlöthigen Silbers gerechnet, 10 Bracteaten hatten den Werth eines Tornos, und 11 Tornos wurden auf 1 Florin gezählt. Die großen Bracteaten sind Schaustücke, veranlaßt durch die unter Kaiser Heinrich II. aufgekommenen Majestäts-Siegel. Sie verschwanden schon wieder zu Ende des 13ten Jahrhunderts.

Bradley (James), ein berühmter Astronom, geboren 1692 zu Shirnborn in Glocestershire, studirte anfangs Theologie, wurde Prediger, und 1721 Professor der Astronomie am Collegium von Saville zu Oxford. 6 Jahre darauf machte er seine Abirrung des Lichts bekannt, und brachte es durch unermüdliche Beobachtungen dahin, diesen so wichtigen Gegenstand zu ergründen, indem er die Ursache davon der schwankenden Bewegung der Erdaxe (Oscilliren) beilegte. Die Erde nämlich wird, wie jeder planetarische Körper, von der Sonne sowohl, als auch von dem Monde angezogen. Diese Anziehungen würden einfach ihren Abstand von diesen beiden Gestirnen verändern, wenn sie eine Kugel wäre. Da sie aber an den Polen abgeplattet ist, so geschieht die Anziehung ungleich auf den verschiedenen Punkten. Diese durch die Anziehung der Planeten modificirte Ungleichheit lenkt unaufhörlich die Fläche des Erdäquators ab, sie nöthigt sie zu einer rückgängigen Bewegung gegen die Ekliptik, und verursacht dadurch die Erscheinung der Vorrückung der Nachtgleichen, und überdies eine hundertjährige Veränderung in der Neigung der Ekliptik gegen den Aequator. Die auf solche Weise von der Sonne und dem Monde ausgeübten Anziehungen müssen wechseln nach ihren Abständen von der Erde; eben so muß die Höhe des Aequators oder der Erdaxe, welche perpendikulär darauf steht, nach den Stellungen dieser beiden Gestirne sich verändern, und wieder dieselbe werden, wenn jene in Beziehung auf uns in dieselben Stellungen zurückkehren. Dies sind die kleinen Veränderungen, welche das Schwanken der Erdaxe ausmachen. Im Jahre 1730 wurde J. Bradley Professor der Astronomie und Naturphilosophie am Museum zu Oxford, und im J. 1741 erhielt er nach Halleys Tode den Posten eines königl. Astronomen zu Greenwich. Als solcher starb er 1762, astronomische Beobachtungen hinterlassend, die er in einem Werke Astronomi-

Digitized by Google

cal observations made ad the royal observatory at Greenwich, Oxford 1798, 3 Thle. 1. Bd. Fol. herausgab. Diese Sammlung ist in der That bewundernswürdig, wenn man erwägt, daß sie das Werk eines einzigen Menschen war, aber noch merkwürdiger durch den Nutzen, den sie für die Astronomie gehabt hat, und noch täglich hat. Aus dieser reichen Fundgrube hat man Tausende von Beobachtungen der Sonne, des Mondes und der Planeten gezogen, die, geschickt mit einander verbunden, in alle unsere astronomischen Tafeln Genauigkeit gebracht haben. Hier schöpfte Mayer die Elemente seiner berühmten Mondtafeln. — Es ist ehrenvoll für die Wissenschaften, hinzusetzen zu können, daß ein Mann, der so viel für sie that, zu gleicher Zeit eines bescheidenen, wohlwollenden und großmüthigen Karakters war.

Bradwardin, ein Schriftsteller aus dem 14. Jahrh., starb als Canonikus in England im J. 1349. In seinem Werke de causa Dei contra Pelagium et de virtute causarum libri 3. cura H. Savilii. Lond. 1618 glaubte er allen scholastischen Parteien seines Zeitalters zu beweisen, daß sie von der Lehre Augustins weit abgewichen seyen, und sich alle mehr oder weniger dem Pelagianismus genähert haben. Bradwardin ist eine Erscheinung, ähnlich der frühern des Mönchs Gottschalk und der spätern des Bischofs Jansenius, nur daß seine Behauptungen nicht so viel Geräusch machten, keine Verfolgungen, und keine so große Wirkungen nach sich zogen. Schwerlich aber sind sie ohne alle Wirkung geblieben. Auch sie erschüttern das Ansehen der alten scholastischen Theologie, und auch wohl des herrschenden kirchlichen Lehrbegriffs. Das Werk, welches die Sache Gottes wider den Pelagius zu vertheidigen verheißt, ist wirklich mit großer Kenntniß der Schriften Augustins, der Kirchenväter überhaupt, der Römer und der arabischen Weltweisen, mit philosophischem Talente, nicht ohne Scholastik, aber doch mit einer sehr gemilderten Scholastik geschrieben, und wenn es auch den Lehrbegriff Augustins nicht retten, oder ihn vielleicht gar noch höher spannen sollte, als er ursprünglich war, so führt es ihn doch konsequent und zusammenhängend aus, und beweist, daß er damals so gut als verloren gegangen war. Es verbreitet sich über die ganze Lehre von Gott, und vertheidigt sie wider alle mögliche Einwürfe und Angriffe der Philosophen, und die falschen Vorstellungen der Theologen. Es sucht die Gränzen der menschlichen Gotteserkenntniß zu bestimmen. Er vertheidigt auch die Wahrheit des Christenthums. Aber die Meinung einiger Gelehrten, welche dieses Werk als eine Kritik der Dogmatik betrachten, scheint uns widernatürlich, indem kein Dogma der christlichen Religion in die Sphäre der Kritik herabgezogen werden kann.

Bräune (Angina), eine Entzündung des Halses bei Menschen und Thieren. Sie hat verschiedene Benennungen, je nachdem die Entzündung an dem Kehlkopfe und der Luftröhre, oder im Schlunde, oder an den zu beiden Seiten des Halses liegenden Drüsen, oder an dem sogenannten Zäpfchen sich befindet. Schmerzhafte Erschwerung des Schluckens, Sprechens und Athemhohlens, Trockenheit im Halse, die besonders nach dem Schlafe oft bis zum Ersticken zunimmt, Röthe und Geschwulst der innern Theile des Halses, veränderte Stimme, und vermehrte Absonderung von Speichel und Schleim sind die wesentlichen Zufälle der Bräune.

Braga, s. nordische Mythologie.

Braganza, s. Portugal.

Brahe, s. Tycho de Brahe.

Brakenburg (Rainer), ein niederländischer Bambocciaden- (Bambochaden-) Maler, geboren zu Harlem 1649. Ein Nachahmer von Brauwer und Ostade. In seinen Werken ist viel Natur, und Alles ist bis auf die Nebensachen vollendet. Seine Zusammenstellungen sind verständig, die Köpfe

Digitized by Google

haben viel Ausdruck, das Colorit ist kräftig, doch zart behandelt; nur ist der Geschmack der Zeichnung nicht zu loben. In allen seinen Arbeiten, mögen es Conversations-Stücke oder Bauern, oder andere Personen seyn, spricht sich Liebe und Wein immer aus.

Brama. Brahm (der Weltenschöpfer, der Ewige) ließ zuerst aus seinem Wesen, aus sich selbst, hervorgehen die Göttin Bhavani, das ist, die Natur, die große Erzeugerin; sodann ein Heer von Geistern, unter welchen drei erhabene Wesen als Halbgötter, nämlich: Brama, Wishnu, oder Bistno und Schiwa, die oberste Stufe an Macht und Vollkommenheit einnahmen. Von diesen hohen Geistern nun ging, nachdem das ganze Heer von 1.180 Millionen eine lange Zeit in Eintracht und Glückseligkeit fortgelebt hatte, der Keim der Empörung aus. Stolz auf ihr Ansehen und schielend auf Brama's Vorzüge, versagten die ihm zunächst stehenden Geister Moisafur und Rabhun den Gehorsam. Sie zogen eine sehr große Zahl der übrigen Geister mit sich fort, und Brahm, der Ewige, befahl, nach vergeblichem Bemühen, sie wieder zur Ordnung zurückzubringen, dem Sieb oder Schiwa diese Rebellen von der großen Höhe, dem Himmel, hinab in die Ordrah oder den Abgrund der Finsterniß zu stürzen. Hier litten sie lange Zeiten harte Strafe, als endlich Brahm, durch die Fürbitte der drei obersten Wesen Brama, Wischnu und Schiwa, wie auch der übrigen treuen Heerschaaren bewogen, sie nach langer und harter Büßung ihres Verbrechens wieder anzunehmen beschloß. Er ertheilte dem Brama die Macht und den Befehl, im Verein mit der Göttin Bhavani die Körperwelt zu schaffen. Hier sollten jene abtrünnigen Geister die organischen Körper beleben, und indem sie von einem Körper zum andern wandelten, von einem niedrigen, zu einem höhern, bessern hinaufsteigen, durch dieses Durchlaufen und Leiden während dieses Durchgangs mehr und mehr gereinigt werden, um dereinst der Verzeihung und Wiederaufnahme würdig zu seyn. Hiedurch ward nun die Lehre von der Seelenwanderung, die Metempsychose, ein Hauptdogma der Hindus-Religion. Jedes Thier, ja selbst die Pflanzen, war von einem gefallenen Engel beseelt, Alles war belebt. Es mußte also nicht nur eine zahllose Summe organisirter zu belebender Körper entstehen, sondern es ward zugleich hiedurch eine Stufenfolge unter diesen Körpern gebildet, so daß der gefallene Geist als Seele zu seiner Reinigung von den niedrigern Körpern zu dem höchsten, zu dem Menschen hinaufsteigen, oder auch wieder hinabsinken konnte, je nach dem Grade seiner Büßung, und nach seinem Thun und Lassen während dieses irdischen Lebens. Die von mehreren der heutigen Naturalisten angenommene und oft bestrittene Stufenfolge organischer Körper fand sich also bereits in der älteren Religion der Hindus. Diese Metempsychose mußte nun gleichfalls ein mächtiger Sporn zur Tugend und Gottesfurcht werden. Ein Jeder fühlte nämlich hiernach, daß seine Seele, je nach dem Werthe seines Lebenswandels, ein schlechteres oder besseres, höherstehendes Thier beleben werde, und dadurch mehr oder minder leiden, um gereinigt zu werden. Da aber zugleich angenommen war, daß selbst nach dieser Prüfung oder Läuterung vermittelst der Thierkörper, noch sieben überirdische Prüfungsperioden folgen müßten, welche ebenfalls nur durch das Betragen des Menschen als Mensch abgekürzt oder verlängert werden könnten, um sodann erst Verzeihung zu erhalten, und wiederum unter die seligen Geister von Neuem aufgenommen zu werden, und zur Gottheit zurückzukehren, so mußte diese glückliche Aussicht eine größere Anstrengung, sich des Urquells alles Guten würdig zu machen, zum Beobachten der Gesetze Gottes, zur Tugend bewirken. Die Seelen der Hindus, als Geister betrachtet, und selbst durch die Fürsprache der guten Geister zu dieser Prüfung innerhalb der Körper gelangt, stehen hiernach höchstwahrscheinlich in Verbindung oder wenigstens unter einer Art von

Digitized by Google

Obhut mit ihren Fürsprechern, mit den nicht gefallenen Geistern. So ergiebt sich hieraus zugleich eine besondere Art der Providenz für jedes menschliche Individuum. Ueberhaupt kann man diese Lehre der Metempsychose als ein sehr bedeutendes Dogma, nicht bloß für die gesammte Religion, sondern für die Moral der Hindus selbst ansehen. Denn augenscheinlich muß daher daneben die lebhafteste Theilnahme an den Schicksalen und Leiden der Thiere selbst entstehen. Sie sind ja mit einander gleichsam ihre Mitbrüder, und das Mitleid gegen die Thiere selbst, wodurch sich die Hindus so sehr auszeichnen, ist hievon die nächste Folge. Jene drei Obergottheiten: Brama, Vishnu und Shiwa deuten zugleich die drei Elemente, Erde, Wasser und Feuer an. Die Luft ist hiebei übergangen, sollten die alten Braminen Wasser und Luft bereits für Eins angesehen haben? Brama wird mit 4 Menschen-Köpfen und 4 Armen abgebildet, und aus seinem vierfachen Munde gingen die 4 Vedams (heiligen Gesetzbücher) hervor. In der einen Hand hält er das Gesetzbuch, in den übrigen andere Sinnbilder; dabei sitzt er auf eine Art von Schwan, Annon genannt. Brama wird in keiner Pagode oder Tempel verehrt, er verlor dieses Vorrecht wegen seines Stolzes; denn da er und Vishnu die Kühnheit hatten, das höchste Wesen, Brahm oder Parabrama, erforschen zu wollen, und er, Brama, deshalb auf seinem Schwan hoch über die Welten hinaufstieg, wähnend alle 100.000 Himmel zu besuchen, kam er endlich nach vergeblichem Bemühen, ermüdet zurück, und ward von Parabrama deshalb dadurch bestraft, daß ihm die Verehrung in eigenen Tempeln versagt ward. Nach Bereuung seiner Thorheit und Demüthigung vor dem Allerhöchsten gestand ihm dieser indeß zu, daß die Braminen ihm zu Ehren eigene feierliche Feste, Poutche genannt, anstellen sollten. Zugleich liegt in dieser Geschichte ein neues Zeugniß, daß der wahre Gott durchaus für gänzlich verschieden von allen Uebrigen angenommen werde. Brama hat zur Gattin die Saraswadi, die Göttin der Weisheit, der Wissenschaften und der Harmonie. Sie ging aus einem Milchmeer hervor, und bei ihren Abbildungen hält sie in der einen Hand ein Buch, und in der andern das musikalische Instrument Kinneri.

Bramante von Urbino (Francesco Lazzari) wurde 1444 zu Castel Duranti im Gebiet von Urbino geboren, und starb 1514. Er gehört zu den größten Architekten Italiens, und muß, nebst Brunellechi, als eigentlicher Wiederhersteller des guten Geschmacks in der Baukunst angesehen werden. Zuerst verlegte er sich auf die Malerei, doch bald gewahrte er sein höheres Talent für die Baukunst, welcher er sich dann auch mit ganzer Seele hingab. In Mailand erfüllte ihn der majestätische Bau des Doms mit Bewunderung und Staunen. Von hier durchreiste er Italien, wo die Denkmäler des Alterthums seine Talente begeisterten, und seinen Ideen einen hohen Schwung gaben. Endlich kam er nach Rom, noch immer das Museum der alten Kunstwerke. Der Cardinal Oliver Caraffa war der Erste, der sich jetzt seiner annahm, indem er ihm übertrug, das Chor des Klosters der Frati della Pace nach seiner eigenen Zeichnung aufzubauen. Diese Probe seiner Geschicklichkeit empfahl ihn dem Papst Alexander VI., der ihm den Auftrag gab, das päpstliche Wappen al fresco über die Hauptthüre der Laterankirche, als diese im Jubeljahr 1500 geöffnet wurde, zu malen, und der ihn nachher als Unterbaumeister in seine Dienste nahm. Nach seinem Tode fand Bramante unter Julius II. noch günstigere Gelegenheit, sich zu zeigen. Dieser beschloß nämlich gleich nach seinem Regierungsantritte die päpstlichen Gärten in Belvedere mit seinem Pallaste durch zwei prächtige, bedeckte Gänge näher zu verbinden, deren Aufführung er dem Bramante übertrug. Die Unebenheit des Bodens, anstatt dem Künstler nachtheilig zu werden, setzte ihn vielmehr in den Stand, einen noch glänzenderen Beweis

Digitized by Google

von seiner Erfindungskraft zu geben, und das Modell, welches er verfertigte, darf sich in Hinsicht auf Erhabenheit des Styls, Richtigkeit der Verhältnisse, und Größe des Gebäudes mit den berühmtesten Werken des Alterthums messen. Von diesem Riesengebäude waren die vier hundert Ellen langen sogenannten Logen, die noch eine Hauptzierde des Vatikans ausmachen, nur ein Theil, und ihnen gegenüber sollte noch ein ähnliches Gebäude aufgeführt werden, wozu schon der Grund gelegt war, als Beide, Papst und Künstler, bald nach einander starben, da denn die Vollendung desselben erst unter Pius IV. Statt hatte. Die Ungleichheit des Bodens, auf welchem diese prächtigen Gebäude aufgeführt werden mußten, sollte nach Bramante's Zeichnung durch verloren angebrachte Stufen geebnet werden. Das Ganze war nach seinem Plane mit Säulenreihen von dorischer, jonischer und korinthischer Ordnung umgeben, und scheint Aehnlichkeit mit den noch kühneren Ideen eines späteren Künstlers, Johann Baptista Piranesi, zu haben, der, weil er in neueren Zeiten keine, dem Flug seines Genie's angemessene Beschäftigung finden konnte, zu seinem Vergnügen Luftschlösser baute, an welchen bis zu schwindelnder Höhe hinauf Pfeiler auf Pfeiler gethürmt seyn, und welche aufzuführen Jahrhunderte und königliche Schätze nicht hinreichen würden. Als Bramante ordentlicher Baumeister, und Liebling Julius II. war geworden, begleitete er ihn häufig auf seinen Feldzügen, und erhielt von ihm zum Danke für seine Dienste das einträgliche Amt eines Siegelbewahrers für die Breven. Unter der Leitung seines Gönners führte er mehrere beträchtliche Gebäude in Rom und in der Nachbarschaft auf, und Beide betrieben dies Geschäft mit so lebendigem Eifer, daß diese Werke, nach Vasari's Ausdruck, nicht gebaut, sondern geboren zu werden schienen. Der hochherzige Papst Julius II. wurde durch den Entwurf zu seinem Grabmal von Michael Angelo ganz für das Erhabene begeistert, und beschloß daher die Peterskirche auf eine Art, die eines solchen Künstlers würdig sey, von Neuem aufbauen zu lassen. Diesen Auftrag gab er seinem Baumeister Bramante, und unter dessen Rissen wählte er einen, der an Erhabenheit des Styls, an Mannigfaltigkeit und Größe Alles weit hinter sich ließ, was Rom selbst in den schönsten Tagen der Kunst gesehen hatte. Die alte Hauptkirche wurde mit einer fast unanständigen Eile niedergerissen, denn manche schätzbare Ueberreste der Kunst, manche ehrwürdige Denkmale berühmter Männer gingen dabei zu Grunde. In kurzer Zeit erhob sich die neue Peterskirche auf den Trümmern der alten, nach einem so prachtvollen und weitfassenden Risse, daß es bis auf den heutigen Tag nicht möglich war, sie ganz auszubauen. Bramante hatte durch den Entwurf sowohl, als durch die Ausführung desselben, Beweise seines großen Genies gegeben; allein ein Menschenleben ist zu kurz, um solche kühne Unternehmungen zu Stande zu bringen. Lange nachher, als er und Julius II. schon todt waren, wurde dieser Riesenbau der Peterskirche unter der Leitung der größten Meister jener Zeit mit ungeheurem Kostenaufwande fortgesetzt. Michael Angelo und Raphael waren Bramante's Freunde, und durch ihn auf die glänzende Bahn an den römischen Hof geführt.

Bramer (Leonhard), ein niederländischer Maler, geboren zu Delft 1596, der sich besonders durch Nachtbeleuchtungen auszeichnete. Er führt gern den Beschauer in Höhlen und Gewölbe, mit Fackeln beleuchtet, oder er erhellet die Nacht durch eine Feuersbrunst. Seine kleinen Figuren sind vollkommen gezeichnet, und sein kräftiges Colorit ist den Gegenständen angemessen. Auch besitzt er viel Geschicklichkeit in Darstellung metallner Gefäße und ähnlicher Gegenstände. Mit großer Kunst versteht er eine gewisse Lichtfülle in seine Arbeiten zu bringen.

Digitized by Google

Braminen. Brama ließ, um unsere Erde zu erhalten, aus seinem Munde die Braminen, die Weisesten der 4 Haupt-Kasten der Hindus hervorgehen; diese Kaste theilte sich wieder in 4 Haupt-Stufen: Brahmaciari, Grahasta, Vanaprasta und Bhikschu. Stets wird hiebei, wie bei allen übrigen Kasten, vorausgesetzt, daß Niemand, als nur ein in dieser Kaste Geborner, zu einem Grade irgend einer dieser Unterabtheilungen gelangen kann. Um in die erste oder geringste Klasse einzutreten, muß ein geborner Bramine sieben Jahre alt seyn. Ihm wird sodann der Kopf geschoren bis auf einen Haarzopf am Hinterhaupte, Kudumi genannt, und ferner erhält er die Ordensschärpe (Pumul oder Jagnapawadam). Die Tonsur ertheilt ihm das Recht zu priesterlichen Handlungen, die Schärpe aber, das Recht das Gesetz zu studieren und zu lehren, jedoch letzteres nur erst, wenn er zu den nachfolgenden Graden gelangt ist. Die Schärpe besteht aus neun einelnen, nach drei Abtheilungen unter sich vereinten baumwollenen Schnüren, welche über die linke Schulter und über die Brust zum Rücken geht. Wenn der Jüngling nach vielen Ceremonien diese Zeichen erhalten hat, so ist er bramanisirt, oder eingeweihet, und dieser Grad dauert bis ins 12te Jahr. Die dabei auferlegten Pflichten bestehen besonders darin, daß er sich alles vertrauten Umgangs mit dem andern Geschlechte enthalte, keinen Betel kaue, den Bart nicht scheere, die Gesetze studiere, sich täglich bade, sich noch der eigentlichen Priester-Handlungen enthalte, und von Allmosen lebe. Die zweite Klasse hebt vom 12ten Jahre an, gebietet aber weit größere Strenge. Der Grahasta oder ehefähig erklärte Bramine muß mehrere Arten Opfer bringen, z. B. von Blumen, Weihrauch und Reiß; er muß die geheiligten Karaktere des göttlichen Namens auf Stirn, Brust und Arme schreiben; er muß sich bei der höchsten Strafe, nämlich der Ausstoßung aus der Kaste, des Weins und aller starken Getränke, des Knoblauchs, der Zwiebeln, Rüben, Eier, des Fleisches, der Fische, kurz alles Belebten enthalten. Will nun ein Grahasta in dieser Klasse beharren, und nicht höher steigen, so darf er heirathen, seine Kinder erziehen, auch Handel, Feld- und Gartenbau treiben. Wünscht er aber zu den Geheimnissen der Religion selbst, u. also zur höheren Priesterwürde zu gelangen, dann muß er erstlich aus einer angesehenen Familie stammen, dabei ist ihm die Ehe verboten, ferner ist ihm auferlegt, 12 Jahre lang in einer Klosteruniversität zu studieren; durch den schwersten Eid muß er sich verpflichten, die Religionsgeheimnisse nie zu offenbaren; und sich anheischig machen zu einem fünfjährigen Stillschweigen, sogar bei den religiösen Feierlichkeiten; er darf nur durch Zeichen reden. Bekanntlich ward den Schülern des Pythagoras ebenfalls das Schweigen auferlegt; wahrscheinlich hatte er es von den Brachmanen entlehnt. Er lebt aber nicht von Allmosen, sondern wird von dem Kloster erhalten. Aus dieser Klasse werden nach jenen 12jährigen Studien genommen: die Pagoden- oder Tempeldiener, und wenn man talentvolle Subjekte darunter findet, die Guru, d. i. die Doktoren der Wissenschaften, der Gesetze und der Theologie überhaupt, und der Geheimnisse der Religion. Der dritte Grad der Braminen, der nur mit dem 40sten Jahre angeht, der der Vanaprasten, zeigt bereits durch seine Benennung noch auf weit größere Entbehrungen. Dieses Wort, zusammengesetzt aus Vana, die Wüste, und Prasta, gehend oder stehend, bezeichnet mithin einen Eremiten, und hiezu verpflichtet sich auch der Vanaprast; er muß entfernt von aller Welt als nackter Büßender leben. Zwar dürfen die Vanaprasten ihre Frauen dorthin mitnehmen, allein die genauere Verbindung der Ehe ist gänzlich untersagt, und die strengste Keuschheit befohlen. Sie leben von Baumfrüchten und Gartengewächsen, müssen sich alles Genusses irgend einer Thierart enthalten, ja selbst kein Thier tödten; auf der bloßen Erde schlafen, und sogar während der Regenzeit dürfen sie sich nur von oben durch ein Dach schützen. Auch reinigen, baden und kämmen sie sich

Digitized by Google

nicht; auf der Brust und den Armen sind sie entweder mit drei horizontalen Strichen, die sich von dem obersten angerechnet verkleinern, bezeichnet, oder auch durch folgendes Zeichen ♁, je nachdem sie sich einer der beiden Gottheiten dem Schiwa oder dem Wistnu gewidmet haben. Ihre Regeln gehen auf das Aeußere und auf das Innere. Zu den erstern gehören die bereits angeführten Enthaltungen. Die Regeln fürs Innere befehlen hauptsächlich, stets in Betrachtungen Gottes und der Wahrheit hinzubringen, die innere Reinigkeit und den Frieden der Seele zu suchen. Uebrigens treiben sie keine Wissenschaften mehr, dürfen auch keine priesterliche Handlung verrichten. Wenn aus andern Kasten welche zu dieser heiligen Lebensart übergehen wollen, so dürfen sie dennoch sich nicht mit den Vanaprasten vermengen, damit die Kasten selbst abgesondert oder rein verbleiben. Endlich bietet nun die vierte Stufe, oder Klasse der Braminen, ein Bild der höchsten Vollkommenheit dar. Dies ist der Bithschu oder Saniassi; das erste heißt so viel als einer, der um Allmosen bittet; das zweite aber, der Alles verläßt. Nur erst im 72sten Jahre kann der Bramine hiezu gelangen, und wenn er sodann sich diesem höchsten Grade der Heiligkeit widmen will, so muß er vor einem Guru seiner Frau und seinen Kindern, so wie auch seinem Vermögen, gänzlich entsagen, um letztere dadurch zu unterhalten. Die Braminen dieser Klasse tragen ein Tiegerfell über den Schultern, zu Ehren des Schiwa; sie lassen die Nägel stets fortwachsen, einige scheeren weder Bart, noch Haupt; keiner kauet Betel, trägt auch keine geheiligte Zeichen an der Stirn, nur bestreichen sie sich jedesmal nach dem dreimal täglichen Bade mit der Asche von Kuhmist die Stirn und die Brust. Sie kochen nie, nehmen bloß Allmosen von den Vorübergehenden, jedoch ohne ein Wort zu sagen; sie werden so heilig gehalten, daß man ihnen bei dem Eintritt in ein Haus zu Füßen fällt. Sie besuchen nie eine Pagode, opfern auch nicht, beschäftigen sich nicht mit Betrachtung des Sichtbaren, sondern nur mit dem unsichtbaren Gotte und dessen unendlichen Wesen; dabei bestreben sie sich, alle Leidenschaften gänzlich zu unterjochen. Da man sich überzeugt hält, ein Saniassi steige gleich nach dem Tode in den wahren Himmel, ohne je zur Erde zurückzukehren, erreiche also sofort die höchste Glückseligkeit, so beweint man seinen Tod nicht; man begräbt ihn sitzend, mit eingebogenen Händen und Füßen, in einer mit Salz ringsumher gefüllten Grube, reibt den Kopf mit einer Kokosnuß, und vertheilt die Stückchen dieser Nuß als etwas Hochheiliges an die Umstehenden. Die Vorrechte der Kaste der Braminen überhaupt sind sehr groß. Schon die Idee des göttlichen Ursprungs aus dem Haupte des Brama flößt die höchste Verehrung, ja Unverletzlichkeit ein. Einen Braminen tödten ist ein fast gänzlich unverzeihliches Verbrechen; es gehört zu den fünf großen Hauptverbrechen, und wer dies abbüßen will, muß, dem Gesetze des Vedams gemäß, 12 Jahre hindurch pilgern, dabei stets in der Hirnschaale des Erschlagenen Allmosen sammeln, und Speis und Trank, den man ihm gewährt, nur aus diesem Geschirr genießen. Ein Bramin kann wegen irgend eines Verbrechens eigentlich nie Todesstrafe leiden; indeß hat man dennoch Beispiele, daß die Regenten einen solchen Verbrecher in einem Sacke haben ersäufen lassen, um wenigstens nicht sein heiliges Blut zu vergießen. Auch werden die Todesschuldigen der Augen beraubt, aber dabei am Leben gelassen. Eine andere für sie sehr schwere Strafe ist das Ausstoßen aus ihrer Kaste. Eine andere Strafe für solche Braminen, welche sich zu dem Grade der Saniassi erhoben haben, und diesen wieder verlassen, besteht darin, daß er nicht nur des Landes verwiesen, sondern ihm zuvor auf der Stirn ein Hundsfuß eingebrannt wird. Da die Braminen sich in mehrern Wissenschaften und Sprachen auszeichnen, so dienen sie den dortigen Regenten sehr häufig als Minister und Sekretaire. Stehen sie nun gleich hienach durchaus unter dem Fürsten, so dürfen sie wegen des hohen Ranges ihrer Kaste dennoch weder mit dem Fürsten speisen, ja der Fürst darf seinen Bramin-Sekretair selbst nicht anrühren; so

Digitized by Google

muß er z. B. um ihm einen Brief zu geben, diesen in die Hände des Sekretairs fallen lassen; die wirkliche Berührung, geschähe sie auch nur vermittelst ein und desselben Tuchs, würde den Braminen verunreinigen, er sähe sich gezwungen, sich durch Waschen und andere Ceremonien zu reinigen. Auch ist es einem Braminen verboten, irgend andere Speisen zu genießen, als solche, welche von Braminen zubereitet sind.

Branchos, des Smieros Sohn, ein berühmter Milesier, und großer Wahrsager; daher sagte man, Apollo habe ihn geliebt, und ihm die Kunst wahrzusagen verliehen. Nach einigen Mythologen soll er gar des Apollo Sohn seyn. Des Branchos Mutter erzählte, ihr habe, als sie ihn unter ihrem Herzen trug, geträumt, die Sonne sey ihr durch den Mund in den Leib gefahren. Der Knabe daher Branchos (die Kehle) genannt, soll von so ausgezeichneter Schönheit gewesen seyn, daß Apollo, als er ihn, die Heerde weidend, fand, ihm einen Kuß aufgedrückt habe; daher der Altar des Apollo Philios, wie Statius erzählt, errichtet ward. Auch erhielt Branchos von diesem Gotte das Geschenk der Weissagung, und bei Didymi ertheilte er, als erster Priester, Orakel, daher zu Didymi das Orakel der Branchiden, welcher Ort des weitberühmten Orakels wegen, allmählig zur Stadt angebauet, dem Apollo den Namen Didymäos beilegte. Man lese hierüber Creuzers Symbol. I. S. 203.

Brand (Ewald), s. Struensee.

Brand (medicin.) ist der Tod eines Theils des übrigen noch lebendigen Körpers. Er entsteht meistens aus Entzündungen, an erfrornen Gliedern, als Folge der Pesten und Nervenfieber, des Feuers oder des hohen Alters. Die Entzündungen, welche in Brand übergehen, nehmen an Schmerzen und intensiv rother Farbe zu, sie werden blaulich; aber endlich erlischt alles Leben und mit ihm das Gefühl, also auch der Schmerz; jetzt wird der Theil schwarzgrau, schwarz oder bleifarbig, kalt, unempfindlich, und giebt Jauche aus Blasen, die auf seiner Fläche entstanden. Unter günstigen Umständen stoßen die lebendigen Umgebungen das Erstorbene dadurch ab, daß sie eine entzündete Gränze bilden, in welcher der Brand sich durch Eiterung trennt.

Brandenburg (Geschichte von). Die Sennonen (Semnonen) und Longobarden, zwei suevische Völker, sind die vor Christi Geburt zuerst bekannt gewordenen Einwohner der Mark Brandenburg; jene bewohnten die jetzige Mittelmark und die Lausitz, zwischen der Elbe und der Oder; diese die jetzige Altmark, einen Theil von Lüneburg und der Prignitz. — Nero Claudius Drusus drang in den Jahren 11 und 9 vor Christus mit römischen Legionen bis an die Elbe vor, und trieb die Longobarden über den Fluß zu den Sennonen. Um der römischen Botmäßigkeit zu entgehen, begaben sich diese Völker in Marbod's, Königs der Markomannen, Schutz, erklärten sich aber bald für Hermann (Arminius), einen Fürsten der Cherusker, welcher die Römer unter Varus schlug, und jetzt die Sueven von Marbod's Unterjochung befreite. Die Sennonen verließen bei der allgemeinen Völkerwanderung ihr Vaterland, und stifteten neue Reiche in Pannonien, Gallien, Spanien und Italien. Die Longobarden gingen bis in die Gegend der Donau vor, späterhin drangen sie unter ihrem Könige Alboïn in Italien, und gründeten das mächtige longobardische Reich. Bei der großen Völkerwanderung (622 n. Chr.) kamen die Wilzen, ein mächtiger Stamm der Wenden oder Slaven, die früher Sarmaten hießen, und in den ältesten Zeiten an den Ufern der Tanais (Don) wohnten, in die von den Sennonen und Longobarden größtentheils verlassene Mark. Sie trieben schon Ackerbau und Handel, erbauten ihre Häuser in zusammenhängenden Reihen, errichteten Dörfer, und führten Garts, Schlösser, auf, woraus Städte entständen, als: Stettin, Julin, Wineta, Bren-

Digitized by Google

nabor (Brandenburg). Die Wilzen unterstützten 789 die Sachsen im Kriege wider Carl den Großen, dafür verwüstete dieser ihr Land, ließ ihnen aber ihre Freiheit gegen einen kleinen Tribut. Sie verbanden sich 810 nebst andern wendischen Völkern mit Gotorikl. (Gottfried), dem Könige des südlichen Theils der Halbinsel Jütland, und fielen in Nordalbingen (Holstein) ein. Gotorik bedrohte sogar Aachen, Carl's Residenz, wurde aber ermordet. Unter Carl's Nachkommen behaupteten die Wilzen ihre Freiheit, verloren sie aber unter Heinrich I., dem Finkler. Brennabor wurde eingenommen, und der Krole der Wenden, Tugumir, zu einem Tribut gezwungen. Dem wachsamen Auge des Kaisers entging die wandelbare Denkungsart der Wenden nicht. Er setzte daher in der heutigen Altmark Markgrafen an, welche die Gränzen seines Reiches vertheidigen, und über alle Handlungen der Wenden wachen mußten. Die Würde eines solchen Markgrafen war anfänglich weder erblich, noch unabhängig. Die Geschichte nennt Bernhard, als einen edlen Sachsen, als den ersten Gränzstatthalter über die Altmark, welche ehemals die Nordmark, und späterhin die Mark Salzwedel genannt wurde. Ihm folgte nach seinem Tode Gero, der bereits Markgraf über die östliche Mark (Lausitz) war. Die Wenden suchten sich der Herrschaft der Deutschen wieder zu entziehen, und von dem zu entrichtenden Tribut frei zu machen. Der Statthalter Gero ließ hinterlistiger Weise dreißig wendische Fürsten ermorden, und entflammte dadurch die Wenden zur bittersten Rache. Durch Tugumir's Verrath kam 945 der Gau der Heveller an das deutsche Reich, und alle Wenden bis an die Oder mußten dem Kaiser einen jährlichen Tribut, und die Annahme des Christenthums versprechen. Der Kaiser Otto I. stiftete 946 u. 49, in den neu eroberten Ländern Bisthümer zu Havelberg und Brandenburg und unterwarf sie dem Erzbisthum zu Magdeburg. Nakko und Stoinef, zwei edle Brüder, warfen sich 995 als Anführer des wilzischen Völkerstamms auf, und machten Ansprüche auf das Land der Heveller und die königliche Würde, wurden aber vom Kaiser geschlagen. Das ganze Land der Ukerer und anderer Völker ward Otto's Herrschaft unterworfen, und zur Annahme des Christenthums gezwungen. — 1) Dieterich, Graf von Ballenstädt, ein stolzer, ehrsüchtiger, geiziger und harter Mann, war der erste Markgraf der Nordmark. Die gedrückten Wenden siegten über ihre Unterdrücker, nahmen Havelberg und Brandenburg unter vielem Blutvergießen ein, und stellten den Götzendienst wieder her. Dieterich, seiner markgräflichen Würde beraubt, starb 986 in einem Kloster zu Magdeburg. — 2) Lotharius von Walbke (Walbek) erhielt nach ihm die Nordmark. Die Wenden eroberten den für ihre Freiheit und Sicherheit so wichtigen Ort Brandenburg wieder, den ein treuloser Befehlshaber den Deutschen übergeben hatte. — 3) Werner v. Walbke, Lotharius Sohn, ward vom Kaiser Heinrich II. nach seines Vaters Tode zum Markgrafen erwählt. Der Kaiser schloß zu Werben Frieden mit den Wenden; sie verpflichteten sich zu einem jährlichen Tribut, und zum Wiederaufbau der Festung Arneburg. — 4) Bernhard I., Dieterichs Sohn, ward Markgraf nach Werners Absetzung. Streitigkeiten mit dem Erzbischofe zu Magdeburg, beschäftigten seine Regierung. — 5) Bernhard II., sein Sohn, folgte ihm. Es entstanden viele Unruhen unter den Wenden; sie bekamen Krieg mit den Deutschen. Kaiser Conrad II. zwang sie, den Frieden unter harten Bedingungen anzunehmen; der Tribut ward erhöhet. — 6) Wilhelm, Bernhards II. Sohn, fand in einer Schlacht gegen die Wenden seinen Tod. Diese erkämpften einen vollständigen Sieg über die Deutschen. — 7) Udo I., Graf von Stade, erhielt die Nordmark 1056. — 8) Udo II., sein Sohn und Nachfolger, wählte Soltwedel (Salzwedel) zu seinem Sitz, und seine Nachfolger nannten sich Markgrafen von Soltwedel. Die Streitigkeiten und Gährungen dauerten während der Regierung Udo's II. fast ununterbro-

Digitized by Google

chen fort. Gottschalk, ein obotritischer Fürst, hatte um diese Zeit die mehrsten wendischen Völkerstämme unter seinem Scepter vereinigt. Er war in einem Kloster zu Lüneburg erzogen, und in den Grundlehren des Christenthums sowohl, als auch in den Wissenschaften unterrichtet worden. Um den Tod seines Vaters Udo, der von den Sachsen bei der Reichsversammlung zu Werben ermordet worden, zu rächen, verließ er das Kloster heimlich, trat wieder zum Heidenthum über, und bestieg mit Hülfe der Wenden den Thron. Durch List gerieth er 1037 in die Gewalt des Herzogs Bernhard II. von Sachsen, der ihn mehrere Jahre gefangen hielt; weil Gottschalk die christliche Religion wieder annahm, erhielt er 1042 die Freiheit wieder. Freudenvoll empfingen ihn seine Unterthanen, und er wendete jetzt die Ruhe, die seine Staaten beglückte, dazu an, den Verstand seines Volkes aufzuklären, nützliche Kenntnisse unter ihnen zu verbreiten, und sie zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Er legte zwei neue Bisthümer an, stellte die alten wieder her, errichtete mehrere Schulen, ließ Geistliche aus christlichen Ländern kommen, und bestieg selbst die Kanzel, um der Lehrer seines Volkes zu werden. Aber er erlebte die segenreiche Ernte seiner schönen Aussaat nicht. Mitten in seinem heiligen Geschäfte ward er einst in der Kirche zu Lentzen in der Prignitz von erkauften Bösewichtern, die sein eigner Schwager Blusso anführte, überfallen, u. an den Stufen des Altars ermordet, 1055. — Krukko, ein rügischer Fürst, und heftiger Feind des Christenthums, ohnstreitig der Anstifter dieser Empörung, warf sich jetzt zum Krole der Wenden auf, zerstörte die von Gottschalk errichteten Bisthümer, und verübte mehrere Grausamkeiten. Diese bürgerlichen Unruhen hätte der Markgraf Udo II. sehr gut zum Besten des Reichs, und zur gänzlichen Unterjochung derselben benutzen können; allein sein Haß gegen den damaligen, durch sein Unglück so merkwürdigen Kaiser Heinrich IV. war die Ursache, daß er diese günstige Gelegenheit nicht nur unbenutzt vorbeistreichen ließ, sondern gegen diesen zu Felde zog. Er gerieth aber 1075 in die Gefangenschaft, aus der ihn sein zweiter Sohn Udo, der sich für ihn als Geißel stellte, befreite. Udo II. starb 1082. — Ihm folgte als 9. Markgraf Heinrich I., der Lange. Er brachte die wenigen Jahre seiner Regierung († 1087) in stiller Ruhe zu. 10) Udo III. folgte seinem Bruder, ein tapferer und wachsamer Fürst; er jagte die an den Gränzen streifenden Wenden zurück, und eroberte selbst ihre Hauptstadt; doch nach wenigen Jahren ging diese wieder verloren. Während seiner Regierung ging endlich die Herrschaft des Tyrannen Krukko zu Ende. Gottschalks jüngster Prinz, Heinrich, kam von dänischen Truppen begleitet, aus seinem Zufluchtsorte 1103 zurück, landete in seinem Vaterlande, und nöthigte den alten kraftlosen Krukko, ihn in seinen Ländern zu bestätigen. Bald darauf wurde Krukko beim Gastmale ermordet. Uko III. starb 1106 zu Rosenfeld, einem Kloster, welches er gestiftet hatte, und hinterließ, außer zwei Töchtern, einen unmündigen Sohn, Namens Heinrich. — 11) Heinrich II. folgte seinem Vater, unter Rudolphs Vormundschaft. — 12) Udo IV., Rudolphs Sohn, folgte nach Heinrichs Tode, und ward bald bei Aschersleben erschlagen. Nach Heinrichs Tode ward das Reich der Wenden durch innere Unruhen sehr zerrüttet. Der Kaiser Lothar überließ das Wendenland als ein erledigtes deutsches Reichslehn an einen dänischen Prinzen, Knud Lawards, Sohn des Königs Erich I. Knud erwarb sich allgemeine Liebe; er verschönerte die Städte, befestigt sie durch Mauern, und zog Künstler und Gelehrte in sein Land. — 13) Conrad von Plötzkau (von 1130 — 1132) wurde vom Kaiser Heinrich IV. zum Markgrafen bestimmt. Seine Schönheit, und edles Betragen zogen ihm den Namen Sassenblome (Sachsenblume) zu. Er wurde in Italien bei der Belagerung von Monza erschossen. So war die Mark bisher der Schauplatz ununterbrochener blutiger Auftritte zwischen den Deutschen und Wenden.

Digitized by Google

Nach langem tapfern Widerstande mußten die Letztern den Erstern unterliegen. Was der deutsche Kaiser und die Sachsen nicht vermochten, die Wenden zu bekehren oder zu vertilgen, das gelang Albrecht dem Bär. Bis jetzt wußte man nur von Markgrafen von Soltwedel, den Namen Brandenburg führte weder die Völkerschaft, noch die Regenten. Oft blieb zwar die Würde der Letztern eine geraume Zeit bei einem Hause, doch geschah dieses nicht immer, und sie wurde von dem Oberhaupte des deutschen Reichs, ohne Rücksicht auf vorhandene Erben, an Fremde verliehen. Von Albrecht dem Bär an ward sie aber erblich, und die Mark erhielt den Namen Brandenburg. Mit diesem Regenten beginnt daher eine neue Epoche in der brandenburgischen Geschichte. — Albrecht der Bär wurde 1106 geboren; er stammte von den Grafen von Ballenstädt ab, die nachher wegen ihres Hauptsitzes Aschersleben, im Halberstädtischen, lateinisch Ascania, Askanier benannt wurden — einer Familie, welche schon seit Jahrhunderten, als eine der edelsten und vorzüglichsten, in Sachsen blühete. Die Natur hatte ihm einen schönen Körper verliehen, dem er durch ritterliche Uebungen Festigkeit, Anstand und Geschmeidigkeit zu geben verstand. Deswegen nannte man ihn den Schönen. Sein Muth, seine Unerschrockenheit verschafften ihm wahrscheinlich in der Folge den Beinamen: der Bär, so sehr dieser auch seinem Karakter widersprach. Als der einzige männliche Nachkomme seines Vaters erbte Albrecht nach dessen Tode, 1123, achtzehn Jahr alt, die kleine Grafschaft Ballenstädt. Durch Unterstützung seines Freundes, des sächsischen Herzogs Lothar, setzte er sich bald in den Besitz der Markgrafschaft Lausitz, unter dem Namen der Ostmark. Die Beweise von Treue und Freundschaft, welche Albrecht dem Lothar, als er Kaiser geworden, auf einem Zuge gegen die Mähren gab, wo er gefangen, und erst mit dem Frieden ausgelöst worden, belohnte dieser später nicht. Albrecht's Ansprüche auf das Herzogthum Sachsen vereitelte der Kaiser, indem es der Kaiser seinem Schwiegersohn, Herzog Heinrich von Baiern, gab. Widersetzlichkeit entriß ihm auch die Ostmark. — Aber neue Beweise von Anhänglichkeit und Treue, die er dem Kaiser auf einem Zuge nach Italien bewies, verschafften ihm den Besitz der Nordmark, 1134. Im Jahr 1137 starb Lothar, und sein Tod hatte auch für unsern Albrecht wichtige Folgen. Er bot Alles auf, bei der Kaiserwahl die Stimmung gegen Heinrich den Großmüthigen zu unterhalten, und verwendete sich mit glücklichem Erfolg für den schwäbischen Conrad, der 1134 unter dem Namen Conrad III. zum Kaiser erwählt wurde. Dieser war der wärmste Freund Albrecht's, fand seine Ansprüche auf Sachsen gegründet, bestrafte Heinrichen mit der Acht, nebst dem Verlust aller seiner Länder, und erkannte ihm das Herzogthum Sachsen zu. Aber Heinrich fand noch viele treue Anhänger unter den Sachsen, und nöthigte Albrechten, nach langen und blutigen Kämpfen, endlich der Uebermacht zu weichen. Heinrich's Tod, 1139, schien Albrechten günstig zu seyn, um seine Rechte auf Sachsen von Neuem geltend zu machen. Allein für Heinrich's unmündigen Sohn erhoben sich die sächsischen Großen, schlugen ihn, und trieben ihn aus allen seinen Besitzungen. So grausam hatte das Glück noch nicht mit ihm gespielt, so weit von dem Ziele seiner Wünsche, welches er beinahe errungen hatte, ihn noch nicht abgeführt, so gänzlich seine Hoffnung scheitern gemacht! Vertrieben aus seinem Eigenthum, von Allem entblößt, irrte er mehrere Jahre unstät und flüchtig umher, und nahm endlich seine Zuflucht zu seinem einzigen Freunde Conrad III. Innere Unruhen bestürmten diesen aber damals zu sehr, um sogleich kräftig für ihn wirken zu können. Mehrere Jahre verstrichen fruchtlos, bis endlich der Tod einiger Hauptfeinde unsers Markgrafen einen Vergleich zu Frankfurt a/M. 1143 zu Stande brachte, worin Heinrich der Löwe, Heinrichs des Großmüthigen Sohn,

Digitized by Google

Sachsen, Heinrich von Oesterreich Baiern, und Albrecht seine Erbländer, so wie die Nordmark, und, zur Schadloshaltung für Sachsen, die erledigte Ostmark (die Niederlausitz) erhielt. Die wirkliche Vollziehung dieses Traktats verzog sich indeß bis ins folgende Jahr, in welchem Albrecht jene große Laufbahn beginnt, in der wir ihn mit unverwelklichem Ruhme werden eilen sehen. Durch den Frankfurter Vergleich gelangte also Albrecht wieder zum ungestörten Besitz seiner Länder, und nannte sich seit dieser Zeit Markgraf von Brandenburg. Er verband mit dieser Würde alle Hoheitsrechte der deutschen Herzöge, und wurde der erste erbliche, unabhängige Fürst der Mark Brandenburg. Ja, der Kaiser ertheilte ihm selbst das höchste von den vier weltlichen Reichsämtern, die nur von den vornehmsten unmittelbaren Reichsständen verwaltet wurden, das Erzamt eines obersten Kämmerers des Reichs. Die bisherige Nordmark erhielt jetzt den Namen Altmark (das alte Land), und das neu hinzu gekommene Land zwischen der Elbe und Oder, die heutige Mittelmark, wurde Neumark genannt. Den jetzigen Namen bekam dieser Strich Landes erst nachher, da die heutige Neumark hinzu kam. Aber noch war Albrecht nicht Herr des Landes, wovon es jetzt schon den Titel führte; er mußte es erst nach und nach mit den Waffen in der Hand erobern. Prislav, der letzte Beherrscher der Wenden, war ohne Erben gestorben, und sein Neffe, Jazko, entriß unserm Albrecht, unterstützt von den Pommern, seine Besitzungen, und eroberte selbst die Hauptstadt Brandenburg. Albrecht widersetzte sich ihm mit seiner ganzen Macht, und war endlich so glücklich, Brandenburg im J. 1157 wieder zu erobern, und auf immer zu behaupten. Die vielen innern Unruhen und die langwierigen Kriege hatten jedoch seine Länder ganz verwüstet, und ihrer thätigen Einwohner größtentheils beraubt. Sein vorzüglichstes Augenmerk war daher auf die Verbesserung und Bevölkerung derselben gerichtet, und seine Einsicht, Kenntniß und Güte, wodurch er sich vor seinen Zeitgenossen so ehrenvoll auszeichnete, ließen ihn gar bald das rechte Mittel ergreifen. Die Holländer, Seeländer, Friesländer, Flanderer und Rheinländer hatten durch Ueberschwemmungen den größten Theil ihrer Länder eingebüßt, und waren dadurch in die drückendste Armuth und das schrecklichste Elend versetzt worden. Die Unglücklichen wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten, da auf der einen Seite Hunger und Mangel ihrem Leben drohte, und auf der andern der Rest ihres Vermögens und ihrer Freiheit auf dem Spiele stand. Denn nach damaliger Gewohnheit fielen alle Habseligkeiten der Fremdlinge dem Fürsten zu, in dessen Lande sie sich nieder ließen, und sie selbst wurden zu Leibeignen gemacht. Albrecht, der diese barbarische Sitte verabscheute, schickte Bevollmächtigte zu ihnen, und ließ sie unter den vortheilhaftesten Bedingungen in die Mark einladen. Schaarenweise folgten die Unglücklichen diesem Rufe, brachten Industrie und Handlungsgeist mit, schufen sumpfige Gegenden in fruchtbare Aecker und Gärten um, verbesserten den Landbau und die Viehzucht, und vergalten so die ihnen erwiesenen Wohlthaten im reichlichsten Maaße. So sorgte Albrecht ferner auch dadurch für die innere Einrichtung seiner Staaten, daß er mehrere Städte und Dörfer theils vergrößerte, theils neu anlegte, z. B. Berlin, Köln an der Spree, Bernau, Spandau, Stendal u. m. a. Damit sich aber diese so verschiedenen Völkerschaften mehr an einander schließen und vereinigen möchten, so glaubte der weise Albrecht, daß eine gleiche Sprache und eine gleiche Religion hierin am Schnellsten zum Ziele führen würden. Daher wurde die wendische Sprache und Religion verdrängt, die deutsche Sprache allgemein gemacht, und in den neuerbauten Kirchen in eben dieser Sprache die christliche Religion gelehrt.

Digitized by Google

Um Gott für die Eroberung Brandenburgs und für die Besiegung seiner Feinde ein Opfer des Danks zu bringen, unternahm Albrecht 1158 eine Wallfahrt nach Jerusalem. Seine Gemahlin Sophia, und Ulrich, Bischof von Halberstadt, begleiteten ihn nebst mehreren Edelleuten. Schon im folgenden Jahre kehrte er wieder in seine Staaten zurück, für deren Wohl er selbst während seiner Abwesenheit dadurch thätig wirkte, daß er mehrere Johanniterritter und Tempelherren überredet hatte, ihm zu folgen, und sich in seinen Staaten niederzulassen. Hier schenkte er den Ersten sogleich eine Kirche zu Werben in der Altmark, erbaute ein Hospital zur Verpflegung der Hülfsbedürftigen, und bestimmte sie noch besonders, seine christlichen Unterthanen gegen die Einfälle der benachbarten heidnischen Wenden zu schützen. Durch Freigebigkeit andächtiger Fürsten, durch Vermächtnisse frommer Privatpersonen, durch Schenkungen der unter ihrer Fürsorge Genesenden, durch Verlassenschaften mancher Ritter, wurde dieser Orden bald so mächtig und reich, daß er im Anfange des 14. Jahrhunderts ein eigenes Herrenmeist.thum errichten konnte. Der erste Sitz desselben war in Supplinb'eg, der aber im Jahr 1426 nach Sonnenburg in der Neumark verlegt wurde. Den Tempelherren wies Albrecht zuerst Müncheberg zu ihrem Wohnsitze an. In der Folge erbauten sie unter andern auch Templin, um von hieraus die Mark gegen die Wenden zu vertheidigen. Albrecht endigte 1170 sein glorreiches Leben, und hinterließ drei Töchter und sieben Söhne. Otto, der Aelteste, wurde Markgraf von Brandenburg, und der Jüngste, Bernhard, Herzog von Sachsen: zwei, Siegfried und Heinrich, traten in den geistlichen Stand, und die andern drei, Hermann, Albrecht und Dietrich, erhielten einige kleinere Erbgüter. Otto I. erbte nicht nur die Länder, sondern auch den Geist seines Vaters, dessen schöne und vielumfassende Entwürfe er mit aller Beharrlichkeit eines großen Mannes muthig ausführte. Dem Kaiser Friedrich I. diente er zwei gefahrvolle Jahre in Italien, und vermittelte zwischen ihm und dem Papste Alexander III. den zu Venedig geschlossenen Frieden. Bogislav und Kasimir, zwei Brüder, herrschten damals gemeinschaftlich über Pommern, wurden aber von den Dänen unaufhörlich beunruhigt. Sie fühlten sich zu ohnmächtig, gegen diesen Feind im Waffenkampfe zu bestehen, suchten daher bei dem mächtigen Kaiser Friedrich I. Schutz, unterwarfen ihm ihre Länder, und schwuren ihm den Eid der Treue. Aus Dankbarkeit ertheilte dieser dem Markgrafen Otto das Lehn über Pommern, mit der Würde eines Erzkämmerers. Diese blieb seit der Zeit beständig bei der Mark, und jenes wurde unter dem großen Kurfürsten geltend gemacht, und so Pommern, nach dem Aussterben seiner Herzoge, mit den brandenburgischen Staaten vereinigt. Otto starb 1185, und wurde in dem von ihm gestifteten Cisterzienser-Kloster Lehnin, im zauchischen Kreise, welches er zum Erbbegräbniß der Markgrafen aus dem anhaltischen Hause machte, begraben. — Otto II., Heinrich II., Graf von Gardelegen, und Albrecht II., Graf von Arneberg, diese drei Söhne Otto's I. verwalteten gemeinschaftlich die Regierung. Otto, der Aelteste, besaß alle Anlagen, welche ihn zum großen Manne hätten machen können, wenn nicht seine Jugend, seine Unerfahrenheit und sein steter Leichtsinn diese schönen Erwartungen vereitelt hätten. Glücklich war er im Kriege gegen die Dänen, und ein treuer Anhänger des Kaisers Philipp von Schwaben. 1195 ließ er sich zu einem Zuge ins gelobte Land bewegen, es gereute ihn aber bald, und er hielt beim Papste um Erlassung seines Gelübdes an. Um aber seinen Mangel an Frömmigkeit wieder gut zu machen, beging er die unverzeihliche Schwachheit, den größten Theil seiner

Digitized by Google

Länder an den Erzbischof zu Magdeburg zu verschenken, und sie hernach wieder von diesem als Lehn anzunehmen. Dieses wurde in der Folge die Quelle vieler verheerenden Kriege. Er starb 1205 ohne Erben, und wurde im Kloster Lehnin beigesetzt. — Heinrich I. brachte sein Leben in Beten und Fasten hin, und würde Alles an die Klöster vermacht haben, wenn seine Brüder es zugelassen hätten. Er stiftete den Dom zu Stendal, und starb 1192. — Albrecht II., ein Fürst von festem Karakter, bieder und brav; unerschütterlich treu blieb er dem unglücklichen Kaiser Otto IV.; weder Drohungen, noch Gefahren vermochten ihn dem verlassenen Kaiser untreu zu machen; erst als Otto seiner Würde selbst zu entsagen genöthigt wurde, unterwarf er sich dem siegenden Friedrich, der ihn mit Freuden zum Freunde aufnahm, da er ihm schon als Feind seine Achtung abgezwungen hatte. Er starb 1220, und wurde ebenfalls zu Lehnin begraben. Seine beiden Söhne Johann I. und Otto III. konnten wegen ihrer Jugend erst 1226 selbst antreten (ihre Mutter Mechtild (Mathilde) hatte während ihrer Minderjährigkeit die vormundschaftliche Regierung übernommen). Sie waren ein seltenes und rühmliches Muster brüderlicher Liebe. Unzufriedenheit mit der Magdeburgischen Lehnsherrschaft, und jugendliche Hitze riß sie kurz nach dem Antritte ihrer Regierung, zu einem Kriege mit dem mächtigen Erzbischof Albert von Magdeburg hin, den der Bischof Ludolph von Halberstadt unterstützte. Sie wurden aber bei Plauen geschlagen, und mußten sich mit ihrem Heere nach Spandau flüchten, weil man sie in Brandenburg nicht einlassen wollte. Ein zweiter Versuch, mit diesem mächtigen Priester in die Schranken zu treten, mißglückte, und Otto wurde selbst gefangen, und kaufte sich nach einem halben Jahre für 1600 Mark Silber wieder die Freiheit. Siegreich war Otto gegen den Markgrafen von Meißen, der auf die Städte Köpenik und Mitterwalde Ansprüche machte, besiegte auch noch den Erzbischof von Magdeburg, und zwang ihn, der Lehnsherrschaft über die Altmark zu entsagen. Der Herzog Bramin I. von Stettin trat an Brandenburg die ganze Ukermark und einen Theil des Fürstenthums Kamin ab, und erkannte die Markgrafen als seine Lehnsherren an. — Der Herzog von Liegnitz verkaufte an Brandenburg die Stadt und das Land Lebus. Aber nicht bloß für die äußere, sondern auch für die innere Vergrößerung ihres Staats waren die Markgrafen besorgt. Sie schufen die Wüsten in blühende Ländereien, die Sümpfe in Wiesen um. Unter den vielen Städten, welche sie neu erbauten oder vergrößerten, sind Frankfurt an der Oder, Landsberg an der Warte, und Königsberg in der Neumark, die vornehmsten. Handel und Gewerbe blüheten, und die Stadt Salzwedel trieb damals einen Verkehr, der unglaublich scheint. Eben so wurden Wissenschaften und Künste befördert, und die ersten Klosterbibliotheken gegründet. Johann starb 1266, und wurde zu Chorim, einem von ihm gestifteten Kloster, begraben. Er hinterließ sechs Söhne: Johann II., Otto IV., Conrad, welche ihm in der Regierung folgten, Erich, nachmaligen Erzbischof von Magdeburg, Johann, Bischof von Halberstadt, und Heinrich mit dem Beinamen: ohne Land. Otto III. überlebte seinen Bruder 2 Jahre, starb 1268, und wurde im Kloster zu Strausberg, welches er selbst gestiftet hatte, beigesetzt. Er hinterließ 4 Söhne: Johann III., Otto V. und Otto VI. Hieraus erwuchsen zwei besondere Linien: die Johannische und die Ottonische. Gleich nach ihres Vaters Tode, 1266, traten von Seiten der Johannischen Linie die drei Brüder Johann II., Otto IV. und Conrad die Regierung gemeinschaftlich an. Unter ihnen war Otto IV. der merkwürdigste. Er zeichnete sich als Held, als Staatsmann, als Beförderer der Wissenschaften, und selbst als Dichter aus. Von Seiten der Ottonischen Linie regierte Otto V., als sein ältester Bruder Johann III. auf einem Turnier zu Merseburg sein junges Leben einbüßte, als Vormund seiner jün-

Digitized by Google

gern Brüder, allein. Der Herzog von Pomerellen übergab den Markgrafen der Johannischen Linie die Lehnsherrschaft aller seiner Länder; dies verursachte einen Krieg, und durch einen Vergleich, erhielten die Markgrafen die Städte Stolpe und Slave. Bald hierauf veranlaßte die Wahl eines Erzbischofs zu Magdeburg einen langwierigen Krieg. Bei der Belagerung der Stadt Stasfurt wurde Otto IV. mit einem Pfeile am Kopfe getroffen, der in seiner Wunde stecken blieb, bis er von selbst herausfiel, daher sein Beiname: Otto mit dem Pfeile. Der Krieg endete erst dann, als Erich, Otto's Bruder 1283, zum Erzbischofe gewählt wurde. Johann II. erlebte die Freude nicht, seinen Bruder zur erzbischöflichen Würde erhoben zu sehen. Er starb 1282 ohne Erben. Otto IV. und Conrad brachten 1291 die Mark Landsberg und die Pfalz Sachsen mit den dazu gehörigen Oertern durch Kauf oder Schenkung an ihr Haus, überließen sie aber an ihren jüngern Bruder, Heinrich II. ohne Land. Otto V., mit dem Beinamen der Lange, stiftete das Nonnenkloster zum heiligen Grabe in der Prignitz. Er starb 1298; ihm folgten bald darauf seine beiden Brüder, Albrecht III. 1300 und Otto VI., der Kleine 1303, und alle Länder der Ottonischen Linie fielen jetzt an Hermann den Langen, Otto's V. einzigen Sohn. Conrad starb 1304 zu Schwedt. Von seinen drei Söhnen trat der älteste, Otto, in den Orden der Tempelherren. Die jüngern Johann IV. und Waldemar regierten mit ihrem Oheim Otto mit dem Pfeile gemeinschaftlich. Otto IV. und Hermann kauften 1304 die jetzige Niederlausitz. Johann IV., Waldemars Bruder, starb, und bald darauf Otto IV. ohne Erben, 1308. Otto IV. vereinigte nicht nur die Eigenschaften eines guten Regenten und eines großen Feldherrn in sich, sondern war auch Kenner und Beförderer der Künste und Wissenschaften, hatte geschickte Männer an seinem Hof, schätzte und belohnte ihre Verdienste, und legte selbst in der Dichtkunst nicht unrühmliche Proben ab, welche bis auf unsere Zeiten gekommen sind. In eben dem Jahre starb auch Hermann der Lange, und hinterließ einen Sohn, Johann V., den Erlauchten, den letzten Fürsten von der Ottonischen Linie, mit dessen Tode sie 1317 völlig ausstarb. Da er bei dem Tode seines Vaters noch unmündig war, so übernahm sein Vater Waldemar die Regierung. Klein zwar war sein Körper, aber groß sein Geist, unerschütterlich sein Muth, gränzenlos sein Ehrgeiz, prachtliebend und stolz sein Geist, listig in Erreichung seiner Zwecke. Er erhob die Mark zu einer noch nie erreichten Größe. Gleich beim Antritte der Regierung gerieth er mit dem Könige von Polen wegen Pommerellen in Krieg. Die Herzöge dieses Landes waren schon 1294 ausgestorben. Bis jetzt hatten die Brandenburger Markgrafen ihr Lehnrecht noch nicht ausüben können. Waldemar verkaufte an die deutschen Ordensritter in Preußen einen Theil von Pommerellen, und behielt bloß Lauenburg, Bütow, Stolpe und Slave. Als er 1315 die Stadt Stralsund gegen den rügenschen Fürsten in Schutz nahm, gerieth er fast mit dem halben Europa in einen Krieg, den er so ruhmvoll durch den Vergleich zu Templin endete, worin die Freiheit und die Rechte von Stralsund anerkannt wurden. Bald darauf wurde auch die Fehde mit Magdeburg und 1317 die mit Meißen beigelegt. Waldemar gab alle Eroberungen an Friedrich von Meißen zurück, und dieser entsagte dafür allen Ansprüchen auf die Lausitz. — Heinrich II., ohne Land, starb um diese Zeit, und hinterließ einen unmündigen Sohn, Heinrich III., der jetzt der einzige Stammhalter war, da Waldemar kinderlos, 1319, starb. Mit Heinrich III., der schon 1320 starb, erlosch die anhaltische Fürstenlinie in Brandenburg. — Der brandenburgische Staat war beim Aussterben des anhaltischen Hauses unstreitig einer der größten in Deutschland. Er besaß, außer den fünf Mar-

Digitized by Google

ken, die Altmark, Prignitz, Ukermark, Mittelmark und Neumark, zu denen damals noch ein Stück von Magdeburg, Braunschweig, Anhalt, Mecklenburg und Pommern gehörte, auch die ganze Lausitz, das Herzogthum Sagan und Krossen, das Fürstenthum Wenden in Hinterpommern, die Schirmvoigtei Quedlinburg, die Mark Landsberg und Pfalz Sachsen. — Die ältesten Münzen, die in der Mark geprägt wurden, hießen Bracteaten (s. d. Artikel). Weil diese Münzen aber leicht zerbrachen, so schlug man bereits im 12ten Jahrhundert dickere, aber kleinere Stücke, und nannte sie Pfennige, oder Denarien; 12 Pfennige hielten einen Schilling, und 20 bis 25 Schillinge rechnete man im 13ten Jahrhundert auf eine Mark Silbers. Ueber diesen Münzen hatte man noch eine andere Sorte, unter dem Namen Okkelpfennig oder Finkenaugen (vincones), wovon 36 einen Schilling ausmachten. Sie waren dünner, eingebogen und klein. Auf einer Seite befanden sich eingeprägte runde Figuren, die man mit einem Finkenauge verglich, woher auch ihr Name rührt. — Uebrigens war das Geld damals noch sehr selten, und der Verkehr bestand meistentheils in Tauschhandel, so wie auch Zahlungen gewöhnlich mit Früchten geschahen. Die Handwerker und Künstler, welche bis ins 10te und 11te Jahrhundert in der tiefsten Verachtung gestanden hatten, wurden jetzt für freie, ehrliche Bürger erkannt; ihre errichteten Gesellschaften, unter dem Namen Zünfte, Gilden, Innungen, wurden mit besondern Privilegien beschenkt, und von den askanischen Markgrafen aufs Nachdrücklichste unterstützt. — Der Ackerbau wurde überall mit dem glücklichsten Erfolge betrieben; das brandenburgische Bier wurde so berühmt, daß es die Dichter in Gesängen erhoben. — Das Farbekraut Waid, aus welchem man eine schöne dunkelblaue Farbe bereitete, wurde in der ganzen Mark sorgfältig angebaut, und blieb ein reicher Handelsartikel, bis es im 16ten Jahrhundert durch den ostindischen Indigo verdrängt wurde. Der fleißige Flachsbau ward ein Gegenstand der nützlichsten Industrie. Die Wissenschaft blühete unter der Gunst der Askanier, wozu die nach und nach entstandenen achtzig Klöster das Meiste beitrugen. — Kaum war der letzte Sprößling des askanischen Hauses gestorben, als Unruhen und Räubereien von Innen, und Kriege von Außen, über den Nachlaß entstanden, die Mark verheerten, und in die traurigste Lage versetzten. Der Herzog von Sachsen riß viele Städte der Mittel- und Altmark und der Niederlausitz an sich. Die pommerschen Herzöge bemächtigten sich des größten Theils der Ukermark und des Theils von Pommerellen, welches Waldemar erworben hatte. — Polen eroberte bedeutende Stücke der Neumark. — Der Erzbischof von Magdeburg suchte die Lehnsherrschaft über die Altmark wieder herzustellen.—Waldemar's Wittwe, Agnes, erhielt fast die ganze Altmark, und Heinrich's II. Wittwe die Markgrafschaft Landsberg und Pfalz-Sachsen zum Witthum. Letztere stattete ihre Tochter damit an den Herzog Magnus von Braunschweig aus; dieser verkaufte die Markgrafschaft an den Markgrafen Friedrich von Meißen, und trennte dadurch das fruchtbare Land von der Mark Brandenburg. Diese Zerrüttung wurde durch die Ungewißheit vermehrt, worin die Einwohner standen, welchem Herrn sie huldigen sollten. Jeder Fürst suchte seine Eroberungen zu vermehren, und den Andern zu verdrängen, und wurde wieder verdrängt. Das größte Unheil verursachten die Banden, welche auf den Landstraßen die Reisenden plünderten, und den Handel und allen friedlichen Verkehr störten. Die furchtbarste Rotte waren die Stellmeiser, die sich über hundert Jahre erhielten, die Mark in den übelsten Ruf brachten, und erst durch die Regenten aus dem Hohenzollerschen Hause völlig erstickt wu-

Digitized by Google

den. — Der Kaiser Ludwig von Baiern, auf dessen Haupte noch die Kaiserkrone wankte, konnte sein Augenmerk auf die streitige Erbfolge in der Mark nicht richten. Als er endlich seinen Nebenbuhler, Friedrich von Oesterreich, der sich als Gegenkaiser aufgeworfen hatte, in der Schlacht bei Mühldorf 1322 überwunden hatte, wurde er allgemein als Oberhaupt von Deutschland anerkannt. Er übergab 1324 auf dem Reichstage zu Marburg die Mark Brandenburg als ein vakantes Reichslehn an seinen Sohn Ludwig den Aeltern. Da Ludwig I. beim Antritte seiner Regierung noch nicht 12 Jahre alt war, setzte ihm der Kaiser verschiedene einsichtsvolle Männer zu Vormündern. Polen und Litthauen, zwei heidnische Völker, brachen in die Mark ein, und wütheten besonders in der Neumark. Geldmangel war die Folge des Krieges, und der Markgraf mußte die Nieder-Lausitz wieder dem Herzoge von Sachsen verkaufen. Auch mit dem Herzoge von Pommern entstand ein blutiger Krieg; nach einer großen Niederlage mußte Ludwig der Lehnsherrschaft über Pommern entsagen, bekam aber die Anwartschaft auf Pommern und die Ukermark zurück. Ludwig errichtete, um seine Macht fester zu gründen, und den Besitz der Mark Brandenburg dem baierschen Hause zu erhalten, mit seinen Brüdern eine Erbverbrüderung. Nach Agnes Tode, 1334, die sich mit dem Herzoge Otto von Braunschweig vermählt hatte, wollte der Erzbischof von Magdeburg die Altmark als Lehn einziehen. Ludwig verglich sich mit ihm, erkannte die Lehnsherrschaft an, und überließ dem Erzbischofe die Oerter: Wolmerstädt, Angern, Rogätz, Alvensleben, nebst einem Strich Landes über der Elbe, das Stiftische genannt. Wegen der Altmark wurde Ludwig mit dem Herzoge Otto von Braunschweig in einen Krieg verwickelt; Otto wurde aber von ihm auf der Gardeleger Heide besiegt, und mußte dem Markgrafen die Altmark überlassen. Die kaum hergestellte Ruhe wurde aufs Neue durch die Verheirathung des Markgrafen mit Margarethe Maultasche, der einzigen Erbin der Grafschaft Tyrol und des Herzogthums Kärnthen, gestört. — Ein Betrüger, begünstigt vom Kaiser Carl IV., erhob sich, und gab sich für den verstorbenen Markgrafen Waldemar aus; viele Städte traten auf seine Seite, nur Spandau, Frankfurt a. d. Oder und Britzen blieben ihrem rechtmäßigen Herrscher getreu. — Ludwig's ganze Regierung war für seine Unterthanen nicht erfreulich. Zu den beständigen Kriegen kam noch eine Pest, die besonders Brandenburg entvölkerte. Ludwig's Geist, von so mancherlei Unfällen darnieder gebeugt, sehnte sich endlich nach Ruhe und Erholung. Er legte daher seine unruhige Regierung über die brandenburgischen Länder nieder, übergab sie seinen beiden Brüdern, Ludwig dem Römer, und Otto, mit der Bedingung, daß seine Nachkommen Erben der Mark seyn sollten, wenn beide Brüder keine Kinder hinterließen, und ging 1351 nach Oberbaiern. Er starb 1361 zu München. Ludwig besaß einen schönen, wohlgebauten Körper, in Gefahren hohen Muth, in Leiden Festigkeit der Seele, und im Unglück eine seltene Gegenwart des Geistes; aber eine für das weibliche Geschlecht nur zu fühlbare Seele ließ ihn manche Ausschweifungen in der Liebe begehen. — Ludwig II., der Römer, ein sanftmüthiger, redlicher Fürst, folgte 1351 seinem Bruder. Bei seinem Regierungsantritte fand er noch Alles in der größten Verwirrung, da der entlarvte Waldemar noch immer einen großen Anhang hatte. Durch Güte und Nachsicht gewann er sich bald die Herzen der Brandenburger. Die Stellmeister hatten sich außerordentlich verbreitet, und unter Anführung eines berüchtigten Räubers, Namens Teufel, auf das Schrecklichste in der Altmark gewüthet. Ludwig gab die schärfesten Befehle gegen die Räuber und Diebe. Durch die goldene Bulle erhielt Brandenburg 1356 die siebente Stelle unter den Kurfürsten. Ludwig nahm

Digitized by Google

seinen Bruder Otto 1360 zum Mitregenten an, und starb 1365 ohne Erben. Ihm folgte Otto der Finner oder der Faule; dieser vernachlässigte ganz die Regierung, und die Mark ward eine Räuberhöhle. Er selbst überließ sich gänzlich der Leitung des Kaisers, trat an ihn die Niederlausitz ab, und verkaufte an die Städte das Münzrecht, die Zölle und andere Gerechtsame. In seinem Vertrage, im Lager vor Fürstenwalde, übergab er den Söhnen Carl's IV., Wenzel, Sigismund und Johann, die Mark, behielt nur für sich die Kur- und Erzkämmerer-Würde, ging dann nach Baiern, und beschloß dort, 1379, sein unrühmliches Leben. — Die Räuber hausten nun grausam. An die Stelle gerichtlicher Untersuchung trat das Faustrecht. Die Edelleute lauerten auf Bergen und an Flüssen auf vorübergehende Reisende. Der Handel allein stieg in dieser Zeit. — Werfen wir einen Blick auf den innern Zustand der Mark, die sie unter der fünfzigjährigen Regierung der baierischen Fürsten erlitt, so sehen wir jenen blühenden Wohlstand unter den anhaltischen Regenten verschwinden, die Länder zerrissen, und eine allgemeine Umwälzung und Zerrüttung würde erfolgt seyn, hätte Otto länger das Ruder der Regierung geführt. — Jetzt kam mit Wenzel, der erst zwölf Jahr alt war, als er die kurfürstliche Würde, unter der Vormundschaft seines Vaters, antrat, das luxemburgische Haus zum Besitze von Brandenburg. — Allein Carl war nicht bloß Vormund, sondern wirklicher Regent der Mark, der er den größten Theil seiner Kräfte widmete. Tangermünde war sein besonderer Aufenthaltsort; hier hielt er selbst Hofgerichte, und gestattete einem Jeden freien Zutritt zu seiner Person. — Mit gerechter Strenge verfolgte er die Räuber, untersagte dem Adel das Erbauen der Schlösser. Zur Beförderung des Handels wurde die Schiffahrt auf der Elbe und Oder erweitert; Tangermünde und Frankfurt waren die Hauptniederlagen der Handelsartikel. Als Wenzel 1376 zum römischen Könige erwählt wurde, entsagte er der Mark. — Carl vertheilte vor seinem Tode seine Länder unter seine Söhne; Sigismund bekam die Kurmark, und Johann die Neumark und Görlitz. — Sigismund trat als Kurfürst von Brandenburg die Regierung in einem Alter von eilf Jahren, ohne Vormund, an. Mit ihm hörten die guten Zeiten auf, welche die Mark unter seinem Vater beglückt hatte; denn durch seine Sorglosigkeit fiel dieses Land in das namenlose Elend zurück, in welchem es unter den baierschen Fürsten geseufzt hatte. Er kam, während seiner Regentschaft, nur zwei Mal in die Mark, welche er Statthaltern überließ, die weder Ansehen, noch Macht hatten, sie vor Gewaltthätigkeiten zu schützen. — Großmuth und Verachtung der Schmeichelei sind Hauptzüge des Karakters von Sigismund. — Er strebte aber nach den Kronen von Ungarn und Polen, und betrachtete die Mark nur als Mittel zur Ausführung ehrgeiziger Absichten. Sigismund erreichte seinen Zweck, und erhielt 1387 die ungarische Königswürde, verpfändete aber 1388 die Kurmark an seinen Vetter Jobst, Markgrafen von Mähren. Die Mark wurde durch die ungeheuersten Gelderpressungen erschöpft. Jobst war geizig und unbarmherzig, kam nur aus Mähren in die Mark, wann er Geld brauchte; hatte er dieses, so reiste er wieder ab. In einem Kriege mit den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg wurde Jobst geschlagen, das Land um Salzwedel verheert, und Schnakenburg von der Altmark getrennt. Feige und muthlos über dieses erste verunglückte Unternehmen, zog er sich nach Mähren zurück, und überließ das Schicksal der Mark den Statthaltern, denen er unumschränkte Vollmacht ertheilte. Diese Tyrannen erlaubten sich die größten Erpressungen, die Edelleute raubten und plünderten ungestraft, Niemand war, der diesen Zügellosigkeiten Schranken gesetzt hätte. Endlich schlossen die Städte: Brandenburg, Rathenow, Berlin, Köln und Spandau ein Bünd-

Digitized by Google

niß zur Vertreibung der Räuber, und zur Aufrechthaltung des Landfriedens. — Jobst verpfändete 1395 ebenfalls die Mark an seinen Schwager Wilhelm den Einäugigen, Markgrafen von Meißen. — Ernst und strenge verfolgte Wilhelm das Raubgesindel; eine bessere Ordnung der Dinge kehrte zurück, aber nur auf kurze Zeit. Wilhelm mußte die Mark wieder an Jobst abtreten, der sich nun Markgraf von Brandenburg und des römischen Reichs Erzkämmerer nannte. Innere Unruhen und Räubereien des Adels erhoben sich wieder überall in der Mark. Um diesen unseligen Verwirrungen zu steuern, schloß die Altmark mit auswärtigen Fürsten kostspielige Bündnisse. — Nach Johann's Tode fiel die Neumark an Sigismund, die Ober- und Niederlausitz an Böhmen. Sigismund verkaufte 1402 unter der Bedingung des Wiederkaufs die Neumark an den deutschen Orden. Auch zum Besitze der Mark gelangte er wieder nach Jobst's Tode 1411, verpfändete sie aber sogleich von Neuem an den Grafen von Hohenzollern, Friedrich VI., Burggrafen von Nürnberg und Besitzer ansehnlicher Ländereien in Franken. Friedrich fand Anfangs vielen Widerstand in der Mark; der aufrührische Adel widersetzte sich seiner Huldigung, und verband sich sogar mit dem Herzoge von Pommern gegen ihn. Doch von dem Kaiser und andern mächtigen Fürsten unterstützt, brachte er die Widerspänstigen bald zum Gehorsam. — Sigismund überließ 1415 an den Burggrafen Friedrich für 400.000 Dukaten die Mark Brandenburg mit der Kur- und Erzkämmererwürde, und allen dazu gehörigen Rechten erb- und eigenthümlich. — Die feierliche und öffentliche Belehnung mit der Kur- und Erzkämmererwürde wurde erst 1417, den 18ten April, mit großer Pracht, in Gegenwart aller Kur- und mehrerer Fürsten vollzogen. Ein Tag, der für die Mark ewig denkwürdig seyn muß; denn mit ihm beginnt die Reihe der Regenten, unter denen das Land, obgleich nach mancherlei Stürmen, endlich einen beneidenswerthen Glanz von Macht und Wohlstand, von Größe und Ansehen erreicht hat. — Friedrich I., ein thätiger und vortrefflicher Fürst, von unerschütterlicher Beharrlichkeit, unter dem die schöne Morgendämmerung besserer Zeiten für die Mark anbrach, nahm dieselbe kaum in Besitz, als er schon Kriege mit den Herzogen von Pommern und von Mecklenburg führen mußte. Jene fielen in die brandenburgischen Länder, wurden aber bei Angermünde besiegt, und mußten Alles wieder abtreten, was zur Ukermark und Prignitz gehörte. Dem Kriege mit den Herzogen von Mecklenburg machte der Friede zu Rathenow ein Ende; dem Kurfürsten ward die Lehnsherrschaft zugestanden. Unter Friedrich's I. Regierung brach der verwüstende Hussitenkrieg aus, und ward besonders für die Mark verderblich. Friedrich I. starb in seinem 63 Jahre zu Kadolsburg, 1440. Von der Natur mit den trefflichsten Anlagen ausgestattet, besaß er, außer einem schönen, großen Körper, auch einen vielumfassenden, durch Unterricht und Erziehung sorgfältig veredelten Geist. Mit diesen Vorzügen verband er ein sanftes, liebendes, freigebiges Herz, Tapferkeit und entschlossenen Muth in Gefahren. Ueber Alles liebte er die Gerechtigkeit. — Friedrich II., der Eiserne, oder mit den eisernen Zähnen, welches seine Leibesstärke bezeichnen sollte, ein friedliebender, tapferer, weiser, gerechter und frommer Fürst. Eine Streitigkeit mit Mecklenburg legte der Kurfürst dadurch bei, daß er seine Lehnsherrschaft aufgab, und nur die Anwartschaft auf dieses Land sich vorbehielt. 1449 gab ihm der Kaiser Albrecht die Schirmvoigtei Quedlinburg und die Lehnsherrschaft über Wernigerode. — Gegen die damals so furchtbaren Vehmgerichte, welche in diesem Jahrhundert besonders weit um sich griffen, schlossen die Stände der

Digitized by Google

Altmark (1449) einen Verein, um sich der Allgewalt derselben zu widersetzen. — Die Streitigkeiten mit dem Erzbischof von Magdeburg hörten dadurch auf, daß dieser der Lehnsherrschaft entsagte. Mit Sachsen und Hessen ward zu Naumburg eine Erbverbrüderung geschlossen. Die Neumark wurde 1455 durch Friedrich wieder von den deutschen Rittern eingelöset, und mit dem Mutterlande vereinigt. — Zur Erhaltung guter Sitten stiftete Friedrich (1443) einen Orden, unter dem Namen: Schwanengesellschaft, unsrer lieben Frauen Kettenträger. Adliche Herren und Damen, welche vier Ahnen aufweisen konnten, und sich durch ein musterhaftes Leben auszeichneten, wurden in denselben aufgenommen. Der Marienberg vor der Altstadt Brandenburg war der Sitz des Ordens, der sich bis zur Reformation erhielt. — 1470 übergab Friedrich seinem Bruder Albrecht Achill die Regierung, und ging nach Franken, wo er im folgenden Jahre 1471 starb. Albrecht war der größte Held seines Jahrhunderts; er besaß eine fast riesenmäßige Größe. Ritterliche Spiele waren seine Lieblingsbeschäftigungen. In siebzehn Turnieren trug er den Preis davon. Besonders bewies er seine Tapferkeit in dem Kriege mit der Stadt Nürnberg. Bei Belagerung der Stadt Gräfenberg war er unter seinen Soldaten der Zweite, der die Mauer erstieg, und der Erste, der es wagte, in die Stadt hinab zu springen. Von Feinden umringt, lehnte er sich mit dem Rücken an einen Baum, und vertheidigte sich so lange, bis die Seinigen ihm zu Hülfe kamen. Mit Recht verdient er daher den Beinamen Achilles. Kaiser Friedrich III. hatte sein ganzes Vertrauen auf ihn gesetzt, und er war auch die festeste Stütze seines schwankenden Throns. Feinheit und Artigkeit im Umgange zeichneten ihn vor allen deutschen Fürsten aus. Sein Hof in Franken war der glänzendste in ganz Deutschland, und wurde durchaus als der Sitz des Vergnügens, aber freilich auch der Ueppigkeit, Schwelgerei und Modesucht gepriesen. — Doch in den großen Hoffnungen, welche die Brandenburger von ihrem neuen Beherrscher sich machten, wurden sie getäuscht. Mit einem glänzenden Gefolge kam er (1471) in sein Kurfürstenthum, um die Huldigung anzunehmen. Die rohen Sitten seiner Unterthanen mißfielen ihm augenblicklich, und er trieb seinen Kaltsinn und seine Geringschätzung gegen sie aufs Aeußerste. Er entließ nicht nur die Abgeordneten, welche ihm die Geschenke überreichten, unbelohnt, sondern nöthigte auch nicht einmal die angesehensten und ältesten Edelleute zum Huldigungsmahl, welche beschämt am Kamine stehen mußten. Diese verächtliche Behandlung raubte ihm die Liebe der Märker auf immer. — Der Kaiser Friedrich III. belehnte ihn nicht nur mit der Kurmark, sondern auch mit den Herzogthümern Stettin, Pommern, Kassuben, Wenden, dem Fürstenthume Rügen und der Anwartschaft auf Mecklenburg. Die pommerschen Herzoge huldigten ihm, als ihrem Lehnsherrn, durch Handschlag, und Albrecht begründete durch einen Vergleich das Recht seines Hauses auf die Erbfolge in Pommern; die pommerschen Streitigkeiten erreichten jetzt ihr Ende. Gehaßt von den Märkern, übergab Albrecht seinem Sohne Johann die Statthalterschaft, und ging nach seinen fränkischen Besitzungen. Noch in seinem Alter entwarf Albrecht jene berühmte Hausverordnung, welche nicht nur seinen Kindern und Nachkommen den ruhigen Besitz ihrer Länder sicherte, sondern auch gleich nach seinem Tode, und beim Aussterben der fränkischen Linie allen Mißhelligkeiten vorbeugte. Im Jahre 1486 begab sich Albrecht auch nach Frankfurt am Main zu dem Reichstage, ob er gleich so schwach war, daß er sich auf einem Stuhle in die Rathsversammlung mußte tragen lassen. Er starb daselbst im 72sten Jahre, 1486. Der Kaiser ließ ein feierliches Leichenbegängniß veranstalten, und den Leichnam auf einem Schiffe

Digitized by Google

nach Heilsbrunn führen. — Der älteste Sohn Albrecht's, Johann Cicero, folgte nun dem Vater in der Kurwürde. Er war ein frommer, sparsamer und beredter Fürst. Eine glücklichere Zeit für Brandenburg begann unter ihm. Er erhielt vom Papste Alexander IV. und dem Kaiser Maximilian I. die Erlaubniß, eine Universität anzulegen, wozu Frankfurt an der Oder bestimmt wurde; doch der Tod hinderte ihn an der völligen Ausführung seines Vorhabens. — Die während seiner Regierung erfundene Buchdruckerkunst wurde in den brandenburgischen Staaten eingeführt. Joachim Westphal war der Erste, welcher 1483 eine Buchdruckerei in Stendal anlegte, und der Sachsenspiegel das erste Werk, welches seine Presse beschäftigte. In demselben Jahre legte auch Hans Zehender die erste Apotheke in Berlin an. Johann starb zu Arneburg 1499 im 44sten Jahre, und wurde zu Lehnin begraben. — Joachim I., mit dem Beinamen Nestor, wurde nach des Vaters Tode, 15 Jahr alt, Kurfürst. Unter seiner jugendlichen Regierung schritt der zügellose Adel wieder zu seinen Räubereien: Landstraßen wurden wieder unsicher; Familien vom ersten Range, Leute von den höchsten Bedienungen trieben dies schändliche Gewerbe so weit, und waren als Räuber namentlich so bekannt, daß Reisende sie mit den Worten in ihre Litanei schlossen:

Vor Köckeritze und Lüderitze,
Vor Krachte und vor Itzenblitze
Behüt' uns, lieber Herre Gott!

Aber Joachim ließ, ohne Ansehen der Person, auf's Härteste und Nachdrücklichste diese Ausschweifungen bestrafen, und hemmte durch strenge Gerechtigkeitsliebe endlich dieses Unwesen. — So ließ er selbst seinen Liebling, einen gewissen von Lindenberg, der einen Kaufmann ausgeplündert hatte, hinrichten. Er liebte die Wissenschaften, führte den Vorsatz seines Vaters aus, und ließ die Universität zu Frankfurt a. d. O. 1506 feierlich einweihen. Der jedesmalige Bischof von Lebus, damals Dietrich, wurde zum Kanzler, und der gelehrte Dokter Konrad Koch, bekannter unter dem Namen Wimpina, zum ersten Rektor Magnificus ernannt, dessen Rufe sogleich 1.000 Studenten folgten. Joachim ging durch Selbststudium seinen Unterthanen als Beispiel voran. Unter seiner Regierung brach die Kirchentrennung aus. Joachim blieb seinem alten Glauben getreu. Er bestätigte die Erbverbrüderung mit Sachsen und Hessen, und vermehrte seine Besitzungen durch die Erwerbung der Grafschaft Ruppin in der Mittelmark. Als er sein Ende herannahen fühlte, theilte er seine Länder unter seine Söhne; Joachim, der älteste, bekam die Kurmark, und Johann, der jüngste, die Neumark, Krossen, Kottbus, Peitz, und die Oberherrschaft über das Herrmeisterthum Sonnenburg. Bald darauf, 1535, starb der Kurfürst zu Stendal. Joachim II., Hektor, ein gelehrter, vorsichtiger und friedliebender Fürst, folgte 1535 seinem Vater in der Kurwürde. Das Land freute sich des Friedens während seiner Regierung. Joachim trat auf Luther's Seite. Die Bisthümer Brandenburg, Havelberg und Lebus wurden nach und nach aufgehoben, und deren Einkünfte als Domänengüter eingezogen, und damit Schulen und Universitäten dotirt. Das graue Kloster in Berlin wurde zu einem Domstift erhoben, und zum Erbbegräbniß der Kurfürsten bestimmt. Unter Joachim II. blühte Handel und Industrie schöner, wie noch je. Kurz vor seinem Tode erwarb der Kurfürst seinem Hause noch die Anwartschaft auf Preußen, und bekam für sich und seine Nachkommen die Mitbelehnung über dieses Herzogthum. Er starb 1571 zu Köpenik. — Zu dem damaligen Kleiderluxus gehörten vorzüglich die Plunderhosen; sie hatten so viele Falten, und eine solche Weite, daß sie oft über hundert Ellen Zeug erfoderten

Digitized by Google

Alle Verbote, und selbst die Predigten von geheiligten Stätten, konnten diesen Modeteufel den Brandenburgern nicht austreiben. — Johann George trat 1571 die Kurmark an. Strenge, Gerechtigkeit und Sparsamkeit sind die Hauptzüge des Karakters dieses friedliebenden Kurfürsten. Lobenswerth war seine Sorgfalt für die Erziehung der Jugend; das so berühmte Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin wurde von ihm gestiftet. — Gastfreundlich nahm der Kurfürst die vertriebenen Niederländer in den brandenburgischen Ländern auf. Handel und Manufakturen kamen besonders durch diese Flüchtlinge in große Aufnahme. — Johann George zeugte dreißig Kinder, von denen ihn 15 überlebten. Er starb 1598 im 72sten Jahre seines Lebens. — Joachim Friedrich folgte nach seines Vaters Tode. Der Standhaftigkeit und Einsicht dieses Fürsten verdankte Brandenburg seine Festigkeit. Zur Bestätigung des Hausvertrages wurde der Gera'sche Vertrag geschlossen, nach welchem die Mark ungetheilt bleiben und dem ältesten Prinzen jedes Mal zufallen sollte. — Nach dem Tode des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach bekam der Kurfürst die vormundschaftliche Regierung über das Herzogthum Preußen. Und durch die Verwandtschaft mit dem Herzoge von Preußen begründete er die Clevische Erbschaft. Um die Wissenschaft machte er sich durch die Stiftung einer Fürstenschule zu Joachimsthal in der Ukermark (1607), welche er mit reichen Fonds beschenkte, verdient. Eifrig sorgte er für die Vervollkommnung der Fabriken, ließ zu Grimnitz, in der Ukermark, die ersten Glashütten errichten. Er starb zu Köpenik, auf einer Reise, in seinem Wagen 1608. — Joachim Sigismund, der älteste Sohn, folgte ihm. Er war ein gelehrter, staatskluger und großmüthiger Fürst. Zu Warschau erhielt er von Polen die Belehnung mit Preußen. Nach dem Tode des Herzogs Albrecht Friedrich (1618) übernahm er die Regierung von Preußen, und vereinigte dieses Herzogthum auf immer mit der Mark. Der Jülich-Clevische Erbfolgestreit wurde durch den Vergleich zu Xanten dahin beendet, daß Cleve, die Mark, Ravensberg und Ravenstein an Brandenburg kamen. — Unter Joachim Sigismund's Regierung nahm der Staat zwar an Ausdehnung zu, aber an Wohlstand ab. Armuth herrschte überall in der Mark. Der dreißigjährige Krieg begann; der erste Strahl dieses fürchterlichen Ungewitters fiel in Böhmen nieder, und setzte bald ganz Deutschland, und besonders Brandenburg lange Jahre hindurch in Flammen. Er übergab seinem Sohne die Regierung, und starb 1619. — Georg Wilhelm, ein schwacher und wankelmüthiger Fürst, trat jetzt in Tagen des allgemeinen Weh's an's Staatsruder. Der dänische General Ernst von Mansfeld spielte den Krieg in die Mark; Wallenstein hauset in der Mittelmark, Montecuculi in der Neumark, und Pappenheim in der Altmark. Schlachten werden geliefert, Räubereien von allen Truppen verübt, Städte und Dörfer verwüstet, die Saaten zertreten. Georg Wilhelm erlebte das Ende des Kriegs nicht; er starb zu Königsberg in Preußen, 1640. Ihm folgte sein Sohn Friedrich Wilhelm der Große (s. diesen Artikel), ein Selbstherrscher im wahren Sinne des Worts; er endete sein thatenvolles Leben 1688. Ihm folgte sein Sohn Friedrich III., ein prachtliebender Fürst. Er stiftete die Friedrichs-Universität zu Halle 1694; in demselben Jahre gründete August Hermann Franke das große Waisenhaus daselbst. Auch zu Berlin wurde die Akademie der Wissenschaften gestiftet. — Ehrgeiz und Prachtliebe hatten schon längst in Friedrich den Gedanken erweckt, sich zum Könige von Preußen zu erheben. Die Wahl des Kurfürsten von Sachsen zum Könige von Polen, die Erhebung Wilhelms III. auf den englischen Thron, erweckten und belebten diesen Gedan-

Digitized by Google

ken aufs Neue. Hart waren die Bedingungen, unter welchen der Kaiser den Krontraktat schloß. — Kaum war die kaiserliche Bestätigung in Berlin angekommen, so reisete Friedrich mitten im Winter 1700, den 17ten Dezember, mit seiner Gemahlin, seinem Sohne, seinen Brüdern und einem großen Hofstaate, wie in einem Triumphzuge, nach Königsberg. Hier setzte er sich selbst und seiner Gemahlin die Krone auf, und stiftete, zum Andenken dieses in der preußischen Geschichte ewig denkwürdigen Tages, den schwarzen Adlerorden. S. den Art. Preußen.

Brander, ein mit brennbaren Stoffen und mannichfachen todtverbreitenden Geschossen kunstmäßig angefülltes Fahrzeug, welches man entweder, schon angezündet, auf die feindlichen Schiffe unter günstigem Winde losgehen läßt, oder welches durch eine künstliche Vorrichtung sich selbst entzündet, oder in die Luft fliegt, so bald es in die Nähe feindlicher Schiffe kommt. Merkwürdig waren die Brander schon bei der Belagerung von Antwerpen 1584 und 1585 (man s. Antwerpen), und höchst merkwürdig sind sie in der neuesten Zeit in dem Unabhängigkeitskriege der Griechen wider ihre Unterdrücker geworden. Hier verloren die Türken im Jahr 1822 allein 4.000 Matrosen, die in Folge der durch die griechischen, vom kühnen Führer Konstantin Kamari kommandirten, Brander in Flammen gesetzten Schiffe auf den Flotten zu Scio und Tenedos ertrunken sind, ohne die Verbrennung des türkischen Admiralschiffes auf der Rhede von Chios, die Zerstörung von 4 Kriegsbriggen, nebst der Verbrennung, Scheiterung und Wegnahme von 26 Kriegsfahrzeugen bei der Affaire zu Tenedos zu rechnen.

Brandes (Ernst), Gelehrter, Staatsmann und geistreicher Schriftsteller, geboren zu Hannover 1758, studirte zu Göttingen, durchreiste Frankreich, Holland, England, wurde dann geheimer Kabinetssekretär zu Hannover, und behielt diesen Posten bis 1803, wo die Franzosen Hannover besetzten. Er starb den 13 Mai, 1810. Unter seinen vielen Schriften sind die wichtigsten: politische Betrachtungen über die französische Revolution, Jena 1790; Betrachtungen über einige bisherige Folgen der franz. Revolution, in Rücksicht auf Deutschland, Hannover 1792; Betrachtungen über das weibliche Geschlecht, ebend. 1802; Betrachtungen über den Zeitgeist in Deutschland, ebend. 1808; Betrachtungen über den Einfluß und die Wirkung des Zeitgeistes auf die höhern Stände, als Fortsetzung des vorhergehenden Werkes, ebend. 1810.

Brandes (Johann Christian), Schauspieler und dramatischer Dichter, geboren zu Stettin 1775, woselbst er die Handlung lernte, entfloh wegen seiner Veruntreuung, und hatte mannigfache Schicksale, bis er endlich 1756 in Lübeck die Bühne betrat. Da seine ersten Versuche nicht glücklich ausfielen, wurde er entlassen, schrieb dann die Altonaer Zeitung, wurde hierauf Bedienter, und trat endlich wieder bei der Schuihschen Bühne als Schauspieler auf, von welcher Zeit an er sich ganz dem Theater widmete. Er spielte in München, Leipzig, Dresden, Gotha und andern Städten, und starb in Berlin den 10. Nov. 1799. Als Dichter ist er bei weitem berühmter; denn seine Schau- und Lustspiele (Hamburg und Leipzig 1791. 8. 8 Bde.) sind für den Zuschauer berechnet, und verrathen kritisches Studium und Benutzung praktischer Theaterkenntnisse. Seine Ariadne auf Naxos war der erste Versuch im Melodrama, der auf dem deutschen Theater Glück machte. Seine Selbstbiographie (Berlin 1799. 8. 3. Bde.) ist höchst anziehend und belehrend. — Seine Tochter, Charlotte Wilhelmine Franziska, geb. zu Berlin den 29. Mai 1765, war gleich groß als Sängerin und Schauspielerin, starb aber in der schönsten Blüthe ihres Lebens 1788 zu Hamburg, wo auch nach ihrem Tode eine Sammlung ihrer höchst schätzbaren Compositionen herauskam.

Brandgeräthe. Hierunter versteht die Artillerie 1) die Sturmkränze, Sturmsäcke. Sie werden aus doppelt zusammengeleimtem Zwillich verfertigt, so daß 4 Pfund Pulver hineingehen, hernach versieht man

Digitized by Google

sie mit einem 4 Zoll langen Zünder. In Ermangelung der Hand- oder andern Granaten läßt man sie bei Erstürmung des Hauptwalls auf die Stürmenden herabrollen. In den Sturmkränzen werden sogenannte Mordschläge (papierne, mit Pulver gefüllte Hülsen, an welchem eine Flintenkugel angekittet ist) mit eingepackt. — 2) Pechkränze, Pechfaschinen. Man bewickelt einen Tonnenreif von 8 — 12 Zoll Größe mit Stroh oder Werg, taucht ihn in eine über Kohlenfeuer geschmolzene Masse von 2 Theilen weißen Pech, 1 Theil Kolophonium, 1 Theil Terpentin, ½ Theil schwarzen oder grünen Pech, 1 Theil weißes Harz und 1 Theil Theer, bestreut den Kranz mit Mehlpulver, klebt einige Stücke geschmolzenes Zeug darauf, und umwindet ihn wieder mit Werg, bis er eine Dicke von 2 — 3 Zoll erreicht hat. Zuletzt taucht man ihn nochmal in die vorige Masse. Der Pechkränze bedient man sich, um Dörfer und Städte, besonders aber Vorstädte vor den Festungen, bei entstehenden Belagerungen in Brand zu stecken. Die Pechfaschinen werden zu dem nämlichen Behuf aus Hobelspänen oder trockenem Reisig 1 ½ Fuß lang und 6 — 8 Zoll dick gebunden, und nachher auf die nämliche Art präparirt, wie die Pechkränze. — 3) Brandraketten, auch Congrevesche Raketten genannt. Sie sind die Erfindung des englischen Obristen Congreve, und werden nicht aus Papier, sondern aus Blech angefertigt. Ihr äußerer Durchmesser beträgt 2½ — 3 ½ Zoll, ihre Länge im Ganzen 2—3 Fuß. Um sie zum Steigen zu bringen, werden sie auf einen Dorn wie gewöhnliche Raketten geschlagen, über der Zehrung aber liegt statt der Versetzung ein Brandsatz, dessen Zusammensetzung nicht bekannt geworden, und dem ehemaligen, sogenannten griechischen Feuer ähnlich seyn soll. Der Brandsatz brennt zu 4—6 Brandlöchern heraus; oben ist statt der Spitzkappe eine kleine Granate aufgesetzt. Die Ruthen bestehen aus 2 gebrochnen, mit einer Vorrichtung zum Einschieben versehenen Stäben, nach Art der gebrochenen Zeltstangen. Beim Gebrauch wird ein Gestelle aufgeschlagen, das sehr sinnreich eingerichtet ist; man ist damit im Stande, der Rakete jede beliebige Elevation zu geben, um sie gegen Städte und Dörfer zu gebrauchen. Gegen Truppen aber sind die Gestelle flach über der Erde unter einer Neigung von wenigen Graden aufgeschlagen, so daß die Raketten gleichsam über die Erde hinwegstreichen. Es ist einleuchtend, daß ihr Gebrauch ein sehr günstiges Terrain erfodert. Bei der Belagerung von Kopenhagen (1807) wurden diese Raketten zum ersten Male angewendet, und brachten eine große Zerstörung hervor, welche jedoch mehr der Masse als der eigentlichen Brauchbarkeit zuzuschreiben seyn dürfte. Die Engländer warfen nämlich von ihren Schiffen in dreimal 24 Stunden gegen 40.000 Brandraketten in die Stadt Kopenhagen. In den letzten Kriegen waren einige Rakettenbatterien dem preußischen Heere attachirt, und wurden vor Wittenberg und Leipzig gebraucht. Sachkundige Augenzeugen wollen aber ihre Zweckmäßigkeit, besonders im freien Felde, nicht einräumen. Die Engländer fühlten dies wohl selbst, denn sie gaben jeder Rakettenbatterie einige reitende Piecen bei, um sie im üblen Terrain nicht ganz wehrlos zu lassen.

Brandolini. Diese Familie der Brandolini stammte aus Florenz, war von Adel, und hatte am Schlusse des 15ten Jahrhunderts zwei Gelehrte aufzuweisen, Aurelius und Raphael, beide unter dem Beinamen Lippus Florentinus bekannt. Von dem Erstern, der im Jahre 1497 starb, handelt ausführlich Mazzuchelli Scritt. d' Ital. VI. 2013. Von ihm findet sich ein treffliches lateinisches Gedicht im Anhange zu Roscoe's Life of Lorenzo de Medici. Vol. II. p. 12. — Raphael besonders hat mehrere Werke hinterlassen, die von wahrer Gelehrsamkeit zeugen. Er hielt vor Carl VIII. 1495 bei dessen Einzuge in Neapel eine Lobrede, die er aus dem Stegereife machte, worüber Carl ausrief: Magnus Orator, summus poeta (ein großer Redner, der erste Dichter). Carl verlieh diesem Raphael eine Pension von 100 Kronen, nebst einem ehrenvollen Diplom, welches zu

Digitized by Google

Castel Capuano vom 18. Mai 1495 datirt ist, worin als ein Grund der königlichen Gnade angegeben wird, er habe dem König nützliche Dienste geleistet, und werde es ferner thun; er solle die Pension zur Fortsetzung seiner Studien verwenden. In dem Diplom wird er coecus a nativitate genannt; allein Mazzuchelli vermuthet aus dem Beinamen Lippo, er sey nicht blind geboren gewesen. Raphael Brandolini war ein großer Improvisator seiner Zeit. Leo X. hörte gerne seinen überraschenden Einfällen zu, die ihn oft bei seiner Tafel, oder in Mußestunden unterhielten, wo denn Raphael entweder eigene Gedanken, nach Gelegenheit, oder Gegenstände, die ihm der Papst aufgab, in Verse brachte. Auch ist die Meinung nicht gegründet, daß nur Männer ohne Bildung in diesem Fache etwas leisten; der Papst foderte wenigstens nicht nur, daß solche Verse einen treffenden Gedanken enthalten, sondern auch daß Sprache und Silbenmaaß richtig seyn müßten. Raphael Brandolini ergriff die Partei des Papstes, als dieser noch Cardinal (Johann von Medici) war. Ihm widmete er von der Sammlung einiger Werke seines Verwandten Aurelius, eines de comparatione reipublicae et regni. Die Zuschrift enthält manche wichtige besondere Nachrichten, diese Familie betreffend. Man findet sie in Roscoe Leo X. 3. Th. im Anhange IX. Bald darauf zog Brandolini nach Rom, wo ihm Zimmer im päpstlichen Pallast angewiesen wurden, und wo er sich in hohem Grade, wie oben gemeldet, das Vertrauen und die Freundschaft dieses Papstes erwarb. Aus diesem Grunde nennt ihn Johann Anton Flaminio das Auge des Papstes, obgleich Brandolini selbst beinahe blind war.

Brandschwärmer. Sie werden wie die gewöhnlichen Lustschwärmer, welche die Größe des Pistolenlaufs haben, rollirt, und mit einem Satze von 1 Pfund Mehlpulver, und 2 bis 3 Loth Kohlen etwa 4 Zoll hoch geschlagen. Nachher kittet man eine Karabinerkugel mit Rehhüner- oder Zünderkitt auf, und bohrt den Hals etwas auf, welcher sodann auf die gewöhnliche Art angefeuert wird. Zuletzt bindet man eine ordinaire Patrone um den Hals fest, welche mit der Hälfte der gewöhnlichen Ladung gefüllt wird. Die Brandschwärmer werden durch die Tirailleurs oder Plänker der Kavallerie in die Strohdächer oder Fenster der Häuser hineingeschossen, wenn man ein Dorf in Brand stecken will. Sind die Dächer wirklich nur Strohdächer, so kommt man aber auf einem kürzeren Wege dazu, wenn man die Tirailleurs die Gewehre mit dem Bajonett in das Stroh stecken, und sie so abfeuern läßt; das Dach brennt nach wenigen Schüssen.

Brandt oder Brand (Sebastian), Doctor der Rechte, war zu Straßburg 1458 geboren. Als kaiserlicher Rath und Syndikus seiner Vaterstadt starb er 1520. Von seinen übrigen Lebensumständen ist wenig auf uns gekommen. Unter seinen poetischen Werken ist sein Narrenschiff, ein satyrisch-didaktisches Gedicht das berühmteste, welches bald alle Arbeiten ähnlicher Art bei seinen Zeitgenossen verdunkelte. Während des 16. Jahrh. blieb es ein Lieblingsbuch des deutschen Publikums. Auch außerhalb Deutschland machte es Glück. Man las es in holländischen, englischen und französischen Uebersetzungen. Nur aus der Verehrung, mit der das Buch damals genannt wurde, erklärt es sich, wie einer seiner Bewunderer, ein Geistlicher, Gailer von Kaisersberg, Doctor der Theologie zu Straßburg, noch zu Brands Lebzeiten über dieses Narrenschiff, wie über biblische Texte, öffentliche Kanzelvorträge an seine christliche Gemeine zu halten wagen konnte. Das Narrenschiff selbst ist zwar kein didaktisches Meisterwerk im poetischen Sinne, denn es übertrifft oder erreicht, weder als Produkt des Witzes, noch durch Kultur der Sprache und des Styls, den 200 Jahr ältern Renner des Hugo von Trymberg. Der metaphorische Titel läßt eine witzig durchgeführte Allegorie erwarten; aber nur selten wird man durch einige allegorische Stellen an den Titel erinnert. Brand wollte ganze Schiffsladungen voll

Digitized by Google

Narren und Narrheit zur Schau ausstellen. Dies, und nichts mehr, soll der Titel des Werks bedeuten. Nur nebenher wird eine Gattung von Narren zuweilen mit einer Schiffsgesellschaft verglichen. Er griff die Narrheit mit den Waffen des bitteren Ernstes an. An der gesunden Moral war ihm fast Alles gelegen, an der Darstellung, die Kraft abgerechnet, sehr wenig. Und eben dieses war es, was das Narrenschiff zum Lieblingsbuche des Publikums machte. Es empfiehlt sich aber besonders dem liberalen Denker durch den praktisch-philosophischen Geist, mit welchem dieser Sittenrichter das Ganze des menschlichen Lebens überschauete, und im redlichsten Eifer für das Vernünftige und Gute, das Unvernünftige und Schlechte, wo es sich ihm nur zeigen mochte, mit den kräftigsten Zügen darstellte. Mit Recht konnte dieses Buch damals als ein Schatzkasten voll nützlicher Wahrheiten allen Ständen empfohlen werden; denn jeder Stand findet in ihm seine Narrheit zur Schau ausgestellt; und wenige Aeußerungen der Unvernunft möchten zu verzeihen seyn, an welche Brand nicht gedacht hätte. Von sich selbst dachte dieser wackere Mann nicht so groß, daß er sich als einen Weisen den unzähligen Narren, die er züchtigte, anmaßend hätte gegenüberstellen wollen. Sich selbst führt er einmal mit naiver Energie als Narren auf:

„Es kann nit jeder Narren machen (darstellen)
„Er heiß dann, wie ich bin genannt,
„Der Narr Sebastianus Brandt."

Mit einer Beschreibung des Weisen, wie er unter den Sterblichen gefunden werden kann, endigt das Buch. Anziehend ist in diesem Buche auch der unverkennbare Adel des Gefühls, der sich mit altdeutscher Geradheit und Derbheit ausspricht. Verzeihen muß man dem Baumeister des Narrenschiffs, daß er seinem Werke auch einen recht gelehrten Anstrich geben wollte, und deswegen bei jeder Gelegenheit Namen und Beispiele aus den alten Klassikern citirt; dies lag in dem damaligen Zeitgeiste. Drollig nehmen sich manche Stellen aus, wo Brandt die alte römische Sentenzensprache nachahmte.

Brandung. So nennt man jeden Ort, in der See oder auch an deren Gestade gelegen, wo die Wellen mit größter Gewalt an verborgene Klippen oder an das Ufer schlagen. Am gefährlichsten ist die Brandung für die Schiffe, in den, den Passatwinden unterworfenen Meeren. Unter Brandung versteht man auch die schäumende Brechung der Wellen selbst an den Klippen und Ufern.

Brandwache, eine gewöhnliche 30—40 Mann starke Wache, nebst einem Sergeanten und Korporal, die in einem Lager hinter jedem Regimente oder Bataillon steht, das Kochen und die Arrestanten bewacht, und durch ihre ausgestellten Posten das Lager von hinten deckt, weil sich eine ganze Kette von solchen Wachen von einem Bataillon zum andern hinter dem ganzen Lager wegzieht.

--Brantôme (Pierre de Bourdeilles, Herr der Abtei von), geboren zu Periord um 1527. Er brachte den größten Theil seines Lebens auf Reisen zu, war Kammerjunker des Königs Carl IX. und Heinrich III., so wie Kammerherr des Herzogs von Alençon, und starb 1614. Zwar enthalten seine Memoiren oder Leben hoher Personen u. s. w. ein lebendiges Gemälde seines Zeitalters; sie sind häufig gelesen, und 11 bis 12 Mal aufgelegt erschienen. Inzwischen darf man dabei nicht vergessen, daß Brantôme ein Gascogner war; ob Alles, was er in diese Memoiren niederlegte, der Wahrheit gemäß sey oder nicht wahr, das kümmert ihn wenig. Eben so gleichgültig ist er über die Ehre der Frauen, als er gefühllos das Aergerniß, gleich einer Sache, die kein Aufsehen macht, erzählt. Kurzum Brantôme's Memoiren sind dem gesitteten Leser eben so wenig, als dem Wahrheitliebenden zu empfehlen.

Branntwein ist eine geistig schmeckende Flüssigkeit, welche durch Destillation aus einer Flüssigkeit, welche die Weingährung überstand, abgeschieden wurde. Die Araber sind wahrscheinlich die Erfinder dieser Kunst.

Digitized by Google

Jeder Branntwein muß als ein Gemisch von Wasser und Alkohol angesehen werden. Seine Bereitung kann aus allen den Materialien vorgenommen werden, die geschickt sind, in Weingährung überzugehen. Von dem Materiale hängt auch der Unterschied im Geruche und Geschmacke ab, weil davon dem Branntweine noch mancherlei Beimischungen anhängen. In Ostindien bereitet man aus Reis, Kokossaft u. Blüthe den Arack oder Rack; in Westindien den Rum oder Taffia aus Zuckerrohrsaft; in Frankreich destillirt man aus Wein, Weinhefen und Weintrebern den Franzbranntwein, der nach dem Orte der Bereitung Bourdeaux, Anjou, Coignac ꝛc. heißt; in den Zuckerraffinerien wird aus den Abfällen des Zuckers Zuckerbranntwein destillirt; Korn- oder Fruchtbranntwein wird aus Roggen, Weizen, Gerste, Hafer gebrannt; Kartoffeln, Mohrrüben, Runkelrüben und süße Beere und Früchte geben ebenfalls Branntweinsorten; die Tataren bereiten Branntwein aus Pferdemilch, er bereitet sich, indem ein besonderer schleimartiger Bestandtheil der Milch in geistige Gährung übergeht. Uebrigens müssen diese Dinge, welche Branntwein geben sollen, zur Weingährung geschickt seyn, und daher Mehl oder Zuckerstoff enthalten, auch selbst die Weingährung bereits vollendet haben. Mehrere, wie Kokos- oder Zuckersaft und Most, gehen freiwillig in Gährung, andere werden durch Hefenzusatz dazu geschickt gemacht. Sind sie trocken, oder doch nicht flüssig genug, wie Getreide und Runkelrüben, so werden sie gemahlen, geschroten, oder sonst zerkleinert, und mit warmem Wasser angerührt (eingemaischt in der Maischbütte), durch zugesetzte Hefen in Gährung gebracht, die gegohrne Flüssigkeit aus der Läuterblase abdestillirt. Dieser noch sehr dünne mit Essigsäure, auch riechenden Stoffen verunreinigte Branntwein (Lutter oder Läuter) wird nochmals abgezogen, und giebt jetzt einen stärkern Branntwein. Aus diesem Branntweine, der gewöhnlich 30 Prozent Alkohol enthält, erhält man durch eine wiederholte Destillation (Rektifikation) den Weingeist. Dieser giebt durch nochmalige Rektifikation noch eine geistigere Sorte, dessen Alkoholgehalt zu 80 Prozent gerechnet wird, und eine über ein gleiches Gewicht trockner Potasche nochmals vorgenommene Rektifikation giebt endlich den gänzlich wasserfreien, absoluten Alkohol.

Brasilien, ein Monument des allgewaltigen Zufalls. Ein Sturm zwingt den Ostindienfahrer, Pedro Alvarez Cabral (im April 1500), da er die Windstillen vermeiden will, die oftmals unweit Afrika die große Reise verzögern, an einer im Westen sich zeigenden Küste einzulaufen, und Brasilien ist entdeckt. Er fand sich unter dem 15ten Breitengrade in einem sichern Hafen, und gab ihm daher den Namen Porto Seguro. Noch jetzt sind die dortigen Portugiesen stolz darauf, den Fleck der ersten Entdeckung des großen Landes zu bewohnen. Sie bewahren daher mit großer Ehrfurcht das Kreuz, welches Cabral zum Zeichen der Besitznahme des Landes für Portugal, unter einem schattigen Baume, errichtete, und diese Ceremonie durch ein Hochamt bei Musik, und unter dem Donner des Geschützes feierte. Dies heilige Kreuz lieh dem entdeckten Lande anfänglich den Namen Santa Cruz; König Emanuel soll ihn in den heutigen verwandelt haben, da die brennende Farbe des dort entdeckten trefflichen Brasilienholzes (von Brazas, Feuerglut), des damals wichtigsten Produktes, viel Aufsehen erregte. Brasiliens Lage, seine Einfassung vom Meere, seine Bewässerung, ja größentheils die Gebirgsrücken der Gränzen, zeigten bereits einem der vorzüglichsten Erdbeschreiber älterer Zeiten, dem Piso, die Aehnlichkeit dieses trefflichen Landes mit Peru. Wie ließe sich nämlich hierüber bei einem Lande etwas mit Genauigkeit bestimmen, in welchem die Eifersucht der Portugiesen fast Jeden mit dem Tode straft, der es wagt, ohne Erlaubniß nur eine Meile von der Küste in sein Inneres vorzudringen? Gegen die Wuth des Meeres findet sich dies

Digitized by Google

Land auf eine haushälterische Weise geschützt. Ein hier und dort unterbrochener Wall, von festen, schroffen Felsen, ein Riff, mehr als 15 Toisen breit, läuft flach unter dem Meere theilweise, fast längst der ganzen Küste, hinab, und bricht die übermüthige Welle. Brasilien beginnt zwar, so wie Peru, nicht weit von dem Aequator, allein gegen Süden läuft es tiefer hinab; denn man darf die hieher gehörigen Besitzungen der Portugiesen fast bis zu der Mündung des la Plata-Flusses rechnen. Die Lage dieses Landes längs dem Meere, das dabei vielfach von hohen Gebirgen überlaufen ist, bringt eins der schönsten Klimate hervor. Der Seewind kühlt eben sowohl die Luft, als der Wind vom Gebirge herab. Selbst wenn die Sonne dort in den Wendekreis trat, also lothrecht stand, fühlte Barrow keine übermäßige Hitze. Gewöhnlich fand er das Thermometer zwischen 76 und 84 Gr. Fahr. Die Morgen, bis Aufgang der Sonne, sind sehr frisch, ja selbst deshalb gefährlich. Dies wissen die Ureinwohner, die Indier; deshalb unterhalten sie in ihren Kabanen stets nächtliche Feuer. Die Nächte haben dort im Sommer noch die äußerste Unannehmlichkeit, daß die ungeheure Menge Insekten fast alle Ruhe verscheuchen. Skolopendern, Tausendfüße, Skorpionen setzen besonders den Fremdling stets in Schrecken, während daß Alles um ihn her von Lichtfliegen (Lampyris) leuchtet, eine höchst widrige Grille sein Ohr unabläßig ermüdet, und die unzählbaren Schwärme der giftigsten Musquitos ihm das Blut aussaugen, ja fast alle Theile des Körpers durch brennende Geschwulst auf das Häßlichste entstellen. So wie bei den übrigen Ländern der Tropen, hat Brasilien gleichfalls nur zwei Jahreszeiten; die nasse und die trockene. Im dortigen Sommer, dem unsrigen fast entgegengesetzt, ist die Hitze eben so groß, wie die Nässe. Der Winter ist zwar gleichfalls sehr warm, aber trocken. In dieser guten Jahreszeit stürmt das Meer so selten, daß die Fischer es wagen dürfen, mit schlecht zusammengefügten Kähnen oft Meilenweit das Ufer zu verlassen. Zu Nacht überzieht das Meer ein Phosphorglanz. In der trockenen Jahrszeit trübt sich nur selten die Atmosphäre. Die Wolken sind sparsam und licht; oftmals zeigen sich in der Nacht Blitze. Sonst ist der Himmel heiter; man liest beim Mondenlicht; dem Astronomen bleibt hier Urania beständig günstig; allein die Eifersucht der Regierung ließ sie bis jetzt vergebens auf ihren Günstling warten. Wie trefflich ist nun ferner die innere Bildung des Landes für Den, der es zu benutzen versteht! Die Bewässerung ist außerordentlich reich. Die größten Ströme, welche sich in den Maranhon von Süden her einmünden, z. B. der Purus, der Madeira, der Topoyosu, der Xingu und andere, gehören hauptsächlich zu Brasilien. Die beiden ersten setzen es mit Peru in Verbindung. Für die Verbindung des Binnenlandes mit dem atlantischen Meere sorgte gleichfalls die Natur durch viele ansehnliche Flüsse. Gegen den Aequator hin zeigt sich zuerst der Gran Para. Er bildet mit der Mündung des Amazonen-Flusses die große Insel Marajo oder de Juanes, und mehrere Meilen weit von seiner Mündung giebt er jenem Riesen-Strome, in Rücksicht seiner Größe, nicht viel nach. Diese außerordentliche Wassermasse führt ihm aber hauptsächlich der Tokantin zu, welcher, den neuern Karten zufolge, sehr südlich in den Gebirgen, die wir kaum dem Namen nach kennen, schon unter dem 19ten oder 18ten Br. Grad seine Quellen hat. Bei seinem langen Wege von mehr als 250 deutschen Meilen nimmt er verschiedene ansehnliche Flüsse auf, und hierunter ist der Araguaya, der da weiter in Westen mit ihm fast unter gleicher Breite entspringt, der bedeutendste. Vor seiner Einmündung in den Tokantin durchläuft er bereits auf zehn Breiten-Grade, also sicher über 150 Meilen. Brasiliens Küste hat die Natur auf eine sehr nützliche Weise eingeschnitten, und dadurch mehrere Häfen und Landungsplätze hervorgebracht. Jene große Insel Juanes, oder Marajo, die die Zusammenkunft der mächti-

Digitized by Google

gen Ströme, des Amazonen-Flusses und des Para's, bildet, enthält zugleich den Landungsplatz für die Waaren der ungeheuren, aber verhältnißmäßig dürftigen Provinz Para, deren Gränze sich sogar bis zum Yavari, also über 300 deutsche Meilen nach Westen, erstreckt. Die Hauptstadt selbst liegt, nach Condaminen, 3' 24" westlicher als Paris, unter 1° 23' südl. Breite. Sie gewährte dem seltnen Manne, als er seine Reise längs dem Amazonen-Fluß beendigt hatte, einen schönen Anblick. „Wir glaubten, sagte er, uns nach Europa versetzt zu sehen. Hier war eine große Stadt, gerade Gassen, schöne Häuser, die seit mehrern Jahren von Stein erbaut sind, prächtige Kirchen. Der unmittelbare Handel mit Lissabon macht es den Einwohnern leicht, sich mit allen Bequemlichkeiten zu versehen. Sie erhalten die Güter Europens durch Umtauschung gegen Landesprodukte, die man aus dem Innersten des Landes bringt. Diese bestehen in Goldstaub, Rinde des wohlriechenden Krabbenholzes, Sassaparille, Vanille, Zucker, Kaffee, und vornemlich in Cacao. Auch sind die Heerden, welche auf den reichen Weiden der großen Insel Juanes gedeihen, für den Handel bedeutend. Und obgleich mehrere kleine Inseln den Eingang des hiesigen Hafens, den man auch den Hafen von Belem nennt, erschweren, indem sie mehrere Strömungen veranlassen, so zählte man doch ehemals gegen 14 Schiffe allein vom Mutterlande." Der Handel der schönen Provinz Fernambuck besteht vorzüglich in dem berühmten Färbeholz, das uns unter dem Namen Fernambuck oder Brasilienholz so häufig vorkommt. Brasilien bringt mehrere Arten von Färbeholz hervor, sowohl zum Roth- als Gelbfärben; allein das eigentliche Fernambuck oder Brasilien-Rothholz kömmt hauptsächlich aus dieser Provinz. Den Baum nennen dort die Indianer, wie Lery sagt, Arabutan, nach dem Markgraf hingegen Ibirapitanga; bei den Portugiesen heißt er Pao Bresil (Brasilienholz). Er ist so stark und so groß, als unsre Eiche, ja es gab deren einige, welche erst 3 Männer umklaftern konnten. Markgrav beschreibt ihn grau von Rinde, und mit kurzen Stacheln besetzt; die Blätter stehen wechselsweise, und kommen denen des Buchsbaums ziemlich gleich; die Blumen hangen büschelweise an langen Stengeln. Der Kelch ist fünfblätterig; die Blätter sind gelblich, eines davon aber roth. Staubfäden sind zehn. Die Botaniker sehen den Baum für Caesalpinia echinata an, indeß scheinen sie deshalb noch nicht völlig einig zu seyn; und es ist noch wohl unentschieden, in wie fern er mit dem Brasiletto der Antillen (Caesalpinia brasiliensis L.) zusammentrifft. Die Blumen haben einen angenehmen Geruch, wie Mayblumen; den Blüthen folgen zwei Zoll lange dunkle Schoten, sie enthalten keinen Saamen, andere Autoren legen rothe Saamenkörner hinein. Die Rinde des Baums ist sehr dick, weißlich von außen, innerlich ganz roth. Das Holz hat eine erstaunliche Härte; daher es sich trefflich zu Meublen, besonders zu Drechslerarbeit, eignet, denn es nimmt eine hohe Politur an. Ehe die Indier das Eisengeräth kannten, waren sie nur vermittelst des Feuers im Stande, diese steinharten Stämme zu erlegen; nachmals fälleten sie sie für die Europäer durch die Axe, die Säge, den Keil. Zu Anfange fehlte der neuern Welt unser Zugvieh; da trugen die Indier das so gefällte Holz auf ihren nackten Schultern von den entlegneren Höhen zu den Schiffen hinab; sie wurden dafür durch Kleidungsstücke, Eisengeräth, Spiegel und andere Bedürfnisse, und ihnen angenehme Kleinigkeiten, bezahlt. Die Hauptbenutzung und der Hauptverbrauch dieses Holzes gehört für die Färberei. Tiefer in Süden, unter dem 13ten Breitengrade, zeigt sich die eben so große, als nutzbare Bay aller Heiligen. Der Eingang mißt drittehalb, ihr Durchmesser 10, und ihr Umfang 30 geographische Meilen. Sie bildet einen vortrefflichen, vor jedem Winde sichern Hafen, für die zahlreichsten Flotten. Die Einfahrt in den Hafen ist an der Südseite, und wird durch die Insel Itaporika ge-

Digitized by Google

bildet; das Fort Antonio schützt ihn. In diesen großen Busen ergießen sich 6 Flüsse, die fast alle schiffbar sind. Hiezu denke man sich die schönen fruchtbaren Inseln; Itaporika ist davon die größte, reichlich mit Baumwollen-Bäumen und andern europäischen Pflanzen bedeckt, nebst der bedeutenden Handelsstadt St. Salvador an die Hügel gelehnt; dies gewährt zusammen eine große, herrliche Scene. St. Salvador war ehemals die Hauptstadt von ganz Brasilien. Sie ward in den frühesten Zeiten von den Portugiesen abgebrannt, dies sieht man auch dem Ganzen an; selbst einige der Kirchen sind verfallen, obgleich diese, wie in allen katholischen Städten, auch hier die bedeutendsten Gebäude sind. Die Jesuiten-Kirche zeichnet sich besonders darunter aus. Sie ist mit ungeheuren Kosten ganz von europäischem Marmor aufgeführt, und ihr Inneres prangt mit reichen Verzierungen und schönen Gemälden. Es war dieser Theil Brasiliens, der sich der frühesten europäischen Ausbildung rühmen konnte. Der Portugiese Alvarez Correa litt auf seiner Reise nach Ostindien an dieser Küste Schiffbruch. Indeß rettete er nicht nur die meisten von seiner Mannschaft, sondern auch vieles von der übrigen Ladung, suchte sich mit den Indiern, den Topinambus, bekannt zu machen, und brachte ihnen durch unsre Feuerwaffen und übrigen europäischen Erfindungen, einen so hohen Begriff von seiner Ueberlegenheit bei, daß sie ihn und die Seinigen für außerordentliche Wesen hielten, sie reichlich mit Lebensmitteln versahen, ihnen ihre Töchter zu Weibern gaben, und den Correa sogar mit der Tochter ihres Kaziken vermählten. Ein französisches Schiff, das auf Entdeckungen und auf den Handel ausgegangen war, landete während dieser Zeit in der Bay. Correa benutzte diese Gelegenheit, mit diesem Kauffahrer nach Europa zurück zu gehen. Er schiffte sich und seine Gemahlin, nebst den schätzbarsten Proben der dasigen Natur-Produkte ein, um sie seinem Vaterlande vorzulegen. Allein sobald er in Frankreich gelandet war, beredete ihn die ausgezeichnete Aufnahme der franz. Regierung, unter Heinrich II. und seiner Gemahlin Catharina von Medicis, seine Reise nach Portugal aufzugeben. Correa's Gemahlin ward getauft; der König und die Königin waren selbst ihre Pathen, und die berühmte Catharina gab ihr ihren eigenen Namen. Sie ward nicht nur mit der katholischen Glaubenslehre bekannt gemacht, sondern man brachte dieser Indianerin viele nützliche Kenntnisse bei. Auf diese Weise ward nun der portugiesische Seemann gänzlich von seinem Hofe abgezogen, und ihm eine französische Handels-Expedition nach Brasilien angetragen. Alvarez schiffte sich mit seiner Gemahlin ein, und landete glücklich in ihrem Vaterlande. Sie verwandte sich auf das Thätigste und Freundschaftlichste, ihre Landsleute den Europäern geneigt zu machen, unterrichtete sie in der Religion, und lehrte sie mehrere europäische Einrichtungen und Bequemlichkeiten. Demnach ward eine Kirche errichtet, das Land angebaut, und Zuckerplantagen angelegt; kurz, die Wilden fingen an civilisirt zu werden, als plötzlich eine portugiesische Flotille, unter Anführung des Cotinho, erschien. Dieser Anführer, ein auf die vom Könige ihm verliehene Vollmacht stolzer Edelmann, nahm gerade ein entgegengesetztes Betragen gegen die Topinambus an. Er drückte die unschuldigen Indier hart, und diese hiedurch gereizt, riefen die benachbarten kriegerischen Nationen der Tomayes zu Hülfe, fielen über die Fremdlinge her, zerstörten die Zuckerplantagen und übrigen Anlagen, und zwangen den unvorsichtigen harten Mann, mit dem Reste der Seinigen sich etwas weiter südlich nach Ilheos zu flüchten. Hier, wo die Portugiesen eine Colonie angelegt hatten, verschaffte er sich Verstärkung, und ging von Neuem nach Bahia, um sich zu rächen. Allein die Elemente vereitelten seine unedlen Absichten, böses Wetter ließ ihn an der Insel Itaporika scheitern, und die ganze Expedition ging verloren. Kaum war die so traurige Nachricht in Portugal angelangt, als König Johann,

Digitized by Google

unterrichtet von dem hohen Werth der großen Bay und den frühern glücklichen Anlagen des Alvarez, eine neue Expediton unter der Anführung des geschickten Generals Sousa dorthin sandte. Mehrere Jesuiten schifften sich mit ihm ein. Unter ihnen befand sich ihr Superior, ein kluger Mann. Durch ihn gelang es diesen Missionen bald, die Indier nicht nur zu besänftigen, sondern selbst viele zu taufen. Auf die Art erhielten die Portugiesen Gelegenheit, sich hier von Neuem anzusiedeln, Pflanzungen wieder anzulegen, und zugleich den Anfang zur Erbauung der Stadt zu machen. Man nannte sie San Salvador, und sie ward damals zur Hauptstadt Brasiliens und zum Sitz der Regierung erhoben. Obgleich sie dieses Vorrecht jetzt nicht mehr genießt, so enthält sie dennoch noch 2.000 Häuser und gegen 30.000 Einwohner. Bahia ist dennoch bei seinem trefflichen Hafen, als Handelsort, noch nicht gehörig berühmt. Einer der wichtigsten Vorzüge ist hiebei sein unmittelbarer Handel nach Lissabon und Oporto. Er beschäftigt 50 große Schiffe. Sie legen ihre Fahrt schnell zurück, und versehen die Kolonie mit europäischen und ostindischen Manufaktur-Waaren; ingleichen mit vielen Nahrungsmitteln, z. B. mit Wein, Mehl, Stockfisch, Butter, holländischem Käse und Salz. Nach Portugal führen sie Baumwolle, Zucker, Apua ardente, eine Sorte Zucker-Branntwein, die den Rhum an Geschmack übertrifft, Lebensholz (Arb. vitae), Mahagoni-, Atlaß- und Tulpenbaumholz, verschiedene Arten Gummi, Balsam und Medicinalpflanzen. Außerordentlich groß ist daneben der Binnenhandel von Bahia. Er beschäftigt völlig 800 große Böte und ähnliche Fahrzeuge. Sie führen der Handelsstadt täglich alle Landesprodukte, tief aus dem Innern und aus umher gelegenen Küsten, zu, um sie dort theils in Geld, vorzüglich aber in Waaren, umzusetzen. Bahia ist denn gleichfalls einer der Stapelorte für die Baumwolle; deshalb ist hier ein eigenes großes Waarenhaus erbaut, welches die Baumwolle, nach ihrer verschiedenen Güte numerirt, in Ballen enthält. Der Handel mit Brasilienholz, Goldbarren, Edelsteinen, so wie auch mit Tabak, ist auch hier leider! ein Monopol der Regierung. Die Güte des Tabaks, der in umliegender Gegend, besonders um Cocheira, erzeugt wird, erhebt den Handel von Bahia noch weit höher. Raynal giebt den Werth der gesammten Masse des Tabaks, der aus Brasilien nach Afrika und Europa geht, zu 7.480.000 Livr. an; hiervon soll der Ankauf, die Fabrikation und die Pachtunkosten nur etwas über 2 Millionen betragen. Als vorzüglicher Hafen folgt auf Bahia, Porto Seguro (16° 40′ S. B. 40° 12′ W. L.). Beim Einlaufen in denselben genoß Lindley des schönsten Anblicks. Nahe am Meere zeigt sich eine Reihe Fischerhütten, die von der Vorderseite durch die schwankenden Zweige der Kokospalmen, hinten aber von Pomeranzen-Gärten, beschattet werden. Tiefer nach hinten folgt das wilde Gebüsch; von zahllosen Gängen durchschnitten, bildet es einen herrlichen Lustwald, der von dem schönsten Gesieder auf das Reichlichste belebt ist. An der Nordseite erhebt sich ein steiler Hügel, auf dem Rücken desselben die Stadt. Längs dem Flusse (neuere Karten nennen ihn St. Antonio) liegen die Plantagen und Villa's der Vermögenden; denn auch dieser Ort gewinnt ansehnlich durch seinen beträchtlichen Handel. Hier ist vorzüglich der größte Anbau von Manioc für viele andere Theile Brasiliens. Diese schöne Gegend ist, außer unzählbaren trefflichen Vegetabilien, daneben mit den wohlriechendsten Balsambäumen gesegnet. Sie gehören zu den Nadelhölzern, und nur die weiblichen Bäume gewähren den Balsam. Man hauet, um diesen zu erhalten, den Baum selbst nieder; der sodann ausströmende Balsam wird in flache Gefäße gesammelt, und nach Europa ausgeführt; er kommt dem Copaiva- und Tolu-Balsam gleich. Ohne große Anstrengung könnte eine genauere Benutzung dieser Provinz den reichsten Gewinn abwerfen. Der fruchtbarste Boden, die trefflichsten Produkte, und hierzu mehrere Flüsse, die weit hin-

Digitized by Google

auf ins Binnenland schiffbar sind. Der Rio Grande (wohl von jenem Peters-Fluß in Süden zu unterscheiden), den man vor Kurzem genauer untersucht hat, war bis auf 15 Tagereisen, landeinwärts, auf das Ungehinderteste schiffbar, zugleich strotzten die Ufer von Vegetabilien und dem trefflichsten wilden Vieh; ja die Reisenden entdeckten zuletzt, weiter gegen das Gebirge hin, Diamanten, Topasen, Amethyste und Smaragden. Aeltere Versuche auf dem Rio Duca und Mandi hin, haben im Innern ähnliche Beweise von dem hohen Werthe dieses Küstenlandes geliefert. Der von Portugal bisher am besten benutzte Hafen ist Rio Janeiro, woran die Hauptstadt von ganz Brasilien, man nennt sie auch St. Sebastian, gelegen ist. Der Eingang und der Anblick dieses wichtigen Hafens sind so ausgezeichnet, daß die Beschreibung, welche der berühmte Reisende Barrow davon geliefert hat, hier mit Recht einen Platz erwartet. Kaum ist das Kap Frio umsegelt, so nimmt man einen Einschnitt in der grünen Einfassung der Küste gewahr. Diese Spalte erscheint als ein enges Portal, als eine Mündung zwischen 2 Backen, oder Hervorragung von festem Granit. Da diese völlig nackt sind, so fallen sie bei der üppigen Vegetation, mit welcher alles Uebrige der Küste bekleidet ist, sonderbar auf. Kommt man jetzt der Spaltung näher, und dies ist der wirkliche Eingang zum Hafen, dann zeigt es sich, daß der Felsen zur linken Seite aus einem einzigen, großen, pyramidalischen, etwas gegen die Einfahrt sich lehnenden Granit-Blocke besteht; die Seeleute nennen dergleichen einen Zuckerhut. Barrow fand bei seinem längern Aufenthalt in Rio Janeiro die lothrechte Höhe dieses Felsens zu 680 Fuß. Die gegenüberstehende östliche Hervorragung der Einfahrt besteht gleichfalls aus eben solchem nackten, glänzenden Granit; allein der daraus gebildete Hügel läuft nur mählig in die Höhe. Die ganze Einfassung dieser Seite ist mit Forts und Batterien besetzt. Die Einfahrt selbst wird durch eine in der Mitte gelegene, stark befestigte Insel in 2 Theile getheilt. Hiedurch bleibt dem eigentlichen Fahrwasser nur ¾ einer englischen Meile. Was für einen herrlichen Anblick genießt aber das Auge gleich nach der Durchfahrt durch diesen Kanal! Ein unabsehlicher Wasserspiegel tritt in das reizendste Land auf 30 Meilen weit hinein, eingefaßt mit einem Kranze majestätischer Gebirge, die das herrlichste Farbenspiel zeigen, und bis in die Wolken reichen. Man denke sich, wie jene an der Mündung so eng zusammen gezogene Wasserfläche sich nach und nach zu einer Weite von mehr als 12 Meilen ausdehnt; wie sie aller Orten mit kleinen Inseln besäet ist, alle von verschiedener Größe und Form, von wilder reicher Natur, die durch den schönsten Pflanzenschmuck dem Auge das mannigfaltigste Kolorit, und dem Geruch die herrlichste Befriedigung hervorzaubert. Dazu nun im Hintergrunde Gebirge, strotzend von den prachtvollesten Baumarten der tropischen Welt; auf der einen Seite mehrere Forts, auf der andern hingegen die schöne große Stadt nebst ihren Umgebungen. Was für ein Genuß! Die Lage der Stadt St. Sebastian ist sehr gut gewählt; die Hauptgebäude sind nicht schlecht: und das Ganze ist nicht unter der Würde der Hauptstadt eines so bedeutenden Landes. Auf einer vierseitigen hervorspringenden Bergspitze liegt sie; 3 Seiten sehen auf den Hafen, die 4te wird durch hohe Hügel gegen den Westwind geschützt. Fast jeder Hügel in der Nachbarschaft ist mit einem kleinen Kastell, oder mit einer Kirche, oder Kloster, und mehrere der Inseln mit andern Gebäuden geziert. Der Pallast des Vicekönigs, der Obelisk und das große Quarre sind mit einander von Granit, der durch die Menge seiner strahlenden Glimmertheile das Auge blendet. Das schönste Werk ist aber der große Aquäduct. Auf einer gedoppelten Reihe aufgemauerter Arcaden leiten aneinanderhängende steinerne Rinnen das Wasser der Gebirge über ein reizendes Thal zu einem großen steinernen Reservoir. Dies findet sich auf dem zunächst bei der Stadt gelegenen Hügel, und hier-

Digitized by Google

durch werden alle Brunnen von St. Sebastian unterhalten. Die romantische Lage des Thals, untermischt mit Gebäuden aller Art, gewährt dem Auge einen herrlichen Anblick. Des Urhebers dieses trefflichen Monuments, des Vicekönigs Vasconcella's, Name ist darin eingehauen. Das wichtigste Fort zur Vertheidigung steht auf einer Insel, die Schlangeninsel (Ilha dos Cobras) genannt, ein Felsen von 80 Fuß Höhe und 300 Fuß Breite, worauf die Citadelle erbaut ist. Er ist nur durch einen engen, aber sehr tiefen Meeresarm von einer Höhe des festen Landes getrennt, deren Gipfel mit einem Kloster der Benediktiner besetzt ist. Rund um diese befestigte Insel liegen die Schiffe, selbst von größter Dimension, in Sicherheit; auch ist hier ein bequemer Schiffswerft, ein Seearsenal und Magazin. Diese großen Vorzüge, die die Natur hier darbot, und denen von der Kunst nachgeholfen wurde, haben Rio Janeiro zu dem ersten Handelsplatz von Brasilien erhoben. Hier ist der Hafen, wo die größten Flotten Portugals, und viele Schiffe Frankreichs und Englands einlaufen; hier ist aber zugleich die Hauptniederlage aller Reichthümer, welche aus Brasilien dem Mutterlande zufließen. Die Schätze von edlen Steinen und von Gold werden hier niedergelegt, taxirt und verarbeitet. Denn hier ist die Münze. Daher hat denn auch Portugal es sich viel kosten lassen, einen so wichtigen Platz gehörig zu decken. 7 Forts schützen den Eingang. Die Statthalterschaft von Rio Janeiro enthält aber noch einen zweiten, von der Natur gleichfalls hervorgebrachten, auf einer Insel gelegenen Hafen. Dies ist die Insel St. Catharina. Sie erstreckt sich, dem la Peyrouse zufolge, von 27° 19′ 10″ bis 2, ° 49′ südl. Breite, ist nur durch einen sehr schmalen Kanal vom festen Lande getrennt, und hält der Länge nach etwa 9, nach ihrer Breite aber nur 2 Meilen. Die geographische Länge der südlichen Spitze der Insel setzt Lindley unter 47° 43′ westlich von London. Auf die Fruchtbarkeit von St. Catharina hat uns bereits Anson aufmerksam gemacht. Alles ist hier, sagt er, mit einem ewigen Grün überzogen. Die luxuriirende Vegetation macht die Wälder fast undurchdringlich. Die schönsten Früchte gedeihen größtentheils ohne Zuthun der Kunst; durch die Menge der Orangen und anderer wohlriechender Blüthen duftet die Atmosphäre von den herrlichsten Aromaten. Das Klima zeigt einen dauernden Frühling; die Luft ist stets heiter, nur der Hafen wird, wegen der Höhe der Gebirge des festen Landes, öfters in Nebel gehüllt. Diese natürlichen Vortheile gewährten denn auch den ersten Kolonisten (es war ein Haufen Missethäter, roher Vagabunden und sonstiges geschäftloses Gesindel) ein leichtes und frohes Fortkommen. Diese in dem Mutterlande böse Menschen erzeugten nach und nach ein ruhiges Volk; sie fühlten die Vortheile eines sittlichen Lebens, da ihnen keine Hindernisse im Wege standen, ihr Daseyn zu fristen, und es heiter und froh hinzubringen. Die Insel ist befestigt, und enthält etwa 20.000 Seelen; die vornehmste Stadt des Gouvernements, Nostra Sennora del Destero liegt auf einer Erdzunge, und hat gegen 3.000 Einwohner. St. Catharina ist besonders wegen des Wallfischfangs berühmt. Jährlich rechnet man für seine Ausbeute fast 500 Wallfische, und der Werth derselben beläuft sich beinahe auf 350.000 Reichsthaler. Der Ertrag davon, Thran, Fischbein und Wallrath, geht über Rio Janeiro nach Lissabon. Schon gegen das 17te Jahrh. suchten sich die Jesuiten durch Verbindung mit den Missionären in Paraguay bessere Kenntnisse über das Innere von Brasilien zu verschaffen. Sie waren hierin auch glücklich genug; allein ein Verbot der Regierung hinderte gegen Ende desselben Jahrh. davon die Bekanntmachung. Dennoch wagte es 1780 ein Brasilianer, Rocha-Pitta, ein Mitglied der Akademie von Lissabon, in einem weitläuftigen Werke, Alles, was damals von seinem Vaterlande bekannt war, zusammen zu fassen. Allein auch dieses Werk ward bald nach seiner Bekanntmachung unterdrückt; daher ist es äußerst selten.

Digitized by Google

Schon in der Entfernung von wenigen Tagreisen von der Küste zeigt das Land eine andere Gestalt. Lindley ward, aus Gierigkeit der dortigen Regierung nach Golde, gezwungen, eine Reise gegen das Gebirge hin zu machen, nur allein weil ihm ein Einwohner der dortigen Gegend etwas Goldsand aus einem kleinen Flusse verkauft hatte. Um diesen Fluß zu entdecken, und den gesetzwidrigen Käufer aufzufinden und zu bestrafen, reisete der Engländer, wohlbegleitet durch portugiesische Wächter, von Porto Seguro ab. Kaum eine deutsche Meile vom Ufer des Meeres erhob sich das Land, und die Anhöhen waren mit Kapellen, aber auch mit Anbauungen von Indigo, Manioc, Baumwolle und Zuckerplantagen besetzt. Letztere nennt man mit Inbegriff ihrer Zuckermühlen und Siedereien Ingenios. Alles wird von der Natur selbst reichlich durch die schönsten Bäche bewässert, und wechselt mit trefflichen Wiesen ab, der Kunst bleibt kaum ein leichtes Bearbeiten des Bodens übrig. Freilich ging diese Landreise nicht tief ins Gebirge, dennoch ward der Fuß entdeckt, der jenen Goldsand mit sich führt, und hierdurch den gültigsten Beweis der in den Gebirgen schlafenden Metalle darbietet. Eben dieser unselige Durst nach edlen Metallen veranlaßte schon zu Anfange des 17ten Jahrhunderts die Reise eines Deutschen. Sie ging viel tiefer ins Binnenland, und war daher lehrreicher. Eine Silberstufe aus dem Gebirge Sabaroasu, welche der damalige Gouverneur Sousa von einem Indier erhalten hatte, und die bei der Probe 30 Mark rein Silber im Centner hielt, erregte bei ihm den Wunsch, jenes Gebirge selbst kennen zu lernen. Er sandte zu dieser Absicht 80 Leute, theils Portugiesen, theils Indier, und gab diesen unsern Landsmann, Wilhelm Glimmer, zur Untersuchung mit. In Rücksicht des Berglandesbestätigt diese Reise unseres Landsmannes jene große Scheidungslinie der Flußgebiete des Innern von Brasilien, wie auch seine allmählige Erhebung, die gleichwohl dabei mit Gebirgsketten umlaufen ist. Die Entdeckung der reichen Minen Brasiliens steigt bis zu dem Jahre 1577 hinauf. Indeß ward durch die unglückliche Verbindung Portugals mit Spanien die Förderung der in sich sehr reichen Werke unterbrochen. Nur erst nach der Wiederherstellung Portugals fing man an, darauf zu denken, als glücklicherweise einige auf Bergwerke suchende Portugiesen in dem heutigen Minas Geraes, im Jahre 1698, sehr reichhaltige Erze entdeckten. Dies veranlaßte denn den Hof, drei Jahre darauf acht verschiedene Colonien in diese Statthalterschaft zu setzen, deren Hauptbestimmung die weitere Förderung und Bearbeitung des Bergwerkes ausmachte, denn hier war die Bekehrung der Indier nur eine Nebensache. Diejenigen dieser reichen Goldminen, welche der Küste am nächsten sind, finden sich von Rio deJaneiro etwa 40 deutsche Meilen entfernt. Sie gehören zu den Minas Geraes (allgemeine Minen), und eine derselben liefert, nach den Berichten Bougainville's, die größte Masse von Diamanten. — Die Förderung der Erze ist in Brasilien sehr leicht und ohne Gefahr. Oftmals findet sich das Gold, und zwar das reinste, an der Oberfläche; überhaupt ist es selten nöthig, über 3 bis 4 Lachter zu graben. Eine Schicht Sand, dort Saibro genannt, bezeichnet gewöhnlich den Bergleuten, wo sie aufhören sollen zu graben. Raynal setzt hinzu, daß die Gegenden, deren Oberfläche mit Krystallen untermischt ist, am häufigsten Gold enthalten; auf den Gebirgen und steinigen Hügeln findet es sich in größerer Menge, als in den Thälern, oder längs den Flüssen. Aller Orten aber hat es, so viel bis jetzt gefunden ist, 23 ½ Karat Gehalt, sobald es nicht mit Schwefel, Silber, Eisen oder Quecksilber vererzt ist; letzteres kommt aber nur in einzelnen Gruben vor. Eine jede Mine muß, sobald sie entdeckt wird, der Regierung angezeigt werden. Ist die Erzader arm an Gehalt, so überläßt man sie gänzlich dem Entdecker; ein reicher Gang wird aber der Schatzkammer so vorbehalten, daß der Entdecker nur 2 Theile für sich bekommt, das Uebrige wird nach Abzug des Fünftheiles für

Digitized by Google

die Krone, unter dem Gouverneur und Intendanten vertheilt. Alles Gold aus den Minen muß, bevor es nach Rio Janeiro abgeliefert wird, in jedem Distrikt jeder Mine, in eigene königliche Häuser zur Untersuchung des Gehalts niedergelegt, und mit dem königl. Stempel versehen werden. Man rechnet jährlich aus den drei Bergländern, aus Minas Geraes etwas über 18.700.000 Livr. Gold, aus Goyas gegen 4.700.000, von Matto Grosso 1.300.000, und noch überdies von Bahia und St. Paolo etwas über 1 ½ Million; also zusammen über 25 Millionen, oder etwa 1 Million Guineen. Die Regierung bekömmt mithin, als ihr Fünftheil, über 5 Millionen Livres, sodann für das Münzrecht etwa 1.600.000, und da sie 2 pCt. für die Versendung des Goldes durch ihre Schiffe bezieht, also gegen 400.000 Livr., so erhält sie, überhaupt genommen, über 7 Millionen Livr. Der Unterschleif, in Rücksicht jener 2 pCt. für das heimlich ausgehende Gold, soll ihr 600.000 Livr. entziehen. Raynal nimmt an, die ganze Summe von Gold und Silber, die gewöhnlich in Brasilien in Umlauf ist, betrüge etwa 20 Mill. Livr. (5 Mill. Thaler). Die Total-Einnahme der Krone Portugals, außer dieser großen Besitzung, nach Bougainvillens Angabe (1767), wird hier nicht am unrechten Orte stehen. Mit Inbegriff jener Einnahme für die edlen Metalle, sollen alle übrigen Gefälle, an Abgaben und an Zöllen überhaupt, 2.667.000 Piaster betragen haben. Dagegen machten die gesammten auf Brasilien gewandten Kosten der Krone nur 600.000 Piaster aus; der reine Ueberschuß von Brasilien betrug daher über 10 Mill. Livr., etwa 1 ½ Mill. Thlr., wahrlich nur wenig für die Größe und den mannigfaltigen Reichthum dieses herrlichen Landes! Jetzt geht uns nun das zweite wichtige Produkt dieser Gebirge näher an; dies ist der Diamant; doch erzeugt Brasilien noch andre edle Steine. Die Minen der Diamanten, wenn man sie anders so nennen darf, oder überhaupt das Vaterland derselben, beschränkt sich bis jetzt auf eine Zone der Erde von etwa 18 Grad nördlich und südlich des Aequators. Wir kennen nur Diamantgruben in Asien und Amerika; allein, da Plinius behauptet, es kämen gleichfalls Diamanten aus Aethiopien, und da Afrika gerade der Lage, dem Klima und dem Boden zufolge, sich zu der Erzeugung dieses edelsten Steines schickt, so scheint es sehr wahrscheinlich, daß mehrere Theile von Afrika gleichfalls Diamanten hervorbringen. In Asien sind es Visapoor, Golconda, das Carnatic, Bengalen, also die dortigen Besitzungen Englands und überdies die Insel Borneo. Tavernier, fast der einzige wißbegierige Reisende, der die dortigen Diamantgruben besuchte, bezeugt doch, daß es auch darunter Gruben giebt, wo die eisenschüssige Bergart, welche die Diamanten enthielte, in einem so festen Gesteine liege, daß man den Felsen zuvor durch Feuer mürbe mache, um die Gänge selbst zu erreichen. Sonst scheinen die Arbeiten nur im Losschwemmen des Cascalho aus Sande zu bestehen. In Ostindien konnte zu Taverniers Zeiten Jedermann auf Diamanten, gegen eine gewisse Abgabe, graben lassen, nur gehörten die großen Steine dem Landesfürsten. Von den Diamantgruben Brasiliens hat besonders ein sachkundiger Bewohner dieses schönen Landes, Hr. Dandrada, uns die beste Nachricht ertheilt. Sie sind über mehrere Theile von Brasilien verbreitet, sowohl im Binnenlande, als näher gegen die Küsten hin. So findet man sie in Cujaba und Guara-puara; in den Gebirgen von Serro Dofrio, von den Eingebornen Yritanray genannt; ferner ohnweit St. Antonio; im Rio de Peixo; Riachofundo und in dem Fluß Toncambirue. Es ist merkwürdig, daß die Diamanten der Minen von Serro Dofrio sich in einer Lage eisenhaltiger Erde finden, die gleich unter der gewöhnlichen Gartenerde gelegen ist. Hierin trifft man die Diamanten einzeln zerstreut an, aber nie in regelmäßigen Gängen. Auch in Ostindien sollen die Diamanten stets von eisenschüssiger Erde begleitet seyn, so daß man Ursache hat zu glauben, das Eisen gehöre mit zu der Bildung dieses Steins. Viele

Digitized by Google

Diamanten findet man aber auch in den Flüssen selbst, man leitet diese deshalb zu Zeiten ab; besonders sieht man diese Edelsteine nach starken Regengüssen; wahrscheinlich sind sie aus den Gebirgen losgeschwemmt. Der kleine Fluß do Milhoverde in jener Provinz Dofrio Serro ist besonders wegen seiner Diamanten berühmt. Die Portugiesen waren zwar seit 1500 im Besitz von Brasilien, allein die Diamanten wurden nur erst im Jahre 1628 in einigen Armen des Flusses Caravelas durch Zufall entdeckt. Es fanden sich nämlich unter dem Golde, welches die Sklaven dort aufsuchten, kleine glänzende Steine, die sie als unnütz wegwarfen, bis Anton Rodriguez Banha zufälliger Weise darauf aufmerksam ward, und seine Vermuthungen dem Statthalter Almeida mittheilte. Dieser sandte eine Quantität solcher Steine zur Untersuchung nach Lissabon, da denn der portugiesische Minister Acunha in Holland, durch dort angestellte Versuche bewies, daß diese nichts geachteten Steine wahre Diamanten wären. Jetzt erwachte der Geist der Gewinnsucht mit so großem Eifer, daß sofort 1.100 Unzen, also beinahe 80 Pfund Diamanten, auf ein Mal in Europa eingeführt wurden. Die Folge war der Unvorsichtigkeit angemessen. Der Preis der Diamanten sank in Europa plötzlich sehr tief herab; und nur durch kluges Zurückhalten stiegen sie wieder zu einem ansehnlichen Werthe. Hierauf ward die Erlaubniß, Diamanten suchen zu lassen, und der Handel damit vom Hofe an eine Gesellschaft verpachtet, und Todesstrafe auf die Beeinträchtigung dieses Monopols gesetzt. Nachmals ist die Regierung selbst an die Stelle jener Gesellschaft getreten. Alle Steine werden vor ihrer Absendung nach Portugal einem dazu angesetzten Intendanten überliefert. Dieser legt sie in eine mit Eisen beschlagene Kiste, die mit drei Schlössern verschlossen wird. Er selbst hat den einen, der Vicekönig den zweiten, und der Provador de la Hazienda den dritten Schlüssel. Diese Kiste wird sodann in eine zweite gesetzt, die mit den drei Siegeln jener Personen versiegelt wird. Der Vicekönig, der nicht das Recht hat, nachzusehen, was die erste Kiste enthält, läßt diese zweite dann in eine dritte setzen, versiegelt sie, und sendet sie nach Lissabon ab. Nur in Gegenwart des Königs wird sie eröffnet; er wählt sodann die ihm anständigen Steine, und zahlt den Preis an die Entrepreneure. Es werden auf die Art dem Hofe etwa 60.000 Karat Diamanten im Durchschnitt zugeführt; und ein einziger Kaufmann, der Entrepreneur, zahlt, das Karat zu 23 Livr. gerechnet, 3.120.000 Livr. an die Krone. Er verkauft sodann die meisten roh nach England und Holland. Der Unterschleif wird etwa auf $^1/_{10}$ gerechnet. Raynal behauptet, der ganze Diamant-Handel gebe der Regierung doch noch nicht viertehalb Millionen Livr., also noch keine Million Thaler; ob hierzu die Taxe auf die Minen-Sklaven mitgerechnet seyn mag? denn jeder Sklave kostet den Unternehmern 1 Piaster täglich. Man rechnet etwa 800 Sklaven zu dieser Arbeit. Die Contrebande mit Diamanten wird noch jetzt hart bestraft. Dem Armen kostet sie das Leben; der Vermögende verliert nicht nur die Diamanten, er muß überdies den doppelten Werth bezahlen, und wird nach einem ganzen Jahre Gefängniß, nach der Küste von Afrika exilirt. Außer den Diamanten finden sich noch in diesen Gegenden Saphire oder Chrysolithen, Topasen, Amethysten und wohl auch andere farbige Edelsteine. Der Handel mit denselben ist Jedermann frei, und die Abgabe beträgt nur eins vom 100. Ueberhaupt rechnet man etwa jährlich 150.000 Livr. für alle diese echten farbigen Steine. Mit vielem Rechte kann man von Brasilien sagen, daß Physiognomie der Vegetation hier mehr Größe, Majestät und Mannigfaltigkeit hat, als in der gemäßigten Zone. Das Wachsthum der Blättee ist hier schöner, das Gewebe des Parenchyma lockerer, zarter, sanftvoller. Kolossalische Bäume prangen hier ewig mit größeren, vielfarbigeren, duftenderen Blumen, als bei uns niedrigere, krautartige Stauden. Alte, durch Licht verkohlte Stämme sind

Digitized by Google

mit dem frischen Laube der Paullinien, mit Pothos und mit Orchideen gekränzt, deren Blüthe oft die Gestalt und das Gefieder der Colibri nachahmt, welchen sie den Honig darbietet.— Es ist gewiß, daß Brasilien gleichfalls in den tiefer landeinwärts gelegenen Theilen die kostbare Fieberrinde, Cinchona, erzeugt, und da sich dort sehr beträchtliche Gebirge finden, wenn sie gleich nicht so hoch sind, als die Cordilleras, so ließe sich, besonders bei der großen Verschiedenheit der Höhen des Bodens, mit Humboldt, einem der neueren vorzüglichsten Reisenden, sagen: „In dieser milden Region der Cinchona und weiter aufwärts, erheben sich Eichen, Tannen, Cypressen, Berberis, Brombeerstauden, Ellern und eine Menge von Gewächsen, denen wir eine nordische Physiognomie zuzuschreiben gewohnt sind. Der Tropenbewohner genießt also den Anblick aller Pflanzenformen. Die Erde offenbaret ihm auf einmal alle ihre vielfachen Bildungen, wie die gestirnte Himmelsdecke von Pole zu Pole ihm keine ihrer leuchtenden Welten verbirgt." Unter den vorzüglichsten Produkten des Pflanzenreichs nennt Barrow besonders das treffliche Holz zum Schiffbau. Brasilien besitzt davon einen unerschöpflichen Vorrath, und des widersinnigen Monopols der Krone ungeachtet, werden dennoch die schönsten Schiffe in Bahia und St. Salvador davon erbauet, bis zu der Größe eines englischen Kriegsschiffes von 74 Kanonen, und zwar fast um die Hälfte wohlfeiler, als in England. Ferner sieht man hier, außer dem Fernambukholze das Campeche-Holz und den Morus tinctoria; aber der ganze Handel mit diesen Färbehölzern gehört wiederum ausschließlich der Krone. Von bekannten Medicinal-Pflanzen führt jener Reisende, außer der Chinarinde, besonders die Ipecacuanha, Jalappa, die Palma Christi und eine Menge Bäume an, welche nützliche Harze und Balsame erzeugen. Alle tropische Früchte gedeihen hier in hoher Vollkommenheit, ja von den vielen europäischen bekommt hier der Wein trefflich. Die Trauben sind sehr groß und saftreich. Schon Piso kündigte die Güte des hiesigen Weinstocks an; der daraus erzielte Wein, sagt er, sey dem vino cretico gleich. Die brasilianische Flora ist aber desto reizender, da die meisten Bäume und Stauden dort alle Jahrszeiten hindurch blühen und tragen. Dies sieht man an den Citronen, den Murucuja, den Mangaba, Bacoba, Banana, Janipaba, Araca, Pindova, Cocuro, Mamaon, Pimento, Pinhones und anderen zum Theil unbestimmten Gewächsen. Die Amphibien sind in Brasilien gleichfalls eben so mannigfaltig als zum Theil fürchterlich. Die Riesenschlange weidet sich auch hier von großem Wildpret, das so unglücklich ist, ihr zu nahe zu kommen. Die Klapperschlangen tragen hier ein weit schrecklicheres Gift, als in Carolina. Ueber die schöne Corallen-Schlange s. d. Artikel. Wie unermeßlich reich sind ferner Brasiliens Waldungen an dem schönsten Gefieder. Fast alle die großen geschwänzten, trefflich gefärbten Lori's, wegen ihrer Größe oftmals indianische Raben genannt, sind hier zu Hause. Hierzu gehören besonders der Arat und der Canide des Lery; ihr herrliches Gefieder, besonders das des Schwanzes, diente den Oberhäuptern der Brasilier zum Kopfputz. Ebenfalls leben hier die schöngebauten Cacodoes; überhaupt sind von dem zahlreichen Geschlechte der Papageien vielleicht gegen die Hälfte für Bewohner Brasiliens und des anliegenden Gujanas anzusehen. Ein nicht minder schönfarbiges, freilich weit weniger zahlreiches Geschlecht von sonderbarer Bildung scheint aber diesem Lande vorzugsweise eigen zu seyn. Dies sind die Toucane. Sollte man doch kaum glauben, daß ein Vogel, dessen Schnabel fast der Größe des ganzen übrigen Körpers gleich ist, dem Thiere erträglich wäre, und dem menschlichen Auge keinen ganz widrigen Anblick gewähren könnte? Aber die an Schönheiten und an Ebenmaßen nie zu beschränkende Natur wußte dieses wunderbar gestaltete Geschlecht so zu bilden, daß sein außerordentlicher Bau weder ihm zur Last fiel, noch dem Auge

Digitized by Google

mißfällig ward, s. den Art. Toucane. Als seltener, ja wie es fast scheint, bis jetzt nur allein in Brasilien vorgefundener Vogel, verdient der Anhinga hier bemerkt zu werden. Brasiliens Flora wird endlich auf das reichste durch jene herrlichen Thierchen belebt, die sowohl wegen ihres Gold- und Farbenglanzes, als wegen ihrer Nahrung den prächtigsten Schmetterlingen der heißen Zone so nahe zu stehen scheinen. Von der großen Anzahl der Colibris (s. diesen Art.) ist vielleicht die Hälfte in Brasilien einheimisch, und darunter das kleinste aller vogelartigen Wesen. Der Tominejoo (Trochilus minimus Guamini 7. des Markgravs) führt dort diesen Namen, weil er, mit seinem Neste zusammen genommen, etwa nur 2 Tominen oder 24 Gran wiegt. Unter der großen Menge Affen der neuen Welt gehört besonders hierher der sehr schöne Mico (Simia argentata cauda non prehensili L.) Das feine glänzende Silberhaar des Körpers wird bei diesem kleinen Thiere durch das schöne Rosenroth des Kopfes auf eine höchst auffallende Weise gehoben. Condamine, welchem der portugiesische Gouverneur von Para den Mico als eine der seltensten Thiere Brasiliens zum Geschenk machte, war, aller Sorgfalt ungeachtet, nicht vermögend, diesen zärtlichen Affen lebendig nach Europa hinüber zu führen. Wenn gleich nicht so selten, wie der Mico, zeichnet sich das Coendu doch eben so sonderbar unter den Uebrigen seines Geschlechts aus. Ein Stachelschwein mit einem Wickelschwanze bedient sich desselben beim Besteigen der Bäume zum Festhalten, und nährt sich nicht bloß, wie seine Verwandten, von Früchten, sondern auch von kleinen Vögeln und ihren Eiern. Die Armadille machen hier ein besonderes Wildpret aus. Diese gepanzerten, wehrlosen und furchtsamen Thiere kommen hauptsächlich bei Nacht aus ihren Höhlen hervor. Ihr Fleisch ist vorzüglich, dem Geschmacke nach steht es gleichsam zwischen dem Spanferkel und dem Kaninchen. Man bratet die Armadille in ihrem Panzer oder in ihrer Schale. Diese dient dann dem Indianer zur Verfertigung kleiner, undurchdringlicher Koffer und Schachteln. Fast noch reichlicher, als das Land, sind die Gewässer Brasiliens belebt; und auch hier ist, wie dort, nicht bloß die Fülle, sondern zugleich die Sonderbarkeit der Gestalten zu bewundern. — Aus den Reiseberichten der baierischen Naturforscher Spix und Martius, von den Jahren 1811 — 20, gehen sehr beunruhigende Schlußfolgen für Europa's künftige Handelsverhältnisse hervor. Die Verfasser fürchteten schon damals, und nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß die Metallmassen, welche der habsüchtige Eifer der verflossenen Jahrhunderte dem Schooße Amerika's entrissen habe, ihren Weg bald wieder nach dem Vaterlande zurückfinden, und entweder dort bleiben, oder nach Ostindien gehen würden. Seitdem sind 10 Jahre verflossen, und Brasiliens Handelsverhältnisse gegen Europa haben sich aufs Entschiedenste zum Nachtheile unseres Welttheils gestaltet. Bis jetzt bedurfte Brasilien des Seesalzes (aus Portugal und Spanien), der Pflanzenprodukte von Südeuropa, der Seide, und besonders des Eisens und der Kunsterzeugnisse aus diesem Metalle. Aber es wird nicht lange dauern, und alle diese Einfuhrartikel werden überflüssig seyn, da das Land sie selbst in seinem jungfräulichen, überschwenglich fruchtbaren Boden hervorbringt. Seesalz kann eben so gut an den südlichen amerikanischen Küsten gewonnen werden; die Produkte des südlichen Europa's — den Wein ausgenommen — gedeihen, nach der Versicherung der genannten Reisenden, ganz vortrefflich in Brasiliens Boden und Klima, namentlich die Seide; Brasilien besitzt sogar eine eigenthümliche Art von Seidenraupe, deren Gespinnst das der unsrigen an Feinheit und Schönheit übertreffen soll; Eisen kann kein Land in der Welt, auch Schweden nicht, in dem Ueberflusse aufweisen, als Brasilien. Man findet hier den Eisenstein auf den Straßen, und fast überall zu Tage ausstehend. Ungeheure Lager davon überziehen nicht nur ganze Strecken, wie z. B. der Morro de Villa rica, ein zwei Meilen langer Bergrücken, ganz mit

Digitized by Google

einem 25 Fuß mächtigen Lager bedeckt ist, sogar ganze Berge bestehen, wie das Eisengebirge von Aransojave, aus einem neunzig Prozent haltenden magnetischen Eisensteine (das reichste Eisenerz Deutschlands, der Mußener Eisenspath, hält nur 60 Proz.) Die hier mit Hülfe von schwedischen und deutschen Hüttenleuten 1810 angelegte Eisenfabrik von Ipanema wird künftig im Stande seyn, den ganzen amerikanischen Kontinent mit Eisen zu versehen. Noch metallreicher ist eine andere Provinz Brasiliens: Minas Gerars. Hier findet man beinahe sämmtliche Metalle. Eisensteine zu 90 Prozent gibt's überall; sie machen gleichsam den Hauptbestandtheil langer Gebirgszüge aus. Blei wird in Abaito gefunden; Kupfer wird in St. Domingo; Platina bei Gaspar Soares; Quecksilber, Arsenik, Wismuth, Antimonium, rothes Bleierz um Villarica. Bisher wurden alle diese unter- und überirdischen Metallschätze über dem reichen Ertrage der Goldminen vernachlässigt; seitdem dieser aber sehr abgenommen hat, sehen sich die Bewohner genöthigt, mit den weniger edlen Metallen vorlieb zu nehmen. Sie hatten diese früher so wenig geachtet, daß die großen Schuttberge, welche die Reisenden, als Folge des Suchens nach Gold, fanden, hinreichend gewesen wären, die größten Eisenhütten Europa's auf lange Zeit mit Erz zu versehen. Auch hier ist, unter Leitung des Obrist-Lieutenants von Eschwege, eine Eisenhütte zu Prata errichtet, und bereits in vollem Gange. Auch hier werden nur deutsche Eisenarbeiter gesucht und angestellt. — Stellt man diese Resultate zusammen, bedenkt man, daß schon in alten Zeiten der Metallreichthum des südlichen Europa erschöpft war, und daß in den unsrigen die reichen Berggegenden Nord-Europa's wegen Theurung des Feuermaterials (welches in Brasiliens Urwäldern dagegen nicht leicht erschöpft werden möchte) und Schwierigkeit der Förderung, verlassen sind, so bleibt es fast nicht mehr problematisch, daß in Rücksicht auf den Handel Brasilien bald Europa den Rang ablaufen werde.— Unter die neuesten Reisenden in Brasilien gehört der Prinz Maximilian Wied zu Neuwied, der die Welt mit einem herrlichen Werke seiner Entdeckungen für die Naturgeschichte dieses merkwürdigen Landes in den jüngsten Zeiten beschenkt hat. Als die Portugiesen vor drei hundert Jahren in die dicht verwachsenen Wälder Brasiliens drangen, mußten sie mühselig nach Einwohnern umhersuchen. Jene verehrungswürdigen Männer, welche dem unwiderstehlichen Triebe, rohe, furchtbare Wilde zum Christenthum und sonach zum bessern Daseyn hinüber zu führen, Freunde, Verwandte, Bequemlichkeiten des Lebens, ja oftmals ansehnliche Besitzungen mit Todesgefahr aufopferten — die Missionare, fanden diese trefflichsten Länder der Welt öde und menschenleer. Die höchsten Waldbäume mußten sie besteigen, um von ihren, die ganze Gegend beherrschenden Gipfeln einzelne Menschen, höchstens einzelne Familien oder ihre Spuren, den Rauch dürftiger Hütten, zu erspähen. Und nach allen drangsalvollen Anstrengungen, was fanden sie? Nichts als einzelne geringzählige Horden roher Menschen, jede von verschiedener Sprache, unter einander fast stets in Fehde, und einander entgegen stehenden Sitten. Hier ein Jägervölkchen, dort Ichthyophagen oder Menschen, die gar nur von Muscheln lebten; und nur selten einen ärmlichen Anbau von Maiz; je nachdem der Wald, der Fluß oder die Ebene sich ihnen darbot. Aber der Hauptsinn dieser Menschen war fast durchgehends ein vagabundes, thierisches Fortbrüten in gedankenlosem Daseyn, das nur auf momentanen Genuß abzweckte, wobei sich ein steter Haß gegen alle übrige Völkerschaften äußerte, der gewöhnlich bis zur Menschenfresserei hinaufstieg. Der Gestalt nach hatten sie freilich Aehnlichkeiten mit einander, dennoch blieb jeder Völkerschaft ein gewisser Stempel, ein Familienzug, der so bedeutend war, daß diese Stämme sich beim ersten Blick einer unter den andern sofort erkannten. Die meisten Völkerschaften Brasiliens waren mit einander Menschen von

Digitized by Google

mittlerer Größe. Ausnahmen gab es auch freilich hiervon. So zeichneten sich die Guaymüraer durch ihre Länge aus. Die Motayer hingegen waren von kurzer Statur. Alle waren aber von gesundem Gliederbau; man sah bei ihnen keine Verwachsene, Bucklichte oder Lahme. Der Kopf und die Schultern sind bei ihnen breit, und die Mütter haben die sonderbare Gewohnheit, den Kindern die Nase zu pletschen. Ihr Kolorit ist kupferfarben, das Haar lang, straff und schwarz; nur an der Oberlefze und unter dem Kinne zeigt sich dünnes Barthaar. Die Bildung und die Züge des Gesichts waren bei den Brasilianern, die Barrow zu sehen Gelegenheit hatte, denen der Malayen sehr ähnlich. In den Sitten herrschten schon nach ihren Ernährungsmethoden bedeutende Verschiedenheiten. Da sie mit einander unter der heißen Zone lebten, so bedurften sie fast keine Bekleidung. Dennoch bedeckten Einige die Mitte des Leibes; auch zeigten sich bei einigen Völkerschaften verschiedene Arten des Putzes. Die schönsten Federn der Papageien, in einen hohen Kranz oder prächtiges Diadem gebunden, zierten die Köpfe der Oberhäupter, und die großen Strausfedern sahe Lery bald um die Hüften, bald auf ihren Schultern. Andere beklebten den Körper mit feinen, gefärbten Federn, welche vermittelst eines Gummi darauf hangen blieben. Bei Feierlichkeiten zierten die schwarzen Federn des Toukans auf diese Art Stirn und Backen. Das andere Geschlecht ist freilich, wie überall, ausgesuchter und studirter in seinem Schmucke. Das Haar, welches die Männer nur kurz tragen, floß jenen dagegen lang um die Schultern. Es war gescheitelt, und bei einigen Völkerschaften mit einem rothgefärbten, baumwollenen Bande aufgebunden. Uebrigens litten beide Geschlechter an keinem Theile des Leibes Haare, den Kopf ausgenommen. Auch verunstalteten die Weiber den Mund nicht, wie die Männer, durch Steine oder Knochen, die diese in der deshalb durchbohrten Unterlefze trugen. Aber die Knochenringe um die Arme, und oftmals um die Beine, fanden sich an beiden Geschlechtern. In den Ohren trugen sie ungeheure Gehänge von weißen Muscheln; sie hingen oft bis zur Brust herab. Auch putzen sie sich häufig mit Halsbändern, die aus weißen Knochen, kleinen Steinen oder Kügelchen, von glattem schwarzem Holze, bestehen. Eben daher waren denn die Brasilianer, besonders die vom andern Geschlechte, so sehr auf die europäischen farbigen Glaskorallen erpicht. Sie lasen den dort landenden Franzosen stets nach, und riefen: Mair deagatorem amabe, d. i. Franzose du bist gut, gieb mir von deinen Glaskugeln. Für diesen Schmuck und für Kämme und kleine Spiegel gaben sie Alles hin, was ihnen am liebsten war, sogar oftmals ihre Waffen. Beide Geschlechter bemalen den Körper auf mannigfaltige Weise mit verschiedenen Farben. Die Hauptfarbe ist bei den Männern die schwarze; hierauf setzen sie oftmals rothe und weiße Figuren. Bei den Weibern wird nicht sowohl der Körper als das Gesicht bemalt. Ein Zirkel von blauer, rother und gelber Farbe ist die Hauptfigur auf jeder Backe; von ihm laufen gleichfarbige Spirallinien über das übrige ganze Gesicht, und die ausgerissenen Haare der Augenbraunen ersetzt ein fein gezeichneter schwarzer Bogen. Waren die Methoden, sich zu ernähren, bei diesen Völkern verschieden, so hatten die wenigen Stämme, die eigenes Land anbaueten, in Ansehung der Mannigfaltigkeiten der Arten des Genusses, besonders in Rücksicht des Getränkes, Einiges vor den Uebrigen voraus. Der Manioc liefert ihnen, so wie der Maiz, mehrere Gerichte. Das daraus bereitete Mehl genießt man bald als Brod, bald als Kuchen, und der aus der Wurzel des Maniocs gepreßte Milchsaft erhärtet an der Sonne zu einer Art Käse oder Eierkuchen. Aus den Wurzeln des Maniocs ziehen sie ein berauschendes Getränk; eine Art der ekeln Kawa der Südseeinseln. Die Wurzeln kocht man in Wasser weich, und läßt sie dann von alten Weibern kauen.

Digitized by Google

Hierauf werden sie in andern irdenen Gefäßen abermals gekocht, und stets umgerührt; alles gießt man in sehr große irdene Häfen, hierin muß die Masse einige Zeit gähren, und das Getränk wird sodann zum Gebrauch aufgehoben. Sind gleich die Wohnungen dieser vagabonden Völkerschaften nur Hürden aus Baumstämmen, bei Einigen oft mit Lehm verbunden und mit Baumrinde gedeckt, so verstehen sie es dennoch, Ortschaften, welche aus vielen solcher Kabanen neben einander errichtet bestehen, durch Einfassungen oder Mauern von großen Steinen zu schützen. Die einzelnen Kabanen oder Hütten sind von solchem Umfange, daß sie mehrere Familien enthalten können. Ihr häusliches Leben ist freilich bei der großen Anzahl der einander zum Theil gänzlich fremden Völkerschaften verschieden. Indeß mußte dennoch eine Aehnlichkeit in ihren einfachen Sitten herrschen, da das Klima ihnen überall nur geringe Bedürfnisse, und daher nur geringe Anstrengung abforderte. Die Brasilianer sind Polygamen; ein Ehemann darf sich indeß, außer mit den von ihm als seine Frauen anerkannten Weibern, nie mit Andern einlassen. Aber nur erst, wenn ein junger Mann einige Feinde getödtet hat, kann er auf die Ehe Anspruch machen; jeder Feige wird von den Mädchen zurückgewiesen. Der Ehebruch ist äußerst selten, und zieht der Frau die Todesstrafe zu. Vor der Ehe hingegen können die Mädchen ungestraft ihre Reize darbieten; die Menge ihrer frühern Liebhaber hält Niemand zurück, sie zu Frauen zu nehmen. Bei der Niederkunft des Weibes verrichtet der Vater das Amt einer Hebamme. Die Neugebornen werden neben der Muttermilch mit Maizbrei ernährt. Die Mutter hütet nur einen oder zwei Tage das Hängebette, den Hamak, und trägt das Kind in einer Binde von Baumwolle, die am Halse herabhängt. Bei einigen Völkerschaften herrscht gleichfalls die abenteuerliche Gewohnheit der Kouvade, da der Vatter den Kranken spielt, und das Wochenbette hütet. Die Arbeiten des schwächern Geschlechts sind auch hier nicht geringe. Außer dem Stricken der Netze, der Hängebette und anderer Zeuge, nebst dem Verfertigen und Bemalen der irdenen Gefäße, müssen sie den Männern ihre Lebensmittel im Kriege nachtragen, auch oftmals bei den ackerbauenden Völkern das Feld bestellen. Selbst die Schwangerschaft überhebt sie solcher sauren Arbeiten nicht: ein treuer Beweis der Rohheit dieser Völker. Die Erziehung der Kinder ist hauptsächlich auf die Jagd, den Fischfang und den Krieg gerichtet. Unter sich leben diese Menschen ruhig und friedlich. Dagegen sind sie, beleidigt, unversöhnlich, und der Tod eines Verwandten kann nur durch den Tod des Urhebers oder dessen Verwandten gebüßt werden. — Einige Sprachen dieser Indier sind doch nicht so ganz unausgebildet und unbiegsam, als die so vieler andern Völker am Maranon oder in Paraguay. Das Beispiel des Zeitworts Ich bin, bei den Topinambuern, liefert hiervon den Beweis. Aico heißt: ich bin, Ereico, du bist, Oico, er ist, Oroico, wir sind, Peico, ihr seyd, Auraheoico, sie sind. Auch haben sie, wie die Franzosen, ein gedoppeltes Perfektum, eins für die noch nicht gänzlich vergangene, und eins für völlig vergangene Zeit, und die übrigen Theile der Konjugation sind bei ihnen vollständig. Dennoch sind ihre Zahlwörter sehr unvollständig. Sie reichen nur bis auf 5, die größern Zahlen werden dann durch Wiederholung der Zahl 5 und Zusammennehmung aller Finger der Umstehenden angedeutet. Uebrigens fehlten auch ihren Sprachen, so wie denen der meisten übrigen Wilden, die Ausdrücke für allgemeine Begriffe. Der Engländer Knivet, welcher viele Jahre in verschiedenen Theilen Brasiliens zugebracht hat, giebt uns eine große Liste der dortigen Nationen oder vielmehr Volksstämme. Nur allein von den Tapujern zählt er 76 verschieden benannte Stämme. Ueberdies führt er noch über 12 Hauptvölker an, die sowohl durch die Sprache, als durch die Lebensart und Sitten von einander verschieden waren. Den ersten Rang gesteht er darunter den Petiguarern

Digitized by Google

zu, denen dann die Topinambuer, Tapujen und Margajen nebst den übrigen folgen. Dennoch fand auch Knivet, wie Lery, einige Sprachen, welche von sehr vielen Nationen verstanden wurden; hierunter gehörte besonders die der Topinambuer. Viele dieser kleinen Völkerschaften sind in unsern Zeiten sicher nur noch dem Namen nach bekannt. Sie reiben sich seit langer Zeit einander selbst auf, und die ihnen so weit überlegenen Europäer haben es an ihrer Vernichtung oder doch Verkleinerung sicher nicht fehlen lassen. So ist jene Nation der Tapujer, die vormals in so viele Zweige zerfiel, jetzt ins Innere gedrängt, und ihr Name begreift fast alle unterjochte Nationen des Binnenlandes. Uebrigens äußern sie, so wie die meisten uncivilisirten Völker, große Gastfreiheit gegen die Fremden, die ihnen nicht feindlich sind. Zu den Zeiten des Lery ward der Fremde, sobald er eine Kabane betrat, genöthigt, sich in ein Hängebette (Hamak) zu setzen. Der Hauswirth versammelte hierauf seine Frauen, und diese kauerten um den Hamak herum nieder, damit sie den Gast bequemer angenehm unterhalten konnten. Unter Thränen der Freude sagten sie ihm: „Wie bist du doch so gut; du hast dich bemühet, zu uns hieher zu kommen. Du bist recht hübsch, du bist so tapfer; wir haben dir wahrlich große Verbindlichkeit.“ Es foderte dann die gute Lebensart, von Seiten des Gasts, zu zeigen, daß er sich hiervon gerührt fühlte, und dies wo möglich durch Thränen des Danks, oder wenigstens durch einige Seufzer zu äußern. Hierauf trat der Hausvater, der Mussucat, der bis dahin gar auf den Fremden nicht weiter zu achten schien, ihm näher, erkundigte sich nach dessen Befinden, und nach dem Zwecke seiner Reise. Er ließ für ihn, im Fall er ein Fußgänger war, sodann Wasser bringen, und die Weiber wuschen dem Franzosen (dem Mair) die Füße. Wünschte der Reisende zu essen, so ward Wildpret, Fische und Getränk herbeigeschafft. Blieb er über Nacht, dann hängte man für ihn ein reines weißes Inis (Hamak) auf, machte da umher Feuer an, setzte aber eine Art Feuerschirme (Tatapecum) davor, damit der Schlaf nicht gestört werde. Beim Erwachen bot der Wirth einen guten Morgen, und entließ ihn mit froher Zufriedenheit. Diese Sitten haben sich noch bei vielen dortigen Nationen des Innern erhalten. Die Ergötzungen dieser Völker bestehen, außer den Schmausereien und feierlichen Kriegsgelagen, hauptsächlich im Tanzen. Sie bedienen sich hierbei eigener Klappern aus hohlen Früchten, von der Größe unserer Kastanien, die mit kleinen Steinen gefüllt sind. Diese werden an die Beine gebunden, während sie größere Klappern, Maraka genannt (gleichfalls hohle Baumfrüchte), in den Händen halten. Uebrigens besteht ein solcher Tanz mehr in Bewegung des Leibes und der Arme, als der Füße. Sie stimmen dazu monotone Lieder an, Rundgesänge, die chorweise wiederholt werden. Ein solcher Gesang bestand nur in der Wiederholung der Worte: He he hua; ein anderer lautete: Ileu huraure heura; die Worte wurden nach den fünf verschiedenen Tönen der Tonleiter, g, f, e, a, d, abgesungen. Wenn gleich die Völker Brasiliens keinen eigentlichen Kultus, noch auch einen bestimmten Begriff von der Gottheit hatten, so fand man dennoch bei ihnen nicht nur merkwürdige Spuren einer ältern Religion, sondern es äußern sich bei ihnen daneben offenbare Anzeigen eines Glaubens an überirdische Wesen irgend einer Art. Auch fand man, daß sie mit dem Worte Tupan (der Donner), die Idee einer übernatürlichen Macht verbanden, von welcher sie behaupteten, sie habe sie den Ackerbau gelehrt. Ebenfalls hatten sie einen Begriff vom Leben nach dem Tode; denn sie glaubten, es bleibe von ihnen nach ihrem Ableben noch etwas übrig, und mehrere der Ihrigen seyen in Geister verwandelt. Daher haben sie denn auch Wahrsager, welche sie besonders bei ihren Krankheiten sowohl um Hülfe, als um Vorausſagen ihres Schicksals angehen: Es ist ferner sehr merkwürdig, daß einige dieser Völker einer alten Sage von einer sehr gro-

Digitized by Google

den Ueberschwemmung des ganzen Landes erwähnen, mit dem Zusatze, damals seyen nur zwei Menschen, Schwester und Bruder, lebendig erhalten worden. Die Kriege der Brasilianer bestehen fast, wie bei allen Urvölkern der neuen Welt, mehr in Hinterlist und Ueberfall, als in offenen Schlachten. Dabei herrscht auch bei ihnen die bitterste Rachsucht gegen die Feinde, und die roheste Rachsucht gegen die Ueberwundenen. In den reichen Ländern von Südamerika konnte es nicht dieselben Ursachen zum Kriege unter den Wilden geben, als in dem dürftigen Norden. Unter den Wendekreisen bot der Wald zu jeder Jahreszeit einen unermeßlichen Ueberfluß der schmackhaftesten Früchte, und des besten Wildprets dar; die ungeheuern Ströme, nie mit Eise belegt, enthielten, so wie das benachbarte Meer, einen übermäßigen Reichthum der schönsten Fische, und die Erde bedurfte kaum aufgeritzt zu werden, um den Maiz oder Manioc, oder die Yams, mehrmal im Jahre hervorgehen zu lassen. Es war mithin bei einer so geringen Bevölkerung kein Grund vorhanden, um die Jagd- und Flußgebiete, oder überhaupt um die Bedürfnisse des Leibes zu kämpfen, wie dies in dem rauhen Norden oft der Fall war. Millionen konnten hier reichlich ernährt werden, friedlich und glücklich neben einander ihr Daseyn fristen. Dennoch herrschte unter diesen, von der Natur trefflich ausgestatteten, Menschen ewige Fehde. Hier war nur Rachsucht, oft nur für individuelle Beleidigung, die Ursache des kriminellen Wahnsinns, des unnöthigen Krieges. Diese Leidenschaft kleiner, niedriger Seelen, wird durch die Heftigkeit der Sonne noch mehr erhöhet. Und da bei der dürftigen Bevölkerung von Amerika beinahe Alles in kleine Stämme, also gleichsam in Familien getheilt war, so nahm gewöhnlich der ganze Stamm Antheil an der wahren oder vermeinten Beleidigung irgend eines seiner Mitglieder. Diese Darlegung der Ursache der Kriege der südamerikanischen Wilden wird genau durch die Erzählung des Lery bestätigt. Er war ein Augenzeuge eines Feldzugs der Topinambuer gegen die Margajer; zwei Nationen, welche seit langer Zeit nur allein wegen individueller Beleidigungen miteinander in bitterster Feindschaft lebten. Ihre Einrichtung vor dem Abmarsch bestand zuerst in Erwählung der Heerführer. Hiezu kann Niemand gelangen, als der, welcher bereits mehrere Feinde erlegt hat. Diese Heerführer sind die einzigen temporairen Gebieter bei den Brasilianern; denn im übrigen giebt es keine besondere Regierungseinrichtung bei ihnen. Sie setzen sich alle einander gleich, nur dem Alter bezeugen sie, wegen seiner größern Erfahrung, mehr Achtung, und nehmen auf seine Rathschläge Rücksicht. Aus jeder Aldeja, so benennen sie die Anzahl der Cabanen oder Wohnungen, welche auf ein und demselben Bezirk erbauet sind (etwa 5 oder 6), wird ein Anführer gewählt. Sodann bewaffnet sich jeder Krieger. Ihre Rüstung besteht aus einer Keule von sehr schwerem, oft schwarzem Ebenholze, an deren rundem Stiele sich eine dicke, linsenförmig geformte Kolbe befindet, deren Kanten zugeschärft sind. Die ganze Keule ist 6 Fuß lang, und heißt Tacape. Ihre Bogen, Oropate genannt, haben Sehnen von ganz außerordentlicher Stärke, obgleich sie nur aus dünnem Grase geflochten sind; die Pfeile halten 6 Fuß; ihr mittlerer Theil besteht aus Rohr, die Enden aus Ebenholz, die Spitze aus scharfen lanzettförmigen Knochen, oder aus der Spitze eines Robbenschwanzes. Seit der Bekanntschaft mit den Europäern wählen sie hierzu ein scharfes Eisen, das andere Ende ist mit ein Paar farbigen Federn versehen. Das Ganze wird vermittelst Baumrinde sehr künstlich miteinander verbunden. Zur Beschützung führen sie runde und flache Schilder von dem starken Rückenfell des Tapirs; zur Feldmusik und zu Kriegssignalen haben sie Hörner, Inubia genannt, und Pfeifen von Knochen, gewöhnlich aus den Röhren der erschlagenen Feinde. Die streitbaren Indianer aller Aldejaen versammeln sich in

Digitized by Google

kleinen Armeen von etwa 5 bis 6.000 Mann; die Weiber müssen ihnen die Lebensmittel nachtragen. Ihre Angriffe geschehen hauptsächlich zu Nacht; am Tage halten sie sich unweit der Dörfer, oder Städte verborgen. Diese überfallen sie dann im Finstern, und setzen zugleich ihre Wohnungen in Brand. Sehen sie sich aber gezwungen, im freien Felde bei Tage zu schlagen, so geschieht dies mit größter Wuth. Sie suchen diese durch ein gräßliches Geheul zu erhöhen. „Als die Unserigen, sagt Lery, den Feind auf eine Viertel„meile gewahr wurden, fingen sie an zu brüllen, und so wie die beiden Parteien einander näher kamen, verstärkten sie dies, bliesen ihre Kriegshörner, streckten die Arme gegeneinander drohend aus, und zeigten die Knochen der Gefangnen, die sie gefressen hatten, wie auch die Reihen Zähne, welche ihnen davon am Halse herabhingen. So bald sie bis zur Schußweite gegeneinander gekommen waren, sah man die Luft mit Pfeilen gefüllt. Es war ein wundersames Schauspiel, mehre 1.000 Pfeile mit ihrer großen Befiederung von rothen, blauen, grünen und gelben Federn in der Luft durch die Sonne glänzen zu sehen. Die davon Getroffenen rissen sich wüthend die Pfeile aus ihren Wunden, zerbrachen sie, und zerbissen sie mit ihren Zähnen. Sie fochten mit solcher Wuth, daß sie, selbst gelähmt oder tödtlich verwundet, nicht zurück wichen. Endlich ward man handgemein, und nun zeigte sich eine eben so fürchterliche, als seltsame Scene. Mit den schweren Keulen schlug jeder wüthend auf den Gegner los, und suchte daneben durch die behendesten Sprünge und Wendungen des Körpers den Streichen des Feindes auszuweichen. Traf aber der Schlag, so tödtete er größtentheils auf der Stelle." Nach einem Gefechte von 3 Stunden siegten endlich die Topinambuer, nnd machten 30 Margajer, Männer und Weiber, zu Gefangenen. Wir waren, fährt Lery fort, auf 10 Seemeilen von der Heimath unserer Indier entfernt. Aber kaum war der Sieg entschieden, so kamen ihnen bereits ihre Bundesgenossen, und bald darauf ihre Landsleute entgegen. Es war ein Triumphzug mit den wildesten Sprüngen, Tänzen und schrecklichen Gesängen für die unglücklichen Margajer, die nun, hart gebunden, in der Mitte gräßlich frohlockenden Sieger daherzogen. Als diese sich ihren Wohnungen naheten, riefen sie den Ihrigen zu: „Sehet da die Speise, die ihr so vorzüglich liebt, sie nähert sich euch." Während dieses empörenden Geschreies zwang man die unglücklichen Schlachtopfer zum Tanzen. Hierauf wurden sie in die verschiedenen Aldejas vertheilt. Man behandelte sie auf das Freundschaftlichste, man nährte sie auf das Beste, um sie gehörig zu mästen. In dieser ganzen Periode giebt man ihnen sogar Weiber. Dies sind entweder die Wittwen der von den Feinden Erschlagenen, oder die Schwestern derselben. Gegen die Zeit der feierlichen Hinrichtung richten nun die Weiber ungeheure Gefäße mit berauschenden Getränken zu. Der Herr des zu opfernden Gefangenen ladet sodann zu dem Todestage die ganze Ortschaft ein, und erwählt einen Mann, den er besonders zu ehren denkt, zum Opferer. Das Fest beginnt; unmäßiges Trinken, Tanzen und Singen wechseln miteinander ab, und das unglückliche Schlachtopfer wird genöthigt, daran lebhaften Antheil zu nehmen. Man hat den Gefangenen zu dieser Feierlichkeit mit verschiedenen Farben bemalt, und so gewiß er auch jetzt seines Todes ist, so stimmt er dennoch unter stetem Zechen Erinnerungslieder zum Lobe seiner Vorfahren an, worin er hauptsächlich alle die Grausamkeiten erzählt, welche seine Nation gegen die jetzigen Sieger ausgeübt hat. Oftmals dauern diese Gelage 3 Tage, je nachdem die Getränke hinreichen. Endlich erscheint jener geehrte Henker, der sich bisher nicht sehen ließ. Er ist vielfarbig bemalt, und mit Federn geschmückt, die Keule selbst, das Instrument des Todes, haben die Weiber gleichfalls mit bunten Federn und Bändern geziert; es wird von den

Digitized by Google

angesehensten und aufs Beste geputzten Kriegern herbeigebracht, und dem Todtschläger feierlich vom Oberhaupte der Aldeja überreicht. Kurz zuvor hat man dem Gefangenen, nachdem ihm ein Strick um die Mitte des Leibes geschlagen ist, wodurch er von 2 Männern gehalten wird, Steine und Scherben hingelegt, und ihn unter Ankündigung seines Todes aufgefodert, sich zu rächen. Auch strengte er dann alle Kräfte hierzu an, und oftmals werden mehrere seiner Feinde, obgleich sie sich mit ihren Schilden bedecken, schwer durch seine Steinwürfe geschmettert. Nach dieser sonderbaren Scene tritt der Opferer oder Henker hervor, erinnert den Gefangenen, wie viel Krieger ihnen durch seine Nation getödtet, wie viel gefressen, wie viel Unglück sie ihnen überhaupt verursacht habe. Der Gefangene bejahet dies triumphirend, und versichert, auch dieser sein Tod werde auf das Stärkste von seiner Nation gerächt werden. Hierauf erfolgt schnell der Todesstreich, der mit solcher Gewißheit geführt, daß das Opfer gewöhnlich sofort ohne weitere Spuren des Lebens niederstürzt. Sofort fällt die temporaire Frau des Erschlagenen über den Todten her, beklagt ihn mit vielen Thränen; wie sehr dies nur Ceremonie ist, beweiset ihr darauf folgendes Betragen. Die Weiber nehmen gleich darauf den Leichnam, waschen und reinigen ihn, und der, dessen Eigenthum der Gefangene war, zerlegt nun den Körper; die zuerst davon getrennten Glieder, die Arme und Beine, werden mit Pomp in der Ortschaft umhergetragen. Sodann wird der Rumpf zerstückelt; und bei dieser ganzen scheußlichen Operation rieb man den Kindern das Gesicht und vorzüglich den Mund mit dem herausfließenden Blute. Die zerschnittenen Theile werden hierauf vertheilt, geröstet und unter lautem Jubel verzehret. Die Weiber erhielten nur die Eingeweide und den Kopf; letztern kochten sie mit einem Mehlbrei, und die Frau des Erschlagenen bewies bei diesem gräßlichen Male eine ganz ausgezeichnete Begierde. Man kennt in der Natur nur ein Paar räuberische Insekten, die sogleich nach ihren Liebkosungen einander fressen; bei den Spinnen ist dies zuweilen der Fall, häufiger aber bei der Fangheuschrecke (Mantis L.), einer der gefräßigsten Kreaturen der ganzen Thierheit. Aber Menschen dieses Triebes! Wie tief, selbst unter die uns ähnlichen Thierarten kann die Unkultur den Menschen, diesen Liebling des Himmels, herabsinken lassen! Denn es wird als ein äußerst seltner Fall angesehen, daß der Hund in der Noth sich von dem Cadaver eines Hundes nährt. Die Anthropophagie war freilich von jeher das Laster so vieler unkultivirten Völker der Erde, allein es bleibt stets bemerkenswerth, daß in keinem Theile unserer Welt die schaudererregende Gewohnheit sich so gleichförmig und gleichzeitig verbreitet fand, als in der neuen Welt. Hier stieß man kaum auf ein Volk, das nicht entweder Menschen für ihre Götter schlachtete, oder sie gar selbst verzehrte. Schon ward angezeigt, daß im warmen, südlichen Amerika sicher nicht die Nothwendigkeit die Menschen zu diesen Unthaten zwingen konnte, sondern nur die Blutrache. Aber der Unterschied verdient wohl bemerkt zu werden, der sich hier in Rücksicht des Nordens und des Südens von Amerika zeigte. Fast alle die nördlichen Völker dieses Erdtheils waren weit grausamer gegen ihre unglücklichen Schlachtopfer. Sie thaten ihnen zuvor die entsetzlichsten Martern an; bei den Brasilianern, obgleich wegen ihrer Menschenfresserei berühmt, endigte dagegen ein einziger Schlag das traurige Daseyn der Gefangenen. Auch scheint es unserer Aufmerksamkeit nicht unwerth, daß Amerika eine weit größere Anzahl Jägernationen enthielt, als Asien oder Afrika. Die Jagd ist die Mutter der Gefühllosigkeit, ja der Grausamkeit gegen uns ähnliche Mitgeschöpfe. Und auch hierin stand Südamerika glücklicherweise dem nördlichen nach. In letzterem waren fast alle die kaum aufzuzählenden Stämme, welche die großen, unermeßlichen

Digitized by Google

Regionen von Mexiko an bis zu den Ländern der Esquimaux hinauf bewohnten, Jägervölker; die wenigen Ichthyophagen der Küste ausgenommen. Sie waren freilich zum Theil durch die geringere Ergiebigkeit ihres Bodens, und durch die auf den großen offenen Plätzen, Wiesen und Savanen umherirrenden Heerden wilder Ochsen, Rehe, Caribus und wilden Geflügels hiezu gleichsam von der Natur selbst aufgefodert. Nicht so unter den Tropen. Der ungeheure Trieb der Vegetation übersteigt hier alle Begriffe. „Die wildesten Völkerstämme, sagt der treffliche Humbold, werden zum Gartenbau gezwungen. Sie müssen Pisang, Arum-Arten und Manioc bauen, weil das Dickigt der Wälder sie hindert, als Jäger zu leben. Der Wald drängt sich an den Fluß. Man fährt lange mit dem Canot an dem Ufer hin, bis man eine Stelle trifft, wo das Pflanzengewirre einen Raum läßt, ans Land zu steigen, und seine Hamaken auszuspannen. Missionsniederlassungen liegen nur etwa 1.000 Toisen von einander entfernt, und kaum hat man einen Landweg von einer zur andern eröffnen können. Die ewigen Aequatorialregen hindern das Abbrennen der Waldungen, und das Menschengeschlecht muß in Menge noch sehr zunehmen, ehe es dort Herr der Pflanzenschöpfung wird." Die Brasilianer betrugen sich sowohl gegen ihre Kranken, als gegen ihre Verstorbenen mit vieler Achtsamkeit und Anstand. Sie warteten Erstere sehr sorgfältig. Betraf es Wunden, so wurden diese ausgesogen, und mit strenger Diät und Kräutern geheilt. Fieberartige Krankheiten kamen hier am gewöhnlichsten vor; besonders litten aber die Einwohner an dem Pian. So hieß bei ihnen ein Uebel, bei welchem sich Blattern über den ganzen Leib erzeugten, und zuletzt einen gefährlichen breiten Schorf bildeten, der selbst, wenn er gleich geheilt wurde, scheußliche Narben auf viele Jahre zurückließ. Es war eine Hautkrankheit, die ihren Ursprung aus der Wollust nahm, und keinen geringen Beitrag zur Erläuterung des Streits über das Vaterland der Lustseuche an die Hand giebt. Die Todten begräbt man in einer runden, tonnenförmigen Grube. Hierin wird der Todte aufrechtsitzend, mit zusammengebogenen Knieen und Armen gesetzt. Einem Oberhaupte legen sie seine Waffen, Halsbänder, Hamak und Federn mit ins Grab. Dabei stimmen sie, unter Vergießung vieler Thränen, Klagelieder an. Zur Ehre des Verstorbenen wiederholen sie diese, so oft sie sich dem Grabe nachmals nähern. Der hier geschilderte Zustand der Brasilianer hat in solchen Theilen des Landes, wo selbst die Portugiesen mit ihnen in nähere Verbindung getreten sind, wohl einige Veränderung erlitten. Auch haben sie es vorzüglich den mühsamen Anstrengungen der Missionare zu verdanken, daß sich ihre Anthropophagie beträchtlich gemildert hat. Allein im Ganzen sind diese Nationen erbittert gegen ihre Unterdrücker, und daher weniger geneigt, fremde Sitten anzunehmen, stets noch dem rohen Zustande treu geblieben, der uns den sogenannten Naturmenschen so widrig darstellt. Nicht völlig unter so schrecklichen Scenen, als Peru, ward Brasilien von den Europäern eingenommen. Wir sahen, daß Cabral sich fast ohne Widerstand des entdeckten Landes bemächtigte, und da man dort nicht so bald, als in Peru, edle Metalle vorfand, sondern das Nutzbare anfänglich nur aus Färbeholz bestand, so war auch der Drang der europäischen Abentheurer zu dieser neuen Erde nicht so stürmisch, und daher den Eingebornen nicht so furchtbar. Freilich fühlten die Letztern bald, worauf es abgesehen war; daher widersetzten sie sich mit eben so vielem Muth, als Grausamkeit, den Missethätern und schlechten Frauenspersonen, welche Portugal bald nach der Entdeckung dorthin sandte, um zur Grundlage einer europäischen Kolonie zu dienen. Ein anderer Stamm der europäischen Kolonien Brasiliens bestand aus den unglücklichen Hebräern, die die von Spanien nach Portugal

Digitized by Google

verpflanzte Inquisition auf das Wahnsinnigste verfolgte. Auch diese fanden sich nur zu häufig betrogen. Entgingen sie in Europa dem Scheiterhaufen, den der tolle Fanatismus für sie anzündete, so verschlang sie dagegen oftmals der rohe Anthropophage; hier wurden sie indessen nur erst nach dem Tode geröstet. Die Indier zeigten sich nämlich stets wüthender, jemehr Europäer sie ankommen sahen, und Thomas Sousa, der im Jahre 1549 mit einer ansehnlichen Macht und mit vielen Missionairen als Statthalter von ganz Brasilien, dort zur Aufrechthaltung der neuen Kolonie ankam, hatte manchen schweren Kampf mit diesen von Rache glühenden Indiern zu bestehen. Bald darauf zeigte sich eine dritte Verschiedenheit von Europäern in Brasilien. Auch diese trieb der Verfolgungsgeist aus ihrem Vaterlande. Die Hugenotten waren in Frankreich bereits unter der Regierung Franz I. hart gedrückt. Sie konnten es sicher nicht erwarten, diese Intoleranz bei seinem Nachfolger Heinrich II. gemindert zu sehen, da Catharina von Medicis nun Königin geworden war. Der Vice-Admiral Villegagnon, obgleich Maltheserritter, war dennoch den Calvinisten günstig, und suchte, unter dem Vorwande, Frankreich durch Anlegung einer Colonie in der neuen Welt mit Spanien wetteifern zu lassen, einen Schutzort jener unglücklich Verfolgten. Er landete dort im Jahre 1556 mit 3 ansehnlichen Schiffen. Sie enthielten 290 Franzosen unter der Führung des Ritters Dupont, eines vorzüglichen Freundes des berühmten Admirals Coligni, der diese Expedition zur Rettung und Verbreitung der Reformation, wovon er bald darauf selbst ein trauriges Opfer ward, auf das Thätigste beförderte. Unter diesen Wanderern befanden sich, außer dem Prediger Lery, mehrere geschickte Männer aus Genf, so wie zugleich 5 ledige Frauenzimmer, durch deren dortige Verheirathung man für die Colonie bedeutende Vortheile zu bewirken hoffte. Neue Versuche der Franzosen, dort anzusiedeln, geschahen in den Jahren 1584 und 1595; alle waren nicht sehr glücklich. Endlich suchte wiederum eine andre europäische Nation in Brasilien Colonien anzulegen. Die Niederlande hatten sich dem spanischen Joche entzogen, und die unglückliche Vereinigung Portugals mit Spanien gab nun Anlaß, daß Hollands siegreiche Flotten die durch Portugals Tapferkeit so mühsam erworbenen Besitzungen in Indien zu erobern suchten. Holland errichtete außer der ostindischen auch eine westindische Handelsgesellschaft; diese machte dann im Jahre 1624, unter der Führung des Admirals Willedins, einen glücklichen Angriff auf die damalige portugiesische Hauptstadt Brasiliens, St. Salvador. Mit ihr kamen die meisten Besitzungen Brasiliens in die Hände der Holländer. Zwar wurden sie bald darauf von den Portugiesen durch die Tapferkeit des dortigen Erzbischofs, der sich mit einem beträchtlichen Theil der Besatzung glücklich gerettet hatte, wieder vertrieben. Allein schon 1630 waren die Holländer wieder Meister, und die großen Talente, und der hohe Muth des Prinzen Moriz von Nassau, ließ alle Anstrengungen der besten portugiesischen Feldherren zur Wiedereroberung Brasiliens scheitern. Nur nach vielfältig wechselndem Glück und Unglück ward endlich Brasilien durch den Frieden von 1661 Portugal völlig zugesichert. Im Ganzen war daher Brasiliens Colonisation sehr vielartig. Sie hatte zugleich etwas Aehnliches mit der der vereinigten Staaten von Amerika; denn auch in Brasilien waren religiöse Verfolgung und der Drang nach Gewissensfreiheit Hauptgrundlagen der Ansiedelung. Allein was kann nicht Alles aus ein und demselben Stamme erzeugt werden? — Sehen wir doch mit Erstaunen in den hesperischen Gärten der Feen-Inseln des Borromäus Nelken und Wein, Feigen, Rosen, und Jasmin auf hohe Citronenbäume auf das Glücklichste gepfropft! Hier duftete bei der goldnen Frucht der

Digitized by Google

Balsam des Gemisches jener herrlichen Blüthen, und der reiche Weinstock umrankt zur allgemeinen Verbrüderung dieser heterogenen Naturen. Der Fleiß und die Talente des Menschen haben mithin eine kaum glaubliche Macht. Und wenn der Stamm jener vielartigen Wanderer, die die Intoleranz über das weite Meer nach der neuen Welt hintrieb, im Norden ganz etwas anders hervorbrachte, als im Süden, so lag dies theils an dem Klima, theils an der Pflege und ganzen Behandlung, die das Mutterland seinen Kolonien angedeihen ließ. Portugals Regierung nahm sich zwar seiner Kolonien an; allein stets in dem Geiste der Unduldsamkeit. Es führte die Inquisition in Brasilien nicht wirklich ein; dagegen hielt dieses furchtbare Gericht dennoch stets seine Agenten, die auf die Andersglaubenden, und besonders auf die Juden, ein strenges Auge hatten. Diese Agenten wütheten gegen die sogenanten Unchristen selbst noch zu Anfange des 18ten Jahrhunderts (besonders von 1702 bis 1709) auf das Härteste, und schlugen hiedurch der Kolonie schwer zu heilende Wunden. In Brasilien hatten anfänglich die Indier den Portugiesen gleichfalls den Anbau ihres Landes gutmüthig zugestanden; allein kaum fühlten Letztere den Werth des reichen, fruchtbaren Bodens, so gingen sie damit um, den Eingebornen ihre Religion und Gebräuche mit Gewalt zu beschränken, diese gastfreien Menschen sogar zu verdrängen, ja sie völlig in Fesseln zu schlagen. Die Portugiesen hatten nämlich von Madera mehrere Setzreiser von Zuckerrohr nach Brasilien geführt. Das vorzügliche Gedeihen dieses hieher verpflanzten Rohrs erregte die Aufmerksamkeit des ersten General-Gouverneurs. Er suchte die Zuckerplantagen im Großen zu betreiben, und glaubte hiezu die Originalbewohner als Sklaven gebrauchen zu können. Der bis dahin freie, ungebundene Brasilianer ward nun aufgebracht; er widersetzte sich, und suchte Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Er entzog sich nicht bloß seinen tyrannischen Gästen, sondern er ließ sie oftmals durch Blut und Verheerung die ungemessenste Rache fühlen. Diese Wilden aber zu dem Glauben der Christen herüber zu ziehen, dazu bedienten sich die Portugiesen oft sehr zweckwidriger Methoden. Unter den katholischen Missionarien waren unstreitig die Jesuiten hiezu am Mehrsten geeignet. Diese suchten nämlich auf den Aberglauben dieser rohen Völker selbst einige feierliche Gebräuche des römischen Kultus zu impfen, und sie hiedurch nach und nach zu unserm Glauben herüber zu führen. Und indem sie den Indiern schon hiedurch weniger anstößig und fremd schienen, behandelten sie sie milde, beschenkten sie mit ihnen angenehmen, in sich aber wohlfeilen Waaren, und unterstützten sie oftmals selbst mit Lebensmitteln. Allein anfänglich wurden hauptsächlich Missionare anderer Art von Portugal ausgesandt: Dominikaner, Franziskaner und andere Ordensbrüder. Und diese, da sie sofort alle religiöse Begriffe und Ceremonien der Indier mit Fluch belegten, und sie auf das Widersinnigste zwingen wollten, unsere unbegreiflichen Mysterien und unsere Lehren von der hohen Glückseligkeit in jener Welt zu glauben, ohne sich im Mindesten ihrer Lage in der gegenwärtigen Welt anzunehmen, oder sie ihnen angenehmer zu machen, vermehrten bei den Indiern nur die ohnehin herrschende Abgeneigtheit gegen die neuen, intoleranten Einwanderer. Als wenn aber alle diese Unbesonnenheiten Portugals, in Rücksicht dieser Kolonie, noch nicht hinreichend geschienen hätten, so ersann die Regierung fast alle mögliche Mittel, das Aufblühen des Anbaues und des brasilianischen Handels durch jede Art von Monopolien zu erschweren. Dennoch bietet die hier von allen Gaben strotzende Natur diesen widersinnigen, auf das Mutterland so traurig zurückwirkenden Einzwängungen Trotz. Die trefflichen Erzeugnisse geben der Kolonie, bei den vielen dort landenden fremden Schiffen, Anlaß zu einem sehr bedeutenden Schleichhandel. Besonders sind hiebei die Wallfischfänger Englands und die der vereinigten Staaten von

Digitized by Google

Nordamerika am Thätigsten. Barrow bezeugt, daß dies jährlich ein Gegenstand von einer halben Million Pfund Sterling sey. Hievon sollen besonders für den Sklavenhandel gegen 400.000 Pfund Sterling aufgewandt werden. Er rechnet jährlich auf 20.000 Neger, jeden zu 20 Pf. Sterling. Da nämlich die Portugiesen fanden, es sey unmöglich, die Originalbewohner sich so gefällig zu machen, oder auch durch Gewalt sie dahin zu vermögen, daß sie die Arbeit der Bergwerke und der Pflanzungen übernähmen, so richteten sie ihre Augen nach ihren gegenüber liegenden Besitzungen in Afrika, und brachten nun zu jenen Absichten viele tausend Neger herüber. Es eröffnet sich aber hiebei eine traurige Aussicht für die Menschheit, zu sehen, wie hier fortdauernd jährlich eben dieselbe Anzahl von Schwarzen eingeführt werden mußte, um die Quantität der Arbeiter, welche der Kolonie nothwendig sind, nicht abnehmen zu lassen. Die Summe aller Neger Brasiliens setzte Raynal (vor einigen zwanzig Jahren) auf etwas über 347.000. Hiernach betrüge also jener jährliche Nachschuß über 5 Prozent, und dies berechtigt anzunehmen, daß Portugals Sklaven entweder wenigstens nicht besser behandelt werden, als die der übrigen Europäer, oder das Klima von Brasilien muß den Schwarzen besonders ungünstig seyn, welches unstreitig der Fall nicht ist; oder drittens, daß der Portugiese, so wie der Engländer, lieber frische starke Sklaven kauft, als durch Heirathen der Neger und sorgfältiges Auferziehen junger Schwarzen den Abgang von der Natur selbst ersetzen läßt. Zur Ehre der Portugiesen hat man Grund, lieber das letzte, als das erste anzunehmen, da die Methode, nach welcher die Neger der Pflanzer arbeiten, billiger scheint, als die auf den Kolonien anderer Nationen. Dem Neger ist nämlich in Brasilien nur so viel Arbeit auferlegt, als etwa in 4 Tagen kann abgethan werden. Die beiden übrigen Tage gehören dafür ganz dem Sklaven selbst, allein er muß darin so viel gewinnen, daß er sich dadurch ernähren und kleiden kann. Der Herr hat also nur allein die Einkaufskosten zu bestehen, und der Neger erwirbt sich sehr oft so viel, daß er sich dadurch die Freiheit erkaufen kann. Daher findet sich auch eine sehr beträchtliche Anzahl von Freinegern. Uebrigens sind die Feldsklaven (die den Acker Bearbeitenden), so wie auch diejenigen, welche als Hausneger zur Bedienung gebraucht werden, in einer bessern Lage, als die der Bergwerke. Letztere werden nach einer bestimmten Quantität der erzielten Produkte bezahlt. Da dieser Gewinn ungewiß ist, indem sie der Zufall bald mehr, bald weniger Gold oder Diamanten herauf fördern läßt, so werden die armen Menschen oftmals gereizt, dergleichen zu verhehlen. Besonders ist dies der Fall bei den Diamanten. Sie verschlucken sodann kleinere Steine. Sobald der Aufseher der Minen dergleichen argwohnet, giebt er dem Sklaven ein sehr heftiges Purgiermittel, wie dies bei ähnlichen Fällen bei den Perlenfischern angewandt wird. Oftmals wird ein völlig Unschuldiger das Opfer dieser grausamen Behandlung. Der Stand der Hausklaven ist deshalb minder günstig, als der der im Felde Arbeitenden, da erstere bei schlechter Kost nur einen einzigen Ruhetag, den Sonn- oder Feiertag, für sich haben. Die Anzahl von beinahe 350.000 Negern setzt ein erstaunliches Kapital voraus, und beweiset zugleich den hohen Werth der durch sie erzielten Produkte. Die Tabelle, welche Raynal von den jährlichen Exporten Brasiliens, nach einem Durchschnitt der fünf Jahre von 1770 bis 1775, gegeben hat, beweiset, daß Portugal darin an Werth für 26.796.842 Gulden, überdies die Azoren, Madera, Afrika und Ostindien für 1.040.875 Gulden erhalten haben. Dies betrüge mithin zusammen 27.837.717 Gulden. Genau trifft freilich diese Summe nicht mit der zusammen, welche Raynal von dem Zehnten, der von allen Exporten erhoben wird, angegeben hatte; denn dieser betrug nur 2.237.583 Gulden,

Digitized by Google

unstreitig deshalb, weil Mehreres heimlich ausgeführt worden war. Für Brasilien ist dies indeß nur ein geringer Ertrag; denn man bedenke, daß die Juwelen und das Gold, jene zu 1.430.000, und letzteres zu 11 Millionen Gulden gerechnet, fast die Hälfte des ganzen Ertrags ausmachen. Von den übrigen trefflichen und vielartigen Produkten, den Zucker und den Tabak ausgenommen (wovon dieser auf 8 ½, jener aber etwas über 1 Million beträgt), steigt kein einziges bis zu einer Million. Englands Westindien, ein unvergleichbar kleineres Tropenland, lieferte für Zucker und die daraus erhaltenen Erzeugnisse 22 ½, ferner für Kaffee über 6, für Baumwolle über 5 Millionen, für Indigo aber über 700.000 Thaler. Mithin beträgt selbst der Werth des Zuckers Brasiliens, obgleich er das wichtigste Erzeugniß dieses großen Landes ist, nur etwas über ein Viertel des Zuckers der englischen Inseln. Noch trauriger fällt der Vergleich aus in Rücksicht der Baumwolle, des Kaffees und Indigos. Brasilien gewinnt von der ersten nur etwas über eine ½ Million Gulden, also kaum ein $^1/_{15}$tel, an Indigo nur $^1/_{44}$tel, und an Kaffee für 38.000 Thaler, mithin kein $^1/_{156}$tel von der Ernte des englischen Westindiens. Auffallender wird aber die Differenz durch die Totalsumme. Hier betrug der ganze Werth der Exporten Brasiliens, mit Inbegriff des Goldes und der Juwelen, nur etwas über 18 Millionen Thaler, in dem kleinen Westindien hingegen über 32 Millionen Thaler. Diese Darlegung des jetzigen Handels von Brasilien, welche mit Recht zum Anblick des heutigen Zustandes gehört, hing mit den dortigen Negern in so fern zusammen, als diese die Hauptfedern sind, die die gesammte Industrie der Kolonie in Bewegung setzen. Außer den Europäern und Negern finden sich dann, so wie fast überall in den Kolonien von Ost- und Westindien, Mulatten, Gezeugte von einem Weißen und einem Neger; ferner Mestizen, von einem Weißen und einem Eingebornen. Größtentheils sind diese, so wie selbst viele Neger, frei. Die Europäer unterscheiden sich wiederum in solche, welche in Europa, besonders in Portugal, geboren sind, und in Kreolen, oder Leute dort von europäischen Eltern geboren. Uebersieht man nun, nach den neuesten Karten, Brasiliens ungeheure Ländermasse, und fragt man dabei, wie weit sind denn die Portugiesen in diesem Lande vorwärts gedrungen, das ihnen bereits seit drei hundert Jahren zum Anbau, zum Benutzen und zur Civilisirung, und zwar in den letzten Zeiten ungestört, zu Gebote stand, so findet sich hier eine erstaunliche Unkunde, eine ungeheure Leere. Und dies leuchtet desto greller in die Augen, jemehr man die Vergleichung von Brasiliens Kolonien mit den nordamerikanischen Staaten fortsetzt. Was bewirkte dagegen nun Portugal seit einer beträchtlich längern Zeit, in einem Lande, das an Klima und Fruchtbarkeit jenes nördliche Amerika im Ganzen weit übertrift? Wären hier nicht abermals die Missionäre hervorgetreten, so ständen auf den Karten fast in dem ganzen Innern Brasiliens die wenigen großen Buchstaben: Terra incognita! Aber diese beherzten Dulder trieben ihre Missionen bis auf 470 deutsche Meilen vom Meere gegen Peru hin. Sie waren es lediglich, welche lange nach der Besitznehmung des Landes in die ungeheuren Strecken der Statthalterschaft Para vordrangen, und statt, daß die Portugiesen die Original-Einwohner nur zum Sklavendienst einzeln auffingen, diese durch solche Scheußlichkeiten aufgeschreckten schwachsinnigen Wilden durch ihre Milde und Ueberredungskraft in 68 Dorfschaften sammleten, und hierdurch anfingen, jene großen Wüsteneien zu beleben. Vorzüglich arbeiteten hier seit 1632 die Jesuiten mit einem Eifer und mit solcher Aufopferung, daß sie jedem Andern fast an Wahnsinn zu gränzen scheint. Durch ähnliche mühsame Arbeiten war weiter in Süden die Mission la Conception bei den Volksstämmen der Itenes und der Tepenucas, an dem kleinen Flusse Tapayos, errichtet,

Digitized by Google

der sich mit dem Ubai in den Madera ergießt; und auf gleiche Weise die Mission St. Pedro und St. Paulo am Maranon, und andere, welche am Rio Negro, Yupura und noch weiter entfernten Flüssen gelegen sind. Nur erst seit 1751 suchte man sich sowohl von Seiten Spaniens, als Portugals, eine etwas bestimmtere Kenntniß dieses großen Binnenlandes zu verschaffen. Portugiesische Abgeordnete schifften sich auf ein Paar kleinen Flüssen des Gebirges von Matto Grosso (die Flüsse Taguri und Iticura wurden damals genannt) ein; die Spanier hingegen befuhren den großen Paraguay, um den eingebildeten See Xarayes aufzusuchen. Mit Verwunderung trafen sich beide Parteien Reisende, statt auf jenem vermeinten See, auf dem Paraguay selbst. Nach den neuesten Karten mündet sich nämlich jener kleine Itacura weiterhin unter dem Namen Cheana, nebst dem Cujaba, in den Paraguay selbst ein; aber freilich unter einem südlichern, nämlich unter dem 18ten Breitengrade; der Taguari aber, wahrscheinlich einerlei mit dem Cuguari, um noch einen Grad tiefer. Vielleicht hatten sich daher die Missionare, da sie von dem 12ten Breitengrade reden, auf dem Cujaba selbst eingeschifft, da dieser in dem Gebirge seinen Ursprung nimmt. Nach dieser Entdeckungsreise sind denn die nördlicher liegenden Theile des Berglands Matto Grosso noch besser bekannt geworden, wovon freilich der Durst nach Golde schon früher einige Theile benutzte. Man hatte nämlich bereits 1735 dort Adern dieses edlen Metalls entdeckt, und es wurden daher nach und nach die Gruben von St. Anna, Vincent, St. Joseph di Cujaba bearbeitet. Von Hauptplätzen dieses westlichsten aller Bergwerksländer der Portugiesen, welche an die Chiquiten und Moxos gränzen, findet sich hier nur einer, nämlich Villa bella; die neuesten Karten zeigen doch noch Villa d'Oro. Gleichfalls finden sich in der andern sehr entfernten Bergprovinz Goyaz, um die Quellen des großen Tocantins, mehrere Ortschaften. Alles dieses hat aber nur allein die Gier nach Golde belebt, denn in der gleich darauf folgenden westlichen, mehrere tausend □Meilen befassenden Fläche Campos Paresis, scheint beinahe keine Spur eines Anbaues; hier hausen nur die Trümmer vieler wilden unabhängigen Stämme, die unter dem allgemeinen Namen der Tapujos bekannt sind; und dies große, treffliche Gebiet zwischen den mächtigen Strömen, dem Tocantin, dem Xingu und Madera bis zum Maranon hin, bleibt seit 300 Jahren eine unbesuchte Wildniß. Die vorhin angezeigten Bedrückungen der Kolonie durch das Gouvernement machen es begreiflich, warum sich fast alle nach Brasilien gesandte Portugiesen schon wie vom Mutterlande auf immer getrennt ansehen. Die Kolonisten, sagt Barrow, hegen fast eben so wenig Hoffnung zur Rückkehr ins Vaterland, als die nach Botanyhay gesandten Engländer. Sie suchen daher auch nicht, wie etwa die Pflanzer in Westindien, schnell zu einem bedeutenden Vermögen zu gelangen, um hiervon dereinst in Europa bequem leben zu können. Selbst das portugiesische Militair in Brasilien, ob es gleich nur für eine bestimmte Zeit dorthin gesandt ist, siedelt sich gewöhnlich durch Verheirathung dort fest, und sucht durch verschiedene Arten von Nebenerwerb sich zu erhalten. So trieb, wie Lindley berichtet, in Bahia der Kapitain Matos, obgleich Kommandant eines wichtigen Forts, dennoch daneben das Handwerk eines Goldschmieds; ein Rechtsgelehrter, ein Richter handelte dagegen mit Eßwaaren, mit Eiern und dergleichen. Sind nun auch die Einzwängungen, und daher die Quellen der Dürftigkeit sehr groß und vielfach, so herrscht dennoch hin und wieder vieler Luxus. Im Großen zeigt sich dieser ganz vorzüglich in den Kirchen und bei den geistlichen Ceremonien Brasiliens; sie übertreffen an Pracht selbst die ähnlichen in den katholischen Ländern von Europa. Ebenfalls sind die Bequemlichkeiten des Lebens äußerst dürftig. Bahia hatte noch vor 9 Jahren keinen einzigen Gasthof, und in der Hauptstadt von ganz Brasilien, obgleich der Sitz des Vizekönigs, eines Bischofs,

Digitized by Google

der hohen Tribunale und die Niederlage aller Schätze, bei einer Volksmenge von mehr als 60.000 Menschen, hatte nur etwas Aehnliches von einem Wirthshause Statt. Ein Franzose, Monsieur Philippe, der Wirth dieses merkwürdigen Hotels, machte zugleich den Dollmetscher, den Agenten, den Mäkler und den Arzt für die hier ankommenden Fremden. Aber selbst die besten Wohnungen, und es giebt besonders in Rio Janeiro mehrere ansehnliche Häuser, sind äußerst unreinlich, und mit schlechten antiken Meubles versehen. Freilich ist Unreinlichkeit überhaupt dem warmen Klima, und (die Extremitäten berühren sich leicht) gleichfalls dem hohen Norden gemein. In ziemlich ähnlichem Verhältnisse steht hiermit die Art sich zu kleiden und zu speisen. Das männliche Geschlecht geht außer dem Hause nach europäischer Sitte gekleidet, und die Vornehmern tragen auch häufig Spitzen und große massiv goldene Schnallen; im Hause begnügen sie sich in schmutzigem, oft zerrissenem Hemde und Schlafhosen zu laufen. Die Frauenzimmer sind bei ihrer eingeschlossenen Lebensart leicht zum Fettwerden geneigt. Die blasse Gesichtsfarbe wird durch die Lebhaftigkeit der schwarzen Augen und der schönen weißen Zähne sehr gehoben. Sie gehen größtentheils nur in kleinen Ueberröcken über dem Hemde von dem dünnsten Mousselin, und da das Hemde oberwärts sehr weit ausgeschnitten ist, so zeigt sich nur zu sehr der dunkelbraune Busen und Nacken. Ihr langes schwarzes Haar wird mit gefärbten Bändern aufgebunden, und mit den herrlich riechenden Blumen von der Plumeria, der Tuberose, des Jasmin, durchflochten. Dabei werden selten Strümpfe getragen. Zur Kirche schlagen sie ein schwarzes tuchenes oder seidenes Gewand über, und bei Regenwetter tragen sie Pantoffeln. Vornehme zeichnen sich besonders durch fein gearbeitete goldene Ketten, oft mehrere Ellen lang, aus, die sie um den Hals tragen, und woran ein Agnus Dei herabhängt. Sie bedienen sich zum Ausgehen der Sänften und Carriolen. In Ansehung der Nahrung, sind die Fleischspeisen von sehr geringer Güte; das Geflügel, und besonders die Fische sind trefflich. Milch und Butter findet man kaum, man siedet Alles in Oel. Selbst die höhern Klassen bedienen sich hauptsächlich der Finger statt der Messer und Gabeln. Sie ballen das sehr weich gekochte Fleisch, besonders aber die Mehlklümpe und das Gemüse zu Kugeln bis zu der Größe einer Seifenkugel, tauchen es in die Brühe, und stecken diese ungetheilt in den Mund. Indeß waschen sie sich vor und nach dem Essen die Hände. Läßt der Gelehrte und der Vornehme in China die Nägel aller Finger bis zu einer ungewöhnlichen Länge wachsen, so genießt in Brasilien nur der Daumen oder der Zeigefinger dieses Vorrechts. Sie spitzen den Nagel dann scharf zu, und stolziren damit, wenn sie die Guitarre spielen. Uebrigens ist die Musik im Ganzen, besonders die zum Tanz, nur den Negern überlassen. Der Tanz selbst ist aber ein Gemisch des wollüstigen Fandango, und der noch unzüchtigern Tänze der Neger von Guinea. Die Orgien der Bajaderen Ostindiens sind gegen diese sehr anständig zu nennen. Unter den öffentlichen Vergnügungen von Rio Janeiro zeichnet sich besonders der Passeo publico aus, ein schöner großer Garten voller Alleen, Gänge und Beete mit den trefflichsten Blumen. Hierin sieht man die herrlichsten Gewächse der Tropenländer, doch ist die Aufmerksamkeit besonders auf die Kultur europäischer Pflanzen gerichtet. In einem der Pavillons dieses Gartens sieht man eine Sammlung der schönsten Vögel als Gemälde aufgestellt, aber mit ihren natürlichen Federn; desgleichen auch acht Vorstellungen der vorzüglichsten Erzeugnisse Brasiliens und ihrer Gewinnung; nämlich die Gold- und Diamantminen von Villa Rica; eine Zucker-, Indigo-, Kaffee- und Nopal-Plantage; ferner die Bearbeitung des Manioks, des Reißes und des Hanfs. Rio Janeiro hat ferner auch eine Oper. Die Bälle und Concerte werden im Gouvernements-Hause gegeben. Die

öffentlichen Kaffeehäuser sind hier und in Bahia schlecht und schmutzig. Höchst wichtig für Brasilien wurde die Flucht des portugiesischen Hofes nach diesem jenseits des Meeres liegenden Lande 1807, als Napoleons Anmaßungen ihn zu diesem Schritte nöthigten. Dem Hofe folgten 11.000 Auswandernde und 15.000 Truppen. Die gesammte Flotte, worauf sie eingeschifft waren, kam im Febr. 1808 unter englischer Bedeckung in Brasilien an. Die Gegenwart der Regirung hatte seit dieser Epoche auf das Land den vortheilhaftesten Einfluß. Das bisher geschlossene Land ward nun dem Handel für alle Fremde geöffnet, und Industrie und Gewerbe, so wie die genannte Kultur, hoben sich sichtbar. Ein Dekret vom 18. Nov. 1814 erlaubte allen Nationen die freie Schiffahrt von und nach Brasilien. Nach dem königlichen Dekrete vom 16. Dec. 1815 bildete Brasilien mit Portugal und Algarve Ein Königreich. König Johann VI vermählte seinen Sohn, den Kronprinzen Peter von Alkantara (Anton Joseph), den 6 Nov. 1817 mit Leopoldine, Erzherzogin von Oesterreich. Diese Vermählung hat seitdem viele Deutsche dahingezogen; 1818 trat der König dem heiligen Bunde bei; am 6ten Febr. 1818 ließ er sich zu Rio-Janeiro krönen. Nach dem Dekrete vom 16. März 1820 erhalten die Fremden, die auf eigne Kosten dort hinkommen, und sich dort ansiedeln wollen, unentgeldlich und auf 40 Jahre abgabenfrei Ländereien, jede Familie ungefähr eine Quadratmeile portugiesischen Maaßes, jede zu 3.000 Klaftern zu 7 geometrischen Fuß. Kommen sie in Gesellschaft, so erhalten sie das Land nach Verhältniß der Zahl in Strichen von Quadratmeilen. Führt ein Unternehmer sie herbei, so gehört die Hälfte der Ländereien ihm. Für jede einzelne Familie werden 400 Quadratklaftern angewiesen. Der Abzug steht Jedem noch vor Ablauf von 10 Jahren frei; nur fällt dann das Land an die Krone zurück. Nichtkatholiken dürfen sich zwar ankaufen, erhalten aber das Land nicht unentgeldlich. Am 1. Januar 1821 erfolgte in Para eine Revolution ohne Blutvergießen; die Besatzung erklärte sich für die Verfassung von Portugal, und eine provisorische Regirung ward im Namen des Königs eingesetzt. Am 15 Febr. empörte sich das Volk in Bahia, und verlangte eine Verfassung; das Gouvernement willigte in die portugiesische Konstitution. Diesem Beispiel folgten Fernambuko, und am 6ten März die Provinz St. Luis de Maranhao. Am 26. Februar bewirkte das Militair auch in der Hauptstadt Rio de Janeiro eine Revolution, bei welcher der König die portugiesische Verfassung für sein ganzes Reich annahm und beschwor. Nach mehrern Unruhen am 21. April reiste der König am 26. April nach Lissabon ab, nachdem er dem Kronprinzen, als Vicekönig von Brasilien, die Regierung interimistisch übertragen, und ihm vier Ministeralts Conseil an die Seite gesetzt hatte. Nach spätern Unruhen ernannte der Kronprinz am 5. Juni eine provisorische, aus 3 Geistlichen, 2 Offizieren, 2 Richtern und 2 Bürgern bestehende Regirung, ohne deren Zustimmung kein neues Gesetz gegeben, noch irgend etwas von Bedeutung sollte entschieden werden, und die den Kortes verantwortlich seyn sollte. In demselben Monat erklärte sich Bahia unabhängig von der Regirung zu Rio Janeiro. Am 1. December 1822 setzte sich, auf allgemein geäußertes Verlangen des Volks, der bisherige Vicekönig feierlich die Krone auf, erklärte Brasilien als konstitutionelles Kaiserthum, und sich selbst zum konstitutionellen Kaiser und beständigen Vertheidiger Brasiliens. Am 3. Mai 1823, als am Jahrestage der Entdekkung Brasiliens durch den portugiesischen Weltumsegler Petro Alvares Cabral, beging Se. Majestät der Kaiser die Eröffnung der Stände mit der großten Feierlichkeit. Am 11. Oct. 1823 erließ der Kaiser einen vom Staatsrath unterzeichneten Konstitutions-Entwurf bestehend aus 179 Artikeln, wovon folgende die Wichtigsten sind: „Das Kaiserreich Brasilien ist der politische Verein aller brasilianischen Bürger. Sie bilden eine freie und unabhängige Na-

Digitized by Google

tion, die kein Band einer Union oder Föderation gestattet, welches dem Grundsatz der Unabhängigkeit entgegen wäre. — Die Regierungsform ist eine erbliche, konstitutionelle und repräsentative Monarchie. — Die regierende Dynastie ist die des Don Pedro, Kaisers und beständigen Vertheidigers von Brasilien. — Staats-Religion ist die römisch-katholisch-apostolische. Die Ausübung anderer Religionen ist zwar erlaubt, allein ohne äußeres Gepränge. — Durch die Konstitution werden vier politische Gewalten anerkannt; nämlich: die gesetzgebende, die moderirende, die vollziehende und die richterliche. — Die Repräsentanten der brasilianischen Nation sind: der Kaiser und die General-Versammlung. — Alle Gewalten im brasilianischen Kaiserreiche gehen von der Nation aus. — Die General-Versammlung besteht aus zwei Kammern: aus jener der Deputirten und jener der Senatoren oder dem Senat. — Der General-Versammlung stehen folgende Befugnisse zu: 1) Den Eid des Kaisers, des Kronprinzen, des Regenten oder der Regentschaft zu empfangen; 2) den Regenten oder die Regentschaft zu erwählen, und die Gränzen ihrer Machtbefugnisse zu bestimmen; 3) den Kronprinzen, als Thronerben, in der ersten Session nach seiner Geburt anzuerkennen; 4) den Vormund eines minderjährigen Kaisers in dem Falle zu ernennen, wo ihm der Vater durch Testament keinen bestellt haben möchte; 5) die Zweifel zu lösen, die sich in Betreff der Thronfolge erheben möchten; 6) nach dem Tode des Kaisers und während der Erledigung des Thrones eine Untersuchung über die vorhergehende Verwaltung anzuordnen, und die Mißbräuche, die sich eingeschlichen haben dürften, abzustellen; 7) im Falle des Aussterbens der regirenden Dynastie eine neue zu wählen; 8) Gesetze zu geben, auszulegen, und zu suspendiren; 9) über die Konstitution und das Staats-Interesse zu wachen; 10) Alle Jahre die öffentlichen Abgaben zu bestimmen und die direkte Steuer festzusetzen; 11) die ordentliche und außerordentliche Land- und Seemacht alljährlich nach dem desfalsigen Berichte der Regirung zu bestimmen; 12) fremden Truppen den Eingang in das Gebiet und die Häfen des Reichs zu versagen oder zu gestatten; 13) die Regirung zu Anleihen und zu ermächtigen; 14) die Mittel zur Abzahlung der Staatsschuld zu bestimmen; 15) die Verwaltung der National-Domänen anzuordnen, und deren Veräußerung zu verfügen; 16) öffentliche Aemter zu kreiren oder abzuschaffen, und für die Besoldung der kreirten Stellen zu sorgen; 17) Schrot und Korn der Münzen und Maaß und Gewicht zu bestimmen." Die übrigen einzelnen Bestimmungen dieser Konstitution weichen wenig von der Konstitution der Kortes ab. Die „moderirende Gewalt" des Kaisers besteht darin, alle Gesetze zu genehmigen, die General-Versammlung aufzulösen, obrigkeitliche Personen und gerichtliche Verfolgungen zu suspendiren, zu begnadigen; und Amnestien zu bewilligen. Die Minister sind für folgende Vergehungen und Verbrechen verantwortlich: 1) Hochverrath; 2) Bestechung; Aufwiegelung, Erpressung; 3) Mißbrauch der Gewalt; 4) Nichtbeobachtung der Gesetze; 5) Handlungen gegen die Freiheit, Sicherheit und das Eigenthum der Bürger; 6) Verschleuderung des Staatsvermögens. Der Artikel zählt in 33 Paragraphen alle, gegenwärtig allgemein anerkannte, bürgerliche Rechte auf, worunter auch das sich befindet, Schriften ohne vorgängige Censur herauszugeben.

Bratsche. So heißt eine große Geige, aus dem italienischen Braccio, Brazzo also benannt; sie ist in der Musik für den Alt und Tenor bestimmt.

Braubach. Dieses Städtchen zieht sich vom Rheine auf dessen rechtem Ufer um den südlichen und westlichen Fuß des Schloßberges in ein enges Thal hinein, und war früher befestigt, wovon man noch einige Mauern und Thürme sieht. Es ist sehr schlecht gebaut, besonders der am Rhein liegende Theil desselben, welcher aus engen, finstern und winklichten Straßen besteht. Braubach kommt schon in Urkunden vom Jahre 1203 vor, und im Jahre

Digitized by Google

1288 wurde es vom Kaiser Rudolph zur freien Stadt erhoben. Am obern Ende desselben, hart am Rhein, steht das alte Schloß Philippsburg, welches in den Jahren 1568 bis 1571 vom Landgrafen Philipp dem Jüngern, einem Sohne Philipps des Großmüthigen von Hessen, erbaut wurde. Einwohner zählt Braubach 1.150, deren vorzüglichste Nahrungsquellen Acker-, Wein- und Obstbau sind. — Der Schloßberg oder die Marxburg liegt auf einem hohen, zugespitzten Felsenberg, und ist das einzige alte und feste Schloß, welches sich am Rheine noch erhalten hat. Der erste Erbauer dieser Bergfeste ist unbekannt, erweitern aber und stärker befestigen ließ sie Johann der Streitbare, Landgraf von Hessen-Darmstadt. Gegenwärtig ist dieselbe nassauisch, und hat einen Obristen zum Commandanten und 40 Mann Invaliden zur Besatzung.

Brauen, s. Bier.

Braun, auch Brauns (Georg), ein vielseitig gebildeter Gelehrter für seine Zeit. Er blühete im 16. Jahrhundert, war Archidiakon in der Stiftskirche zu Dortmund, und starb als Dechant der Stiftskirche U. L. Frau ad gradus zu Köln am Rhein. Hier gab er mit Franz Hohenberger sein berühmtes Theatrum Urbium in 6 Foliobänden heraus, ein Werk, das seinem Namen einen ausgezeichneten Rang unter den rheinischen Schriftstellern erworben hat.

Braunschweig (Herzogthum.) Nachdem es von 1807 bis 1813 einen Theil des Königreichs Westphalen ausgemacht, ist es ohne bedeutende Veränderung in seinem Umfange an das alte Herrscherhaus zurückgekommen, welches nur eine Nebenlinie des hannövrischen Fürstenstammes ausmacht. Das Land liegt, in 3 größere und einige kleinere Parzellen getheilt, größtentheils am nördlichen Abhange des Harzes, von preußischen und hannövrischen Besitzungen umgeben. Der Harz ist das Hauptgebirge, und in der Gegend der Weser der Solling. Außer der Weser, welche das Land aber nur berührt, sind nur unbedeutende Bäche vorhanden, wovon die Leine, die Ocker und die Bode die beträchtlichsten sind. Die gebirgigen Theile sind reich an Holz, mancherlei Steinarten und Metallen, vorzüglich an Eisen, und Salz, welches auf den Salinen von Salz-Dahlum, Schöningen und Juliushall gewonnen wird. Die ebneren sind ergiebig an allen Getreidearten, Oelpflanzen u. s. w., auch wird guter Hopfen gebaut. — Auf 71¾ □M. leben 209.000 Einw. sächsischen Stammes, und meist lutherisch; sie zeichnen sich durch fleißigen Anbau des Landes und viel Betriebsamkeit aus; das Spinnen und Weben der Leinwand ist überall verbreitet; im Gebirge wird viel in Eisen und Holz gearbeitet; in den Städten ist die Brauerei und Brennerei bedeutend. — Auch hier ist seit Kurzem eine neue ständische Verfassung eingeführt. — Braunschweig, die Hauptstadt des Herzogthums, in einer freundlichen Gegend, von Spaziergängen an der Stelle der alten Festungswerke umgeben, an der Ocker, mit 32.000 Einw., die Haupt- und Residenzstadt. Sie verdankt ihr erstes Emporkommen Heinrich dem Löwen, ward mächtig und unabhängig durch ihre Verbindung mit der Hanse, und sank, als diese unterging; doch ist sie durch Handel und Gewerbe noch immer eine der blühendsten Städte Deutschlands. Die Hauptgebäude sind: der graue Hof, das Residenzschloß der Herzoge; das landschaftliche Haus; das Zeughaus, worin jetzt ein Naturalienkabinet und die schöne ehemals in Salzdahlum befindliche Gemäldesammlung sich befinden; das Opernhaus; das Gewandhaus; das Neustadt-Rathhaus u. A. In der Nähe liegt das Lustschloß Richmond, an der Ocker. Die Stadt hat ein anatomisch-chirurgisches Institut, gute Schulen und viele Wohlthätigkeitsanstalten, nebst einer trefflichen Armenpflege. Unter den mancherlei Gewerben zeichnen sich die Brauereien der bekannten Mumme, die Porzellanfabrik und mancherlei feinere Luxusartikel aus. Die Braunschweiger

Digitized by Google

Schlackwürste sind berühmt. Der Handel wird durch 2 jährliche Messen sehr belebt. Merkwürdig ist noch das vaterländische Denkmal, welches am 13. Sept. 1823 in dieser Stadt errichtet wurde. Das Ganze ist eine keilförmig emporsteigende 60 Fuß hohe, und an der Wurzel 8 Fuß breite eiserne Spitzsäule. Auf einem Piedestal von Quadern ruhend, ist sie an den vier Eckseiten von vier auf 4 Fuß hohen Quadern gelagerten kolossalen eisernen Löwen, in einer Entfernung von 12 Fuß umgeben, und erhebt sich aus einer weiten Ovalfläche grünen Rasens. Auf den vier Wänden des Denkmals liest man in Lapidarschrift, und zwar auf der Südseite: „Den Einbruch in das Vaterland dem Feinde mit seinem Blute wehrend, sank Braunschweigs Welfe, Carl Wilhelm Ferdinand; mit ihm seines Volkes Glück." Auf der Nordseite: „Des Vaterlandes neu bedrohtes Glück schützend in rettender Feldschlacht, sank Braunschweigs Welfe, Friedrich Wilhelm, an seiner Krieger Spitze." Auf der Ostseite: „Ihr Ruhm lebt ewig; daure mit ihm ihr Stamm dem Vaterlande zum Segen." Auf der Westseite: „Seinen für Deutschland gefallenen Fürsten ihr Vaterland (1822)."

Braunschweig (Ferdinand, Herzog von), geb. den 11. Jan. 1721 zu Braunschweig, war der vierte Sohn Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig, und trat, nach einer Reise durch Deutschland, Holland, Frankreich und Italien, 1740 in preußische Kriegsdienste. In den beiden schlesischen Kriegen, so wie im siebenjährigen Kriege, zeichnete er sich auf's Vortheilhafteste aus, und wurde deshalb von Friedrich II. zu Ende des Jahres 1757 der alliirten Armee als Anführer überlassen, wo er die herrlichsten Feldherrn-Talente entwickelte. Er vertrieb die Franzosen aus Niedersachsen, Hessen und Westphalen, und schlug sie bei Crefeld und Minden. Nach dem Hubertsburger Frieden verließ er die preußischen Kriegsdienste, lebte abwechselnd in Braunschweig und auf seinem Lustschlosse Vechelde, und widmete sich den Künsten und Wissenschaften. Allgemein betrauert, starb er den 3. April 1792.

Braunschweig-Wolfenbüttel (Carl Wilhelm Ferdinand, Herzog von), geb. den 9. Okt. 1735, der älteste Sohn des regirenden Herzogs Karl von Braunschweig und Philippinen Charlottens, Prinzessin von Preußen, und Schwester Friedrichs II., widmete sich, vom Abt Jerusalem trefflich erzogen, dem Kriegsstande, und zeichnete sich in der Schlacht von Hastenbeck und Crefeld rühmlich aus, so daß sein Name unter den Helden des siebenjährigen Kriegs mit Recht genannt wird. Im Jahre 1764 vermählte er sich mit der Prinzessin von Wallis, Auguste, lebte den Wissenschaften und schönen Künsten, trat 1773 als General der Infanterie in preußische Kriegsdienste, wohnte dem baierschen Erbfolgekriege bei, und übernahm nach seines Vaters Tode, 1781, die Regierung von Braunschweig. Die Unruhen in Holland dämpfte er, 1787, mit einer kleinen preußichen Armee, und setzte den Erbstatthalter wieder in seine Rechte ein. Beim Ausbruch des Revolutionskrieges erhielt er 1792 den Oberbefehl über die preußische Armee, eroberte Longwy (den 23 Aug.) und Verdun (den 2. Sept.). Allein der Eingang in die Champagne, durch steile Gebirge, enge Päße und Wälder unwegsam, und an sich unfruchtbar, mußte nothwendig die Zufuhr für das Heer von den Gränzen her erschweren. Ueberdies stand den Verbündeten Dumouriez in seinem Lager bei St. Menehould entgegen, mit dem sie zwar täglich im Gefechte waren, der aber eine Hauptschlacht vermied, theils um Frankreichs Schicksal nicht in einer Schlacht aufs Spiel zu setzen, theils, weil er voraus sah, daß die Deutschen ohnehin durch Mangel und Krankheiten zum Rückzuge würden genöthigt werden. Wirklich stellten sich diese gefährlichen Feinde nur zu bald ein. Daher suchte der Herzog Dumouriez wider dessen Willen zu einer Schlacht zu nöthigen, indem er am 20. Sept.

Digitized by Google

einen Angriff auf das Korps, unter Kellermann, bei Valmy wagte. Allein die Franzosen behaupteten ihre Stellung, und somit sahen sich die Deutschen schon zwei Tage darauf zu einem Waffenstillstande, und am 29. Sept. zum Rückzuge aus der Champagne genöthigt. Da während dieses Rückzugs Custine Speier und Worms, auch am 21. Okt. die Festung Mainz in seine Gewalt gebracht, und darauf Frankfurt eingenommen, welches letztere jedoch schon am 2. Dez. von den Preußen und Hessen wieder erobert ward, so mußten nun alle Anstrengungen der Deutschen zunächst auf die Wiedereroberung jener Festung gerichtet seyn. Der Herzog eröffnete daher 1793 gemeinschaftlich mit den Oesterreichern, am Oberrheine, den Feldzug, nahm am 7. März die Festung Königstein, eroberte Mainz am 22. Juli, und suchte die Eroberung der starken franz. Festung Landau vorzubereiten. Die Franzosen unternahmen dagegen, am 14. Sept., einen allgemeinen Angriff von Straßburg bis Saarbrück gegen Wurmser und den Herzog, der an diesem Tage Gelegenheit hatte, mit Moreau, bei Pirmasens im Darmstädtischen, zu kämpfen, und ihm eine blutige Schlacht zu liefern. Die Franzosen wurden aus ihrem Lager bei Hornbach verdrängt, und genöthigt, sich an die Saar zurückzuziehen. Einen Monat später gelang es dem Herzog, gemeinschaftlich mit Wurmser, am 13. Okt., die berühmten weißenburger Linien zu erobern, und auf diese Art Landau näher zu kommen. Um bei der vorrückenden Jahreszeit noch einen festen Stützpunkt zu gewinnen, wagte der Herzog in der Nacht vom 16. auf den 17. Nov. einen Sturm auf das Bergschloß Bitsch, den Schlüssel zum vogesischen Gebirge, welcher die Straße von Landau, Pirmasens, Weißenburg und Straßburg vereinigt. Dieser Versuch mißlang. Dagegen schlug er eine Abtheilung der franz. Mosel-Armee, unter Hoche, die, um Landau zu entsetzen, durch das Gebirge hervorzubrechen suchte, vom 28. bis 30. Nov. in einer blutigen Schlacht bei Kaiserslautern. Allein die unaufhörlichen Angriffe, die Hoche und Pichegru, ohne Rücksicht auf ihren Menschenverlust, täglich unternahmen, und die Durchbrechung der österreichischen Linien, welche Pichegru am 22. Dez. bei Froschweiler an dem Mottar bewerkstelligte, nöthigten die Oesterreicher zum Rückzuge über den Rhein, wodurch zugleich der Rückzug des Herzogs bewirkt wurde, welcher im Anfange des J. 1794 den Oberbefehl niederlegte, und Möllendorf zum Nachfolger erhielt. Von nun an widmete er sich einzig dem Wohl seiner Unterthanen, bis zu dem unglücklichen Jahr 1806, wo Preußen Frankreich den Krieg erklärte, und der Herzog den Oberbefehl des preußischen Heeres übernahm. Hier ward er in der Schlacht von Jena und Auerstädt gefährlich verwundet, verlor sein väterliches Erbe, und starb zu Ottensen bei Altona am 10. Nov. 1806.

Braunschweig (Friedrich Wilhelm, Herzog von). Der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, Carl Wilhelm Ferdinand, starb den 10. Nov. 1806 an den Folgen einer schmerzlichen Verwundung in der Schlacht bei Jena. Wenige Wochen vor seinem Tode hatte er noch den Schmerz erleben müssen, seinen ältesten Sohn zu verlieren. Der vierte Sohn, Friedrich Wilhelm, geb. 1771, der im Jahr 1805 von seinem Oheim die Herzogthümer Oels und Bernstadt geerbt, war, Kraft einer, mit seinen noch lebenden zwei Brüdern über die Regirungsfolge geschlossenen, Uebereinkunft nunmehr wahrer Erbe und regirender Herr der Braunschweig-Wolfenbüttelschen Lande. Allein Napoleon hatte eben, in Folge des Siegs bei Jena, dieses Herzogthum besetzt, und der stolze Tyrann achtete jenes Recht nicht, sondern raubte, durch den Tilsiter Frieden, dem Herzog das väterliche Erbe, um es zum Königreich Westphalen zu schlagen. Herzog Friedrich brachte nun seine Zeit theils in Schweden, wohin der beste Theil der Schätze seines Vaters gerettet worden, theils in Bruchsal, anscheinend

Digitized by Google

ohne alle Theilnahme an den furchtbaren Welthändeln, zu. Aber am 20. April 1808 verbitterte ihm der Tod seiner liebenswürdigen, sechs und zwanzigjährigen Gemahlin, einer badischen Prinzessin, die Ruhe des Privatlebens, und, schon mit den Waffen vertraut, entschloß sich der Herzog, die Gelegenheit eines nun ausbrechenden Krieges zu benutzen, und sich im J. 1809 Oesterreichs Kampfe für Deutschlands Rettung anzuschließen. Es war dem Herzog gelungen, in Wien eine Uebereinkunft abzuschließen, zufolge welcher derselbe als deutscher Reichsfürst auf eigene Kosten ein Korps von 2.000 Mann stellte, wogegen ihm alle Zusicherungen als Alliirten gegeben wurden. Bei Stachod in Böhmen ward er ein aus Uhlanen, Jägern, Husaren und leichtem Fußvolk bestehendes Korps, wozu sich viele, durch die in Deutschland herrschende Sklaverei empörte, preußische, hessische und vorzüglich ehemals braunschweigische Offiziere einfanden. Dörenberg, Barnewitz, Korfes und Katt waren die hervorstehendsten, und mancher brave Jüngling schloß sich ihnen an. Das Korps war gut beritten, die Kleidung vom Kopf bis zum Fuß schwarz, die Tschakko's mit kreuzweis gelegten Knochen und einem Todtenkopfe geziert. Rache und Vergeltung empfangener Unbilde belebten alle Theilnehmer; und der Name der schwarzen Legion hat sich furchtbar gemacht. — Zur Zeit, wo das österreichische Heer bei Aspern siegte, war auch Er mit seiner Heldenschaar so geschwind und kräftig aus Böhmen auf die Feinde in Sachsen gefallen, daß er sie mit bedeutendem Verlust bis Weißenfels jagte. Aber bald rückten die Franzosen mit verstärkter Macht gegen ihn an, und er sah sich zum Rückzuge wieder genöthigt. Indessen wurde doch bald darauf in Verbindung mit einigen Oesterreichern der größte Theil von Sachsen und Franken schnell befreit. Mittlerweile wurde dem Herzog der nach der Schlacht von Wagram zu Znaim, den 11. und 12. Juli 1809, abgeschlossene Waffenstillstand gemeldet, und er sah sich genöthigt, das Schwert in die Scheide zu stecken. Jetzt faßte er den kühnen Entschluß, sich bis zur Wesermündung, 70 Meilen weit, durch die Feinde durchzuschlagen, und sich und seine Getreuen nach Albions freier Küste zu retten, und dort glücklichere Zeiten abzuwarten. Er rückte daher mit seinem Korps von Altenburg gegen Leipzig vor. Nach einem kleinen Gefechte mit dem daselbst befindlichen wenigen Militär, setzte er sogleich seinen Marsch nach Halle fort, wo er am 27. Juli ankam. Er verweilte auch hier nicht, sondern traf schon am 30. Juli bei Halberstadt ein, wo an demselben Morgen der westphälische Oberst Wellingerode mit dem 5ten Infanterie-Regimente eingerückt war. Obgleich dies Regiment dem Korps des Herzogs tapfern Widerstand leistete, so ward es dennoch endlich geschlagen, und der Oberst selbst gefangen. Nun wandte sich der Herzog nach Braunschweig, seiner Vaterstadt. Am 31. Juli traf er daselbst ein, und bivouaquirte mit seinen Truppen auf den Wällen; er selbst brachte die Nacht, in einen Mantel gehüllt, auf Stroh gelagert, zu. Er durfte sich keine Ruhe gestatten, denn von allen Seiten waren ihm seine Verfolger auf der Ferse. Der westphälische General Reubel zog 4.000 Mann seiner Division bei Ohof in der Nähe von Braunschweig zusammen, der General Gratien war mit einer holländischen Division von Erfurt aufgebrochen, und der dänische General Ewald ging von Glückstadt ins Hannöversche über die Elbe, um diesen Strom zu decken. Am Nächsten folgten Reubel dem Herzoge, und am 1. Aug. stießen Beide ganz in der Nähe von Braunschweig, bei dem Dorfe Oelper, auf einander, und es entstand ein Gefecht (das eilfte seit seinem Aufbruche aus Sachsen), welches des Umstandes wegen merkwürdig in der Geschichte bleiben wird, weil ein Korps von beinahe 4.000 Mann vor einem Häuflein Leute, das sich kaum auf 1.500 belief, nicht allein zurück wich, sondern

Digitized by Google

denselben auch gerade den Weg öffnete, auf dem sie allein entkommen konnten. Am 2. Aug. verließ der Herzog das trauernde Braunschweig, seine Vaterstadt; der Weg, den er einschlug, ließ vermuthen, daß er auf Celle gehen würde, wohin er auch von den westphälischen Truppen verfolgt wurde. Statt dessen aber ging er auf Hannover, wo er noch an demselben Tage einrückte, aber auch sogleich nach Nienburg weiter ging. Hier setzte er über die Weser, brach die Brücken hinter sich ab, und marschirte an diesem Flusse hinunter. Am 4. Aug. kam er zu Hoya an, und eilte auf dem linken Weserufer weiter, während sich ein Theil seines Korps, um eine falsche Demonstration zu machen, nach Bremen wandte. Hier rückten am 5ten die schwarzen Husaren ein, besetzten die Thore, eilten aber gleich am folgenden Tage weiter. Unterdessen setzte der Herzog seinen Marsch durch das Oldenburgische fort. In Delmenhorst brachte er die Nacht vom 5. auf den 6. August zu, und es schien, als ob er Ostfriesland zu erreichen suchte, um sich an dessen Küsten einzuschiffen. Unvermuthet aber ging er bei Huntebrück über den sich in die Weser ergießenden kleinen Strom, die Hunte, bemächtigte sich aller zu Elsfleth unthätig und größtentheils leer liegenden Handelsschiffe und Weserfahrzeuge, schiffte seine Mannschaft in der Nacht vom 6. auf den 7., mit Zurücklassung der Pferde, ein, und verschaffte sich mit Gewalt in dieser von Schiffern bewohnten Gegend die nöthigen Seeleute. Am 7. Morgens ging der Herzog selbst mit aufgezogener englischer Flagge unter Segel, und schon am 8. landete er auf Helgoland, von wo er am 11. mit seinem Korps nach England absegelte. Hier wurde der Herzog zum brittischen General-Lieutenant befördert, und erhielt einen Jahrgehalt von 10.000 Pf. Sterling, bis er am 22. Dez. 1813 in seine Erbstaaten zurückkehren konnte. Die Ereignisse des Jahrs 1815 riefen ihn wieder zu den Waffen. Er zog aus mit seinen Schaaren, eilte dem niederländischen Heere zu, um sich mit Wellington zu vereinigen, und starb den schönen Heldentod an der Spitze seiner tapfern Braunschweiger am 16. Juni, zwei Tage vor der siegreichen Schlacht bei Waterloo.

Brauronia, ein Beiname, welchen Diana von dem uralten Brauron, einem Demos (Kanton) in Attika erhielt, wo sie einen uralten Tempel hatte. Hiehin brachten Iphigenia und Orestes die Bildsäule der Diana Taurika, welche Xerxes im zweiten persischen Kriege wegnahm. Praxiteles Bildsäule dieser Göttin stand auf dem Schlosse zu Athen. Brauronia hieß auch das Fest der Diana, welches hier alle fünf Jahre gefeiert ward, wobei eine Ziege geopfert, und ein Buch aus der Ilias von Mädchen, in gelben Gewändern, zwischen 5 und 10 Jahren alt, abgesungen wurde. Ueberhaupt mußten sich alle Mädchen Athen's, vor ihrer Heirath, der Diana weihen.

Brautpaar. Das Heilige des großen Festes der ehelichen Verbindung haben alle Völker erkannt, daher wir auch bei allen Völkern Ceremonien und Gebräuche zur Vorfeier, Feier und Nachfeier derselben finden. Bei den Griechen wurde das Brautpaar beim Eintritt in das feierlich geschmückte Haus, das sie künftig bewohnen sollten, mit Feigen und andern Früchten überschüttet, als Verbedeutung des zukünftigen Ueberflusses; auch verbrannte man die Achse des Wagens, damit es der Braut nie einfiele, in ihr väterliches Haus zurückzukehren. Nun folgte das hochzeitliche Mahl, während dessen Freude und Lust herrschten, und passende Hymnen gesungen wurden. Nach dem Mahle wurde getanzt, auch hierbei wechselte Gesang mit Musik. Wenn der Tanz geendigt war, führte man das neue Ehepaar in die Hochzeitkammer, Thalamos genannt. Hier stand das mit purpurnen Decken belegte, und mit Blumen bestreute hochzeitliche Bett, das eine eigne Benennung hatte,

Digitized by Google

je nachdem das Ehepaar noch jung war, zum erstenmal, oder zum zweitenmal heirathete. Ein anderes hier ebenfalls aufgestelltes Bett war für den Bräutigam bestimmt, dessen er sich, wann etwa üble Vorbedeutungen ihm die Vollziehung der Ehe furchtbar machten, bediente. Ehe die Braut das hochzeitliche Bett bestieg, wusch sie sich die Füße, wozu ein Knabe, der ein naher Verwandter war, das Wasser aus der Quelle Callirhoe brachte. Darauf aßen beide Liebende eine Quitte, das Angenehme und Gefällige ihrer ersten Unterhaltung zu bezeichnen; eine Sitte, die Solon gesetzlich befahl, und die auf die Geschichte der Proserpina anzuspielen scheint. Nun ward die Braut beim Glanze der Fackeln, die ihre nächsten Anverwandten trugen, zu Bette geleitet. Das Fackeltragen war für die Mutter der Braut das ehrenvollste Geschäft; sie umband die Fackel mit ihrer eignen Haarbinde. Endlich löste der Bräutigam den jungfräulichen Gürtel der Braut, zum Zeichen der engsten Vertrautheit (dieser der Braut abgenommene jungfräuliche Gürtel wurde öfters einer Gottheit, der keuschen Minerva, oder der spröden, zweifach gegürteten Diana gewidmet), und sie legte sich dann einen neuen um, und beide bestiegen das hochzeitliche Bett; alsdann versammelten sich Knaben und Mädchen, blühend von Liebreiz, vor der Thüre der Brautkammer, stampften dabei mit den Füßen, und ließen laute Hymenäen erschallen, die Lobeserhebungen des Brautpaars und Wünsche für sein Wohlergehen enthielten. Endlich wünschte das Chor der Knaben und Mädchen dem Brautpaar sanfte Ruhe, und versprach, die Glücklichen am folgenden Morgen wieder zu wecken. Bei den Römern machte am Hochzeitstage die Braut zunächst eine festliche Toilette. Während man der Juno, der Stifterin der Ehen, der Iuno iugo, jochenden Juno, opferte, zertheilte man mit einer Lanze das Haar der Braut in sechs Locken, vielleicht um auf den Raub der Sabinerinnen anzuspielen. Dann legte sie ihre jungfräuliche, verbrämte Toga ab, und zog ein unverbrämtes Gewand an; auf die Locken ward der Brautkranz gesetzt, der Brautgürtel und der feuerfarbene Schleier, als Symbol der jungfräulichen Unschuld, angelegt. Der Brautgürtel war von weißer Wolle, durfte noch nicht gebraucht seyn, und war mit einem Herkulesknoten geschürzt, den der Bräutigam vor dem entscheidenden Moment löste. Mit dem Schleier verhüllte die Braut das Gesicht, und es war nur dem Bräutigam erlaubt, dies zu entblößen. Nun setzte sich die Braut in diesem hochzeitlichen Schmucke auf den Schooß ihrer Mutter, und der Bräutigam überraschte sie hier, wie von ungefähr, und raubte sie aus den Armen ihrer Mutter, auch damit wieder auf den Raub der Sabinerinnen hinzielend. Jetzt begann die feierliche Heimführung in die Wohnung des Bräutigams in einem sehr festlichen Geleite, dessen Glanz noch durch Leier- und Flötenspieler verherrlicht wurde. Ein fröhliches, durch Gesänge und Scherze erheitertes Mahl ging der Brautnacht vorher. Endlich wurde nach aufgehobener Tafel die Braut feierlich von einer tugendhaften, verheiratheten Matrone ins Bette gebracht. Während dessen überreichte man den Gästen kleine Geschenke, die vornemlich in einer Art von Kuchen bestanden. Die jungen Frauenzimmer traten nun vor die Thüre der Brautkammer und stimmten einen Gesang an (Epitalamirum), indem sie die Neuvermählten auf das Feierlichste lobten, und ihr Glück schilderten. Um aber durch übertriebenes Lob der jungen Frau nicht zu schaden, und die Göttin Nemesis nicht gegen sie aufzubringen, um ihre stolze Eitelkeit zu demüthigen, sang zugleich nach den Mädchen ein Chor von Knaben Lieder, in denen man den leichtfertigsten Scherzen die größte Licenz einräumte. Dies waren die fescennischen Lieder, von der hetruriſchen Stadt Fescennia so genannt, wo man die Gewohnheit hatte, die muthwilligsten Hochzeitgesänge abzusingen. So feierte der griechische und der römische Geist das große Fest. Mit dem Glauben und den Göttern dieser Völker verschwanden auch die Ceremonien dieser Feier, und das einfachere, den Menschen mehr auf das Innere, Hö-

Digitized by Google

here, anweisende Christenthum, verbannte mit den Göttern der Liebe auch die Opfer derselben. Aber man suchte nun durch äußern Glanz, durch irdischen Tand, und weltliche Gebräuche dieses Fest auszuzeichnen, und wenn wir mittheilen, wie Herzog Wilhelm von Jülich im J. 1585 seine Hochzeit und Brautnacht feierte, so geben wir dem Leser zugleich den schneidensten Kontrast von Ceremonien in der Feier einer und derselben Gelegenheit, der sich vielleicht in der Geschichte des menschlichen Geistes erzählen läßt. — Der Herzog vermählte sich mit der Prinzessin Jakobine von Baden. Die ansehnliche Verwandtschaft des Hauses und mehrere deutsche Fürsten wurden zu dieser Feierlichkeit eingeladen. Küche und Keller waren reichlich versorgt, die Zimmer im neuesten Geschmacke meublirt und aufgeputzt, und Alles zum Empfang der fürstlichen Braut angeordnet. Sechshundert Fußknechte in rothen Mänteln mit gelben Aufschlägen, rothen Westen und rothgefütterten weißen Hosen, grünen und gelben Strümpfen, mit Pulverflaschen und Lunten, standen an den Thoren des Schloßthores bereit, ihrer künftigen Gebieterin die erste Huldigung zu bringen. Der vornehmste Adel, im Abenteuer geprüfte Ritter, Grafen und Herren, drängten sich in dem großen Saale, indeß Knappen und Junker die glatten Schilder noch glatter putzten, und die Rosse pflegten. Die Bürger waren beschäftigt, aus der herzoglichen Küche die ihrige zu versehen, damit ihre Gäste nicht darben möchten, wenn die Herren derselben aus goldenen Pokalen zechten. Um Zanck und Lärm zu verhüten, sorgte die Polizei für Wachen, und für Dolmetscher zum Behuf der Fremden. Mehrere Stunden vergingen in diesem Taumel, und noch war man nicht fertig mit Zurüstungen, als die frohe Botschaft anlangte, die fürstliche Braut sey an das Land gestiegen, denn sie kam zu Schiffe auf dem Rhein herunter. Eine glänzende Gesellschaft bewillkommte sie im Namen des Bräutigams, der sie von da einzuhohlen versprach. Johann Wilhelm, im rothen Karmoisinmantel, mit breiten goldenen Borden besetzt, zerschnittnen Hosen und Wams von goldenem Tollet, rothen seidnen Strümpfen, mit einem Perlenkranz auf seinem mit grünen und weißen Federn geschmückten Hute, bestieg sein Roß, das unter seinen goldenen Decken und bunten Federn stolz einherging. Des Prinzen Seite deckte das goldene Gefäß seines Schwertes. Hinter ihm wurden drei Hengste, prächtig aufgeputzt, an der Hand geführt. Bei dem Anblick seiner Braut stieg er vom Pferde, und ging ihr entgegen. Pfalzgraf Philipp redete die Braut in seinem Namen an, und schloß mit einem herzlichen Gebet. Die Gegenrede hielt Jakobinens Bruder, Markgraf Philipp. Hierauf begann der Zug nach der Stadt, wo der Donner des Geschützes die Ankunft verkündete, und mit 23 Trompeten und 2 Heerpaukern wetteiferte. Die Braut wurde aus ihrem Wagen nach dem Brautzimmer geführt, welches nach damaligem Geschmack mit schönen Tapeten, worauf die Liebe durch allerlei Figuren und Gemälde zum Genuß einlud, ausgeputzt war. Das Brautbett bedeckte ein goldenes Tuch, auf welchem man die Geschichte des Mars ohne einen Kommentar übersetzt sah. Der lose Näscher wurde vom Vulkan in einem Netz gefangen. Das Gegenstück dazu gab die Schloßkapelle, wo lauter evangelische Geschichten, und besonders die Hochzeit zu Kana, aufgestellt waren, so wie in dem großen Audienzsaal beinahe die ganze Apostelgeschichte in den sonderbarsten Karikaturen das Auge unterhielt. Nach alter Sitte ließen sich die fürstlichen Verlobten von ihren nächsten Verwandten zum Altar führen. Die Braut erschien in einem ausgeschnittenen Rock von silbernem Stück mit Gold bordirt, mit einem Halsschmuck von Diamanten und Rubinen, und einer goldenen Krone auf ihren fliegenden niedergeschlagenen Haaren. Zwölf Ritter trugen ihr 12 Fakeln von weißem Wachs vor; ihr selbst folgten die Damen und Fräulein in weißen seidnen Kleidern mit Gold und Silber gestickt. In der Mitte gingen Trompeter und Pauker, und machten eine rauschende Musik. Hierauf folgte der Bräutigam in einem

Digitized by Google

kurzen schwarzen Sammtmantel, weißen seidnen Hosen und Wams, alles mit Perlen bordirt, und silbernem Collet gefüttert, weißen seidnen Strümpfen; auf seinem schwarzen Barret glänzte ein Kranz von Diamanten und Rubinen, in dessen Mitte eine Medaille hing, worauf Justitia mit ihren Insignien eingegraben war. Vor der Trauung hielt der Hofprediger eine Rede, wobei er denn der jungen Braut „in Schmerz wirst du deine Kinder gebären" zu wiederholten Malen vorsagte. Der Bräutigam legte hierauf in die Hand des Priesters einen goldenen Ring für die Braut, diese aber überreichte ihm in einer goldenen Schaale einen Kranz aus lauterm Golde gewirkt, mit Blumen, Diamanten und Rubinen eingefaßt, welche der Priester auf das entblößte Haupt des Bräutigams setzte. Ein Herr Gott dich loben wir, unter Beistimmung der Trompeten und Pauken auf dem Burgplatze, beschloß diese feierliche Handlung. Die Unterhaltungen bei Tafel entsprachen der Freude des Tages. Chöre von Trompetern und Paukern, von Geigern, Lautenschlägern und Sängern wechselten, und ergötzten das Ohr der Ritter. Unter der Musik eröffnete der Bräutigam mit seiner Braut den Tanz und zwar mit dem berühmten Fackeltanz, wo ihnen 12 Windlichter vor- und nachgetragen wurden. Nach geendigtem Tanz begab sich die Gesellschaft in den großen Versammlungssaal, wo ein herrliches Banket von Zuckerwerk, in Gestalt eines wohlgeschmückten Gartens, auf sie wartete. Hier sah man Lorbeerbäume mit goldenen Flittern behangen; Obstbäume in hohen Felsen und Bergen; perspektivische Wasserbäche, und darin mehrere Arten Fische; an den Ufern derselben Häuser, Schlösser und Thürme, Gehölz mit Elephanten, Löwen u. s. w. Auf Büschen und Bäumen schnäbelten sich verliebte Vögel, worunter der doppelte Adler, auf einem Löwen stehend, und das österreichische Wappen tragend, besonders hervorragte, und die verliebten Vögel mit seinen Flügeln deckte. Ein Pelikan öffnete mit seinem Schnabel die Brust, und tränkte die Jungen mit seinem Blute; auf den Flügeln trug er die Wappen der Vermählten. Mit dem Banket ging es wie mit dem Ochsen bei der Kaiserkrönung. Das Brautpaar wurde hierauf in das Brautzimmer begleitet. Am ersten Morgen, da der Bräutigam seine Braut als Gattin küßte, überreichte er ihr die Morgengabe.

Brauwer, Brawer, Brauer, Brower (Adrian), geboren zu Harlem im J. 1608, oder nach Andern zu Oudenarde, wo sein Vater Hautelissentapeten malte. In seiner Kindheit begann er bereits Blumen und Vögel auf Leinwand zu malen, welche seine Mutter den Bäuerinnen verkaufte, und er fertigte zuletzt groteske Werke und Figuren in verkleinertem Maaßstabe, die so hoch wie Gold bezahlt wurden. Seine Werkstätte befand sich gewöhnlich in einem Wirthshause. Er nahm gewöhnlich an allen Streitigkeiten der Trunkenbolde Theil, u. pflegte sich zu berauschen. Als er einst zu Antwerpen als Ausspäher verhaftet wurde, verlangte er, man solle ihn arbeiten lassen. Er malte spanische, im Spiel begriffene Soldaten mit solcher Kunstwahrheit, daß Rubens sechs hundert Gulden für das Gemälde bot, und seine Freiheit dadurch erwirkte, daß er sich selbst zum Bürgen stellte. Sein ungeregeltes Leben untergrub seine Gesundheit. Er machte häufige Reisen; auf einer derselben wurde er von Dieben rein ausgeplündert. Jetzt, da er fast nackt war, machte er sich ein Gewand aus Leinwand, und bemalte dieselbe mit Blumen, im Geschmacke der indischen Zeuge. Die Damen wurden getäuscht, und die Nachfrage nach ähnlichen Stoffen und Blumen wurde allgemein. Brauwer zog sie aus ihrem Irrthume, indem er mit einem Schwamme über die Blumen seines Rocks fuhr, und Alles tilgte. Seine Verwandten verachteten ihn, weil er immer schlecht gekleidet war. Er kaufte sich darum ein sammtenes Kleid. Jetzt wurde er zu einer Hochzeit eingeladen, als man mitten am Essen war, goß er sich eine

Digitized by Google

Schüssel Brühe über sein Gallakleid, mit den Worten: „Mein Kleid muß sich auch etwas zu Gute thuen, denn es allein ist eingeladen worden.“ Er gerieth in die äußerste Armuth, kehrte nach Antwerpen zurück, und starb in einem Alter von 32 Jahren im Hospitale. Rubens, der den frühen Tod Brauwers, und den Verlust für die Kunst betrauerte, ließ ihn ehrenvoll in der Carmeliterkirche bestatten. Brauwer war in seiner Jugend sehr unglücklich gewesen. Sein Meister, der geitzige und hartherzige Hals, ließ ihn Tag und Nacht arbeiten, und ungeachtet er ungeheuren Gewinn aus den Arbeiten des Schülers zog, versagte er ihm die nöthige Kleidung und Nahrung; denn das erste Gemälde, welches der Schüler für eigene Rechnung machte, wurde ihm mit hundert Ducatonen bezahlt. Diese Summe schien ihm so übergroß, daß er glaubte, Gemälde = Verkauf und Geld seyn nur Traum und Täuschung. Er wälzte sich auf dem über den Boden hingestreuten Gelde, und ging darauf weg. Als er einige Tage hernach wieder kam, fragte man ihn, wo sein Geld sey. „Gott sey gepriesen, erwiederte er, ich habe mich davon losgemacht, und ich befinde mich um so glücklicher.“ Dies war immer seine Handlungsmaxime. Frohsinn verließ ihn nie, nicht einmal mitten in der Dürftigkeit. Alle seine Gemälde stellen nur muntere Scenen dar, als: Streitigkeiten im Wirthshause, Spitzbuben beim Kartenspiele, Tabaksraucher, Trunkenbolde, Soldaten, Dorfhochzeiten. Die Natur ist mit großer Wahrheit wiedergegeben. Der Pinselstrich ist sehr leicht, seine Farben kräftig und einstimmend, seine Figuren voller Ausdruck. Seine Werke sind theuer und selten. Drei befinden sich im königl. Museum zu Paris: das Innere einer Wirthsstube, die bacchische Musik, und das Kartenspiel. Dieses Letztere ist eines seiner Meisterstücke. Die Dresdener Gallerie besitzt vier Stücke, welche verschiedene Bauernscenen vorstellen.

Brawe (Joachim Wilhelm, Freiherr von) darf unter den jungen Dichtern, die in der Blüthe ihres Lebens dahinwelkten, ehe ihre Talente sich ganz entwickelt hatten, nicht vergessen werden. Er war 1738 zu Weißenfels in Sachsen geboren. Er hatte eben die Universität Leipzig verlassen, wo Gellert, Lessing und Weisse seine Freunde geworden waren, als er, wie Cronegk, nur noch jünger, an den Blattern starb im Jahr 1758, dem 20sten seines Alters. Noch merkwürdiger trifft das Schicksal dieser beiden Dichter, Cronegk's und Brawe's, darin überein, daß Beide, von freiherrlichen Familien, zu einer Zeit, da dem deutschen Adel wenig an der Literatur seines Vaterlandes gelegen war, die dramatische Poesie in ihrer Muttersprache zu vervollkommnen strebten, und daß das Trauerspiel von Brawe, der Freigeist, das Accessit erhielt, als dem Codrus Cronegk's der Preis zuerkannt wurde. Aber in diesem Trauerspiele zeigt sich auch überall der Mangel an Reife des Talents des jungen Dichters. Ohne die Mitwirkung Lessing's, der sich für Alles lebhaft interessirte, was der knechtischen Nachahmung der französischen Tragiker in der deutschen Literatur entgegen trat, würde Brawe's Freigeist schwerlich eines Accessits gewürdigt worden seyn. Die Erfindung so wenig, als die Ausführung dieses Stücks, entsprechen dem wahren Begriffe eines Trauerspiels. Der Religionseifer des jungen Dichters hatte ihn hingerissen, zur Ehre des Christenthums die tiefste Verdorbenheit des Herzens bis zur Karikatur in der Person eines sogenannten Freigeistes der Verachtung auszustellen. Aber weil das Stück ein bürgerliches und in Prose geschriebenes Trauerspiel ist, und der dramatischen Poesie der Deutschen die neue Richtung geben half, an welcher Lessing besonderes Wohlgefallen fand, erregte es ein kurzes Aufsehen. Mehr poetischen Werth hat der Brutus, das zweite Trauerspiel von Brawe. Von der damals in Deutschland gewöhnlichen Gattung unterscheidet es sich auch durch die metrische Form in Jamben ohne Reim.

Digitized by Google

Brechung der Lichtstrahlen, heißt die Abneigung derselben von ihrer Richtung, sobald sie aus einem durchsichtigen Mittel in ein anderes von verschiedener Dichtigkeit übergehen. Die Wissenschaft, welche diese aus den Gesetzen der Strahlenbrechung erklärt, heißt Dioptrik (s. d. Art.) Newton leitete auf eine schon bei bloßem Nachdenken überaus sinnlich ansprechende Weise die Brechung, die der Lichtstrahl z. B. bei seinem Uebergange aus der dünnern Luft in das dichtere Wasser erfährt, aus der stärkern Anziehung her, die das Wasser auf den Lichtstrahl ausübt. Auch versuchte er, das Brechungsverhältniß in verschiedenen Materien festzusetzen. Er glaubte, daß aus seinen Versuchen hervorgehe, daß sich die brechenden Kräfte (worunter er die Kräfte versteht, mit welchen das brechende Mittel den Strahl nach der Richtung des Einfallsloths zieht) ganz nahe, wie die Dichten des Körpers verhalten, außer daß durch Uebermaaß brennbarer und ölichter Theile die brechende Kraft verstärkt, durch Mangel derselben hingegen geschwächt werde, und die Vermuthungen dieses unsterblichen Geometers haben zu unsern Zeiten in dieser Rücksicht durch nähere Versuche und Erfahrungen sich auf ganz unerwartete Weise bestätigt.

Breda, eine bedeutende Festung in Brabant, in der Mitte zwischen Bergen op Zoom und Herzogenbusch, doch nicht so stark, als diese beiden. Die schiffbare Merk fließt durch die Stadt, und bedeckt die Graben mit Wasser. Die umliegenden morigen Niederungen können unter Wasser gesetzt werden. Sie hat vier Land- und eben so viele Wasser-Thore, 4 öffentliche Plätze und 9.000 Einw. Merkwürdig sind die Ueberrumpelungen dieser Festung durch Berlaimont im J. 1581, und durch Moritz von Oranien im J. 1590. Letztere geschah durch ein Torfschiff, in dem 70 Niederländer verborgen waren. 1625 nahm Spinola nach zehn- und Heinrich von Oranien nach viermonatlicher Belagerung Breda ein. In dem Revolutionskriege bemächtigte sich Dumouriez derselben, 1793. In dem denkwürdigen Jahre 1813 verschloß diese Stadt den Franzosen die Thore, während sie einen Ausfall wagten. Zwischen England und Holland wurde dort 1667 ein Frieden geschlossen. Auch ist Breda als Geburtsort des berühmten Botanikers Ingenhouß bekannt.

Breda (Johann van), geboren zu Antwerpen im J. 1683, ein Sohn von Alexander van Breda, der Ansichten von Italien, Mävsche, Märkte mit Figuren und Thieren gemalt hat. Der junge Breda wurde von seinem Vater für die Kunst erzogen, und nahm dessen Manier an, bis er die Kunstsammlung von Johann de Witt, die beträchtlichste und kostbarste von Antwerpen, sah. Die schönen Arbeiten von Breughel, dem Samtenen, und von Wouwermans entzückten ihn. Als de Witt ihm den Vorschlag that, diese Sammlung in Abbildern wiederzugeben, ließ es Breda sich neun Jahre lang angelegen seyn, jener beiden Meister Werke zu treffen, daß es beinahe unmöglich war, seine Abbilder von den Urbildern zu unterscheiden; man hat dieselbe Mühe, um die Nachahmungen zu erkennen, welche er später in der Manier jener beiden Künstler versuchte. Breda's Gemälde kamen in Ruf, und gründeten sein Glück. Er ging nach England, und ward der vertraute Freund des Grafen von Harlewater, der im Jahre 1715 auf dem Blutgerüste starb, weil er dem Hause Stuart so auszeichnend ergeben war. Van Breda besuchte den unglücklichen Grafen unausgesetzt in seinem Gefängnisse; er erhielt von ihm ein ehrenvolles Geschenk, als Andenken und Zeichen der Achtung. Lange war er untröstlich über diesen Verlust. Als er sich einigermaßen erholt hatte, malte Breda mehrere Bildnisse für den König und den Hof von England, und kam nach Antwerpen zurück, mit

Digitized by Google

Ruhm und Schätzen überhäuft. Als Ludwig XV. im J. 1746 in Antwerpen einzog, ließ er den Künstler kommen, und kaufte ihm vier Gemälde ab. Zwei stellten Jesus Christus vor: das eine, wie er Wunder thut, und das andere, wie er an den Küsten des Meeres predigt; die beiden andern sind Landschaften. Die Figuren in diesen Gemälden erinnern gewaltig an Breughel, den Samtenen. Diese ruhmvolle Auszeichnung wirkte so mächtig auf den bescheidenen van Breda, daß er beinahe gestorben wäre. Er erholte sich indeß wieder, vermehrte fortdauernd die Anzahl seiner schönen Gemälde, und endete seine arbeitsvolle Laufbahn im J. 1750. Van Breda's Landschaften sind im Geschmacke Breughel's; Schlachten, Märkte in dem von Wouwermans. Wie in diesem, findet sich darin eine glänzende und klare Färbung, schöne Luft, reizende Fernen, eine schöne Zeichnung, Feuer und vielleicht mehr Geist; allein es fehlt an jener Weichheit und jener einzigen Kühnheit von Wouwermans. Van Breda's Gemälde sind über ganz Europa verbreitet; in Hollands Kabinetten finden sich viele Landschaften.

Bredael (Peter van), geboren zu Antwerpen im J. 1630, verließ seine Vaterstadt, und ging an den Hof von Spanien. Seine Landschaften wurden hier sehr gesucht; allein Nichts vermochte, ihn zurückzuhalten, und er kehrte nach Antwerpen zurück, wo er im J. 1689 Direktor der Akademie wurde. An den Gegenständen seiner Gemälde sieht man, daß er einige Zeit in Italien zugebracht hat; denn seine Landschaften sind mit Baukunst und Ruinen ausgeschmückt. Seine Gemälde sind harmonisch, und von schönem Farbenspiel. Liebliche Figuren, gut gezeichnete, und fein gemalte Thiere bevölkern seine Landschaften. Einige sind in Johann Breughel's Manier ausgeführt, und erreichen an Kunst die Arbeiten dieses Meisters. Vier Gemälde stellen die Elemente vor.

Bredow (Gabriel Gottfried), geboren den 14. Dez. 1773 zu Berlin von armen Aeltern, studirte in Halle anfangs Theologie, vertauschte diese aber bald mit den Alterthumswissenschaften. Nachdem er im Jahr 1794 Mitglied des, von Gedicke geleiteten, Schullehrer-Seminars geworden war, ging er 1796 nach Eutin, wurde dort Lehrer in der ersten Klasse, nach J. H. Voß Abgang Rektor, und 1804 Professor der Geschichte in Helmstädt. Schon 1799 gab er das Handbuch der alten Geschichte heraus, dem kurz darauf Untersuchungen über einzelne Gegenstände der alten Geschichte, Geographie und Kronologie folgten, und endlich die Kronik des 19. Jahrh., deren Fortsetzung er beim zweiten Bande an Venturini überließ. Im J. 1809 folgte er einem Rufe nach Frankfurt an der Oder, und ging mit dieser Universität nach Breslau, wo er, nachdem er die Epistolae parisienses und seine schätzbare Geschichte Carls des Großen herausgegeben hatte, den 5. Sept. 1814 starb.

Breenberg (Bartholomäus), geb. zu Utrecht gegen 1620, gest. 1660. Er muß nach den Landschaften des Tizian und Giorgione studirt haben. Selbige sind nicht allein mit alten Ruinen ausgeschmückt, sondern auch mit Figuren, in denen er historische Handlungen darstellte. Seine kleinen Gemälde gefielen, wenn er aber ins Große übergehen wollte, so verloren sie ihr Verdienst. Er hat auch in Kupfer gestochen. In der Göttinger Sammlung ist ein schönes Gemälde von ihm, das den heil. Johannes vorstellt, der in der Wüste predigt. Dies Gemälde hat viel Kraft und lebhafte Farbe, aber die Zeichnung ist inkorrekt, und die Gesichter sind nicht abwechselnd genug.

Breisach, Brisach, eine kleine Stadt in Baden, auf einem Berge an der östlichen Seite des Rheins, auf dessen rechtem Ufer gelegen. Gegenüber liegt Neu-Breisach, der Hauptort eines Cantons im französischen De-

Digitized by Google

part. Oberrhein, mit 300 Häusern und 2.000 Einwohnern. Die Stadt ist von Vauban stark befestigt. Nordöstlich am linken Rhein-Ufer liegt die große starke Mörserschanze.

Breisgau, ehemalige Landgrafschaft in dem südwestlichen Theile von Schwaben. Das Land ist mit vielen Bergen durchzogen, und hat nur auf der Westseite gegen den Rhein hin ebneres und an Getreide, Flachs, Obst, Wein ꝛc. fruchtbares Land; die innern Gegenden haben schlechtern Feldbau, aber gute Viehzucht und große Waldungen, da sich der Schwarzwald über die meisten Striche verbreitet. Die Bergwerke liefern Eisen, silberhaltiges Blei und Kupfer; ein Theil der Bewohner nährt sich auch vom Granat- und Krystallschleifen, und von der Verfertigung hölzerner Uhren, die durch ganz Europa, selbst bis nach Amerika geführt werden. Das Land war die älteste Besitzung des Hauses Oesterreich; Rudoph von Habsburg war auf dem Schlosse Limburg geboren. Seine Landesverfassung war dieselbe, wie in den böhmisch-österreichischen Erbstaaten, und außer den landesfürstlichen Stellen waren hier auch Landstände, die aus Prälaten, Rittern und den Deputirten von 13 Städten bestanden. Aber im Frieden zu Lüneville 1801 trat Oesterreich das Frickthal am linken Rheinufer, mit 17.760 Einwohnern auf 6 □ Meilen an Frankreich, so wie dieses in der Folge an die Schweiz, und das übrige Breisgau mit der Landvoigtei Ortenau an den Herzog von Modena ab, als Entschädigung für den Verlust seiner italienischen Staaten, die zur cisalpinischen Republik kamen. Nach dem Tode des Herzogs von Modena im Jahr 1803 erhielt es sein Schwiegersohn, der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, als Herzog von Breisgau. Aber durch den Presburger Frieden 1805 kam das Land an den Kurfürsten (nachherigen Großherzog) von Baden, mit Ausschluß des kleinen nordöstlichen Strichs eines Theils des Amtes Triberg, der so weit das Gebirge seine Abdachung gegen Osten hat, an Würtemberg kam. Bei der neuen Organisation wurden die Vorrechte der Landstände aufgehoben, und das Land selbst seit 1810 in die badischen Kreise Wiesen, Treisam und Kinzig getheilt.

Breit (ästhetisch) ist besonders ein Fehler der erzählenden Kunstwerke der Rede, wenn sie mit unnöthiger, weitschweifiger, gemeiner Umständlichkeit sich auch in das unbedeutendste Detail einlassen, und Alles auf das Genaueste ausmalen. Der Ausdruck breit ist vom Tone hergenommen, der höchst widerlich wird, wenn man den Mund zu sehr in die Breite zieht.

Breite (geographische) heißt in der Erdkunde die Entfernung eines Ortes auf der Erdoberfläche vom Aequator, die nach Graden, Minuten und Sekunden auf dem Mittagskreise (Meridian) gemessen wird. Sie ist entweder nördliche oder südliche Breite, je nachdem ein Ort nördlich oder südlich von der Linie liegt. Die Polhöhe ist mit der Breite immer gleich groß, da sich der Polarstern immer um so viele Grade über den Horizont erhebt, als der Ort Grade der Breite zählt. Da der Bogen des Meridians von der Linie (Aequator) bis zum Pol den vierten Theil eines Kreises ausmacht, und die Breitegrade vom Aequator nach den Polen gezählt werden, so ist die Breite in der Linie selbst 0, in jedem Pol aber 90 Grade.

Breitinger (Johann Jakob), geboren zu Zürich 1701, gest. daselbst 1776. Er war Bodmers Freund und Mitstreiter in dem Felde der Kritik der schönen Literatur; er kümmerte sich aber wenig um einen allgemeinen Begriff vom Schönen. Breitinger räsonnirte mit weit mehr Ruhe des Geistes, als Bodmer. Seine gelehrten Studien, die er, als Professor der hebräischen und griechischen Sprache und als Direktor der homiletischen Uebungen junger Theologen in seiner Vaterstadt, mit der leibnitzischen Philo-

Digitized by Google

sophie in Verbindung zu bringen suchte, hatte ihm an einem ernsten und bedachtsamen Gedankengang gewöhnt. Von der Verbreitung der leibnitzischen und wolfischen Philosophie versprach er sich eine durchgreifende Verbesserung des Geschmacks der Deutschen, weil doch die Gesetze des guten Geschmacks zuletzt auf dieselbe Art erkannt werden müßten, wie uns die Philosophie das Wahre von dem Falschen gründlich unterscheiden, und das Wirkliche aus dem Möglichen erklären lehre. Zu dieser Verbesserung des Geschmacks nach philosophischen Grundsätzen das Seinige beizutragen, schrieb er seine kritische Dichtkunst, ein Gegenstück zu der von Gottsched, nachdem er vorher schon mehrere kritische Schriften mit Bodmer gemeinschaftlich herausgegeben hatte. Breitinger's Poetik übertrifft die von Gottsched in jeder Hinsicht. Aber von dem Gewinne, den er dem Geschmacke seiner Zeitgenossen aus der leibnitzischen Philosophie wollte zufließen lassen, findet sich in seinem Werke kaum eine schwache Spur. Das Schöne in der Kunst ist ihm nichts weiter, als eine angenehme Einkleidung des Wahren und Nützlichen. Da nun bei dieser Einkleidung das Meiste auf eine geschickte Nachahmung der Natur ankomme, wie schon Aristoteles gelehrt habe, so vergleicht er in dieser Hinsicht die Poesie mit der Malerei, unterscheidet ganz verständig die poetische Nachahmung von der gemeinen, und zieht aus dieser Vergleichung Resultate zum Vortheile der bodmerischen Theorie des Wunderbaren und der poetischen Gemälde. Aber während er immer darauf hinzielt, das Wesen der Poesie auf malerische und gefühlvolle Darstellung zurückzuführen, verliert er doch auch nie seinen beschränkten Begriff von der Bestimmung der Poesie, als einer Dienerin der Moral und anderer Wissenschaften, aus dem Gesichte. Die äsopische Fabel und das Lehrgedicht mußten ihm, wie seinen Vorgängern, auf diesem Wege den Zweck der poetischen Malerei am Anschaulichsten zu zeigen scheinen. Ausführlich handelt er vom Style und von der Sprache der Poesie. Sein Buch enthält gute Gedanken, die damals für die Deutschen einen gewissen Reiz der Neuheit hatten. Im Ganzen empfiehlt es sich mehr durch Männlichkeit des Verstandes, als durch Feinheit des Geschmacks. Die vorzüglichsten Schriften Breitingers sind: Kritik der poetischen Kunst, 1740; De antiquissimo Turicensis bibliothecae graeco Psalmorum libro, epistola ad Cardinalem Quirinom 1748. Mehrere Schriften, schweizerische Alterthümer betreffend, und Orationes Solemnes, 1776.

Breitkopf (Johann Gottlob Immanuel), geboren den 23. Nov. 1719 in Leipzig, wo sein Vater, Bernhard Christoph, eine Schriftgießerei, Buchdruckerei und Buchhandlung angelegt hatte. Nach vollendeten Studien setzte er das, von seinem Vater angefangene Werk fort, und wurde bald der Wiederhersteller des guten Geschmacks in typographischer Schönheit für Deutschland. Im J. 1755 erfand er die Kunst, Noten mit beweglichen Typen zu drucken, so wie er auch die Metallmasse zu den Typen verbesserte. Er starb den 28. Jan. 1794, mehrere Schriften hinterlassend, unter denen die vorzüglichsten sind: Ueber die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, Leipzig 1774; Versuch, den Ursprung der Spielkarten, die Einführung des Leinenpapiers und den Anfang der Holzschneidekunst in Europa zu erforschen, ebend. 1784.

Bremen. Diese freie Hansestadt verdankt ihren Ursprung dem hier von Carl dem Großen gestifteten Bisthume. Unter ewigen Streitigkeiten mit den nachmaligen Erzbischöfen erwuchs sie schon im 13ten Jahrh. zu einer mächtigen Stadt, und blühte besonders durch ihre Verbindung mit der Hanse. Ihre Freiheit, obwohl schon von Otto I. an behauptet, wurde von den Erzbischöfen nie anerkannt, und deshalb konnte Bremen erst spät Sitz und Stimme auf den Reichstagen erlangen; ja streng genommen, erhielt sie die-

Digitized by Google

selben erst seit 1731, als das Herzogthum, ehemalige Erzbisthum, Bremen an das Haus Hannover gekommen. Im J. 1810 ward sie dem französischen Reiche einverleibt, und erhielt 1813 ihre Freiheit wieder, deren sie sich durch lebendige Theilnahme am Befreiungskriege vollkommen würdig zeigte. — Bremen liegt an beiden Ufern der Weser, so daß der älteste und größte Theil, die Altstadt, auf dem rechten, der kleinere aber besser gebaute, die Neustadt, auf dem linken Ufer liegt. Außerdem ist noch eine dazwischen liegende Insel bebaut, und diese Theile durch eine hölzerne Brücke verbunden, außerhalb der ehemaligen Wälle liegt noch eine Vorstadt. Die Zahl der größtentheils evangelischen Einwohner möchte wohl 37.000 betragen. Die Stadt ist meist eng und alterthümlich gebaut, ohne bedeutende Plätze. Unter den Gebäuden sind zu bemerken: der Dom, in dessen sogenanntem Bleikeller mehrere Leichen seit Jahrhunderten sich unverwest erhalten haben; das alte Rathhaus, unter welchem in weitläuftigen Gewölben große Weinvorräthe, die ältesten und edelsten aber in dem die Rose oder die 12 Apostel genannten Behältniß, aufbewahrt werden. Unter den nicht sehr bedeutenden Gewerben zeichnet sich die Bierbrauerei aus. Der Handel, welcher mit eigenen Schiffen nach der Ost- und Nordsee, nach Frankreich und Spanien getrieben wird, ist der Hauptnahrungszweig der Stadt, und französische Weine machen den wichtigsten Gegenstand desselben aus. Größere Schiffe können nicht bis zur Stadt kommen, sie müssen in den oldenburgischen Häfen Brake und Elsfleth ausgeladen werden; auch leichtere können nur bis zum Bremer Hafen Vegesack kommen. — Das Stadtgebiet, im Ganzen $2^1/_2$ □ M. groß, besteht aus sehr fruchtbaren, von unzähligen Entwässerungsgraben durchschnittenen Marschen, welche sich indeß mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau eignen.

Brennbare Luft, s. Gasarten.

Brennen. Lodern. Glühen. Glimmen. Brennen und Lodern sind zuvörderst von den übrigen dadurch verschieden, daß sie eine solche Entwickelung des Feuerstoffes anzeigen, die durch eine Flamme oder durch eine heftige Bewegung desselben nach oben sichtbar wird. Von einander unterscheiden sie sich aber dadurch, daß Brennen sowohl die Wirkung des entbundenen Feuerstoffes auf das Gefühl, als die Zerstörung oder Verdichtung der Körper; Lodern hingegen bloß die schnelle duftige, zitternde und schimmernde Bewegung desselben anzeigt. Es wird daher auch von der ähnlichen Bewegung anderer Flüssigkeiten gebraucht. So von einem Bache, der, „als loderndе Kaskade des Dorfes Mühle treibt, und wild vom lauten Rade in Silberfunken stäubt.“ Matthisson. — Im uneigentlichen Sinne zeigt Lodern nicht so heftige Empfindungen, als Brennen an. — „Nur was dem reichsten Geist bei loderndem Gefühl entquillet, singe mir zum Saitenspiele.“ v. Nicolai. — Glühen und Glimmen zeigen einen solchen Grad der Entbindung des Feuerstoffes an, wobei derselbe noch auf der Oberfläche des brennenden Körpers bleibt, ohne sich zu einer Flamme zu erheben. Er wird daher nur durch das Gefühl und den heftigen Glanz empfindbar, den der Körper dadurch erhält. Glimmen ist das Verkleinerungswort von Glühen. Daher zeigt es ein Glühen an, das sowohl in Ansehung der Größe des glühenden Körpers, als der Stärke seines Glanzes geringer ist. Das Feuer, das unter der Asche glimmt, ist weder ein großes, noch ein starkes Feuer. Auch sehe man das Ganze anschaulich in nachstehender Parabel:

Acht' auf den glimmenden Docht, und warte, bis er erlöschet.
Raucht es verdächtig im Hause: so fürchte, daß es wo brenne
Rufe die Hülfe sogleich, als du siehest die glühenden Funken.
Lodert die Flamm' erst empor, dann ist es öfters zu spät schon
Haus und Geräthe zu retten, wohl selbst das Leben der Menschen.
Also, Jüngling, ermahnt sich selbst ein vernünftiger Hauswirth.

Also ermahn' auch dich vor deines eigenen Herzens
Schrecklicher Feuersgefahr, bei selbstentzündlichem Stoffe.
Merke den beißenden Rauch der Leidenschaften: es ist wo
Irgend ein Funke versteckt; erstick' ihn, ehe dein ganzer
Busen zu glimmen beginnt, der Affekt in lodernde Flammen
Ausbricht, und das Gebäud' des seeligen Lebens verzehret.

Brennende Liebe (Scharlachrothe Lychnis, Feuernelke, Jerusalemsblume). Diese schöne scharlachroth blühende Pflanze entwickelt ihre Blumen im Juni, Juli und August. Ihre Vermehrung geschieht durch Wurzelsprossen, und ihre Durchwinterung am Besten in einem frostfreien Keller. Im Sommer setze man sie nicht zu sehr der Sonnenhitze aus. Die Versetzung geschieht jährlich in Lauberde; man thut wohl, Scherben auf den Boden des Topfes zu legen, damit das Wasser desto schneller ablaufe, denn sie darf nicht zu feucht gehalten werden. Sie verdient auf jeden Fall ein Plätzchen in einem Fenster- oder Zimmergarten. Vorzüglich ist die gefüllte Spielart zu empfehlen. Einheimisch ist diese Blume in Sibirien, Rußland und in der Türkei.

Brennglas, ein linsenförmiges Glas, welches die senkrecht darauf fallenden Sonnenstrahlen auf der andern Seite in seiner Axe in einen Brennpunkt so vereinigt, daß sich daselbst brennbare Dinge entzünden. Je größer die Oberfläche des Glases, desto größer ist seine Wirkung, weil es eine große Menge Strahlen in einen kleinern Raum vereinigt. Man verstärkt die Wirkung auch durch ein zweites oder Collectivglas, welches, indem es zwischen jenes und seinen Brennpunkt gestellt wird, die Strahlen stärker vereinigt. Von Tschirnhausen, ein Sachse, ließ im 17ten Jahrh. die größten Brenngläser bereiten, deren einige bis 33 Zoll im Durchmesser haben. Ihre Wirkung ist erstaunend. Da Glas aber nie vollständig gleichförmig ist, so unternahmen es Brisson und Lavoisier, 1774, durch Zusammenfügung zweier hohlen Gläser, welche sie mit Weingeist füllten, ein reineres Brennglas zu verfertigen. Der Versuch gelang, und gab Resultate, welche ihre Mühe lohnten. Brennpunkt oder Focus ist bei Brenngläsern und Spiegeln derjenige Punkt, in welchem sich die Strahlen, entweder durch Reflexion oder Refraktion, sammeln. Die Summe der Hitze aller Strahlen, welche sich im Brennpunkte anhäuft, ist eigentlich das Bild der Sonne im Brennpunkte. Brennspiegel sind sphärische, auch wohl paraboliſche Spiegel von Glas oder polirtem Metall, welche ihrer Natur zufolge die senkrecht hineinfallenden Sonnenstrahlen (auch alle andere Strahlen eines leuchtenden Gegenstandes, der sehr weit vom Spiegel entfernt ist) vorwärts in ihrer Axe und nahe an oder in der Mitte ihres Halbmessers durch Reflexion vereinigen. Ihre zündende Eigenschaft übertrifft um so viel Mal die der Brenngläser, als der Verlust beträgt, den die Strahlen bei dem Durchgange durch das Glas durch Reflexion leiden. Einer der größten Hohlspiegel neuerer Zeit, von Villette zu Lyon verfertigt, dessen Halbmesser 76 Zoll war, hatte nur 38 Zoll Brennweite. Größere Wirkung in weiterer Entfernung fanden Buffon und Kircher in der gehörigen Verbindung von vielen Planspiegeln. Ersterer war im Stande, durch 168 solcher Spiegel, von 6 Zoll Höhe und 8 Zoll Breite, in einer Entfernung von 200 Fuß ein Tannenholz-Bret zu entzünden. Uebrigens kann sphärisch bearbeitetes Holz, sobald es mit Stroh oder Metall sauber überzogen wird, die metallnen Spiegel ersetzen.

Brennus, der Heerführer der Senonen, einer gallischen Völkerschaft, im J. Roms 360, als diese in Italien einfielen. Die Veranlassung dazu gab ein gewisser Arunx, ein Hetrurier, der bei einem Streite mit seinem Mündel in Rom vor Gericht kein Recht hatte finden können, und sich an die Senonen wandte, um sein Rachegefühl an seinem ungerechten Vaterlande abzukühlen. Dieser Arunx machte den Senonen eine anlockende Beschrei-

Digitized by Google

bung von dem Ueberflusse Hetruriens, und erreichte bald seine Absicht. Die Senonen machten in Kurzem große Fortschritte, und eroberten Alles von Ravenna an bis Picenum. Nachdem sie sich hier festgesetzt hatten, rückten sie vor Clusium, und belagerten die Stadt. Die Clusier schickten Gesandte nach Rom, und baten um Hülfe. Die Römer sandten drei Brüder aus der Familie der Fabier an den Brennus ab, um ihm Vorstellungen wegen der Unrechtmäßigkeit seines Einfalls zu thun. Brennus antwortete, daß er sein Recht auf seinen Degen gründe, und daß dem Tapfern Alles als Eigenthum gehöre; außerdem hätten ihn die Clusier beleidigt, weil sie ihm einen Theil ihres Landes, den sie doch ungebauet liegen ließen, nicht abtreten wollten. Die Römer hätten ja auch schon viele Eroberungen gemacht, ohne ein anderes Recht, als das Recht des Stärkern, darauf zu haben. Diese Antwort brachte die Fabier auf. Sie gingen in die Stadt hinein, unter dem Vorwande, dort Unterhandlungen zu eröffnen, eigentlich aber, um die Einwohner zur tapfern Gegenwehr zu ermuntern, und ihnen Hülfe zu versprechen. Ja, bei einem Ausfalle stellten sie sich sogar selbst an die Spitze der Clusier. Brennus, über diese Treulosigkeit aufgebracht, hob die Belagerung von Clusium auf, und rückte gerade auf Rom los; doch ließ er zuvor durch Gesandte die Auslieferung der Fabier verlangen, welche das Völkerrecht so sehr verletzt hatten. Der Senat und das Volk verweigerten diese Auslieferung, und erwählten die Fabier sogar zu Kriegstribunen. Brennus beschleunigte nun seinen Zug, und von Rom kam ihm ein Heer von 40.000 M. unter Anführung der Fabier entgegen. Am Flusse Allia, einige M. von Rom, kam es zur Schlacht; die Römer wurden gänzlich geschlagen. Brennus ging nun auf Rom selbst los. Da er aber die Nachricht erhielt, daß die Thore von Rom offen ständen, und die Stadt ganz verlassen schiene, so befürchtete er einen Hinterhalt, und rückte nur langsam, und mit aller möglichsten Vorsicht weiter. Die Einwohner von Rom hatten aber die Stadt verlassen, und bloß das Kapitol hinlänglich mit Besatzung und Lebensmitteln versehen. Einige vierzig Greise, die ehrwürdigen Männer, Priester, Consuln und Feldherren allein, hatten sich entschlossen, in der Stadt zu bleiben, und durch ihren Tod den unterirdischen Göttern ein Opfer zu bringen, um dadurch, wie sie glaubten, Unordnung und Verwirrung unter die Feinde zu bringen. In ihren priesterlichen, konsularischen und Triumphs-Kleidern, um dem Opfer desto mehr Feierlichkeit zu geben, nahmen sie Platz auf ihren obrigkeitlichen Stühlen mitten auf dem Forum, und erwarteten da den Tod mit der größten Standhaftigkeit. Endlich rückte Brennus in Rom ein, und fand zu seiner Verwunderung alles öde und verlassen, und bloß das Kapitol mit Mannschaft besetzt. Er versicherte sich zuerst der Zugänge zum Kapitol durch starke Wachen, vertheilte dann einen Theil der Gallier durch die Stadt, um sie zu plündern, und marschirte mit den Uebrigen auf das Forum. Hier setzte ihn der Anblick jener ehrwürdigen Männer, die Majestät ihres Anstandes, ihr Stillschweigen, und die Standhaftigkeit, womit sie den Feind ankommen sahen, in das größte Erstaunen. Man hielt sie für Bildsäulen oder Gottheiten, und fürchtete sich, ihnen näher zu kommen. Endlich faßte ein Gallier Muth, ging hin, und ergriff einen von ihnen, den M. Papirius, beim Barte. Dieser, einer solchen Vertraulichkeit ungewohnt, gab ihm einen Schlag mit seinem elfenbeinernen Stabe. Dies setzte die Gallier in Wuth, und Alle wurden ihrer Rache aufgeopfert. Man plünderte Rom, und was sich von Einwohnern noch in den Häusern fand, hieb man ohne Erbarmen nieder. Brennus griff darauf das Kapitol an, wurde aber mit Verlust zurückgeschlagen. Um sich zu rächen, steckte er Rom in Brand, zerstörte die Tempel und Mauern, und machte die ganze Stadt dem Erdboden gleich. Das Kapitol war sehr fest, und Brennus glaubte es nicht anders, als durch Hunger be-

Digitized by Google

zwingen zu können. Er verwandelte also die Belagerung in eine Blokade, und schickte indessen Streifparteien aus, um das platte Land zu plündern, und Brandschatzungen an Lebensmitteln von den benachbarten Städten einzutreiben. Eine solche Partei erschien auch vor Ardea, wo sich der tapfere Feldherr Camillus aufhielt, der, wegen der Ungerechtigkeit der Römer gegen ihn, hierher freiwillig ins Exil gegangen war. Dieser Mann, der immer noch sein undankbares Vaterland liebte, beredete den Rath von Ardea, die Gallier nicht einzulassen, sondern die Stadt zu vertheidigen. Diese belagerten nun Ardea, aber mit der größten Nachlässigkeit, weil sie die Eroberung dieser Stadt für eine Kleinigkeit hielten. Camillus bemerkte es, überfiel sie in der Nacht, und richtete ein fürchterliches Blutbad unter ihnen an. Dieser Sieg gab den aus der Stadt geflohenen Römern wieder Muth; Camillus wurde zu ihrem Feldherrn und zum Diktator erwählt, und in Kurzem stand er an der Spitze von 40.000 Mann, die alle entschlossen waren, mit ihrem großen Feldherrn zu siegen oder zu sterben. Unterdessen wäre das Kapitol vom Brennus beinahe erobert worden. Die Gallier entdeckten nämlich an der einen Seite des steilen Felsens Spuren, daß Jemand hier zum Kapitol hinauf gestiegen sey, und sogleich entwarf Brennus den Plan, auf eben dem Wege das Kapitol zu ersteigen. Die Ausführung wurde in der Nacht versucht, und sie würde gewiß gelungen seyn, wenn nicht die Gänse durch ihr Geschrei die Gallier verrathen hätten. Der ehemalige Konsul Manlius machte zuerst Lärm unter der Besatzung, worauf die Gallier zurückgetrieben wurden. Indessen war während der siebenmonatlichen Blokade nicht nur im Kapitol die Noth schon sehr hoch gestiegen, sondern auch die Gallier litten großen Mangel, weil Camillus alle Zufuhr abgeschnitten, und ihren Streifereien durch seine Tapferkeit Einhalt gethan hatte. Außerdem raffte eine ansteckende Krankheit viele Menschen in ihrem Lager weg, die durch die Fäulniß der erschlagenen und unbeerdigt gebliebenen Römer entstanden war. Davon wußte man aber nichts auf dem Kapitol, so wenig als von den Anstalten, die Camillus zur Entsetzung desselben traf. Die Römer boten also einen Vergleich an, der auch zu Stande kam. Brennus sollte tausend Pfund Gold erhalten, die Belagerung aufheben, und das römische Gebiet verlassen. Als am bestimmten Tage das Gold sollte dargewogen werden, brachten die Gallier Wagschaale und Gewicht herbei. Allein die Römer beschwerten sich nicht ohne Grund, daß Wage und Gewicht unrichtig sey, da warf Brennus noch sein Schwert und Degengehenk zum Gewicht mit den Worten: Vae victis! Wehe den Besiegten! Schon waren die Römer Willens, sich diese Ungerechtigkeit gefallen zu lassen, als Camillus mit seinem Heer herbeieilte, und den Vergleich als Diktator für nichtig erklärte. Es kam nun zwischen ihm und den Galliern zum Treffen, welche nach einem kleinen Verluste sich zurückzogen, und in der Nacht auch ihr Lager verließen. Camillus folgte ihnen am andern Tage, und brachte ihnen eine gänzliche Niederlage bei. Was von den Galliern aus dem Treffen sich mit der Flucht rettete, wurde von den Einwohnern der benachbarten Dörfer niedergehauen, und Keiner von ihnen kam zu seinen übrigen Landsleuten zurück.

Brennspiegel, s. Brennglas.

Brentano (Dominikus von), ein katholischer Theolog, wurde 1740 zu Rappersweil bei Zürich geboren. Seine Talente widmete er dem Studium der alten Sprachen, der Literatur und Kanzelberedsamkeit, worin er tiefe Kenntnisse erlangte. Vorzüglich begeisterten ihn Chrysostomos flammenströmende Predigten, und er versuchte von der Kanzel herab, die gedrängten Versammlungen zu rühren, und abzuschrecken von der breiten Straße des Lasters. Wie gern man seine Vorträge hörte, beweist die zahlreiche Theil-

Digitized by Google

nahme, die seinen Vorträgen zu Theil ward. Brentano's Karakter war edel und kraftvoll, freundlich und leutselig gegen Alle. Er hinterließ Predigten und Erbauungsschriften, eine Uebersetzung des neuen Testaments, welche viel Aufsehen erregte, und fleißig gelesen ward, ob sie gleich eben so wenig ganz fehlerfrei ist, als die in unsern Tagen so außerordentlich bewunderte van Eß'sche Uebersetzung, worin man das Wort Gottes modernisiren will. — Brentano starb 1797.

Bresche, Breche, Sturmlücke, nennt man jede Lücke oder Oeffnung, welche bei Angriffen auf Festungswerke durch das Geschütz an den Wällen oder Mauern gemacht wird. Durch diese suchen dann stürmende Colonnen mit gefälltem Bayonnet einzudringen. Der Commandant der Festung sucht dagegen solche Lücken durch mancherlei Hindernisse so schnell, als möglich zu sperren, und zu vertheidigen. Breschbatterie, s. d. Art. Batterie.

Breslau, am linken Ufer der Oder, mit der sich hier die durch die Stadt fließende Ohlau vereinigt. Sie besteht aus der Alt- und Neustadt, und aus 5 Vorstädten mit 68.733 Einw.. Merkwürdige Gebäude sind: die Burg (ehemals ein kaiserliches Schloß, dann von Leopold I. den Jesuiten geschenkt und jetzt das sehr große und schöne Universitätsgebäude), das königl. Haus (auf der Karlsgasse, das sich Friedrich II. zum Absteigequartier in Breslau erbauen ließ, und das noch unter diesem Namen zur Wohnung des Königs dient, wenn er nach Breslau kommt), die Börse, Zuckerraffinerie, die Kasernen und das Theater; ferner 28 katholische, und 14 evangelische Kirchen. Die Kathedralkirche zu St. Johann hat 17 Kapellen, liegt auf der Dominsel außerhalb der Stadt, und ist der Sitz des einzigen Bischofs in Schlesien, welcher den Titel führt: Fürst zu Neiße und Herzog von Grottau. Breslau ist der Sitz des Militairgouverneurs und des Oberpräsidenten der Provinz Schlesien. Die hiesige Universität ward 1702 vom Kaiser Leopold I gestiftet, und hatte nur eine theologische und philosophische Fakultät; seit der Vereinigung mit der Universität zu Frankfurt an der Oder hat sie auch juristische und medizinische Fakultäten, Sammlungen von Gemälden, Münzen, Kupferstichen, eine Bibliothek von 100.000 Bänden (aus den aufgehobenen Klöstern vergrößert), eine Sternwarte, ein anatomisches Theater und Museum, einen botanischen Garten, ein Entbindungshaus, Seminarien für Gelehrte-, Stadt- und Landschulen, ein pädagogisches Seminar, ein Ursulinerinnenkloster mit einer Töchterschule, ein königliches Luiseninstitut für Offiziertöchter, die schlesische Gesellschaft für vaterländische Kultur, 5 Münz- und Kunstsammlungen ꝛc. Auch hat die Stadt 19 Hospitäler, Waisenhäuser ꝛc., und so viel Stipendien für Studierende, als außer Nürnberg keine andere Stadt Deutschlands. Auszeichnung verdienen auch das Krankenspital der geistlichen Jungfrauen des Elisabetinerordens (das 1812 ohne Unterschied der Religion 889 Kranke verflegte, und das der barmherzigen Brüder (das 1807. 608 Kranke verpflegte), Sie hat Zitz-, Katun- und Blautuchdruckereien, Wollzeug-, Seide-, Echttürkischgarn-, Nähnadel- Zucker-, Tuch-, Leder-, Katun-, Spitzen- und Kanten-, Steingut-, Farben-, Tabak-, Krapp-, Gold- und Silber-, Bleistift-, Haarsieb-, Amidom- und Puder-, Lakir-, Spiegelfabriken, Glasschleiferien, Alaun-, Essig-, Salpeter- und Potaschesiedereien, Branntwein- und Scheidewasserbrennereien, eine Wachsbleiche, Stück- und Schriftgießereien. Die Hauptartikel der Ausfuhr ist Leinwand (jährlich über 1 Million Thlr.). Die Festungswerke sind 1814 und 15 planirt, und zu Wohnungen und öffentlichen Plätzen bestimmt worden. Bei der Stadt in der Lohe ward am 22. Nov. 1757 eine Schlacht geliefert, nach der sie von den kaiserl. königl. Truppen eingenommen, aber nach der Schlacht bei Leuthen am 20. Dez. den Preußen wieder übergeben wurde. Den 1. Aug. 1760 ward die Stadt aufs Neue von dem österreichischen General Laudon berennt, der sich aber nach Hin-

Digitized by Google

einwerfung vieler Bomben und Haubitzgranaten 3 Tage nachher zurückzog. Im Dez. 1806 wurde die Stadt abermals von den baierischen und andern Truppen des rheinischen Bundes belagert, und heftig beschossen. Viele Häuser wurden beschädigt, und die Vorstädte durch die Besatzung selbst vernichtet, die sich am 7. Jan. 1807 durch die Kapitulation als kriegsgefangen ergab. Der Tilsiter Frieden gab die Stadt Preußen zurück. — Den 11. Jun. 1742 wurden hier die Friedenspräliminarien unterzeichnet, die dem Berliner Frieden vorangingen, durch den Schiesien an Preußen kam. Breslau ist der Geburtsort des Philosophen Christ. von Wolf († 1754), und von Christ. Garve († 1798).

Brest, eine wohlbefestigte Stadt, im französischen Departement Finisterre, an einem Meerbusen. Sie hat mit der Vorstadt Recouvrance, 27.865 Einwohner. Zwischen der Stadt und Vorstadt liegt der geräumige und durch eine Citadelle vertheidigte Hafen, der beste französische Kriegshafen am Ocean, der den kleinen Fluß Penfeld aufnimmt, mit einer schönen Rhede, die einer Flotte von 500 Kriegsschiffen vollkommene Sicherheit giebt, und nur eine beschwerliche Einfuhr, Namens Gyulet, aber dagegen mehr als eine Einfahrt, und folglich freie Ausfahrt für die Schiffe fast bei jedem Winde hat. Sehenswerth sind die beiden Quais, die den Hafen umgeben, die Seearsenale, die Schifffahrts- und Schiffbauschule, die Specialschule des Seeingenieurkorps. Im J. 1794 schlug hier der englische Admiral Howe die französische Flotte. Er nahm ihr 6 Linienschiffe, das siebente versenkte er.

Bretzner (Christoph) wurde 1748 zu Leipzig geboren, wo er Kaufmann war, und als solcher 1807 starb. Seine Nebenstunden wandte er vorzüglich auf schöne Wissenschaften. Seine Lustspiele sind eine leichte kaufmännische Waare, voll von platten und gemeinen Witzen; sie können nur die Menge belustigen. Als Opernbichter ist er durch die Entführung aus dem Serail, von dem unsterblichen Mozart in Musik gesetzt, berühmt geworden. Sein Roman: Leben eines Lüderlichen, gehört auch nur zu den gewöhnlichen Schriften dieser Art.

Breughel (Peter), genannt der Alte, oder der Lustige, auch der Bauern Breughel, geboren zu Breughel, einem Dorfe unweit Breda, 1530, gestorben 1590, ging nach Italien, und wählte zuletzt Antwerpen zu seinem Wohnsitze. Er besaß Talent, seine Prospekte und Landschaften mit vielen geistreichen und lustigen Figuren zu schmücken, benutzte daher jede Gelegenheit, wo er bei einem Feste, bei einer Bauernhochzeit u. dgl. gegenwärtig seyn konnte, und wußte deshalb ihre natürliche Einfältigkeit, Possen und alle lustige Scenen, die sich bei ähnlichen Gelegenheiten zuzutragen pflegten, meisterhaft auszudrücken. Es sind einige Sachen nach seinen Ideen in Kupfer gestochen worden. Die Gallerie zu Wien besitzt 12 Stücke von diesem Meister, unter denen der Bau des Thurms zu Babel das vorzüglichste ist; es hat die Jahrzahl MCCCCCLXIII. Die Dresdner Gallerie besitzt ebenfalls mehrere Stücke von ihm, die aber unter die Werke seines gleichgenannten Sohnes gemischt sind. Die Gallerie zu München besitzt von ihm ein großes Gemälde, die Ehebrecherin vor Christus, ein Clair-obscur; aber in der Gallerie von Schleißheim findet sich eine Menge von Werken der Breughel, Söhne und Vater, und von dem Letztern ein Kirchweihfest, nebst einer Hochzeit auf einem Dorfe, auf welcher sich die Bauern vor dem Wirthshause mit Trinken, Spielen, Tanzen und Wettlaufen belustigen.

Breughel (Johann), auch Samt-Breughel, geboren zu Brüssel 1589, gestorben 1642. Er verdient den Namen eines ausgezeichneten Landschaftsmalers, so daß er mit seinen Landschaften die Hintergründe vieler Gemälde des Rubens und Rottenhammer ausschmückte, und

Digitized by Google

auch die Figuren in den Gemälden des Steenwick u. A. verfertigte. Eins der vortrefflichsten Gemälde in seiner Art war das Paradies, was er mit Rubens zugleich verfertigte; es befand sich im Museum Napoleon. In der Gallerie zu Düsseldorf befanden sich gegen 37 Stück von ihm.

Breve ist ein Privatschreiben des Papstes, welches er, ohne Berathung des Cardinal-Collegiums, ausstellt, und mit dem Fischerring besiegelt. Eine Bulle hingegen erfodert die Berathung jenes Collegiums, und gewisse Feierlichkeiten. Die Päpste führten nach und nach den Unterschied zwischen einer Bulle und einem Breve ein. Schon im J. 1265 schrieb Clemens IV. an seinen Vetter: „Wir schreiben dir, noch den andern Verwandten in der Form einer Bulle, sondern unter dem Siegel des Fischerrings, dessen sich die Päpste in ihren Geheim- oder Privatschreiben bedienen.“ Der Papst Nicolaus V. war der Erste, der den Breven ihre noch jetzt übliche Form gab. Ein Breve dieses Papstes an den Orden der Mericanten von 1448 fängt so an: Nicolaus Papa quintus dilectis Filiis salutem et Apostolicam Benedictionem — datum Romae apud S. Petrum sub annulo Piscatoris Die XV Aprilis MCCCCXXXXVIII Pontificatus nostri anno II. (Papst Nicolaus V. entbiethet seinen geliebten Söhnen Heil und apostolischen Segen. — Gegeben zu Rom beim heil. Petrus unter dem Fischerringe u. s. w., Unsers Papstthums im zweiten Jahre). Sehr viel Aufsehen verursachten in neuerer Zeit die Breven Clemens XIII. an verschiedene Höfe, worin er die Aufhebung des Jesuitenordens verlangte, welches er auch wirklich durch ein zu diesem Ende ausgestelltes, sehr merkwürdiges Breve, 1773, vollstrecken ließ. Merkwürdig sind noch die Breven von Pius VII.

Breydel (Carl), ein niederländischer Schlachtenmaler, und Nachahmer des van der Meulen, geboren zu Antwerpen 1677, gestorben 1744. Gleich geschickt in Darstellungen von Landschaften und Scharmützeln, und ein guter Zeichner der Figuren, lieferte er doch Werke von verschiedener Güte; allein das rege Leben, das sich darin ausspricht, und die Leichtigkeit der Ausführung machen die Mängel weniger bemerkbar. Er starb zu Gent. In Göttingen sind einige kleine, äußerst liebliche Stücke von ihm. — Franz Breydel, Bruder des Vorigen, geboren 1679, gestorben 1750, malte Portraits, Conversationsstücke und Carnevals-Belustigungen.

Briareus oder Aegäon, s. Centimanen.

Bridgewater, s. Canäle.

Briefe sind Reden, die an abwesende Personen gerichtet sind, und die Stelle der mündlichen Unterredungen vertreten. Dieses bestimmt zugleich die Eigenschaften ihres Vortrages, und die Art ihres Styls. Leichtigkeit und ungekünstelte, fließende Sprache karakterisiren den echten Briefstyl; obgleich Zeit und Umstände auch einen Aufschwung der Gedanken verstatten, doch muß auch hier das Herz allein der Hebel bleiben. Denn die Sprache im Briefe eines Patrioten, z. B. der die hinsinkende Freiheit seines Vaterlands beklagt, oder eines Vaters, der den Tod seines hoffnungsvollen Sohns beweint, kann wohl diese gewöhnliche Sprache bleiben? — Wie schwer es ist Briefe, die allen Foderungen der strengen Kritik genüge leisten, zu schreiben, beweist die kleine auserwählte Anzahl aus dem Ocean von Briefen aller Jahrhunderte. Die größte Kunst in Briefschreiben ist: jede Kunst zu verbergen. Es hieße dem Herzens-Erguße in uns eine Bahn anweisen, wenn man über die Art und Weise, wie ein Brief müsse geschrieben werden, schulgerechte Gesetze geben wollte. Das gewöhnliche, sehr tolerante Gesetz sagt: „Schreib, wie du sprichst.“ Doch hiedurch wird eigentlich Nichts gesagt, weil dieses Gesetz zu allgemein ist, oder vielmehr, um mit den Philosophen zu reden, eine Petitio principii ist. Die üblichen Formen, und

Digitized by Google

das Ceremoniel des Briefes verweisen wir in die Schule; die Griechen und Römer kannten nichts davon, die äußere und innere Einrichtung der Briefe war bei ihnen höchst einfach. Den lächerlichen Modeton fader und nichtssagender Titulaturen hat die entnervte Stutzerzeit geboren; er mußte also den freien und starken Völkern fremd seyn. Selbst da Griechenland von der Höhe der Herrschaft hinabgesunken, und die Herrscherin Roma den Nacken unter das Joch tyrannischer Kaiser gebeugt hatte, blieb jede Anrede, sowohl die mündliche als schriftliche, herzlich und einfach. Erst da, wo die verderbte Zeit Simplicität mit dem Prunke, und männliche Freimüthigkeit mit sklavischer Schmeichelei vertauscht hatte, ließen sich die Kaiser Roms Herrn nennen; und wer ist jetzt nicht Herr dem Titel nach?! — Welch ein großes Gewicht alle gebildete Völker auf die Kunst schöne Briefe zu schreiben legten, beweiset die sorgfältige Aufbewahrung musterhafter Briefe, die wir hier in einem geschichtlichen Ueberblicke anschließen. In griechischer Sprache ist eine beträchtliche Anzahl von Briefen vorhanden, ältern (echten und unechten) und neuern Ursprungs. Die echten Briefe aus ältern Zeiten sind meist aus den Werken alter berühmter Schriftsteller (des Plato und Aristoteles, des Isokrates, Demosthenes und Aeschines) ausgehoben, und verrathen ihr Alterthum und ihre Echtheit durch den edeln, männlichen und einfachen Ausdruck. Die unechten sind häufig eine unschuldige Dichtung. Bald haben die philosophischen Schulen ihre Lehrsätze in Form von Briefen, denen sie die Namen der Stifter ihrer Schule vorsetzten, vorgetragen; bald haben Sophisten ihre Schüler unter berühmten Namen Briefe ausarbeiten lassen, um ihrem Geist und Styl Gewandtheit durch die Versetzung in eine fremde Denkart und Lage zu geben. Manche Briefe aus diesen Zeiten mögen auch Betrug seyn. Die neuern griechischen Briefe sind erst aus dem vierten und den folgenden Jahrhunderten nach Christus, von Männern geschrieben, die sich den Ruhm des feinsten attischen Styls erwerben wollten, und daher mit Sprachschönheiten überladen, wie die Briefe von Aliphron, Aristänetos, so wie des Theophylactos Simocatta. — Die Zahl der römischen Briefsteller, von denen wir etwas übrig haben, ist zwar nicht groß; aber sie sind desto wichtiger. Die verschiedenen Briefsammlungen von Cicero haben, außer den Vorzügen des Styls, ein besonderes Interesse für die Geschichte seiner Zeit; die Briefe des jüngern Plinius interessiren Verstand und Herz; in den neun ersten Büchern drücken sie die edelsten Gesinnungen in einer gedrängten und eleganten Sprache, in den feinsten, oft sehr witzigen Wendungen aus, und können für ein Muster im Briefstyl gelten; im zehnten Buch, das lauter Berichte an Trajan enthält, dienen sie der Geschichte zur Quelle, und geben daneben einen Begriff von der Beschaffenheit der Staatsrapporte unter den Kaisern. Die Briefe des Philosophen Seneka sind, wenn gleich kein Muster einer guten Prose, doch eine wichtige Quelle für die Geschichte der stoischen Philosophie. Bald nach ihm sank der gute Geschmack, und die spätern Epistolographen dienen wenigstens der Geschichte, entweder zur Darstellung des verdorbenen Geschmacks, wie Magnus Ausonius, der der kirchlichen und politischen Begebenheiten, wie Symmachus (der sklavische Nachahmer des Plinius) und Sidonius Apollinaris. — Bis auf die Zeit herab, da der französische Geschmack Einfluß auf den italienischen bekam, glaubte man in Italien, ceremoniöse und methodische Umständlichkeit gehöre zur guten Lebensart, und wahre Eleganz des Briefstyls lasse sich nur aus Cicero lernen, und nach seiner Zierlichkeit müsse man die Phrasen in Briefen glätten. Dadurch verfehlte man die natürliche und ungekünstelte Schreibart, die allein einem Vortrag ziemt, der die Stelle einer mündlichen Rede vertreten soll. Die meisten italienischen Briefsteller,

Digitized by Google

die allein eine kleine Bibliothek ausmachen, schrieben in einem viel zu geschmückten Ton, in einem zu mühsam gehäuften Witz, in einem müßigen, gelehrten Prunke. — Aus dem berühmten sechszehnten Jahrhundert besitzt man viele tausend Briefe gelehrter Männer, die dem damals allgemein verehrten Muster in der prosaischen Schreibart, dem Cicero, nachgeahmt sind: lauter wichtige Denkmale für die Geschichte der Gelehrsamkeit; aber, mit Ausnahme weniger, keine Denkmale des reinen Geschmacks, da ihre Verfasser meistens, um im Prunk ihrer Gelehrsamkeit zu erscheinen, in Witzelei und Grübelei verfallen sind. — Unter ihnen haben die Briefe von Bembo und della Casa den größten Namen erlangt, und sind lange für Muster im Briefstyl angesehen worden. Bembo besitzt auch Humanität der Gedanken, Eleganz des Ausdrucks und klassische Korrektheit der Sprache; aber wer sieht seinen Briefen die Mühe nicht an, die sie ihm gekostet haben, um in Eleganz und Korrektheit ein echter Schüler Cicero's zu heißen? Della Casa wird billig wegen der klassischen Korrektheit geschätzt, mit welcher er seine Geschäftsbriefe im Namen des Cardinals Caraffa ausgearbeitet hat; aber kleidet auch Geschäftsbriefe ein so geschmückter Ton und eine so polirte Sprache, als sie haben? Mehr näherte sich Annibale Caro der einfachen Natur des Briefstyls, und verdiente daher der Lieblingsautor seiner Nation in dieser Gattung des Vortrags zu werden, wie er es geworden ist; er wußte die Mühe, die ihm seine Briefe kosteten, glücklich zu verbergen; er hatte den Muth, gegen die Gewohnheit seiner Zeitgenossen, die Perioden des Cicero nicht nachzuahmen, und daher gelang ihm ein leichterer Ton und die veredelte Sprache des gemeinen Lebens meist ohne Affektation und Witzelei; dennoch ist er nicht ganz frei von einem unangenehmen Haschen nach pikanten Phrasen, um recht natürlich zu scheinen. Aus den Briefen des Bernardo Tasso lernt man zwar einen zärtlichen Gatten und Vater, und einen höchst edel gestimmten Geschäftsmann kennen, der die Redlichkeit mit der Politik nach seiner besten Einsicht zu vereinigen suchte. Seine Briefe sind darneben ein wichtiges Denkmal für die politische und Literargeschichte seines Zeitalters; aber ist ihr Vortrag nicht so ängstlich nach dem Cicero gebildet, daß man öfters glaubt, ihn nur übersetzt zu lesen? Loredano's Briefe sind, so wenig auch ihr Inhalt bedeutet, wenigstens natürlich geschrieben, ob gleich die große Mühe, die er auf die natürlichsten Wendungen im Briefstyl wendete, nicht im Stande war, den deklamatorischen Künsteleien ganz auszuweichen. Dagegen sind die Briefe des Cardinals Bentivoglio, auch als Briefe eines Ministers betrachtet, zu studirt, wenn sie gleich in Frankreich lange allen italienischen Briefen vorgezogen worden. — Seit der Bekanntschaft mit der französischen Literatur bemerkte man endlich das Leere schöner Phrasen ohne Witz, und der ceremoniösen Umständlichkeit in Briefen, und hätte gern die bessere Manier des französischen Briefstyls sich zu eigen gemacht; aber wie vielen der neuen italienischen Epistolographen ist sie gelungen! Selbst der Graf Gasparo Gozzi fließt noch in seinen Briefen in italienische Redseligkeit über; nur der einzige Algarotti hat durch seine Bekanntschaft mit der ausländischen Literatur die überschwengliche Wortfülle glücklich vermieden, und den ächten Briefstyl nach französischen Mustern treffen gelernt; und wenn er auch zuweilen denselben verfehlt, so bleibt er doch, wie der etwas zu geschmückte Metastasio, elegant, unterhaltend, und durch den Inhalt seiner Briefe lehrreich. — Die spanische Förmlichkeit und affektirte Eleganz hat nie den Briefstyl zu der ihm nöthigen Natürlichkeit kommen lassen; daher er sich selbst in dem guten sechszehnten Jahrhundert in Steifheit und Schwerfälligkeit fortbewegte, wie die berühmten Briefe des Cascales zeigen. Im siebzehnten kam die Affektation des Gongorismus hin-

Digitized by Google

zu, die ihnen so gar einen ungereimten Ton gab. Aber selbst, nachdem derselbe durch die Nachahmung französischer Muster verdrängt worden, ist keine Briefsammlung erschienen, die ästhetischen Werth hätte. — Der galante Briefstyl der Ritterromane dauerte in Frankreich bis auf Balzac und Voitüre fort; in ihm drückte noch Heinrich IV. seine ritterliche Zärtlichkeit den Damen aus, deren Schönheit ihn anzog. Balzac erkannte bei dem Studium des Cicero das Steife, Altfränkische und Insipide des herrschenden galanten Rittertons in den Briefen, und strengte sich an, den männlichen Ernst und die Schönheiten seines Musters in französischen Briefen darzustellen; aber das Streben nach männlichem Ernst führte ihn zur Trockenheit, und die Nachahmung seiner Schönheiten zu einer bald witzelnden, bald hyperbolischen und schwülstigen Sprache; dennoch gefiel seine Manier. Voitüre wurde von dem Beifall, den sein Zeitgenosse im Briefstyl fand, veranlaßt, mit ihm zu wetteifern, und suchte seine Vorzüge in Pointen, Wortspielen und Witzeleien, die er für anmuthige Tändelei hielt. Seine Manier gefiel noch besser, und Briefe für den Druck nach einem dieser Muster auszuarbeiten, ward in jenem Zeitalter so gewöhnlich, daß Jeder, der auf einen schönen Geist Anspruch machte, Verse und Briefe drucken ließ, und einen dieser Briefsteller nachahmte, auch wohl ciceronische Perioden nach Balzac mit Voitüre's Pointen vereinigte. So traten in Briefen studirte Phrasen, gezierte Wendungen, pretiöse Komplimente an die Stelle der ritterlichen Galanterie der vorigen Zeiten, wozu Le Pays statt Vieler zum Beispiel dienen mag. — Endlich schrieb Pascal seine Provinzialbriefe voll des echtesten Witzes, in einer völlig klassischen Sprache; alle Welt erkannte sogleich das Geschmacklose in den gesuchten Witzeleien der bisherigen Briefsteller, und der gute Geschmack und die Schriftsprache ward durch sie in Frankreich fixirt. — Indessen konnten diese Briefe nur solchen zu Mustern dienen, welche die Briefform zu höhern, wissenschaftlichen und andern Zwekken gebrauchen wollten; für den bloß familiären Briefton der feinern Welt fehlten noch die Muster, und diese gaben Frauen. Die Marquise von Sevigné drückte die Empfindungen einer schwärmerischen Liebe zu einer liebenswürdigen Tochter mit einer unnachahmlichen Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit, und die muntere witzige Babet die echte jungfräuliche Naivetät in den niedlichsten Wendungen in Briefen aus; auch die Korrespondenz der Maintenon mit Fenelon zog durch Vernunft und zarten Ausdruck an. Man hatte nun Muster genug, und brauchte sich nicht an die Briefe der buhlerischen Ninon de l'Enclos zu halten, die ohnehin ihres sinnlichen Inhalts wegen nicht verdienen, an der Seite jener reinen Ergießungen des Herzens zu stehen, so glücklich übrigens der Briefton in ihnen getroffen ist. Doch hat vielleicht kein weibliches Herz an ihnen Theil; wahrscheinlich ist der Name Ninon eine Dichtung, hinter welchem der jüngere Crebillon verborgen ist, von dessen übrigen Werken sie ein würdiges Seitenstück wären. — Unter den guten männlichen Epistolographen gebührt dem ältern Racine, dem Zeitalter nach, der erste Platz; außerdem verdienen auch seine Briefe alle Schätzung, sowohl ihrer klassischen Prose, als ihres Inhalts wegen. Noch reicher an der feinen Umgangssprache sind Voltaire's Briefe. So groß auch ihre Zahl, und so verschieden, ja so geringfügig oft ihr Inhalt ist; so läßt sich doch schwerlich einer unter ihnen auffinden, der nicht durch einen feinen, witzigen Gedanken, oder irgend eine sinnreiche Wendung ausgezeichnet wäre. Und wie schätzbar sind die Briefe des jüngern Rousseau, nicht bloß wegen ihres körnichten und nervösen Styls, sondern auch wegen der wichtigen Wahrheiten der Philosophie, Moral und Politik, welchen er die Briefform gegeben hat! Weniger ist dieses der Fall bei Fontenelle's galanten Briefen; sie sind zwar voll sinnreicher Phrasen und spiritueller Wendungen, aber

Digitized by Google

durch die Aenderungen der Umgangssprache sind viele seiner Galanterien jetzt, selbst in Frankreich, fade, und waren von jeher, wo nicht eine Beleidigung des guten Geschmacks, doch eines ernsthaften Mannes unwerth. — — Die besten Briefe, die man in englicher Sprache besitzt, sind sorgfältig ausgearbeitete Unterhaltungen mit Freunden über literärische, ästhetische, moralische und politische Materien in einer meist vollendeten klassischen Sprache, die natürlich nicht das Ungekünstelte des Ausdrucks, den der Augenblick giebt, und die Natur einer mündlichen Unterredung haben können. Sie sind daher als Werke von vollendeter Bildung, Witz und Geist, Gelehrsamkeit merkwürdig, und durch ihren Inhalt für denkende Leser höchst anziehend; nur entfernen sie sich als Briefe zu weit vom Briefstyl, und sind von dieser Seite nicht musterhaft klassisch. Wie interessant ist der Briefwechsel, den Pope mit seinen poetischen Freunden, Blount, Digby, Atterbury, Gay, Swift u. A. führte; wie unterhaltend durch Inhalt und klassische Sprache! Wäre nur die Kunst des Styls darin nicht zu sichtbar; hätte nur der Briefsteller seinem edlen Sinn, seiner Rechtschaffenheit und Tugend nicht zu starken Weihrauch gestreut, und seine Eitelkeit, seine Ruhmsucht und seinen Hang zu einer literärischen Diktatur über seine Zeitgenossen nicht zu offenbar verrathen! Jetzt ist zwar seine Correspondenz ein Ehrendenkmal seiner Talente, aber eine Demüthigung für seinen Karakter. Auch Swift hat in den vielen Briefen an Pope und seine übrigen Freunde kein Hehl, daß ihre übrigen Zeitgenossen tief unter ihnen stünden; dennoch beleidigt seine Hochherzigkeit und sein Selbstgefühl weniger, als bei dem hämischen und verstellten Pope, weil es mit Offenherzigkeit des Karakters gepaart ist, und sich in einer kunstlosen Sprache und in einem Fluß von angebornem Witz und Laune zeigt. Weniger selbstgefällig schrieb Gray (vor 1771) über Sachen des Geschmacks und der Kunst, und dadurch nur desto anziehender, zumal, da auch ein lehrreicher Inhalt seine Briefe empfiehlt, und dieser in einer angenehmen und fast klassischen Sprache dargestellt ist. Doch gehen fast allen Ausarbeitungen dieser Art Lord Chesterfield's Briefe an seinen Sohn, während er sich im Auslande aufhielt, um seine moralische, literärische und politische Ausbildung zu vollenden, vor. Der kunstlose Ton derselben wird durch den Geist gehoben, der aus ihnen spricht, der Geist einer männlichen, väterlichen Zärtlichkeit, und eines edeln, ausgebildeten Weltmannes, der seine ganze Welterfahrung zu dem edeln Zweck anwendet, einem geliebten Sohn zum künftigen Staats- und Geschäftsmann eine vollendete Bildung zu geben, und ihn zur Tugend und Rechtschaffenheit, zur Gewandtheit und Feinheit im Privat- und öffentlichen Leben anzugewöhnen. Von ganz anderer Art, und einzig in der englischen Literatur, sind die Briefe der geistvollen Lady Montague (von 1716 — 18 auf einer Reise nach Constantinopel, und wieder zurück nach England geschrieben) ein Muster der Natur und Leichtigkeit, der Naivetät, Feinheit und des Witzes, wie er sich durch schriftliche Unterhaltungen ziemt. Die schönsten Stellen sind die Schilderungen der Sitten in Frankreich, Holland, Deutschland, Italien, und der Türkei; sie sind mit einem gebildeten und lebendigen Geiste aufgefaßt, mit weiblicher Decenz, und einer leichten Hand entworfen, bestimmt und kräftig dargestellt, und mit seltner Richtigkeit beurtheilt. Ohne klassisch und gelehrt schreiben zu wollen, hat Lady Montague klassisch und gelehrt geschrieben, und bisher nur an dem einen vollkommenen Nachahmer gefunden, der in ihrem Geist und Styl 6 Briefe als Zugabe zu den ihrigen geliefert hat, zum Beweis, daß kein noch so originaler Styl völlig unnachahmlich sey. — Fast die einzige klassische Sammlung von Briefen, deren sich die vereinigten Niederlande zu rühmen haben, verdanken sie dem unsterblichen

Digitized by Google

Hooft. Viele zwar sind in dieser Sammlung (1671) bloß Gelegenheitsschreiben oder wohl gar Amtsberichte, doch überall drückt der Vater der holländ. Literatur das unverkennbare Siegel seiner Originalität auf. Außerordentlich viel Merkwürdiges für die Geschichte, doch vorzüglich für die Karakteristik des Verfassers enthalten diese Briefe, worin er, in seiner so ganz eigenen körnichten Schreibart, die innersten Gedanken und Regungen des Herzens seinen Freunden mittheilt. Auch in Hinsicht des Styls haben sie viele Vorzüge. In den sämmtlichen Berichten drückt Hooft sich männlich, einfach und schmucklos; in den freundschaftlichen Briefen hingegen mit einer Ueppigkeit des Witzes aus, die nicht selten in Extreme verfällt. Sein fruchtbarer und gewandter Geist, der nicht bloß dem hohen Geschichtsstyle, sondern auch den zärtlichsten Ausdrücken der feinsten Galanterie gewachsen war, verschwendet in den Briefen, wo Frohsinn herrscht, Bilder, Allegorien und Concetti in einem Uebermaaße, der zwar von feiner Gedankenfülle, doch nicht immer von gereinigtem Geschmacke zeugt. Wortspiele, und damals sogenannte schöne Gedanken entstellen manchen vortrefflichen Brief des großen Mannes; zwar hatte er dieses, wie manche seiner Zeitgenossen in Frankreich, und wie sein Freund Huygens, den Italienern abgelernt, die damals ihre Prose und Verse sehr sorgfältig mit dergleichen Kunstblumen ausputzten. Auch die Sucht nach rein-holländischen Worten, und die latinisirte Konstruktion machen, wie in seinen Geschichten, manche Stelle in den Briefen Hooft's undeutlich. Doch niemals verbirgt sich hinter diese übertriebene Kunst ein kaltes Herz. Seine Briefe sind reine Ergießungen des Gemüths, worin er sich selbst so ungesucht und treu schildert, daß man einen Abriß seines Lebens und Karakters allein aus jenen geliefert hat. Immer sieht man den warmen und theilnehmenden Freund, den liebenden Gemahl, den gemäßigten Denker über politische und religiöse Gegenstände. Im folgenden Jahrhundert näherte sich Wagenaar, wie in der Geschichte, so im Briefstyl, dem Muyder Burgvogte, doch behielt er auch wieder seinen eigenthümlichen Karakter. Seine Briefe sind vortreffliche Erörterungen über manche literärische oder historische Gegenstände, oder wenigstens über das Leben und den Karakter des Verfassers; doch ihr Vortrag kontrastirt durch anspruchslose Einfalt sehr mit dem glänzenden Witze seines Vorgängers. — Im Allgemeinen gilt Gellert, der nicht nur übersetzt, sondern auch im Original öfters in Schweden gedruckt ist, noch immer als Lehrer und Vorbild. Außer den Briefen Tessin's an den Prinzen Gustav, die doch eigentlich einen didaktischen Zweck haben, besitzt die schwedische Literatur keine Originale in diesem Fache. Die Briefe des Grafen Scheffers und Gustavs III. können wir nicht hieher rechnen, da die erstern ganz, und die letztern größtentheils französisch geschrieben sind. — Von eigentlichen Briefen, von solchen, die auch in der Hinsicht geschrieben sind als Muster jenes leichten desultorischen Styls, der sich für den freundschaftlichen Brief eignet, hat die dänische Literatur keine Sammlungen, aber desto mehrere und vortrefflichere von jener zweiten Gattung, worin die Briefform unwesentlich ist, und nur ein Vehikel, das der Verfasser als das leichteste und zwangloseste wählt, um dem Publikum seine Ideen über Gegenstände mitzutheilen, die entweder nicht für eigentlich didaktische Abhandlungen Stoff abgeben können, oder die der Verfasser gerade nicht Zeit oder Lust hat, in diesem strengeren systematischen Vortrage zu bearbeiten. So schrieb Holberg, der, nach seinen eigenen Worten in der Vorrede, „auf alle mögliche Weise zu moralisiren suchte", seine fünf Bände Briefe moralisch-satyrischen Inhalts; so philosophirte J. S. Sneedorff und C. Bastholm in Briefen; so schrieb K. L. Rahbek seine Briefe von einem alten Schauspieler an seinen Sohn, die sich völlig eignen, ein Handbuch jedes praktischen Schauspielers zu werden; so theilte F. Sneedorff seine Bemerkungen und Betrachtungen auf

Digitized by Google

seinen Reisen in Briefen mit. Auch an Briefen unter fingirten Karakteren hat die dänische Literatur keinen Mangel. Außer einer Menge von dieser Gattung, die in den genannten Sammlungen von Holberg, und J. S. Sneedorff sich befinden, schrieb die Biehl zwei Bände solcher Briefe, denen es an instruktivem Inhalt eben nicht mangelt. J. S. Sneedorff's patriotischer Zuschauer und Rahbek's dänischer Zuschauer sind voll dergleichen, und zwar vortrefflicher, meistens satyrischer, Briefe; und Klenov, vermählte Baden, gab eine Fortsetzung von Grandison nach dem Muster des engl. Originals. — An völlig klassischen Briefen fehlt es noch der deutschen Literatur. Die erste unter den vorhandenen Briefsammlungen, die von Neukirch, ist ein Denkmal der Geschmacklosigkeit. Mit Gellert that zwar der Geschmack in Briefen einen Riesenschritt zu seiner Besserung; aber für unsere Zeiten sind seine Briefe noch veraltet, zu manierirt, und mit zu vielen faden Galanterien angefüllt. Rabener hat zwar diesen Fehler nicht, sondern ist vielmehr, da seine Briefe nicht für den Druck, sondern bloß zur schriftlichen Unterhaltung mit vertrauten Freunden geschrieben waren, Natur und Wahrheit; nur sind sie aber bei dieser Bestimmung zu wenig vollendet, und als Arbeiten aus der frühern Periode der deutschen Prose nicht gedrängt und körnicht genug. Nach ihm näherte sich die Periode unserer reichern und volleren Prose, aus welcher wir freundschaftliche Briefe von Abbt, Moses Mendelssohn, Lessing, Gleim, Jakobi u. s. w., und außer den Literaturbriefen einzelne an Scharfsinn und trefflichen Bemerkungen über Wissenschaften, Philosophie und Literatur reiche Briefe von Winkelmann, Moses Mendelssohn, Lessing, Sturz, Garve u. A. besitzen; aber wie wenige von ihnen sind vollendet, da die meisten nicht zum Druck ausgearbeitet worden. Doch bleiben sie immer für Männer von Geist eine interessante Leserei. Wie anziehend sind Winkelmann's Briefe! sie fesseln an den auch in seinen Schwächen achtungswürdigen Wanderer, der an Menschen und literarischen Gegenständen mit seltener Wärme, mit dem Enthusiasmus eines begeisterten Liebhabers hing, und seine Empfindungen über Kunst und Kunstalterthümer, und jede Bemerkung über einen noch so trocknen Gegenstand der Literatur und des Alterthums, original, neu, einfach, man möchte sagen, mit einer griechischen Grazie ausdrückt. Abbt's Briefe an Moses Mendelssohn und Nikolai können zwar so merkwürdig nicht seyn; doch enthalten sie auch manche gründliche Betrachtung, manche scharfsinnige Anmerkung, manchen geistreichen Scherz, und zeigen einen jungen talentvollen Mann in der Anstrengung zu seiner Ausbildung und Vervollkommnung, in dem Kampf mit manchen Schwierigkeiten, und ihrer glücklichen Ueberwindung, welches Alles noch weit interessanter seyn würde, wäre ihr Verfasser selbst bei einem längern Leben vollendeter geworden. Moses Mendelssohn's Briefe über die Empfindungen sind philosophische Abhandlungen in Briefform, und tragen in der Darstellung einerlei Karakter mit seinen übrigen philosophischen Schriften. Hingegen seine freundschaftlichen Briefe an Abbt, Lessing und andere Gelehrte folgen zwar mehr dem Brieftone; doch haben sie auch viele Ausarbeitung, die sie aber nicht sehr von dem Ton freundschaftlicher Unterhaltung entfernt. Mit kritischen Briefen fing Lessing seine literarische Laufbahn an; sie unterschieden sich von Allem, was bis dahin in Briefform geschrieben war, durch Lebhaftigkeit, Witz und anziehendes Interesse. Noch in höherem Grade waren diese Eigenschaften seinem Antheil an den Literarbriefen eigen. Darauf ließ er Briefe antiquarischen Inhalts folgen, voll bitterer Polemik gegen Klotz und den Unfug seiner Schule. Selbst unter seinen freundschaftlichen Briefen, welche der Regel nach nur hingeworfene literarische Urtheile und Nachrichten im leichtern Briefstyl enthalten, kommen

Digitized by Google

einzelne förmlich ausgearbeitete Briefe von einem scharfsinnigen und durchdachten Inhalt vor. Gleim wechselte nicht bloß mit Johann Georg Jakobi ständelnde Briefe, sondern führte auch einen sehr ausgebreiteten ernsthaften Briefwechsel mit einem großen Theil der merkwürdigsten Gelehrten während seines langen literarischen Lebens, der unsere Literatur und ihre Schicksale, die wichtigen und unwichtigen Erscheinungen in derselben, und die Männer betraf, die in ihr auf- und abtraten, wie aus dem bisher gedruckten Theil seiner Correspondenz erhellt. Mit wie manchem wichtigen historischen Bruchstück würde die Geschichte der schönen Literatur in Deutschland bereichert werden, wenn es die Umstände erlaubten, den ganzen Schatz derselben durch den Druck bekannt zu machen; wie viel Licht würde durch ihn auf den Wechsel der literarischen Parteien unter uns, auf ihre ausgeführten und nicht ausgeführten Plane, und auf die Lebens- und Entwicklungsgeschichte mehrerer unsrer besten Schriftsteller fallen, da Gleim es sich zu einem eigenen Geschäfte machte, das Genie an sich zu ziehen, es zu ermuntern, zu unterstützen und zu beleben. Das Originalgepräge, das Sturz allen seinen Aufsätzen aufdrückte, tief eingehende Einsichten, scharfer Blick, lebhaftes Gefühl, und daraus erwachsene Stärke der Sprache, sind auch den Briefen eigen, die er aus Frankreich und England geschrieben hat; sie sind ein schönes Denkmal seines Studiums der Menschen im gesellschaftlichen Umgang und in der Vorstellung auf der Bühne. Nur ist die Sprache derselben weniger natürlich und musterhaft, als in seinen übrigen Aufsätzen. „Die Sorgfalt für das Colorit geht sichtbar vor der Zeichnung voraus; der gefundene Ausdruck rundet und bildet erst den Gedanken; man sieht deutlich, wie sehr der Verfasser um jeden witzigen Zug buhlt.“ Selten geht der Strom der Rede sanft und natürlich fort; er wird durch Kunst eingedämmt und eingepreßt, damit er immer gewaltsam daher rausche. Ein Vierteljahrhundert über theilte Garve in seiner literarischen Muße seine Urtheile über die interessantesten Gegenstände des Tages, besonders über die neuesten Erscheinungen in der Literatur, seinen Freunden in Briefen mit. Zufolge seines eigenen literärischen Karakters hatten die Schriftsteller, in denen er ruhige und klare Entwicklung der Begriffe fand, in seinen Augen das meiste Verdienst; so bald er es mit Schriftstellern anderer Art zu thun hat, zu deren Beurtheilung eigener hoher Schwung des Genies, oder ausgebreitete Belesenheit gehört, ist er in seinem Urtheil höchst einseitig; er bewundert als neu, was längst bekannt ist, er tadelt als übertrieben und geschmackwidrig, was als das reine Weben des Genies höchst vortrefflich ist; und tritt erst ein Schriftsteller durch Urtheile den obern Ständen zu nahe, an die sich seine Eitelkeit im gesellschaftlichen Leben so gerne anschloß, so ist ihm sein Tadel gewiß, der aber doch nicht schneidend ausgedrückt wird. Die Briefe von Johannes von Müller an Bonstetten können junge Gelehrte zu größern Vorsätzen entflammen. Sie schildern, was ihr Verfasser zu seiner Ausbildung zum großen Geschichtschreiber täglich thue, und was er noch vorhabe, mit dem Enthusiasmus, ohne welchen nie etwas Großes bewirkt wird.

Brienne, ein kleines Städtchen im Aube-Departement; es besteht aus Brienne-la-Ville, und Brienne-le-Chateau, mit 225 Häusern. La Rothiere, ein Dorf bei Dienville an der Aube, eine Meile südwestlich von Brienne. Hier war es, wo im J. 1814, am 1. Febr., von 80.000 Verbündeten, unter Blücher, 60.000 Franzosen, unter Buonaparte, geschlagen wurden. Russen, Oesterreicher, Preußen, Baiern, Würtemberger, unter den Befehlen von Sacken, Barklai de Tolly, Giulay, Kolloredo, Wrede und dem Kronprinzen von Würtemberg, fochten gegen Ney, Marmont, Mortier, Viktor und Gerard. Das Schlachtfeld lag zwischen der Aube und den waldigen Höhen rechts der

Digitized by Google

selben. Würtemberger, Baiern und Oesterreicher auf dem rechten Flügel, griffen den französischen linken Flügel mit wechselndem, zuletzt mit gutem Erfolge, an, eroberten und behaupteten drei Dörfer. Dann ward der rechte Flügel und die Mitte der Franzosen von Russen, Oesterreichern und Preußen angegriffen, und la Rothiere und Dienville wurden, nach hartnäckiger Gegenwehr, erst in der Nacht genommen. Den 2. Febr. zogen sich die Franzosen zurück, mit einem Verlust von 5.000 Todten und Verwundeten, 3.000 Gefangenen und 75 Kanonen. Die Verbündeten hatten 6.000 Todte und Verwundete. — Es war dieses die erste, durch ihre Folgen bedeutende, Schlacht, welche die Verbündeten auf altfranzösischem Boden gewannen. Durch sie ward das letzte Vertrauen der Armee auf Buonaparte erschüttert, und die Meinung verschwand, daß die Franzosen, an ihrem Heerde kämpfend, unüberwindlich seyen. Von nun an war der Weg nach Paris und zur Vernichtung der Kaiserwürde gebahnt.

Brigantine, Brigg, ist ein leichtes Schiff mit niedrigem Borde von 10 — 15 Rudern. Die Besatzung ist bis 100 Mann stark, die im Rudern ablösen, aber auch Soldatendienste thuen, und ihre Musketen unter der Ruderbank liegen haben. Häufig bediente man sich im mittelländischen Meere dieser Fahrzeuge, die übrigens Schnellsegler sind, zu Seeräubereien.

Bril (Matthias und Paul), zwei Brüder, und niederländische Landschaftsmaler. Ersterer geb. 1550, † 1584; Letzterer geb. 1556, † 1626 zu Antwerpen. Sie waren die Ersten, die in Italien, vorzüglich zu Rom, die Landschaftsmalerei ausübten. Matthias malte im vatikanischen Pallast verdienstliche Landschaften al Fresco, ward jedoch von Paul übertroffen. Dieser benutzte die Vorzüge von Tizian und Caraccio, und verbesserte seinen Geschmack; doch gefallen seine kleinen Werke mehr, als die von großem Umfange. Er malte auch den Grund zu manchen Gemälden des Joh. Rottenhammer, und vollendete die von seinem Bruder im Vatikan angefangenen Gemälde. Die Gallerien zu München, Wien, Schleißheim u. s. w. besitzen Gemälde von Beiden.

Brillant, s. Diamant.

Brillantenkäfer. Unter allen ausländischen Käfern zeichnet sich dieser durch die unbeschreibliche Pracht aus, womit die Natur ihn schmückte. Er hat die Länge eines Zolls, und ist von schwarzer Grundfarbe, mit Vertiefungen und Hohlpunkten auf dem Rücken, die wie Brillanten in dem mannigfaltigsten Farbenspiele glänzen. Kaum wird irgend ein Geschöpf aus dem Thierreiche dem Brillantenkäfer an Pracht gleichen. Brasilien ist sein Vaterland.

Brille. Das Auge ist unstreitig das beste, optische Instrument, aber es ist unglücklicherweise auch dasjenige unserer Organe, welches am Leichtesten beschädigt wird, oder sich verändert. Ueberdies können auch Bildungsfehler, Alter, Krankheiten es unfähig machen, seine Funktionen gehörig zu verrichten, und es ist daher ein sehr großes Glück für uns, daß die Kunst Mittel gefunden hat, einigen jener Unvollkommenheiten zu begegnen, die uns des vollen Gebrauchs des edelsten unserer Sinne berauben. Wirklich gewährt uns die Anwendung konverer und konkaver Augengläser diesen Vortheil, und die Erfindung der Brillen, wie besonders auch der noch schärfern Augengläser, wie Mikroskope, Teleskope, u. s. w. gehört unter die wichtigsten Eroberungen der Physik. Wem die Ehre der Erfindung der Brillen gebührt, ist nicht so ganz gewiß. Doch scheint der Erfinder ein gewisser Salvino, oder Salvinio degli Armati genannt, der daraus anfangs ein Geheimniß machte. Ein Mönch, Namens Alexander von Spina, der 1313 zu Pisa starb, hörte aber davon reden, und machte nach seinen eigenen Gedanken Brillen nach, die er „sehr willig und fröhlich" (corde hilari et volente, sagt eine

Digitized by Google

alte Kronik) Andern mittheilte. Der Hauptgrund, warum man Salvino aber doch als eigentlichen, ersten Erfinder der Brillen betrachten darf, ist ein Grabmahl, welches noch im vorletzten Jahrhundert im Dom zu Florenz zu sehen war, und worauf man las: Qui giace Salvino d'Armato degl' Armati, di Firenze, inventor delli occhiali etc. MCCCXVII. Dieses Zeugniß hat eine Authenticität, die man einem andern Beweise für den viel ältern Ursprung der Brillen nicht beilegen wird. Ludwig Sigoli nämlich, ein für seine Zeit berühmter Künstler, hat auf einem Gemälde, dem Ober-Priester Simeon, welcher die Beschneidung des Jesus-Kindes vornimmt, Brillen gegeben, weil dieser doch, wegen seines großen Alters, die schwierige Operation nicht wohl ohne Brille, wie er sich vorstellte, unternehmen konnte. Wüßte man nicht, wie mächtig die Gewohnheit wirkt, so würde man nicht begreifen können, wie die Alten das Ding entbehren konnten, dessen Gebrauch bei uns so sehr allgemein geworden ist. Allein leider! sind die Brillen, statt ein nothwendiges Hülfsmittel für schwache Augen zu bleiben, nur zu oft in neuerer Zeit Modeartikel für junge, flache Stutzer geworden, die wohl oft sich einer Brille bedienen mögen, um das in üppigen Lüsten erloschene Jugendfeuer ihrer Augen, um den Ausdruck aller Leidenschaften darin, vor den Blicken der Welt möglichst zu verbergen! Nichts ist gräulicher, als ein bebrillter Zieraffe, dem man es ansieht, daß er das edelste Organ, das ihm der allgütige Schöpfer gab, mit schnöder Willkühr durch ein Brillenglas abstumpft, weil er denn doch auch eine Brille tragen muß, und weil er denkt, daß das auf diese Weise veränderte Gesicht vielleicht einige Reize der Neuheit haben könnte, die ihm vielleicht wieder zu einer Eroberung verhelfen! Glücklicherweise rächt sich ein solcher Mißbrauch unwiderruflich; denn Niemand, wir wollen es aus vollem Herzen, der Wahrheit und der Erfahrung gemäß, hier niederschreiben, Niemand trägt längere Zeit bei gesundem Auge eine Brille, der nicht früher oder später dadurch sein Sehorgan abstumpfte und verstümmelte, so daß ihm bald ein beklagenswerthes Bedürfniß wird, was anfangs nur schnöder Tand und eitles Spielwerk war!

Brillendukaten, eine dänische Goldmünze von Christian IV., mit einer Brille auf dem Revers, und darunter die Worte: vide mira domini (betrachte die Wunder des Herrn) 1647. Man hatte nämlich im Jahr 1644 zu Kongsberg in Norwegen eine schwache Goldader entdeckt, welche zwar nicht anhielt, gleichwohl so viel Ausbeute gab, daß eine Anzahl Dukaten daraus konnten gemünzt werden. Als nun Verschiedene an dieser Goldader, ihrer Seltenheit wegen, zweifelten, und besagte Ader 1647 wiederum ergiebig ward, so ließ der König nochmals Dukaten daraus prägen, und zur Beschämung der Zweifler die Brille als Sinnbild darauf setzen.

Brillenschlange. Hindostan ist das Land, unter dessen heißen Zonen die Amphibien, und unter diesen vorzüglich die Klasse giftiger Nattern eine höchst gefährliche Rolle spielen. Hieher gehört vor allen die Brillenschlange (Coluber Naja L.). Dieses schöne Thier scheint mehr gebildet, angenehme Empfindungen als Schrecken einzuflößen. Es ist 3 bis 4 Fuß groß, hat feurige Augen, und besonders am Halse erscheinen die Schuppen glänzend. Die Hauptfarbe ist blaßroth, auch wohl schön gelb, gegen den Bauch hin weißlicher; einige sind dabei mit purpurnen Querbändern geziert. Der Hals erweitert sich in den Wulst einer Haut, die das Thier anschwellen, und sinken lassen kann, so daß im ersten Falle sich gleichsam eine Bedeckung oder ein Hut über den darauf folgenden Kopf erhebt; Letzteres ist besonders der Fall, sobald das Thier zornig wird, und den Gegner anzugreifen gedenkt. Auf diesem Hute zeigen sich dunklere Ringe, welche einer Brille gleichen, doch sind bei allen Nazen die eigentlichen Brillenringe nicht genau geschlossen. Daher der Name des Thieres. Eine lebhafte Einbildungskraft sieht leicht in dieser Zeichnung

Digitized by Google

ein menschliches Gesicht, oder hält diese aufgeblasene Haut mit jener Zeichnung für den Kopf des Thiers, so daß die beiden weißlichen Flecken der Brille für die Augen gelten, da doch der Kopf selbst weiter vorwärts liegt, und also auf die Brille folgt. Diese Schlangenart ist äußerst gefährlich. Wann sie angreifen will, richtet sie sich in die Höhe, bläßt die Kopfhaut auf, geht mit funkelnden Augen auf den Gegner los, und versetzt ihm, vermittelst der beiden großen, scharfen Fangzähne, einen Biß, wobei denn die Giftbläschen, welche unweit ihrer Wurzel gelegen sind, zusammengepreßt, das Gift durch diese als Kanäle hohlgebildete Zähne in die Wunde hinabfließen lassen. Die Folgen des Gifts sind gräßlich. Der Mensch fällt gleich darauf in Convulsionen, die Zähne werden ihm dadurch so heftig zusammengedrückt, daß man sie kaum auseinander brechen kann, der Schlund wird zusammengeschnürt, und wenn nicht frühe Hülfe gebracht wird, erfolgt der Tod in Kurzem. Man hat selbst in Indien oftmals gegen Schlangen- und giftige Insektenbisse sich des Oels bedient; allein jetzt wissen wir, daß dieses kein Rettungsmittel ist. Das wahre Gegengift gegen alle ähnliche Gifte ist, fast unfehlbar, das flüchtige Alkali. Der Engländer Williams hat uns darüber eine Reihe höchst belehrender Versuche mitgetheilt. Er gab in mehrern Fällen mit gutem Erfolg das sogenannte Eau de Luce (bekanntlich aus dem mit Kalk aus Salmiak gezogenen flüssigen flüchtigen Alkali und aus rektifizirtem Bernsteinöl zubereitet), ließ aber letzteres, da er vermuthete, das Oel möchte die Wirkung vermindern, hinweg, und nahm nur das reine kaustische Alkali. Hievon fand er die herrlichste Wirkung bei jedem Schlangen- und Natternbiß. Sechzig oder nach Befinden 40 Tropfen mit Wasser vermischt, einige Mal wiederholt genommen, und zugleich etwas in die Wunde gegossen, hemmten schnell die Wirkung des Gifts, und stellten binnen Kurzem die Kranken wieder her. Dr. White bestätigte diese Wirkung dem L. Valentia; er bezeugt, daß er durch jenes Mittel über 100 von Schlangen gebissene Personen gerettet habe. Auch für unsere Gegenden ist wohl das hier Gesagte nicht ohne Nutzen, da die europäische Viper und andere kleine Schlangenarten sehr gefährlich sind. Dieser Tödlichkeit ungeachtet, wagt es der Hindus, jene furchtbare Schlangenart nicht nur anzugreifen, sondern selbst aus ihrer Zähmung ein eigenes Gewerbe zu machen. Die sich diesem Geschäfte Unterziehenden sind theils Hindus der niedrigsten Kaste, theils Mohren, d. i. Muhamedaner, welche dann mit mehreren solcher gezähmten Schlangen im Lande umherziehen, und sie als Gaukler für Geld sehen lassen. Kämpfer, der auch hiebei einer der genauesten Beobachter war, behauptet, die Indier seyen dennoch selbst bei diesen gezähmten Schlangen ihrer Sache nicht so gewiß. Sie suchten daher der von ihnen gefangenen Naja täglich dadurch das Gift zu benehmen, oder es wenigstens sehr zu mindern, daß sie das Thier reizen, und es auf eine geschickte Weise nöthigen, in das ihm vorgehaltene Tuch tief einzubeißen, und also das Gift darin zurück zu lassen. Gewöhnlich benehmen sie sich bei dem Gaukelspiel selbst auf folgende Art. Die Schlange liegt in einem runden Gefäß oder Korbe zusammengerollt. Der Schlangenbeschwörer fängt an, sobald der Verschlag geöffnet ist, auf einer Oktavflöte zu spielen, verbindet diese auch wohl mit einer kleinen Trommel. Sofort erhebt sich die Naja, richtet sich sehr weit aus dem Korbe empor, oder geht, wie Kämpfer sah, bei dem Gesange des Gauklers ganz auf dem Boden heraus, spannt ihre Kopfhaut aus, und tritt mit offenem Maule und Gezische gegen den Mann auf. Dieser bewegt sodann seine Hand, worin er, wohl nur zum Scheine, eine Wurzel, ein von ihm sogenanntes Antidot hält, nach der Musik hin und her. Die Schlange folgt der Bewegung und der Musik genau, denn Letztere allein scheint sie dabei anzufeuern. Sie hält dieses ungewöhnliche Spiel viele Minuten aus, da denn der Gaukler, sobald er ihr Ermüden und des-

halb ihr Entfliehen befürchtet, mit Gesang, Musik und Handbewegungen nachläßt, worauf sich die abgemattete Naja in ihre Zelle verkreicht und zusammenrollt. Häufig wird die Brillenschlange von ihrem größten Feinde, dem Ichneumon, gefressen

Briseis, s. Achilles.

Bristol, in der Grafschaft Sommerset, unweit der Mündung des Avon in die Severn, die hier einen Meerbusen bildet, die dritte Handelsstadt in England, mit 70.000 Einw. Sie liegt schön auf mehrern Hügeln, hat aber nur wenige gut gebaute Straßen, die meisten sind eng, düster, schmutzig und werden von armen Fabrikarbeitern bewohnt. Es giebt hier Fabriken von Teppichen, Wachstuch, Wollenzeug, Draht, Eisen, Messing, Porzellan, Seife, Leder, Vitriolöl, Patentschrot, Baumwolle, Spitzen, Segeltuch, Nadeln, Farbe, Pfeifen, Steingut, Hüte und Scheidewasser; Terpentin- und Zuckersiedereien, und einen beträchtlichen Schiffbau. Der Ueberfluß an Steinkohlen in der Nähe der Stadt ist Ursache, daß viele Waaren von hier um ein Merkliches wohlfeiler, als von andern Orten Englands geliefert werden können. Der Handel verschlingt hier Alles, an Künste und Wissenschaften wird nicht gedacht, selbst die Schulen sind höchst elend. Die Methodisten sind hier überaus zahlreich; das Nämliche bemerkt man beinahe in allen Fabrikstädten Englands. — Eine halbe Stunde von der Stadt liegt in einem engen Felsenthale, durch welches der Avon strömt, die Bristoler heiße Quelle Hottwell, deren jedoch nur lauwarmes Wasser häufig von Kranken genossen wird. Die Enge des Raums hat nur die Anlage weniger Häuser gestattet; das neue Brunnenhaus liegt auf einem Felsen, und hat eine schöne Aussicht.

Britannien, der Name des heutigen Englands und Schottlands. Diese Benennung entstand wahrscheinlich von dem alten Worte brit, bunt, weil die Einwohner sich bunt zu bemalen pflegten. Nach Plinius führte die Insel Britannien auch vor Zeiten den Namen Albion, von den weißen Kreidebergen, womit die Ufer besetzt sind. Das Meer, welches Britannien umgiebt, war im Alterthum noch nicht recht bekannt, und hatte daher keinen besondern Namen, sondern hieß im Allgemeinen abendländischer, atlantischer, hesperischer Ocean. Bis auf Cäsar war Britannien den Römern ganz unbekannt. Die Phönicier, Griechen, und Karthaginienser aber kannten es schon, besonders die ersten, seit den ältesten Zeiten, indem sie hier Zinn holten. Deswegen gaben sie ihr den Namen Zinn-Insel. Der Markt des Zinnhandels war nicht in Britannien selbst, sondern auf den kleinen Inseln, die oberhalb Cap Lands-End liegen, und so nahe an der Küste sich befinden, daß sie die Einwohner zur Zeit der Ebbe mit beladenen Wagen erreichen konnten. Hieher kamen auch die massilischen (Marseiller) Kaufleute, und brachten ihre Waaren queer durch Gallien nach Hause. Zu Cäsars Zeiten waren die Einwohner noch völlig Wilde. Er rühmte sich zwar, ihr Land erobert zu haben, aber diese Besitznehmung, so viel Kosten er auch darauf verwandte, war von wenig Bestand, so wie sein ganzer Feldzug dahin mehr einem Abenteuer ähnlich sah. Erst unter Kaiser Claudius errichteten die Römer hier bleibende Etablissements, und von der Zeit an ward ihre Provinz, das römische Britannien, immer größer. Um dieselbe gegen die Einfälle der barbarischen Britannier zu schützen, legten die Römer verschiedene Male Verschanzungen gegen dieselben an. Den ersten Entwurf dazu machte Kaiser Adrian. Er bauete eine Mauer, die sich vom heutigen Carlisle bis Newcastle erstreckte, oder von der Mündung des Tinaflusses bis zum Ausflusse der Ituna. Unter Kaiser Antonius legte Lollius Urbicus die adrianische Mauer weiter hinaus zwischen Forth of Forth an dem Flusse Clyde. Endlich zog Kaiser Severus diese Linie wieder rückwärts vom heutigen Solivay-fyrth bis Tin-

Digitized by Google

mouth. Diese genannten Verschanzungen bestanden in einem Erdwalle, der mit Thürmen und Basteien versehen war. Das Land war schon zu Cäsars Zeiten sehr bevölkert und, nach dem Zeugnisse des Tacitus, fruchtbar. Constantin fügte in der Folge noch 2 Provinzen hinzu, die in der Mitte des Landes lagen, nämlich den südlichen Theil des innern Landes, und dessen nördlichen Theil. — Die Einwohner des alten Britanniens stammten theils von einer ursprünglichen Kolonie der Celten, theils von Galliern ab, welche mit Deutschen vermischt von Gallien aus sich hier niederließen. Die celtischen Kolonisten, oder die eigentlichen Britannen, wohnten im Innern des Landes, und hatten mit den ankommenden Kaufleuten weniger Umgang, als die gallischen Kolonisten, die an der Küste wohnten. Daher waren jene weit wilder und ungebildeter, als diese, wie das Zeugniß der Römer bestättigt. Die gallischen Einwohner an den Küsten hatten schon eine Art von Eigenthum, und ließen sich daher eher in Furcht setzen, als jene wild in Wäldern umher zerstreuten Völker. Alle Britannen malten sich mit einem Kraute, dessen Farbe nach Vitruv blau, oder meergrün war. Sie trieben keinen Ackerbau, sondern lebten entweder von der Viehzucht oder von der Jagd. Ihre Kleidung bestand in Thierhäuten. Ihre Häuser waren von Reisern geflochten, und mit Schilf bedeckt, und ihr liebster Wohnort war an den Flüssen oder in Wäldern. Auf ähnliche Art waren auch ihre Schiffe zusammengesetzt. Von ihrer Religion weiß man weiter nichts, als daß sie, wie die Deutschen, heilige Weiber unter sich hatten. Diese, nebst ihren Priestern, den Druiden, welche ein sehr strenges Leben führten, übten eine Art von Herrschaft über sie aus.

Brizard (Johann Baptist), Britard genannt, ein ausgezeichneter franz. Schauspieler, geboren 1721 zu Orleans, leistete vorzüglich viel im Fache der edlen Väter und Könige, und starb zu Paris den 30. Jan. 1791.

Brizel (Cornelius), ein Maler, lebte um das Jahr 1670 in Holland. Seine Darstellungen sind Waffen, Musikalien, Basreliefs u. s. w. Seine Gemälde sind ihrer großen Vollendung wegen geschätzt. Doch übertrifft ihn in der Eigenthümlichkeit Juttrian van Seek.

Brocken, s. Harz.

Brockhaus (Friedrich Arnold), ausgezeichnet als einer der thätigsten, wissenschaftlichsten und umsichtigsten Buchhändler Deutschlands, und als ein Mann, der praktisch die Lehre des Ovid's: Tu, ne cede malis, sed contra audentior ito, in seinem ganzen Leben befolgte. Seine frühern kaufmännischen Spekulationen, so wie auch sein Buchhandel in Amsterdam, scheiterten, und er mußte sogar mit seinen Creditoren ein Arrangement treffen. Im J. 1810 versuchte er ein zweites literarisches Etablissement in Altenburg, wo seinem Unternehmen schon ein glücklicher Stern schimmerte, doch strahlend leuchtete ihm dieser, als er seine Glücksbude in Leipzig aufschlug. Hier besorgte er eine neue Ausgabe des früherhin kaum bemerkten Conversations-Lexicons. Und von dieser Zeit an kann man ihn mit Recht das Schooßkind des Glückes nennen; denn der Absatz dieses Werks ward für ihn eine unversiegbare Goldquelle. Rechtschaffen war es von Brockhaus gehandelt, daß er in dieser glänzenden Periode sich seiner frühern Schulden erinnerte, und sie redlich und freiwillig abtrug. — Mit Recht aber erhoben sich vielfache Stimmen aus allen Gegenden Deutschlands gegen ein Werk, welches in die ganze Lesewelt überzugehen drohete, und sich schon in den Händen so vieler Tausenden befand, worin so mancher Artikel gegen Christenthum ohne Wahl und Prüfung zusammengeworfen waren, und Vielen ein Aergerniß darboten; denn Haß, Unduldsamkeit und Unkunde sprechen sich leider! in so manchem Artikel dieses Werkes gegen Andersdenkende, vorzüglich aber gegen die Katholiken, auf eine hämische Weise, aus. Auch hat sich Brockhaus

Digitized by Google

noch als Herausgeber der deutschen Blätter, der Urania, des Hermes, so wie des literarischen Conversations-Blattes merkwürdig gemacht. Sein größter Nachtheil war, daß er das Vorurtheil des Römers Calvisius Sabinus theilte, s. Seneca's 37. Brief. Er beschloß sein unermüdetes, arbeitsames Leben zu Leipzig am 20. August 1823.

Brod. Das Mehl der Getreidearten, wie man es von den Mühlen bekommt, besteht a) aus dem eigentlichen mehligen Stoffe oder dem Stärkmehle, b) aus etwas damit verbundenem Schleimzucker, und c) aus dem Leimstoffe oder den Gluten, und wird aus dieser Mischung das Brod und Backwerk bereitet. Das Backen des Brodes besteht darin, daß man das Mehl so lange mit einer hinlänglichen Menge von Wasser durchknetet, bis es die Consistenz eines dicken und zähen Teiges erhalten hat. In einer Temperatur von 16 — 18° Reaum. geht es nach und nach in eine Gährung über, welche man aber durch Zusatz von schon in Gährung gebrachtem vorräthigen Teige, welcher Sauerteig genannt wird, so wie durch Hefen befördert. Hiedurch geht nun der Schleimzucker des Mehles in die Weingährung, der Mehlstoff aber zum Theil in die Essiggährung, wo der Leimstoff durch die gebildete Essigsäure aufgelöst, nun in eine innigere Mischung mit dem Stärkmehl tritt. Ist nun der Teig durch die Gährung gehörig aufgeschwollen, so wird er in den Backofen gebracht, welcher so weit geheizt worden, daß auf dem Boden desselben gestreutes Mehl wohl schwarz wird, aber sich nicht entzündet. In dieser Hitze wird die Auflösung des Leimstoffs und seine Verbindung mit dem Stärkmehl noch mehr befördert, die Gährung endlich gehemmt, und die Masse von der Feuchtigkeit und gebildeten Kohlenstoffsäure befreit, wodurch der innere Theil des Brodes eine lockere, löcherige und wohlschmeckende Substanz zeigt, welche auswärts durch die stärkere Hitze mit einer gelben oder braunen, harten und glänzenden Rinde umgeben ist, deren Glanz noch dadurch befördert wird, daß das heiße Brod vermittelst eines Pinsels mit Wasser benetzt, und nachher eine kurze Zeit wieder in den Ofen gebracht wird. In dieser Behandlung ist nun die vorherige Mischung des gemeinen Mehles gänzlich abgeändert, und ist man nicht im Stande, aus dem Brode eine Abscheidung des Stärkemehls von dem Leimstoffe zu bewirken, wenn es gehörig und vollkommen ausgebacken worden. Dagegen wird aber nichtgares Brod mehr oder weniger Spuren der ehemaligen Mischung zeigen, wenn der Teig zu nachlässig geknetet, und die Gährung unvollkommen geblieben ist. Solches Brod enthält alsdann entweder zwischen der Rinde und Krume eine klebrige und sehr zähe Masse, oder besteht ganz im Innern aus solcher, so daß es wegen dieses unzerlegten Leimstoffes ungesund und ungenießbar wird. Außerdem sollte aber auch nie verdorbenes und schimmliches Mehl zu Brod verbacken werden, da es nicht allein schon eine Zerlegung erlitten hat, sondern dem Brode zugleich einen übeln Geruch und Geschmack mittheilen muß. Die Menge von Brod, welche sich aber aus einer bestimmten Quantität von Mehl erhalten läßt, kann im Allgemeinen wohl mit keiner Zuverlässigkeit angegeben werden, wenn man erwägt, welche Verschiedenheiten allein bei einer Getreidart nach ihren Varietäten, nach der Beschaffenheit des Bodens und der Witterung, der feuchten oder ausgetrockneten Körner obwalten, wozu nach dem Mahlen die verschiedene Absonderung der Kleie vom Mehle, die Menge des Wassers bei dem Kneten desselben, die stärkere oder schwächere Gährung, und die verschiedene Hitze bei dem Backen in Betracht kommen. — Das gewöhnlich angenommene Verhältniß, daß 3 Pfund Mehl 4 Pfund Brod liefern, wird daher wohl in den wenigsten Fällen zutreffen können. Das gewöhnlichste Mehl zum Brode und anderm Backwerke liefert die Spelze, der Weizen, Roggen, die Gerste, und bedient man sich an manchen Orten auch des Hafers, des Mais, der Erbsen, und Bohnen; und ein ganz vorzügliches Mehl geben die Kartoffeln. Bei dem Mahlen des Getreides auf den Mühlen lassen

Digitized by Google

sich von einer und derselben Getreideart, wie besonders von der Spelze und dem Weizen, vielerlei Mehlarten durch eigene Einrichtungen der Mühlen, wie in den Rheingegenden erhalten, welche nach ihrer Verschiedenheit auch andere Backwerke liefern. In Frankreich sucht man durch die Mouture économique nicht nur durch Sieben der Kleie noch verschiedene Mehlsorten abzusondern, als auch durch öfteres Wiederaufschütten der Kleie solche fast ganz auf das Mehl zu benutzen. Ohnstreitig verdient dieses Verfahren einen großen Vorzug vor derjenigen Benutzung der Kleie, da man sie mit Wasser abkocht, und mit dieser schleimigen Flüssigkeit den Brodteig abknetet, um das Brod dadurch schwerer zu machen. Hermbstädt hat keine besondere Gewichts-Vermehrung dabei gefunden, erhielt aber ein kräftiger schmeckendes Brod, dagegen es am Ober-Rhein klebrig, und unangenehm ausgefallen ist. Die Benutzung der Grundbirnen oder Kartoffeln auf Mehl und Brod ist aber von besonderer Erheblichkeit. Einhof fand, daß sich von gefrornen und an der Luft getrockneten Kartoffeln das Mehl leicht erhalten läßt, wenn man sie zerstampft auf die Mühle schüttet, wo sich das Mehl durchbeutelt, und die äußere Schaale als Kleie abfällt. Das Mehl ist graulich-weiß, geruchlos, sehr milde und weich, besteht ganz aus Stärke-Mehl, in welches sich selbst die Faser umändert, und etwas Eiweißstoff und Schleim. Es dient zu Suppen, Sago, Backwerk und zu Brod, welches letztere durch einen Zusatz von ¼ Roggenmehl wohlschmeckend und dauerhaft ausfiel, aber auch ohne andre Mehle, bloß durch etwas Sauerteig, sehr gut geräth; nur muß der Teig etwas weicher angeknetet werden, da das Kartoffelmehl beim Gähren mehr Wasser verschluckt. Außerdem kann dieses Mehl in vielen Fällen als Stärke dienen, und hat noch den Vorzug vor dem übrigen Getreidemehle, daß es in feuchten Kellern so leicht keinen übeln Geruch erhält, und nicht im mindesten verdirbt. Die vielen Verschiedenheiten des Brodes und der Backwerke hängen von der Beschaffenheit des Mehles an sich, oder von der Behandlung desselben bei der Gährung, so wie auch von der Vermengung mehrerer Mehlarten und den Zusätzen von Milch, Butter, Eiern, Zucker, Honig, Gewürzen u. dgl. ab. So ist das Brod von Roggen immer schwärzer, als das von Spelz oder Weizen, und giebt mit der Kleie das so feste und schwarze, säuerliche westphälische Brod. Zu dem weißen Brode wird mehrentheils auch das von den Kleien am vollkommensten gereinigte Mehl, und zu den Backwerken selbst das Stärkemehl angewandt. — Um die Verderbung des Brodes zu dem Schiffsproviant zu verhindern, läßt man es zweimal backen, und dadurch mehr von Feuchtigkeit befreien, welches den Zwieback liefert, welcher aber doch dem Schimmel nicht ganz widersteht. Dauerhaftere Mehlsurrogate verdienen daher schon in dieser Hinsicht noch immer weitere Untersuchungen. Da übrigens das Mehl mancherlei Verderbnissen ausgesetzt ist, so sollte es nie gestattet werden, daß verdorbenes von Bäckern gekauft und mit anderm Mehle zu Brod verbacken würde, welches immer einen widrigen Geschmack besitzen muß. Nach Liegel ließ sich schimmliger Zwieback noch vortheilhaft zum Branntweinbrennen benutzen, und auf ähnliche Art könnte verdorbenes Mehl ebenfalls noch gebraucht werden, ohne ungesundes Brod davon zu liefern.

Brodbaum. Dieser gehört unter die geringe Anzahl von Pflanzen, welche sich über einen ansehnlichen Theil unserer Erde verbreitet haben. Von Surata an bis zu den Marquisen-Inseln, im stillen Weltmeer, auf einer Strecke von 150° der Länge, oder mehr als 2.000 geographischen Meilen trifft man ihn fast auf jeder Küste und jeder Insel an. Daß ihn aber die Natur in diesem ganzen Bezirke überall uranfänglich, von selbst, und ohne Zuthun der Menschen habe wachsen lassen, läßt sich nicht behaupten. Schön ist

Digitized by Google

die Form des durch Cultur veränderten Brodbaums, und schattenreich seine weit ausgebreitete Krone. Kein Obstbaum im Norden von Europa, ja was noch mehr ist, kein Baum aus unsern Forsten, die Eiche und die Linde ausgenommen, darf sich im Ebenmaaß des Wuchses und in der Schönheit der Gestalt mit ihm messen. Die Roßkastanie, die in der Ferne einige Aehnlichkeit mit ihm zu haben scheint, läßt er weit hinter sich zurück. Sein großes breites Blatt, wie Feigenlaub tief eingeschnitten, ist zierlich geformt, und von anmuthiger Farbe. Selten übersteigt seine Höhe 40 pariser Fuß: ein schönes Mittelmaaß unter den Bäumen! Sobald der Brodbaum den Insulanern im stillen Weltmeer wichtig und unentbehrlich ward, erhielten sogar ihre wissenschaftlichen Begriffe eine Beziehung auf ihn. Die O-Taheitier bemerkten, daß er ungefähr um die Zeit, wann die Sonne im Begriff ist, aus der nördlichen Halbkugel in die ihrige zurück und über den Aequator zu treten, frische Blätter und junge Früchte anzusetzen beginnet, die im Oktober anfangen, zeitig zu werden. Von dieser Zeit an bis in den April, oder so lange die Sonne in der südlichen Halbkugel bleibt, fehlt es ihnen nie an frischer Brodfrucht; es kommen theils an einem und demselben Baum, theils an mehreren, deren Standpunkte verschieden sind, von Zeit zu Zeit neue Früchte zum Vorschein, und reifen nach und nach bis in den Julius und August. Von diesem Monat an bis zum Anfange des Novembers ist aber die Frucht gar nicht zu haben. Jener Zeitabschnitt nun, während dessen die Früchte auf den Bäumen wachsen, und der 8 Monate in sich begreift, wird von den Einwohnern Pa-Uru, die Brodfruchtzeit, genannt. Cook und G. Forster kamen 2 Mal nach O-Taheiti und den umliegenden Inseln. Das erste Mal, in der Mitte des Augustmonats, war sowohl die Brodfrucht, als andere Obstarten des heißen Erdstrichs, daselbst äußerst selten, und um das Kostbarste, was eine o-taheitische Phantasie zu reizen vermochte, gar nicht mehr zu erhandeln. In dieser Jahrszeit, die unerachtet der Entfernung der Sonne kein Winter heißen konnte, und an genialischer Wärme keinen Mangel litt, zeigte sich die junge Brodfrucht an der Zweige äußersten Spitzen, in ihre Blumenscheide gehüllt. Das alte Laub, welches nicht eher fällt, als bis das neue seine Entwickelung vollendet hat, saß noch fest auf den Bäumen, und seine Farbe war ein etwas herbstliches Grün. Zum 2ten Male, nach einem Zwischenraum von 8 Monaten, erreichten diese beiden Reisenden die Insel im Monat April. Jetzt hatte das Laub seine lebhaft grüne Schattirung, und alle Aeste beugten sich unter der Last ihrer Früchte. In großer Menge pflückte man sie jetzt vor ihrer völligen Reife, und beschleunigte diese dadurch, daß man sie haufenweis aufschüttete, und sich innerlich erhitzen ließ. In diesem Zustande, wo sie nicht zu genießen waren, schnitt man den Strunk oder Fruchtboden und die Rinde weg, füllte mit der fleischigen Pulpa eine tiefe, mit Steinen gepflasterte Grube, bedeckte diese mit Haufen von Blättern und Steinen, und ließ den ganzen Vorrath in die saure Gährung übergehen. Der Teig (Mahei), der auf solche Art entsteht, ist vollkommen durchgesäuert, und schmeckt, wie das schwarze westphälische Brod (Pumpernickel), wenn es nicht ganz ausgebacken ist. Aus dem Vorrath in der Grube nimmt man jedesmal nur so viel, als zu einem Gebäcke hinreichend ist, macht faustgroße Klumpen daraus, rollt sie in Blätter, und backt sie auf erhitzten Steinen. Solche Klumpen halten sich einige Wochen lang, und sind besonders auf Reisen über See der gewöhnliche Proviant, womit sich die O-Taheitier versehen. Uebrigens aber ist dieses saure Brod bei ihnen so beliebt, daß ihre Vornehmen selten eine Mahlzeit ohne dasselbe thun; und während der 3 bis 4 Monate, wo die frische Brodfrucht fast gar nicht zu haben ist, genießt das ganze Volk beinahe keine andere Speise. Ungebacken hält sich der gegohrene Teig mehrere Monate hindurch

Digitized by Google

in den Gruben, ohne einige Veränderung zu leiden. Eine ungleich beträchtlichere Menge Brodfrucht wird frisch aufgezehrt. Auch zu diesem Gebrauch muß sie nicht reif, aber schon vollkommen ausgewachsen seyn. Ihre Rinde ist alsdann noch grün, das Fleisch aber schneeweiß und von lockerem, mehligem Gewebe. Roh kann man es schlechterdings nicht genießen, sondern die Frucht muß geschält, entweder ganz oder zerschnitten, in Blätter gewickelt, und auf heißen Steinen geröstet und gebacken seyn. So geringfügig diese Mühe auch ist, möchte der wollüstige Südländer doch gern derselben überhoben seyn; daher träumet er sich auch in seinem Paradiese eine Brodfrucht, die keiner Zubereitung bedarf, und frisch vom Baume weggegessen werden kann. Die geröstete Brodfrucht hatte für Forster völlig den Geschmack der Krume des Weizenbrodes, die mit gekochten mehligen Kartoffeln vermischt gewesen wäre. Etwas Süßliches schmeckte man zuweilen vor, insbesondere wenn die Frucht sich der Reife näherte, oder auch wenn sie nach dem Backen verlegen oder alt geworden war. Wenn die Frucht ganz reif ist, hat sie eine gelbliche Farbe, ist weich anzufühlen, und inwendig einem Brei ähnlich, der widerlich süß schmeckt und riecht. In diesem Zustande sah Forster sie ebenfalls auf den Marquisen-Inseln. Die Einwohner der Marianen und Philippinen essen sie alsdann zwar roh, jedoch mit großer Behutsamkeit, weil sie jetzt eine ungesunde Speise geworden ist. Vor der gänzlichen Zeitigung gebrochen und geröstet, ist sie unstreitig eins der gesundesten und zugleich nahrhaftesten Lebensmittel, die bekannt sind; je weiter man sich aber von der einfachsten Zubereitungsart entfernt, und je mehr fremdartige Zusätze man zur Brodfrucht macht, um ihren Geschmack zu würzen, desto weniger kann sie dem menschlichen Körper zuträglich seyn. — Nachdem nun dieser Baum während eines Menschenalters Früchte getragen hat, ergreift ihn das Schicksal aller natürlichen Dinge; er fängt an abzusterben, und allerlei Gebrechen bedeuten seinen nahen Untergang. Jetzt bleibt also nichts mehr übrig, als den Stamm zu irgend einem häuslichen Gebrauch zu verwenden, und entweder einen Kahn daraus zu höhlen, oder wenigstens einen Pfosten oder Balken an der leichten ländlichen Hütte daraus zu verfertigen. Es wird a") mit geringer Mühe manche Geräthschaft, wie kleine Schemel, Schüsseln, Tröge und dergleichen, daraus geschnitzt; allein des Vorzugs ungeachtet, welchen der otaheitische Brodbaum, was diesen Punkt betrifft, vor dem weniger kultivirten in den Gewürzinseln voraus hat, nimmt doch das weiche gelbe Holz gar keine Politur an. Die Ambrineser, und, wie man sagt, auch die O-Taheitier, pflegen Trommeln davon zu machen, weil es gut klingt, und sehr leicht ist. Den wilden Brodbaum kann man schlechterdings zu nichts Anderm, als zur Feuerung gebrauchen. Dasjenige zarte Zellgewebe, aus welchem sich jährlich eine neue Holzlage an Stamm und Aesten bildet, oder der gleich unter der Rinde liegende weiße Splint (liber) ist am Brodbaum so beschaffen, daß die Einwohner von O-Taheiti ihre Kleidung daraus verfertigen können. Sie pflanzen zu dem Ende eine Menge junger Bäume dicht neben einander im lockeren Boden, und suchen sie so gerade als möglich und ohne Aeste in die Höhe zu ziehen. Im 2ten oder 3ten Jahre werden sie abgeschnitten, und der Splint auf die nämliche Art davon abgesondert, vorbereitet, und zu Musselin ähnlichen Tüchern verarbeitet, als mit dem Splint des Papier-Maulbeerbaums üblich ist. — Minder wichtig ist der Nutzen der Blätter. Außer jener Anwendung, die sie mit allen Laubarten gemein haben, daß sie nämlich, so bald sie abgefallen und verweset sind, dem Stamm, der sie getragen, zur Düngung gereichen, bricht man sie auch häufig vom Baume, und bedient sich ihrer, um Speisen einzuwickeln, oder auch darin zu backen. Die erste Anstalt zu einer Mahlzeit besteht jedesmal darin, daß eine große Menge dieser Blätter auf den mit Heu bedeckten Boden gestreut werden:

Digitized by Google

unmittelbar auf diese legt man die Speisen, ohne den entbehrlichen Aufwand von Tellern und Schüsseln. Ein solches Blatt, welches 1½ Schuh lang ist, vertritt alsdann die Stelle der Serviette, wobei man noch den Vortheil hat, so oft man will, eine frische zu nehmen. In Burro und den Gewürzinseln zünden die reisenden Indianer des Nachts ein Feuer von den Blättern des wilden Brodbaums rings um ihre Lagerstätte an, dessen beständiges Krachen die Schlangen verscheucht. — Die männliche Blüthe des Brodbaums besteht in einer spannelangen, braungelben Kolbe, welche ganz mit kleinen Blüthen bedeckt ist, und dadurch mit den Schilfkeulen (typha), die in unsern Sümpfen wachsen, eine auffallende Aehnlichkeit gewinnt. Wenn diese Kolben oder Kätzchen abgefallen und vertrocknet sind, haben sie die Eigenschaft des Zündschwammes, und man bedient sich ihrer auf die nämliche Art, als Lunten, zur längern Aufbewahrung des Feuers. Es dringt endlich noch aus allen verwundeten oder eingeschnittenen Theilen des Baums ein weißer klebriger Saft, der in Amboina aufgefangen, mit Kokosmilch eingekocht, und sodann als Vogelleim verbraucht wird. Mit Sagomehl, Zucker und Eiweiß vermischt, wird dieser Milchsaft zu einem festen und dauerhaften Kitt, womit die dortigen Einwohner alle Ritzen in solchen Gefäßen verschmieren, welche wasserdicht seyn müssen. Cook rühmt von diesem Baume mit Recht seine erstaunliche Fruchtbarkeit. „Hat Jemand in seinem Leben nur 10 Brodbäume gepflanzt, so hat er (dies sind des großen Weltumseglers Worte) seine Pflicht gegen sein eignes und gegen sein nachfolgendes Geschlecht eben so vollständig und reichlich erfüllt, als ein Einwohner unsers rauhen Himmelstrichs, der sein Leben hindurch während der Kälte des Winters gepflügt, in der Sommerhitze geerntet, und nicht nur seine jetzige Haushaltung mit Brod versorgt, sondern auch seinen Kindern noch etwas an baarem Gelde kümmerlich erspart hat."

Brod im Abendmahl, s. Hostie.

Brodurtheil, s. Gottesurtheil.

Brodverwandlung, s. Transsubstantiation.

Brody, eine k. k. Commerzialstadt in Gallizien, nordöstlich von Lemberg, unweit des obersten Styr, der ansehnlichste Handelsplatz im südlichen Polen, ist jetzt durch seine Lage an der Gränze des russischen Reichs noch bedeutender geworden. Sie ist größtentheils regelmäßig gebaut, hat 1.800 meist hölzerne Häuser, 24.000 Einw., darunter 16.000 Juden.

Broek im Waaterland, ein reiches Dorf in der niederländischen Provinz Nordholland, unweit Amsterdam, mit 752 Einwohnern. Hier wird so sehr auf Reinlichkeit gehalten, daß keinem Fremden der Eingang in die zierlichen Wohnungen verstattet wird, damit kein Schmutz hineingebracht werde. Selbst Joseph II. mußte, auf seiner Reise durch Holland nach Frankreich zu seiner Schwester Marie Antoinette, sich hier gefallen lassen, die Schuhe auszuziehen, als er sein Verlangen befriedigt wünschte, sich über die innere Einrichtung eines hiesigen Bauers zu überzeugen. Broek ist das schönste, einsamste, ödeste und langweiligste Dorf auf Gottes Erde.

Broglio (Victor Maurice, Graf von), Marschall von Frankreich, der Abkömmling einer piemontesischen Familie, die sich schon im 14. Jahrh. in Querci niedergelassen hatte, zeichnete sich in den Kriegen Ludwigs XIV., vorzüglich aber im spanischen Successionskriege aus, erhielt unter Ludwig XIV. den Marschallsstab, und starb 1727 in einem Alter von 88 Jahren. — 2) Franz Maria, (Herzog von), geboren 1671, der dritte Sohn des Vorigen, erwarb sich den Marschallsstab in den italienischen Feldzügen von 1733 und 34, und großen Ruhm im österreichischen Successionskriege durch die muthige Vertheidigung von Prag, und seinen glänzenden Rückzug aus Böhmen. Dennoch zog er sich eben dadurch den Haß des Hofes zu, und sah sich

Digitized by Google

genöthigt, dem Marschall von Sachsen den Oberbefehl zu überlassen, und sich auf seine Güter zurückzuziehen, wo er 1746 starb. — 3) (Victor François, Herzog von), Marschall von Frankreich, und Fürst des deutschen Reichs, der älteste Sohn des Vorigen, bekannter unter dem Namen Graf von Broglio, geboren 1718, begann seine kriegerische Laufbahn in der Schlacht von Guastalla und Parma (1734), und focht von dieser Zeit an in allen Kriegen Frankreichs, wenn er auch nicht immer glücklich war. Seine berühmteste Waffenthat ist die Schlacht von Berghen (1759), wofür ihn der Kaiser zum Reichsfürsten ernannte. Spätere Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem von der Pompadour begünstigten Soubise zogen ihm Zurückberufung und Verweisung zu. 1789 ernannte ihn Ludwig XVI. zum Kriegsminister, und er befehligte als solcher die Truppen, welche Paris in Zaum halten sollten; allein der Abfall der Nationaltruppen vereitelte alle Maaßregeln, und Broglio wanderte bald darauf aus. Im Feldzuge des Jahres 1792 befehligte er eine kleine Abtheilung Emigranten ohne Erfolg, zog sich dann nach Münster zurück, und starb daselbst 1804. — 4) (Claude Victor), dritter Sohn des Vorigen, wurde zu Anfange der Revolution zum Deputirten des Adels von Colmar bei den Generalständen ernannt. Nach Auflösung der konstituirenden Versammlung stellte ihn der Nationalconvent als Maréchal de Camp bei der Rheinarmee an; er wurde aber, da er sich weigerte, die Dekrete vom 10. August anzuerkennen, seiner Würde entsetzt, später vor das Revolutionstribunal gefodert, und 1794 guillotinirt. — 5) (Charles François), Bruder von Victor François, geboren den 20. August 1719, wurde von Ludwig XV. mehrmals als Gesandter gebraucht, und übernahm später die Direktion des geheimen Ministeriums, welches dem öffentlichen nicht selten entgegenwirkte, und dadurch die lächerlichsten Collisionen veranlaßte. Da der Klagen über ihn zu viele wurden, so exilirte ihn Ludwig XV. zum Schein; denn auch im Exil leitete er die Geschäfte jenes Ministeriums wie zuvor. Ludwig XVI. stellte ihn nicht an, und er starb 1781. — 6) (Maurice Jean Madeleine, Prinz von), geboren den 5. Sept. 1766 im Schlosse Broglio, ein Sohn des Marschalls Victor Franz, widmete sich dem geistlichen Stande, flüchtete beim Ausbruch der Revolution nach Deutschland, und erhielt vom König von Preußen eine reiche Pfründe zu Posen. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich ernannte ihn der Kaiser zu seinem Almosenier, und 1807 zum Bischof von Gent. Da er aber 1810 in Ungnade fiel, wurde er kurz darauf gefänglich eingezogen, und später auf die Insel Marguerite an der Küste der Provence exilirt, von wo ihn erst Napoleons Sturz wieder befreite. Er starb zu Paris den 20. Juli 1821.

Brogni (Jean Allarmet de), bekannter unter dem Namen des Cardinals von Viviers und Ostia, geboren 1342 zu Brogni, einem Dorfe bei Anecy in Savoyen, wo er, wegen der Dürftigkeit seiner Eltern, die Schweine hüten mußte. Geistliche, die, unerachtet seines niedern Geschäfts, Geist in seinem Gesichte bemerkten, nahmen ihn mit sich nach Genf, wo er studirte, und bald Canonikus an der Domkirche wurde. Die Familie Alouziers, von der sein Vater abstammte, erkannte ihn als Verwandten an, und er hatte die schönsten Aussichten, als er zu Dijon Karthäuser wurde. Der Herzog Philipp der Kühne von Burgund lernte seine Vorzüge im Kloster kennen, schickte ihn als Abgesandten an den Papst Clemens VII. nach Avignon, und dieser, eingenommen durch seine Talente, ernannte ihn 1380 zum Bischof von Viviers, und später zum Bischof von Ostia. Johann XXIII. erhob ihn zum Erzbischof von Arles, und Präsidenten der Kirchenversammlung zu Costnitz, wo er sich durch seine Mäßigkeit gegen Johann Huß auszeichnete. Die letzten Tage seines Lebens verbrachte er mit

Digitized by Google

Werken der Wohlthätigkeit, stiftete Schulen und Armenhäuser, und allgemein betrauert starb den 15. Januar 1426.

Bronkhorst (Peter van), ein niederländischer Perspektivmaler, geboren zu Delft 1583. Er malte Kirchen und Paläste von Innen und Außen, wobei er Alles mit vielem Fleiße ausführte, und durch ein glückliches Kolorit hob. Seine Darstellungen gewinnen um so mehr, da er sie mit vielen, schön ausgearbeiten Figuren belebte. Er starb 1661. — Bronkhorst (Johann van), zu Leyden 1648 geboren. Bloß durch sein eigenes Genie brachte er es in der Malerei der Thiere, besonders der Vögel, zu einem hohen Grade der Vollendung.

Bronze ist eine Mischung von Kupfer und Zinn, auch wird bisweilen etwas Zink zugesetzt. Sie ist hart, spröde und stark tönend. Das zugesetzte Zinn giebt ihr den Vorzug, daß sie an der Luft ziemlich unverändert bleibt, und sich nicht so leicht mit Rost oder Grünspan überzieht. Dieses gleichbleibenden Ansehens und seiner Goldfarbe wegen wird es bei mehreren Arbeiten dem unvermischten Kupfer vorgezogen. Die quantitativen Mischungsverhältnisse ändern sich mit dem jedesmaligen Zweck der Bronze. Anders ist ihre Zusammensetzung zum Glockenmetall (Glockenspeise), anders zum Kanonenmetall (Stückgut), anders, um Statuen daraus zu gießen. Zu allen diesen Zwecken wird die Bronze, noch außer den oben angegebenen Vorzügen, durch ihre Geschmeidigkeit im Flusse, und die davon abhängende genaue Ausfüllung aller Formen vorzüglich anwendbar.

Bronzino (Angelo), ein italienischer Künstler, geb. zu Florenz, blühete in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. Er zeichnet sich durch Leichtigkeit in der Erfindung, durch genaue, richtige Zeichnung, und vorzüglich durch eine edle Anmuth der Gesichter aus; diese brachte er auch in seinen Portraiten an, deren man eine große Anzahl von ihm hat. Michael Angelo war sein Muster.

Brosses (Charles de) wurde 1709 zu Dijon geboren. Nebst seinem Rechtsstudium legte er sich mit besonderer Vorliebe auf Geschichte. Später unternahm er eine gelehrte Reise nach Italien, um sich eine genaue lokale Kenntniß über das alte Italien zu verschaffen. Jetzt untersuchte er mit Begeisterung die Schauplätze der römischen Geschichte. Um eben diese Zeit schrieb er auch seine Briefe über das unterirdische Herkulanum mit vieler Genauigkeit. Von seinem Jugendfreund Buffon ermuntert, schrieb er eine Geschichte der Seereisen nach Australien (Dijon 1756). Man glaubte damals an einen südlichen Continent, welchen de Brosses Magellanien nannte; durch Cook aber wurde dessen Nichtdaseyn bewiesen. Hierauf beschäftigte er sich mehrere Jahre lang mit dem Sallust und dessen Fragmenten, vorzüglich mit denen über die Geschichte der römischen Republik, von der Abdankung Sulla's an bis zum Feldzuge des Pompejus gegen den Mithridates. Durch seinen unermüdeten Forschungsgeist zog er über 700 solcher Fragmente aus der Dunkelheit hervor, und ordnete sie so, daß er aus ihnen (obschon durch beträchtliche Einschaltungen) die Geschichte des siebenten Jahrhunderts der römischen Republik mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, Sachkenntniß und Gelehrsamkeit zusammensetzte. Wäre de Brosses eben so Meister seines Styls, wie des Stoffes, gewesen, so würde der Beifall, den man ihm zollte, noch allgemeiner geworden seyn. Einen Commentar von ihm über diese Fragmente, so wie noch andere schätzenswerthe Manuskripte, hat der Strom der französischen Revolution dahingerafft. Ungeachtet seiner zeitraubenden Studien, erfüllte er doch seine Amtspflichten (er war erster Präsident im Parlamente von Bourgogne) in ihren ganzen Umfange zur vollkommensten Zufriedenheit seiner Behörden. De Brosses beschloß sein ruhmvolles, und für die Wissenschaften thätiges, Leben 1777.

Digitized by Google

Brouſſonet (Pierre Marie Auguſte), ein berühmter Arzt und Naturforſcher, geb. zu Montpellier den 28ten Jan. 1761, wo ſein Vater Zeichenmeiſter war, ſtudirte in ſeiner Vaterſtadt, und brachte es durch Fleiß und Talente bald bis zum Profeſſor daſelbſt und zum Mitglied der Wiſſenſchaften zu Paris (1785). Vorzüglich beſchäftigte ihn die Zoologie; er unternahm deshalb mehrere Reiſen, und führte zuerſt in Frankreich das Linnéſche Syſtem ein. Beim Ausbruch der Revolution befand er ſich in der Ständeverſammlung, zog ſich aber bald, da die Greuel überhand nahmen, nach Montpellier zurück, wurde als Girondiſt verhaftet, und entkam nur mit Mühe aus dem Gefängniß nach Spanien. Sein Freund, Joſeph Banks, ſchickte ihm bedeutende Geldſummen, um ihm Mittel an die Hand zu geben, eine Reiſe nach Indien zu unternehmen. Ein Sturm nöthigte aber das Schiff, in Liſſabon einzulaufen, und neue Verfolgungen begannen. Nachdem er Algarvien und Andaluſien durchirrt, ging er nach Marokko, und durchreiſte mehrere Theile dieſes Landes in botaniſcher Hinſicht. Später, von der Emigranten-Liſte ausgeſtrichen, kehrte er nach Frankreich zurück, wurde erſt Conſul zu Mogador, dann auf den kanariſchen Inſeln, ſpäter auf dem Cap der guten Hoffnung, und endlich Profeſſor der Botanik zu Montpellier. Im J. 1805 ernannte ihn der Kaiſer zum Mitglied des geſetzgebenden Körpers; allein er ſtarb ſchon 1807 an den Folgen eines Falles. Unter ſeinem Schriften-Nachlaß zeichnen ſich aus: Variae positiones circa respirationem, Montpellier 1778. Ichthyologia, sistens piscium descriptiones et icones, London, 1782. 4. m. K. Essai sur l'histoire naturelle de quelques espèces de moines, décrites à la manière de Linné, m. K. 1784. 8. Année rurale, ou calendrier à l'usage des cultivateurs, Paris 1787 — 88, 2 Bde. 12. u. m. a.

Browallie (die hohe). Sie wird zeitig im Februar oder März bei einer Wärme von 12 bis 18 Grad geſäet; man kann ſie den Sommer über an einen ſonnenreichen, doch geſchützten Ort im Freien ſtellen, und fleißig begießen; ſie liebt eine lockere Erde. Die Pflanze ſchmückt ſich vom Auguſt bis Oktober reichlich mit artigen blauen Blüthen, und empfiehlt ſich für einen Zimmergarten, eben ſo wie die niedrige Browallie, deren Behandlung mit der Behandlung der vorigen ziemlich dieſelbe iſt, nur blühet ſie früher. Ihre blauen oder röthlichen Blüthen erſcheinen vom Julius bis September. Beider Arten Vaterland iſt Südamerika.

Brower (Chriſtoph), ein Jeſuit, und gelehrter Geſchicht- und Alterthumsforſcher, geboren zu Arnheim, in der Provinz Geldern 1559. Er war Profeſſor der Philoſophie zu Trier, alsdann Rektor des Kollegiums zu Fulda, wo er ſeine berühmten Antiquitates Fuldenses ſchrieb. Von hier ging er wieder nach Trier, wo er ſich wieder bis an ſein Ende ſeinem Lieblingsfache, der Geſchichte und den Alterthümern, widmete, und ſeinem Schriftſteller-Rufe durch ſein mit dem gelehrten Maſenius zugleich bearbeitetes Werk: Antiquitates et Annales Trevirenses die Krone aufſetzte. Brower ſtarb 1617.

Brown (Johann), im J. 1736 zu Bunche, in der Grafſchaft Berwick in Schottland, geboren, ſtarb im J. 1783, als das Haupt einer mediciniſchen Schule. Anfangs ward er einem Weber in die Lehre gegeben; allein da er unglaubliche Anlagen für das Studium zeigte, ſo ſchickte man ihn, den Knaben, in die lateiniſche Schule von Dunſe, um ihn, wo möglich, in den geiſtlichen Stand zu fördern. Er war eine Zeitlang Hauslehrer bei vornehmen Familien. Im J. 1756 widmete Brown ſich dem Studium der Gottesgelahrtheit auf der Hochſchule zu Edinburgh; allein ein unmäßiger Hang zu Vergnügungen entfremdete ihn jenem Studium. Er kehrte nach Dunſe zurück, wo er Unterlehrer an einer Schule wurde. Ein Jahr darauf ging er nach Ediuburgh zurück, und ſtudirte die Arzneiwiſſenſchaft. Um ſich den nöthigen Lebensunter-

Digitized by Google

halt zu verschaffen, gab er Unterricht im Lateinischen, und machte die Thèses für Diejenigen, welche eine akademische Würde nehmen wollten. Doktor Cullen nahm ihn zum Hauslehrer an, und bewirkte ihm die Erlaubniß aus, am Abend Unterricht zu ertheilen. Er heirathete, und bildete ein Erziehungshaus für junge Leute. Obgleich das Unternehmen glückte, so hatte er doch so wenig Ordnung in seinen häuslichen Geschäften, daß er den Bankbruch erlitt. Jetzt warf er seine Blicke auf einen Lehrstuhl der Arzneikunst, allein er erhielt ihn nicht. Erbitterung und Spannung mit Dr. Cullen und den übrigen Professoren der medicinischen Fakultät folgten. Er sann auf ein neues System, und wollte alle Uebrigen stürzen. Sein System wurde erst deutlich in der englischen Uebersetzung seiner lateinischen Schriften, die er kurz vor seinem Tode herausgab. Eine Darstellung desselben findet sich im Artikel: Erregungstheorie. In England selbst fand die neue Lehre wenig Anhänger, wenn man seine eigenen Schüler ausnimmt. In Italien faßte es zuerst Wurzel, als Massini und Moscati eine Auflage der Brown'schen Elemente im J. 1782 herausgaben. Weikart war der erste Arzt in Deutschland, der das System in seinen Grundzügen 1795 entwarf. Der Zulauf neuer Anhänger und Bewunderer war unermeßlich groß; ebenso zahlreich standen Gegner auf. Der Kampf begann; und wer nur die Förderung der Wissenschaft im Auge hat, den freut es, daß jene Zeiten roher Fehde vorüber sind. Es sind die Pudenda der Literatur.

Browne (Maximilian Ulysses, Graf von), k. k. Generalfeldmarschall, geb. zu Basel den 24ten October 1705, ein Sohn von Ulysses von Browne (geb. 1659), der 1690 Irland verließ, und als kaiserl. Oberster 1731 starb, nahm österreichische Kriegsdienste, zeichnete sich in dem italienischen Kriege, besonders in den Schlachten bei Parma und Guastalla rühmlichst aus, und wurde 1739 Feldmarschall-Lieutenant und Beisitzer des Hofgerichts. Beim Ausbruch des österreichischen Erbfolgekriegs setzte er sich den Preußen in Schlesien nachdrücklich entgegen, diente dann in Baiern, Böhmen, am Rhein und in Italien, bis zum Tode Kaisers Carl VII. Im J. 1746 befehligte er die österreichische Armee in Italien, zwang die Spanier, Mailand zu verlassen, vereinte sich darauf mit dem Fürsten von Lichtenstein, und eroberte mit ihm gemeinschaftlich Guastalla, Reggio, Parma und andere Orte. Nach dem Siege bei Piacenza (den 15ten Juni 1746) nahm er den Paß von Brochetta, und nöthigte Genua, um Frieden zu bitten. Weniger glücklich war er im Jahr 1747 beim Einfall der kaiserl. Armee in die Provence. Nach wiederhergestelltem Frieden erhielt er zur Belohnung für so wichtige Dienste 1751 das Indigenat von Siebenbürgen, wo er kommandirender General war, und 1754 die Würde eines kaiserlichen Generalfeldmarschalls. Im J. 1756 den 1ten Oktbr. verlor er die Schlacht bei Lowositz und konnte die bei Pirna eingeschlossene sächsische Armee nicht befreien. In der Schlacht bei Prag (den 6. Mai 1757) wurde er tödtlich verwundet, und starb zu Prag den 26. Juli 1757, nachdem kurz zuvor Friedrich II. durch die Schlacht von Collin (den 26. Juni) genöthigt worden war, Böhmen zu verlassen.

Bruce (James), geboren 1730 zu Kinnaird in Stirlingshire. Die Natur hatte seinen Geist mit seltenen Talenten, seinen Körper mit Kraft und männlicher Schönheit ausgestattet. Ruhmbegierig und eitel, in der Eigenliebe verstrickt, flammte sein heftiges und reizbares Gemüth nur zu oft in verderblichen Zorn und grollenden Argwohn auf. Mit Kenntnissen mancherlei Art, so wie in mehrern neuern und ältern Sprachen bewandert, entbehrte er jedoch jenen ruhigen, philosophischen Blick, welcher den Mann von wahrem Gehalte auszeichnet. Seine Gattin, die er mit Leidenschaft liebte, riß ihm der Tod nach einjähriger Glückseligkeit von der Seite; freudig kam ihm daher 1762 der Antrag, als Consul nach Algier zu reisen, weil er nun hoffte,

Digitized by Google

auf dem wogenden Meere die Stürme seines Innern verstummen zu machen. Von hieraus durchreisete er also die Gegenden des alten Mauritaniens und Numidiens, Persien, Arabien, Abyssinien, lernte die Sprachen dieser Länder, brachte über 600 Handschriften zusammen, und kehrte nach 4 Jahren mit dieser reichen Beute für die Völkerkunde nach seinem Vaterlande zurück. Von nun an schien er allen literarischen Arbeiten entsagt zu haben, als ihn der Tod seiner zweiten Gattin, die er auch nur wenige Jahre gehabt, Trost in den Erinnerungen seines ehemaligen Lebens, so wie der Länder und Völker, die er hatte kennen lernen, zu suchen zwang. Dieses war denn die Veranlassung zur Beschreibung seiner Reise, unter dem Titel: Travels to discover the Source of te Nil 1768 — 73, Edinburgh 1790 5 Bde. 4,. Deutsche Uebersetzungen davon lieferten: Joh. Jos. Volkmann mit Anmerkungen von. J. Fried. Blumenbach, Leipz. 1790 — 92, 5 Bde. 8. mit Abkürzungen von Ed. Fried. Cuhn, Rinteln 1791, 2 Bde. 8. Bruce behauptet unter andern in diesem Werke, daß Aethiopien der Sitz der ältesten Aufklärung gewesen sey, so wie er überhaupt in seinen Berichten häufig der Wahrheit untreu wird, trotz dem gelehrten Nymbus, worin er seine Erzählungen einzuhüllen weiß; sein Werk muß daher mit Vorsicht und Selbstprüfung gebraucht werden. Er starb 1794 auf seinem Landgute in Irland.

Bruchschlange (Blindschleiche). Sie ist eine einheimische walzenförmige Schlange, mit abgestumpftem Schwanz, von der Länge eines Fußes; aber, wie man sagt, im südlichen Europa wohl 4 bis 6 Fuß lang; oberhalb aschgraubräunlich; an den Seiten oberhalb röthlich, unterhalb weißlich, und auf dem Bauche schwärzlich. Sie gehört in das Geschlecht der Schuppenschlangen, lebt in Waldungen, nährt sich von Gewürm und Insekten, und gebiert lebendige Junge. Wenn man diese Schlange reizt oder nur mit einem Stock berührt, so wird sie so steif, wie ein Stock, und zerspringt dann leicht in Stücke, wenn man sie auch nur mäßig schlägt, und die Stücke bewegen sich doch noch einige Stunden lang. Sie ist völlig unschädlich.

Bruccioli oder Bruccioli (Antonio), ein fruchtbarer Schriftsteller Italiens, geb. zu Florenz am Ende des 15ten Jahrh., starb zu Venedig um 1554. Er zeigte sich immer als Gegner des Hauses Medicis, und mußte deshalb eine Zeitlang seine Vaterstadt meiden, ging alsdann nach Venedig, und beschäftigte sich daselbst mit Uebersetzung der Bibel (Venedig 1546—48, 3 Bde. Fol.), der Naturgeschichte des Plinius (ebendas. 1548) und der Herausgabe der Werke Petrarkas und des Boccaz. Außerdem hinterließ er noch Gespräche, ebdas. 1526. Fol.

Bructerer, eine deutsche Nation, die zu beiden Seiten der Ems wohnte, gegen Westen bis an die Vecht, gegen Süden bis an die Lippe, gegen Osten bis an die Weser, oder vielmehr nur bis an die Ansibarier, gegen Norden aber bis an die Friesen und Cauchen reichte, und also die östliche Hälfte der Grafschaft Bentheim, das Hochstift Osnabrück und Münster (die südwestliche Spitze des Letztern, und einen Theil von Norden ausgenommen), den nordwestlichen Theil von dem Bisthum Paderborn, und den größern westlichen Theil der Grafschaft Ravensberg, so wie alle dazwischen liegende Herrschaften besetzt hatte. Gegen Nordwesten gränzten sie an die Friser, im Westen an die Marser, nach deren Zurückzuge aber an das, vom Rhein entferntere Land, theils an die Friesen, theils an die Bataver; in Süden an die Tenchtener, wahrscheinlich aber nur an die mit ihnen verbundenen Ussipeter, von denen sie die Lippe eine Zeitlang trennte; vor der Niederlassung der Ussipeter aber an die Menavier und Sigambrer; gegen Osten an die Chamaver und Angrivarier, gegen Südosten an die Marser, nach deren Zurückzuge vom Rheine. In ihrem Lande lag die Sylva Caesia. Sie waren sehr kriegerisch, reich und stolz, und unterhielten sogar eine Art von Flotte. Wenigstens weiß man, daß sie dem Drusus ein Treffen mit Schiffen auf der

Digitized by Google

Ems lieferten. Sie wurden von Königen beherrscht. Die ganze Nation theilte sich in die Groß- und Klein-Bructerer. Die Letztern wohnten in dem Winkel zwischen dem Rheine und der Lippe, theils auch noch diesseits der Lippe; die Erstern aber erstreckten sich gegen die Quelle der Lippe und den Teutoburger Wald zu. Die Gränzen zwischen beiden Theilen lassen sich nicht bestimmen. Im Lande der Bructerer befand sich die berühmte Wahrsagerin Velleda, welche aus ihrem Thurme, wo sie sich verschlossen hielt, weit und breit über Germanien herrschte. Nach Nero's Tode schickten ihr die Bataver in dem den Römern abgenommenen Admiralschiffe die Beute zu. Die Bructerer waren die beständigen Bundesgenossen der Cherusker, und nahmen an allen ihren Kriegen gegen die Römer Theil. So trugen sie sehr viel zur Niederlage des Varus bei, und der Adler der 21sten Legion fiel sogar in ihre Hände. Bei der Verheerung des marsischen Gebiets ergriffen sie gegen die Römer die Waffen, thaten aber bei deren Rückzuge einen fruchtlosen Angriff. Der römische Feldherr Sterninus nahm ihnen den eroberten Adler wieder ab, und verheerte ihr Land. Bei der Empörung des Civilis traten sie auf dessen Seite. Unter Nerva wurden sie von den Chamavern und Angrivariern angegriffen, und erlitten eine der blutigsten Niederlagen. Indessen wurden sie dennoch nicht, wie Strabo will, ganz vertilgt. Denn Plinius erwähnt wieder eines Fürsten, den ihnen Spurinna oder Purinna mit Gewalt aufdrang, und den sie vorher vertrieben hatten. Ja, nachher erschienen sie wieder als ein mächtiges Volk, das mit den Cheruskern in den Bund der Franken trat, und wohnten in der Gegend von Cöln bis an die Quelle der Lippe. Einzelne Haufen von ihnen nahmen auch bei den Römern Dienste. Endlich wurden sie von den Sachsen verdrängt. Zum letzten Male erschien ihr Name in einem Briefe des Papstes Gregors III. unter dem Namen Borthari, im Jahre 720.

Brücken. Daß schon den Griechen der Bau gewölbter Brücken bekannt war, gehet daraus hervor, daß sie Gewölbe und Dome kannten, und noch sieht man Bogen und Gewölbe in den Ueberresten der alten griechischen und römischen Baukunst. Wenn man den Bau der römischen Brücken betrachtet, so sind dabei folgende Stücke zu bemerken, nämlich: die auf beiden Enden der Brücke befindlichen starken Strebepfeiler (Sublices); die mittlern Pfeiler (pilae) und die Gewölbe-Bogen (Fornices). Die Oberfläche der Brücke war für die Reiterei und das Fuhrwerk, theils auch für die Fußgänger bestimmt. Für die Erstern befand sich in der Mitte der Brücke eine etwas gewölbte und gepflasterte Chaussee (Agger pontis), welche gleiche Breite mit der auf sie zukommenden Straße hatte. Auf jeder Seite der Brücke aber war ein über diese Chaussee erhöhter Gang für die Fußgänger, der zuweilen prächtig gedeckt war, und Schutz wider Sonne und Regen gewährte. Auf diese Art hatte die älische Brücke eine auf 42 marmornen Säulen ruhende und mit Kupfer gedeckte Gallerie. — Eine der herrlichsten Brücken war jene, welche Trajan über die Donau bauen ließ. Nach Dio hatte sie 20 aus Quadern aufgeführte Pfeiler, die 150 Fuß hoch, 60 breit, 170 F. aber von einander entfernt waren. Noch jetzt bewundert man die majestätischen Reste dieser Brücke, welche auch den Naturforschern durch die an den Pfeilern derselben übrig gebliebenen, zum Theil versteinerten, Pfähle sind merkwürdig geworden. — Eben so stellte Trajan die zu seiner Zeit schon so berühmte aber in Verfall gerathene, Brücke zu Salamanca wieder her, deren erste Erbauung die Römer und alten Spanier dem Herkules zuschrieben; sie ist 1.500 Fuß lang, hat 26, 72 Fuß breite Bogen, und ihre Pfeiler sind 200 Fuß hoch. Diese Brücke sollte zur Vereinigung der in Castilien von eben diesem Kaiser angelegten Heerstraße dienen, die wegen des glänzenden Kiesels, woraus sie besteht, die Silberne genannt wurde. In der Folge der Zei-

Digitized by Google

ten machte die treffliche Marmorbrücke (Ponte di Rialto) zu Venedig Epoche. Sie ward 1588 bis 1591 über den großen Canal gelegt, besteht aus einem Bogen, ruhet auf 12.000 Pfählen, ist 187 Schuh lang, 90 breit, und 24 S. hoch. Der Raum der Breite ist durch 2 Reihen marmorner Buden, die gewölbt und mit Blei gedeckt sind, in 3 Wege getheilt. Zwischen diesen Buden geht der breiteste Weg, und 2 schmälere sind zwischen diesen Buden und dem marmornen Brückengeländer. In den neuesten Zeiten hat man besonders in England die Pollhamische Theorie der Brückenwölbung sehr glücklich ausgeführt. Die neuesten und berühmtesten Brücken, die sogar die eisernen übertreffen, sind die Vauxhallbrücke, die Southwarks- und die Waterloobrücke. An Solidität übertrifft diese letztere alle andern, sie besteht aus 9 Bogen, wovon jeder 120 Fuß Spannung und 35 Fuß Höhe hat. Die Pfeiler sind von großen Granitblöcken aufgeführt, und haben 20 Fuß im Durchmesser. Die Brückenstraße ist 28 Fuß breit, und bietet zu beiden Seiten noch einen eigenen 7 Fuß breiten Weg dem Fußgänger dar. In jeder Rücksicht ist diese Brücke als ein Triumph der neuern Baukunst anzusehen. Zu den schönsten und kühnsten Brücken in Europa gehört noch die Marmorbrücke zu Florenz, mit einem 140 Fuß weiten Bogen. Unter den großen deutschen Brücken ist besonders die Dresdener Elbebrücke von 17 Bogen und 1.100 Fuß Länge merkwürdig, so wie auch die reich verzierte 1790 Fuß lange Brücke über die Mulde zu Prag hier verdient genannt zu werden. — Die hängenden Brücken kommen jetzt immer mehr in Gebrauch. Die Regirung des nordamerikanischen Freistaats gab zuerst das Beispiel zu deren Anwendung in vergrößertem Maaßstabe; für kleine Ströme sind sie schon im mittlern Amerika, in China und Hindostan längst angewendet worden. Man findet im nordamerikanischen Freistaat eine hängende Brücke über den Merimas im Staate Massachusset, welche 244 Fuß Länge und 30 Fuß Br. hat. Sie trägt eine Last von 1 Million Pfund, ist durch 3 Reihen Ketten in 3 Theile getheilt, der mittlere Theil für die Fußgänger, die beiden äußeren für die Wagen bestimmt, damit sie sich nicht begegnen können. — England hat nicht gesäumt, dieser Erfindung nach zu kommen, und eine solche Brücke von 360 Fuß Länge zu Twed errichtet. Sie ward im Jahr 1820 in Zeit von 11 Monaten fertig. Ein wirklich riesenhaftes Unternehmen dieser Art aber ist die Brücke über den Meeresarm zwischen der Grafschaft Carnarvan und der Insel Anglesey. Sie ist 100 Fuß über der Meeresfläche erhaben, so daß alle Schiffe mit vollen Segeln unter ihr wegsegeln können, und hat 2 Widerlagen, welche 560 F. von einander entfernt sind. Der Strom Mersey soll jetzt eine ähnliche Brücke von 1000 Fuß Länge erhalten. Noch ein großer Hauptvortheil bei diesen Brücken ist die Wohlfeilheit der Anlage. Die von Twed kostet etwa 120.000 Franken.

Brüdergemeinde, Brüderunität (evangelische) ist die unter dem Namen der Herrnhuter bekannte Religionsgesellschaft, die aus Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten böhmischen oder mährischen Brüder (s. diesen Artikel) entstand, die sich 1722 unter Begünstigung des Grafen Zinzendorf auf dem Gebiete seines Rittergutes Berthelsdorf in der Oberlausitz, an der Mittagsseite des Hutberges anbauten, und ihre Kolonie Herrnhut nannten. Erst nach einigen Jahren vereinigten sich unter Leitung des Grafen Zinzendorf Herrnhuts Einwohner 1727 in dem freiwilligen Einverständnisse über feste Regeln des Glaubens und Lebens, ließen die Unterscheidungslehren der verschiedenen protestantischen Konfessionen unberührt, nahmen nur die Grundwahrheiten des Christenthums als Glaubensartikel an, und führten eine nach den Satzungen der alten mährischen Brüderkirche geregelte Verfassung und Kirchenzucht ein. Um den verschiedenen protestantischen Glaubensverwandten den Zutritt zu erleichtern, und die Einigkeit

zu erhalten, finden bei den Herrnhuten 3 Tropen oder Arten des Lehrbegriffs Statt, der lutherische, der reformirte und der mährische, zu dem die von jenen Verwiesenen abstammenden und alle, weder aus der lutherischen, noch aus der reformirten Kirche beigetretenen Mitglieder gehören. Die Kinder folgen dem Tropus ihrer Eltern, und der Uebertritt von einem zum andern ist weder erlaubt, noch nöthig, da die Verschiedenheit der Tropen im Innern der Gemeine verschwindet. Sie betrachten die Religion mehr als Sache des Gefühls, denn als Sache des Verstandes, erklären sie für ein gläubiges Ergreifen der evangelischen Wahrheiten, und hängen besonders an gewissen selbst erfundenen Lehren und den Bildern, in welche das neue Testament die Lehre von der Erlösung durch Christum einkleidet, den sie sich am Liebsten unter dem Bilde des Lammes denken, das der Welt Sünde trägt. Auch betrachten sie die Bibel nur als den Grund einer Offenbarung, die der Heiland in der Gemeinde immer fortsetzt und wiederholt, und finden in dem überschwenglichen Gefühle der Gnadenwirkungen Jesu eine Erkenntnißquelle der Religion. Eine ausdrückliche Erklärung seines Willens ist ihnen auch die Entscheidung durch das Loos, dessen sie sich in allen Fällen einer zweifelhaften Wahl, bei Amtsbesetzungen, Missionsangelegenheiten, Verheirathungen ꝛc. bedienen; doch bindet das Loos nur den, welcher loost, nicht aber auch nothwendig die, für welche gelooft wird, so daß ein Mann die ihm durch das Loos zuerkannte Braut und diese wieder den auf diese Art ihr angetragenen Bräutigam ausschlagen kann. Zur Erhaltung der Kommunverfassung und Disciplin sind sämmtliche Mitglieder der Brüdergemeinde nach Geschlecht, Alter und Lebensverhältniß in Chöre abgetheilt, und man hat daher in jeder Gemeinde ein Kinder-, Knaben-, Mädchen-, ledige Brüder-, ledige Schwestern-, Ehe-, Wittwer- und Wittwenchor. Jedes Chor hat seinen Chorhelfer, der die Seelsorge und Sittenzucht, und seinen Chordiener, der die äußern Angelegenheiten des Chors besorgt. Bei weiblichen Chören werden diese Aemter von weiblichen Personen verwaltet, und bei öffentlichen Verhandlungen durch eigene Curatoren vertreten. Die ledigen Brüder wohnen mit den aus der Schule entlassenen Knaben in dem Brüderhause, so wie die ledigen Schwestern in dem Schwesternhause; größere Gemeinorte haben auch ähnliche Häuser für Wittwer und Wittwen. Die Ehepaaren wohnen zwar in Privathäusern, stehen aber ebenfalls unter der Aufsicht ihrer Chorbeamten, durch welche die Aeltestenconferenz jeder Gemeinde von dem, was in den Chorhäusern und Familien vorgeht, in Kenntniß gesetzt wird. Diese alle Angelegenheiten der Gemeinde leitende Behörde besteht aus dem Gemeinhelfer, der als oberster Vorsteher der Gemeinde den Vorsitz führt, dem Ortsprediger und den Chorbeamten. Beigeordnet ist ihr das Aufseherkollegium, das über den Nahrungsfonds und die Polizei wacht, und Streitigkeiten schlichtet. Beide Behörden machen mit Zuziehung des engern Ausschusses der Gemeinde die große Helferkonferenz aus, welche die gewöhnlichen allgemeinen Angelegenheiten überlegt, und den beiden obern Behörden zur Entscheidung übergiebt. Mit diesen Kollegien vereinigt sich zur Berathung über außerordentliche Angelegenheiten ein weiterer Ausschluß, und bildet mit ihnen den Gemeinderath. Die Beamten der Brüdergemeinde sind: Bischöfe, welche die Prediger ordiniren, und über die Erhaltung der kirchlichen Ordnung wachen, aber weder bestimmte Sitze, noch eigene Sprengel haben; Seniores und Conseniores civiles, denen die Sorge für die äußere Verfassung und die Verhältnisse zu den Landesobrigkeiten obliegt; die Presbyter oder Prediger, die entweder bei Gemeinden angestellt sind, oder zu Missionen gebraucht werden; Diakonen, die den Predigern beigeordnet sind, und Diakonissen, die sich mit der Berathung des weiblichen Geschlechts beschäftigen. Die Angelegenheiten der ganzen Gesellschaft dirigirt

Digitized by Google

die Unitätsältestenkonferenz, deren Sitz nicht bestimmt ist; seit 1789 hält sie sich zu Berthelsdorf bei Herrnhut auf. Ungeachtet ihres großen Ansehens und Einflusses bleibt sie den die ganze Brüdergemeinde repräsentirenden Synoden verantwortlich, die sie, so oft es die Umstände erfodern, zusammenberuft, und an denen, außer den Unitätsältesten, alle Bischöfe, Civilsenioren, Vorsteher der Tropen, die Herrschaften der Gemeinorte, die Mitglieder der Gemeinde sind, Abgeordnete von jeder Gemeinde und einige erfahrne Schwestern Theil nehmen. Die Aeltestenkonferenz verwaltet auch die der ganzen Gesellschaft gehörende Casse, die durch die Einkünfte von den Gemeingütern, durch den Gewinn an 10 Procent von allen Handelsartikeln der Gemeinde, durch jährliche Beiträge der Mitglieder und durch Vermächtnisse erhalten wird. Der beitragsfähigen Mitglieder sind ungefähr 105.000, und Jeder zahlt im Durchschnitt an 10 Thaler. Die Zahl aller Mitglieder der Gemeinde betrug 1727 an 1400 und 1786 auf 500.000. In der Oberlausitz zeichnen sich die Gemeinorte Herrnhut, Riesky bei Görlitz und Kleinwelke bei Bautzen, in Schlesien Gnadenfrei bei Schweidnitz, Gnadenberg bei Bunzlau, Reusalz und Gnadenfeld bei Cosel aus; ansehnliche Gemeinden sind zu Neudietendorf bei Lobenstein, Ebersdorf bei Erfurt, Christiansfeld im Schleswigschen, Sarepta unweit Astrachan, und Zeyst bei Utrecht; geduldete Gemeinden mit eignen Versammlungssälen sind in Basel, Amsterdam, Harlem, Kopenhagen, Stockholm, Berlin, Neuwied, St. Petersburg und Moskau. In England wurden sie durch eine Parlamentsakte vom Jahre 1749 als eine alte bischöfliche Kirche anerkannt. Ihre Kolonien außer Europa entstanden durch ihre Missionen zur Bekehrung der Heiden. Die erste Mission nach St. Thomas ward von Zinzendorf 1723 unter Begünstigung der dänischen Regierung veranstaltet. Die meisten und blühendsten Kolonien sind in Nordamerika, wo ihr Hauptort Bethlehem heißt. Auch in Grönland und Westindien giebt es Herrnhuterpflanzungen, und selbst zu den Hottentotten am Cap haben sie Glaubensboten gesandt.

Brüderschaften (religiöse). Dies Wort bezeichnet eine Gesellschaft, die sich zu einem geistlichen Zweck vereiniget, und unter gewissen Regeln und Vorschriften, zu bestimmten Zeiten zusammen kommt, um zu beten, oder sonstige gute Werke zu verrichten. Es ist sehr natürlich, daß man solche Verbrüderungen nicht in der ersten Kirche suchen darf. Damals war die Gemeinschaft der Heiligen das allgemeine Band, welches alle Christen zusammenhielt, die sich unter einander Brüder und Schwestern nannten, und durchgehends sich als solche betrugen. Erst in der Kirchensynode zu Nantes, welche die gelehrten Männer Pagi und Natalis Alexander in das siebente, Lablu aber in das neunte Jahrhundert versetzen, findet man die ersten Spuren von Brüderschaften. Aus den Eigenschaften derselben läßt sich schließen, daß sie eine Art von den alten Liebesmahlen seyn sollten, die aus erheblichen Ursachen von der Kirche abgestellt wurden. Diese Brüderschaften hatten sich verbunden, wie aus dem 15ten Canon obiger Synode erhellt, gewisse Opfer der Kirche zu entrichten, die Lichter zum Gottesdienst zu liefern, den Begräbnissen beizuwohnen, Almosen auszutheilen, und Gebete zu verrichten. Wenn man diese Anstalten ihrem Ursprung nach betrachtet, so scheinen die damaligen Christen den gesunkenen Eifer für den Gottesdienst und die christliche Liebe durch solche Verbrüderungen wieder haben beleben zu wollen. Mittlerweile schlichen sich aber auch allerlei Mißbräuche in diese Gesellschaften ein, so daß, statt der ehemaligen frommen Uebungen, oft kostbare Gelage gefeiert wurden. Die Kirchenversammlungen, z. B. zu Nantes und Arles, suchten daher durch strenge Verbote diese Mißbräuche in den religiösen Verbrüderungen zu heben. Schon um das Jahr 1234 verbot die Kirche ausdrücklich, daß keine Brüderschaft ohne bischöfliches Geheiß

und Auctorisation errichtet werden sollte. Zu diesem Endzwecke wurden zuvor die Grundsätze einer neu zu errichtenden Brüderschaft dem Bischofe zur Prüfung vorgelegt.

Brügge, feste Hauptstadt der niederländischen Provinz Westflandern, mit alten verfallenen Werken, lieget an Kanälen, die nach Ostende, Nieuport, Gent und Sluys gehen, und auf denen Schiffen von 2 bis 300 Tonnen von der Küste in den Hafen der Stadt fahren können, der 100 Fahrzeuge faßt, mit 32.990 Einwohnern, 1 Kathedrale, 6 Pfarrkirchen, einer Akademie für Maler, Bildhauer und Baumeister. Hier sind bedeutende Fabriken von feiner Leinwand, Spitzen, Corduan, Saffian, Tuch, Seide, Barchet, Blamink und Faience, Hut, Seife und Tabakspfeifen; der Handel mit den Landesprodukten ist wichtig. In der Hauptkirche finden sich die prachtvollen Mausoleen Carl des Kühnen und der Maria von Burgund. Hier ward 1430 von dem Herzog Philipp dem Gütigen zu Burgund der Orden des goldenen Vließes gestiftet. Auch ist hier der Geburtsort des Joh. van Eyck, des Erfinders der Oelmalerei.

Brühl, ein kleines Städtchen in einer lachenden Ebene, 2 Stunden von Cöln und 3 von Bonn. Fruchtbare Gefilde und malerische Dörfer umgeben es im Norden, Süden und Osten. Das alte Cöln mit seinen zahlreichen Thürmen, die schon in der Ferne das Auge des Wanderers fesseln, liegt im Angesichte Brühls, und begränzt angenehm die Aussicht von dieser Seite. Links ist es das Siebengebirge, welches den Gesichtskreis schließet. Von einigen umliegenden Anhöhen gewahrt der erstaunte Beobachter in einem und demselben Pulsschlag, wie der majestätische Rhein durch die fruchtbaren Gefilde des Ostens seine Fluthen wälzt, während die Westseite von dem Gehölze Vill und dem Vorgebirge beschränkt wird. Wahrscheinlich führte die Römerstraße von Cöln nach Trier über Brühl. Der Ort zählt ungefähr 2.000 Einw. Im J. 1262 nahm Erzbischof Engelbert von Falkenburg, nachdem er aus Cöln vertrieben worden, hier seinen Aufenthalt. — Siegried von Westerburg legte, 1284, gegen die Cölner ein festes Schloß zu Brühl an, zu dessen Bau die noch übrigen Trümmer des Römerkastells verwendet wurden. Der Kurfürst Gebhard von Mansfeld verlegte seine Residenz dahin. Zur Zeit des Erzbischofs Gebhard, aus dem Hause Truchseß, hatte die Stadt ihre traurigste Periode, indem sie einigemal belagert und geplündert wurde. Der berühmte Cardinal Mazarin fand, nach seiner Vertreibung aus Frankreich, auf dem dasigen Schlosse eine Zuflucht. Kurfürst Clemens August legte im J. 1725 den ersten Grundstein zu dem prächtigen Pallaste Augustenburg, den Max Friedrich, sein Nachfolger, vollendete. Dieses Schloß liegt an dem schönen Vorgebirge, welches bei Bonn vom Rhein zurückweicht, und sich 2 Stunden von demselben malerisch hinreibt. Die Lage ist vortrefflich, die Gegend umher eben so reizend als fruchtbar. Ueber der Treppe des Schlosses sind herrliche Plafonds von Anducci und Carnoli. Im Innern vereinigt sich ein edler Geschmack mit häuslicher Bequemlichkeit. Große Weiher liegen um das Schloß, Schattengänge, Lustgehölze und ein Park, der ehemals mit Wild bevölkert war. In diesem Park oder Thiergarten steht ein niedliches chinesisches Gebäude. Ein Lindengang führt in einen kleinen Forst, worin das schöne Jagdschloß Falkenlust mit einem Belvedere prangt. — In dem ehemaligen Franziskaner-Kloster befindet sich ein Erziehungs-Institut, womit ein Lehrkursus für Landschullehrer verbunden ist.

Brühl (Heinrich, Graf von), königlich-polnischer und kursächsischer Premier- und Cabinetsminister, geb. zu Gangloff-Sömmern bei Weißensee in Thüringen 1700, anfangs Page bei der Herzogin Elisabeth in Dresden, erwarb sich bald die Gunst König August's II., und begleitete ihn als

Kammerherr auf allen seinen Reisen. Nach August des II. Tode (den 1ten Febr. 1733) wußte er durch seine Bemühungen dem neuen Kurfürsten von Sachsen, August III., die polnische Krone zu verschaffen, sich so in dessen Gunst einzuschmeicheln, daß fast Nichts ohne ihn geschah, vorzüglich nach der Entfernung des Ministers Sulkowsky. Seine Verschwendung kannte keine Gränzen: 200 Domestiken bedienten ihn; er hatte eine eigne Garde und wie Friedrich II. sagt, die meisten Kleider, Uhren, Spitzen, Schuhe, Stiefel und Pantoffel. Sachsen hatte nie so unglückliche Zeiten, als unter seinem Ministerium; die Finanzen geriethen in Verfall, und sorgfältig suchte er das allgemeine Elend dem schwachen Könige zu verbergen. Eben so eitel, als herrschsüchtig, hatte sich Brühl für einen Abkömmling des Grafen Brühl, Woiwoden von Posen, erklären lassen, und dadurch das polnische Indigenat erlangt. Durch seine falsche Politik vernachlässigte er in den beiden ersten schlesischen Kriegen Sachsens Vergrößerung, und brachte dasselbe durch die Allianz mit Rußland und Oesterreich im 7jährigen Kriege an den Abgrund des Verderbens. Unaufhörlich war er bedacht, sich und seine Familie zu bereichern, erhielt von der Kaiserin Elisabeth den St Andreasorden, und wurde von Kaiser Carl VI. in den Reichsgrafenstand erhoben. Während des 7jährigen Krieges hielt er sich mit August III. in Warschau auf, kam nach dem Hubertsburger Frieden mit demselben krank nach Dresden, und starb wenig Wochen nach dem König den 28ten Octbr. 1763. Sein Sohn Friedrich Aloysius wurde 1739 zu Dresden geboren, studirte in Leipzig und Leyden, und ward bereits in seinem 19ten Jahre polnischer Kron-Generalfeldzeugmeister. Nachdem er Europa durchreiset hatte, wohnte er im 7jährigen Kriege einigen Feldzügen der Oesterreicher bei. Nach dem Tode August III. verlor er seine Aemter in Polen und Sachsen. Jedoch söhnte er sich mit Stanislaus aus, und erhielt einige derselben zurück. Sein Lieblingsaufenthalt war Pförten in der Niederlausitz, wo er in stiller Abgezogenheit für die Wissenschaften und seine Freunde lebte. Natur und Studium hatten ihn zu einem Ideale eines gebildeten Weltmannes erhoben. Er war einer der schönsten Männer, und besaß dabei eine bewundernswürdige Leibesstärke. Die meisten europäischen Sprachen schrieb und sprach er mit Grazie und Ausdruck. Von seinen Einsichten in die schöne Literatur und Schauspielkunst zeugen seine schriftstellerischen Arbeiten. Auf dem Basson war er Virtuose, und spielte außerdem fast alle Instrumente. Er zeichnete und malte mit Geschmack und Einsicht. In den mathematischen Wissenschaften hatte er sich die ausgezeichnetsten Kenntnisse erworben, besonders in der Artillerie und der damit verbundenen Lustfeuerwerkerei. Um sich von der ersten genaue Kenntniß zu verschaffen, arbeitete er zu Augsburg fast ein ganzes Jahr unerkannt in der Stückgießerei. Seine Thätigkeit war außerordentlich. Dabei lebte er äußerst mäßig. Die Kunst der Unterhaltung war sein Triumph. Seine Schauspiele, die eine Zeit lang mit Beifall auf den deutschen Bühnen gesehen wurden, sind in 5 Theilen erschienen (1785 — 1790). Eins der besten Stücke darunter ist die Brandschatzung, der eine wahre Anekdote aus dem 7jährigen Kriege zum Grunde liegt. Auch übersetzte er Meißners Alcibiades ins Französische.

Brünett. Brünette. Blond. Blondine. Wo sich ein brauner, von der hellen Kastanienfarbe bis in's Schwärzliche spielender Haarwuchs, gewöhnlich dabei dichtes, starkes Haar findet, da nennen wir solche Menschen brünette. So, wie blonde Leute ihre eigenthümliche Konstitution zu haben pflegen, zeichnen auch die Brünetten gewisse wiederkehrende physische und psychische Eigenthümlichkeiten aus. Bei brünettem Haar ist zunächst gewöhnlich ein braunes, oder doch dunkles Auge, seltener ein blaues; die Hautfarbe des ganzen Körpers ist dunkler, als bei blondbehaarten Menschen; das Tem-

Digitized by Google

perament ist sanguinisch, oft sanguinisch-kolerisch. Brünette und Brünetten sind lebhaft, empfangen die äußern Eindrücke rasch und lebendig; sie sind gern unentschlossen, wankelmüthig, aber einmal bestimmt, pflegen sie gern fest auf ihrem Willen zu beharren. Für Vergnügen aller Art, wie überhaupt für die Freuden der Erde, haben sie einen offnen Sinn. Unter den Völkern Europa's sind es die Franzosen und Französinnen besonders, die man brünett nennen kann; Spanier und Italiener sind schon mehr schwarz. — Menschen mit hellgelbem bis in's Hellbraune spielendem Haare nennt man bekanntlich Blonde. Es ist auffallend, wie die Farbe der Haare so oft, ja meistentheils, mit der moralischen und physischen Konstitution des ganzen Körpers übereinstimmt, was man aber begreiflich findet, wenn man bedenkt, daß die Haare ja eben nur ein Theil des ganzen Körpers sind. Blonde Menschen haben gewöhnlich eine zarte, milchweiße, im Gesichte leicht geröthete Hautfarbe, blaue, selten dunklere Augen, länglich weiße Zähne, und im Allgemeinen ein sensibles, etwas zur Melancholie neigendes Temperament. Sie sind leicht empfänglich für alle Eindrücke, reagiren aber nicht eben so stark auf die Außenwelt zurück, und sie werden daher meistens für schwächlich und empfindsam gehalten: Délicat et blond, sagen die Franzosen von einem Menschen, dem es an Energie, an Thatkraft fehlt. — Es läßt sich, wie überhaupt die Schönheit relativ ist, nicht im Allgemeinen hin bestimmen, ob Blondinen oder Brünetten schöner zu nennen seyen; jede Farbe hat ihre Liebhaber, jede ihre Vorzüge, und unter den Dichtern und Malern haben diese bald die braunen, bald jene die blonden Köpfe verherrlicht. Die altdeutsche Malerschule malt fast immer blonde Madonnen, und solche irdische Frauen, dagegen wir in der altitalienischen Schule, mit Ausnahme vieler Engelsköpfe des Hannibal Caracci und einiger andern Figuren, meist überall braunes Haar finden. Doch stammt diese Verschiedenheit wohl aus der Natur beider Nationen her, da es bekannt ist, daß die deutschen, wie alle nordischen Völker, mehr blond, als braun, Italiener aber, wie alle Südländer, mehr braun, ja schwarz, als blond sind.

Brünings (Christian), geb. zu Neckerau 1736, gestorben 1805. Er gehört unstreitig zu den ausgezeichnetesten Wasserbaukundigen, die Holland hervorgebracht hat. In seinem 33sten Jahre ertheilten ihm die vereinigten Staaten von Holland den wichtigen Posten eines General-Flußinspektors. Seine wichtigsten Wasserbauten sind die verbesserte Bedeichung und Abwässerung des harlemer Meers; die bessere Bedeichung und Austiefung der sogenannten Oberwasser in den Niederlanden, welche bei hoher Fluth so oft großen Schaden durch Ueberschwemmung anrichteten; ferner die Umleitung des Waalstroms und des Canals Pannerden, wodurch das Bette des Rheins, der Waal und des Leck verbessert wurde. Die ausgebreiteten und vielfachen Amtsgeschäfte erlaubten diesem verdienstvollen Manne nur selten, als Schriftsteller aufzutreten. Einige wissenschaftliche Aufsätze von ihm befinden sich in den Denkschriften der harlemer Gesellschaft der Wissenschaften. Im Jahre 1778 erschienen von ihm in 2 Bänden die Berichte und Protokolle über das Wasser der Oberströme, mit einem Atlas von 13 Blättern und 2 Kupferstichen. Das Direktorium der damaligen Republik beschloß, seine Verdienste durch ein Monument in dem harlemer Dome zu ehren, doch die folgenden stürmischen Zeiten haben die Ausführung dieses Entschlusses bis jetzt vergessen gemacht.

Brünn, die Hauptstadt von Mähren, am Einfluß der Zwittawa in die Schwarza, schön gebaut, eine Festung bis zum Jahr 1809, wo ihre Werke von den Franzosen gesprengt wurden. An der Westseite der Stadt auf einem hohen Berge liegt die alte Festung Spielberg. Mit den Vorstädten zählt die Stadt 34.000 Einwohner; sie ist der Sitz des Landesguberniums und eines Bischofs, und hat bedeutende Tuch- und Seidenzeug-Fabriken.

Digitized by Google

Brüssel, an den Ufern der Senne, durch einen Kanal mit der Schelde, wie mit Antwerpen verbunden, einst die Hauptstadt der spanischen und österreichischen Niederlande, jetzt mit Haag abwechselnd, die Hauptstadt des Königreichs der vereinten Niederlande; mit 9.000 Häusern und 72.000 Einwohnern. Es ist auf mehreren Hügeln erbaut, mit Wall und Graben umgeben, die man jedoch jetzt in angenehme Spaziergänge umzuwandeln bemüht ist. Verliert sich gleich der Ursprung dieser Stadt in das Dunkel, das die Gründung der meisten Städte Brabants umgiebt, so hat doch die Stadt selber durch die vielfachen Ereignisse, die in ihr sich zugetragen, in den niederländischen Befreiungskriegen zunächst, und dann in den folgenden französisch-österreichischen Kriegen, eine welthistorische Bedeutung gewonnen. Wer denkt nicht an den edlen Egmont und Horn, die beide hier das Blutgerüst bestiegen? wer denkt nicht an den blutdürstigen Alba, der das Blut so vieler Edlen Brabants vergoß, der die freiheitsliebenden Bürger bedrängte, durch Einschränkung der Rechte, wie durch harte Auflagen, und durch spanische Heere sie zittern machte. Noch jetzt zeigt man den Pallast Egmonts, noch jetzt die Stätte auf dem Marktplatz, wo sein Blut floß. Mit Recht aber behauptet diese Stadt noch immer den Vorrang unter den übrigen Städten, von denen sie nicht ohne Eifersucht mit dem Namen des kleinen Paris belegt wird. Freilich erregt auch das ganze, gewiß großartige Ansehen dieser Stadt einen eigenen Eindruck, und überzeugt nur den Fremden zu sehr, daß er wirklich ein kleines Paris vor sich sieht. Rechnet man dazu die Einrichtungen aller Art, rechnet man fernerhin dazu die Denk- und Sinnesweise seiner Bewohner, die nur an Dem Geschmack und Gefallen finden, was von Paris kommt, so wird man diese Benennung nicht gerade so ungereimt finden. Schöne, reine, belebte Straßen, liebliche Fontänen, freie Plätze und angenehme Promenaden in der Stadt tragen zu diesem Eindruck gewiß nicht wenig bei. Unter den vielen öffentlichen Gebäuden verdienet die meiste Aufmerksamkeit das herrliche Stadthaus, in rein gothischem Style erbaut, und in auffallender Aehnlichkeit mit dem Stadthause zu Löwen. Sein Bau begann 1401; der Thurm hat eine Höhe von 364 Fuß. Auf seinem Gipfel wurde im J. 1445 die 17 Fuß hohe Statue des heil. Michael aufgerichtet; das ehemalige Schloß des österreichischen Statthalters, worin in neuerer Zeit eine ansehnliche Bibliothek, ein Naturalienkabinet und eine Gemäldesammlung aufgestellt worden sind; der Garten ist zu einem botanischen Garten eingerichtet. Die Hauptkirche zu St. Gudula ist eben so ausgezeichnet durch ihre Größe, als durch ihr hohes Alter; sie soll zum Theil aus dem 11ten Jahrhundert seyn. Man findet darin sehr schöne gemalte Fenster, und besonders eine hölzerne Kanzel von ausgezeichneter Schönheit, welche eine reiche Allegorie des Sündenfalls und der Erlösung darstellt; in der Mitte des Chors befindet sich ein herrliches Mausoleum von schwarzem Marmor. Es wurde 1610 durch den Erzherzog Albert errichtet, und schließt die Asche des Herzogs Johann II. von Brabant († 1312) und seiner Gattin († 1318), wie des Philipp von Brabant († 1430) in sich. Einige andere fürstliche Grabmäler sind in der Nähe bemerkbar, so wie einige kostbare Gemälde. Auch besitzt die Catharinenkirche ein Hauptgemälde des berühmten Crayer, nebst einigen andern schätzbaren Gemälden von guten Meistern. Unter mehreren schönen und öffentlichen Plätzen verdient der Park die größte Auszeichnung. Dieser ungeheure große, länglich viereckige Platz, von den schönsten öffentlichen Privatgebäuden umgeben, enthält die herrlichsten Alleen, Baum- und Buschpartien, Rasenplätze, Springbrunnen, Statuen u. s. w., und ist die größte Zierde der Stadt. Ein andrer schöner Spaziergang ist die sogenannte Allée verte, welche von Brüssel nach dem ½ St. entfernten schönen Schlosse Laeken führt. Dieses Schloß ward 1784 von der damaligen Statthalterin der Niederlande, der Erzherzogin Maria,

Digitized by Google

erbaut. Es liegt auf einem angenehmen Hügel, und daher früher Schoonenberg. Brüssel ist der Sitz mehrerer gelehrten Gesellschaften und bedeutender Fabriken, worunter die weltberühmten Spitzenfabriken die ausgezeichnetsten sind. Auch ist Brüssel der Geburtsort der Maler Champagne und van der Meulen, so wie des berühmten Arztes Joh. Baptist van Helmont.

Brüten. Das Ausbrüten der Eier von Vögeln und ihrer Jungen geschieht entweder durch die natürliche Wärme des Weibchens, oder durch künstliche Wärme. Die Kunst, Küchlein durch Hülfe von besonders dazu erbauten Oefen auszubrüten, ist schon längst in Aegypten ausgeübt worden; doch ist sie bloß den Bewohnern des Dorfes Berme und seinen nächsten Nachbarn bekannt. Gegen den Anfang des Herbstes zerstreuen sich die Bewohner dieses Dorfes über das ganze Land, und Jeder erbietet sich, das Geschäft bei einem Ofen zu übernehmen. Diese Oefen sind von verschiedener Größe, und fassen 40 — 80.000 Eier. Die Zahl der auf diese Art benutzten Oefen bestimmt man auf 386, und gewöhnlich brütet man darin 6 Monat im Jahr. Die dazu eingerichteten Oefen sind von Ziegelsteinen, und bestehen aus zwei Stockwerken, die miteinander in Verbindung stehen, und in mehrere Kammern abgetheilt sind. Diese Brutöfen, werden 10 Tage hintereinander, täglich 3 — 4 Stunden, mit Küh- und Kamelmist, der gewöhnlichen Feuerung jenes Landes, geheizt. Man versteht genau, den rechten Grad der Wärme zu treffen. Wird die Hitze zu stark, so öffnet man eigne Luftzüge. Der Boden der Kammern wird mit Matten und einer Schichte Stroh bedeckt. Darauf legt man die Eier so, daß sie sich nicht berühren. Täglich werden sie zweimal, und so auch des Nachts umgewandt. Die Brütezeit in einem Ofen beträgt, wie bei der Henne, 20 Tage, mithin kann in einem Ofen leicht 8 Mal gebrütet werden. Wenn man annimmt, daß von sämmtlichen Eiern $\frac{2}{3}$ ausgebrütet werden, so können in einem Ofen jedesmal 30.000 Küchlein ins Leben gerufen werden, und die jährliche Anzahl sämmtlicher Küchlein beträgt durch das ganze Land wenigstens 92.640.000. Auch in China ist dies künstliche Ausbrüten im Gebrauch. Man legt die Eier in hölzerne Büchsen, die mit Sand gefüllt sind, und stellt diese auf eiserne erhitzte Platten. Reaumur's Vorschläge, das künstliche Ausbrüten auch in Europa einzuführen, hat bis jetzt, wegen verschiedener Hindernisse, welche theils in der Temperaturluft, theils in den unrichtigen Behandlungen liegen mögen, noch kein glücklicher Erfolg gekrönt; obgleich man schon im Laufe des 15ten Jahrhunderts in Neapel Brütöfen anlegte.

Brugmans (Sebald Justinus), geboren zu Franeker 1763. Durch seine Talente und Kenntnisse verbreitete sich sein Ruhm überall in dem Auslande, so daß fast alle europäischen Akademien und gelehrten Gesellschaften um die Wette ihn als Mitglied aufnahmen. Er war Oberarzt der holländischen Armee, der Marine und der Colonien. Im 18ten Jahre ertheilte ihm die Akademie zu Gröningen den Doktorgrad der Philosophie. Seine Dissertation lithologia groningana, welche er bei dieser Gelegenheit schrieb, erregte die Aufmerksamkeit der Gelehrten. Vier Jahre später erhielt er ebenfalls zu Gröningen die Doktorwürde in der Medicin, und übernahm die Professur der Philosophie und der Physik daselbst. Nun schrieb er die zwei merkwürdigen Abhandlungen: de natura frisici exploranda und de accuratiori plantarum indigenarum Notitia maxime commendabili, wodurch er sich als tiefen Forscher und großen Denker bewiesen hat, und den größten Eifer in der Naturgeschichte bei seinen Landsleuten anfachte. Bald darauf begann er auch sein Kabinet der vergleichenden Anatomie zu Franeker anzulegen, das späterhin unter die vorzüglichsten von Europa gerechnet wurde. 1795 wurde er nach der Universität zu Leyden berufen, wo er über Chemie mit dem größten

Digitized by Google

Beifall Vorlesungen hielt. Unsterbliches Verdienst hat sich Brugmans um die Medicinalanstalten der Armee erworben. — Als die Niederlande mit dem neugeschaffenen französischen Kaiserthum zusammengeschmolzen, ernannte ihn Napoleon zum General-Inspektor der Hospitäler, und zum Rektor der Universität Leyden, und bloß aus Hochachtung für ihn, tilgte Napoleon nicht nur die Schulden der Leydner Universität, sondern vermehrte auch ihr Einkommen mit einem jährlichen Zuschuß von 100.000 Fr. Mit erstaunungswürdiger Schnelligkeit schaffte Brugmans nach der mörderischen Schlacht von Waterloo über 20.000 Verwundeten ärztliche Hülfe. Viele von seinen Abhandlungen wurden gekrönt. Er starb 1819 von allen aufrichtig beweint, die in ihm den Gelehrten und Menschenfreund schätzten und liebten. Unendlich viel verdankt ihm die Leydner Akademie.

Brumaire (der 18te), einer der merkwürdigsten Tage in der Geschichte Napoleon Buonaparte's. Dieser nämlich stürzte an benanntem Tage (9ten November 1799) das vereinigte Direktorium zu Paris, sprengte den Rath der Fünfhunderte auseinander, und ward vom Rathe der Alten zum ersten Consul ernannt. S. d. Art. Buonaparte, Frankreich.

Brun (Carl le), wurde im Jahr 1618 zu Paris geboren. Sein Vater war ein mittelmäßiger Bildhauer. Mit dem 3ten Jahre übte sich Carl bereits, mit Kohlen zu zeichnen, und im Alter von 12 Jahren fertigte er das Bildniß seines Großvaters, das nicht zu seinen minderwerthen Gemälden gehört. Der Kanzler Seguier gab ihn dem berühmten Meister jener Zeit, Vouet, in die Lehre. Mignard, Bourdon, Testelin waren in dieser Schule; allein le Brun übertraf sie bald Alle, und erreichte seinen Meister. Sein Gönner schickte ihn nach Rom, daß er dort seine Anlagen bis zur Vollendung entwickeln könnte. Als er nach Paris zurück kam, gaben ihm Ludwig XIV. und dessen Minister volle Beschäftigung, und wetteiferten in seiner Belohnung. Als Carl le Brun erster Maler des Königs war, wurde er der Tyrann aller Künstler, welche seine Zeitgenossen waren. Maler, Bildhauer, und sogar Baumeister verloren, da sie so gemeistert wurden, nothwendiger Weise das Gefühl des Ruhmes. Er vergaß, daß die Künste nur in der Freiheit gedeihen, daß sie nur in der Freiheit die höchste Stufe der Vollkommenheit erschwingen. Die Künstler sanken nur zu Söldnern herab, und zogen an le Brun's Triumphwagen; ja sie wurden sogar mehr Höflinge, als Künstler, und in der Erniedrigung sah man sie ihr eigenes Talent, und ihre innern Hülfsmittel Preis geben, um die Compositionen nachzuahmen, welche ihnen der erste Maler des Königs nachzubilden gab. Diese Oberherrschaft wurde für die Kunst so unselig, daß alle öffentlichen Denkmale jener Zeit den nämlichen Ausdruck, die nämliche Farbe haben; und betrachtet man gegenwärtig die Malereien oder Bildhauerarbeiten des 17ten Jahrhunderts, alle tragen ausschließlich das Gepräge von le Brun's Genius; nie offenbart sich der Geist des Künstlers, welcher das Gemälde oder das Rundbild, das man vor Augen hat, ausgeführt hat. Man giebt le Brun Schuld, er habe moralisch zu Eustach le Sueur's frühem Tode beigetragen (Siehe den Artikel Sueur). Schwer büßte le Brun am Ende seines Lebens für seinen Stolz und sein despotisches Betragen. Sein Nebenbuhler Mignard verursachte ihm viel Verdruß (Siehe den Artikel Mignard). Weniger Einförmigkeit, mehr Kraft und Abwechslung im Colorite würde ihn über alle Maler, sowohl des neuern Europa, als des Alterthums, erhoben haben. Seine berühmtesten Gemälde sind: die Familie des Darius; der Tod des heiligen Stephan's; die Schlachten Alexander's; Magdalena, die Büßerin; das Kreuztragen Christi; der heilige Johannes auf der Insel Pathmos;

Digitized by Google

Herkules, die Rosse Diomedes tödtend. Die Kupferstiche der Gemälde von Alexander's Schlachten haben dem Kunststecher Audran die Unsterblichkeit erworben. Carl le Brun starb im Jahre 1690.

Brundusium, jetzt Brindisi, eine der ansehnlichsten Städte des alten Italiens. Den Namen soll sie vom Kopfe eines Hirsches erhalten haben. Da nämlich aus dem Haupthafen mehrere kleine Häfen ins Land hineingingen, so erhielt das Ganze durch die vielen hervorspringenden Vorgebirge die Aehnlichkeit mit einem Hirschkopfe mit Geweihe. Im Anfange war dieser Hafen unbedeutend, so wie er jetzt ist; aber unter den Römern ward er ansehnlicher, da man von hier nach Italien, Griechenland und Asien, und umgekehrt segelte, so daß der Hafen nie von Schiffen, so wie die Stadt von Reisenden, Kaufleuten u. s. w., leer war. Daher führte auch die appische Straße von Kapua hieher. Die Ueberfahrt geschah von Brundus aus gewöhnlich nach Dyrrhachium. In der Nachbarschaft der Stadt war gute Schaafzucht und starker Honigbau. Hier starb Virgil. Jetzt ist diese Stadt unbedeutend, und zählt nur 6.000 Einwohner.

Brune (Georg M. A.), französischer Marschall, geb. zu Brive la Gaillarde, wo sein Vater Advokat war, betrat beim Ausbruch der Revolution die kriegerische Laufbahn, nachdem er zuvor Buchdrucker gewesen war, und spielte in den Stürmen jener Zeit eine bedeutende Rolle. 1796, als Brigadegeneral bei der italienischen Armee angestellt, zeichnete er sich vorzüglich bei dem Angriffe auf Ancona und in der Schlacht bei Arcole aus. Im Jan. 1798 drang er als Befehlshaber einer französischen Armee in die Schweiz ein, organisirte dieses Land, und übernahm 1799 das Kommando in Holland, schlug dann die Engländer bei Birghen, und nöthigte den Herzog von York zu der Convention von Alkmaar, den 18. Okt. Darauf nach Italien als Obergeneral gesandt, nöthigte er die Oesterreicher, nach mehrern glücklichen Gefechten, den 16. Jan. 1801 zu einem Waffenstillstand. Nach dem Frieden sandte ihn der erste Konsul als Gesandter nach Constantinopel; er wurde von ihm 1804 zum Reichsmarschall ernannt, zu Ende des Jahres 1806 zum Generalgouverneur der Hansestädte, und bald darauf zum Anführer des Armeekorps in Schwedisch-Pommern. Da ihm, bei einer Unterredung mit dem König von Schweden, einige Ausdrücke entfallen waren, die Napoleon beleidigten, wurde er zurück berufen, und blieb bis zu dessen Sturz ohne Anstellung. Bei Napoleon's Rückkehr von Elba erklärte er sich dennoch für ihn, wurde Pair und Befehlshaber eines Observationskorps im südlichen Frankreich, und zögerte lange, nach dem Verlust bei Waterloo, das ihm anvertraute Toulon dem Abgeordneten Ludwig's XVIII. zu übergeben. Dies sowohl, als seine Strenge, mochten wohl Ursache seyn, daß ihn bei seiner Rückkehr nach Paris der Pöbel zu Avignon, den 2. Aug. 1815, ermordete.

Brunehold, Brunichild, die Gemahlin Siegberts II. Königs von Austrasien, eine westgothische Prinzessin, voll unternehmenden Geistes, heroischer Entschlossenheit und tiefer Staatswissenschaft, aber ihrem gränzenlosen Ehrgeize, so wie ihrer unbändigen Sucht zu herrschen Alles aufopfernd. Nach ihres Gemahls Tod lebte und wüthete sie fort bis zum J. 613, wo Lothar II., König von Soissons, sie als eine Mörderin von 10 Königen und königlichen Prinzen des schrecklichsten Todes sterben ließ. Brunehold's Geschichte hat große Aehnlichkeit mit jener der Marquise von Brinvilliers, die am 16ten Juli 1676 zu Paris enthauptet und verbrannt wurde. Es ist bekannt, daß zu jener Zeit die vielen Vergiftungen ganz Paris in Schrecken gesetzt hatten. Die Marquise hatte vor und nach ihren Vater, ihre ganze Familie und ihren Gatten vergiftet. Sie vergiftete den Zwieback, den sie den Armen gab, und theilte sogar im Spital l'Hôtel-Dieu davon aus. Man erzählt von dieser grausamen Frau, welche die interessanteste Fi-

Digitized by Google

gur hatte, folgenden Zug: „Sie erblickte eines Tages in einem Kloster eine junge Novize, die ihr in tiefer Betrübniß zu seyn schien, und sie erfuhr, daß die Eltern derselben das baldige Klostergelübde von ihr verlangten, um ihrem ältern Bruder das ganze Vermögen zu sichern. Frau von Brinvilliers tröstete sie, und versprach ihr, sich bei ihren Eltern für sie zu verwenden. Sie hatte für das Gelingen ihrer Schritte unfehlbare Mittel. Einige Zeit nachher erfuhr die Novize, daß ihr Vater, ihre Mutter und ihr Bruder plötzlich gestorben seyen, und sie kehrte in die Welt zurück, ohne den mindesten Argwohn wegen der Ereignisse, die ihr die Freiheit wieder gaben."

Brunelleschi (Filippo), geb. zu Florenz 1377, einer der größten Baumeister der Italiener, der diese Kunst nach den Grundsätzen der Griechen und Römer neu gestaltete. Als 1407 die Baumeister sich zu Florenz versammelt hatten, um sich über den Bau der Kuppel des dortigen Doms zu berathschlagen, kam auch Brunelleschi dahin, fand aber wenig Gehör, und ging wieder nach Rom zurück. Inzwischen thaten die Künstler, nachdem sie vergebens ihre Talente und Hülfsmittel erschöpft hatten, Verzicht auf die Unternehmung, welche ihre Kräfte bei weitem überstieg. Man war gezwungen, zu Brunelleschi seine Zuflucht zu nehmen, welcher erklärte, daß er den Dom mit einem Gewölbe bedecken wolle, das durch seine eigene Schwere und einzig durch die Stärke des Zusammenhanges seiner einzelnen Theile sich schwebend erhalten solle. Diese Behauptung schien allen Baumeistern und Kunstverständigen so sonderbar, daß man deren Urheber für wahnsinnig hielt, und ihn mit Gewalt aus der Versammlung entfernte. Da jedoch alle andern Plane den Wünschen und der Erwartung der Magistratspersonen nicht entsprachen, so rief man Brunelleschi zurück, übertrug ihm die Ausführung des Werkes, und es gelang ihm, einzig von seinem Genie geleitet, unter den Beifallsbezeigungen seiner Zeitgenossen, und zur Ehre seines Vaterlandes, jene berühmte Kuppel, die eine von den kühnsten Schöpfungen des menschlichen Geistes ist, zu vollenden. Aber er sollte die Vollendung seines Werkes nicht erleben; die wahrhaft genial erfundene Laterne, welche den obern Theil dieser Kuppel ausmacht, war noch nicht fertig, als er 1444, im 67sten Jahre seines Lebens starb; doch ward sie nach seiner Angabe beendet. Kein Denkmal der alten Baukunst ist so hoch, als dieser bewundernswürdige Bau, und die einzige Kuppel der Peterskirche zu Rom, welche seitdem erbaut ist, übertrifft sie an Höhe, aber kommt ihr an Leichtigkeit und edlem Style nicht gleich.

Brunck (Richard Franz Philipp) war 1729 zu Straßburg geboren. Die Entwickelung seiner geistigen Anlagen war den Jesuiten zu Paris auf das Trefflichste gelungen. Aber lange währte es, bis er auf dem Schauplatz seines Geschäftslebens sich der Kultur der Wissenschaften im eigentlichen Sinne weihte. Als er 1757 — 1758 als Kriegskommissär den Feldzügen der Franzosen in Hannover beiwohnte, und in Gießen, während der Winterquartiere, bei einem Professor wohnte, flößte ihm dieser eine solche Liebe für das Studium der alten Sprachen, besonders der griechischen, ein, daß er sich nach seiner Rückkehr zu Straßburg fast ausschließlich dieser Sprache widmete. Hier wohnte er, in einem Alter von 30 Jahren, den Vorlesungen über die griechische Sprache bei, und begann in der Folge seine Sprachforschungen und Kritik, worin er aber zu eigenmächtig zu Werke ging, indem er oft ganze Sätze und Verse alter Klassiker über den Haufen warf, und sie nach seiner Ansicht umformte. Dieser übertriebene Eifer, zu verbessern und zu kritisiren, hat in allen seinen Ausgaben, auch in den besten, sichtbare, auffallende Fehler verursacht; dennoch bleibt Brunck einer der scharfsinnigsten Kritiker der neuern Zeit. — In den Schreckenszeiten der französischen Revolution wurde Brunck verhaftet, und erhielt erst nach des Wutherichs Ro-

Digitized by Google

bespierre's Tode seine Freiheit wieder. Doch sein Vermögen war dahin, und er mußte, um leben zu können, seine Bibliothek, die er wie ein Heiligthum liebte, größtentheils verkaufen. Dieses verursachte ihm vielen Kummer, und verleidete ihm das Studium der griechischen Sprache, worauf er sich zur lateinischen wandte. Er starb, als er den Plautus bis zum Drucke vollendet hatte, 1803. — Seine vorzüglichsten Ausgaben sind: die Tragödien des Sophokles, Apollonius Rhodius, Anakreon, Aristophanes, und die griechischen Gnomiker. Aus den Römern hat er den Virgil, Terenz und Plautus herausgegeben; doch verdient er unsern Dank vorzüglich durch die Analecta veterum poetarum, Straßburg 1773 — 76. 3 Bde. 8.

Brunnen- und Badereisen, s. Mineralquellen.

Bruno, (Giordano) wurde zu Nola im Neapolitanischen um die Mitte des 16ten Jahrhunderts geboren. Seine metaphysischen Speculationen führten ihn so lange in der Irre, bis er sich in dem Pantheismus verlor, und keinen Gott mehr glaubte. Unter seinen nachgelassenen Werken verdient eine rühmliche Erwähnung sein Lustspiel Candelajo (der Lichtzieher). Er schrieb dasselbe 1582, als er sich in Paris aufhielt, und durch seine Verhöhnung des damals noch vergötterten Aristoteles nicht wenig Aufsehen und Aergerniß erregte. Es ist kein Muster der dramatischen Kunst; aber auch keine Farce; ein halb regelmäßiges, halb burleskes Produkt des Genies und des Uebermuths, voll unsauberer Possen und energischer Satyre. Auch in seinen Fehlern zeugt es von der seltenen Geisteskraft seines Verfassers. Drei Arten damals allgemein bekannter Narren wollte Bruno dramatisch züchtigen, die romantischen Phantasten, die philologischen Pedanten, und die Adepten der Alchymie, und zugleich wollte er zeigen, wie sich eine Narrheit in die andere verliert. Die drei Hauptpersonen in seinem Lustspiele wurden also, nach der Karakteristik, die er selbst in der Einleitung voranschickt, „ein fader Liebhaber, ein schmutziger Geizhals, und ein dummer Schulmeister, in gehöriger Verschiedenheit, jedoch so, daß es dem faden Liebhaber auch nicht an Dummheit und Knickerei, dem schmutzigen Geizhals nicht an Fadheit und Dummheit, und dem dummen Schulmeister nicht an Knickerei und Fadheit fehle.“ Wer Bruno's Manier zu philosophiren kennt, wird sie auch in diesem Lustspiele wieder erkennen; und war mit dem derben Witze dieses seltenen Kopfs zuerst von der komischen Seite durch den Lichtzieher bekannt geworden ist, wird sich weniger wundern, den Tiefsinn eben dieses Kopfes in seinen philosophischen Schriften überall von Witz verbrämt und entstellt zu finden. Mehr als einen ernsthaften Zweck wollte er indessen, wie es scheint, durch sein Lustspiel erreichen. Es sollte, wie er selbst sagt, auch „ein wenig die Schatten gewisser Ideen aufhellen, vor welchen sich die dummen Teufel entsetzten, und hinter welchen, als ob es Teufel aus Dante's Hölle wären, die Esel weit zurückblieben.“ Die Syllogistik des Aristoteles figurirt also preislich unter andern Karikaturen bei Gelegenheit auch in diesem Lustspiele. Den Plan des Stücks erläutert Bruno vorläufig durch eine Einleitung, in der er die drei Hauptrollen skizzirt. Auf die Einleitung folgt ein Antiprolog, und auf diesen ein Proprolog, ein Paar Buffonerien, in denen er unter andern sich selbst, wie es scheint, nach dem Leben porträtirt hat, als „einen Menschen von konfiscirter Physiognomie, der aussieht, als ob er immer in Betrachtungen über die Höllenstrafen vertieft wäre; der nur lacht, um es zu machen, wie die Andern; ein verdrießlicher, starrköpfiger, seltsamer Mensch; immer unzufrieden; mürrisch, wie ein achtzigjähriger Graukopf; ärgerlich und beißig, wie ein Hund, der sich schon tausend Mal gezaufet hat.“ Von einem Manne, der so wenig Complimente mit seiner eigenen Person macht, ist

Digitized by Google

nicht zu erwarten, daß er mehr mit Andern machen soll. Im Karikaturstyl zeichnet er, außer den drei Helden seines Stücks, auch die Nebenfiguren. Die Verwickelung ist unterhaltend genug. Der Dialog ist nachlässig, aber durchaus natürlich und komisch. Durch das viele Latein, das der Schulmeister überall einmischt, mußte das Stück ungenießbar für das große Publikum werden, für welches der Philosoph Bruno übrigens durch sittenlose Schwänke reichlich zu sorgen kein Bedenken trug.

Bruno der Große, Erzbischof zu Cöln und Herzog von Lothringen, Sohn Kaiser Heinrichs des Finklers, Bruder des großen Ottol., einer der außerordentlichsten Geister, die das 10. Jahrh. verherrlichen. Seine Jugendjahre weihete er den Musen; er studirte mit glänzendem Erfolge mehrere Sprachen, besonders die helleniſche und altrömiſche, und kündigte durch seine tiefen Einsichten schon frühe seine künftige Größe an. — Im Jahre 954 wurde er Erzbischof von Cöln. In dieser hohen Würde sich als Muster eines evangelischen Hirten zeigend, und durch sein rühmliches Beispiel seinen Mitgenossen überall vorleuchtend, zollten ihm diese bewundernd ihre Verehrung und Ehrfurcht. — Als Otto I., sein Bruder, im Jahre 961 sich zum Kampfe nach Italien rüstete, bestellte er ihn zum Reichsverweser seiner Länder und Besitzungen diesseits der Alpen. Auf dieser hohen Stufe entwickelte Bruno alle Kraftzüge seines großen tiefblickenden Geistes, so wie seine Herrscher-Talente in ihrer ganzen Fülle, und beurkundete sie durch seine Weisheit, Friedens- und Gerechtigkeitsliebe, seine Kraft und Großmuth, die alle seine Schritte bezeichneten. Er suchte Frieden und Wohlstand in den weiten Staaten seines Bruders zu begründen und zu befestigen, den wilden Räubergeist einiger Großen des Reichs und der benachbarten Fürsten zu unterdrücken, und erschien, wo seine Friedensworte kein Gehör fanden, mit seiner furchtbaren Heeresmacht als ein rächender Strafengel. So zog er gegen den stolzen Franken-König, schlug ihn, eroberte das feste, trotzige Paris, und kehrte nach geschlossenem Frieden, beladen mit Kunstschätzen und andern Seltenheiten, triumphirend nach Deutschland zurück, und schmückte mit diesen Siegestrophäen die von ihm erbauten Tempel, besonders die St. Pantaleonskirche (jetzige evangel. Garnisonskirche) in Cöln aus. Mit eben so glücklichem Erfolge zermalmte er die Macht und den Uebermuth Gisberts, Herzogs von Lothringen, welcher sengend und raubend in das Reich einfiel, und gleichsam Bruno zum Trotze besonders am Niederrheine die Umgegend von Cöln verheerte. Bruno sammelte sein Heer, zog dem Räuber entgegen, schlug ihn völlig aufs Haupt, machte ihn zum Gefangenen, und eroberte sein ganzes Herzogthum. — Als der Kaiser aus Italien zurück kam, und die Großen des Reichs um ihn versammelt waren, ließ er Gisbert vorführen; dieser wurde nun vom Kaiser und der ganzen Versammlung seiner Würde und seines Herzogthums verlustig erklärt, welches von nun an einstimmig Bruno dem Reichsverweser, in Anerkennung seiner großen Verdienste, mit völliger Souverainität — ihm und seinen Nachfolgern auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Cöln — zuerkannt wurde. Von jetzt an schrieb er sich: Erzbischof zu Cöln und Herzog von Lothringen. Ihn bezeichnet also die Geschichte als den Ersten aus allen Bischöfen der ganzen Kirche, welche mit der bischöflichen Gerichtsbarkeit zugleich die fürstlichen Souverainitätsrechte verbanden. — Bruno glänzte nun auf dem höchsten Gipfel des Ruhmes und der Ehre. Jetzt aber übergab er die Reichsverwaltung wieder seinem Bruder Otto, sich einzig mit der Regirung seiner Länder beschäftigend, Entwürfe zu ihrer Beglückung und ihrem Emporkommen ersinnend und ausführend. Besonders genoß die Stadt Cöln seiner besondern Huld; durch seine Verwendungen bei seinem Bruder, Otto dem Großen, wurde Cöln von allen Abgaben befreit, und zur zweiten Stadt des

Digitized by Google

Reichs erhoben. Auch vermehrte er den Glanz dieser Stadt noch dadurch, daß er aus allen Ländern Europens, besonders aus Byzanz, gelehrte Männer in ihr versammelte, welche hier ihre Geistesgaben ausspendeten, und von Bruno fürstlich belohnt wurden. Auf diese Art errang sich Bruno auch noch den Ehrennamen des Mäzenas seines Jahrhunderts. — Auf einer Reise, die er mit seiner Schwester, der Königin Giberta, und ihrem Sohne, dem Könige Lothar, nach Frankreich machte, erkrankte er zu Compiegne, und gab zu Rheims am 11. Oktober im Jahre 965 seine große Seele in die Arme seines Schöpfers zurück. Seine entseelte Hülle ward, seinem letzten Willen gemäß, nach Cöln gebracht, und in der Abtei St. Pantaleon beigesetzt. Diesen herrlichen Tempel hatte er aus dem Material der abgebrochenen Constantinsbrücke, die durch die dermalige Salzgasse über den Rhein nach Deutz führte, aufgeführt. Auch soll das prächtige, kunstvolle Bogengewölbe unter der Orgel dieser Kirche aus den Wachthäusern jener Brücke zusammengesetzt seyn. Ein Denkmal mit einer schönen Inschrift bezeichnet die Ruhestätte dieses Ersten der Machtfürsten der kölnischen Kirche. Seine vielseitige Auszeichnung, so wie sein Wirken im Staate und in der Kirche, erfaßte die richtende Nachwelt, und in den Annalen der Menschheit prangt sein Name mit dem Zusatze des Großen und Heiligen. Unter seinen schriftstellerischen Erzeugnissen sollen ein Commentar über den Pentateuchus und einige Biographien verklärter Freunde Gottes seyn, die ihn als einen tiefgelehrten Theologen und einen trefflichen Geschichtschreiber auszeichnen.

Bruno der Heilige, Stifter des Carthäuserordens, wurde zu Cöln am Rhein gegen das J. 1060 oder, nach Andern, 1030 aus einem alten und edlen Geschlechte geboren, das noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vorhanden war. Seine tugendhaften Aeltern ließen den Knaben unter ihren Augen in der Schule der Collegiatkirche St. Cunibert erziehen, an welche ihn der Erzbischof St. Hanno durch ein Canonicat knüpfte. Als er mit Erfolg seine ersten Studien in Paris vollendet, und in seiner philosophischen und theologischen Laufbahn geglänzt hatte, ward er Canonikus zu Köln, und später zu Rheims. Er wurde zum Kanzler und Meister der großen Studien der Kirche zu Rheims ernannt, sah aber unter dem simonistischen Erzbischof Manasses, der wie ein Tyrann schaltete, sich genöthigt, auszutreten. Jetzt faßte er den Entschluß, der Welt zu entsagen, und in der Einsamkeit zu leben. Was man in Ansehung der Wiedererstehung eines Canonikus von Paris, der seine Verdammung verkündigte, da man doch allgemein glaubte, er sey im Himmel, gesagt hat, ist heutzutage eine wenigstens sehr zweifelhafte Thatsache. S. den Art. Diocre. Die erste Einsamkeit, welche der Canonicus von Rheims bewohnte, war Saisse-Fontaine in dem Kirchsprengel von Langres. Von da begab er sich im J. 1084 nach Grenoble, und wohnte in der Einöde la Chartreuse. Hugo, Bischof von Grenoble, verbot bald den Frauen, Jägern und Hirten den Zugang derselben. Fast unzugängliche, und mit grausenvollen Abgründen umgebene Felsen bildeten die Wiege des Carthäuserordens. „Es giebt nichts, sagt ein philosophischer Dichter, das geeigneter wäre, um die Seele zu erheben und gewaltig zu ergreifen, als der Anblick dieser Einöde. Das fürchterliche Schauspiel einer düstern, überall sich darbietenden Natur würde auch den Atheisten von dem Daseyn eines höchsten Wesens überzeugen. Genügen würde es, ihn an diesen Ort zu führen, und ihm zu sagen: „Schau um dich!“ Der heilige Bruno, der diesen Ort zu seinem Aufenthalt wählte, muß ein Mann von nicht gewöhnlichem Geiste gewesen seyn; und vielleicht würde ich mich in die Reihe seiner Schüler gestellt haben, wenn ich zu seinen Zeiten wäre geboren worden.“ Die Bewohner dieser Wüste mehrten sich in wenig Jahren. Sie erbauten eine Kirche, legten abgesonderte Keine

Digitized by Google

Zellen zu ihren Wohnungen an, wandelten durch Arbeit und Kunst Wald und Wüste in Gärten um, und brachten Leben dahin, wo früher nur Todesstille geherrscht hatte. Entbehren und Verstummen war der Grundsatz ihres Lebens, eine grobe Kutte ihre Kleidung, Pflanzen und Kleienbrot ihre Nahrung, Beten, Lesen und Bücherabschreiben ihre Beschäftigung. — Ueber die große Carthaus bei Grenoble sagt Mercier in seinem neuen Paris erhebungsvolle Worte: „Hier, wo man nichts hört, als den dumpfen Schall einer Glocke, scheint diese Glocke eure Seele abzurufen, um sie in die Ewigkeit einzuführen: wo man nichts sieht, als schweigende, durch Bußübungen gebleichte Menschen, ununterbrochen in Betrachtungen versenkt, oder mit Beten beschäftigt, da wird man von sehr ernstem Nachsinnen ergriffen, und man zaget und zittert selbst bei dem Bewußtseyn seiner eigenen Unschuld: wo man endlich nirgends den Fuß hinsetzen kann, als auf den Rand eines Grabes; da fühlt man, wie wandelbar die Grundlage aller Güter dieses Lebens, alles Glückes und alles Dessen ist, was dem Menschen so wünschens- und so beneidenswerth erscheint. Bei dem Anblick der weißen Schatten, welche um den traurigen Kirchhof herumwandeln, entwickelt sich Youngs großer Gedanke: „Der Mensch sinkt in das Grab, um unsterblich daraus sich wieder zu erheben." — Gänzlich ist da der Mensch sich selbst überlassen, und frei von dem Zauber der Welt, und ihrer mannigfaltigen Täuschungen, erblickt er dann die Wahrheit in ihrem hellsten Lichte. Bejammernswerth ist es, daß es nun keine jener stillen Wohnungen mehr giebt, wo der von Leidenschaften gegeißelte, oder der vom Schicksal hart gedrückte Mensch sich erquicken, sich erneuen, und jenen Ruhe, jene innern Frieden finden könnte, der nur eine Gabe der Religion ist." — Bruno entwarf keine besondere Regel für seine Schüler; sie folgten der Regel des h. Benedikt, und schmiegten sie ihrer Lebensweise an. Urban II., der Bruno's Schüler zu Rheims gewesen war, nöthigte ihn sechs Jahre später nach Rom zu kommen, um ihn mit Rath und Kenntnissen zu unterstützen. Der heilige Einsiedler, der an jenem Hofe nicht seine Stelle fand, und durch das Getümmel der Höflinge betäubt wurde, begab sich in eine Einöde von Calabrien. Er beschloß seine Tage in den Armen seiner Schüler im J. 1101, in dem Kloster, das er in der Einsamkeit von della Torre gestiftet hatte. Heilig gesprochen ward er im J. 1514. Außer den zwei Briefen aus Calabrien, von welchen der eine an Raoul le Verd, und der andere an die Brüder der großen Carthaus gerichtet sind, ist er auch noch der Verfasser der Commentare über die Psalmen und die Briefe des h. Paulus, welche zu Cöln 1640 in drei Theilen in einem Bande in Folio erschienen. In diesen Schriften tritt Bruno so hervor, wie ihn Diejenigen, welche ihn am besten kannten, geschildert haben, — als der gelehrteste Mann seines Jahrhunderts, wie auch vieler folgenden Jahrhunderte. Man sieht, daß er Griechisch und Hebräisch verstand, in den Kirchenvätern und vorzüglich im h. Ambrosius und Augustinus sehr bewandert war. Bruno hat in seinem Commentare gediegene und lichtvolle Ansichten niedergelegt, und, was denselben über alle später Erschienene erhebt, das ist der Geist Gottes, von dem der Erklärer erfüllt war, und der aus ihm spricht. Auch besitzen wir noch von ihm eine Elegie in vierzehn Versen über die Verachtung der Welt. Die Mitglieder des Ordens haben von dieser Verachtung ein merkwürdiges Beispiel gegeben. Als man sie unter Elisabeth's von England Regirung zwingen wollte, ihren Glauben abzuschwören, da zogen sie dem Meineide den Tod vor. Der Orden der Carthäuser hatte sich über ganz Europa verbreitet. Er zählte im verflossenen Jahrhundert 172 Klöster, unter denen fünf weibliche waren. In Frankreich allein waren fünf und siebzig Carthausen vorhanden. Dieser Orden ist auch nach Ablauf von sieben Jahrhunderten, die Reichthümer ausgenommen, dem

Digitized by Google

Geiste seines Stifters treu geblieben. Die Ausdauer desselben in der Liebe zum Gebete, zur Arbeit und zur Einsamkeit war ein Gegenstand der Bewunderung bis zu seiner Aufhebung. Die weiblichen Klöster dieses Ordens verdienen gleiches Lob. Der Urgeist des Ordens ruhte auch auf ihnen, nur mit dem kleinen, leicht erklärbaren Unterschiede, daß das Gelübde des Stillschweigens gemildert war. Ein großer Maler, der wahre Gottandacht mit hohen Kunsttalenten vereinte, le Sueur, hat in zwei und zwanzig Schilderungen, die sich in der Luxemburger Gallerie befinden, das Leben und den Tod des heiligen Bruno verherrlichet.

Brust, der vordere Theil des Oberleibes, dessen Höhle bei den Säugthieren die Hauptwerkzeuge des Blutumlaufes und die Organe des Athmens enthält. Zwölf Brustwirbelbeine des Rückgrathes bilden bei dem Menschen die hinterste Wand dieser Höhle, zu beiden Seiten stehen 24 Rippen, die sich vorn an das Brustbein anschließen. — Außen sind diese Knochen mit Fleisch und Haut überzogen, und die Weibchen der Säugthiere haben an der vordern Seite die Milchdrüsen, — Brüste, Zitzen, Euter, — worin die Milch, das Nahrungsmittel ihrer Jungen, aus dem Blute abgesondert wird.

Brutto, ein italienisches Wort, bezeichnet in der kaufmännischen Sprache die Waare mit dem Gefäße, oder Umschlage, und steht dem Netto, welches die reine Waare bedeutet, entgegen.

Brutus (Lucius Junius), der Sohn des Markus Junius, und der Tochter des ältern Tarquins, stellte sich blödsinnig, um den Nachstellungen des Tarquinius Superbus, der allen königlichen Sprößlingen nach dem Leben trachtete, zu entgehen. Er spielte daher am Hofe, als Gesellschafter der Königs-Söhne, die Rolle des Einfältigen, und ließ mit sich nach Belieben Spaß treiben. Darum gab man ihm den Beinahmen Brutus, der Dumme, Einfältige. Daß es ihm an Geistesfähigkeiten nicht fehlte, bewies er, zuerst, als er die königl. Prinzen, die wegen einer in Rom ausgebrochenen Pest mit Geschenken für den Apollo nach Delphi gesandt wurden, begleitete. Er hatte auch ein Geschenk für den Gott ausgesucht, nämlich einen Holunderstecken, worüber der ganze Hof lachte, inwendig aber hatte er heimlich eine goldene Ruthe verborgen. Als die Gesandten zu Delphi die Befehle Tarquins ausgerichtet hatten, befragten sie das Orakel, wer von ihnen König von Rom werden würde? Die Antwort war, daß Derjenige zuerst Rom regiren werde, der zuerst seine Mutter küssen würde. Die Prinzen verstanden dies im eigentlichen Sinne, Brutus aber stellte sich, als er nach Italien ankam, als wenn er von ungefähr niederfiele, und küßte die Erde seines Vaterlandes als die gemeinschaftliche Mutter. Allein nach dem unglücklichen Tode der Lukretia (s. d. Art. Lukretia) legte Brutus seine Verstellung ab. Er war bei ihrem Tode gegenwärtig, nahte sich ihrem Leichnam, und riß den Dolch aus ihrem Busen. „Was helfen Thränen und Wehklagen, rief er ihrem verzweifelten Gemahl und Vater zu, wo dieser blutige Dolch laut um Rache schreiet? Ich schwöre bei dem Blute dieser Römerin, und rufe alle Götter zu Zeugen an, daß ich den Tarquinius Superbus, seine boshafte Frau und ihre schändlichen Kinder mit Feuer und Schwert verfolgen, und nie zugeben will, daß einer von ihrer Familie, oder sonst ein Anderer über Rom herrsche." Darauf bot er dem Lukretius, ihrem Vater, dem Collatinus und allen Anwesenden Dolche dar, und nöthigte sie, seinen Eid zu wiederholen. Alle erstaunten über ihn; und nun ermunterte er sie nochmals zur Rache. Er ließ sogleich die Thore sperren, das Volk versammeln, den Leichnam öffentlich ausstellen, und trug dann auf die Verbannung Tarquins und seiner Familie an. Diese wurde ohne Verzug beschlossen, worauf Brutus vorschlug, die königliche Regirung ganz abzuschaffen, und eine freie Verfassung einzuführen. Statt eines Königs sollten zwei Männer unter einem bescheidenern

Digitized by Google

Namen regiren, deren Macht, um Mißbrauch zu verhüten, nicht lebenslänglich, sondern nur kurze Zeit, etwa nur ein Jahr dauern sollte. Der Senat nahm diese Vorschläge an, und das Volk bestätigte sie unter lautem Freudengeschrei. Um die neue Regirung ordentlich einzurichten, wurde Lukretius zum Zwischenkönig gewählt. Dieser rief das Volk auf das Marsfeld von Neuem zusammen; man wählte zwei Vorsteher der Regirung, welche den Namen Konsuln erhielten, und dieses wurde dem Junius Brutus und dem Tarquinius Collatinus, Lukretiens Gemahle, einstimmig übertragen. Indeß hörte Tarquinius den Aufruhr, und eilte mit einigen seiner Freunde nach Rom. Als er aber die Thore gesperrt und das Volk bewaffnet auf den Mauern antraf, begab er sich zugleich wieder zurück. Während der Zeit aber war Brutus zu Tarquins Armee, die vor Ardea lag, gegangen, und hatte sie zum Abfall vom Tarquin bewogen. Diese nahm nun den Tarquin auch nicht auf, und marschirte nach Rom zurück. So wurde also i. J. Roms 259 die königl. Regirung für immer abgeschafft, und die republik. eingeführt. Unterdessen war Tarquinius geschäftig, um durch seine heimlichen Ränke in Rom sich einen Anhang zu machen. Er schickte eine Gesandtschaft nach Rom mit dem Antrage, den Verbannten wenigstens ihre Güter wieder herauszugeben, und mit der Versicherung, dann nichts gegen die Republik zu unternehmen. Brutus setzte sich dagegen; in den Comitien aber beschloß das Volk, die Tarquinier wieder in den Besitz ihrer väterlichen Güter zu setzen. Die Gesandten fanden indeß Gelegenheit, die geheimen Befehle ihres Fürsten auszuführen, und mehrere junge Patricier, unter denen sich selbst die Söhne des Brutus, Titus und Tiberius, seine und des Collatinus Neffen befanden, in eine Verschwörung gegen die Konsuln und die Freiheit zu ziehen. Die Verschwornen waren sämmtlich junge Wüstlinge und gute Freunde der königlichen Prinzen, welche die Hoffnung, ihre Ausschweifungen nach der Wiedereinsetzung des Tarquins fortsetzen zu können, zu diesem Unternehmen bewog. In dem Hause der Aquillier, wo auch Tarquins Gesandte wohnten, war die Versammlung. Allein als sie eben beschäftigt waren, sich durch die schrecklichsten Eide zu verbinden, und an Tarquin Briefe zum Beweise ihrer Treue zu schreiben, horchte ein Sklave der Aquillier, mit Namen Vindex oder Vindicius, der etwas von den Absichten der Versammlung muthmaßte, hörte Alles mit an, und entdeckte den ganzen Plan dem Valerius. Dieser ging zugleich mit seinen Freunden dahin, nahm Tarquins Gesandte und die Verschwornen gefangen, und bemächtigte sich ihrer Papiere. Den folgenden Morgen wurde das Volk zu den Comitien berufen; die Konsuln setzten sich auf ihre Richterstühle, und die Gefangenen wurden, an Pfähle gebunden, dem Volke vorgestellt. Alles war in banger Erwartung über das Urtheil der Konsuln, und der größte Theil des Volkes vergoß Thränen, als es die Söhne des Brutus gefesselt sah. Brutus, kalt und unerschüttert fing das Verhör mit seinen Söhnen an, die Beweise ihrer Schuld waren unwidersprechlich, und sie hatten zu ihrer Vertheidigung nichts, als Thränen. Alle Senatoren wurden dadurch zum Mitleid bewogen; Collatinus weinte, und selbst der strenge Valerius vermochte kein Wort zu sagen. Schon schöpfte man aus dieser Stimmung der Gemüther Hoffnung für die jungen Verbrecher, als Brutus endlich aufstand, die Liktoren rief, und mit standhafter Stimme zu ihnen sagte, daß sie den Ausspruch der Gesetze an seinen Söhnen vollziehen möchten. Nun gerieth Alles in die heftigste Bewegung, und das Volk rief mit lauter Stimme: Wir geben sie dem Vaterlande und ihrem Hause zurück. Die strafbaren Söhne flehten unter den zärtlichsten Ausdrücken ihren Vater um Schonung. Aber dieser blieb unerbittlich, wollte nicht einmal etwas an der Strafe erlassen, und erneuerte seine strengen Befehle. Nun entkleideten sie die Liktoren, banden ihnen

Digitized by Google

die Hände auf den Rücken, strichen sie mit Ruthen, und schlugen ihnen dann die Köpfe ab. Während dieses schrecklichen Schauspiels blieb Brutus gegenwärtig, ohne seine Standhaftigkeit zu verlieren, und erst nach geschehener Hinrichtung verließ er die Versammlung, um die übrigen Verbrecher seinem Mitkonsul zu überlassen. Dieser aber wünschte seine Vettern zu retten, und man mußte daher den Brutus, nachdem er kaum einige Minuten Zeit gehabt hatte, sich zu erholen, wieder in die Versammlung zurückrufen. Er kam mit aller Gegenwart seines Geistes, bestieg den Richterstuhl, und sagte dem Volke, daß er die Bestrafung seiner Söhne bloß vermöge seiner väterlichen Gewalt bestimmt habe, daß aber das Urtheil der übrigen Verbrecher und der Gesandten Tarquins nicht von ihm, sondern von dem Ausspruche des Volks abhangen sollte. Dieses verurtheilte nun die Aufrührer ohne Ausnahme zum Tode, verschonte aber die Gesandten aus Achtung für das Völkerrecht, und belohnte den Vindicius mit der Freiheit und dem römischen Bürgerrechte. Der Beschluß, dem Tarquin seine Güter wieder zuzustellen, wurde nun auch zurückgenommen. Darauf brachte es Brutus bei dem Volke dahin, daß Collatin, wegen seines weichlichen, allerdings verdächtigen Betragens bei der Verurtheilung seiner Neffen, des Konsulats entsetzt wurde. An seiner Stelle wurde Publius Valerius gewählt. Brutus und Valerius ließen sodann für alle Diejenigen, die sich zur Partei des Tarquins geschlagen hatten, eine völlige Amnestie publiciren, wodurch Tarquin die meisten seiner Anhänger verlor. Doch fand er Unterstützung bei den Vejentern und Tarquiniensern, und rückte mit einer Armee gegen Rom an. Die Konsuln marschirten sogleich gegen ihn. Brutus führte die Reuterei, und Valerius die Fußvölker an. Dem Brutus gegenüber kommandirte Aruns, Tarquins Sohn, die feindliche Reuterei. Als es zum Angriff kam, trafen Aruns und Brutus auf einander, und durchstießen sich Beide zugleich mit ihren Spießen. Die Römer gewannen nach langem Kampfe endlich die Schlacht, und Brutus wurde mit großen Feierlichkeiten begraben, und die Weiber insbesondere trauerten ein ganzes Jahr lang um ihn, als den Rächer der Ehre ihres Geschlechts.

Brutus (M. Junius), der Sohn des M. Junius Brutus, ein vornehmer Römer, der sich während des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus mit dem Letztern vereinigte. Pompejus hatte des Brutus Vater in Gallien getödtet, und seitdem war er immer sein Feind gewesen. Als dieser Mann sich aber zum Vertheidiger der Freiheit aufwarf, so vergaß Brutus seine Privatfeindschaft um des allgemeinen Bestens willen, söhnte sich mit Pompejus aus, und wurde auch von diesem mit Freuden aufgenommen. Pompejus wollte ihm irgend eine Befehlshaberstelle übertragen, aber Brutus lehnte alle Anerbietungen ab, und bat den Pompejus, sie einem Andern zu geben, der in Rücksicht seines Alters, und der schon bekleideten Staatsämter ihrer würdig wäre. — Nach der unglücklichen Schlacht bei Pharsalus ergab sich Brutus dem Cäsar, der ihn gleichwohl mit den freundschaftlichsten Ehrenbezeugungen aufnahm. Diese Liebe zeigte er dem Brutus auch während seiner ganzen Diktatur auf alle nur mögliche Art, und bei Vertheilung der Staatsämter wies er ihm Macedonien zur Verwaltung an. Dennoch war nachher eben dieser sein Liebling die Seele der Verschwörung gegen sein Leben, weil er dem Patriotismus und der Freiheit, nach dem Beispiele seines großen Vorgängers, selbst die zärtlichsten Bande aufopfern zu müssen glaubte. Cassius, der erste, welcher die Idee einer Verschwörung gegen Cäsar hegte, ein eifriger Republikaner und heimlicher Feind des Diktators, suchte den Brutus zur Theilnahme zu bewegen. Da es Cassius nicht wagte, öffentlich mit ihm von der Sache zu reden, legte er des Nachts auf seinen Richterstuhl, wo er

Digitized by Google

als Prätor zu sitzen pflegte, Zettel mit den Aussprüchen: Brutus, du schläfst, du bist nicht mehr Brutus; und unter die Bildsäule des berühmten Junius Brutus, den man allgemein für den Vorfahren des M. Brutus hielt, schrieb er die Worte: O! daß du noch am Leben, oder einer deiner Nachkommen dir gleich wäre! Als Cassius den Eindruck dieser Anspielung bemerkte, suchte er durch seine Gemahlin, Junia, des Brutus Schwester, seinen Republikanismus noch mehr anzufeuern; und endlich, als im Senat der Vorschlag geschehen sollte, dem Cäsar den Königstitel zu ertheilen, ging er selbst zu ihm, und brachte ihn zur völligen Theilnahme an der Verschwörung. Der Name des Brutus zog bald mehrere von den vornehmsten Römer herbei. An dem zur Ausführung bestimmten Tage verwaltete Brutus zuvor sein Richteramt, als Prätor, mit der größten Kaltblütigkeit, ohne daß man irgend eine Unruhe oder Gemüthsbewegung an ihm merkte. Durch die Vorstellungen des Decimus Brutus hatte sich Cäsar bewegen lassen, im Senate zu erscheinen, wo ihn die Verschwornen erwarteten. Die Losung derselben war, wenn Cäsar die Bitte des Metellus Cimber abschlagen, und dieser ihm das Oberkleid von den Schultern abreißen würde. Beides geschah, und nun versetzte ihm Casca die erste Wunde, und die Verschwornen stürzten auf ihn los. Cäsar vertheidigte sich tapfer, bis er endlich den Brutus mit dem Dolche in der Hand gewahr ward. Dieser Anblick zerriß sein Herz, und ruhig ergab er sich, mit dem Ausruf: auch du mein Sohn! in sein Schicksal. Gleich nach Cäsars Ermordung trat Brutus in die Mitte der Versammlung, um dem Senate die Bewegungsgründe zu diesem Schritte vorzulegen; aber die Senatoren verließen sogleich voller Bestürzung ihre Sitze, und erfüllten die ganze Stadt mit Schrecken. Darauf zog er an der Spitze der Verschwornen mit ihren blutigen Dolchen vom Rathhause durch die Straßen der Stadt. Mehrere vornehme Römer vereinigten sich mit ihnen, und die Straßen erschallten vom Rufe der Freiheit. Vor ihnen her ging ein Herold, welcher auf der Spitze einer Lanze einen Hut, das Zeichen der Freiheit, vor ihnen hertrug. Indessen nahm das Volk keinen Theil an ihrem Enthusiasmus, und schien mehr Mitleid mit dem unglücklichen Dictator zu empfinden, als Freude über seinen Tod. Daher begaben sich die Verschwornen mit einem Haufen Gladiatoren, welche dem Decimus Brutus zugehörten, auf das Kapitolium, wo sie sich ruhig verhielten. Dieß bewog die Senatoren und viele vom Volke, zu ihnen hinaufzugehen. Brutus entwickelte nun der Versammlung die Bewegungsgründe des Unternehmens, und wurde sodann eingeladen, herab auf das Forum zu kommen. Hier hielt er wieder eine Rede an das Volk, worin er die Reinheit seiner Absichten bezeugte. Aber das Mißvergnügen über die Ermordung Cäsars konnte er doch nicht besiegen, daher kehrte er mit seiner Partei wieder auf das Kapitolium zurück. Bald bekam er jedoch neuen Muth, als der Konsul P. Cornelius Dolabella und der Prätor L. Cornelius Cinna, Cäsars Schwager, sich für ihn erklärten. Allein nun fanden sich andre Gegner, welche dem Brutus bald furchtbar wurden, nämlich Antonius und Lepidus. Die übrigen Verschwornen hatten den Antonius auch mit umbringen wollen; Brutus hingegen erklärte dieß für eine Ungerechtigkeit, und verhinderte es. Antonius hielt sich nach Cäsars Tod anfangs versteckt, als er aber die Stimmung des Volks bemerkte, kam er wieder hervor, und lauerte auf Gelegenheit, seine ehrgeizigen Absichten zu verfolgen. Indessen mußte er den Decimus Brutus, der schon nach seiner Statthalterschaft abgereist war, fürchten, und deswegen versöhnte er sich zum Schein mit den Verschwornen. Einen Fehler beging

Digitized by Google

Brutus, daß er sich dem Antonius nicht nachdrücklicher widersetzte, als er dem Volke das Testament Cäsars vorlesen wollte. Denn dadurch wurde das Mitleid und der Unwille des Volks gegen die Verschwornen aufs Neue erregt, und obgleich Brutus durch eine Rede es so ziemlich wieder besänftigte, so wußte es doch Antonius durch die Ausstellung von Cäsars Leichnam abermals in Wuth zu setzen, und die Verschwornen mußten sich, um dem Pöbel zu entgehen, aus Rom flüchten. Von dieser Zeit an ward die Partei der Freunde Cäsars immer mächtiger. Antonius brachte es dahin, daß das Volk dem Brutus seine Statthalterschaft über Macedonien und Illyrien nahm, und sie des Antonius Bruder ertheilte. Der Rath gab ihm darauf Bithynien. Nachher aber, als Antonius und Dolabella in Rom für Feinde des Vaterlands erklärt wurden, erhielt Brutus Macedonien und Illyrien durch einen Senatsschluß wieder, und man bestimmte, daß er sich aller Vorräthe, Truppen, und Flotten, die Cäsar zum partischen Kriege ausgerüstet hatte, zum Besten des Vaterlandes bedienen sollte. Brutus verließ nun Italien, ging in Elea zu Schiffe, und segelte nach Athen ab, wo er mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde. Hier lebte er eine Zeitlang ganz eingezogen, und widmete sich den Wissenschaften, indem er den Vorlesungen des akademischen Weltweisen Theomnestus und des Peripatherikers Cratippus beständig beiwohnte. Im Geheim machte er aber Anstalten zum Kriege, und suchte den in Athen sich aufhaltenden jungen römischen Adel für seine Partei zu gewinnen. Auch schickte er einen gewissen Herostratus nach Macedonien, um die dortigen römischen Truppen auf seine Seite zu ziehen, welches ihm auch nach Wunsch gelang. Nun fing er an, öffentlich Truppen zu werben. Gleich anfangs vereinigten sich die noch übrigen pompejanischen Truppen mit ihm, die seit der Niederlage ihres Feldherrn in Thessalien umher streiften. Der junge Cicero brachte eine ganze Legion auf seine Seite, die Piso dem Antonius nach Italien zuführen wollte. Darauf bemächtigte er sich der Stadt Demetrias in Thessalien und des ganzen Vorraths an Waffen, den Cäsar hier aufgehäuft hatte. Der Statthalter von Macedonien, Hortensius, erklärte sich laut für den Brutus, und überließ ihm noch vor der Ankunft des Cajus Antonius, der ihm eigentlich in der Statthalterschaft folgen sollte, seine Provinz und seine Armee. Alle kleinen benachbarten Könige eilten, sich mit ihm zu vereinigen. Schon vorher, ehe er noch ein so ansehnliches Heer bei sich hatte, war es ihm geglückt, sich des C. Antonius und seiner Armee zu bemächtigen, welche freiwillig unter seine Fahnen trat. Darauf ging er nach Asien, um sich dort mit dem Cassius zu vereinigen, dessen Waffen hier einen eben so glücklichen Fortgang gehabt hatten, als die des Brutus in Griechenland. In Rom und Italien dagegen hatten die Triumvirn die Oberhand, und Brutus, nebst den übrigen Verschwornen, war in Rom förmlich verurtheilt worden. Auf diese Nachricht unterließ Cassius seinen Zug nach Aegypten, um sich mit dem Brutus zu vereinigen. Noch ehe diese Vereinigung zu Stande kam, mußte Brutus noch einmal nach Macedonien zurück, wo der gefangene C. Antonius Meutereien angerichtet hatte. Er ließ diesen nun hinrichten, und brachte die aufrührischen Legionen bald dahin, daß sie um Gnade bitten mußten, worauf er ihnen mit der größten Gütigkeit ihre Empörung verzieh. Nach wiederhergestellter Ruhe in Macedonien ging er nach Asien zurück, und kam mit dem Cassius in Smyrna zusammen. Beide Feldherren empfingen einander mit der größten Freude, da sie nun nach einer ziemlich langen Zeit sich unter so glücklich veränderten Umständen, und unter den schönsten Hoffnungen wieder sahen. Brutus zog hierauf gegen die Lycier und

Digitized by Google

zwang sie, nach heftigem Widerstande sich ihm zu unterwerfen. Von Lycien zog Brutus über Jonien nach Lydien, und kam in Sardes wieder mit dem Cassius zusammen. Die beiden Feldherren waren nun von allen morgenländischen Provinzen bis an den Euphrat Meister, und beschlossen jetzt, ohne Anstand nach Europa zurückzugehen, und den Triumvirn die Spitze zu bieten. Auf dem Marsche von Sardes nach Abydus war es, wo, wie uns Plutarch, Florus, und Appian berichten, dem Brutus ein Gespenst erschien, als er des Nachts einmal sehr spät in seinem Zelte noch wachte. Er glaubte nämlich, hinter sich ein ungewöhnliches Geräusch zu hören, wandte sich um, und sahe eine schreckliche Gestalt, die schweigend auf ihn zuging. Brutus fragte unerschrocken: Wer bist du? und was willst du bei mir? Das Gespenst antwortete: Ich bin dein böser Genius, Brutus; bei Philippi wirst du mich wiedersehen. Gut! antwortete Brutus, ich will dich da wiedersehen. Der Geist verschwand, und Brutus fuhr ruhig fort, die Nacht zu durchwachen. Am Morgen erzählte er dem Cassius den Vorfall, der aber die ganze Erscheinung für eine Geburt seiner Einbildungskraft erklärte. — Inzwischen passirte die Armee glücklich den Hellespont, und nahm ihren Weg nach Thracien, um sich der Pässe nach Macedonien zu bemächtigen, und den Sara und Norbanus, die sie besetzt hatten, zu vertreiben. Da aber die Feinde hier eine sehr vortheilhafte Position hatten, so nahm Brutus, auf den Rath eines thracischen Fürsten Rhascupolis, einen Umweg über die Gebirge, den er nach vielen Beschwerden glücklich endete, und dadurch den Sara und Norbanus nöthigte, die engen Pässe ohne Schwertstreich zu verlassen. Er marschirte hierauf in die Ebene bei Philippi, eine Stadt in Macedonien, an der Gränze von Thracien, und fand hier zu seinem größten Erstaunen auch schon die Armee der Triumvirn. Die Armee der Verschwornen bestand aus 19 Legionen, und 20.000 Reutern. Bald darauf erfolgte die unglückliche Schlacht bei Philippi. Cassius war anfangs dagegen, eine Schlacht zu liefern, weil es den Feinden an Lebensmitteln fehlte, aber Brutus wußte ihn dazu zu bereden. Am Morgen vor der Schlacht fragte Cassius den Brutus: was er zu thun Willens sey, wenn das Glück ihnen zuwider wäre? Brutus antwortete: sterben als ein freier Mann, wie Cato. Nach dem unglücklichen Tode des Cassius beschloß er anfangs, eine zweite Schlacht zu vermeiden; aber die Neckereien des Antonius setzten seine Armee so in Wuth, daß sie schlechterdings auf eine neue Schlacht bestanden, wozu ihn denn auch endlich die Unordnung in der Armee des Cassius nöthigte. Um seine Soldaten bei der nahen Schlacht beisammen zu haben, und sie nicht zertheilen zu dürfen, entschloß er sich kurz vor der Schlacht zu einer gewissermaßen grausamen Handlung, die seinem Karakter ganz entgegen war. Er befahl nämlich die Niedermetzlung aller gefangenen Sklaven, theils weil er von ihnen Meutereien befürchten mußte, theils weil er nicht so viel Soldaten entbehren konnte, als zu ihrer Bewahrung erfoderlich waren. Die Freigebornen unter den Gefangenen ließ er aber los. Weniger kann man sein Versprechen, das er der Armee that, entschuldigen, ihr nach dem Siege die Städte Thessalonich und Lacedämon, welche es mit den Triumvirn hielten, zur Plünderung zu überlassen. Die nun folgende zweite Schlacht bei Philippi fiel für ihn ganz unglücklich aus. Mit äußerster Gefahr mußte sich Brutus mit einigen wenigen Freunden durch die Feinde durchschlagen, und ohne die Treue und den Muth des Lucilius Lucinus wäre er dennoch verloren gewesen. Brutus rettete sich über einen kleinen mit Felsen umgebenen Bach, und schlug daselbst mit seinen

Digitized by Google

Freunden in einer Höhle sein Nachtlager auf. Aber auch hier merkte er bald, daß er vor seinen Feinden nicht sicher sey. Er ermahnte nun seine Begleiter, einen Versuch zu machen, ob sie sein Lager erreichen könnten, wo er glaubte, daß seine flüchtige Armee sich hingezogen haben würde. Statilius machte diesen Versuch, kam auch glücklich zum Lager, aber nicht wieder zurück, weil er auf dem Rückwege von den Feinden erschlagen wurde. Der Tag brach indessen an, und Brutus glaubte nun, kein anderes Mittel zu seiner Rettung als den Tod zu haben. Er bat seinen alten Freund Volumnius, ihn zu tödten; aber dieser konnte nur Thränen vergießen. Darauf ermunterte er seine Freunde, ihr Leben in Sicherheit zu setzen, und behielt bloß 2 oder 3 seiner Vertrauten bei sich. Einen von diesen, Namens Strato, aus Epirus, ersuchte Brutus inständigst um den letzten Liebesdienst, den Tod von seiner Hand; aber er konnte ihn nicht dazu bewegen, bis er endlich einen seiner Sklaven hereinrief. Nein, sagte Strato, Brutus soll nicht aus Mangel eines Freundes von einem Sklaven sterben, und so hielt er ihm sein Schwert mit abgewandtem Gesicht entgegen. Brutus rannte so heftig darauf ein, daß es ihn durchbohrte, und er sogleich seinen Geist aufgab. Nach andern Schriftstellern tödtete sich Brutus selbst, ohne Beihülfe seines Freundes. — Er starb im J. R. 712 in einem Alter von 43 Jahren, als der letzte Römer, der es wagte, sich der Sache der Freiheit anzunehmen, und dem aufkeimenden Despotismus sich zu widersetzen. Brutus war, nach den Zeugnissen der Alten, der einzige Mann unter allen Verschwornen, der aus reinem Patriotismus, nicht aus Privatabsichten, den Cäsar mordete. Sein ganzes Leben war tugendhaft und tadellos, wie selbst seine Feinde gestehen mußten, und überall gab er Beweise seiner Menschlichkeit, Uneigennützigkeit und Redlichkeit. — Als die Triumvirn am folgenden Tage Nachricht von dem Tode des Brutus erhalten hatten, eilte Antonius an den Ort, wo der Körper lag, und betrachtete ihn mit Thränen im Auge. Octavian hingegen ließ seine niedrige Rache noch an dem Leichnam aus, indem er ihm den Kopf abhauen, und diesen nach Rom schicken ließ, um ihn Cäsars Bildsäule zu Füßen zu legen. Der Ueberrest des Körpers wurde auf Befehl des Antonius verbrannt, und die Asche in einer Urne des Brutus Mutter zugeschickt. Seine Gemahlin, Portia, soll sich, wie Einige berichten, auch selbst um's Leben gebracht haben.

Brutes s. Glasmalerei.

Bruyere (Jean de la), war 1639 auf dem Lande, in der Gegend von Paris, geboren. Als der Feinste aller Karakterzeichner gehört er zu den beredtesten Schriftstellern, die im Jahrhundert Ludwig's XIV. das Meiste beitrugen, der französischen Prosa eine klassische Bildung zu geben. Seine Lebensgeschichte hat wenig Interessantes. Bossuet, der sein Gönner wurde, zog ihn an den Hof, und verschaffte ihm die Stelle eines Instruktors bei einem königlichen Prinzen. La Bruyere war zu sehr Beobachter, als daß er hätte suchen können, eine glänzende Rolle zu spielen. Seine Talente und sein Verhältniß zu dem Hofe brachten ihn in Verbindung mit den feinsten Gesellschaften und den vorzüglichsten Köpfen, die damals die Aufmerksamkeit des französischen Publikums auf sich zogen. Mitglied der französischen Akademie wurde er aber doch erst wenige Jahre vor seinem Tode. Er starb im Jahre 1696. — Das vortreffliche Werk: Die Karaktere (les Caractères, ou les Moeurs de ce siecle), durch das La Bruyere in ganz Europa berühmt und beliebt geworden ist, gehört auch zu denen, die ihres Gleichen nicht haben. Man kann es weder mit den Karakteren von Theophrast, die La Bruyere den seinigen in einer sehr guten Uebersetzung beigefügt hat, noch mit einem früheren Werk aus der neueren Litera-

Digitized by Google

tur in eine Linie stellen; und über seine Nachahmer ragt La Bruyere noch höher, als über seine Vorgänger, empor. Die Karaktere von Theophrast sind mit fester Meisterhand gezeichnet, aber sie sind nur Umrisse gewisser allgemeinen Formen der menschlichen Denkart und Sitte. La Bruyere zeichnet das Individuelle. Ueber das Allgemeine räsonnirt er. Seine Reflexionen allein würden ihm einen Platz neben Pascal und La Rochefoucauld sichern, auch wenn sie nicht durch die Karakterzeichnungen, unter denen sie verstreut sind, ein besonderes Interesse erhielten. In allen diesen Zeichnungen nach dem Leben ist auch nicht ein einziger flüchtiger Zug. Alle sind von dem hellesten Verstande durchdacht, in den feinsten Verhältnissen des Individuellen zum Allgemeinen erwogen, und mit einer solchen Bestimmtheit ausgeführt, daß man die Wahrheit der Darstellung, auch ohne die Originale zu diesen Bildnissen zu kennen, empfindet. Der einzige Vorwurf, den man diesem Sittenmaler mit Recht machen kann, ist, daß seine bewundernswürdige Präzision zuweilen etwas Studirtes und Raffinirtes hat, und daß er, um pikant zu seyn, nicht selten dem Witze den Vorsprung vor dem Verstande erlaubt. Wie treffend übrigens die Manier La Bruyere's ist, findet man besonders, wenn man in seinen Karakterzeichnungen alle die partikulären Züge gewahr wird, durch die sich die große und elegante Welt zu Paris im Jahrhundert Ludwig's XIV. auszeichnete, und die doch in seinen Darstellungen nach dem Leben so natürlich in die allgemeinen Formen der menschlichen Denkart und Sitte verwebt sind, daß man durch La Bruyere zu gleicher Zeit in Paris einheimisch, und an ähnliche Subjekte erinnert wird, die man selbst, unter ganz andern Umgebungen, zu beobachten Gelegenheit hatte. Durch die reinste Eleganz der Sprache drückte La Bruyere seinen Karakterzeichnungen und Reflexionen das Siegel der rhetorischen Vollkommenheit auf. Ob er sich aber auch in andern Gattungen der schönen Prose eben so ausgezeichnet haben würde, darf man bezweifeln, weil sich sein Styl mit seinem Beobachtungsgeiste im geselligen Leben zugleich gebildet, und auf eine solche Art an Dieses geknüpft zu haben scheint, daß ihn seine Kunst wahrscheinlich verlassen haben würde, wenn er in einem großen Style darstellen und räsonniren, oder mit oratorischem Feuer hätte reden wollen. Seine Briefe über den Quietismus scheinen immer nur wenige Leser gefunden zu haben.

Buccostrauch, Götterduft (weißer). Dieser feinblättrige, der Heide ähnliche Strauch ist ganz mit kleinen weißen Blüthen bedeckt, die an den Enden der Zweige aus den Blattwinkeln zum Vorschein kommen, und den Sommer über erscheinen. Die ganze Pflanze hat einen schönen, kräftigen Geruch. Torferde, mit Lehm und Sand vermischt, bekommt ihr wohl. Im Winter giebt man ihr eine Wärme von 6 bis 10 Grad, im Sommer einen sonnigen Standort im Freien, und viel Wasser. — Der gefranzte Buccostrauch hat eirund-lanzettförmige Blätter, welche mit abstehenden, grauen Härchen gefranzt sind. Die weißen oder blaßrothen, in Dolden gedrängten Blüthen erscheinen im April und Mai. Die Kultur ist der des vorigen gleich. — Der dachziegel-blättrige Buccostrauch wächst, wie die beiden vorigen, am Vorgebirge der guten Hoffnung. Diese Art gleicht der vorigen, nur liegen hier die Blätter dachziegelförmig über einander. Er blühet purpurroth vom April bis zum Julius. Auf jeden Fall verdient der Buccostrauch sein Plätzchen im Fenster- oder Zimmergarten des Blumenfreundes.

Bucephalos. Einst wurde dem Könige Philipp, Vater Alexanders des Großen, ein wildes Pferd um den ungeheuern Preis von 13 Talenten (an 15.000 Thaler) angeboten. Die gewandtesten Reiter versuchten das Roß zu bändigen; allein es ließ keinen aufsitzen, und Philipp befahl es fortzuführen, da es kein Mensch brauchen könne. Alexander bat nun

Digitized by Google

seinen Vater, ihm den Versuch mit dem Rosse zu erlauben. Er griff es beim Zügel, führte es gegen die Sonne, weil er bemerkt hatte, daß es sich vor seinem eigenen Schatten fürchtete, streichelte es eine Zeit lang, ließ dann unvermerkt seinen Mantel fallen, und schwang sich hinauf. Sogleich floh das Pferd mit seinem Reiter blitzschnell davon, und alle Zuschauer zitterten für Alexander. Als sie aber sahen, daß er wieder umlenkte, und das Roß nach Willkühr bald links bald rechts tummelte; da erstaunten sie alle, und Philipp rief mit Freudenthränen, indem er ihn umarmte: Mein Sohn, suche dir ein größeres Reich, Macedonien ist für dich zu klein. — Alexander nannte dieses Pferd Bucephalos, unter welchem Namen es geschichtlich berühmt geworden. Er ritt nie ein anderes Pferd, so wie dieses keinen andern Reiter duldete. Im Treffen pflegte es muthig durch Beißen und Schlagen gegen die Feinde seines Herrn zu kämpfen. In der Schlacht gegen den König Porus wurde Bucephalos tödtlich verwundet, dennoch trug er schnell seinen König aus der Gefahr, und stürzte alsdenn todt zu Boden. — Alexander trauerte um dieses edele Roß wie um einen Freund, ließ es am Hydaspis stattlich begraben, und erbaute zu dessen Andenken die Stadt Bucephalia.

Buchanan (Georg), ein berühmter Dichter und Geschichtschreiber, wurde 1506 zu Kilkerne in Schottland geboren, studirte in Paris, diente den Franzosen, und wurde darauf Lehrer des jungen Grafen von Murray, natürlichen Sohnes des Königs Jakob V. Auf des Königs Befehl schrieb er die beißende Satyre Franciscanum gegen die Franziskanermönche; allein er mußte sich deßhalb aus Schottland flüchten, und begab sich nach England, Frankreich und zuletzt nach Portugal. Doch hier wurde er, wie es hieß, zu seiner Besserung, in ein Kloster gesperrt, in welchem er die Psalmen paraphrasirte. Endlich erlangte er seine Freiheit wieder, kam 1563, nachdem er wieder eine Zeitlang in Frankreich und England verweilt, nach Schottland zurück, und ging zur reformirten Religion über. Nun wurde er zum Lehrer des jungen Königs Jakob VI., nachmahligen Jakobs I., erwählt, und verfuhr gegen diesen mit großer Strenge. 1565 gab er seine Historiae Scotae lib. XX heraus, worin er sich eben so bitter gegen den Katholizismus, als gegen seine frühere Wohlthäterin, Maria Stuart, aussprach. Nach Jakobs Thronbesteigung wurde er Direktor der königlichen Kanzlei und geheimer Siegelbewahrer. 1581 legte er dieses Amt nieder, ging nach Edinburgh, und starb daselbst 1582. Außer den schon erwähnten Werken schrieb er noch: De jure regni apud Scotos; de Sphaera; Epistola; Epigrammata; Sylvae, etc. Er war ein kühner und feuriger Lyriker, ein witziger und geistvoller Satyriker, und ein Muster in der altrömischen Sprache.

Buchdruckerkunst. In der Bildungsgeschichte des menschlichen Geistes beginnet mit dieser Kunst ein neuer Zeitraum, wichtiger, als alle vorigen, Selbst Das, was aus diesen hervorging für die Wissenschaft, würde fast durchgängig schon zerstäubt und in Vergessenheit gesunken seyn, hätte nicht die Buchdruckerkunst ihm eine ewig fortwirkende Kraft verliehen. Bekannt ist die Seltenheit der Bücher in den frühern Jahrhunderten. Nur durch Abschreiber konnten sie vervielfältigt werden; und was vermochten im Ganzen genommen die Wenigen, denen die Schreibekunst geläufig war? Von vielen Hauptwerken hatte man nur einzelne Abschriften. Wie gefährdet war ihre Fortdauer! Die beste Abschrift ruhte oft bloß im Dunkel eines Klosters. Wer konnte sie dort aufspüren? Wer auch in großer Entfernung von einem solchen Kloster sie benutzen? Andere Werke hatte man nur in fehlervollen, verstümmelten Abschriften. Der Abt Lupus von Fevrieres versicherte im Jahr 885, daß von Cicero's und Quintilians Büchern über die Rednerkunst in ganz Frankreich kein einziges vollständiges Exemplar zu finden sey. Um sich ein Buch zu verschaffen, war daher schon ein sehr beträchtlicher Reichthum erfoderlich. Für eine Abschrift der

Digitized by Google

Homilien des Bischofs Haimon von Halberstadt mußte eine Gräfin von Anjou 200 Schaafe, 5 Malter Weizen und eben so viel Reis und Hirse hergeben, und für das bloße Darleihen einer solchen Abschrift mußten nicht selten große Güter verpfändet werden. Wie konnte dabei das Reich der Wissenschaft an Umfang merklich gewinnen? Die Erfindung der Kunst, Holzschnitte auf Pergament oder Papier abzudrucken, gab die erste Veranlassung, diesem dürftigen Zustande des Bücherwesens abzuhelfen. Man klebte (wie es längst auch schon unter den Chinesen üblich gewesen war) einzelne, mit großen Buchstaben beschriebene Blattseiten auf hölzerne Tafeln, schnitt die Zwischenräume der Buchstaben aus, überstrich die Tafeln mit Farbe, und druckte sie dann ab auf angefeuchtetes Papier. Ein Verfahren, das die äußerste Mühe und Sorgfalt erfodert! So viele Seiten eines Buchs, so viele Holztafeln! Nur kleine Bücher also konnten auf diese Weise abgedruckt werden. An größere und bedeutendere durfte man sich nicht wagen. Auch sind aus dieser Kinderzeit der Kunst meist nur noch einzelne Blätter und Ablaßbriefe übrig, und sie sind mehr zu betrachten als Holzschnitte, denn als Erzeugnisse der eigentlich sogenannten Buchdruckerkunst, welche nur bewegliche Druckbuchstaben zusammensetzt. Befremdend ist es, daß die letztere nicht weit früher erfunden ward. Leicht hätte Cicero sie erfinden, oder doch zur Erfindung Anlaß geben können, und sie würde dann schon der Ausbreitung des Christenthums, wie späterhin der Reformation, förderlich geworden seyn. Allein der menschliche Geist, seine Kraft gern übend am Schweren und Verwickelten, sieht eben dieses Hanges zur Grübelei wegen oft lange hinweg über das Einfachere, und dem schlichten Verstande ist nun nicht selten die Auszeichnung vorbehalten, die der Tiefsinn umsonst zu erstreben suchte. Die Buchdruckerkunst wurde anfangs als eine Geheimkunst betrieben. Man sollte die gedruckten Bücher für geschriebene halten, und sie nun ihrer bewunderungswürdigen Regelmäßigkeit wegen noch theurer bezahlen, als diese. Auch fürchtete man den Haß der Abschreiber, denen dadurch ein ergiebiger Nahrungszweig abgeschnitten wurde. Die Drucker verschwiegen daher nicht nur ihre Namen, sondern ließen auch unangezeigt, wann und wo ihre Werke hervorgetreten waren. Eben darin liegt die Hauptquelle der Dunkelheit, die eine lange Zeit hindurch auf der ersten Geschichte dieser Kunst ruhte, und noch immer nicht von allen Seiten aufgeklärt ist. Hier sollen die bewährtesten Nachrichten zusammengedrängt werden. Daß Johann Guttenberg der Erfinder sey, ist als entschieden anzunehmen. Er war im Jahre 1397 zu Mainz geboren, und hatte eine vorherrschende Neigung zu allerlei mechanischen Künsten. Da er zu einer adeligen Familie gehörte, und im J. 1420 die Bürger der Stadt gegen den Adel einen Aufruhr erregten; so sah er sich genöthigt, einen andern Wohnort aufzusuchen, wo er seiner Neigung ruhig folgen konnte. Er begab sich in eben diesem Jahre nach Straßburg, und beschäftigte sich dort eine Zeitlang vorzüglich mit Steinschneiden, Spiegelpoliren u. dgl. Späterhin aber (1436) fing er an, auch kleine Bücher auf die oben angezeigte Weise von Holztafeln abzudrucken, und bald nachher gerieth er auf den Einfall, zu diesem Zwecke sich einzelner, in Holz geschnittener, Buchstaben und Sylben zu bedienen, und seine Weinkelter gab ihm Veranlassung zur Erfindung der Buchdruckerpresse. Man nennt noch Conrad Sasbach, einen Drechsler, als den Künstler, der ihm nach seiner Angabe die Presse lieferte. Dan. Speckle versicherte in einer handschriftlich von ihm hinterlassenen straßburgischen Kronik: „Ich habe die erste Preß, auch die Buchstaben gesehen, waren von Holz geschnitten, und ganze Wörter und Syllaben, hatten Löchle, und faßt man an ein Schnur nach einander mit einer Nadel, zoge sie darnach den Zeilen in die Länge.“ Was er mit solchem Geräthe um diese Zeit in Straßburg druckte, ist unbekannt; denn er arbeitete nur im Verborgenen. Bald indeß bedurfte er zu seinen Geschäften überhaupt der Theilnehmer, die ihn mit Geld untere

Digitized by Google

stützen konnten. Er wählte dazu insbesondere einen wohlhabenden Bürger, Andr. Dritzehen, neben welchem noch Joh. Riffe und Andr. Heilmann als Gehülfen namhaft gemacht werden. Der Erste gab ihm einen Vorschuß von 89 Goldgülden (oder Kronenthalern), welche von dem Sohne desselben, Jakob Dritzehen, nach dem Tode seines Vaters um das Jahr 1444 zurückgefodert wurden. Guttenberg behauptete, daß dieses Geld für die Aufnahme in sein Geschäft habe erlegt werden müssen. Es entstand ein Rechtsstreit, und er verlor ihn. Nun verließ er Straßburg, kehrte im Jahre 1445 nach Mainz zurück, und suchte insgeheim seine Kunst immer mehr zu vervollkommnen. Durch kostspielige Versuche aber gerieth er auch hier bald wieder in Geldverlegenheit. Er war genöthigt, einen neuen Kunstgenossen anzunehmen, und schloß daher im Okt. 1449 einen Vertrag mit Joh. Faust (oder Fust), einem reichen und angesehenen Bürger, dessen Bruder Jakob ein Goldschmied war. Anstatt der anfänglichen hölzernen Lettern wurden nun schon bleierne gebraucht. Der Goldschmied wußte sie mit großer Geschicklichkeit zu schneiden, und auch er bekam daher in der Folge einen Antheil am Geschäfte. Joh. Meydenbach schnitt die Holzformen zu den Anfangsbuchstaben. Man druckte insbesondere einen Donat, ein lateinisches, allgemein eingeführtes Schulbuch, und zwar anfangs noch mit Lampenruß. Die Vortheile, die man zu gewinnen wußte, waren beträchtlich. Sie wurden jedoch bald noch bedeutender. Faust hatte einen Schreiber aus Gernsheim im Darmstädtischen, der um seine einzige Tochter warb. Er hieß Peter Schöffer (oder Schoifher), und war ein gewandter, erfinderischer Mann. Dieser vollendete die Kunst, indem er 1450 nicht nur eine zweckmäßigere Druckerschwärze (aus Kienruß mit Leinöl gekocht) bereiten, sondern auch die Buchstaben aus einer festern Mischung von Metallen in Matrizen gießen lehrte. Zur Belohnung ward er im Jahre 1453 (als Fausts Schwiegersohn) gleichfalls in die Geschäftsverbindung aufgenommen. Nun sann man auf wichtigere Unternehmungen. Man soll um diese Zeit sogar schon eine lateinische Bibel mit großen Buchstaben zu drucken angefangen haben. Indessen ist dieß noch nicht völlig entschieden. Nur weiß man, daß der vorläufige Kostenaufwand, der natürlicher Weise jetzt zur Ausführung solcher Plane erfoderlich war, fast gänzlich bloß von Faust bestritten werden mußte, und dadurch wurde denn auch zwischen ihm und Guttenberg ein Rechtsstreit veranlaßt. Die Folge war, daß dieser gezwungen wurde, sich im Jahr 1455 von Faust und Schöffer zu trennen, und die Druckerei, die er ihnen hatte verpfänden müssen, ihnen allein zu überlassen. Zwar versorgte er nun sich wieder, unterstützt von Dr. Conrad Humery, Syndikus in Mainz, mit neuem Druckergeräthe, und wirkte fort, für sich allein. Dieß erhellet aus einer Original-Urkunde, die er (datirt am Margarethentage des Jahres 1459) seiner Schwester Hebele, einer Nonne in St. Clarenkloster, ausstellte, und worin er erklärte, daß alle dem erwähnten Kloster von ihm geschenkten Bücher, die er bisher gedruckt, damals druckte, und ferner noch drucken würde, auf immer der Stifts-Liberei (oder Büchersammlung) verbleiben sollten. Und bestätigt wird dieß auch dadurch, daß nach seinem Tode sein Druckergeräthe dem Dr. Humery als ein an ihn versetztes Unterpfand nach richterlichem Urtheil vom 24. Febr. 1468 unter der Bedingung, es außerhalb Mainz an Niemanden zu verkaufen, ausgeliefert wurde. Was er aber nun gedruckt habe, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Vielleicht waren seine reichen Gegner neidisch und listig genug, die Ausbreitung seiner Druckerzeugnisse, die ohnehin wohl nur in schwachen Auflagen vorhanden waren, auf alle Weise zu hemmen, um auch die Ehre der Erfindung endlich auf sich selbst abzuleiten. Wirklich bewiesen diese (Faust und Schöffer) sich sehr thätig. Das älteste Werk, das aus ihrer Presse noch vorhanden ist, sind die lateinischen Psalmen (Psalterium) in Folio vom Jahr 1457. Es mußte 1459 schon wieder aufgelegt werden, und mit dieser neuen

Digitized by Google

Auflage zugleich erschien Durands, des päpstlichen Legaten, Inbegriff der Kirchengebräuche. Am merkwürdigsten aber war die große lateinische Bibel, die im Jahr 1462 vollendet wurde. Sie setzte alle Lesekundige in Erstaunen, alle Schreiber in Bewegung. Bisher hatte man für eine geschriebene Bibel 400 bis 500 Goldgülden bezahlen müssen. Faust reisete mit vielen Exemplaren seiner gedruckten Werke nach Paris. Welche Regelmäßigkeit in Allen! Welche durchgängige Gleichförmigkeit! Jeder Punkt in dem einen, wie in dem andern, genau an derselben Stelle! — Unbegreiflich! — Und für jedes Exemplar foderte Faust nur 60 Gülden! Wie war das möglich? — Da mußten andere, als natürliche, Finger und Federn gebraucht worden seyn! — Am Ende setzte er den Preis sogar auf 30 Gülden herab. Nun gerieth er auch in Streit mit denen, welche mehr bezahlt hatten. Alle beschuldigten ihn eines Bündnisses mit dem Teufel. Er mußte aus Paris flüchten. Nach Mainz indeß konnte er nicht sogleich zurückkehren. Daran hinderte ihn der Krieg zwischen Adolph von Nassau und dem Erzbischofe Diether von Ysenburg. In der Nacht vom 27. Okt. 1462 eroberte jener die Stadt im Sturme, und dieser mußte während der Bestürmung sich aus einem Schloßfenster an einem Seile herablassen, und über den Rhein entfliehen. Ein großer Theil von Mainz ward bei dieser Gelegenheit eingeäschert, und nach dem Friedensvertrage, der im folgenden Jahre zu Frankfurt am Mayn geschlossen wurde, trat Diether sein Erzbisthum vorläufig an den Sieger ab. Durch diese Begebenheit wurden Faust und Schöffer mit ihren Gehülfen genöthigt, andere Wohnsitze aufzusuchen. Und so breitete denn die Kunst bald sich aus, nicht bloß in Deutschland, sondern in allen Gegenden von Europa. Zu Ende des Jahrhunderts wurde sie schon in 192 Werkstätten betrieben. Guttenberg blieb in Mainz. Der neue Kurfürst, Adolph II., nahm ihn im J. 1465 unter seine Hof-Adeligen auf; seit dieser Zeit setzte er selbst die Kunst nicht mehr fort, sondern Heinrich Bechtermünze trat an seine Stelle. Zu Anfange des Jahrs 1468 starb er. Die Ehre der Erfindung ist ihm übrigens nicht mehr streitig zu machen. Das sie Mentelin in Straßburg nicht gebühre, ist allgemein erwiesen. Daß Andere, und unter ihnen auch Pet. Apianus (Bienewitz) und Joh. Aventinus, (Joh. Thurnmeyer aus Abensberg) Fausten und Schöffern für die Erfinder hielten, rührt bloß daher, weil diese zuerst (ohne Guttenberg's zu erwähnen) Bücher unter ihrem Namen druckten, und der Letztere insbesondere sich sehr verdient gemacht hatte um die Vervollkommnung der Kunst. Allein selbst ein Nachkömmling des Erstern, Joh. Friedr. Faust von Aschaffenburg, der neben der lübeckischen und frankenburgischen Kronik auch die limburgische schrieb, welche zuerst im J. 1617 gedruckt wurde, hinterließ eine Handschrift, in welcher er aufrichtig genug war, von seiner Familie die Ehre der Erfindung abzulehnen. Eben so gesteht Joh. Schöffer, ein Nachkömmling des Letztern, der im Jahr 1505 eine römische Geschichte, aus dem Livius gezogen, herausgab, in der Zueignungsschrift an den 1489 zum römischen Könige erwählten Maximilian, die Erfindung der Buchdruckerkunst dem Guttenberg zu. Auch ist hier vollgültig das Zeugniß des bekannten Johann von Tritheim, der als Abt zu Sponheim und nachher zu Würzburg, nicht weit von Mainz lebte, und durch Peter Schöffern selbst mit den Umständen der Erfindung bekannt wurde. Zu den ältesten Zeugen gehören noch besonders Folgende: Werner Rolevink de Laer, (geb. 1425 im Münsterschen, und gest. 1502 als Cartheuser-mönch in Cöln) — der Verfasser der alten, im Jahre 1489 zuerst gedruckten Chronica der hilligen Stadt Cöllen, — der Verfasser der 1492 erschienenen Chroneke der Sassen, — Hartmann Schedel in Nürnberg (geb. 1440); Jakob Wimpheling aus Schlettstadt, (geb. 1451) — Sebastian Brand aus Straßburg

Digitized by Google

(geb. 1458) — Conr. Celtes, (geb. 1459) zu Wüpfeld bei Schweinfurt, — Polydorus Vergilius aus Urbino, zufolge seiner Grabschrift geb. 1460, Conrad Peütinger, geb. 1465 zu Augsburg, — und etwas später Sebastian Münster, geb. zu Ingelheim bei Mainz 1489, und Caspar Hedion aus Ettlingen, gest. 1552 als Doktor der Theologie und Prediger am Münster in Straßburg. Alle deuten auf eine Stadt am Rheine, die Mehresten auf Mainz, als die Geburtsstadt der Buchdruckerkunst hin, und ihren Zeugnissen lassen sich noch viele durchaus unverdächtige von den Franzosen hinzufügen; außer dem oben erwähnten Paradin z. B. von dem bekannten Chronologen Denys Petau, (Dionysius Petavius) von Gabriel Naude, von Claude Quillet, Isaak Bullart, Jean Mabillon und Andern. Erst in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts trat Hadrian Junius (Jonghe) aus Hoorn in Nordholland hervor, um den Ruhm der Erfindung für Lorenz Janszon, Coster (Küster oder Sacristeyn) in Harlem, in Anspruch zu nehmen, und da er übrigens bekannt war als ein trefflicher Sprachkenner und Geschichtschreiber, so gelang es ihm, nicht nur die Unkundigen, sondern auch einige Gelehrte unter seinen Landesgenossen für diese Zurückfoderung zu gewinnen. Gern würde der unbefangene Deutsche, die Holländer ursprünglich zu seinem Volke zählend, sich ihnen anschließen, und doch immer noch die Erfindung als eine deutsche betrachten; also auch freudig hintreten vor Costers ehemaliges Wohnhaus, welchem der Stadtrath zu Harlem späterhin unbedenklich die Inschrift geben ließ: Tot eeuwige Memorie. De Drukkerkonste, aller Konsten Bewaarderesse, is hier ten eerstenmaal gevonden omtrent het Jaar 1440. Wenn nur das Vorgeben erweislich wäre! Allein es gründet sich auf bloße Sagen von einigen Harlemer Greisen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach die Formschneidekunst mit der Buchdruckerkunst (Xylographie mit Typographie) verwechselten, und da hier, falls eine solche Verwechslung nicht Statt fand, alles auf die Zeit der Erfindung ankommt, und unbestreitbare Zeugnisse dafür sprechen, daß ums Jahr 1440, und sogar einige Jahre früher schon die Kunst in Straßburg geübt worden; so kann das Vorgeben gar nicht bestehen, wenn nicht (eben so, wie vorher zu Mentels Gunsten) zugleich angenommen wird, ein Deutscher habe von Costern die Kunst erlernt, und ungefähr zu gleicher Zeit auf deutschem Boden getrieben. Dies wird denn auch wirklich von Jonghe und allen seinen Nachfolgern bis zu Koning hin nicht nur ohne irgend einen haltbaren Beweis, sondern außerdem noch mit Hinzufügung solcher besondern Umstände angenommen, welche der ganzen Erzählung unglücklicher Weise das Gepräge einer unverkennbaren Erdichtung geben. Ein gewisser Johann, dessen Zuname unbekannt blieb, und den Einige für den Joh. Faust, Andere für den Joh. Gensfleisch hielten, soll Costern die Typen gestohlen haben, und mit ihnen vorerst nach Amsterdam, dann nach Cöln, und von dort nach Mainz geflüchtet seyn, wo er nun in völliger Sicherheit Gebrauch von ihnen machte. Mit Recht hat man hier gefragt: Wenn die Typen schon gegossen waren, warum stahl der Dieb nicht lieber die leicht wegzuschaffenden Werkzeuge, die zur Schriftgießerei gehörten? Warum beladete er sich mit Centnerlasten von Typen, die er um so weniger über die holländische Gränze bringen zu können hoffen durfte, da der Eigenthümer sie sogleich in seiner Werkstätte vermissen mußte? Warum foderte man nicht die Obrigkeit in Mainz auf, ihn zu ergreifen, sobald man erfuhr, daß er dort angekommen sey, und mit gestohlenen Typen Bücher drucke? Wenn ferner jene Gießwerkzeuge noch zurückblieben, und Coster in Ermangelung der Typen selbst den begonnenen Abdruck eines Buches nicht sogleich fortsetzen konnte — warum goß dieser nicht auf der Stelle neue Typen? Oder, wenn

Digitized by Google

die Werkzeuge (Bunzen, Patern, Matern ꝛc.) sämmtlich oder zum Theil gleichfalls fehlten, warum verfertigte er nicht lieber neue, anstatt wieder mit weit größerer Mühe viele Holztafeln für das Buch zu schneiden, und dadurch einen Theil desselben unvollkommen zu machen? Auf solchen Holztafeln wurden die Buchstaben erst gezeichnet, dann ausgeschnitten. Sie konnten unter mehrere Formschneider vertheilt, und so wie sie fertig waren, mochten sie nun die ersten oder die letzten seyn, abgedruckt werden. Die gedruckten Blätter wurden am Ende in gehöriger Folge geordnet und zusammengeleimt. Wenn also auch der Anfang des Buchs wirklich mit gegossenen Typen gedruckt wäre; so würde daraus doch das anfängliche Daseyn dieser Typen mit Sicherheit noch nicht zu folgern seyn. Im Gegentheil würde den vorhin aufgeworfenen Fragen noch diese hinzugefügt werden können, wodurch wird bewiesen, daß Costers Erben, wenn sie, wie es heißt, sein Geschäft fortsetzten, nicht erst späterhin mit beweglichen und gegossenen Typen nach Guttenberg's und Fausts Erfindung das Buch ergänzt haben, daß Coster unvollendet in Holztafeln nachgelassen hatte? Die Zeichen des Papiers, das zu dem Buche gebraucht wurde, entscheiden noch weniger. Können nicht ältere Zeichen einer bekanntlich guten Papierart auch in neuerm Papier beibehalten werden? Oder wenn von wirklich älterm Papier noch ein Vorrath vorhanden ist, läßt es nicht auch nach sehr vielen Jahren noch sich in die Druckerpresse bringen? Deutet denn gerade das älteren Papier (besonders in den damaligen Zeiten, wo noch ungleich weniger gebraucht wurde) auch auf einen ältern Druck hin? Und warum hat Coster bei keinem einzigen der Bücher, die von ihm gedruckt seyn sollen, sich als Drucker angegeben; Warum ist überhaupt kein Buch mehr aufzuweisen, das vor dem Jahre 1472 mit Anzeige der Jahrszahl, des Druckorts und Druckers, und keines, das vor 1474 mit Holzschnitten versehen in den Niederlanden erschienen wäre? Warum haben die ersten niederländischen Drucker nach Costern auch zu der Zeit, da es nicht mehr möglich war, Gedrucktes als Geschriebenes zu verkaufen, und da von allen Seiten für Mainz lobpreisende Stimmen ertönten, der Ehre ihres Landesgenossen sich nicht angenommen? Warum widersprachen sie nicht wenigstens, als in ihrer Nähe selbst die Gerechtigkeit dieser Stimmen bestätigt wurde? Warum waren es nur Deutsche aus den Rheingegenden, nicht aus den Niederlanden, welche die Kunst weit umher ausbreiteten, wie denn selbst Erhard Newich aus Utrecht sie nur in Mainz erlernte, und dort 1488 Bernhard von Bretdenbach's und Johannes, Grafen zu Solms „heyligbe Bevarden tot dat heylighe Grafft in Iherusalem" druckte? — Alle diese Fragen sind entweder Räthsel, oder sie ziehen des unbefangenen Geschichtforschers Blick hinweg von Harlem, als dem Geburtsorte jener Kunst. Nächst der Erfindung der Buchstabenschrift ist übrigens keine einzige anzugeben, die in Ansehung ihres durchgreifenden immer fortdauernden Einflusses auf die Verallgemeinerung des Wissens mit der Erfindung der Buchdruckerkunst verglichen zu werden verdiente. Zwar konnten die nächsten Wirkungen derselben noch nicht sehr glänzend seyn. Sie wurden verdunkelt durch die Zeit, in welcher sie hervortrat. Die Schriftsteller hatten noch nicht Verstandesreife genug, sie zu benutzen, als das kräftigste Beförderungsmittel des Wahren und Guten, und den Lesern gebrach es noch an Empfänglichkeit, durch sie das Wahre und Gute aufzunehmen. Anfangs war sie oft wohl gar nur die allvernehmbare Heroldin des Aberglaubens. Bald indeß entfaltete sie ihre höchst wohlthätige Natur, und alle ihre vorüberfliehenden Nachtheile gesellten sich zu dem Unbedeutenden. Sie brachte die Schätze der Weisheit aus Griechenland und Rom unter die spätern Völker; sie trug das höhere Licht der Bibel hervor aus den Klosterzellen, und stellte es auf, damit es leuchte weit umher; sie bot jedem Gedanken und jeder Empfindung Gelegenheit dar, vorzudringen in die große

Digitized by Google

Welt, um sich zu wiederholen in tausend Köpfen und Herzen. Viele Gelehrte fingen daher nun erst an, die reiche Frucht ihrer mühsamen Forschungen mitzutheilen, überzeugt, daß sie nicht mehr in Gefahr schwebe, wie Spreu zu zerfliegen; Andere, bisher gewohnt an eine einseitige Vorstellungsart, wurden nun erst bekannt mit mehrseitigen Ansichten, und verfeinerten ihre Begriffe durch Reibung an fremden; noch Andere fühlten ihren Geist durch Lesung mannichfacher Schriften angetrieben, hervorzutteten aus dem engeren Kreise, in welchem er sich bisher bewegte, und sich zu beschäftigen in einer Richtung, die seiner innern Kraft noch angemessener war; Alle aber sahen aus der Nähe und aus der Ferne sich vereinigt zu einem großen Bunde, dessen Zweck es ist, die Menschheit zu erheben auf höhere Stufen der Erkenntniß. Selbst die Sprache bildete sich aus mit dem Gedanken, und unter dem Bestreben, den Gedanken möglichst schön und richtig zu verkünden; auch ausländische Sprachen konnte man leicht auf heimischem Boden lernen, und dadurch sich aneignen, was sie lehrten. Eine einzige Buchdruckerpresse lieferte mehr, als tausend Abschreiberhände. Die Bücher also blieben nicht ferner ein ausschließendes Gut der Reichen, und die Fertigkeit, zu lesen, kam nicht ferner bloß unter die Höhergebildeten. Menschen aus den niedrigsten Ständen konnten ihre Einsichten erweitern, und vertraut werden mit öffentlichen Verhandlungen und Ereignissen; ungerechten Gewalthabern drohte die allgemeine Kundbarkeit ihrer Unternehmungen; es wurde die Entwickelung eines Volksgeistes möglich, der auf immer gesichert ist vor dem Zurücksinken in die Rohheit der Vorfahren. Welch eine unübersehbare Reihe von wohlthätigen Wirkungen! Mit Recht wurden die Deutschen dieser Erfindung wegen beneidet von allen Fremdlingen. Heil dir, Germania! So sangen die Dichter allenthalben. Heil dir, Germania! Mutter der Buchdruckerkunst! Und der cölnische Kronikenschreiber bemerkte in seinem einfachen Tone: „Dat is der duytscher Nation ayn groisse Eirlichkeit, dat sulche synrüche Mynschen syn dar tzo vynden. Ind dat is geschieht by den Jairen vns Herrn, Anno 1440, ind von der Zyt an biß man schreve 50, wart vnderscheidt die Kunst, ind wat dairzo gehoirt. Ind in den Jairen vns Herrn, da mar schryff 1450, do was ayn gulden Jair, do began man tzo drucken." Und kurz vorher rief er aus: „Dat sich niemantz entschuldigen möchte, hait de ewige got vyß synre vnvyßgruntlicher wißheit up erweckt die louesam kunst, dat men nu boicher druckt, ind die vermannichfaldiget so sere, dat eyn yeder mynsch mach den wech der selicheit selffs lesen off hoeren lesen. Wat vnderwinde ich mich, zo schriuen, ind tzo vertzellen dat loff, den nutze, die elicheit, die vyß der kunst vntsprinckt, ind vntsprungen is, die niet vyssprechlich is, dat myr getzuigen alle die schrifft lieff hauen! — O wye vill gebeder, wye vntzellige jnnichheyden werden gescheppet ouermitz die gedruckden boicher! — Och wat groisser nutz ind selicheit, off sy willen, kumpt daevan dengenen, die die gedruckte boicher machen off bereyden helpen, wie auch dat syn mach!" Eben so der Verfasser des alten Buchs der Croneken vnd Geschichten, das zu Nürnberg 1493 erschien. Kvnst der truckerey hat sich erstlich in teütschem lannd in der statt Maynz am Rhein gelegen im jar Cristi Mcccczl ereügt, vnnd füroan schier in alle örter der werlt außgespreüßt, dardurch die kostpern schetze schrifftlicher kunst vnd weißheit, so in den alten büechern langzeit als der werlt vnbekant in dem grabe der vnwissenheit verborgen gelegen sind, herfür an das liecht gelangt haben, also das vil treffenlicher vnd menschlichem geprauch nottürftiger vnd nützlicher büecher, so ettwen nicht on kleine kostung ze erzeügen warn, nw zur zeit mit wenig gelts ze erobern sind. Vnd wo dise kunst zeitlicher erfunden worden, vnnd in wissenheit vnnd geprauch gewesen wer, so wern vngezweifelt ettwieuiel büecher Titi liuii, Tulii vnd Plinii, vnd andrer hochgelerter lewt auß bösschicklichkeit der zeit nicht verlorn worden. Vnd so nw die erfinder yezuzeiten handwerklicher kunst mit

Digitized by Google

wenig lobs wirdig sind, wer kan denn außsprechen, mit was lob, preyse, eren vnd ruhm die teütschen zu erheben seyen, die auß irer erleüchten, synnreichen schicklichkeit ertrachtet vnd erfunden haben diſe kunſt der truckerey, durch die der lang verſchloßen prunn vnausſprechlicher weißheit, menſchlicher vnd auch götlicher kunſt in die gemayne außgelaytet wirdt?" S. Typographie.

Buchhalterei iſt die Kunſt eines Kaufmanns oder Rechnungsführers, über alle Einnahmen und Ausgaben, ſie betreffen Geld, Waaren oder andere Sachen von Werth, ſolche Rechnung zu führen, daß er den Stand ſeiner Geſchäfte und ſeiner Kaſſe einzeln und im Zuſammenhange überſehen und richtig beurtheilen kann. Man theilt die Buchhalterei in die einfache und in die doppelte oder italieniſche ein. In der erſtern werden die Poſten des Debet, d. h. deſſen, was man beſitzt oder noch empfangen ſoll, und des Credit oder deſſen, was man zu bezahlen hat, getrennt in ein Buch verzeichnet; in der letztern aber, welche ein italieniſcher Minoritenmönch im 15ten Jahrh., Lukas Paciolus, erfunden haben ſoll, werden die Poſten doppelt, einmal als Debet (aktiv) bei eingehenden Geldern und Waaren, und einmal als Credit (paſſiv) bei abgeſendeten Waaren und Geldern, eingetragen, ſo daß Gläubiger und Schuldner in beſtändiger wechſelſeitiger Verbindung ſtehen. Die Bücher, welche ein Kaufmann zur Betreibung ſeiner Geſchäfte nöthig hat, ſind: ein Memorial (Gedächtnißbuch), Manual, Kladde oder Strafe, in welches alle Geſchäfte mit den darauf ſich beziehenden Nebenumſtänden ohne weitere Ordnung, als die der Zeit, eingetragen werden; ein Journal, welches das im Memorial Verzeichnete nach Debet und Credit als Reſultat monatlich abſondert, indem es beſonders jedem Conto vorläufig das zuſchreibt, was für daſſelbe gehört, und ein Hauptbuch, in welchem man die im Journal enthaltenen Poſten in ordentliche Rechnung bringt, und daraus jährlich, zur Beurtheilung des Gewinns und Verluſts, die Bilanz zieht. Außerdem bedürfen Kaufleute in jeder Handlung, oder nach den beſondern Umſtänden derſelben, ein Lagerbuch, ein Fakturbuch zur Aufzeichnung eingeſandter Rechnungen, ein Kalkulaturbuch, ein Kaſſabuch, ein Bankobuch in ſolchen Handelsplätzen, wo ſich eine Girobank befindet, ein Riskontrobuch zur Ueberſicht der Geſchäfte, die ſie mit einem jeden Correſpondenten und einheimiſchen Kundmanne haben, und noch einige andere Nebenbücher. Die Handlungsbücher (das Memorial ausgenommen) haben, wenn ſie gehörig eingerichtet ſind und von einem glaubwürdigen Manne geführt werden, bei Streitigkeiten, welche den Kaufmann ſelbſt betreffen, vor Gericht in der Regel halbe Beweiskraft.

Buchhandel. Als es noch keine Buchdrucker gab, trieben die Bücherabſchreiber zugleich den Buchhandel. Bei den Griechen und Römern hielten die Buchhändler viele Schreiber. In Alexandrien gab es einen beſondern Platz, wo Bücher verkauft wurden. Nach Errichtung der Univerſitäten zu Bologna und Paris, ſiedelten ſich in dieſen Städten Buchhändler unter dem Namen: Stationarii, an. Ihre Bücher waren in Hefte zertheilt, von welchen ſie jedesmal nur 4 zum Leſen oder Abſchreiben für hohe Preiſe überließen. Dieß machte den Aermern die Benutzung großer Werke unmöglich. In Paris durfte ſeit 1342 nur der mit Büchern handeln, welcher von der Univerſität Erlaubniß dazu hatte, und es wurden von beſonders dazu verordneten Beamten die Abſchriften durchgeſehen, und die Verkaufspreiſe beſtimmt. Gleich nach Erfindung der Buchdruckerkunſt war der Buchhandel nur Verlagshandel. Später, (ſchon gegen das Ende des 15ten Jahrh.) brachten betriebſame Leute die Verlagswerke verſchiedener Druckereien in die Stifter- und Kloſterſchulen zum Verkauf. Dieß Geſchäft trieben beſonders die Abſchreiber, welche jetzt ihre Nahrung verloren hatten. Darauf entſtanden die Verlagsbuchhändler, welche den Gelehrten Handſchriften abkauften, und dieſelben auf ihre Koſten

Digitized by Google

drucken ließen. Der erste Verlagsbuchhändler war Johann Otto in Nürnberg, 1516; er besaß selbst keine Buchdruckerei. In Leipzig ließen sich erst 1545 die Buchhändler Steiger und Boskopf neben den Buchdruckern nieder. Die Bücher wurden nach Frankfurt a. M. zur Messe gebracht. Später kam die Messe zu Leipzig auf; sie wurde 1667 schon von 19 fremden Buchhändlern besucht. Der Leipziger Meßkatalog erschien bereits 1600. Die jetzigen Buchhändler theilen sich noch immer in 3 Classen: Buchdrucker, die ihre Verlagsartikel selbst auf der Messe absetzen; Verlagshändler, welche die Schriften, die sie auf ihre Kosten haben drucken lassen, gewöhnlich nur an die einen offenen Laden haltenden Buchhändler verkaufen; und Sortimentshändler, die in offenem Laden Bücher verkaufen, welche sie von den Verlegern beziehen. Die Letztern haben gewöhnlich auch eigenen Verlag, um dessen Artikel gegen fremde vertauschen zu können. Dieser Verkehr wird durch die Leipziger Büchermessen sehr befördert; jedoch wird gewöhnlich nur die Ostermesse von allen Buchhändlern Deutschlands und einiger angränzenden Länder besucht, um ihre Rechnungen abzuschließen, und neue Verbindungen einzugehen. Die deutschen Buchhändler gestatten sich unter einander in der Regel 33 ⅓ p. C, jedoch von Kupferwerken und noch einigen andern Artikeln, nur 25 p. C. Rabatt vom Ladenpreise. Dadurch kann der deutsche Sortimentshändler alle Verlagswerke, welche zur Messe gebracht werden, um den Ladenpreis verkaufen, und doch noch billigen Gewinn genießen. Gegen den Nachdruck hoffen Verfasser und Verleger nach dem 18ten Art. der deutschen Bundesacte vom 8ten Juni 1815 gesetzliche Hülfe. In England und Frankreich findet keine solche, den Verkehr befördernde Verbindung unter den Buchhändlern, wie in Deutschland, und noch weniger ein so wichtiger Mittelpunkt des Handels, als die Leipziger Büchermesse, Statt. In Spanien und Portugal ist der Bücherpreis von der Obrigkeit taxirt. Im J. 1802 stifteten die nordamerikanischen Buchhändler eine Messe zu New-York.

Buchsiren, Bugsiren, im Taue schleppen, wird von den Schiffen gesagt, die von einem oder mehrern andern vermittelst angelegter Taue, in den Hafen oder ans Land gezogen werden. Dies geschieht, wenn die Schiffe entweder ihre Masten verloren, oder wegen der Nähe des Landes oder wegen Windmangels ihre Segel eingezogen haben.

Buchstaben, s. Schrift.

Buchstabenrechnung, s. Algebra.

Bucht, s. Bay.

Bucknick (Arnold) ist der Erfinder der in Kupfer gestochenen Landcharten. Sweynheym (S. d. Art.) kam zuerst auf den Gedanken, die in den kostbaren Handschriften des Ptolemäus enthaltenen Charten, in Kupfer zu stechen, und verband sich zu diesem Zwecke mit Bucknick, starb aber während der Ausführung. Bucknick vollendete sie, und gab 1478 zu Rom den Ptolemäus mit Charten in Folio heraus. Die Ausgabe schloß mit folgenden Worten: Claudii Ptolemaei Alexandrini philosophi geographiam Arnoldus Bucknick e Germania Romae tabulis aeneis in picturis formatam impressit. Sempiterno ingenii artificiique monumento etc.

Bucolisches Gedicht, s. Idylle.

Buckingham (Georg Villiers, Herzog von), ein Günstling des Glückes. Er wurde 1627 zu London geboren. Um seine geistige Ausbildung kümmerte er sich wenig, da die Natur ihn mit einem imponirenden schönen Körper, Anmuth und Geschmeidigkeit beschenkt hatte. Diese körperliche Schönheit war es auch, welche die Aufmerksamkeit des schwachen Königs Carls II. für ihn erregte; dessen Gunst er so vollkommen zu erhaschen verstand, daß er seinen König beherrschte. Er durchflog alle Ehrenposten nach der Reihe, bis er den Gipfel erreicht hatte, und ganz Britannien nach seinen

Digitized by Google

Launen beherrschte. — Doch auch als Schriftsteller wollte dieser Staatsmann glänzen. Dryden, der zu seiner Zeit in ganz England als berühmter Dichter gefeiert wurde, diesen niederzudrücken und gleichsam durch seinen poetischen Geist zu überflügeln, war der Zweck seines poetischen Strebens. Dryden hatte wirklich keinen gefährlichern Feind, als ihn. Denn dieser kriechende Höfling, stolz als Herzog, war ein unbarmherziger Spötter, ein Mann von Geschmack und dabei der Günstling Carl's II. und als Staatsminister einer der Intriganten in dem Ministerium, das nach dem Anfangsbuchstaben den Namen seiner Mitglieder Cabal oder die Cabale genannt wurde. Das berühmteste unter den Produkten des Witzes von Buckingham ist das burleske Lustspiel: die Probe (the Rehearsal), das besonders gegen Dryden gerichtet war. Dieses Theaterstück, das ein Aufsehen erregt hat, wie wenige in der englischen Literatur, verdankt seine Celebrität nicht seiner kritischen Tendenz allein. Es porträtirt die Dichter, gegen die es gerichtet ist, in einer eben so pikanten, als treffenden Manier. Besonders erscheint Dryden, dem unter dem Namen Bayes die Hauptrolle zugetheilt ist, mit aller Schwäche seines übrigens ehrenwerthen Karakters. Das Ganze ist witzig erfunden, und hat eine komische Haltung. Aber der größte Theil seines Interesses ist doch verloren gegangen, mit den besondern Verhältnissen, unter denen es so berühmt wurde. Literarische Kritik in dramatischer Form konnte überhaupt nicht die Stelle der komischen Intrigue vertreten, an der es dem Stücke gänzlich fehlt. — Der Herzog von Buckingham würde sich ein noch größeres Verdienst um das Theater erworben haben, wenn er die gemeine Natürlichkeit, zu der sich das Lustspiel seiner Nation zu neigen anfing, eben so kräftig verspottet hätte, als den Afterwitz und den Bombast, gegen den seine Satyre vorzüglich gerichtet war. Aber auch Satyren in didaktischer Form finden sich unter dem literarischen Nachlaß Buckinghams. Er starb 1687. Seine sämmtlichen Werke erschienen nach seinem Tode, London 1704 und 1764. 4 Bde. 8.

Buddha-Religion. Diese scheint mit der brahmanischen einerlei Ursprung zu haben; auch stimmt sie mit ihr in der Ansicht vom höchsten Wesen, wie in dem übrigen Mythus ziemlich überein. Buddha ist die Gottheit in der neunten Menschwerdung. Der Buddhaismus wurde von dem Brahmanismus aus Indien vertrieben, und herrscht jetzt nur noch in den an Indien gränzenden Ländern, im ganzen östlichen Asien, in der Tartarei, Ava, Pegu und Siam. Nach Japan wurde die Buddha-Religion wahrscheinlich durch die Tartaren verpflanzt. Zweige des Buddhaismus sind: die Religion des Fo, welche in Siam herrscht; die lamaische Religion in Tibet; die shamanische oder die Religion der Samaneer im alten Baktrea. — Um von den religiösen Uebungen der Buddhisten einen Begriff zu geben, lassen wir Einiges über ihre Wallfahrten in Japan folgen. Gewisse Bonzen, Fambugis genannt, versammeln sich alle Jahre in der Stadt Nava, 8 Meilen von Meako. Eine große Menge Andächtiger begiebt sich an diesen Ort, und sie unternimmt eine Wallfahrt von ungefähr 80 Meilen. Sie ziehen so langsam, und durch so rauhe Wege fort, daß sie fast nicht mehr als eine Meile des Tages zurücklegen. Sie gehen mit bloßen Füßen, und Jeder trägt seinen Vorrath von gedörrtem Reis mit sich, wovon sie alle Morgen und Abende eine Hand voll essen. Die ersten Tage ziehen sie durch dürre und unbewohnte Wüsten, wo Alles, sogar Wasser, mangelt. Oft verdirbt ihr Vorrath, und viele Pilgrimme werden krank; man läßt sie ohne Barmherzigkeit liegen, wenn sie der Karavane nicht folgen können, und diese Unglücklichen sterben aus Mangel an Hülfe. Nach dieser Wüste müssen sie über fast unersteigliche Berge klettern. Die Wegweiser, die man hiezu annimmt, sind andere Bonzen, und heißen Ganguis; sie führen die Pilgrimme 8 Meilen bis zum Flecken Opada, wo sie andere Ben

Digitized by Google

zen, Gogois genannt, übernehmen, die dann hauptsächlich die Einrichtung dieser Wallfahrt machen. Auf der Reise werden den Pilgrimmen sehr harte Gesetze aufgelegt, stetes Stillschweigen, strenges Fasten ꝛc. Wenn Jemand im Geringsten dawider handelt, so wird er ergriffen, mit den Händen an einen Baum über einem schreckbaren Abgrund gehängt, woran er so lange hängen bleibt, bis er kraftlos hinabstürzt, und an den Felsen sich zerschmettert. Die Uebrigen müssen ohne Murren zusehen, und wer Klage, oder das geringste Mitleiden äußern würde, hätte gleich dasselbe Schicksal zu erwarten. Auf dem halben Wege kommt man in eine Ebene, in welcher die Bonzen alle Pilger mit kreuzweis über einander gelegten Händen und Füßen, und mit dem Kopfe an den Knieen niedersetzen lassen, wo sie einen Tag und eine Nacht ohne die geringste Bewegung bleiben müssen; diese Zeit ist bestimmt, das Gewissen zu durchforschen. Endlich setzt man die Reise fort, und nach einigen Tagen sieht man eine Reihe Berge, aus deren Mitte sich ein steiler einzelner Felsen bis in die Wolken erhebet. Der Gipfel dieses Felsens ist das Ziel der Wallfahrt; hier folgt die härteste Prüfung der Pilger. Die Bonzen lassen vermittelst einer Maschine eine lange Stange über den Felsen hinausragen, woran eine große Waage hängt; man setzt jeden Pilger, einen nach dem andern, in die eine Waagschaale, und in die andere legt man ein Gegengewicht. Hierauf drehet man die Waage so, daß sie unmittelbar über einem gräßlichen Abgrund hängt. Der Bußfertige muß mit lauter Stimme alle seine Fehler bekennen, und zwar in Gegenwart Aller. Gewahren die Bonzen, das Jemand mit zweideutigen Worten sich ausdrückt oder seine Fehler zu verbergen sucht, so nehmen sie das Gewicht weg, und lassen den Unglückliche in die Tiefe hinabstürzen.

Buddleje (die kopfförmige). Sie ist in Chili einheimisch. Ihre schönen kugelförmigen orangefarbenen Blumensträuße erscheinen vom Mai bis zum August. Man durchwintert diesen Strauch, der eine aus Dammerde, Lehm und Sand gemischte Erde liebt, bei 2 bis 6 Grad Wärme.

Budjet (englische Bodschet), wörtlich ein Beutel, bezeichnet die Berechnung der Ausgaben und Einnahmen eines Staates, einer Provinz oder Gemeinde. In England legt der Finanzminister jährlich dem Unterhause das Budjet vor.

Büchercensur. Als nach der Erfindung der Buchdruckerkunst die Vervielfachung und Ausbreitung der Schriften so unendlich erleichtert war, schlich sich auch bald ein Mißbrauch dieser für die Wissenschaft so wohlthätigen Erfindung ein, woraus ein verderblicher Nachtheil für Kirche und Staat erwachsen ist; denn eine Sündfluth von Büchern verbreitete sich über das ganze Europa. Die geistliche und weltliche Macht sah sich daher genöthigt, Mittel zu ergreifen, um dem Unfuge verderblicher Schriften zu steuern. Da aber noch im 16ten Jahrhundert die Geistlichkeit fast einzig im Besitze der Wissenschaft war, so übertrug der Staat derselben, als einem kompetenten Richteramte, die Beurtheilung der Schriften, welche des Druckes würdig wären. Dieses Richteramt über die Geistesprodukte nannte man Büchercensur. Wie heilsam für das allgemeine Wohl eine solche Büchercensur überhaupt ist, bestätigt unser jetziges Jahrhundert, das sie, bei aller Aufklärung, beizubehalten für gut befunden hat. — Es kann aber auch nicht geläugnet werden, daß die Büchercensur oft der geistigen Entwickelung geschadet hat, doch alles Menschliche hienieden ist unvollkommen, und das Heiligste wurde und wird entweihet, so lange der Mensch noch Mensch bleibt, ohne daß es deswegen an der Heiligkeit etwas verloren hätten oder verlieren könnte. Für die Büchercensur möchte auch so, wie für so manche andere Verordnung das bekannte Tollatur abusus, maneat usus in Anwendung gebracht werden. Mehreres hievon gehört unter den Artikel Preßfreiheit.

Büchernachdruck ist der Wiederabdruck fremder Bücher, und ist daher durchaus unrechtmäßig. Denn diese Bücher sind ein wohlerworbe-

Digitized by Google

nes Eigenthum des Verlegers, und in sofern der Verfasser diesem nicht das Recht auf alle folgende Auflagen übertragen hat, zugleich noch ein Eigenthum des Verfassers: druckt nun ein Anderer diese Bücher nach, so begeht er im wahren Sinn einen Raub an einem doppelten Eigenthum. Und dieser Raub besteht seit der Erfindung der Buchdruckerkunst noch immerfort in Deutschland. Schon Luther fragte: „Was soll das seyn, meine liebe Druckerherren, daß einer dem andern so öffentlich raubet und stiehlt das Seine, und ihr unter einander euch verderbet? Seyd ihr nun auch Straßenräuber und Diebe geworden?" In der neuern Zeit haben Campe, Kant, Fichte, Becker, Bensen, Pütter, Runde, Rössig, Eberhard, u. A. gegen den Büchernachdruck geschrieben. Die deutschen Buchhändler haben insgesammt beim Wiener Congreß um Schutz gegen diesen Raub des Eigenthums angehalten, und dieser Congreß hat im 18ten Art. der Bundesakte vom 8. Juni 1815 festgesetzt: „Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen."

Bücherprivilegium. Hierunter versteht man das ausschließende Recht, welches die Obrigkeit Jemanden zum Verlage und zum Verkaufe eines Werkes ertheilt. Ein solches Privilegium konnte nur dann erst ertheilt werden, wenn das zu verlangende Werk die Censur vorher bestanden hatte. Das älteste Bücherprivilegium, was uns bis jetzt bekannt geworden, gab Heinrich, Bischof von Bamberg, 1490. Nach diesem hat man ein venetianisches von 1491. In Polen waren solche Privilegien um das J. 1500 üblich; das älteste päpstliche ist vom Jahre 1505. In Frankreich findet man solche von 1507; das erste kaiserliche ist von 1510.

Bücherverbot ist eigentlich Eins mit Büchercensur; denn sie beabsichtigt die Unterdrückung fremder Schriften. Als sich schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, Irrlehrer aufwarfen, und ihre Grundsätze schriftlich zum Nachtheile der Religion ausbreiteten, so verbothen die geistlichen Hirten ihren Untergebenen strenge die Lesung solcher Schriften. Die Kirche gründet ihre Macht auf den ausdrücklichen Befehl des Apostels, der den Bischöfen als Hirten aufträgt, sorgfältig über die anvertraute Heerde zu wachen. Darum steht es ihnen zu, und es ist sogar ihre Pflicht, ihren Schaafen nicht nur eine heilsame Weide zu geben, sondern sie auch vor einer schädlichen nachdrücklich zu warnen, daß sie selbige nicht mit Gefahr ihres Lebens betreten. Das Bücherverbot an sich ist nicht neu, sondern war allezeit in der Kirche üblich. Schon der Verfasser der apostolischen Constitution berichtet, daß die Apostel im Anfange den Gläubigen das Lesen heidnischer Bücher und falscher Propheten verboten hätten. Lib. I. c. 7. Zu Nicäa wurden die Schriften des Arius zum Feuer verdammt, und Constantin drohte den Verhehlern derselben mit Todesstrafe. Die Väter der ephesinischen Kirchenversammlung ersuchten in ihrer synodischen Epistel den Kaiser Theodosius, daß er die Schriften des Irrlehrers Nestorius möchte verbrennen lassen. Eben dieses Urtheil wurde über die Schriften des Eutyches zu Chalcedon gefällt, und vom Kaiser vollzogen. Zwar hat man in neuern Zeiten die Bücherverbote ohne weiteres als der geistigen Ausbildung verderblich finden wollen, aber bei Beurtheilung dieser Verbote vergessen, daß man auf Zeit und Umstände Rücksicht nehmen muß, bevor man das Für, oder das Wider dieselben ausspricht. Den Beschlüssen des Conciliums zu Trient ist ein Verzeichniß über die verbotenen Bücher beigefügt. In unsern Zeiten, wo man alles Gift ohne schädliche Folgen, wie der Magen des Hannibal, verdauen zu können glaubt, achtet

Digitized by Google

man freilich wenig mehr auf solche Verbote, eine Hintansetzung, die leider nicht ohne Folgen für die Verschlimmerung der Sitten bei den Unmündigen im Volke bleibt. — Daß aber solche Bücherverbote in unsern Tagen nicht allgemein für unnütz gehalten werden, beweisen die streng wiederholten Bücherverbote von Seiten der Kirchen- und Staatsbehörden. (Man sehe Büchercensur).

Büchse (Carabine), ein bekanntes gezogenes Gewehr der Jäger und Scharfschützen, das gewöhnlich 6 oder 7 Züge hat, die in dem Bruche entweder gerade herunter, oder spiralförmig herumgehen, welches bei den deutschen Büchsenmachern der Dral heißt. Das Ziehen des vorher gebohrten Rohres geschieht auf der Ziehbank, wo vorn an dem großen Haspel ein starkes, hohles eisernes Mundrohr steckt, welches inwendig so viel gerade oder spiralförmige Rinnen hat, als die Büchse Züge bekommen soll. Ein in das Mundrohr gegossenes Stück Blei hat die Eindrücke desselben angenommen und ist bestimmt, die Ziehstange auf eben diese Weise in dem Büchsenrohre herum zu führen, indem es an jene befestiget ist und sich bei dem Ziehen durch das Mundrohr windet. An der Verlängerung der durch das Büchsenrohr hindurch reichenden Ziehstange befindet sich ein hölzerner Kolben mit kurzen Zähnen von gefeiltem Drath versehen, der einen geraden oder schlangenförmigen Einschnitt in das Rohr gräbt, je nachdem das Mundrohr die eine oder die andere Gestalt hat. Vorn befindet sich an der Ziehbank eine eiserne Scheibe mit mehreren koncentrischen Kreisen, von denen ein jeder eine bestimmte Zahl genau abgetheilter Löcher hat, je nachdem das Büchsenrohr mehr oder weniger Züge bekommen soll. Wenn man nun zu ziehen anfängt, wird die Stellschraube in das erste Loch des zugehörenden Kreises der Scheibe gesteckt, und so der erste Einschnitt in das Rohr gemacht. Durch Fortstecken der Stellschraube in das zweite und alle folgende Löcher der Scheibe erhält man die übrigen Einschnitte oder Züge des Rohres parallel mit dem ersten, die bis zu ¾ oder auch völlig in dem Rohre herumlaufen, das alsdann krummdralig heißt. Ein lederner Riemen hält die Ziehstange fest, daß sie nicht weiter heraus gezogen werden kann, als es die Länge des Büchsenrohres erfodert. Nach zwanzig bis dreißigmaligem Aus- und Einziehen des Schneidekolbens haben die Züge ihre gehörige Tiefe und Weite, und das Rohr wird kugelrecht ausgeschirgelt, zuletzt aber äußerlich gefeilet und abgerichtet. In den Gewehrfabriken geschieht das Ziehen der Büchsenläufe mit einer Maschine, die täglich 30 Läufe mit 7 Zügen liefern kann. Man macht in Frankreich Büchsen mit 33 Zügen, durch welche der Kolben 2500mal herumgehen muß, um sie zu vollenden. Von dieser Art Röhre können 2 Mann nicht mehr als 3 in einem Tage ziehen. Noch beschwerlicher ist die Verfertigung der Haarzüge, von denen sich 133 in einem Rohre befinden, das daher auch nur in 3 bis 4 Tagen von 2 Mann vollendet werden kann. Man hat eine geraume Zeit irriger Weise geglaubt, daß die Büchsenkugeln, wegen des größern Widerstandes, den sie bei dem Herausfahren aus dem Rohre finden, eine größere anfängliche Geschwindigkeit und folglich auch eine größere Schußweite haben, als die aus glatten Flintenröhren abgeschossenen; allein die von Herrn Antoni angestellten Versuche beweisen das Gegentheil. Wohl aber wird die Kugel durch die spiralförmige Bewegung, welche ihr die Züge bei dem Herausfahren aus dem Rohre mittheilen, verhindert, an die Seitenwände des letztern anzuschlagen, und dadurch aus ihrer geraden Direktion zu weichen. Es folgt demnach, daß die gezogenen Röhre weit richtigere Schüsse geben, und den zu Hannover angestellten Versuchen zufolge treffen auf 250 Schritt von 12 Schüssen bei einem gezogenen Rohr 10, bei einem glatten Flintenlauf hingegen nur 5. Weil die Büchse wegen der Genauigkeit des Zieles

Digitized by Google

bei dem Losschießen eine feinere Behandlung erfodert, als die Flinte; ist sie auf dem hintern Theile des Laufs mit einem Visir, das Schloß aber mit einem Stecher versehen, der den Hahn bei der geringsten Berührung des Fingers losschlägt, ohne merkliche Erschütterung des Gewehres zu verursachen. Die alte deutsche Büchse unterscheidet sich durch das ihr eigenthümliche Radschloß, das zwar ebenfalls ohne alle Erschütterung Feuer giebt, aber den Nachtheil hat, daß die Pyriten, oder Schwefelkiese, deren man sich hier anstatt der Feuersteine bedienet, bald stumpf werden, und dann auf dem Rade kein Feuer reißen.

Bückeburg, s. Lippe.

Bülk, ein Dorf an der Ostsee nördlich von Friedrichsort. Unweit demselben ward 1715, den 25. April die schwedische Flotte unter Wachmeister von der Dänischen unter dem Kommando des Admirals Gäbel geschlagen.

Bülow (Heinrich von), Sohn eines wohlhabenden Edelmanns, geb. zu Falkenberg in der Altmark, trat, 14 oder 15 Jahr alt, in ein preußisches Infanterieregiment, kurze Zeit darauf aber ging er zur Kavallerie über. Da er auch Dieses überdrüssig ward, verlangte er seinen Abschied und erhielt ihn, ging dann nach den Niederlanden, wo gegen Joseph II. eine Empörung ausgebrochen war, und wurde vom General Schönfeld als Offizier angestellt. In seinen Hoffnungen getäuscht, kehrte er in sein Vaterland zurück, war eine Zeitlang Schauspieldirektor, suchte darauf in Amerika Freiheit, ohne sie zu finden, unternahm als Glashändler mit Aufopferung seines Vermögens zum zweiten Mal eine Reise dorthin, ohne daß das Glück ihm lachte. Arm an Vermögen, wurde er nun Schriftsteller und schrieb: System der Kriegskunst, was großen Beifall fand, ohne daß es ihm eine Anstellung verschafft hätte. Darauf schrieb er ein Buch über das Geld, übersetzte Mungo Parks Reisen aus dem Englischen, und gab 1801 die Geschichte des Feldzugs von 1800 heraus, was ihm viele Feinde machte. Um diesen zu entgehen, unternahm er voll Pläne eine Reise nach England, ohne sie erfüllt zu sehen, ging von dort nach Paris, und kam 1804 in Berlin wieder an. Schnell folgten nun aufeinander: Die Lehrsätze des neuern Krieges; die Geschichte des Prinzen Heinrichs von Preußen; eine militairische Monatsschrift; Taktik der Neuern, wie sie seyn sollte; und die Geschichte des Feldzugs von 1805, worin er Rußland und Oesterreich hart angriff. Auf Verlangen dieser Mächte wurde er gefangen gesetzt, vor Ankunft der Franzosen in Berlin nach Colberg, von da nach Königsberg und endlich nach Riga gebracht, wo er im Juli 1807 im Gefängnisse starb.

Bülow (Friedrich Wilhelm Graf von Dennewitz), geb. d. 16 Febr. 1755 zu Falkenberg, trat, 14 Jahr alt, in preußische Kriegsdienste, machte als Major den Feldzug am Rhein mit, und vereitelte während der Belagerung von Mainz durch seine Entschlossenheit den beabsichtigten Ueberfall zu Marienborn. Bei einer andern Gelegenheit erhielt er den Verdienstorden. Im Kriege von 1806 focht er bei mehrern Gelegenheiten in Ostpreußen mit Auszeichnung, wurde 1808 Generalmajor, und siegte am 5. April 1813 bei Möckern, nahm am 2. Mai Halle und schützte durch den Sieg bei Lukau (den 4. Juli.) Berlin. An der Spitze des dritten Armeekorps wirkte er mit zum Siege bei Großbeeren und kurz darauf bei Dennewitz, weshalb ihm auch, nach Beendigung des Feldzugs, der König von Preußen den Titel Graf Bülow von Dennewitz ertheilte. In der Schlacht von Leipzig, in Westphalen, Holland Belgien, am Rhein und in Frankreich focht er auf gleiche Weise mit Auszeichnung, wurde nach dem Frieden kommandirender General von Ostpreußen und Lithauen, und trug 1815 als Befehlshaber des 4ten Armeekorps wesentlich zum Siege bei Belle Alliance bei. Er starb den 25. Febr. 1816 zu Kö-

Digitized by Google

nigsberg mit den höchsten Orden Rußlands, Schwedens, Oestreichs und Preußens geziert. Bülow war auch ein Freund der Musen, er komponirte mehrere Motetten, eine Messe, und den 51. und 100. Psalm.

Bündigkeit, Präzision der Schreibart ist die goldne Mittelstraße, wodurch man den zu reichen Ueberfluß und die zu karge Armuth der Gedanken und des Ausdrucks vermeidet. Vollständig muß zwar jede Rede in grammatischer, logischer und ästhetischer Rücksicht seyn; aber sie muß allen Ueberfluß in Sylben, Wörtern, Sätzen und Perioden vermeiden, alle Tautologieen, Wiederholungen desselben Gedankens, alle Füll- und Flickwörter, Pleonasmen, unnütze Wörter, die den Gedanken gar nicht bestimmter bezeichnen. Dadurch wird die Rede matt, schleppend, weitschweifig. Eben so ist auch zu große, unvollständige Kürze ein Fehler, weil sie Dunkelheit verursacht, und in der Regel nicht wohlklingend ist. Fülle, aber nicht Ueberfluß, Gedrängtheit, aber nicht Kargheit, machen folglich die Bündigkeit der Schreibart.

Buenos-Ayres, auch **Rio de la Plata** genannt, ist ein zum spanischen Südamerika gehöriges Vicekönigreich, das sich jedoch 1810 von Spanien getrennt hat, und gegenwärtig eine freilich noch nicht anerkannte Republik bildet. Es ist ein großes Land, welches in N. W. an Peru, in N. O. und O. an Brasilien, in S. O. an den atlantischen Ocean, im S. an Patagonien, und in W. an Chili gränzt. Sein Flächeninhalt beträgt, mit Einschluß der Falklands-Inseln, 68.000 □ Meilen; eine ungeheure Niederung, über welche nur hier und da einzelne Hügelreihen von 500 Fuß hervorragen. Auf dem südlichen Ufer des laPlata sieht man wenige Holzung und fast keinen Baum, auf dem rechten Ufer unterbrechen ungeheure Panepas dichte und zahlreiche Wälder; im W. ziehen sich die Andes herunter. Größtentheils ist der Boden fruchtbar, zum Theil mit Salz und Salpeter geschwängert; das Klima gemäßigt. Der 110 M. lange und 40 M. breite See de los Xarayes ist wegen seiner geringen Tiefe nicht schiffbar. Die Hauptströme sind: der Parana und Uraguay, welche sich vor ihrer Mündung in das Meer vereinigen, und dann den Namen des Rio de la Plata oder Silberflusses erhalten, welcher denn eher einen Meerbusen, als einen Strom vorstellt; andere beträchtliche Flüsse sind der Paraguay, Yguazu, Pilcomayo und Vermejo. Unter den Produkten zeichnen sich aus: Gold und Silber, nebst anderen Metallen, doch bloß im W. in den Intendanzen Potosi, la Plata und Cujo (2.200 Mark Gold und 414.000 Mark Silber jährlicher Ausbeute), dann Eisen, Salpeter, Zucker, Wein, Weizen, Mais, Flachs, Hanf, Rhabarber, Tabak, Baumwolle, Paraguaythee, außerdem viele eigenthümliche, nützliche Gewächse, zahlreiche Rindviehheerden, wilde und zahme Pferde, Maulthiere, Llamas, Guanacos, Schaafe, Ziegen, Cochenille und Bienen. Der Handel mit dem Mutterlande war bisher sehr beträchtlich und vortheilhaft. Von 1796 bis 1800 wurden im Durchschnitte für 2.545.384 Piaster Waaren aus demselben ein- und für 4.606.557 Piaster jährlich dahin ausgeführt. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind: Ochsen- und Pferdehäute, Wolle, Talg und Fleisch. Auch der Handel mit Peru und den übrigen spanischen Colonien war sehr beträchtlich; Buenos-Ayres versorgte ersteres besonders mit Pferden und Maulthieren. Die Volksmenge schätzt Estelle, ein Spanier, auf 1 Mill. Spanier und Creolen, ohne die zahlreichen Indianer zu rechnen, die im Innern des Landes umherschwärmen, und zum Theil völlig unabhängig sind. Unter Letztern sind die berittenen Abiponer die bekanntesten, von welchen viele in der Mitte des vorigen Jahrh. durch die Jesuiten, die hier ein merkwürdiges Reich stifteten, zu dem Christenthum bekehrt sind. Man berechnet die ganze Volksmenge auf 1.800.000 Individuen. Das Vicekönigreich wird in 10 Intendanzen eingetheilt: 1) La Paz, 2) Paucas-Colla, 3) Santa Cruz de la

Digitized by Google

Sierra, 4) la Plata, 5) Potosi, 6) Cochabamba, 7) Salta oder Tukuman, 8) Cujo, 9) Paraguay und 10) Buenos-Ayres. Buenos-Ayres ist die Hauptstadt des Vicekönigreichs gleichen Namens; sie zählt 5.000 Häuser, 70.000 Einw. hat eine Universität, 2 Häfen, 1 Citadelle, und treibt starken Handel. Sie ist jetzt im offenen Aufstande gegen das Mutterland, indem sie sich zur Republik erklärt hat.

Bürger (Gottfried August), Sohn des Predigers Johann Gottfried Bürger und der Gertrude Elisabetha geborne Bauer, wurde am 1sten Januar 1748 zu Wolmerswende, im Fürstenthum Halberstadt, geboren. Langsam, wie die Wintersblüthe im Orangeriehause des Gärtners, nahm der Körper des Kindes an Wachsthum und an Kraft, langsam der Geist unsers Knaben an Erkenntniß und Verstandesbildung zu. Ein reger Sinn, der begierig nach dem freien Bilde der Anschauung haschte, und die Alltagsformen todter Begriffe verschmähte, war die Ursache, daß Bürger bis in sein zehntes Jahr, außer Lesen und Schreiben, durchaus noch weiter nichts erlernt hatte. Im Tempel der heiligen Natur pflegte er sich oft, und zwar an solchen Stellen, zu ergehen, wo in geräuschloser Einöde und Grausen erregenden Bergschluchten der Mensch, im Gefühle seiner Nichtigkeit, nichts als die Stärke der Seelenreinheit kennt. Mit geläutertem Gemüthe las er dann die herrlichen Nationalschriften des Judenthums, die Propheten, und die religiösen Produkte morgenländischer Poesie, die Psalmen, oder recitirte gefühlvolle Lieder aus dem Gesangbuche, welche von den Wundern des Weltgebäudes und der allmächtigen Größe Gottes sangen. Nach diesen Vorbildern wagte er lyrische Versuche, deren Technik prosodisch richtig war. Er kam darin, ohne die scienthifischen Regeln der deutschen Sprache zu kennen, der Syntax der Grammatik zuvor. Durch diesen Vorsprung in dem musikalischen Tonmaaße der deutschen Sprache beschlich sein Fassungsvermögen eine geheime Abneigung gegen das Zeitmaaß der lateinischen Sprache; daher es auch kam, daß er von der runden Sprache Latium's, trotz des äußern Zwanges und seiner eigenen Anstrengung, nach zwei Jahren, nicht einmal die Beugungsfälle der ersten Deklination hersagen konnte. 1760 besuchte er, unter dem Rektorate des Wilhelm Auerbach, die Stadtschule zu Aschersleben. Die Verfertigung eines Spottgedichts auf den ihm anstößigen, ungeheuren Haarbeutel eines Primaners, wofür ihn der Rektor mit so derben Schlägen bestrafte, daß Bürgers Großvater deßhalb Genugthuung foderte, war die Veranlassung, daß er von da weg, und im Jahre 1762 auf das Pädagogium nach Halle geschickt wurde. Dort, wo er in freundschaftliche Verbindungen mit Göcking trat, erhielt sein poetisches Talent durch die Bemühungen des nachherigen Professors Leiste in Wolfenbüttel, welcher seinen Zöglingen die Regeln des deutschen Versbaues vortrug, und sie in metrischen Versuchen übte, die erste Pflege und kunstgemäße Richtung. 1764 betrat er die Hochschule zu Halle, um, nach dem Willen seines Großvaters, Theologie zu studiren. Hier aber verfiel Bürger in Leichtsinn, und sein Großvater, in gerechtem Unwillen über des Enkels zügellose Lebensweise, berief ihn von Halle zurück, erlaubte ihm jedoch, im Jahr 1768, die Universität Göttingen zu beziehen, und das Fach der Theologie mit dem Studium der Rechtswissenschaften zu vertauschen. Aber auch hier kam er von seinem Leichtsinne nicht zurück, und dies bewog seinen Großvater, ihm jede Unterstützung von seiner Seite aufzukündigen. Nur die Freundschaft eines Biester, Kielmannsegge, Boje, Sprengel, Voß retteten ihn aus der Gefahr seines gänzlichen Untersinkens. Von dem narcotischen Schlummer, in welchen ihn seine lüsterne Lebensart eingewiegt hatte, erwacht, berathen durch die mütterliche Stimme der Freundschaft, kehrte er von Neuem in den bildenden Schooß der Wissenschaften zurück, und

Digitized by Google

studirte, in Verbindung mit seinen Freunden, mit regem Fleiße die Klassiker des Alterthums und die neuern, der französischen, englischen, spanischen und italienischen Literatur. Shakespeare wurde damals das Idol seiner Begeisterung. Eine komische Epistel, in welcher er die Herausgabe eines auf Sprengel's Zimmer zurückgelassenen Rocks foderte, bestimmten Boje, ihn zur Abfassung mehrerer Gedichte dieser Gattung und zur Uebergabe an's Publikum aufzumuntern. In den nach einem französischen Vorbilde von Gotter, Kästner und Boje, fürs Jahr 1770 herausgegebenen deutschen Musenalmanach legte Bürger seine lyrischen Erzeugnisse nieder, die unter dem Publikum eine sehr günstige Anfnahme fanden. Unter Boje's strenger Kritik, dem er seine Manuskripte vorzulegen pflegte, lernte er die Korrektheit und Leichtigkeit in den Wendungen seiner Gedichte. Durch Percy's Relicks, welche damals seine Lieblingslektüre ausmachten, und manchen dichterischen Anklang in ihm hervorriefen, die er zu einem Akkorde vereinte, entstand das Lied an die Hoffnung und die Nachtfeier der Venus. — 1772 gelang es Boje, und zwar nach unendlichen Schwierigkeiten, die Herren von Uslar dahin zu bewegen, die Stelle ihres Justizbeamten im Gerichte Alten-Gleichen, Bürger'n zu verleihen. Durch diesen festen Punkt im Staate, der nur dazu geeignet war, ihn vor dem drückendsten Lebensmangel sicher zu stellen, sollte seiner Muse Gelegenheit verschafft werden, nach einer schönen Entwickelungsperiode in ein höheres Daseyn überzutreten. Sein Großvater beeilte sich, des neu angehenden Staatsdieners Schulden in Göttingen zu bezahlen, und ihm die nöthigen Summen zu seiner häuslichen Einrichtung und zu leistenden Caution vorzulegen. Aus bethörter Verblendung vertraute er dem Hofrath Liste zu Gelnhausen, einem Tischgenossen seines Enkels, diese Gelder an, durch dessen eigene Zahlungsunfähigkeit Bürger mehr als sieben hundert Thaler verlor. Durch diesen Verlust wurde er in die kümmerlichste Vermögenslage versetzt, welche die Thatenfrohheit seines moralischen Karakters erschlaffte, und seine poetische Begeisterung nicht selten in ihrem Fluge lähmte. Im Jahr 1774 verband er sich mit einer der Töchter des hannöverschen Beamten Leonhardt zu Niedeck. Diese allzufrühe, weder seiner damaligen Lage, noch seiner höhern Ausbildung angepaßte Verehlichung rächte sich aber auf eine empfindliche Weise an dem Herzen des apollonischen Priesters, worüber aus seiner Beichte seine eigenen Selbstgeständnisse nachzulesen sind. — Mußten auf der einen Seite doppelte Schläge des Schicksals ihn niederbeugen, denn er hatte so eben an einer mißlichen Güterpachtung einige tausend Thaler seiner schwiegervätterlichen Erbschaft eingebüßt: so verwundete ihn auf der andern Seite der Stachel verkappter Bosheit in der Gestalt der frechsten Verläumdung. Die Intrigue und Afterrednerei erkühnten sich, ihn bei der königlichen Regierung zu Hannover als einen ehrlosen und pflichtvergessenen Beamten anzuklagen. Mit männlicher Würde entlarvte er in einer Vertheidigungsschrift die Triebfeder jener in einer förmlichen Anklageakte gegen ihn aufgetretenen Kreatur; entsagte aber, nach Abschluß dieses Klaghandels, aus freiem Antriebe seiner gegenwärtigen Stelle. Auf der Hochschule zu Göttingen hielt er nun als Privatdocent, ohne Besoldung, über die schönen Künste und Wissenschaften Vorlesungen. Kaum in dem Hörsaale der Wissenschaften aufgetreten, mußte das Hinscheiden seiner zweiten Gattin, Auguste Marie Wilhelmine Eva, geb. Leonhardt, das Mark seiner Seele von Neuem erschüttern, und seine Geistes- und Gemüthskräfte chaotisch durch einander werfen. Bürger schrieb damals: „O des kurzen Besitzes meiner höchsten Lebensfreude! — Ich kann weder meine unaussprechliche, ach! so unglückliche Liebe, noch den namenlosen Schmerz, worunter nun mein armes verwittwetes Herz erseufzt, in Worte fassen. Gott bewahre jedes fühlende Herz vor meinem Jammer!“

Digitized by Google

Im Jahr 1787 erhielt er bei dem funfzigjährigen Jubiläum der Universität Göttingen die philosophische Doktorwürde, und im Jahr 1789 wurde er zum außerordentlichen Professor in der Philosophie, ohne Gehalt, ernannt. Durch diese erfreulichen Erscheinungen würden sich die Springfedern seines Geistes wieder erholt haben, hätte nicht der Wunsch, seinen unerzogenen Kindern eine Mutter zuzuführen, und ein Gedicht eines Schwabenmädchens, welches ihm hierin, von der Geistesfülle seiner Poesie berauscht, Herz und Hand bot, die Wunden seines vorigen Schmerzes neu aufgeregt, und ihn in eine Grube noch härtern Elends hinab gestürzt. Aus diesen verwirklichten Spielen der Phantasie, daß nämlich jenes Schwabenmädchen seine Gattin wurde, erwuchs Bürger ein solch unheilbarer Kummer, daß ihn selbst die gerichtliche Auflösung dieser romantischen Verbindung zu lindern nicht mehr im Stande war. Getrennt von dieser dritten Gattin, zerrüttet an Geisteskraft, und entblößt von allen Vermögensmitteln, schloß sich der verwaiſ'te und verlassene Lieblingsdichter der deutschen Nation, in ein abgeschiedenes Kämmerlein, und fristete die noch wenigen Tage seines Lebens, wie einst der verlorne Sohn, aufs Kümmerlichste mit gedungenen Lohnarbeiten für periodische Schriften. Er rief Friedrich den Zweiten um eine, seinen Talenten angemessene, Versorgung an; aber

„Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medizäer's Güte,
Lachelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem größten deutschen Sohne
Von des großen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darf's der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Werth."

(Schiller.)

Im Oktober 1793 warf ihn ein Fieber aufs Krankenlager. Ein unerbetenes Geschenk der hannövrischen Regierung, das den erwerbsunfähigen Dichter aus der dringendsten Noth rettete, belebte in ihm die Hoffnung auf baldige Besoldung. Er ahnete nicht, daß diese Hoffnung hier nicht mehr erfüllt werden sollte. Am 8ten Juni 1794 senkte sein Genius die Fackel, die von dem Musenberge herab so schön geleuchtet hatte.

„Seiner Palmen Keime starben,
Eines mildern Lenzes werth!"

Bürger's moralischer Karakter bestand aus den Vorzügen und Gebrechen eines sanguinischen Temperaments. Moralische Sympathie, Mitfreude und Mitleid leuchteten aus allen seinen Handlungen hervor. Seine Grundsätze hatten nicht den Adel sittlicher Größe; der Augenblick schuf und verschlang sie auch wieder. Diejenigen Tugenden machten einen Bestandtheil seines Karakters aus, welche Kant die adoptirten nennt, d. h. solche, welche aus einem angebornen Trieb geübt werden, die wohl zur Tugend hinführen, aber nie mit dem eigentlichen Namen Tugend belegt werden können. Beleidigungen vergaß er schnell. Ueberschätzung seiner selbst war ihm durchaus fremd. Gerechte Anerkennung ließ er jedem fremden Verdienste werden. Leichtsinnig flatterte er zu jeder schönen Blume, die ihm ihren Kelch aufschloß. Kein anhaltender Bestand fesselte ihn an ein unternommenes Geschäft; einen neuen Gegenstand vergaß er über einem noch neuern. Gegen Lob und Tadel nicht unempfindlich, versetzte ihm die berühmte Schille-

Digitized by Google

rische Kritik (allgem. Lit. Ztg., 14tes und 15tes Stück, 1791) eine tiefe Wunde. Schiller vermißt in allen seinen Gedichten die Idealisirkunst, d. h. diejenige Handlung des Dichters, wodurch er das Vortreffliche seines Gegenstandes von gröberer, wenigstens frembartiger, Beimischung befreit, die in mehreren Gegenständen zerstreuten Strahlen von Vollkommenheit in einem einzigen sammelt, einzelne das Ebenmaaß störende Züge der Harmonie des Ganzen unterwirft, das Individuelle und Lokale zum Allgemeinen erhebt. Außerdem, — sagt Schiller weiter — daß uns seine Muse überhaupt einen zu sinnlichen, oft gemeinsinnlichen, Karakter zu tragen scheint, daß ihm selten Liebe etwas Andres, als Genuß oder sinnliche Augenweide, Schönheit oft nur Jugend, Gesundheit; Glückseligkeit nur Wohlleben ist, möchten wir die Gemälde, die er uns aufstellt, mehr einen Zusammenwurf von Bildern, eine Kompilation von Zügen, eine Art Mosaik, als Ideale, nennen. Will er uns z. B. weibliche Schönheit malen, so sucht er zu jedem einzelnen Reiz seiner Geliebten ein demselben korrespondirendes Bild in der Natur umher auf, und daraus erschafft er sich seine Göttin ꝛc. Uebrigens lobt er auch an ihm die Fülle poetischer Malerei, die glühend energische Herzenssprache, den bald prächtig wogenden, bald lieblich fließenden Poesiestrom, der seine Produkte so hervorragend unterscheide, und endlich das biedere Herz, das aus jeder Zeile spreche. Schlegel fällt, in seinen Karakteristiken und Kritiken, folgendes Urtheil über ihn: „Bürger ist ein Dichter von mehr eigenthümlicher, als umfassender Phantasie; von mehr biederer und treuherziger, als zarter Empfindungsweise; von mehr Gründlichkeit im Ausführen, besonders in der grammatischen Technik, als tiefem Verstand im Entwerfen; mehr in der Romanze und dem leichten Liede, als der höhern lyrischen Gattung einheimisch; in einem Theile seiner Hervorbringung echter Volksdichter, dessen Kunststyl, wo ihn nicht Maxime und Gewöhnungen hindern, sich ganz zu demselben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Frische und zuweilen Zärtlichkeit hat." Einen hohen Grad von Klassizität hat Bürger durch seine Romanzen errungen. Die Pfarrers Tochter von Taubenheim, welche durch die vortreffliche Komposition Zumsteeg's im Munde der deutschen Nation so lange fortleben wird, als man Dichtkunst und Gesang verehrt, krönt allein schon seine Schläfe mit dem Lorbeer der Unsterblichkeit. Seine Lenore, zu deren Abfassung ihn das Lied eines Bauermädchens:

„Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten schnelle:
Frein's Liebchen graut dir nicht?"

begeisterte, bleibt ein rühmliches Denkmal seines Namens, das selbst der Neid Englands (in The Monthly Magazine 1796) vergeblich zu verkleinern sich bestrebte. In den Sonetten ist Bürger ein Muster geworden. Schiller wünscht, daß sie keinen Nachahmer finden möchten, der nicht, gleich ihm und seinem vortrefflichen Freunde Schlegel, die Leyer des pythischen Gottes spielen könnte. Die Sage, welche Bürger's Namen einem schmutzigen Gedichte aufdrückt, ist durchaus falsch und ungegründet. Bürger erklärt sich darüber in Folgendem: „Zu mehreren abgeschmackten Anekdoten, welche man aus meinem Leben erzählt, gehört auch folgender Wechselbalg. Ich hätte mit meinem vortrefflichen Freunde Friedrich Leopold, Grafen zu Stolberg, einst gewetteifert, wer von uns Beiden das größte poetische Meisterstück des Schmutzes und Ekels hervorbringen könnte. Mein Freund hätte endlich den Sieg davon getragen, und ein Gedicht zu Stande gebracht, das unter dem Titel: die künftige Geliebte, als ein non plus ultra dieser Art, im Manuskripte ziemlich bekannt geworden ist. Ich erkläre diese

Armseligkeit, bis auf das kleinste Pünktchen, für völlig erlogen." —

Bürger heißt in engerer Bedeutung derjenige, welcher in einer Stadt das Recht erlangt hat, an allen städtischen Gerechtsamen Theil zu nehmen, aber auch alle Bürgerpflichten erfüllen muß; in weiterer Bedeutung derjenige, welcher weder Adeliger noch Bauer ist. Nicht jeder Stadtbewohner ist zugleich Bürger dieser Stadt. Die Stadtobrigkeit nimmt unter dem Namen Schutzverwandte solche auf, die gegen Entrichtung eines gewissen Geldes an der städtischen Nahrung einigen Antheil nehmen dürfen. Staatsbürger (latein. cives, franz. citoyens) heißen alle Einwohner eines Landes in Beziehung auf die bürgerliche Gesellschaft, deren Mitglieder sie sind. Weltbürger (Kosmopoliten) sind solche, welche die ganze Welt für ihr Vaterland ansehen. — Bürger kommt von Burg, welches zur Zeit der Karolinger, wo man in Deutschland zuerst mit Mauern umgebene Städte bauete, einen befestigten Ort, ein festes Schloß, bedeutete.

Bürgerkrone war bei den Römern die höchste militärische Belohnung, die Derjenige empfing, der einem Bürger das Leben gerettet hatte. Sie hatte die Aufschrift: Ob civem servatum, und war aus Eichenlaub gemacht, daher sie Quercus civilis genannt wurde. Derjenige, welchem das Leben erhalten war, überreichte sie auf Befehl des Generals seinem Retter, den er hernach wie einen Vater verehrte. Unter den Kaisern wurde sie nur immer von diesen ertheilt. Mit dieser Belohnung waren noch andere Ehrenbezeigungen verbunden. Derjenige, welcher damit beehrt worden war, trug sie bei den Schauspielen, und saß zunächst beim Senat. Bei seinem Eintritt stand die ganze Versammlung zum Zeichen der Hochachtung auf. Dem Kaiser Augustus bewilligte der Senat als ein besonderes Ehrenzeichen, daß auf dem Gipfel seines Hauses zwischen zwei Lorbeerzweigen, die in dem Vorsaale vor der Thür aufgestellt wurden, eine Bürgerkrone aufgesteckt werden sollte, zum Zeichen, daß er der beständige Erhalter seiner Bürger und Ueberwinder seiner Feinde wäre. Dieselbe Ehre widerfuhr auch dem Claudius. Daher findet man auf Münzen von August eine Bürgerkrone, mit der Aufschrift: ob cives servatos.

Bürgerlicher Tod ist die eingebildete Rechtsvorstellung (fictio juris), nach welcher Jemand, in Rücksicht aller oder einiger rechtlicher Wirkungen, als wirklich todt betrachtet wird.

Bürgermeister heißt in den Städten Deutschlands und der Niederlande die höchste städtisch-obrigkeitliche Person, welche nach Verschiedenheit der Verfassungen auf eine bestimmte Zeit oder lebenslänglich gewählt wird, um im Magistratskollegium zu präsidiren. In Frankreich heiß der Bürgermeister Maire.

Bürgerrecht (jus civitatis) heißt das Recht des Bürgers einer Stadt vor den übrigen Einwohnern derselben; z. B. das Recht, bürgerliche Gewerbe zu treiben, innerhalb des Stadtgebietes Grundstücke zu erwerben, zu öffentlichen Aemtern zu gelangen, und an der Benutzung der Stadtgüter oder der Stiftungen für Bürger Theil zu nehmen. Das Bürgerrecht erwirbt man sich durch Erlegung einer bestimmten Summe. Der Erwerber muß den Bürgereid leisten, wodurch er sich verbindet, alle Bürgerpflichten zu erfüllen, und alle damit verbundenen persönlichen und Reallasten, z. B. Vertheidigung der Stadt, Entrichtung bürgerlicher Abgaben, Vormundschaften zu übernehmen. Bisweilen nimmt man auch Personen höhern Standes zu Ehrenbürgern auf, und ertheilt ihnen das Bürgerrecht als eine besondere Ehrenbezeugung, oder mit Befreiung von persönlichen Bürgerpflichten und bürgerlichen Verhältnissen, z. B. Edelleuten, die, wenn sie Grundstücke kaufen, nur die darauf haftenden Reallasten zu tragen ver-

Digitized by Google

bunden sind. Bürgersöhne und mit Bürgerinnen verheirathete Personen werden gewöhnlich bei Erwerbung dieses Rechts vor Andern begünstigt. Ehrlose, Geächtete und Juden sind deshalb unfähig. Das Bürgerrecht wird verloren, entweder zur Strafe, wie bei der Ehrlosigkeit und Landesverweisung, oder durch freiwillige Entsagung, z. B. stillschweigend, wenn man die Stadt, ohne Grundstücke auf dem Gebiete derselben zu behalten, auf immer verläßt; doch ist es erlaubt, sich dasselbe vorzubehalten. Bei keinem Volke war das Bürgerrecht so wichtig, als bei den Römern, besonders zur Zeit des Freistaats; es konnte nicht einmal durch Verbannung, sondern nur durch freiwillige Entsagung oder durch Annahme eines andern Bürgerrechts verloren werden. Ein römischer Bürger hatte das Recht, bei Wahlen obrigkeitlicher Personen, und auf Volksversammlungen zur Einführung neuer Gesetze, zur Beschließung eines Kriegs, u. s. w., seine Stimme zu geben. Er konnte über sein Vermögen, seine Kinder und Sklaven ohne Einschränkung verfügen; er durfte von der Obrigkeit mit keiner entehrenden Strafe belegt werden, und über sein Leben und Vermögen konnte nur von dem ganzen römischen Volke auf den Versammlungen der Centurien ein Urtheil gefällt werden.

Bürgerschulen, s. Schulen.

Bürgschaft ist ein Vertrag, wodurch Jemand der Verbindlichkeit eines Andern so beitritt, daß er sich verpflichtet, dieselbe zu erfüllen, im Falle dieser sie nicht erfüllt. Mehrere können zugleich Bürgschaft leisten, entweder so, daß sich Jeder nur für einen bestimmten Theil des Verbürgten verpflichtet, oder so, daß Jeder für das Ganze haftet. Im letztern Falle nennt man die Bürgschaft solidarisch. Blödsinnige, erklärte Verschwender, Unmündige und Minderjährige können keine Bürgschaft leisten; denn diese können weder über ihr Eigenthum verfügen, noch gesetzliche Verträge schließen. Frauenzimmern sind überhaupt Intercessionen, und folglich auch Bürgschaften, untersagt; eben so den Geistlichen in jenen Ländern, in deren Landesgesetzen das kanonische Recht bestätigt ist; endlich dürfen Soldaten nur dann Bürgschaft leisten, wenn sie ein in Kriegsdienste erworbenes Eigenthum (peculium castrense) besitzen, oder wenn es für andere Militärpersonen mit der Einwilligung ihres Vorgesetzten geschieht. Uebrigens hüte man sich vor übereilten Bürgschaften. S. Sprüchw. Sal. 6, 1—3.

Büsch (Joh. Georg), wurde 1728 zu Alten Vedir. im Lüneburgischen geboren, studirte seit 1748 in Göttingen Theologie, Geschichte und später Mathematik, erhielt 1757 in Hamburg die Professur der Mathematik, und stiftete 1767 in Verbindung mit Wurmb eine Handelsschule, welche die vortrefflichste ihrer Art in Europa war. Er starb 1800. Seine großen Verdienste um Hamburg hat dieses durch ein ihm errichtetes öffentliches Denkmal geehrt. Von seinen zahlreichen Werken nennen wir nur folgende: Erfahrungen, 5 B. (1790 — 1802); Grundriß der Geschichte der merkwürdigsten Welthändel (fortgesetzt von Bredow); Lehrbuch der gesammten Handlungswissenschaften und die Handlungsbibliothek, 3 B. (gemeinschaftlich mit Ebeling); und sein in der gegenwärtigen Zeit so wichtige Werk von dem Geldumlauf. Seine sämmtlichen Schriften sind von 1813 — 16 an in 12 Bde erschienen.

Büschelzopf, (ausgebreiteter) sonst auch ausgebreitete Sinnpflanze genannt. Sie wächst in Abyssinien. Diese schöne Sinnpflanze liefert die prachtvollsten Blüthenbüschel, die obere Hälfte purpur, die untere gelb gefärbt. Sie ist mit sehr starken Dornen versehen, und bildet einen ansehnlichen, zierlichen Strauch. Im Winter verlangt dieselbe eine Wärme von 12 bis 18 Grad; den ganzen Sommer hindurch will sie im Haufe gehalten seyn. Sie liebt viele Feuchtigkeit, und eine feste, nahrhafte, mit Lehm vermischte Erde. Die Ver-

Digitized by Google

mehrung derselben geschieht durch Stecklinge und Ableger, auch durch Saamen. Dem ruthenförmigen Büschelzopf, einem feinen Strauche, mit seinen doppelt gefiederten Blättern, und weißen Blumenköpfchen, welche im Junius und Julius erscheinen, giebt man die Pflege des Erstern.

Büsching, (Anton Friedrich), geb. 1724 zu Stadthagen, studirte seit Ostern 1744 die Theologie in Halle, gab 1746 seine introductio in epistolam Pauli ad Philippenses mit einer Vorrede von Baumgarten heraus, ward nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn Magister, hielt Vorlesungen auf der hallischen Hochschule, übernahm 1748 die Erziehung des ältesten Sohnes des dänischen Geheimraths, Friedrich Rochus, Grafen zu Lynar, und begleitete den Geheimrath nebst seinem Zöglinge 1749 nach Petersburg, wohin jener vom dänischen Hof als Gesandter war abgeschickt worden. Auf dieser Reise faßte Büsching den Entschluß, eine neue Erdbeschreibung zu entwerfen; schon im folgenden Jahre sandte der Graf von Lynar, der zurückberufen werden sollte, seinen Sohn nebst Büsching nach Deutschland zurück. Hier gab sich Büsching an die Ausarbeitung seiner Erdbeschreibung, und theilte 1753 eine kurz gefaßte Staatsbeschreibung von Holstein und Schleswig als Ankündigung und Probe seines größern Werkes mit. Den größten Theil dieses Werkes bereitete er in Copenhagen im Hause seines Freundes Hauber aus. Zu gleicher Zeit verfaßte er die Monatsschrift: Nachrichten von dem Zustande der Wissenschaften und Künste in den dänischen Reichen, (2 Bde. 1754 und 1756). 1754 ging er wegen Ausarbeitung der Geographie von Deutschland nach Halle. Von hier, wo er seine Dissertation: Vindiciae septentrionis schrieb, folgte er noch in demselben Jahre einem Rufe als Professor der Philosophie nach Göttingen. Die schriftstellerischen geographischen Arbeiten blieben hier seine Hauptbeschäftigung. 1752 heirathete er Christiane Dilthey, welche dadurch merkwürdig ist, daß sie von der göttingischen Gelehrten-Gesellschaft als Ehrenmitglied aufgenommen, und vom Prorektor der Universität Helmstädt zur kaiserlichen gekrönten Dichterin ernannt wurde. Unselige theologische Streitigkeiten verkümmerten Büschingen von nun an das Leben, und bestimmten ihn, den Ruf als Pastor der Petersgemeinde in Petersburg anzunehmen. Hier kam er den 24. Juli 1761 an. Im J. 1765, nachdem er auch diesem Amte entsagt hatte, ging er nach Altona. 1766 ward er Direktor des verbundenen berlinischen und kölnischen Gymnasiums und Oberkonsistorialrath. Er starb 1793. Als Geograph hat er sich die größten Verdienste erworben.

Büßen. Entgelten. (Synon). Entgelten drückt den Begriff der Zurechnung zur Strafe oder der Verknüpfung der Strafe mit der Handlung aus. Es stammt von Gelten ab, welches ehemals bezahlen hieß, und da in dem alten peinlichen Rechte ein Verbrechen mit Gelde wieder gut gemacht werden mußte, so bezeichnet Entgelten lassen, ganz genau Jemanden zum Ersatz und zur Strafe verpflichten. Ich werde dieses Vergehen entgelten müssen, wäre dann: ich werde den dadurch verursachten Schaden bezahlen oder ersetzen müssen und dafür bestraft werden. Da dieses aber nicht anders geschehen kann, als wenn man mir es zurechnet: so heißt dann Entgelten im allgemeinen Sinne bloß, ich werde dafür verantwortlich seyn, ich werde die Schuld davon tragen müssen. Da hingegen Büßen zugleich den Nebenbegriff von dem mit einschließt, was man durch Erlegung einer Geldstrafe und die Uebernehmung einer Leibesstrafe leidet; so drückt es das Schmerzhafte aus, worin die Strafe einer Vergehung bestehet. Entgelten muß also derjenige Etwas, dem man es zurechnet, und den man dieser Zurechnung gemäß behandelt. Büßen muß der für etwas, der dafür etwas Schmerzhaftes leiden muß. Das Erstere kann daher oft in dieser bloßen Zurechnung, in Tadel und Vorwürfen bestehen; das Letztere in der

Digitized by Google

Erleidung von etwas Schmerzhaftem, oder was wenigstens die Empfindlichkeit desjenigen, der es leiden muß, für schmerzhaft hält. — „Den Verdruß, den der Schriftsteller verursacht, sollte man den Schauspieler nicht entgelten lassen.“ Lessing. — — „Ein Augenblick gelebt im Paradiese wird nicht zu theuer mit dem Tode gebüßt.“ Schiller. — Was einzelne Mitglieder verbrochen haben, sollte man nie den ganzen Stand entgelten lassen, d. i., ihm nicht zurechnen, ihn deswegen verachten. Doch — Was auch die Könige rasen, immer büßt es der Grieche. — Die Unterthanen müssen für die Fehler der Regenten leiden.

Büste, Brustbild, ein plastisches Kunstwerk, das den obersten Theil des Körpers einer Person, in Kopf, Brust und Schultern darstellt. Die Büsten der Alten (an denen zuweilen bloß der Kopf ohne Brust und Schultern abgebildet ist) wurden nicht blos aus Erz und Stein, sondern auch aus Wachs verfertigt. Von der letztern Art waren die Ahnenbilder, die in den Vorhallen reicher Römer aufgestellt waren. Unsere Antikensammlungen sind reich an alten Büsten, die, außer dem Interesse der Kunst, auch noch ein historisches Interesse gewähren, indem sie uns die Züge merkwürdiger Personen vergegenwärtigen. Visconti hat sie in seiner Ikonographie gesammelt. Paris 1811.

Bufflers, auch Boufflers, aus einer der ältesten Familien der Pikardie, geb. 1534, bekannt durch seine Stärke, zerbrach mit leichter Mühe ein Hufeisen, und trug ein Pferd eine bedeutende Strecke. So groß seine Stärke auch war, eben so bewundernswürdig war auch seine Leichtigkeit im Voltigiren, und er zog die Blicke Aller auf sich. Leider starb er schon im 19ten Jahre bei Belagerung von Pont-sur-Yonne. — 2) (Hadrian, Herr von), des Vorigen Bruder, lebte unter Heinrich III. und IV., starb den 28sten Oktober 1622, 90 Jahre alt. Als Schriftsteller wurde er bekannt durch: Choix de plusieurs histoires et autres choses mémorables, Paris 1608. 8. und Traité sur les œuvres admirables de Dieu. Beauvais 1621. 8. — 3) (Ludwig Franz, Herzog von), Pair und Marschall von Frankreich, aus derselben Familie, geb. 1644, nahm frühzeitig Kriegsdienste, zeichnete sich als Oberster eines Dragonerregiments unter Crequi und Turenne aus. 1677 ward er General-Lieutenant, und befehligte 1681 eine kleine Armee in Italien. 1693 erhielt er den Marschallsstab von Frankreich, vertheidigte 1695 die Stadt und Citadelle von Namur mit vieler Tapferkeit gegen eine englische Armee, und führte 1697 mit dem Grafen von Portland den ryswickischen Frieden herbei. In der blutigen Schlacht von Malplaquet kommandirte er den rechten Flügel, wohnte noch mehrern Treffen und Belagerungen bei, und starb zu Fontainebleau den 22sten August 1711. — 4) (Joseph Marie, Herzog von Bufflers und Marschall von Frankreich), des Vorigen Sohn, geb. 1706, wurde 1747 nach Genua geschickt, während die Oesterreicher es belagerten, und trug sehr Vieles bei, daß diese Republik wieder frei wurde. Er starb an den Blattern, und zwar einige Tage zuvor, ehe die Oesterreicher ihren Rückzug antraten. — 5) (Stanislaus Chevalier de), Großbaillif von Nancy, Deputirter des Adels dieser Stadt bei der General-Stände-Versammlung, Legionair, ꝛc., geboren zu Luneville 1737, war zum geistlichen Stande bestimmt, nahm aber Kriegsdienste, und zeichnete sich während des 7jährigen Krieges, und dann später als Kommandeur der Insel St. Louis am Senegal aus. Schon vor der Revolution erhielten seine Gedichte ungetheilten Beifall. Zu Anfange derselben war er Deputirter der Nationalversammlung, veranlaßte 1791 das Dekret, daß alle Entdeckungen und Erfindungen das Eigenthum ihrer Urheber seyn sollten, emigrirte aber 1792 nach Berlin, wurde dort Mitglied der Akademie, kehrte 1800 nach Paris zurück, und starb daselbst den 19ten Januar 1815.

Digitized by Google

Buffon (Georg Ludwig Leclerc, Graf von), war zu Montbard in Burgogne im J. 1707 geb., und starb zu Paris im J. 1788. Wenige Sterbliche sind von der Natur reichlicher ausgestattet worden. Mit dem Körper eines Klopffechters verband er, nach Voltaire's Worten, die Seele eines Weisen. Seine männliche und edle Gestalt kündigte den Karakter seines Temperaments und seines Geistes an. Sein Vater ließ ihm eine sorgfältige Erziehung geben, und bestimmte ihn dem Geschäftsleben; allein innere Neigung zog den Sohn zu den Wissenschaften. Er bereiste in Gesellschaft des jungen Herzogs von Kingston, mit dem ihn der Zufall in Dijon bekannt machte, Italien, nicht sowohl um dort die Wunderwerke der Kunst anzustaunen, als vielmehr die Merkwürdigkeiten der Natur zu betrachten. Buffon ging darauf einige Monate nach England. Um Gewandtheit in der englischen Sprache zu erwerben, übersetzte er aus derselben ein Werk über die Differenzialrechnung von Newton und die Statik der Gewächse von Hales. Im J. 1733 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Als Buffon im J. 1763 zum Intendanten des königlichen Gartens ernannt wurde, da war auch über seine wissenschaftliche Richtung entschieden. Hatte er früher Geometrie, Physik, Optik und Landwirthschaft geschrieben, so wurde jetzt die Naturgeschichte der einzige Gegenstand seiner Forschungen. Was über Naturgeschichte vorhanden war, bestand in talentlosen Compilationen und trocknen Namenregistern; über einige Gegenstände lagen treffliche Bemerkungen vor. Das Ganze mußte jetzt im Zusammenhange und mit einem Geiste, der die Größe der Natur zu erfassen im Stande war, betrachtet und dargestellt werden. Buffon fand in sich die Kraft dazu. Er wollte mit der Beredsamkeit eines Plinius und dem Scharfblicke des Aristoteles die Genauigkeit im Einzelnen der Beobachtungen der Neuern vereinigen. Buffon war es sich bewußt, daß er die Natur im Großen fühle und darzustellen vermöge; allein er ward auch inne, daß es ihm nicht gegeben sey, so zahlreiche und oft so kleinliche Gegenstände zu beobachten, und in der Darstellung wiederzugeben. Er fand die zweite Hälfte, die ihm fehlte, in seinem Freunde Daubenton. Nach zehnjährigen gemeinschaftlichen Arbeiten gaben sie die drei ersten Bände der Naturgeschichte im J. 1749 heraus, denen bis zum J. 1767 noch zwölf andere folgten. Die allgemeinen Theorien, (s. d. Art. Erde) die Beschreibung der Eigenthümlichkeiten der Thiere und der großen Naturerscheinungen sind der glänzendste Theil, und kamen aus Buffon's Feder. Die Angaben der Formen und der Anatomie rühren von Daubenton her. Buffon bringt überall den Menschen zum Gefühle, daß er mit der gesammten Natur, ja mit den kleinsten Gegenständen derselben in Verbindung stehe. Diese anziehenden Ansichten, die durch den Zauber einer fast dichterischen Einbildungskraft noch erhöht und verherrlicht werden, gewähren auch dem andersdenkenden Leser dennoch ein hohes Vergnügen. Korrektheit, Harmonie, Eigenthümlichkeit des bildlichen Ausdruckes, stete Klarheit, Verkettung der Gedanken, kurz keine Forderung, die man an einen großen Schriftsteller thut, ist unbefriedigt. Wenn auch strenge Richter etwas in seiner Darstellung zu vermissen schienen, so ist es die Einfachheit, welche nach ihnen der Gegenstand foderte. Die Systeme, welche in den ersten Bänden der Naturgeschichte und den Epochen der Natur enthalten sind, sind nicht überall im Einklang mit dem Christenthume, ja nicht einmal mit der Physik. Seine Ansicht über die Bildung der Planeten, so sonderbar sie auch ist, setzt einen Geist voraus, der weitläufiger Untersuchungen und großer Combinationen fähig ist. Dasselbe kann man von seiner Meinung über die mit der Erde vorgegangenen Veränderungen sagen. „Buffon nimmt das System an, so sagt Voltaire, die Gebirge seyen durch Fluth und Ebbe des Meeres entstanden, so wie ein Großer zuweilen ein Findelkind annimmt. Allein das philosophische Publikum hat jenes

Digitized by Google

Kind nicht so gut aufgenommen, und es ist schwer, dasselbe aufzuziehen." In seinen Epochen der Natur eignet Buffon dem Urfeuer und dem Feuer der Vulkane die Wirkungen zu, die er früher als die Werke des Wassers betrachtet hatte (s. d. Art. Neptunismus und Vulkanismus). Vor ihm war man im Zweifel, ob der Brennspiegel des Archimedes je vorhanden gewesen sey. Buffon hat ihn nach Umlauf von 20 Jahrh. wieder geschaffen. Diese Entdeckung allein genügte, um seinem Namen die Unsterblichkeit zu sichern. Buffon's Name war ein Gegenstand der Verehrung. In dem Kriege, den England mit seinen Kolonien führte, schickten ihm Corsaren die an seinen Namen gerichteten Kisten zu, indeß sie die des Königes von Spanien behielten. Als die Großfürstin von Rußland in Paris war, fragte sie, ob Buffon anwesend sey. Als man antwortete, er sey auf seinem Gute, sagte sie: „So will ich seinem Cabinette meine Aufwartung mache, da ich sie ihm nicht machen kann." Obgleich er mit mehrern neuern Philosophen, die, wie bekannt, in Frankreich nur dem Materialismus huldigten, oder, besser gesagt, von dem Ewigen, von Ideen keine Ahnung hatten oder sich absichtlich nur auf das beschränkten, was sich mit Händen greifen oder mit den Sinnen wahrnehmen läßt, in freundschaftlichen Verhältnissen stand, so wollte er doch nie gemeinschaftliche Sache mit ihnen machen; und bevor er in seiner letzten Krankheit die h. Sakramente erhielt, erklärte er laut und öffentlich, daß seine Irrthümer in Sachen des Glaubens Irrthümer seines Geistes und nicht seines Herzens gewesen seyen. Er war der Meinung, welcher auch Fontenelle zugethan war, daß die Kinder fast alle Eigenschaften, so wohl die des Verstandes, als des Herzens von ihren Müttern erhalten, und er glaubte, er verdanke Vieles der seinigen, die eine geistreiche Frau war, ausgebreitete Kenntnisse besaß, und einen gutgebildeten Kopf hatte. Unermüdlich war er in der Arbeit, er widmete derselben täglich 14 Stunden. Zu Montbard lag er ihr ohne irgend eine Zerstreuung ob. Um 5 Uhr des Morgens begab er sich in seinen Pavillon, der sich in der Mitte seiner ausgedehnten Gärten befand, welchen Prinz Heinrich von Preußen die Wiege der Naturgeschichte nannte, und dessen Thüre J. J. Rousseau mit Ehrfurcht küßte. Grade wie der Philosoph von Genf, schrieb auch Buffon nur mit Mühe; er brachte zuweilen einen ganzen Morgen damit zu, eine einzelne Phrase zu drehen und zu wenden; auch pflegte er zu sagen, das Genie sey nichts, als eine große Anlage zur Geduld. Buffon war ein großer Kopf, allein die Bemerkung, daß je größer der Kopf ist, desto größer auch die Vorurtheile sind, hat sich auch an ihm bewahrheitet. Als Ludwig XV. im J. 1771 sein Landgut zur Grafschaft erhob, und auch ihm nach einem nur den größten Herren vorbehaltenen Vorrechte kleine Eingangsgebühren bewilligte, da foderte sie der Naturphilosoph mit Strenge von seinen Vasallen. Er hielt bis zur Lächerlichkeit auf den Titel: Graf Buffon, als wenn Buffon nicht für seinen Ruhm genug gewesen wäre. — Er sagte: „Der Styl ist der Mensch ganz; die Dichter haben keinen Styl, weil das Maß des Verses sie hemmt und fesselt, und zu Sklaven macht." Buffon verstand von der Dichtkunst so wenig, als Paskal. Er hinterließ einen einzigen Sohn, der Major im Regimente Angoumois war, und im J. 1793 im Alter von 30 Jahren als ein Opfer des Revolutionstribunals fiel. Er ging mit festem Muthe dem Tod entgegen, und sagte auf dem Blutgerüste: „Mitbürger, ich heiße Buffon." Dieser Name hätte ihn dem Tod entreißen müssen.

Bugenhagen (Johann), geboren 1485 auf der Insel Wollin in Pommern, daher er auch nach dem Brauch jener Zeit Doktor Pommeranus heißt, studirte zu Greifswalde, wurde 1505 Rektor zu Treptow, und schrieb auf fürstlichen Befehl: Chronicon Pomeraniae. Luthers Schriften gewannen

ihn für die neue Lehre; allein er mußte eben deshalb Pommern meiden, und kam nach Wittenberg, wo er 1533 Professor der Theologie und General-Superintendent wurde und daselbst 1558 starb. Bei Luthers Bibelübersetzung war er sein treuer Gehülfe; Luthers deutsche Bibel übertrug er in's Plattdeutsche für die Niedersachsen, und hinterließ außerdem noch: Erklärungen über verschiedene Bücher des alten und neuen Testaments. Sein größtes Verdienst besteht in der Einrichtung des Evangelischen Gottesdienstes und der Kirchenverfassung in Braunschweig und Hamburg (1528), in Lübeck (1530), in Pommern (1534), in Dänemark (1537), wo er den König Christian III., krönte; im Wolfenbüttelschen (1542) und im Hildesheimischen (1543).

Bujukdere (von Bujuk, groß, und dere, Thal), ein auf der westlichen Küste des Bospheros, unweit von Constantinopel und dem schwarzen Meere gelegenes, höchst reizendes Städtchen, in einem schon von den Griechen Kalos Agros (schönes Land) genannten herrlichen Thale. Hier haben die europäischen Gesandten ihre Sommerwohnungen und Gärten. Nach Bujukdere lustwandeln die Einwohner Constantinopels, und hierher fliehen die Vornehmen aus dieser Hauptstadt, wenn daselbst eine Epidemie herrscht, oder eine Volksempörung ausgebrochen ist.

Bukarest, Bukuresht, offene Hauptstadt der Walachei, an der Dumbowitza, Sitz des Hospodars und eines griechischen Bischofs, mit 42.000 Einwohnern. Die alte Residenz der Fürsten liegt mitten in der Stadt. Außerhalb der Stadt liegen die Metropolitankirche und einige beträchtliche Klöster. Außer den 60 walachisch-griechischen Kirchen sind hier auch eine katholische Kirche, eine 1769 erbaute Kirche der Lutheraner, von welcher Religion viele Künstler und Handwerker hier sind, die unter schwedischem Schutz stehet, auch ein katholisches und ein griechisches Lyceum, in dem außer der walachischen, lateinischen, griechischen, russischen, französischen und deutschen Sprache in Religion, Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte, Geographie, Metaphysik, Logik, Ethik, Rhetorik, Poetik, Geschichte, Mythologie und Archäologie Unterricht ertheilt wird. Im Nov. 1810 waren hier 12 Lehrer und 244 Zöglinge. Die meisten Einwohner nähren sich vom Handel mit den Produkten der fruchtbaren Gegend, Getreide, Wein, Tabak, Ochsen, Schaafen, Honig, Wachs, Häuten, Talg, Butter, und den aus Oesterreich, Rußland und der Türkei eingeführten Spezereien und Fabrikwaaren. Hier ward am 28. Mai 1812 der Friede zwischen Rußland und der Türkei geschlossen, indem jenes das jetzige Gouvernement Bessarabien erhielt, und seine Gränzen bis zur Donau ausdehnte.

Bukowina, s. Galizien und Oesterreich.

Bulgarien, eine Provinz der europäischen Türkei, die gegen Westen an Servien, gegen Osten an das schwarze Meer, gegen Süden an das Gebirge Hämus, und gegen Norden an die Donau gränzt, und 1740 □ Meilen groß ist. Das Land ist sehr gebirgig, aber in den Thälern sehr fruchtbar an Getreide, Holz und Wein. Die 1.800.000 Einwohner, Bulgaren genannt, gehörten mit den Ungarn zu demselben Volksstamm, haben durch ihre Vermischung mit Slaven die slavische Sprache angenommen, und sind theils der griechischen, theils der muhamedanischen Religion zugethan. Sie hatten ihren ersten Wohnsitz jenseits des asowschen Meeres von dem Don und der Wolga bis an den Kuban, wo auch nach ihren Wanderungen ein Theil zurück blieb. Gegen ihre Streifereien führte Anastasius im J. 507 eine große Mauer auf. Sie ließen sich darauf in dem Lande der von ihnen vertriebenen Slaven nieder, wurden aber 560 von den Avaren unterworfen, und von den Chazaren aus den Wohnsitzen der Slaven getrieben. Allein die Bulgaren warfen 635 das avarische Joch unter Kubrats Anführung ab, dessen Sohn Aspurach sich 680 in der jetzigen Bulgarei festsetzte. Von hier aus verwüsteten die Bul-

Digitized by Google

garen die benachbarten Provinzen bis an Pannoniens Gränzen, nöthigten die dort wohnenden slavischen Stämme zur Unterwerfung, und bekriegten 828 den deutschen und griechischen Kaiser. Unter Bogoris traten sie 866 zur griechischen Kirche über. Seitdem Peter 969 vom russischen Großfürsten Swätoslaw besiegt wurde, standen die Bulgaren abwechselnd unter russischer und griechischer Herrschaft. Auch eroberte der ungarische König Bela III. 1181 einen Theil von Bulgarien, und ungeachtet er ihn den Griechen wieder abtrat, so machten doch die Könige von Ungarn in der Folge Ansprüche auf die Oberhoheit über die bulgarischen Könige; denn die Bulgaren fielen 1185 unter Asan von den Griechen wieder ab. Im Jahre 1390 griffen die Osmanen die Bulgarei an, und machten, nachdem sie den letzten König Susman 1392 gefangen genommen, Bulgarien zu einer türkischen Provinz. Sie gehört unter das Beglerbeglik von Rumelien, hat das sardikische, nikopolische, silistrische und widdinsche Paschalik, und Sophia zur Hauptstadt.

Bull (John), Hans Stier. Mit diesem Ausdrucke bezeichnete zuerst der engländische Satyriker Swift den personificirten Nationalkarakter der Engländer, und den großen Haufen des englischen Volks in seinen Nationaleigenthümlichkeiten; und diese Bezeichnung ist nach ihm allgemein aufgenommen worden. Auch versteht man unter Bulls widersinnige, eine komische Wirkung erregende Reden, die man in England besonders den Irländern nacherzählt. So sagt ein Irländer z. B., der sehr häßlich ist, er sey als Kind sehr schön gewesen, aber seine Mutter habe ihn vertauscht.

Bulle, das Zeichen einer freien Geburt bei den alten Römern für Knaben und Mädchen; es hatte seinen Namen von der gleichförmigen Gestalt mit den Wasserblasen, der eigentlichen Bedeutung des Wortes bulla, oder auch mit den goldnen Buckeln an den Thüren und an verschiedenen Geräthschaften, der zweiten Bedeutung des Wortes. — Der Vater hängte seinen freigebornen Kindern sogleich bei der Geburt die Bulle um, welche bei den reichern Bürgern von Golde, bei den ärmern und den Kindern der Freigelassenen von Leder war. Sie hing vom Halse auf die Brust herab. An der Statue des jungen Römers in der Dresdner Antikensammlung ist sie über die Toga Prätexta, die unter der Brust über einander geschlagen ist, hervorgezogen, und hat die Gestalt einer runden und flachen Kapsel von zwei Zoll im Durchmesser. Die Knaben legten sie zugleich mit der Prätexta, wenn sie die männliche Toga annahmen, und die Mädchen vermuthlich bei ihrer Verheirathung ab. Auch die Triumphatoren trugen sie bei ihren feierlichen Aufzügen, und zwar, wie Einige wollen, als ein Verwahrungsmittel gegen den Neid. — Bulle wird auch von verschiedenen Staats- und Kirchendecreten gebraucht, die auf eine feierliche Art ausgefertiget und mit einem an seidnen oder hänfenen Fäden hangenden Insiegel beurkundet sind. Nach Pfeffinger's Vitr. illust. l. 2. pag. 256. bedeutete das Wort im Mittelalter 1) den Stempel, mit welchem zur Beurkundung der öffentlichen Schriften das Siegel in Wachs abgedruckt wurde; 2) das Siegel selbst, welches entweder von Gold, selten von Silber, von Wachs oder von Blei verfertiget und diesen Schriften angehängt wurde; 3) die Kapsel, worin das angehängte Siegel verwahrt wird; 4) endlich selbst die Decrete und Rescripte der Kaiser, Päpste und anderer regierender Fürsten, welche mit einem solchen angehängten Siegel beglaubiget sind. Unter mehrern kaiserlichen Bullen, als der brabäntischen, böhmischen, sächsischen, ist die merkwürdigste das Reichsgrundgesetz Carls IV. vom J. 1356, welches auch die goldne Bulle, von der goldenen Kapsel, welche das Siegel einschließt, genannt wird. Der Inhalt derselben ist bekannt, und von mehrern Publicisten erklärt. Thülemar in seinem Opusc. de bullis hat das Frankfurter Original, das berühmteste und bekannteste unter den noch

Digitized by Google

vorhandenen Originalen, ausführlich beschrieben, und eine Abbildung des Siegels oder der eigentlichen goldnen Bulle beigefügt. Auf der Vorderseite derselben ist das Bild des Kaisers in seinem Ornate, sitzend auf einem Sessel, in der Rechten das Scepter, in der Linken den Reichsapfel, zu beiden Seiten des Sessels 2 Schilder, das eine mit einem einfachen Adler, das andere mit einem aufrechtstehenden Löwen. Die Umschrift ist: Carolus Quartus divina favente clemencia Romanorum Imperator semper Augustus et Bohemiae Rex. Auf der Kehrseite ist ein Thor mit 2 Thürmen, in dem Thorwege liest man die Worte: Aurea Roma, und in der Umschrift den Vers: Roma caput mundi regit orbis frena rotundi. Es ist inwendig mit Wachs ausgefüllt und hängt an gelb und schwarz seidenen Fäden, die durch alle Blätter gezogen sind. Im J. 1642 wurden die seidnen Fäden, die nach dem Protocolle, welches Thülemar l. c. p. 34. beigedruckt hat, von der Schärfe des Pergaments durchfressen waren, unter großen Feierlichkeiten durch andere ersetzt. — Apostolische oder päpstliche Bullen sind päpstliche Decrete und Rescripte von der ersten und feierlichsten Ausfertigungsform. Man hat den Unterschied einer Bulle von einem Breve und bloßen Signatur oder sogenannten Motu proprio auf verschiedene Art angegeben. Wenn man aber in dem Bullario Magno Romano (Sammlung der päpstlichen Bullen), besonders dem 16. und 17. Theil, der die Bullen, Breven und Signaturen des P. Benedikt XIV. enthält, nachsieht, so findet man, daß sie sich mehr durch die Art ihrer Ausfertigung, als durch ihren Inhalt unterscheiden, nämlich eine Bulle wird allezeit sub plumbo oder mit einem Insiegel von Blei ausgestellt, hat fast allemal zum Eingange den Namen des Papstes mit dem Zusatze: Servus servorum Dei ad perpetuam (oder futuram) rei memoriam; sie ist vom Cardinal Datarius oder Pro-Datarius und dem Card. Staats-Secretär unterschrieben, dann folgt das Visa der Curia, und die Bescheinigung, daß sie in dem Secretariate der Breven, dem Archive der Staats-Canzlei, registriret sey. Wenn dies geschehen, wurde die Bulle wieder zum Datarius getragen, der nun das Datum ihrer Ausfertigung hinzufügte. Zuletzt findet man auch gemeiniglich ganz unten das Datum ihrer Publication. Diese Umständlichkeiten erschwerten die Kosten einer Bulle sehr; daher Rebuff in seiner Praxi benef. den Supplicanten den Rath ertheilt, durch ihren Anwalt anzusuchen, daß ihre Sache, um die Kosten zu ersparen, nicht in einer Bulle, sondern in einem Breve ausgefertiget werden möchte. — Die Canonisationsbullen haben das Besondere, daß sie nicht nur vom Papste mit dessen Handsiegel, sondern auch von allen Cardinälen unterschrieben seyn müssen, außerdem sind sie noch, wie die übrigen Bullen, beurkundet und mit dem bleiernen Siegel versehen; daher ihre Ausfertigung sehr kostspielig ist.

Bullion bedeutet im Englischen Gold und Silber in Masse, wenn diese Metalle nämlich vom Erze geschieden, aber noch nicht völlig geläutert sind, oder, wenn sie in Klumpen oder Stangen (Barren, lingots,) geschmolzen, und zu irgend einem Grad von Feinheit gebracht werden.

Bund (deutscher), s. Deutschland.

Bundesfestungen sind die Festungen, welche dem deutschen Bunde gemeinschaftlich angehören. Mainz und Luxemburg sind schon im Pariser Frieden 1814 zu Bundesfestungen bestimmt worden, und hiezu ist 1815 noch Landau gekommen. Mainz hat im Frieden preußische, österreichische und darmstädtische, Luxemburg preußische und niederländische, Landau bloß baierische Besatzung; Im Kriege soll die Besatzung aller Bundesplätze gemischt seyn. Im Plane des Bundes liegt es, Ulm, Homburg, und vielleicht auch Germersheim und Rastädt zu Bundesfestungen umzuschaffen. (S. die Artikel: Deutschland, Mainz, Luxemburg ꝛc.

Digitized by Google

Bundschuh, 1) ein ehemals gebräuchlicher großer Schuh, der bis über den Knöchel ging und zugebunden wurde. 2) Der Bauernaufstand in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., worin die Aufrührer einen solchen Schuh als Zeichen auf einer Stange oder auch in den Fahnen führten.

Buonacorsi, auch Callimachus experiens mit seinem bekannten akademischen Namen genannt, ein berühmter Gelehrter, stammte aus einer edeln Familie, und war im J. 1437 zu San Gemignano geboren. Als er mit Julius Pomponius Laetus der römischen Akademie beitrat, vertauschte er seinen Familiennamen Buonacorsi mit Callimachus, welches er wahrscheinlich für die beste Uebersetzung desselben hielt. Durch den Beinamen Experiens wollte er andeuten, daß alle wahre Erkenntniß auf Erfahrung gegründet seyn müsse. Müde der harten Behandlungen, die ihm so wie andern Gelehrten zu Rom von Seiten des Papstes Paul II. (vorhin Petrus Barbus genannt) zu Theil wurden, fand sein herrliches Talent eine Freistätte in Polen, wo er unter Casimir und Johann Albrecht mehrere Jahre die wichtigsten Staatsämter bekleidete. Auf diese seine Flucht hat ein gleichzeitiger Dichter und vornehmer Geistlicher, Cantalicio, folgendes Distichon gemacht:

Callimachus, Barbos fugiens ex urbe furores,
Barbara quae fuerant regna, Latina fecit.

Seine Geschichte der Vorfälle in Ungarn, welche er auf Bitten des großen Matthias Corvinus schrieb, wird von Jovius allen historischen Werken, die seit Tacitus Zeiten erschienen sind, vorgezogen. Vossius de hist. lat. L. III. p. 619. Er starb zu Krakau im J. 1496; in der dortigen Domkirche hat man ihm ein Denkmal von Bronze errichtet mit einer seine Verdienste und Tugenden anerkennenden Inschrift.

Buonamici (Agostino), der unter dem Namen Tassi bekannt ist, ein Peruginer, der zu Anfang des 17. Jahrh. blühete, und sich vorzugsweise auf Seestücke legte. Er vereinigte mit einem sehr vortrefflichen Karakter viel Geist und Anlage zu allerlei Arten von Malerei, hauptsächlich zu Seestücken, deren Gegenstände er Gelegenheit hatte zu studiren. Er war einer der ersten, welche Felder mit Rosons und andern antiken Zierrathen abbildeten; er kopirte sie von Triumphbogen oder andern Gebäuden, malte sie mit Licht und Schatten und brachte einige Vergoldung dabei an.

Buonaparte (Napolione) wurde den 5ten Februar 1768 zu Ajaccio auf der Insel Corsika geboren. Erst später verwandelte er seinen Namen in Bonaparte, um ihn vielleicht den französischen Ohren angenehmer zu machen; auch seinen Zunamen fand er für gut, als er den Kaiserthron bestieg, in Napoleon, wahrscheinlich aus denselben Ursachen, umzuwandeln. Vom Jahre 1804, als er die Konsulwürde übernahm, wurde sein Geburtstag auf den 15. August 1769 verlegt. Dies geschah wahrscheinlich aus doppeltem Grunde, nämlich einmal, um ein geborner Franzose zu scheinen, denn Corsika wurde erst im Monat Juli 1769 Frankreich förmlich unterworfen, und ferner ist seit Ludwig XIII. der 15te August der Jungfrau Maria, der Schutzpatronin von Frankreich, geweiht. Sein Vater war Carlo Buonaparte, und seine Mutter Maria Lätitia, geborene Ramolini, eine schöne Frau, mit der sich Carlo Buonaparte 1766 vermählte, als sie erst 16 Jahre alt war. Sie gebar ihrem Gemahl, der, 40 Jahre alt, den 24sten Dezb. 1785 zu Montpellier starb, 5 Söhne und 3 Töchter, nämlich: Joseph, Napolione, Luciano, Luiggi, Elise, Pauline, Caroline und Gierolamo. Im Juli 1769 kam Corsika unter französische Herrschaft; denn die herrschsüchtige Republik Genua, die seit den frühesten Zeiten im Besitz der Insel gewesen war, und immer mit den freiheitliebenden Corsen in blutigen Kämpfen gelebt hatte, trat, des vergeblichen

Digitized by Google

Krieges überdrüssig, und nur noch im Besitz der Hauptstadt Bastia, die Insel durch einen Traktat an Frankreich ab. Der Graf von Marboeuf kam als Gouverneur nach der Insel Corsika, lernte hier die Familie Buonaparte kennen, lebte mit derselben in den freundschaftlichsten Verhältnissen, und wurde der Gründer ihres Glückes. Als die Edelleute der Insel die ausgeschriebenen Steuern nicht entrichten wollten, weil sie als Edelleute steuerfrei zu seyn glaubten, so wandte sich Marboeuf in dieser Angelegenheit an seinen König Ludwig XV., der dem Gouverneur jetzt befahl, 400 adelige Familien auszuwählen, welche allein nur von den Abgaben befreit seyn sollten. Unter diese zählte Marboeuf auch die Familie des Carlo Buonaparte, und ernannte ihn außerdem zum Beisitzer des königlichen Gerichtshofes in Ajaccio. Im Jahre 1778 kam durch Marboeuf's Vermittelung der junge Napolione in die Militärschule zu Brienne, und erhielt hier durch ihn eine königliche Freistelle. Ein Jahr zuvor (1777) hatte ihn schon sein Gönner zu dem Bischof Marboeuf nach Autün bringen lassen, der ein Verwandter des Gouverneurs von Corsika war. Eben wegen dieser besondern Theilnahme des Gouverneurs Marboeuf an dem Knaben Napolione, die vielleicht von den glänzenden Geistesanlagen herrührte, vermuthen Einige, der Knabe Napolione sey des Gouverneurs Marboeuf eigener Sohn. Zehn Jahre war der Knabe alt, als er diese berühmte Anstalt zu Brienne betrat, aber mit seltenen Fähigkeiten ausgerüstet. Man rühmte hier bald seine Wißbegierde, seine Gelehrigkeit und seine rastlose Thätigkeit. Vorzüglich beschäftigten seinen Geist die Mathematik, die Kriegswissenschaften und die Geschichte, und unter den 150 Zöglingen dieser Anstalt zeichnete er sich bald auffallend aus. Die Gesellschaft und die Spiele seiner Mitschüler floh er; am liebsten lebte er einsam für sich, immer war er einsylbig, finster und in sich verschlossen, so daß er von allen seinen Mitschülern gehaßt und verspottet wurde. Nur ein Einziger, der junge Bourienne, besaß sein Vertrauen, der ihn auch später in dem ersten italienischen Feldzuge und in Aegypten beständig begleitete. Wenn es aber galt, sich gegen die Befehle der Schule aufzulehnen, wenn irgend eine Kabale gegen einen Lehrer geschmiedet werden sollte, dann fehlte er nicht, dann war er bereit und erfinderisch, und suchte sich jedesmal an die Spitze der Unzufriedenen zu stellen. Auf diese Weise ist es zu erklären, daß er, trotz seines Fleißes und seines unermüdeten Eifers, doch nicht bei seinen Lehrern beliebt war, wozu auch sein unbezwinglicher Trotz und seine Gleichgültigkeit gegen Strafen nicht wenig beitrug. Seine heftigen Leidenschaften nahmen an Stärke mit jedem Jahre zu, und nicht selten äußerte er Anfälle von Zorn, die an Wuth gränzten. Diese Eigenschaften seiner Jugend, wie Herrschsucht, unbändiger Trotz, äußere verschlossene Kälte bei innerer Glut, blieben auch noch Eigenthümlichkeiten seines Karakters in seinen spätern Jahren. Als er im Jahre 1784 die Schule verließ, um auf die Kriegsschule zu Paris zu gehen, welche Begünstigung er theils neuen Empfehlungen, theils seinen ausgezeichneten Kenntnissen zu verdanken hatte, schrieb l'Eguile, einer der Lehrer jener Schule, der über die Aufführung, den Karakter und die Geistesanlagen der Zöglinge sein Urtheil geben mußte, neben Buonaparte's Namen: „ein Corse von Geburt und Karakter; wird es weit bringen, wenn die Umstände ihn begünstigen.“ Auf der Schule in Paris blieb er nur vom Okt. 1784 bis zum Juli 1785, denn jetzt wurde er, noch nicht 17 Jahre alt, zum Unter-Lieutenant in dem Artillerie-Regiment la Fère befördert. Auch in diesem Verhältniß seines Lebens blieb sich der Jüngling Buonaparte im Ganzen in seiner Denkungsart gleich; die Neigungen und Leidenschaften aber, die in des Knaben glühender Brust, als ihm angeborne Bestandtheile seiner Persönlichkeit, als in ihm wohnende Eigenthümlichkeiten seines Ka-

Digitized by Google

rakters, als Erbtheil seiner Heimath und seiner Familie, wild durch einander stürmten, ohne daß er sich damals derselben bewußt war, bildeten sich jetzt bei reiferem Nachdenken zu Grundsätzen aus, nach denen er im Leben handeln wollte, die ihm den Weg vorzeichnen sollten, auf dem allein er durch ein planmäßiges Streben das Ziel seiner Wünsche zu erreichen im Stande war. Bei seiner Zurückgezogenheit blieb er auch jetzt dem Betriebe jener Wissenschaften getreu, die in dem von ihm gewählten Stande ihn nur allein auf der kriegerischen Ehrenleiter von einer Stufe zur andern befördern konnten. Außerdem suchte er sich aber auch durch Pünktlichkeit im Dienst die Zuneigung seiner Vorgesetzten zu erwerben und zu erhalten. Einem Manne von seinen Grundsätzen und von seinem Geiste zeigte sich in den Gährungen, die bald darauf immer mehr in Frankreich um sich griffen, und einen nahen Sturm verkündigten, ein weites Feld für seinen Ehrgeiz, und eine unermeßliche Aussicht für seine Herrschsucht. Kein Wunder war es also, daß ein Mann, wie Buonaparte, gleich anfangs mit entschiedener Vorliebe und mit dem größten Eifer für die Partei der Unzufriedenen sich erklärte; denn bei den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit konnte er, in seiner damaligen Lage, nur gewinnen, nur bei dem Zusammenstürzen der bestehenden Formen, nicht auf dem gewöhnlichen Wege, konnte er die Befriedigung seiner selbstsüchtigen Wünsche erreichen, und seinen ruhmlosen Namen neben den Namen berühmter Helden in der Geschichte glänzen sehen. Was kümmerten ihn die Gräuel eines Bürgerkrieges, seine gefühllose Seele haßte und verachtete die Menschen, was ging ihn das Wohl des französischen Königreichs an: es war ja nicht sein Vaterland; und hätte Frankreich ihn auch geboren, so würde seine gränzenlose Selbstliebe doch auch dieses so erhebende und wohlthuende Gefühl der Vaterlandsliebe zerdrückt haben. In einem späteren Geständniß gegen einen seiner Freunde liegt diese niedrige und verächtliche Ursache seines Uebertritts zu den Anhängern der Revolution auch ganz klar und offen in den Worten: „Wäre ich General gewesen, so hätte ich die Partei des Hofes ergriffen, als Unter-Lieutenant muß ich es mit den Feinden desselben halten.“ Im Jahre 1790 war Pascal Paoli, der seine vaterländische Insel Corsika gegen Genueser und Franzosen muthig vertheidigt, und nach der Unterjochung derselben durch die Franzosen (im Juli 1769) sein Vaterland verlassen hatte, durch ein Dekret der ersten National-Versammlung zurück gerufen worden. Er kam selbst nach Paris, und wurde dort von den Häuptern der herrschenden Partei mit lautem Jubel empfangen. Hier lernte er Buonaparte, den Sohn seines ehemaligen Waffengefährten Carlo Buonaparte, kennen, und bewirkte, daß er sich mit ihm nach Corsika einschiffen konnte, um auch auf dieser Insel die königliche Partei unterdrücken zu helfen. Paoli's Ankunft beschleunigte den Ausbruch der Unruhen, indem sie den Muth der Volkspartei erhöhte. Bald wurden die sogenannten Aristokraten hier eben so heftig verfolgt, wie in Frankreich, und unter denFeinden derselben zeichnete sich Buonaparte durch leidenschaftliche Verfolgungssucht, und durch eifrige Theilnahme an den neu errichteten Klubs und revolutionären Gesellschaften besonders aus. Als Paoli diesen zügellosen Verfolgungen Einhalt thun wollte, so wurde er für einen Verräther des Vaterlandes 1793 vom Nationalkonvent erklärt. Dagegen aber machte sich Buonaparte, der sich zum Oberst-Lieutenant der Nationalgarde in Ajaccio hatte ernennen lassen, fortwährend durch seinen wilden Revolutionseifer bemerklich. Sogar als Dichter trat er jetzt hier auf, indem er ein Loblied auf die Freiheit sang, was ihn aber eben so wenig empfahl, als daß er von nun an ein eben so wüthender Feind des jetzt geächteten Paoli wurde, als er kurz vorher sein eifrigster Verehrer war. Doch Paoli war durch Hülfe der von ihm herbei gerufenen

Digitized by Google

Engländer glücklich gegen die Franzosen gewesen, hatte sich mehrerer der wichtigsten Plätze bemeistert, und die Häupter der Gegenpartei von der Insel vertrieben. Auch Buonaparte wurde jetzt, auf Paoli's Betrieb, für ehrlos erklärt, und sammt seiner Familie aus Corsika verbannt. Er ging mit seiner Mutter und seinen Geschwistern nach Marseille, wo sie von öffentlichen Unterstützungen lebten, welche die Regierung den Flüchtlingen bewilligt hatte. Hier in Marseille war die Spannung der Parteien bei Buonaparte's Ankunft aufs Höchste gestiegen, und die Stadt hatte, wie mehrere andere große Städte Frankreichs, Lyon, Toulon, Bordeaux, gleichfalls sich laut gegen den National-Konvent erklärt; nur 5 Sektionen blieben Robespierre und Marat getreu. Dem General Cartaux wurde der Auftrag, sich mit einer Armee gegen Marseille zu wenden. Die Truppen der Stadt, die von den republikanischen Sektionen im Rücken bedroht waren, wurden von Cartaux geschlagen, und das unglückliche Marseille mußte seine Thore dem Sieger öffnen. Während dieser Unruhe in Marseille hatte Buonaparte nach wie vor zu den wildesten Jakobinern gehört, und wagte selbst in einer unter dem Titel: „das Abendessen von Beaucaire" herausgegebenen Flugschrift die Grundsätze Marat's laut als die erhabensten Erzeugnisse des menschlichen Geistes zu preisen. Am 28. August 1793 hatten die Einwohner von Toulon, durch eine Hungersnoth dazu genöthigt, ihre Stadt an die Engländer übergeben. Diese Festung sollte in demselben Jahre von den Republikanern wieder angegriffen werden; Cartaux sollte sie belagern, und mit Feuer und Schwert vernichten. Zu diesem Ende rief Barras, der sich als Konvents-Abgeordneter bei ihm befand, die benachbarten Departements zu den Waffen. Bei dieser Armee, die gebildet wurde, sollten vorzüglich die außer Dienst befindlichen Offiziere angestellt werden. Buonaparte diente um diese Zeit schon als Hauptmann im 4ten Artillerie-Regimente in dem Theile der republikanischen Armee, die unter Kellermann Lyon belagerte; denn es war ihm gelungen, dort Dienste zu bekommen. Bald darauf wurde er aber durch Salicetti, seinen Landsmann, einen Abgeordneten des Konvents zu Marseille, an Barras empfohlen, und zu der Armee versetzt, die zur Eroberung von Toulon bestimmt war. Ueber diese Armee hatte Cartaux das Kommando verloren, und an die Stelle desselben wurde der tapfere Dugommier zum Oberbefehlshaber ernannt. Kurze Zeit nachher stellte Dugommier, dessen Aufmerksamkeit Buonaparte durch seine Talente erregt hatte, ihn selbst den beiden Volksrepräsentanten Barras und Freron mit den Worten vor: „Schenken sie diesem jungen Manne ihre Aufmerksamkeit; er wird, ich stehe ihnen dafür, wenn sie ihn nicht befördern, sich durch sich selbst zu erheben wissen." Jetzt erhielt Buonaparte den Oberbefehl über das schwere Geschütz bei der Belagerungsarmee, und wurde zum Bataillonschef der Artillerie ernannt. Hier vor dieser Stadt zeichnete er sich zuerst durch Besonnenheit und Unerschrockenheit, besonders bei der Vertheidigung des Forts Pharon, aus; denn als die Kanoniere alle getödtet oder verwundet waren, bediente er die Batterie fast allein, und trug durch sein Benehmen sehr viel zur Wiedereroberung von Toulon (26. Dezb.) bei. Jetzt wurde zum ersten Male in Dugommier's Bericht der Name des Mannes öffentlich genannt, der nachmals die Welt mit dem Rufe seiner Thaten füllte, und er wurde jetzt, 1794, zum Brigadegeneral der Artillerie befördert, und erhielt den Auftrag, die Küsten des Mittelmeeres in Vertheidigungsstand zu setzen, und seinen Geburtsort Ajaccio von der Gewalt der Engländer zu befreien. Als er den ersten Auftrag mit eben so vieler Einsicht als Sparsamkeit zu Stande gebracht hatte, so drehte ihm bei dieser letzten Unternehmung das

Digitized by Google

Glück den Rücken zu, denn sein eigener Vetter Masseria nöthigte ihn bei Ajaccio zum Rückzug. Allein ungeachtet dieser mißlungenen Expedition, wurde er wegen seiner echten republikanischen Gesinnungen noch im Jahr 1794 zur italienischen Armee gesandt, die seit 1792 nur geringe Fortschritte gemacht hatte. Lange bekleidete er diesen Posten aber nicht, denn Robespierre, und mit ihm die Schreckensregierung, war (28. Juli 1794) in Paris unter dem Beile der Guillotine gefallen, und der National-Konvent ließ jetzt überall die eifrigsten Terroristen gefangen nehmen. Dieses Schicksal hatte auch Buonaparte; er wurde in Nizza von dem Deputirten Beffroi in Verhaft genommen, doch bald wieder entlassen. Jetzt ging er nach Paris, um sich zu rechtfertigen, und um für das ihm in Italien abgenommene Kommando eine andere Anstellung nachzusuchen; allein es war vergebens, denn seine früheren Gönner hatten beinahe sämmtlich ihren Einfluß verloren. Ohne eigenes Vermögen, sah er sich jetzt genöthigt, von der Unterstützung einiger seiner Freunde zu leben, weil er bei dem schnellen Sinken der Assignaten mit dem bittersten Mangel zu kämpfen hatte, und alle seine Bemühungen um Wiederanstellung vergeblich waren. Umsonst bat er jetzt in diesem hoffnungslosen Zustande, worin sich seine Verachtung gegen die Menschen immer mehr ausbildete, um die Erlaubniß, nach Constantinopel gehen zu dürfen; allein es wurde ihm sein Gesuch abgeschlagen. Endlich erschien der Zeitpunkt, wo sich ihm eine günstige Gelegenheit zeigte, seine Eigenschaften mit glücklicherem Erfolge, als bisher, glänzen zu lassen, und seinen Ruhm fester zu gründen. Kaum hatte er nämlich ein neues Kommando bei der Artillerie in Holland erhalten, und wollte eben dahin abgehen, als der Konvent sich genöthigt sah, Truppen zusammenzuziehen, um die Feinde der 3ten Konstitution der Republik, vom 23sten Sept. 1795, in Schranken zu halten. Barras erhielt den Oberbefehl über diese Truppen, und schlug Buonaparte als einen zuverlässigen Mann vor, dem man dreist ein Kommando unter ihm anvertrauen könne. Der Obergeneral übertrug ihm in dem nahen, gefahrvollen Kampfe die Anordnungen der militärischen Anstalten, und Buonaparte entsprach nicht nur in dieser Hinsicht dem in ihn gesetzten Zutrauen, sondern er zeigte sich auch am blutigen 5. Oktbr. in dem Kampf der Royalisten gegen die Konventstruppen in Paris als einen muthigen Anführer seiner Partei. Der Konvent erkannte seine an jenem Tage für die Republik erworbenen Verdienste an, und beförderte ihn zum Divisionsgeneral, und zum zweiten Befehlshaber der Armee des Innern. Aber nicht diese Würde allein war es, die er sich an jenem Tage erwarb, sondern er hatte sich auch durch seine treuen Gesinnungen für die Republik eines größern Wirkungskreises würdig gezeigt, ja man kann sagen, er hatte an jenem 5ten Okt. die Grundlage zu seiner militärischen Laufbahn gelegt; denn sein Glückstern fing von diesem Tage an zu leuchten, und begleitete ihn 17 Jahre hindurch mit seltener Beständigkeit. Drei Monate später nämlich erhielt er, in Folge seines Benehmens in Paris, wo er die Direktorial-Regierung eigentlich durch sein schnelles und kühnes Benehmen vorzüglich gegründet hatte, das ausgezeichnetste Kommando, welches seinen Feldherrnruhm gründete. Von nun an gehört sein Name der Geschichte an, und „Buonaparte" erscholl es in ganz Europa von Munde zu Munde. Die Direktorial-Regierung ernannte ihn 1796, auf Barras Vorschlag, zum Oberbefehlshaber der italienischen Armee. Als er seine Ernennung erfuhr, erstaunte Niemand weniger über seine schnelle Erhebung, als er selbst, und ruhig sagte er zu denen, die auf seine Jugend hindeuteten: „in 6 Monaten bin ich entweder ein alter General, oder todt!" Drei Tage vor seiner Abreise zur Armee (den 8. März) verheurathete er sich mit Maria Josephine, gebornen Tascher de la Pagerie, der Wittwe von Alexan-

Digitized by Google

der von Beauharnois, der eine kurze Zeit den Oberbefehl über die Rheinarmee geführt hatte, und wenige Tage vor Robespierre's Sturz als ein Opfer der Schreckensregierung gefallen war. Diese Frau bot ihm Barras, der mit ihr in vertrautem Verhältniß gestanden hatte, zur Gemahlin an, und Buonaparte nahm sie, die Barras reichlich ausgestattet hatte, um durch sie seine Ehrsucht und Herrschbegier zu befriedigen. — Bis zur Uebernahme des Oberbefehls in Italien geht der erste Abschnitt seines Lebens, und hieran schließt sich nun der zweite an, der bis zur Erlangung des Konsulats reicht, also von 1796 — 1799. — Frankreichs Feinde hatten sich durch den glücklichen Feldzug 1794 während dieser Zeit verringert, denn Preußen hatte den 5ten April zu Basel 1795 Friede geschlossen, und Hessen war den 38sten August diesem Frieden beigetreten. Auch Spanien und Toscana schlossen nach und nach in demselben Jahre Frieden; allein Oesterreich, England und Rußland hatten sich zur Fortsetzung des Krieges, den 28sten Sept., verbunden. Um Oesterreich nun mit aller Gewalt zu bekämpfen, hatte die Direktorial-Regierung beschlossen, eine große Armee gegen diese Macht aufzustellen. Der rechte Flügel dieser französischen Armee sollte unter Buonaparte die Oesterreicher aus Italien verdrängen, das Mitteltreffen sollte unter Moreau vom Oberrhein, und der linke Flügel unter Jourdan vom Niederrhein vordringen. Diese drei Armeen sollten gemeinschaftlich auf das Herz des österreichischen Staats, Wien, zu operiren suchen. Nur Buonaparte erfüllte seine Aufgabe; denn obgleich Alles anfänglich auch in Deutschland glücklich ging, so verursachte doch Jourdan's Niederlage bei Amberg, den 24sten August 1796, gegen den Erzherzog Carl von Oesterreich, daß beide französische Armeen in Deutschland bis an den Rhein wieder zurück gehen mußten. Was Buonaparte's Feldzug 1796 in Italien betrifft, so stand ihm hier der österreichische General Beaulieu, ein Niederländer, entgegen, der mit den Neapolitanern etwa 62.000 Mann unter seinen Befehlen hatte. Die sardinische Armee unter dem Feldmarschall-Lieutenant Colli zählte aber auch 40.000 Mann. Diesen 100.000 Streitern der Verbündeten konnte Buonaparte nicht mehr, als höchstens 60.000 Mann entgegen stellen, und diese befanden sich noch in einem so traurigen Zustande, daß wenig von ihnen zu erwarten war. Doch bald befreite er die Armee von dem drückenden Mangel an Lebensmitteln, und stellte die Ordnung, so viel wie möglich, wieder her. Durch sein zuversichtliches Betragen erfüllte er das Heer auch in kurzer Zeit mit neuem Muthe, und seine erste Sorge ging dahin, die seit langer Zeit unthätige Armee wieder zu beschäftigen. „Es fehlt euch hier an Allem," sagte er bei einer Musterung kurz vor der Eröffnung des Feldzuges, „aber bringt nach Mailand vor, so habt ihr Alles." Im April wurde der Feldzug begonnen, und drei Siege waren in kurzer Zeit erfochten, nämlich den 12ten April bei Montenotte gegen den österreichischen General Argenteau, und den 13. und 14. April bei Dego und Millesimo gegen Beaulieu, durch welche letzte Schlacht er glücklich den beabsichtigten Zweck erreichte, die Oesterreicher von dem sardinischen Heere zu trennen. Der dritte Sieg Buonaparte's endlich war gegen den General Colli, der den sardinischen Heerhaufen befehligte, und den er den 21sten April bei Mondori ebenfalls glücklich schlug. Hierdurch wurde der König von Sardinien am 28sten April genöthigt, einen Waffenstillstand zu schließen, und dem Sieger mehrere wichtige Festungen einzuräumen. Buonaparte hatte sich von diesem Könige zugleich den freien Uebergang über den Po, unterhalb Valenza, ausbedungen. Während sich nun Beaulieu den 1. Mai hinter den Po zurückzog, und seine noch 30.000 Mann starke Armee von Valenza bis Pavia aufstellte, ging Buonaparte am 8. Mai auf seinem linken Flügel bei Piacenza über den Po. Beaulieu,

Digitized by Google

auf diese Weise umgangen, sah sich dadurch genöthigt, über die Adda zurückzugehen, um mit Mailand und Mantua in Verbindung zu bleiben. Buonaparte's Uebergang über den Po verbreitete in ganz Oberitalien Schrecken, und der Herzog von Parma schloß mit ihm den 9ten Mai einen Waffenstillstand. Buonaparte folgte jetzt Beaulieu, der sich am linken Ufer der Adda bei Lodi hinter seinen Verschanzungen aufgestellt hatte. Hier kam es den 10ten Mai zur Schlacht, die nach der Erstürmung der steinernen Brücke über die Adda, welche 30 schwere Kanonen vom jenseitigen Ufer vertheidigten, für die Franzosen entschieden war. Zwei Angriffe auf die Brücke waren schon zurückgeschlagen, der dritte Angriff glückte, die Batterie wurde genommen; doch 12.000 Mann kostete die Eroberung derselben. Beaulieu zog sich, um Mantua zu decken, über den Oglio und Mincio zurück. Sein rechter Flügel lehnte sich jetzt an den Gardasee, sein linker an Mantua. Die Schlacht bei Lodi hatte über das Schicksal der Lombardei entschieden, denn Cremona und Pizzighetone öffneten ihre Thore, Pavia unterwarf sich, und am 14. Mai hielt Buonaparte seinen glänzenden Einzug in Mailand. Am 15ten Mai war zu Paris der Frieden mit dem Könige von Sardinien unterzeichnet, wodurch Savoyen und Nizza an die französische Republik abgetreten, und die piemontesischen Festungen bis zum allgemeinen Frieden Frankreich überlassen wurden. Auch mit dem Herzoge von Modena wurde am 17ten Mai ein Waffenstillstand abgeschlossen. Am 31. Mai griff Buonaparte die österreichische Stellung hinter dem Mincio bei der Brücke von Borghetto an, und Beaulieu wich, nachdem er die Besatzung von Mantua noch mit 12.000 Mann verstärkt hatte, mit den kaum 14.000 Mann starken Trümmern seines Heeres hinter die Etsch und auf die Engpässe von Tyrol zurück. Am 1. Juni rückten die Franzosen schon in Verona ein. Am 5. Juni kam ein Waffenstillstand mit Neapel, und am 28. Juni mit dem Papst, zu Stande. Während dieser Zeit belagerte Massena die Citadelle von Mailand, und selbst Mantua, die wichtigste Festung Oesterreichs in der Lombardei. Mailands Citadelle ergab sich den 29. Juni; allein Mantua, das in einem See des Mincio liegt, schien sobald keine Hoffnung dazu zu geben, denn durch Natur und Kunst ist es eine der stärksten Festungen Oberitaliens. So lange sich diese Festung noch in österreichischer Gewalt befand, war der Besitz der Lombardei für die Franzosen nicht gesichert. Seit dem 4ten Juni war Mantua schon eingeschlossen, und, um diese wichtige Festung zu entsetzen, ward Wurmser mit 30.000 Mann vom Oberrhein nach Italien gesandt. Auch aus Oberösterreich rückten Verstärkungen heran. Ueber alle diese Truppen, die sich an der Etsch versammelt hatten, und eine Streitmasse von beinahe 100.000 Mann bildeten, übernahm jetzt der Feldmarschall Wurmser den Oberbefehl. Buonaparte konnte dieser Armee nur ungefähr 60.000 Mann entgegen stellen. Am 29. Juli brach Wurmser aus der Gegend von Roveredo gegen Mantua auf, und nach mehreren blutigen Gefechten zog er als Retter in Mantua ein, denn Buonaparte mußte die Belagerung aufheben, und einen Artilleriepark von 100 Kanonen stehen lassen. Italien schien jetzt für die Franzosen verloren, und ihre Feinde überließen sich dem Ausbruch ihres Entzückens; allein Buonaparte vernichtete ihre schönen Hoffnungen in kurzer Zeit. Er stürmte mit aller seiner Macht gegen den rechten österreichischen Flügel unter Quosdanowich bei Brescia, und es gelang ihm, vom 1. bis zum 3. August des Feindes Kolonnen einzeln zu schlagen, zu zerstreuen und zum Rückzuge nach Tyrol zu zwingen. Am folgenden Tage rückte nun Wurmser mit allen Truppen, die in Mantua zu entbehren waren, bis Castiglione vor. Hier griff ihn Buonaparte am 5ten August mit überlegener Macht auf allen Punkten an, und schlug ihn mit großem Verlust in die Flucht. Wurmser ging jetzt bis

Digitized by Google

Trient zurück, und seit dem 9ten August war Mantua von den Franzosen wieder eingeschlossen. Beide Heerführer verstärkten bis Ende des Monats August ihre Armeen, und nachdem Wurmser wieder 50.000 Mann zusammen gebracht hatte, brach er abermals gegen Mantua auf. Buonaparte aber rückte gegen den rechten Flügel der Oesterreicher unter Davidowich vor, schlug diesen General den 4ten September bei Roveredo, und rückte den 6ten Sept. schon in Trient ein. Vorsichtig zog sich Buonaparte jetzt von der Etsch nach der Brenta gegen den linken Flügel unter Quosdanowich, und schlug ihn den 9ten Sept. bei Bassano, so daß er sich nach Friaul zurück ziehen mußte. Wurmser, der sich am 10ten schon in Vicenza befand, war durch diese Siege Buonaparte's von Tyrol und seinen übrigen Truppen abgeschnitten, so daß ihm nichts anderes übrig blieb, als seinen Marsch nach Mantua fortzusetzen. Augereau und Massena suchten es zu verhindern; allein durch Schnelligkeit und mehrere Gefechte glückte es Wurmser, schon den 23. sein Ziel zu erreichen. Am 15. Sept. wurde er durch ein unglückliches Gefecht bei der Vorstadt von Mantua, San Giorgio, durch Buonaparte, der ihn hier eingeholt hatte, in die Festung mit etwa 10.000 Mann hinein getrieben. Am 29. Sept. war Mantua schon wieder durch die Franzosen von allen Seiten umzingelt. Die beiden Flügel der österreichischen Armee waren also überwältigt, und der Obergeneral Wurmser befand sich mit dem Ueberreste derselben in Mantua eingesperrt. Während Buonaparte nun Friede mit Neapel (10. Okt.), und mit dem Herzog von Parma (5. Nov.) schloß, und eine Uebereinkunft mit Genua (9. Okt.) zu Stande kam, hatte sich an den Gränzen Italiens wieder eine neue österreichische Armee gesammelt, die zum Entsatz von Mantua vorrücken sollte. Diese Armee, etwa 50.000 Mann stark, war unter Alvinzi's Oberbefehl am Ende des Monats Oktober über den Tagliamento gegangen, hatte die Piave und Brenta überschritten, und drang gegen die Etsch vor. Gleichzeitig rückte im Thale der Etsch, von Roveredo aus, der General Davidowich auf Mantua los. Beide Armeen sollten sich vereinigen, um Wurmser in Mantua zu befreien. Mehrere blutige Treffen waren schon vorgefallen, die zu keiner Entscheidung für Buonaparte geführt hatten; immer gefährlicher wurde seine Lage, denn Alvinzi näherte sich der Vereinigung mit Davidowich immer mehr und mehr, und wollte den Uebergang über die Etsch erzwingen, um diesen Zweck zu erreichen. Buonaparte, um dies zu verhindern, ging in der Nacht vom 14. zum 15. Novb. selbst über die Etsch, und schlug die Oesterreicher in der dreitägigen Schlacht bei dem Dorfe Arcole (den 15. bis 17. Nov.) so, daß sich Alvinzi nach der Brenta zurückziehen mußte. Auch Davidowich zog sich jetzt nach der Gränze von Tyrol zurück, und so war Wurmser's Ausfall am 23. Novb. ohne Wirkung. In Mantua herrschte jetzt Hungersnoth und eine ansteckende Krankheit, so daß der Fall der Festung immer näher kam. Allein noch ein Mal wollte Oesterreich den Versuch machen, diese wichtige Festung zu entsetzen. Alvinzi rückte im Januar 1797 abermals über unwegsame, mit Schnee bedeckte Gebirge vor, wurde aber bei Rivoli (14. Januar 1797) geschlagen. Der General Provera war gleichzeitig mit 10.000 Mann von Padua aus gegen Mantua vorgedrungen, hatte die Etsch überschritten, und die Vorstadt von Mantua, San Giorgio, glücklich erreicht. Hier aber befand sich eine starke Besatzung, er konnte nicht durchdringen, wurde geschlagen, und mit 6.700 Mann und 22 Kanonen gefangen. — So war denn der letzte Versuch, Mantua zu retten, ebenfalls fehlgeschlagen, und die Festung, der es an Allem fehlte, mußte sich den 2. Februar 1797 mit 12000 Mann nach einer langen und tapfern Vertheidigung ergeben. Am 19. Februar schloß Buonaparte nun auch einen Frieden mit

Digitized by Google

dem Papst. In 10 Monaten hatte Buonaparte also durch eine Menge blutiger Siege, oft unter den mißlichsten Umständen, einen großen Theil Italiens erobert, mit den Regenten des übrigen Theiles vortheilhafte Friedensschlüsse gemacht, eine große vortreffliche Armee beinahe neu geschaffen, ihr Muth zum Siege eingehaucht, sie mit allen Kriegsbedürfnissen überflüssig versehen, durch ungeheure Summen die Staatskassen der Republik bereichert, und für das National-Museum eine Menge der herrlichsten Kunstwerke erobert. Jetzt nun, nachdem die Oesterreicher im Monat März abermals unter dem Erzherzog Carl die Eroberung Italiens versuchen wollten, schlug er auch diesen ersten Feldherrn des österreichischen Kaiserstaats, den vorjährigen Sieger von Amberg, über den Tagliamento und Isonzo zurück, drang gegen Wien weiter vor, und nöthigte den in seiner Hauptstadt bedrohten Kaiser zu einem Waffenstillstand zu Leoben den 18. April, dem der Friede zu Campo Formio den 17. Oktober folgte. In diesem Frieden trat Oesterreich Belgien an Frankreich, Mailand an die neugegründete cisalpinische Republick ab, und erhielt dagegen das von den Franzosen eingenommene Venedig, Dalmatien und Istrien. Auch Genua hatte in diesem Jahre als ligurische Republik eine französische Verfassung erhalten. Buonaparte war es gewesen, der alle diese Vortheile errungen hatte, der jetzt von Frankreich verehrt, und von Europa bewundert wurde, und von nun an eine Reihe von Jahren hindurch alle politischen Kräfte in Europa in Bewegung setzte, und der Lenker aller großen Begebenheiten unsers Erdtheils wurde. Kaum waren die italienischen Angelegenheiten beendigt, so sollte nun auch mit dem deutschen Reiche ein Friede vermittelt werden, weßhalb ein Congreß zu Rastadt eröffnet wurde. Das Directorium schickte auch Buonaparte mit 2 andern Abgeordneten dahin. Am 25. Novbr. 1797 fingen die Unterhandlungen zu Rastadt an, allein am 6. Dezbr. traf Buonaparte schon in Paris ein, wohin er gerufen war. Obgleich er hier wegen aller seiner Verdienste um die Republik feierlich empfangen wurde, so schien er den Gewalthabern von Frankreich doch gefährlich werden zu können, und man beschloß, dem gefürchteten Feldherrn eine neue Bahn für seinen Ehrgeiz zu eröffnen. Das Direktorium hatte nach dem Frieden zu Campo Formio ein Heer an den Küsten des Oceans unter dem Namen der Armee von England zusammengezogen, über welches Buonaparte jetzt den Oberbefehl erhalten sollte. Ein jeder glaubte, es sey auf eine Landung in England abgesehen, denn Buonaparte erhielt wirklich den Befehl, nach Brest zu gehen. In tiefer Stille war aber auch bei Toulon, am Mittelmeer, eine Armee von etwa 20.000 Mann Kerntruppen zusammengezogen. Ganz unerwartet kam er am 9. Mai 1798 in Toulon an, und mit rastloser Thätigkeit wurde jetzt die Einschiffung der Truppen betrieben; allein erst am 20ten konnte die Flotte wegen widriger Winde aus dem Hafen von Toulon auslaufen. Buonaparte bestieg das Admiralsschiff, den Orient, von 120 Kanonen. Die Flotte bestand aus 13 Linienschiffen, 6 Fregatten, und aus 194 Transportschiffen. Ihr Befehlshaber war der Contre-Admiral Brueyes. Von Bastia stieß zu dieser Flotte der General Vaubois mit 4000 Mann, von Genua eilte Barraguay d'Hilliers mit einem Geschwader von 100 Segeln, und bald darauf von Civita Vecchia der General Desaix mit 9000 Mann auf 67 Transportschiffen herbei, so daß die gesammte Armee etwa 40.000 Mann stark war. Sie bestand aus 5 Divisionen, deren Anführer ihm erlaubt worden war, selbst zu wählen, so wie viele Offiziere dieser Armee. Berthier, Desaix, Reynier, Kleber und Caffarelli kommandirten diese Divisionen. Mit dieser Kriegsmacht segelte er auf Malta los, welche Insel dem Orden der Malteser-Ritter gehörte, die Frankreich bis jetzt als Republik nicht anerkannt hatte. Am

Digitized by Google

6. Juni traf er dort ein, und verlangte von dem Großmeister, einem Grafen von Hompesch, mit der ganzen Flotte in den Hafen einzulaufen. Das Gesuch wurde abgeschlagen, als der Neutralität des Ordens zuwider. Am 10. Juni landeten die Franzosen auf der Insel an 7 verschiedenen Orten, um mit Gewalt sich in den Besitz der Insel zu setzen. Durch die vernachlässigten Vertheidigungs-Anstalten, durch die Unentschlossenheit des Großmeisters, und durch die Verrätherei einer großen Anzahl französischer Ritter gelang dies auch in kurzer Zeit, und am 12. Juni wurde selbst die fast unüberwindliche Hauptstadt la Valette durch eine schimpfliche Kapitulation den Franzosen übergeben. Der General Vaubois wurde mit 4000 Mann hier gelassen, und nachdem alle Angelegenheiten hier in Ordnung gebracht waren, und die Flotte sich mit Wasser versorgt hatte, setzte sie am 17. Juni ihre Fahrt weiter fort. Am 1. Juli befand sich die Flotte an der Küste von Aegypten, im Angesicht der Stadt Alexandrien. Sogleich wurden Anstalten getroffen, einen Theil der Truppen ans Land zu setzen. Desaix bewirkte diese Landung 4 Stunden von Alexandrien. Am 2. Juli, früh um 1 Uhr, befand sich Buonaparte selbst schon mit 4000 Mann auf ägyptischem Boden. Am 3. Juli wurde Alexandrien schon erobert, und nachdem die übrigen Divisionen gelandet waren, ging die Flotte auf der Rhede von Abukir am 6. Juli vor Anker. Jetzt wurde mit aller Thätigkeit an der Befestigung von Alexandrien gearbeitet, und darauf rückte er am 7. Juli gegen die alte Hauptstadt des Landes, Kairo, vor, nachdem er hatte bekannt machen lassen, er wolle nur Aegypten von der Herrschaft der Mamelukken befreien. Nach vielen Beschwerden, durch die brennende Hitze und durch den Mangel an Lebensmitteln erzeugt, langten die Franzosen in der Nähe von Kairo (am 20. Juli) an. Am folgenden Tage lieferte Buonaparte den 23 Beys unter Murads Anführung, die hier in einer festen Stellung standen, die berühmte Schlacht bei den Pyramiden, die ihm am folgenden Tage den Einzug in Kairo verschaffte. Am 1. August Morgens fand Nelson endlich die französische Flotte, die er seit beinahe 3 Monaten aufgesucht, und drei Mal verfehlt hatte, obgleich er bei Sardinien und Sicilien nur durch die Inseln selbst von ihr getrennt gewesen war. Beim Anblick der feindlichen Flotte rief Nelson aus: „Morgen bin ich ein Engel oder ein Lord," und mit Sonnenuntergang, nachdem er die Anstalten zur Schlacht gemacht hatte, begann der gewaltige Kampf. Nelson hatte 14 Schiffe, und mit Blitzesschnelle drang er mit 7 Schiffen in den von der französischen Flotte am Ufer freigelassenen Raum ein, um die Stellung in Flanke und Rücken zu nehmen; mit den übrigen Schiffen griff er die Fronte an. Brueyes selbst war gleich im Anfange der Schlacht gefallen, und sein Tod und das Auffliegen seines Admiralschiffs brachte gleich die größte Unordnung hervor, so daß sich von der ganzen französischen Flotte nur 2 Linienschiffe und 2 Fregatten retten konnten. Doch dieser glänzende Sieg konnte die Eroberung Aegyptens nicht verhindern; denn Buonaparte ließ dadurch seinen Muth nicht sinken, sondern setzte den Feldzug mit aller Kraft fort, obgleich die Pforte durch Englands und Rußlands Vermittelung ebenfalls an Frankreich den 13. Septbr. den Krieg erklärt hatte. Nachdem Desaix am 8. Oktbr. bei Sediman den Murad noch einmal geschlagen, und Buonaparte am 22. Oktbr. eine Empörung in Cairo blutig unterdrückt hatte, so schien die Eroberung Aegyptens, mit Ausnahme von Ober-Aegypten, vollendet zu seyn. Dem Murad rückte jetzt Desaix nach Oberägypten entgegen, und Buonaparte wandte sich mit 10.000 Mann nach einer andern Gegend, wo eine Gefahr für seine neuen Eroberungen sich zeigte. Bei Gaza hatte nämlich der Bay Ibrahim eine neue Armee gesammelt, unterstützt von dem syrischen Statthalter der Pforte, Achmed. Diesem gieng da-

Digitized by Google

her Buonaparte mit einer Armee entgegen, eroberte auf diesem Marsche die Festung El Arisch (22. Febr. 1799), den 25. Feb. Gaza, den 7. März Jaffa, wo er 6000 Gefangene niedermetzeln ließ, und rückte nun auf das aus der Geschichte der Kreuzzüge berühmte Acre los, wohin Achmed, durch Buonaparte's siegreichen Anzug in Verlegenheit gesetzt, seine Zuflucht genommen hatte. Am 18. März 1799 war Buonaparte vor Acre angekommen. Aber diese Stadt, unter Leitung des englischen Admirals Sidney Smith tapfer vertheidigt, setzte seinem Siegeszuge in Syrien ein Ziel; denn die Belagerung dieser Festung mußte den 19. Mai aufgegeben werden, und den folgenden Tag trat die nur noch 7000 Mann starke Armee ihren Rückzug an. Auf diesem Rückzuge ließ Buonaparte Alles verwüsten, und am 14. Juni traf er wieder in Cairo ein. Immer mißlicher wurde die Lage der Franzosen in Aegypten, allein er hielt den wankenden Muth der Seinigen aufrecht, und schlug die Türken bei Abukir (25 Juli) wieder zurück, die dort gelandet waren, so daß beinahe die ganze türkische Landungsarmee hier vernichtet wurde. Gleich nach dieser seiner letzten That in Aegypten faßte er den Entschluß, nach Frankreich zurückzukehren, nachdem er die Nachricht von dem gefährlichen Zustande der Republik erhalten hatte. Da die Nachricht von seiner Entfernung für die Armee, die ein großes Vertrauen auf ihn setzte, sehr niederschlagend seyn mußte, so beschloß er, seine Abreise in der Stille zu bewirken. Am 23. August 1799 segelte er in Begleitung mehrerer der vorzüglichsten Generale ab, und hinterließ 2 Schreiben, das eine an die Armee, das andere an den General Kleber, welchem er den Oberbefehl über das französische Heer übergab. Am 9. Oktbr. landete Buonaparte in der Nähe von Frejus, und traf den 14. in Paris ein. Hier wurde er von der Nation als Retter empfangen, denn die französische Republick befand sich in einer bedrängten Lage, in einem Zustande, der ihren nahen Untergang vorher zu verkündigen schien. England, mit Rußland und der Pforte jetzt verbunden, hatte den Krieg fortgesetzt, und auch Oesterreich, längst mißvergnügt über die Errichtung der Republiken in Italien, und über den Einfluß Frankreichs auf die Schweiz, hatte sich diesem Bunde angeschlossen, wodurch die 2te Coalition gegen Frankreich entstanden war. Oesterreich bot seine ganze Kraft auf, und Rußland schickte mächtige Heere, wodurch die Verbündeten im Kriege bald das Uebergewicht erhielten. Der Erzherzog Carl schlug nämlich die Franzosen, die Graubünden besetzt hatten, und in Tyrol eindrangen, bis über den Rhein zurück. In Italien siegten die unter Suwarow vereinigten Russen und Oesterreicher, und verdrängten nach und nach den Feind aus allen italienischen Ländern. Zwar schlug Massena den 25. Septbr. 1799 die Russen bei Zürch, wodurch Frankreich die schon beinahe eroberte Schweiz wieder gewann; zwar glückte die Landung der Russen und Engländer in Holland nicht; zwar rief der Kaiser Paul seine Truppen zurück: gleichwohl war die Lage der Republik immer noch sehr bedrängt. Die Stärke ihrer Truppen hatte sich durch die vielen Schlachten und Anstrengungen sehr vermindert, das Heer litt an dem Nothwendigsten Mangel, wodurch Mißmuth erregt wurde, der wieder die Disciplin auflößte, und die verderblichsten Folgen fürchten ließ. Hierzu kamen noch innere Kriege, nämlich die Empörungen der Vendéer und Chouans, und endlich das Schlimmste — die Verwirrungen in der Regierung selbst. Von allen diesen Uebeln hoffte die französische Republik durch Buonaparte befreit zu werden, und er täuschte ihre Hoffnung nicht. — Jetzt hebt der 3te Akt von Buonaparte's Leben an, nämlich von der Entstehung der Consular-Regierung bis zur Errichtung des Kaiserthums (von 1799 — 1804). Alle Parteien waren bei Buonaparte's Zurückkunft aus Aegypten mit der Direktorial-Regierung unzufrieden, und selbst einzelne Mitglieder des

Digitized by Google

Regierungs-Personals hielten eine Veränderung desselben für nothwendig. Um Kraft und Einheit wieder in die Kriegsführung zu bringen, wurde Buonaparte, der das allgemeine Zutrauen der Armee besaß, von dem Rath der Alten zum Generalissimus erklärt. Kaum war Buonaparte im Besitz der Militärgewalt, so begannen die Direktoren den Verlust ihrer Staatsgewalt zu ahnen, und bald wurden auch Barras und zwei andere Direktoren (Moulin und Gohier) entfernt, und hiermit war am 9. Novbr. die Direktorial-Gewalt zerstört. Als am folgenden Tage Buonaparte den Rath der Fünfhundert zu St. Cloud auseinander getrieben hatte, ließ er eine Consular-Kommission wählen, deren Haupt er wurde, dessen Seele aber der feine Sieyes war. Diese Kommission entwarf jetzt die 4te Constitution der Republik. Hiernach wurde Buonaparte unter dem Namen eines ersten Consuls, mit 2 ihm untergeordneten Gehülfen, an die Spitze der Regierung gestellt. Der zweite Consul war Cambaceres, gewesener Justizminister, und zum 3ten Consul wurde ein Mitglied des Raths der Alten, Lebrun ernannt. Das Amt der Consuln war auf 10 Jahre festgestellt. Diese neue Staats-Verfassung wurde den 15. Dezbr. 1799 bekannt gemacht, und den 25. Dezbr. zur Vollziehung gebracht. Buonaparte hatte als erster Consul beinahe eine königliche Gewalt erhalten, allein er gebrauchte sie jetzt nur zur Sicherung und Herstellung der innern und äußern Ruhe. Das Erstere gelang besonders dadurch, daß er Männer, wie Talleyrand und Fouché für die einzelnen Theile der Staats-Verwaltung zu wählen verstand, die durch ihre Fähigkeiten den Wirkungskreis ausfüllten, den er ihnen übertragen hatte. Das Finanzwesen wurde bald so verbessert, daß die Noth in den Staatskassen in kurzer Zeit verschwand; ein Gesetzbuch wurde ausgearbeitet; eine Gensd'armerie zur Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit errichtet; der Gottesdienst hergestellt, und deßhalb mit dem Papst ein Concordat abgeschlossen; der Handel, das Fabrikwesen, der Ackerbau, die Künste und Wissenschaften befördert und aufgemuntert, und überhaupt so viel für das Wohl des Staats gethan, daß man ohne Uebertreibung behaupten darf, die Epoche der Consular-Regierung sey eine der glücklichsten für Frankreich seit der langen Dauer dieses Staats gewesen. Damit aber alle die Einrichtungen und Verbesserungen auch wirklich diese Vortheile hervorbringen konnten, die beabsichtigt wurden, so mußte Frankreich Frieden haben. Allein weder England, noch Oesterreich waren dazu geneigt, und so wollte Buonaparte nun mit dem Schwerdte in der Hand erkämpfen, was er durch Unterhandlungen nicht erreichen konnte. Sein erstes Bestreben war, Massena in Italien zu unterstützen, der dort seit dem 24. Nov. 1799 den Oberbefehl führte, und nur Genua noch mit etwa 16.000 Mann besetzt hielt. Die Oesterreicher hatten jetzt in Italien 80 — 90.000 Mann sieggewohnter Truppen, und den Oberbefehl über dieses Heer führte Melas. Diese Armee hatte durch die Schlacht bei Voltri (18. April 1800) Massena nur auf Genua beschränkt, und den General Suchet den 8. Mai selbst aus Nizza verdrängt, so daß die Oesterreicher sich jetzt bis an den Var ausdehnten. Am 15. Mai mußte sich sogar noch Savona ergeben. Genua wurde jetzt von den Engländern zur See, und von den Oesterreichern zu Lande eingeschlossen, und an Lebensmitteln fing es an immer mehr zu fehlen. Buonaparte hatte, um seiner bedrängten Armee in Italien zu Hülfe zu eilen, eine sogenannte Reserve-Armee bei Dijon in kurzer Zeit bilden lassen, die er den 9. Mai 50.000 Mann stark, und aus den versuchtesten Soldaten und erfahrensten Offizieren zusammengesetzt, bei Genf musterte. Diese Armee sollte die Gebirge, die Wallis von Italien trennen, übersteigen, und in die Ebene der Lombardey vordringen, um entweder Melas im Rücken anzugreifen, oder ihn durch diese Umgehung zum Rückzuge zu nöthigen. Der Marsch ging

Digitized by Google

über den großen Bernhard, und vom 15. bis 21. Mai hatte unter den größten Mühseligkeiten die Armee diesen Weg zurückgelegt. Gleichzeitig waren 7000 Mann über den Simplon gegangen. Buonaparte selbst hatte sich bei der Abtheilung seines Heeres befunden, die über den großen Bernhard gegangen war, und am 2. Juni hielt er schon seinen Einzug in Mailand. Sein Heer wurde in der Lombardey noch durch ein Corps des Generals Moncey, welches Moreau von Deutschland aus über den St. Gotthard geschickt hatte, verstärkt, so daß das Heer jetzt gegen 80.000 Mann betrug. Durch diesen Marsch hatte er Melas bewogen, zurück zu gehen, dem nun Suchet folgte. Doch Genua selbst wurde nicht gerettet, denn Massena hatte mit noch 8000 Mann, durch Hungersnoth dazu gebracht, sich ergeben müssen, jedoch unter der ehrenvollen Bedingung, sich gleich wieder an das französische Heer anschließen zu können. So nützte die Eroberung von Genua also nichts. Unterdessen hatte sich Melas von Turin in die Gegend von Alessandria gezogen, und zwischen der Bormida und dem Tanaro alle Abtheilungen seiner Armee vereinigt (13. Juni), um hier dem ersten Consul eine Schlacht zu liefern. Am 14. Juni 1800 fiel jetzt die große Schlacht von Marengo vor, die über das Schicksal Italiens entschied. Die Franzosen auf beiden Flügeln schon geschlagen, griffen um 5 Uhr Abends, unterstützt von der Reserve unter Desair, und wieder ermuthigt durch Buonaparte's Worte: „Kinder, ihr wißt, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu schlafen!" abermals an, und siegten nach einem 13stündigen Kampfe; allein Desair war gefallen, und starb zu Alessandria. Melas befand sich in einer verzweiflungsvollen Lage, und mußte am 16. Juni einen 10tägigen Waffenstillstand eingehen, wonach sich die österreichische Armee in 8 Tagen bis Mantua zurückziehen, und alle Festungen bis an den Mincio einräumen mußte. So war den Oesterreichern durch eine einzige Schlacht der größte Theil Oberitaliens wieder verloren gegangen, der durch so viele Anstrengungen war erobert worden. Buonaparte reiste jetzt nach Paris, wo er den 1ten Juli eintraf, mit neuen Lorbeeren geschmückt. Noch in demselben Jahre, wo auf dem Schlachtfelde bei Marengo das Glück sein Leben ihm erhalten hatte, sollte er Gefahr laufen, in der Hauptstadt der Republik durch Mordanschläge es zu verlieren; denn immer gab es noch Leute, die mit dem jetzigen Zustande Frankreichs nicht zufrieden waren, oder die sein stolzer Uebermuth zur Rache gegen seine Person reizte. Aber noch blieb ihm das Glück zur Seite, noch war das Maaß seiner Eitelkeit und seiner Herrschsucht nicht voll. Eine Verschwörung gegen sein Leben wurde am 9ten Okt. entdeckt, und die berüchtigte Höllenmaschine richtete am 24 Dec. ihre Zerstörungen um wenige Minuten zu früh an. Auch in Deutschland war der Krieg in diesem Jahre von Moreau glücklich geführt worden, er war mit seiner Armee bis nach Ingolstadt vorgedrungen, und nur ein Waffenstillstand hatte seinen Siegeszug am 15ten Juli aufgehalten. Allein da die Friedensbedingungen von Oesterreich zu zwei verschiedenen Malen nicht angenommen wurden, so wurde der Krieg in Deutschland und in Italien (am 30ten August und 4ten Sept., und am 11ten und 23ten Nov.) fortgesetzt, bis endlich Moreau durch seinen Sieg bei Hohenlinden, den 3ten Dec. 1800, den Kaiser zum Frieden nöthigte, der mit Zuziehung des Deutschen Reiches den 9ten Februar 1801 zu Luneville abgeschlossen wurde. Frankreich erhielt darin das linke Rheinufer; in Italien machte die Etsch die Grenze. Bald darauf erfolgten Friedensschlüsse mit allen Feinden Frankreichs außer England, und endlich auch am 26ten März mit dieser Macht zu Amiens. Die gemachten überseeischen Eroberungen gab England, bis auf Ceylon und Trinidad, an Frankreich, Spanien und Holland zurück, versprach die Räumung von

Digitized by Google

Malta, welches England den 5ten Sept. 1800 wieder erobert hatte, und erkannte die Französische Republik an. So hatte Frankreich jetzt, mit Ausnahme des Negernaufstandes zu St. Domingo, einen vollkommenen Frieden; denn auch die Empörungen im Innern waren unterdrückt, die Republik war von allen europäischen Mächten anerkannt, und der eigentliche Revolutions-Krieg also beendigt. Immer mehr arbeitete der erste Consul jetzt daran, das Wohl des Volkes zu befördern, um es geneigt zu machen, seine herrschsüchtigen Wünsche zu begünstigen. Ein großes allgemeines Friedensfest wurde nach den vielen Friedensschlüssen im Jahre 1801, am 9ten Nov. desselben Jahres (zum Andenken der Abschaffung der Direktorial-Regierung) in Paris mit allem möglichen Glanze gefeiert, um der Nation gewissermaaßen alle seine Verdienste ins Gedächtniß zurück zu rufen, um dieselbe mit sich selbst auszusöhnen, um alle Gräuel der Verwüstung und den Untergang der französischen Armee in Aegypten zu vergessen, deren letzte Reste nach Klebers Ermordung (15ten Juni 1800) am 29ten Juni 1801 kapituliren mußten. Planmäßig und rastlos arbeitete nun Buonaparte daran, seine Macht immer mehr zu befestigen, das Gebäude der neuen Republik immer mehr zu untergraben, um auf den Trümmern derselben sich selbst einen Pallast des Ehrgeizes und der Herrschsucht zu gründen. Fortwährend wußte er die Nation mit neuen Mährchen seiner Liebe für dieselbe zu unterhalten, um die Aufmerksamkeit von Dem abzuziehen, womit er im Stillen beschäftigt war. Immer mehr Personen, die seiner Eitelkeit schmeichelten oder sich unbedingt seinem Plan hingaben, verstand er an sein Interesse zu ketten, und hierzu diente ihm auch die Stiftung des Ordens der Ehrenlegion, der am 19. Mai 1802 gegründet wurde. Die Männer aber, die ihm an Geist überlegen waren, und uneigennützigere Gesinnungen für Frankreich hatten, wie Carnot und Moreau u. A., wurden von ihm vernachlässigt, oder wenigstens so durch seine Späher bewacht, daß keine Gefahr von ihnen zu besorgen war. Kurz vor der Stiftung der Ehrenlegion hatte er es dahin zu bringen gewußt, daß man dem ersten Consul, wegen der Verdienste um den Staat, seine Regierung auf Lebenszeit bestätigte (2. August 1802). Hiermit war ein neuer Schritt zur monarchischen Gewalt geschehen, denn ein weit größeres Feld des Wirkens wurde ihm zugleich mit dieser neuen Würde eingeräumt. Dem Nationalkarakter der Franzosen wußte er jetzt auch durch äußern Glanz zu schmeicheln, indem er in seinen Palläften und an seinem Hofstaate monarchische Pracht einführte. Die alte Hof-Etikette galt jetzt von Neuem; der wieder hergestellten Monarchie fehlte weiter nichts mehr, als der Name. Nachdem er auf diese Weise seine Macht fester gegründet, und der französischen Eitelkeit immer mehr geschmeichelt hatte, mußte auch das Ausland seine Willkühr mehrfach erfahren, und im Stillen arbeitete er daran, sich gegen seinen gefährlichsten und unversöhnlichsten Feind, England, zu rüsten. England erhielt Nachricht davon, und da es vorauszusehen war, daß Buonaparte seine übernommene Verpflichtungen nicht erfüllen würde, so kam es ihm zuvor, und erklärte den 18. Mai 1803 an Frankreich den Krieg. Da Buonaparte's Rüstungen zu einem Seekriege noch nicht beendigt waren, so ließ er durch Mortier am 26. Mai Hannover besetzen, obgleich dasselbe als ein Theil des deutschen Reiches eine bewaffnete Neutralität behaupten wollte. Zugleich ließ er bei Boulogne ein Heer zusammen ziehen, womit er eine Landung in England drohte; schloß am 19. Oktober mit Spanien, und am 25. Dezember mit Portugal einen Subsidien-Tractat, und ließ das ohne Kampf unter französische Gewalt gekommene Hannover als ein erobertes Land behandeln. Ohne wichtige Kriegsbegebenheiten vergingen nun die Jahre 1803 und 1804. Allein in diesem letzten Jahre wurde ein neuer Mordanschlag gegen das Leben des ersten Consuls entdeckt (15. Februar). In Folge dieser Verschwörung wurde

Digitized by Google

Moreau, der Sieger von Hohenlinden, aus Frankreich verbannt; Pichegrü, der Eroberer von Holland, und Georges mußten mit mehreren Anderen sterben. Vier Wochen später, als diese Verschwörung entdeckt war, ließ gegen alle Gesetze des Völkerrechts, Mitten im Frieden, Buonaparte den Herzog von Enghien, einen Enkel des Prinzen von Condé, im Badenschen gefangen nehmen, in Vincennes von einer Militär-Kommission verurtheilen, und den 21. März erschießen. Wegen dieser empörenden und nicht zurechtfertigenden Gewalthandlung sprach ganz Europa das Verdammungsurtheil über ihn aus, und auch seine größten Vertheidiger konnten ihn von dem Schimpf nicht frei sprechen, den er hierdurch auf sich geladen hatte. In demselben Jahre noch hatte es Buonaparte dahin zu bringen gewußt, daß die Republik in ein Kaiserreich umgeschaffen, und er selbst zum erblichen Kaiser von Frankreich am 18. Mai 1804 unter dem Namen Napoleon I. ernannt wurde. Hiermit beginnt der 4. Akt seines Lebens, in welchem das Glück 8 Jahre hindurch seinen Siegeswagen zog, und seinen Stolz bis zum Uebermuth erhob, ihn alsdann aber von seiner errungenen Höhe 1812 wieder hinabstürzte. — Durch diese seine Erhebung zur Kaiserwürde glaubte er nun den Schlußstein zum Riesengebäude seiner Macht und seines Ruhms gelegt zu haben. Im Monat Dezember (2.) setzte er sich und seiner Gemahlin in der Hauptstadt seines Kaiserreichs (in der Kirche Notre-Dame) die Krone auf, und ließ sich vom Papste Pius VII. salben. Durch dieses Gaukelspiel wollte er an Pipin und den großen Carl erinnern. Allein diese waren germanischer Abkunft, und er ein Korse. Germanien hatte schon vielen Ländern berühmte Könige gegeben, aber aus Corsika wollten die Römer nicht einmal Sklaven haben. Mit dem folgenden Jahre (am 15. März 1805) wurde die italienische Republik in ein Erbkönigreich verwandelt, er selbst den 26. Mai in Mailand zum König von Italien gekrönt, und sein Stiefsohn Eugen Beauharnois wurde zum Vicekönig ernannt. Damit auch mit dem Namen Republik das Andenken daran verschwinden sollte, so schlug in kurzer Zeit jetzt die Todesstunde aller Republiken, und jene von Genua wurde jetzt schon im Mai mit dem Kaiserreich vereinigt. Seine Schwester Elisa ward Fürstin von Piombino, und ihr Gemahl Felix Bacciochi zum Fürsten von Lucca ernannt. Aus diesen Erscheinungen konnte man auf die Zukunft schließen; denn sein Geschlecht sollte das Herrschergeschlecht in Europa werden. Diesen Eingriffen ein Ziel zu setzen, errichteten England, Oesterreich, Rußland und Schweden eine 3te Coalition. Mit 500.000 Mann wollten die 3 letzteren Mächte Frankreich zu Lande bekämpfen; England wollte den Krieg auf dem Meere führen, und gab Subsidien. Mit seiner gewöhnlichen Schnelligkeit warf sich Napoleon, nachdem er den 26. Septbr. 1805 über den Rhein gegangen war, auf die österreichischen Heere, schlug sie einzeln oder drängte sie bis Ulm zurück, nachdem er sich vorher mit den Würtembergern und Baiern vereinigt hatte. Das jetzt bei Ulm vereinigte österreichische Heer wurde den 14. Oktober geschlagen und eingeschlossen, und der Oberbefehlshaber desselben, Mack, mußte sich mit dem größten Theile des Heeres gefangen geben. Doch Napoleon hatte in diesem Monate auch einen Unglückstag, denn die vereinigte französisch-spanische Flotte wurde den 21. Oktober bei Trafalgar von Nelson geschlagen. Obgleich Preußen, von dem russischen Kaiser Alexander zur Theilnahme an dem Kriege aufgefordert, sein Heer in Bewegung setzte; so ließ sich Napoleon bei dieser Nachricht doch nicht in seiner Siegesbahn aufhalten, sondern drang unaufhaltsam, auch mit Verletzung des neutralen preußischen Gebiets, gegen Wien vor, so daß Murat schon den 13. November die österreichische Kaiserstadt besetzte. Das österreichische Heer zog sich nach Mähren zurück, um sich mit den heranrückenden Russen zu vereinigen, und noch einmal sein Glück in einer Schlacht zu versuchen. Am 2. Dezbr., dem Jahrestage

Digitized by Google

der Kaiserkrönung Napoleons, kam es bei Austerlitz zur Schlacht, worin dieser über das vereinigte Heer abermals siegte. Diese Schlacht erzeugte den Frieden von Preßburg (26. Dezbr.), worin Oesterreich zum Vortheil Napoleons deutscher Verbündeter große und wichtige Länder verlor, und auch das Königreich Italien, einen Theil des ehemahligen venetianischen Gebiets abtreten mußte. Auch Preußen, das unter diesen Umständen die Verletzung der Neutralität verschmerzen mußte, sah sich genöthigt, in einem eigenen, den 15. Dezbr. in Wien abgeschlossenen Traktate alte Provinzen gegen Hannover abzutreten, wodurch es zwar an Land gewann, aber an Liebe verlor. Die Besitznahme dieser Länder enthielt auch für Preußen zugleich die Keime eines Krieges mit England, denn diese Macht hatte Hannover noch nicht abgetreten, wenn gleich Frankreich es erobert hatte. Durch diesen Frieden hatte zwar Frankreich selbst sein Gebiet nicht sehr erweitert, allein es hatte den Vortheil, daß dadurch Baiern und Würtemberg enger an Frankreich geknüpft, und der Saamen der Zwietracht zwischen diesen Ländern und Oesterreich, so wie zwischen Preußen und England, ausgestreut war. Nach der Besiegung dieses 3. Bündnisses glaubte nun Napoleon vor den Augen von ganz Europa es nicht mehr verbergen zu dürfen, daß er nach der Alleinherrschaft über diesen Welttheil streben, und für denjenigen, der dieser seiner Allgewalt entgegentreten würde, nichts als Untergang zu erwarten sey. Seine Heerführer und Staatsmänner erhielten jetzt 1806 Fürstenthümer in neueroberten Ländern zum Lohn. Sein Schwager Murat (Gemahl seiner Schwester Caroline) wurde Großherzog von Berg (15. März); sein Bruder Joseph erhielt (30. März) das Königreich Neapel und Sicilien, weil sich Neapel an die 3. Coalition angeschlossen hatte; seinen Bruder Louis erhob er zum König von Holland; seine Schwester Pauline (vermählt mit dem Fürsten Borghese, früher mit dem General Leclerc) wurde Herzogin von Guastalla; den Churfürsten von Baiern und Würtemberg hatte er am 1. Januar 1806 den Königstitel gegeben; seinem Stiefsohne verschaffte er eine baiersche Königstochter zur Gemahlin; die Nichte seiner eigenen Gemahlin, Stephanie Beauharnois, wurde mit dem Erbprinzen von Baden vermählt; den 12. Juli 1806 stiftete er den Rheinbund, erklärte sich zum Protektor desselben, und die Mitglieder dieses Bundes waren nichts weiter, als seine Vasallen, die ihm in seinen Kriegen Hülfstruppen stellen mußten, und ihre Interessen nie von dem seinigen trennen durften. Am 6. August wurde das römisch-deutsche Reich durch ihn aufgelöst; kurz Napoleon maßte sich eine Allgewalt an, die allgemeines Entsetzen einflößte; er erlaubte sich die grausamsten Ungerechtigkeiten, die jedes Menschenherz zur Verzweiflung brachten, er übte die blutigste Willkühr, und zertrat die heiligsten Rechte der Menschen. Um diesen seinen Anmaßungen noch einmal entgegen zu treten, wurde abermals ein Bund zwischen den noch selbstständigen europäischen Monarchen, England, Rußland und Preußen, geschlossen. Noch aber war Rußland nicht gerüstet zum Kampfe, und wie Napoleon immer gewohnt war, durch Schnelligkeit des Angriffes zu siegen, so geschah es auch jetzt. Ehe noch die Russen ihre Gränzen überschritten hatten, war Preußens Schicksal am 14. Oktober in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt entschieden, und mit dieser Niederlage folgte eine Reihe von Unglücksfällen für diesen Staat. Schon am 27. Oktober zog das französische Heer, der Kaiser an der Spitze, in Berlin ein, und drang bald bis an die Weichsel vor. Churſachsen der einzige deutsche Bundesgenosse von Preußen, schloß jetzt mit Napoleon Friede, und wurde ein Mitglied des Rheinbundes. Dafür wurde Sachsen auch von dem Kaiser der Franzosen mit der Königswürde belohnt, und blieb aus Dankbarkeit ihm immer ergeben. Jetzt konnte Preußen nicht mehr durch die russischen Heere, nicht durch die Schlacht bei Preußisch-Eilau (8. Februar) ge-

Digitized by Google

rettet werden, obgleich Napoleon nach dieser Schlacht in seinen Berichten eine so bescheidene Sprache führte, wie man sie von ihm bisher nicht war gewohnt gewesen. Am 14. Juni gewann er bei Friedland einen entscheidenden Sieg über die Verbündeten, worauf Königsberg den 17. Juni von den Franzosen besetzt wurde, und das geschlagene Heer über den Niemen zurück gehen mußte. Bald darauf erfolgte den 9. Juli der Friede zu Tilsit, worin Preußen die Hälfte seiner Länder (bis an die Elbe) verlor. Die französischen Truppen sollten ferner drei Oderfestungen (Glogau, Küstrin und Stettin) besetzt halten, bis Preußen 30 Millionen Thaler an Frankreich würde gezahlt haben. Auch die wichtige Festung Danzig wurde von den Franzosen besetzt gehalten. Aus den von Preußen abgetretenen Ländern, aus dem Herzogthum Braunschweig, dem Churfürstenthum Hessen und aus Theilen Hannovers, wurde von Napoleon ein neues Königreich Westphalen gebildet, welches Napoleons jüngstem Bruder, Hieronymus, zu Theil ward, der sich jetzt mit einer königlich-würtembergischen Prinzessin vermählte. Napoleon konnte nach diesem Frieden nun auch seinen Lieblingsplan besser durchsetzen, Englands Waaren von dem Continente zu verdrängen, um dadurch den englischen Handel zu Grunde zu richten. Durch diese Erweiterung seiner Macht gegen Norden und Osten (denn auch das Herzogthum Warschau war dem Könige von Sachsen als ein französisches Lehn zugetheilt worden), und dadurch, daß Oesterreich und Preußen jetzt ohnmächtig waren, konnte er nun an den Theil des Südens von Europa denken, der seiner Alleinherrschaft noch nicht unterworfen war. Portugal, welches dem Continental-System nicht beitreten wollte, sollte dafür unterjocht werden. Mit Spanien wurde die Theilung des Königreichs Portugal verabredet, und hierauf baute Napoleon wieder einen andern Plan, auch Spanien auf diese Weise zur gänzlichen Unterwerfung zu bringen. In kurzer Zeit war Portugal besetzt, und den 30. November 1807 zogen die Franzosen in Lissabon ein, denn die königliche Familie hatte sich mit Hülfe der Engländer nach Brasilien eingeschifft. Nun entstand 1808 auch in Spanien eine angebliche Verschwörung des Prinzen von Asturien gegen den König, seinen Vater, Carl IV. Dieser legte die Regierung nieder, und der Prinz von Asturien bestieg als Ferdinand der VII. den 19. März den spanischen Thron. Nicht lange darauf rückten französische Truppen in Madrid ein, die ganze königliche Familie wurde bewogen, nach Baronne zu gehen, wo sich Napoleon befand, um ihre Angelegenheiten zu entscheiden. Hier erklärte Carl IV., daß sein Sohn ihn zur Entsagung des Throns gezwungen habe, und legte sein Recht in Napoleons Hände. Napoleon entschied jetzt zwischen Vater und Sohn dahin, daß beide der Krone entsagen, und sich bequemen mußten in Frankreich zu leben. Am 4. Juni ernannte er seinen Bruder Joseph, bisherigen König von Neapel, zum König von Spanien, und dafür seinen Schwager, Joachim Murat, zum König von Neapel. Der Kaiser von Frankreich glaubte hiermit sich nun auch Spanien unterworfen zu haben; allein er hatte den Karakter der Spanier verkannt, er hatte ihren Stolz beleidigt, als er foderte, sie sollten einem aufgedrungenen Herrscher gehorchen. Es entstand eine Empörung gegen den König Joseph, die ganze spanische Nation nahm Theil daran, und bald folgten diesem Beispiele die Portugiesen. Die Engländer unterstützten die Spanier und Portugiesen, und Junot mußte, durch die Kapitulation von Lintra (30. August 1808) Portugal verlassen, denn 30.000 Engländer waren unter Wellesley gelandet. Den 20. Juli war der neue König in Madrid angelangt, allein schon den 1. August mußte er seine Hauptstadt wieder verlassen. Da stellte Napoleon sich selbst an die Spitze seiner Truppen, die er aus Frankreich hatte verstärken lassen, und jetzt folgte Sieg auf Sieg, so daß er den 4. Dezember schon wieder in Madrid einrücken konnte. Im folgenden Jahre (1809) fällt Corunna (den 19. Januar), Ferrol (den 26. Januar) und Saragossa den 20. Februar, so wie viele andere feste Oerter

Digitized by Google

schon früher gefallen waren. Da wo die Franzosen mit Armeen standen, waren sie im Besitz des Landes, denn den kriegsgeübten französischen Heeren, die überdieß immer die Uebermacht hatten, konnten die Spanier nicht widerstehen. Aber die Gebirge hatte das Volk inne, und der Haß gegen die Franzosen hatte eine solche Allgemeinheit erlangt, daß jeder Einwohner zum Kampfe gegen sie aufstand. Gift und Dolch, heimlicher Mord, und offener Angriff wurde angewandt, um die Zahl der Feinde zu verringern. Endlich rückten auch die Engländer, unter Wellesley, die bis an die Küste zurück gedrängt waren, wieder vor, und gewannen bei Talavera de la Reyna eine Schlacht (26. und 27. Juli 1809), konnten gleichwohl die Vortheile davon nicht verfolgen, sondern mußten sich begnügen, das weitere Vordringen der Franzosen aufzuhalten. So behielten nach vielen blutigen Schlachten, worin theils die Franzosen siegten, theils geschlagen wurden, die französischen Heere bis zum Jahre 1813 immer noch die Oberhand. — Während dieser Kriege, nachdem der Kirchenstaat, Toscana, Parma und Piacenza mit dem französischen Kaiserreiche waren vereinigt worden, rüstete sich Oesterreich zu einem neuen Kampfe mit Napoleon. Dieser Staat konnte den in den vorigen Kriegen erlittenen Verlust nicht verschmerzen, und wurde von England zu einer neuen Unternehmung gegen Frankreich durch Subsidien unterstützt. Oesterreich erregte durch diese seine Rüstungen bei Napoleon Besorgnisse, denn es hatte einen günstigen Zeitpunkt zur Bekämpfung Frankreichs gewählt, weil das Unglück in Spanien einen allgemeinen Haß der Völker Deutschlands und Italiens aufgeregt hatte. Oesterreich stellte eine Macht auf, wie es in keinem der früheren Kriege zusammen gebracht hatte, verfuhr dabei mit einer solchen Thätigkeit, und wußte seine Heere so zu begeistern, daß dieser Kampf zu kühnen Hoffnungen berechtigen konnte. Am 9ten April 1809 erfolgte die wirkliche Kriegserklärung von Oesterreich, und die österreichischen Truppen rückten zugleich in Baiern und in Italien ein. In Tyrol war das Volk für Oesterreichs Sache in Aufstand gesetzt. Napoleon ließ eiligst seine und die Truppen des Rheinbundes zusammen ziehen, und der Kaiser begab sich selbst zur Armee. Obgleich die Oestreicher mit einem Muthe fochten, der ein besseres Schicksal verdient hätte, so würde doch in mehrern kleinen Gefechten, wie den 19 April bei Lann, den 20ten bei Abensberg, den 21ten bei Landshut, den 22ten bei Ekmühl und den 23ten bei Regensberg, die Oesterreicher geschlagen, und am 12ten Nov. rückten die Franzosen abermals in Wien ein. Eine große Schlacht bei Aspern und Eßlingen wird den 21. u. 22. Mai in der Nähe von Wien an dem linken Ufer der Donau geschlagen, die heldenmüthig kämpfenden Oesterreicher siegen, und die Franzosen müssen sich über die Donau zurückziehen. Aber nach einiger Zeit wird der Uebergang von den Franzosen wieder erzwungen, und die darauf folgende Schlacht bei Wagram den 5ten und 6ten Juli ist für Frankreich und seine Verbündeten ein neuer Sieg. Die Feinde dringen jetzt in Ungarn und Mähren ein, und der Kaiser Franz sieht sich jetzt genöthigt, einen Waffenstillstand zu schließen, dem am 14. Oct. der Friede zu Wien folgte. Der Friede zu Wien zwang Oesterreich wieder zu großen Aufopferungen, denn es mußte nicht nur alles Land abtreten, wodurch es noch mit der Küste in Verbindung stand, und bedeutende Kriegskosten zahlen, sondern der Kaiser von Oesterreich mußte auch seine älteste Tochter, Maria Louise, dem Kaiser Napoleon zur Gemahlin versprechen. Alle Gefahren, die Napoleon's Herrschaft während dieses Krieges bedrohten, wurden noch in diesem Jahre glücklich besiegt. Die Unternehmungen des Obersten von Dörenberg, des preußischen Majors von Schill und des Herzogs von Braunschweig-Oels, die in Deutschland einen allgemeinen Aufstand gegen Frankreich bezweckten, blieben ohne Wirkung, da in ihren Streifzügen keine Einheit war. Die Landung der Engländer auf der Insel Walchern,

Digitized by Google

und die Eroberung von Bließingen (den 15. August) waren von keinen Folgen, da Ponte-Corvo (Bernadotte) mit einem schnell gebildeten Heere ihnen entgegen trat. Auf diese Weise war von dem Jahre 1809 an nun keine Gefahr auf dem Festlande von Europa für Napoleon zu fürchten, und Spanien, gegen welches er seine ganze Kraft jetzt verwenden konnte, hoffte er bald zu unterjochen. Nachdem sich Napoleon noch in demselben Jahre (16. Dez. 1809) von seiner Gemahlin Josephine hatte scheiden lassen, so vermählte er sich mit der österreichischen Erzherzogin Maria Louise, den 2ten April 1810, wodurch das österreichische Kaiserhaus auf immer für Frankreich gewonnen zu seyn schien. Gegen England konnte er nichts weiter thun, als in allen europäischen Staaten streng auf die Kontinental-Sperre zu halten, und da Holland noch immer Schleichhandel getrieben hatte, so mußte sein eigener Bruder Louis der Regierung entsagen, und er vereinigte den 9ten Juli 1810 Holland mit Frankreich. Eben so wurde die ganze Küste Norddeutschlands vom Rhein bis zur Ostsee, den 13ten Dezbr. 1810, gleichfalls zum französischen Reiche geschlagen, weil diese Länder nicht im Stande wären, hieß es, sich gegen England zu schützen. Da nun auch seit dem 18ten Mai Napoleon's Schwager, der Prinz von Ponte-Corvo, durch die Wahl der Reichsstände und den Willen des Königs zum Kronprinzen von Schweden bestimmt war, und endlich nachdem dem Kaiser Napoleon den 20sten März 1811 ein Sohn geboren wurde, dem er schon bei der Geburt den Titel eines Königs von Rom ertheilte, so waren für jetzt alle seine Wünsche erfüllt, denn in seinem unermeßlichen Reiche konnte er mit Glanz und Ruhe, und mit schrankenloser Willkühr herrschen; sein ganzes Geschlecht trug Kronen, und sein Sohn erbte seinen Namen und seinen Kriegsruhm. Doch sein Ehrgeiz kannte keine Gränzen; Spanien sollte seinem Willen sich unterwerfen, und England, wenn auch langsam, durch die Handelssperre zu nachgiebigeren Gesinnungen gezwungen werden. Rußland, diese einzige, noch von ihm gefürchtete Macht in Europa, wollte in dieser Hinsicht seinen Befehlen nicht gehorchen, und den Handel mit England nicht verbieten. Hierdurch allein waren schon Spannungen zwischen diesen beiden Reichen entstanden, die einen nahen Krieg verkündigten. Aber auch früher schon war Rußland von Napoleon dadurch beleidigt worden, daß ein naher Verwandter des russischen Kaisers, der Herzog von Oldenburg, aus seinem Herzogthum vertrieben war, obgleich er alles Gefoderte geleistet hatte. Da Napoleon unter diesen Umständen voraussahe, daß Rußland in seinen Willen nicht eingehen würde, und es doch in kurzer oder langer Zeit zu einem Kriege mit dieser Macht kommen würde, so faßte er den Entschluß, Rußland jetzt anzugreifen, wo es Kriege gegen die Türkei und Persien führte, und das russische Reich seine Rüstungen noch nicht vollendet hatte. Ueberdies konnte der Trotz Schwedens, welches sich geradezu für England in dem Augenblick erklärt hatte, als französische Truppen in Schwedisch-Pommern eingerückt waren, durch das Beispiel, das es hierdurch gab, für Napoleon gefährlich werden, und leicht konnte der gemeinsame Unwille gegen Frankreich die Mächte des nordöstlichen Europa gegen ihn vereinigen. So wurde der Krieg gegen Rußland von Napoleon also jetzt schon beschlossen, und hiemit fängt der fünfte und letzte Akt seines Lebens an (von 1812—15). Napoleon rückte mit einer Heeresmacht gegen Rußland los, die in jeder Hinsicht furchtbar war, denn Frankreich selbst stellte 300.000 Mann, und die Bundesstaaten nebst Oesterreich und Preußen 200.000. So war, Spanien und Portugal ausgenommen, der ganze Continent von Europa gegen Rußland in Waffen. Am 29. Juni 1812 ging dieses gewaltige Heer über den Niemen. Die Russen zogen sich fechtend und planmäßig in das Innere des Reichs zurück; kühn folgte Napoleon, seinem Glücke vertrauend,

Digitized by Google

urch verwüstete Gegenden, dem russischen Heere, das [illegible] zu-
ückzog. Gleichzeitig deckte ein anderes russisches Heer die Hauptstadt des
Reichs, Petersburg. Auch dieses Heer wurde bis Riga, die Vormauer von
Petersburg, zurückgedrängt. Nach blutigen Schlachten, wie bei Smolensk
17. August) und an der Moskwa (7. Sept.) zog der bis jetzt für unüber-
indlich gehaltene Sieger am 14. Sept. in die alte Czarenstadt Moskau ein.
Er hoffte hier hinreichende Mittel zu finden, sich den Winter über zu halten,
um mit dem nächsten Frühjahr den Krieg weiter fortzusetzen, um den Frieden
vorschreiben zu können. Allein Moskau war ein Irrlicht für seine Hoffnun-
gen; die große Hauptstadt, die er schon menschenleer bei seinem Einzuge gefun-
den hatte, ging in Flammen auf und unter, und mit ihr alle seine Plane,
ein ganzer Glücksstern. Die Lage des verbündeten Heeres wurde nun schreck-
lich, der Hunger und die früh eingetretene Kälte richtete fürchterliche Verwü-
stungen in demselben an. Unter diesen Umständen wurde der Rückzug beschlos-
sen, und die alte Burg der Czaren, der Kreml, gesprengt. Die sich zurück-
ziehenden Heere, von den Russen verfolgt, litten an Allem Mangel, und wur-
den durch die furchtbare, ungewohnte Kälte aufgerieben, so daß der Rückzug
bald in eine Flucht sich verwandelte. In diesem aufgelösten Zustande erreichte
die Armee, die schon durch Tod und Gefangenschaft sich gewaltig verringert
hatte, die Berezina, und erlitt hier eine große Niederlage; denn wer noch das
Leben aus dem Kampfe gerettet hatte, fand in den Wellen des Flusses den
Tod (28. Nov.). Jetzt ging der Rückzug durch Polen und Preußen, und von
dem gewaltigen Heere kehrten nur wenige Tausend Flüchtlinge zurück. Napo-
leon hatte am 6. Dezbr. seine Armee verlassen, und kehrte nach Paris zu-
rück, um ein neues Heer von 350.000 Mann zusammen zu bringen, denn er
sah voraus, daß die Niederlage seines Heeres in Rußland die Ketten der un-
terjochten Völker sprengen würde. Den Anfang, sich von dem französischen
Joche zu befreien, machte Preußen, denn dieses Land haßte den Eroberer am
Glühendsten, weil es von ihm am Meisten planmäßig ausgesogen, geplündert,
und an seiner Ehre gekränkt war. Bald schlug hier die Liebe zum Vaterlande
in hohen Flammen auf, und ergriff das ganze Volk, als der König dasselbe den
9. Febr. 1813 zu den Waffen rief, und am 27. März den Krieg gegen Frank-
reich erklärte. Schon hatten die Reste des französischen Heeres auch den 4.
März Berlin geräumt, als nun ein preußisches Heer unter dem General
v. Blücher sich mit dem russischen unter Wittgenstein vereinigte, und
dem Feinde nach Sachsen nachrückte. Allein auch Napoleon hatte wieder
ein neues Heer zusammen gebracht, und siegte wirklich den 2. Mai bei Groß-
Görschen (Lützen) gegen das russisch-preußische Heer, folgte dem Feinde
über die Elbe, und schlug ihn abermals bei Bautzen (den 20. 21. Mai), so
daß sich die Russen und Preußen nach Schlesien zurückziehen mußten. Am
4. Juni kommt es sogar zu einem Waffenstillstande, der bis zum 17. Au-
gust verlängert wurde. Während dieser Zeit war aber Oesterreich zu den ver-
bündeten Russen und Preußen übergetreten, auch Schweden, durch Norwegens
versprochenen Besitz gewonnen, landete zur Unterstützung der Verbündeten,
und England sorgte für Waffen und Geld. Mit 3 großen Heeren bekämpf-
ten die Verbündeten jetzt Napoleon nach einem gemeinsamen Plan. Die Elbe
war nämlich von nun an die Operationslinie des französischen Kaisers, und
Dresden der Hauptpunkt auf dem rechten, so wie Hamburg auf dem lin-
ken Flügel. Einen Heerhaufen stellte Napoleon unter Oudinot gegen
Berlin auf, worin sich ein 2tes Corps unter Davoust von Hamburg aus
bewegen sollte. Ein 3ter Heerhaufe unter Ney rückte auf Blücher ge-
gen Schlesien vor, und ein 4ter sollte die rechte Flanke der ganzen Opera-
tionslinie gegen Böhmen sichern. Gegen diese 4 verschiedenen und selbst-
ständigen Heerhaufen stellten die Verbündeten ihre Macht auf. Das Corps

Digitized by Google

unter Oudinot wurde von der Nordarmee, die aus Preußischen, Russischen und Schwedischen Truppen bestand, deren Oberbefehlshaber der Kronprinz von Schweden (Ponte-Corvo) war, den 23ten August bei Groß-Beeren, vorzüglich von Bülow und Tauenzien geschlagen, bald darauf unter Ney den 6ten September bei Dennewitz von Bülow abermals, wodurch das ganze Heer zersprengt wurde. Gleichzeitig hatte das böhmische und schlesische Heer seine Operationen gegen Napoleon selbst angefangen. Das schlesische Heer unter Blücher hatte den 26. August an der Katzbach die französischen Generale Ney, Macdonald und Lauriston gänzlich geschlagen, ihnen über 100 Kanonen abgenommen, und den Uebergang über die Elbe durch das Gefecht bei Wartenburg unter York d. 3. Oktbr. glücklich zu Stande gebracht. Auch das böhmische Heer war aus Böhmen über die Gebirge nach Dresden vorgedrungen, wurde aber den 26sten und 27sten August bei Dresden geschlagen, und mußte nach Böhmen zurück. Bald darauf siegte dies Heer aber bei Culm, den 30sten August, wozu der preußische General v. Kleist am Meisten beitrug, so daß der französische General Vandamme gefangen wurde, und 80 Kanonen verloren gingen. Das Corps des Generals Davoust drang zwar ins Mecklenburgische ein, wurde aber Berlin nicht gefährlich, da Soult schon geschlagen war. Durch alle diese Siege war Napoleon bis jetzt immer noch nicht bewogen worden, Dresden zu verlassen. Als aber die verbündeten Heere Dresden liegen ließen, und sich gegen Leipzig bewegten, so entschloß er sich selbst dazu, diese Stadt zu verlassen, um nicht ganz umgangen zu werden, und ließ nur eine starke Besatzung dort. Bei Leipzig blieb er stehen, und wollte durch eine Schlacht sein Schicksal entscheiden. Am 18. Okt. fiel diese Schlacht vor, und Napoleon wurde hier gänzlich geschlagen, und nachdem die Reste des sich zurückziehenden französischen Heeres sich auch am 29. Okt. bei Hanau (gegen Wrede) durchgeschlagen hatten, so ging es über den Rhein. Im folgenden Jahre griffen nun die Verbündeten Frankreich selbst an, und nach dem Siege bei Brienne (1. und 2. Febr. 1814), bei Laon den 9. März durch Blücher, bei La-Fere Champenoise den 25. März gegen Marmont und Mortier und am Montmartre bei Paris, den 30 März, hielten die Verbündeten, den 31. März, ihren Einzug in Paris. In demselben Jahre (1813), als die Siege in Deutschland Napoleon's Untergang herbei führten, hatte auch Spanien und Portugal, von England unterstützt, die letzten Kräfte zusammengerafft, um das französische Joch abzuschütteln. Wellington erhielt nämlich von den Cortes den Oberbefehl über die ganze Kriegsmacht in Spanien, und es gelang ihm, den 21sten Juni 1814, die Franzosen, unter dem König Joseph und Jourdan, so zu schlagen, daß sie bis Bayonne zurückgehen mußten. Napoleon wurde, bald nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris, durch eine Regentschaft, unter dem Vorsitz Talleyrand's, des Throns verlustig erklärt, und erhielt die Insel Elba und 6 Millionen Franken Einkünfte. Auf den französischen Thron kam nun Ludwig XVIII., und in dem bald darauf folgenden Frieden, am 30sten Mai 1814, zu Paris, behielt Frankreich im Allgemeinen die Grenzen, die es 1792 gehabt hatte. Hiermit hatte Napoleon's Alleinherrschaft geendet. — Jetzt wurde im Okt. 1814 zu Wien ein Kongreß eröffnet, worin die Verhältnisse und Grenzen der einzelnen Staaten Europa's bestimmt und festgesetzt werden sollten. Doch ehe diese Verhandlungen in Wien beendigt waren, hatte Napoleon seinen Verbannungsort wieder verlassen, und war am 1sten März 1815 in Frankreich gelandet. Alle gegen ihn geschickten französischen Truppen gingen zu ihm über, und am 20sten März hielt er schon seinen Einzug in Paris, denn Ludwig hatte nach Gent flüchten müssen. In

Digitized by Google

kurzer Zeit hatte Napoleon ein Heer von 170.000 Mann zusammen gebracht, womit er am 15ten Juni über die Sambre ging. In den Niederlanden war bereits ein preußisches und ein brittisch-deutsches Heer, unter Blücher's und Wellington's Befehl, aufgestellt worden. Am 16ten Juni griff er bei Ligny, unweit Fleurus, das preußische Heer an, welches weit schwächer, als das seinige, war. Da Wellington keine Hülfe schicken konnte, so mußten die Preußen, die heldenmüthig bis in die Nacht gekämpft hatten, und am andern Tage nicht mehr glaubten, den Sieg erringen zu können, sich bis Wavre zurückziehen. Nach dieser Schlacht wandte sich Napoleon schnell gegen Wellington, und griff ihn den 18ten Juni an. Nach einer tapfern Gegenwehr des englischen Heeres von mehreren Stunden, als dasselbe kaum noch Stand halten konnte, kam Blücher mit seinen Truppen auf dem Schlachtfelde zu Belle Alliance an. Sogleich griff Bülow, mit dem 4ten preußischen Korps, welches an der Schlacht bei Ligny keinen Antheil genommen hatte, den rechten Flügel des französischen Heeres in Flanke und Rücken an, so, daß nach einem blutigen Gefechte dieser Flügel zersprengt, und Schrecken und Verzweiflung im französischen Heere verbreitet wurde. Auf diese Weise wurde das Glück des Gewaltigen für immer vernichtet. Napoleon kam, zwei Tage nach der Schlacht, in Paris an, legte die Regierung daselbst, zu Gunsten seines Sohnes, nieder, und reiste nach Rochefort ab, um sich nach Amerika einzuschiffen. Da er aber den dort aufgestellten englischen Schiffen nicht entkommen konnte, so ergab er sich diesen, und hoffte, nach England gebracht zu werden. Hierauf wurde er, vermöge eines gemeinschaftlichen Beschlusses der verbündeten Mächte, als Gefangener nach der Insel St. Helena abgeführt, wo er vom 26sten Okt. 1815 bis zum 5ten Mai 1821, als General Buonaparte, unter strengem Gewahrsam gehalten wurde, bis der Tod hier seine Gefangenschaft endigte. Nach der Schlacht von Belle Alliance, oder Waterloo, oder Mont St. Jean, rückten die Verbündeten mit großer Schnelligkeit auf Paris, und hielten den 7ten Juli hier ihren Einzug. Am 20ten November wurde der zweite Friede zu Paris geschlossen, der die Gränzen Frankreichs so bestimmte, wie sie im Jahre 1790 gewesen waren, wodurch Frankreich die Festungen Philippeville, Marienburg, Saarlouis und Landau, nebst den dazu gehörigen Gebieten, abtrat. Auch in Italien verlor es den, zuvor noch in Besitz behaltenen, Theil von Savoyen. Ferner wurde die Nord- und Ostgränze von Frankreich mit 18 Festungen durch ein verbündetes Heer von 150.000 Mann fünf Jahre lang auf Kosten Frankreichs besetzt. Endlich mußte Frankreich in gewissen Terminen die Summe von 700 Millionen Franken als Entschädigung bezahlen. — Napoleon's Leben in seiner Verbannung auf Helena, so viel wir auf die Zuverlässigkeit dieser Nachrichten rechnen können, wird Viele mit ihm aussöhnen, die ihn früher, wegen seines politischen Lebens, haßten. Wenn gleich er oft sich über seine Gefangenhaltung beschwerte, so verzweifelte er doch nicht in seiner Lage; sondern er trug sein Schicksal mit einer Seelengröße, die ihn bewunderungswürdig macht. Wie mancher Andere, eben so, wie er, durch das Glück empor gehoben, und von dem eigenen Uebermuthe gestürzt, hätte in seiner Lage das Ziel seiner Gefangenschaft verkürzt! denn er, der sonst keinen Willen, als den seinigen, kannte, mußte es doppelt schmerzhaft fühlen, von Personen, wie der Gouverneur der Insel, Sir Hudson Lowe, war, abzuhangen. Allein dem Unglück durch den Tod aus dem Wege zu gehen, zeigt nicht so viel Muth, als Unglück zu ertragen. Mit welcher Liebe hing er, der sonst nichts zu lieben schien, als sich selbst, an seinem Sohn, an seiner Gemahlin und an Frankreich, an ihnen, die doch nichts mehr zur Verbesserung seines Zustandes für ihn thun konnten. Von seiner Gemahlin und seinem Kinde besaß er Portraits, durch

Digitized by Google

David gemalt, die er oft mit Wehmuth ansahe, und befahl, nach seinem Tode sie dem Kaiser von Oesterreich zu schicken. Immer wollte er von Frankreich hören, und seine letzten Worte waren: „Ich mögte etwas von Frankreich sagen." Mit welcher Zuneigung hing er, der sonst in seinem früheren Leben keiner zarten Gefühle fähig zu seyn schien, an einem kleinen Mädchen von 9 Jahren, der Tochter eines Sergeanten der Garnison von Longwood, Namens Julie, die ihm oft Gesellschaft leistete. Mit welcher Innigkeit umarmte er sie, wenn sie zu ihm kam, und ihm etwas brachte, gewöhnlich eingemachte Früchte. Wie dankbar war er jedes Mal für ihre Aufmerksamkeit; denn er hatte immer etwas für sie, wenn auch nur eine Kleinigkeit, in sein Tuch gewickelt, um ihr eine Freude zu machen, Er, der sonst Tausenden das bitterste Leid zugefügt hatte. Einst hing er ihr eine kleine Uhr, an einer Kette befestigt, um den Hals, und sagte zu ihr: „Bewahre mir dies zur Liebe"; dann nahm er ein Federmesser, und stach auf das Gehäuse der Uhr die Worte ein: „Der Kaiser an Julie, seine kleine Freundin." Er gab diesem Kinde Unterricht im Zeichnen, ließ sie lesen, küßte sie beim Weggehen auf die Wange, und war nun für einige Augenblicke verstimmt. Einige Tage vor seinem Tode, nachdem er sie gefragt hatte, was in der Stadt vorginge, was die Leute von ihm sprächen, und sie darauf erwiederte, man halte ihn für verdrießlich, aber nicht für krank, sagte er zu ihr: „Ja, Julie, Du mußt Dir einen andern Lehrer suchen, ich kann Dir nicht mehr lange Unterricht geben." Er vermachte ihr eine Summe in seinem Testamente, und drückte sich darüber gegen den ihm aus Italien gesandten Arzt Automarchi in folgenden Worten, aus: „Ich will sie nicht unabhängig machen, allein ich will ihr genug hinterlassen, um mit Arbeit ihr ganzes Leben hindurch glücklich zu seyn." Den Abend vor seinem Tode hörte man ihn mehr als ein Mal sein Lieblingslied:

O Richard, ô mon roi!
L'univers t'abandonne.

trillern, und sogar singen. Bertrand und der Graf Montholon, die ihm in seine Verbannung gefolgt waren, waren beständig an seinem Bette, und aufmerksam, ihn zu bedienen. Auch die kleine Julie besuchte ihn auf seinem Krankenbette, und hielt eine seiner Hände gewöhnlich in der ihrigen. Oft drückte er Bertrand's Hand, um ihm seine Dankbarkeit zu beweisen. Als seine Freunde ihm verkündigten, daß der Augenblick gekommen sey, ihm die letzte Oelung zu geben, gab er ein Zeichen mit der Hand, und sagte: „Ich bin in Frieden mit mir und dem menschlichen Geschlecht." — Wie bringt man so manche Handlungen seines Lebens mit diesem Ausspruch und einem gleich folgenden in Verbindung? denn auf dem Todtenbette kann der Mensch den eigenen innern Richter seiner Handlungen doch nicht mehr so zum Schweigen bringen, als in der Fülle seiner Lebenskraft. Kurz vor seinem Tode fragte ihn Jemand: „Glauben sie an Jesus Christus, unsern Herrn?" — „Braucht man dies zu fragen?" antwortete er, „habe ich das, was ich gethan, nicht durch Gottes Macht gethan? Und werde ich nicht jetzt gleich Rechnung ablegen über die Art und Weise, wie ich meine Pflichten erfüllt habe?" Mit einer großen Seelenruhe befahl er, daß sein Körper geöffnet, und die Art seiner Krankheit bekannt gemacht werde. Keine Furcht vor dem Tode zeigte er, sondern am Morgen desselben Tages, als er starb, sagte er noch: „Der Tod hat nichts Schreckliches für mich; er ist seit 3 Wochen mein Schlafkamerad; jetzt ist er bereit, mich zu umarmen, und mich auf ewig mit sich fortzuführen. „Die Ursache seiner Krankheit war ein Magenkrebs, wie sich nachher gezeigt hat, der aus einer Verhärtung der Magenwände und des Magenmundes entstanden war. Daher verdaute der Magen nicht mehr; die Nah-

Digitized by Google

rungsmittel, die er zu sich nahm, vermehrten sein Uebel nur noch mehr, und während der letzten 6 Wochen litt der Kranke außerordentlich. Mit einer großen Ergebung ertrug er aber alle Schmerzen. Er wurde zuletzt sehr mager; sein Auge, sonst voller Feuer, düster und matt. Vier Stunden vor seinem Tode ordnete er einige Papiere, die er an seine Frau geschickt wissen wollte, und in der Stunde seines Todes fragte er noch nach Nachrichten aus Europa, von seiner Frau und seinem Kinde. Sein letzter Gedanke war an Frankreich. So starb Napoleon auf seinem Feldbette von Austerlitz am 5ten Mai 1821, Abends um 6 Uhr. — Noch ist der Augenblick nicht gekommen, diesen Mann ganz zu beurtheilen; denn noch sind viele Momente der vielen und großen Begebenheiten aus seinem Leben nicht genug mit dem Lichte der Wahrheit beleuchtet, noch mischt sich zu große Begeisterung für, oder zu großer Haß gegen ihn in alle Urtheile über ihn ein. Erst nach einem Jahrhundert vielleicht, wenn die Leidenschaften des jetzigen Menschengeschlechts zu Grabe getragen sind, wie seine Gebeine; wenn kaltblütig und ohne Vorurtheil die Geschichte seine Thaten und die Ursachen derselben in reiner Wahrheit erzählen wird, dann erst kann er von Menschen gerichtet werden. Mögen Viele jetzt in ihrem Tadel gegen ihn ungerecht seyn, und Andere ihn über die Gebühr loben. Keiner wird wenigstens leugnen können, daß er durch seine Schicksale eine geschichtliche Person geworden ist, wie sie nicht jedes Jahrhundert hervorbringt. — Uebrigens weiß es nicht Jedermann, daß gegen das Lebensende Buonaparte's ein Plan zu seiner Entweichung entworfen, und dessen Ausführung ist begonnen worden. Der berühmte Schmuggler Johnson hatte in dieser Absicht ein 90 Fuß langes Fahrzeug von hundert Tonnen in Baltervea erbauet, und demselben dadurch eine außerordentliche Festigkeit gegeben, daß er die Schiffsplanken abwechselnd mit und gegen Faden des Holzes gebrauchte; dabei waren die Wände gleichwohl nicht viel dicker, als die eines gewöhnlichen Fahrzeuges. Die Masten waren so eingerichtet, daß sie sich niedernehmen, und auf dem Verdeck hinlegen ließen; man konnte ohne alle Gefahr, und so oft man nur wollte, das Schiff mit der darauf befindlichen Mannschaft untertauchen lassen. Johnson's Absicht war, in der Nacht sich der Insel St. Helena zu nähern, sein Fahrzeug daselbst zu senken, und bis zur nächsten Nacht zu verweilen, wo Buonaparte, auf irgend eine Art davon in Kenntniß gesetzt, die Meeresküste hätte gewinnen können. In dem Augenblicke, wo das geschah, hätte er sein Fahrzeug in die Höhe gehen lassen, den Gefangenen eingenommen, und wäre unter dem Schutze der Nacht abgesegelt. Der Exkaiser starb aber, bevor der Bau des Schiffes vollendet war, und die Nachricht des Todes traf an eben dem Tage in London ein, wo man dem Schiffe einen kupfernen Boden geben wollte. Johnson sollte 40.000 Pf. Sterl. erhalten, sobald sein Schiff flott wäre, unabhängig von der Belohnung, die ihm zugetheilt werden würde, wenn das Unternehmen gelänge.

Buonarotti (Michael Angelo). Dieser außerordentliche, ja einzige Geist, der mit gleicher Kraft und Tiefe die Bildhauerkunst, die Baukunst, die Malerei und die Dichtkunst umfaßte, und in allen vieren gleich groß war, wurde 1474 zu Capreſe oder Chiusi im Florentinischen aus dem alten Hause der Grafen von Canossa geboren, und starb zu Rom 1564. Domenico de Grillandajo war sein erster Lehrer in den zeichnenden Künsten, Bertoldo in der Bildhauerei. Im J. 1494 verließ Michael Angelo seine Vaterstadt, und ging, nach einem kurzen Aufenthalt in Venedig, nach Bologna. Hier zeigte er sich nicht bloß als Künstler, sondern auch als gebildeten Kenner der schönen Wissenschaften, und sein Hauswirth Aldrovandi hörte ihn mit Vergnügen die Werke eines Dante, Petrarch, Boccaz und ande-

Digitized by Google

rer toskanischer Dichter hersagen. Als Peter Soderini an die Spitze der Regierung getreten war, kehrte Michael Angelo nach Florenz zurück, und arbeitete da für Lorenz Peter Franz von Medici an einer marmornen Bildsäule des Johannes, deren Spur die Verehrer seiner Kunst bisher vergeblich aufgesucht haben. Um dieselbe Zeit vollendete er den schlafenden Cupido in Marmor, und vergrub ihn auf Anrathen desselben Gönners eine Zeitlang unter der Erde, um ihm das Ansehen einer Antike zu geben. Nachher wurde dieser Cupido wirklich als eine solche an den Cardinal Raphael Riario verkauft, der aber den Betrug erfuhr, und das Stück, dessen Werth er nicht zu schätzen verstand, an Michael Angelo zurück gab. Obgleich durch diesen Verfall als Kunstkenner beschämt, lud er doch bald nachher den Künstler nach Rom ein, und behielt ihn ein Jahr bei sich, aber ohne ihn auf eine würdige Art zu beschäftigen. Dennoch verließ er Rom nicht, ohne glänzende Proben seiner Kunst gegeben zu haben, unter welchen ein Cupido und Bachus in Marmor, die er beide für einen römischen Patrizier, Jacob Gatti, verfertigte, und seine unvergleichliche Madonna mit dem todten Christus, welche er auf Ersuchen des Cardinals von Rohan gearbeitet hatte, die Vorzüglichsten sind. Erst bei seiner Rückkehr von Rom nach Florenz, zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wurde dieser Künstler auf der Bahn der Ehre, auf welcher ihn ein edler Wetteifer und ein Zusammenlauf günstiger Umstände bisher vorwärts getrieben hatte, etwas aufgehalten. Als im Jahre 1500 Franz Sforza gestürzt, und Mailand von den Franzosen besetzt wurde, wanderte auch der berühmte Leonhardo da Vinci aus dieser Stadt, in welcher er manche herrliche Kunstwerke zurück ließ, und kam zu gleicher Zeit mit Michael Angelo in Florenz an. Dem geistvollen jungen Anfänger trat hier der alte längst berühmte Meister in der Kunst entgegen. Beide fühlten ihre gegenseitigen Vorzüge, und begannen den edeln Wettstreit. Aus dieser Reibung sprang der Funken hervor, der bald nachher so viel Licht über Italien verbreitete. Der erste Kampf schlug sogleich zum Vortheil Michael Angelo's aus. Ein großer Marmorblock, dem Simon da Fiesole, ein Bildhauer zu Florenz, vergebens eine menschliche Gestalt zu geben getrachtet hatte, lag seit mehr als hundert Jahren unbenutzt da, und Jedermann glaubte, es sey nichts mehr daraus zu machen. Der Rath von Florenz wünschte diesen Schandfleck in ein Ehrendenkmal der Kunst verwandelt zu sehen, und fodert mehrere Künstler, unter andern auch diese Beiden, auf, sich daran zu versuchen. Da Vinci, ein geübterer Maler als Bildhauer, wollte nicht daran, und behauptete, es lasse sich nichts daraus machen, wenn man nicht Stücke ansetzen wolle. Michael Angelo unternahm es, aus dem Blocke, wie er war, ein Ganzes zu bilden, und zwar das wunderschöne kolossalische Standbild von David, welches der Rath nachher vor der Pforte des Justizpallastes aufstellen ließ. Der Künstler hatte die Verhältnisse so genau berechnet, daß er an mehreren Stellen die rohe Arbeit seines Vorgängers nicht verbesserte, um nicht durch das Glätten derselben dem Ebenmaße zu schaden. Da die damalige Regierung in Florenz die Ermunterung der Künste sich sehr angelegen seyn ließ, so fand der Wetteifer beider Männer bald neue Gelegenheit, sich zu üben. Es war nämlich beschlossen, den Versammlungssaal der Regierung durch Gemählde einiger von dem Staat in den Pisanischen Feldzügen erfochtener Siege zu schmücken, und beide Künstler erhielten dazu, jeder, besondern Auftrag. Sogleich machten sie sich an den Entwurf ihrer Werke. Ihre Zurüstungen, die Länge der Zeit, die sie auf das Nachdenken über ihren Plan, und auf die sorgfältigste Ausarbeitung derselben verwandten, Alles bewies, wie viel ihnen an dem Gelingen ihrer Arbeit gelegen war. Indessen ging, entweder, weil jeder ein selbstständiger Kopf war, oder weil sie es unter sich verabredet hatten, auch jeder seinen eigenen Weg. Da Vinci wählte

Digitized by Google

sich die Darstellung eines Gefechts von Reutern, zu welchem der Stoff aus der Geschichte des Nicolaus Piccinino, eines der Heerführer des Herzogs von Mailand, entlehnt war. Zu diesem Stücke bot er allen Reichthum seiner Beobachtung, und alle Kraft seiner Erfindungsgabe auf. Die Mannigfaltigkeit der Gestalten, und die in den Stellungen der Kämpfer ausgedrückte Anstrengung beweiset seine tiefe Kenntniß der Zergliederungskunst des menschlichen Körpers. Auf den Gesichtern erblickt man den lebendigsten Ausdruck des ruhigen Ernstes, der dem festen Muthe eigen ist, die Erbitterung der blutdürstigen Rachgier, den Hohn des mord.ust gen Siegers, und das Entsetzen des B siegten beim Anblick des unvermeidlichen Todes. Auch die Pferde erscheinen, wie ihre Reuter, im wildesten Schlachtgetümmel, und das Ganze ist so geschickt ausgeführt, daß in Hinsicht auf Erfindung, auf Zusammensetzung der einzelnen Theile, auf Umrisse der Gestalten, dieses Gemälde nur von wenigen Andern erreicht, und von Keinem übertroffen worden ist. Michael Angelo ging einen andern Weg. Ihm war es nur um Darstellung menschlicher Gestalten zu thun, und er wollte die Kraft seines Genie's nicht an die Schilderung der thierischen Schöpfung verschwenden. Er wählte daher den Augenblick, in welchem ein Haufe Florenzischer Soldaten, die eben im Arno baden, unerwartet den Aufruf zum Kampfe hört. Die schon Angekleideten, die noch halb oder ganz nackenden Krieger stehen im bunten und lärmenden Gemische durcheinander. Einer, der eben aus dem Wasser kommt, und sich nach der Seite hinwendet, wo die Trompete geblasen wird, springt ganz bestürzt auf, und drückt in Stellung und Miene die höchste Verwirrung aus. Ein Anderer zwingt mit lebhaftester Ungeduld seine noch vom Wasser triefenden Glieder in die anklebenden Kleider. Ein Dritter ruft seinen Kameraden, dessen Waffen man nur erblickt, indem er am Felsengestade des Flusses heraufklettert, dessen Wellen man gerade vor sich am äußersten Rande des Gemäldes erblickt. Ein Vierter ist bereits beinahe gerüstet, schnallt sich sein Degengehenk an, und scheint im Begriff, nach Schild und Schwert zu greifen, die zu seinen Füßen liegen. Wir würden die Sache übertreiben, und dem Künstler Unrecht thun, wenn wir mit Cellini behaupten wollten, er habe nachher kein Stück wieder geliefert, welches dieß Meisterwerk nur bald erreichte; aber so viel ist nicht zu bezweifeln, daß diese beiden herrlichen Früchte des edelsten Wetteifers Epoche in der Geschichte der Kunst machten, und das Muster wurden, nach welchem sich fast alle große Künstler bildeten, die bald nachher ihrem Vaterlande so viel Ehre machten. Beide Werke sind unvollendet geblieben, selbst die Entwürfe derselben längst verloren gegangen oder zu Grunde gerichtet. Den Entwurf von Da Vinci hat jedoch Edelink, noch als junger Anfänger, nach einer sehr unvollkommenen Zeichnung in Kupfer gestochen. Ein anderer, minder schöner, aber nach besserm Muster gemachter Stich erschien später in der Etruria Pittrice Nr. XXIX. Auch von einem Theile des Entwurfs von Michael Angelo hat Marcus Anton einen Kupferstich geliefert, und einen andern Abdruck davon Agostino Veneziano gemacht. Diesen letzteren Kupferstich kennt man unter der Benennung les Grimpeurs. Die einzige Copie von Michael Angelo's Entwurfe des ganzen Stücks soll in der Gemäldesammlung des verstorbenen Lords Leicester vorhanden seyn, deren jetziger Besitzer Herr Coke zu Norfolk ist. Sie ist ein kleines Oelgemälde in Helldunkel, von Bastiano da S. Gallo, dem man wegen seiner gelehrten und wortreichen Erklärung dieses Meisterstückes den Beinamen Aristotile gegeben. S. Seward's Anecdotes of distinguished persons. Vol. III. pag. 137. — Julius II. hatte bei seiner Thronbesteigung keinen höheren Wunsch, als den, durch ein Meisterwerk des größten Bildhauers seiner Zeit unsterblich zu werden. Deshalb lud er Michael Angelo nach Rom ein, und bot ihm eine reiche Belohnung an, wenn er für ihn den Entwurf zu einem Grabmal ma-

Digitized by Google

chen wollte. Jetzt hatte dieser Künstler einen Gegenstand gefunden, mit dem sich seine ganze Seele beschäftigte. Er soll mehrere Monate darüber nachgesonnen haben, ehe er auch nur einen Strich machte. Aber das Nachdenken eines solchen Kopfes ist niemals fruchtlos, und Michael Angelo trat zuletzt mit einer Zeichnung hervor, die an Schönheit, Größe, geschmackvoller Verzierung und prächtigen Standbildern alle bisher bekannten Denkmale des Alterthums übertraf. An dem edlen Feuer dieses geistvollen Mannes erwärmte sich auch der Eifer des hochherzigen Papstes, Julius II., der beim Anblicke jenes Entwurfs beschloß, die Peterskirche auf eine, eines solchen Künstlers würdige Art wieder aufzubauen. Diesen Auftrag gab er seinem Baumeister Bramante, und unter dessen Rissen wählte er einen, der an Erhabenheit des Styls, an Mannigfaltigkeit und Größe Alles weit hinter sich ließ, was Rom selbst in den schönsten Tagen der Kunst gesehen hatte. Die alte Hauptkirche wurde mit einer fast unanständigen Eile niedergerissen, und manche schätzbare Ueberreste der Kunst, manche ehrwürdige Denkmale berühmter Männer gingen dabei zu Grunde. In kurzer Zeit erhob sich die neue Peterskirche auf den Trümmern der alten, nach einem so prachtvollen und weitfassenden Risse, daß es bis auf den heutigen Tag nicht möglich war, sie ganz auszubauen. Bramante hatte durch den Entwurf sowohl, als durch die Ausführung desselben, Beweise seines großen Genies gegeben; allein ein Menschenleben ist zu kurz, um solche kühnen Unternehmungen zu Stande zu bringen. Noch lange nachher, als er und Julius II. schon todt waren, beschäftigte der Bau der Peterskirche die größten Künstler jener Zeit, und wurde durch die ungeheueren Kosten, die er erfoderte, die Ursache oder der Vorwand jener Gelderpressungen, welche die so nachtheiligen Folgen für die Kirche herbeiführten. Nachdem der Papst Michael Angelo's Entwurf zu dem ihm aufgetragenen prächtigen Grabmale gebilligt hatte, betrieb dieser die Ausführung mit aller Eile, die sein Geniedrang gebot, und die Natur des großen Werks zuließ. Das kolossalische Standbild von Moses, welches noch in der Mitte des prachtvollen Denkmals steht, war bald vollendet, und mehrere andere, die dabei angebracht werden sollten, waren schon entweder ganz oder beinahe fertig. Aber der bedachtsame Gang der Kunst war nicht rasch genug für den ungeduldigen Papst, welcher glaubte, daß auf den ersten Wink schon seine Wünsche befriedigt seyn müßten. So wie die Arbeit in ihrem Fortschritte mehr Aufwand foderte, wurde er mürrisch, und zuletzt schien ihm an ihrer Vollendung nichts mehr gelegen zu seyn. Wenn Michael Angelo Geld foderte, um Blöcke aus den Marmorbrüchen von Carrara nach Rom kommen zu lassen, so fand er kein Gehör, und zuletzt wurde er beim Papste nicht mehr vorgelassen. Diese Behandlung machte ihn bald schlüssig wegen seines Betragens. Er bat die Höflinge des Papstes, wenn dieser nach ihm fragen würde, ihm zu sagen, er könne ihn anderswo suchen lassen, und reisete eiligst von Rom ab, um sich nach Poggilonzi im Florenzischen Gebiete zu begeben. Dieser entscheidende Schritt überraschte und bekümmerte den Papst gewaltig. Er schickte fünf Eilboten nach einander ab, den Künstler zu besänftigen und zur Rückkehr zu bewegen. Er erhielt aber nichts, als eine kurze schriftliche Antwort, worin er den Papst um Vergebung bat, daß er die Arbeit so schleunig abgebrochen habe, woran bloß der Umstand Schuld sey, daß Seine Heiligkeit ihn nicht mehr vorgelassen habe; eine Belohnung, die seine treuen Dienste wohl hätten erwarten können. Michael Angelo ging nach Florenz, und beschäftigte sich drei Monate lang mit der Vollendung seiner Entwürfe der Gemälde für den großen Rathssaal. Während dieser Zeit schickte der Papst drei Breven nach Florenz, in welchen er vom Senate die Zurücksendung des Künstlers verlangte. Die Heftigkeit Julius II. machte den Künstler besorgt; und schon ging er mit dem Gedanken um, nach Constantinopel zu flüchten, als ihn der Gonfaloniere Soderini beredete, diesen

Digitized by Google

Vorsatz aufzugeben, und noch einmal nach Rom zu gehen. Condivi meldet Soderini's eigene Worte: „Du hast mit dem Papst eine Probe gemacht, die kaum der König von Frankreich gewagt haben würde. Jetzt muß man ihn nicht länger bitten lassen, und wir können um deinetwillen den Staat nicht der Gefahr eines Krieges aussetzen. Schicke dich also an, nach Rom zurück zu kehren, und wenn du für deine Sicherheit besorgt bist, so wollen wir dir den Karakter unsers Gesandten geben, der dich hinlänglich vor seinem Zorne schützen wird." Im November des Jahres 1506 söhnten sich nun Julius II. und Michael Angelo zu Bologna aus. Weil der Cardinal Soderini, der den Vermittler machen sollte, eben krank war, so erhielt einer der Bischöfe seines Gefolges den Auftrag, den Künstler bei dem Papste einzuführen. Michael Angelo stand sehr demüthig da, und harrete auf den päpstlichen Segen. Allein Julius sah ihn von der Seite mit drohender Miene an, und rief ihm entgegen: „So, anstatt hierher zu mir zu kommen, hast du erwartet, daß ich zu dir kommen sollte!" Michael Angelo war eben im Begriff, seine Uebereilung sehr ehrfurchtsvoll zu entschuldigen, als sein Begleiter, der gute Bischof, um des Papstes Zorn zu besänftigen, ihm vorstellte, daß solche Leute, wie dieser Künstler, eben weil sie von nichts als ihrer Kunst einen Begriff hätten, wohl Verzeihung verdienten. Zur Antwort hierauf gab ihm Julius mit seinem Hirtenstabe einen Streich über die Schultern, und nachdem er so seinen Zorn an ihm ausgelassen hatte, ertheilte er dem Künstler seinen Segen, und nahm ihn von Neuem als seinen Liebling und Vertrauten auf. Bei dieser Gelegenheit errichtete Michael Angelo gegenüber der Kirche des heil. Petronius zu Bologna ein ehernes Standbild des Papstes, in welchem die Haupteigenschaften seines Karakters lebendig ausgedrückt waren, Größe und erhabene Würde in der Person, Muth, Geistesgegenwart und wilder Trotz; ja selbst die Kühnheit und Schönheit in dem Faltenwurf des Gewandes soll daran merkwürdig seyn. Als Julius das Modell sah, die Lebhaftigkeit der Stellung, und die kräftige Haltung bemerkte, womit der rechte Arm ausgestreckt war, so fragte er den Künstler, ob er ihn segnend oder fluchend darstellen wolle? Dieser antwortete sehr vorsichtig, er habe sich ihn dabei gedacht, wie er die Einwohner von Bologna ermahne. Hierauf that der Künstler an ihn die Gegenfrage: ob er ein Buch in seiner linken Hand haben wolle? worauf Julius erwiederte: „Nein, gieb mir ein Schwert; ich bin kein Gelehrter." Mit diesem Standbilde hatte Michael Angelo zwanzig Monate lang zu thun, nach deren Verlauf er wieder nach Rom zurück kehrte. — Hier fand er jetzt einen viel mächtigeren, obgleich viel jüngeren Nebenbuhler, als der war, den er in Florenz zurück gelassen hatte; es war der berühmte Raphael von Urbino. Diesen trefflichen Maler hatte Julius II. auf Empfehlung seines Verwandten, des Baumeisters Bramante, nach Rom einladen lassen, und so kamen Beide, Michael Angelo und Raphael im Jahre 1508 in Rom zugleich an. Jetzt entschloß sich der Papst, der den Reichthum seines viel umfassenden Genies kannte, die von seinem Oheim, Sixtus IV. erbaute Capelle mit einer Reihe von Gemälden aus der biblischen Geschichte zu verzieren, die Alles übertreffen sollten, was man bis dahin in dieser Art gehabt hatte. Die Ausführung übernahm Michael Angelo sehr ungern, weil er lieber das Grabmal des Papstes vollenden wollte, und er rieth ihm deswegen, dem jungen Raphael diesen Auftrag zu geben, der die Frescomalerei viel besser, als er, verstehe. Der Papst, der für Raphael andere Arbeiten bestimmt hatte, nahm keine Entschuldigung an. Die Gemälde, womit ältere Meister diese Capelle verziert hatten, wurden eiligst ausgewischt, und die von Michael Angelo an der Decke gemachten Entwürfe fingen schon an, von ihm ausgemalt zu werden. Weil er sich aber selbst nicht genug Kenntniß des Mechanischen in dieser Kunst zutrauete, so verschrieb er

Digitized by Google

sich von Florenz mehrere Maler zu Gehülfen, unter andern Granacci, Julian Bugiardi, Jacob di Sandro, den älteren Indaco, Angelo di Domino und Aristoteles di San Callo. Diese alle malten eine Zeitlang unter seiner Leitung. Allein bald fand er, daß die Arbeiten solcher Künstler vom zweiten Range weit hinter seinem Ideale zurückblieben. Eines Morgens wischte er alsoAlles, was sie gemacht hatten, aus, schloß die Thür der Capelle zu, und ließ sie nicht mehr vor sich kommen. Von diesem Augenblick an machte er sich allein an die Arbeit, und rieb sogar die Farben zu seinen Gemälden mit eigener Hand. Vasari erzählt die Schwierigkeiten, denen er im Anfange begegnete; allein auch sie besiegte allmählich der Fleiß und die Beharrlichkeit dieses Künstlers, der sich dabei der Erfahrung und des Rathes von Julian da San Gallo bediente. Als er zur Hälfte mit seiner Arbeit, im Jahre 1511, fertig war, bestand der Papst darauf, sie sollte zur öffentlichen Schau ausgestellt werden. Die Capelle wurde also geöffnet, das Gerüste weggenommen, und jedem erlaubt, sich an dem Anblicke der ersten Probe dieses Meisterwerks zu ergötzen. Der Beifall, den es von allen Seiten erhielt, bewog den Papst, in den Künstler zu dringen, daß er es vollenden möchte, und er achtete nicht auf den Rath, den ihm Bramante gegeben haben soll, den Raphael die letzte Hand daran legen zu lassen. So wie die Arbeit sich der Vollendung näherte, stieg des Papstes Ungeduld. Als er einst mit grämlicher Miene den Künstler fragte, wann er denn fertig zu werden gedächte? und dieser antwortete: „so bald ich kann", rief der Papst von Zorn entbrannt, aus: „So bald ich kann! Du willst also, daß ich dich einmal vom Gerüste herunter werfen lasse?" Nach dieser Drohung eilte Michael Angelo, die Arbeit zu Ende zu bringen, und am Tage Aller-Heiligen im Jahre 1512 wurde sie zur öffentlichen Schau ausgestellt, ohne daß er noch die letzte Hand daran gelegt hatte. Im Ganzen hatte er 20 Monate darauf verwandt, und dafür in verschiedenen Fristen 3.000 Kronen erhalten. Diese große Frescomalerei von Michael Angelo erblickt man noch in der Sixtinischen Capelle, ob sie gleich von dem Dampfe der vielen Wachskerzen, die man beim Gottesdienste braucht, etwas verdunkelt ist. Die verschiedenen Fächer der Decke sind jedes mit einer besondern biblischen Geschichte verziert, und an den Wänden der Capelle sitzen in majestätischer Größe die schauderhaft erhabenen Bilder der Propheten und Prophetinnen, deren Umriß und Karakter etwas Uebermenschliches ausdrückt, welches ihrem Amte und Geschäfte so angemessen ist. Ueber dem Altarstück ist ein großes Gemälde des jüngsten Gerichts, das Meisterstück Michael Angelo's, und ein Vorwurf für spätere Künstler; allein diese erstaunenswürdige Frucht des Fleißes und Genies wurde erst unter der Regierung Pauls III. also beinahe dreißig Jahre später, als jene früheren Arbeiten, angefangen. Als Leo X. den päpstlichen Thron bestieg, war sein erstes Unternehmen der Wiederaufbau der St. Lorenzkirche zu Florenz in einem edleren Styl. Michael Angelo, der eben damals unter der Leitung der Cardinäle Lorenz Pucci und Leonhard Grossi beschäftigt war, das Grabmal Julius II. zu vollenden, erhielt den Auftrag, nach Florenz zu gehen, um allein die Aufsicht über den Bau nach einem ihm gegebenen Modell zu führen. Indessen hatte er dazu wenig Lust, wahrscheinlich weil er das Grabmal für eine würdigere Arbeit hielt, und entschuldigte sich mit seiner Verbindlichkeit, jenes Geschäft erst zu Ende zu bringen. Allein der Papst erklärte, er wolle dieß schon bei den Cardinälen verantworten; und so mußte nun Michael Angelo wider Willen nach Florenz abgehen. Das Genie gleicht einem muthigen Rosse; gelinde behandelt, folgt es dem leisesten Ruck des Zügels; Zwang gebraucht, bäumt es sich, und schlägt aus. Michael Angelo wollte Carrarischen Marmor haben; der Papst verlangte, er solle die Marmorbrüche von Pietra Santa im Florenzi-

Digitized by Google

schen eröffnen, und dieser Stein schien dem Künstler zu hart. Der Baumeister hatte von dem päpstlichen Gesandten eine Summe Geldes verlangt, und als dieser ihn um Geduld bat, weigerte er sich nicht allein, zu warten, sondern schickte das Geld, als es ihm nach Carrara nachgesandt wurde, in wegwerfendem Tone zurück. Unter so ungünstigen Umständen rückte das Werk nicht weiter. Des Künstlers kalte Widerspenstigkeit lähmte den Eifer des Papstes. Bei Leo's Lebzeiten wurde kaum der Grund gelegt, und eine einzige Carrarische Marmorsaule stand als Denkmal des Mißverständnisses da, durch welches der prachtvolle Bau ins Stocken gerathen war. In der That verdankt Michael Angelo wenig von seiner Ausbildung dem Schutze Leo's X., unter dessen Regierung die unthätigste Periode seines Lebens fällt. Einige wenige Modelle und Zeichnungen innerer Verzierungen von Gebäuden sind Alles, was seine Lebensbeschreiber in diesem Zeitraum von ihm auffinden konnten, und erst nach Leo's Tode ging er wieder an seine Lieblingsarbeit, an das Grabmal Julius II., und verfertigte, von Clemens VII. unterstützt, dieß Meisterstück, welches ihn berühmter gemacht hat, als die Familie, deren Denkmahl es seyn sollte. Während der Abwesenheit Michael Angelos von Rom hörte dieser große Künstler das Lob Raphaels von allen Seiten erschallen, und an den Arbeiten desselben zweckmäßige Erfindung, richtige Zeichnung, anmuthige Verbindung der Theile, und angemessene Farbengebung rühmen, indessen man an den seinigen nur die Wahrheit des Ausdrucks lobte. Daher verließ er für kurze Zeit das Fach, welches dem Streben seines kraftvollen Genies am Angemessensten war, und in welchem er auch in neueren Zeiten nicht seines gleichen hatte, und entschloß sich, seinem mächtigen Nebenbuhler den Preis streitig zu machen. Er verband sich zu diesem Ende mit dem geübten Künstler Sebastian del Piombo, dessen lebhaftes Colorit seinen kühnen Zeichnungen die Anmuth geben sollte, deren sie bedurften, um ihre volle Wirkung zu thun. Diese Verbindung des Genies mit dem Kunstfleiße erzeugte mehrere berühmte Werke, zu denen Michael Angelo die Zeichnungen lieferte, indeß Sebastiano die weitere Ausarbeitung übernahm. Gerade damahls hatte Raphael vom Cardinal Julius von Medici Auftrag erhalten, ihm ein Oelgemälde der Verklärung zu liefern, welches zu einem Altarstücke der Hauptkirche seines Erzbisthums zu Narbonne bestimmt war. Kaum hatte er sich dazu angeschickt, als Sebastiano anfing, seine berühmte Auferstehung des Lazarus zu malen, ein Stück, welches mit der größten Sorgfalt zum Theil nach Zeichnungen von Michael Angelo, und unter dessen unmittelbarer Aufsicht gearbeitet wurde. Raphaels Werk erregte allgemeine Bewunderung. Als beide Stücke fertig waren, wurden sie in dem Versammlungssaale des Consistoriums zur öffentlichen Schau ausgestellt, und erhielten ungetheilten Beifall. Sebastiano's Arbeit gefiel vorzüglich wegen ihrer kraftvollen Zeichnung und wegen des mächtigen Eindrucks, den sie auf die Zuschauer machte, aber selbst die eifrigsten Lobredner Michael Angelo's erkannten dem Raphaelschen Gemälde den Preis der Anmuth und Schönheit zu. 1546 übernahm Michael Angelo die Fortsetzung des Baues der St. Peterskirche. Er wählte in dem von ihm verbesserten Plane die Form des griechischen Kreuzes, erweiterte die Tribüne und die beiden Querschiffe des Kreuzes, stützte die Kuppel auf einer festen Mauer, und entwarf eine Vorderseite nach dem Muster der Vorhalle des Pantheon:

Buonarotti
Wägte des Pantheons Dom stolz in den Aether hinauf.
A. W. von Schlegel.

Außerdem besorgte er noch den Bau des Kapitols, des farnesischen Pallastes, u. s. w. Auch als Dichter hat er unverkennbare Proben seines Talentes an Tag gelegt. Seine prosaischen Aufsätze findet man in der Sammlung der Prose Fiorentine, seine Briefe in Bottaris Lettere pittoriche.

Digitized by Google

Buonarotti (Michael Angelo), Neffe des vorigen großen Michael Angelo, geboren zu Florenz 1568. Er war es, der in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts noch die italienische Literatur durch ein Lustspiel bereicherte, das vor hundert andern einer ehrenvollen Auszeichnung werth ist. Wenig Theaterstücke, außer den Opern, sind auch von dem italienischen Publikum so gut aufgenommen worden. Das Stück heißt nach einem schönen Landmädchen, die Tancia. Buonarotti gehörte zu den eifrigsten Beförderern der schönen Kunst in Florenz. Die Vorlesungen, die er als Akademiker hielt, sind, wie seine kleineren Gedichte, so gut wie vergessen. Aber seine Tancia wird noch jetzt als ein in seiner Art classisches Nationalwerk geschätzt. Es giebt auch kein italienisches Lustspiel, in welchem die Popularität mit der Feinheit und die Kunst mit der Natur gefälliger verschmolzen wären, wenn gleich der Aufwand von dramatischer Kunst, der zur Erfindung und Ausführung des Ganzen gehörte, nur gering ist. Buonarotti soll dieses Lustspiel großen Theils in grammaticalischer Absicht geschrieben haben. Er wollte, wie man sagt, der Akademie della Crusca zur Bereicherung ihres Wörterbuchs eine Nachlese von echt toscanischen Wörtern liefern. Deßwegen soll er seine Tancia im Dialekt der florentinischen Landleute geschrieben haben. Die Akademie hatte nun zwischen einer Menge von Wörtern, die sie als Provinzialismen verwerfen, oder als gut italienisch in ihr Wörterbuch eintragen konnte, das Aussuchen. Wer aber von dieser grammaticalischen Absicht des Verfassers nichts wüßte, würde sie aus dem Stücke selbst nicht errathen. Die Fabel ist sehr einfach: die Bewerbung einiger Nebenbuhler, unter denen auch ein Städter ist, um einige schöne und naive Landmädchen, mit einer kleinen Intrigue. Nur der Städter spricht Bücheritalienisch. Aber der ganze Dialog, des Städters sowohl, als der Landleute, die ihr florentinisches Baueritalienisch reden, ist in achtzeiligen Stanzen durchgeführt. Buonarotti wollte zeigen, daß man diese schöne, zu aller Art von Darstellung schickliche Versart mit Unrecht seit ein Paar Jahrhunderten vom Theater ganz verbannt habe; und er bewies wenigstens, daß die Schwierigkeiten, die der dialogischen Natürlichkeit der Stanzen entgegen stehen, nicht unüberwindlich sind. Die Stanze stellt sich mit ihren Reimen bei ihm wie von selbst ein. Sie verkettet nur anziehender die kunstlosen Gedanken der redenden Personen, ohne durch irgend einen fühlbaren Zwang den raschen Gang des komischen Dialogs aufzuhalten. In den munteren Chorgesängen, die in die Handlung verwebt sind, erkennt man wieder den Einfluß der Oper. Durch eine andre komisch-dramatische Composition dieses Michael Angelo Buonarotti scheint seine grammaticalische Absicht deutlicher hervor. Er wollte auch den florentinischen Handwerkerdialekt und die dazu gehörige Kunstsprache in ein Lustspiel bringen. Da ihm des Stoffes für ein einziges Stück dieser Art zu viel wurde, dramatisirte er einen Jahrmarkt in fünf Lustspielen, oder in fünf und zwanzig Acten, die man, nach Belieben, für fünf Lustspiele nehmen konnte. So vielen Beifall, als die Tancia, scheint aber der Jahrmarkt nie gefunden zu haben. Er gab auch die Gedichte seines Oheims, unter dem Titel: Rimes de Michel Angelo Buonaroti, raccolte da Michel Angelo suo nipote, heraus, Florenz 1620 4. Er starb 1646.

Buen Retiro war ein auf einer Anhöhe östlich von Madrid gelegenes, viereckiges, mit vier Thürmen geziertes, prachtvoll und mit kostbaren Gemälden im Innern ausgeschmücktes königliches Lustschloß, welches vom Herzog von Olivarez, dem Günstlinge Philipps IV., im Anfange des 17. Jahrh. erbaut wurde, und 1645 bei dessen Tode an die Krone kam. Wie dieses Schloß seit 1808 zugleich mit Madrid von den Spaniern in Vertheidigungs-Zustand gesetzt, bald darauf von den Franzosen eingenommen, geplündert, größtentheils ruinirt, und späterhin zur Citadelle benutzt wurde, wird in den ein-

Digitized by Google

schlagen den Artikeln: Spanischer Krieg, Madrid, ꝛc. erzählt werden.

Buräten, Burjaten, eigentlich Borgu-Buraten, von den Russen Bratskoi oder Brazki genannt, sind ein mongolisches Volk, das den 2ten Hauptstamm der Kalmücken ausmacht, und im südlichen Theil des russischen Gouvernements Irkutsk an der mongolischen Gränze, am Jenisei, der Angara, Tunguska, Lena und dem Baikalsee herumzieht. Ungefähr 1644 wurden die ersten durch einige friedliche Kosacken friedlich unter russische Herrschaft gebracht. Im J. 1783 waren ihrer 49.764 Bogen und 47.932 weiblichen Geschlechts; die männlichen zinsbaren Köpfe belaufen sich auf 32.000. Sie theilen sich in 77 Stämme, die sich ihre Fürsten und Aeltesten (Schulenga) wählen, der jedoch vom Gouverneur zu Irkutsk bestätigt werden muß, und zum Zeichen davon, einen Dolch mit dem Gehänge erhält, das sodann über dem Rock getragen wird. Ihre Kleidung ist von Leder und Pelzwerk. Das Hauptgeschäft dieses trägen, aber gutmüthigen Volks ist Viehzucht und Jagd; auch sind sie sehr gute Schmiede, und wissen ihre Arbeiten mit Leder einzulegen. Sie ziehen mit ihren Tabunen im südlichen Irkutsk umher. Viele besitzen für den Winter 6—8eckige jurtenförmige Blockhäuser. Der Religion nach sind sie Schamanen; doch ist auch noch Vieles vom Lamaischen eingemischt. Ihren höchsten Gott nennen sie Oktoraon Burchan oder Tingiri Burchan d. i. Gott des Himmels; unter den Untergöttern sind Sonne, Mond und Erde die vornehmsten. Der oberste der bösen Geister heißt Okodöl. Ihre Götzenbilder, Ongons, sind von Holz, Filz, Blech, Lämmerfellen; bisweilen nur auf Zeug gemalt, gemeiniglich mit Ruß überzogen, und sehr häßlich; sie werden von den Schamanen verfertigt, die ihre Priester und Wahrsager sind. Die lamaischen Götzen, welche Viele von ihnen haben, sind gemalt oder von Metall, und haben menschliche Gestalt. Die Frauen dürfen sich den Götzen nicht nähern, und in ihren Hütten nicht nach der Seite gehen, wo der Götze hängt; denn das weibliche Geschlecht ist bei ihnen unrein. Daher setzt sich auch kein Burät auf einen Sattel, Platz ꝛc. wo eine Frau vorher gesessen, ohne ihn durch Räuchern zu reinigen. Viele Buräten haben sich aus Armuth taufen lassen, behalten aber doch ihren vorigen Aberglauben bei.

Burchiello (Domenico) war um das Jahr 1380 entweder in Florenz, oder in dessen Nähe geboren. Wenig Zuverlässiges haben die Nachrichten von den Lebensumständen dieses zu seiner Zeit als ein Alles überstrahlendes Genie bewunderten Witzlings. Wenn Florenz nicht seine Vaterstadt war, so wurde es doch das Theater seines Ruhms, dessen Epoche mit dem Jahr 1415 anfing. Im Jahr 1432 wurde Burchiello als Barbier immatrikulirt. Sein Familiennamen ist in Vergessenheit gerathen über dem Namen Burchiello, den ihm das Volk gab, und den er gern annahm. Es soll damit ungefähr so viel gesagt seyn, als: Der närrische Kerl, in dessen Versen es drüber und drunter geht. Ueber seinen Karakter sind sich die Aussagen im Widerspruch, nur seine Celebrität ist unbestritten. Die Schärfe des Scheermessers und der Satyre des berühmten Burchiello machte seine Barbierstube zum Sammelplatz der Gelehrten und Ungelehrten, Hohen und Niedrigen in Florenz. Wer weiß, ob nicht selbst der große Cosmus von Medici ein Mal diese Heimath des zügellosen Witzes besucht hat? Wenigstens ließ er den berühmten Mann mit seiner ganzen Barbierstube malen, und das Gemälde in seiner Gallerie aufstellen. Seine Dichtungsweise, welche aus satyrischen Sonetten bestand, fand, nebst dem ungetheiltesten Beifall, auch eine große Menge von Nachahmern. Burchiello starb 1440. Die beste Ausgabe seiner Gedichte erschien zu Florenz 1568. 8.

Digitized by Google

Burckhard (Jakob), Bibliothekar zu Wolfenbüttel, geb. zu Sulzbach in der Oberpfalz 1681, wurde 1716 Professer in Hildburghausen, kam 1738 nach Wolfenbüttel, und starb daselbst den 23ten August 1753. Er schrieb über Hutten und De linguae latinae in Germania per XVII. secula amplius satis 1713; 1721. 8.; Historia Bibliothecae Augustae, quae Wolfenbutteli est, 1744 — 45 ꝛc. Seine beiden Brüder: Johann Heinrich (Leibmedicus zu Wolfenbüttel und guter Botaniker, gest. 1738) und Johann Georg (braunschweigischer geheimer Justitzrath, gest. 1764), hinterließen ebenfalls mehrere Schriften. — 2) (Johann Gottlieb), Prediger der deutschen evangelischen Gemeinde in London, geb. zu Eisleben den 29ten Febr. 1756, war erst Sonnabends-Prediger an der Thomaskirche zu Leipzig, seit 1781 in London und starb zu Bristol den 21ten August 1800. Außer mehrern Erbauungsschriften, schrieb er eine Geschichte der Methodisten, Nürnberg 1795, 2 Thle.; Kirchengeschichte der deutschen Gemeinde in London, Stuttgard 1798. 8. ꝛc. — 3) (Johann), geb. 1784 zu Basel, ging, als er ausstudirt hatte, weil sein Vaterland damals unter französischem Scepter stand, 1806 nach London, um der afrikanischen Gesellschaft seine Dienste zu einer Reise in das Innere von Afrika anzubieten, was diese dankbar annahm. Er reiste 1808 nach Aleppo, lernte dort die Sprachen des Orients, durchreiste nach 1½ Jahren Syrien, ging 1812 von Aegypten aus, den Nil hinauf fast bis nach Dongala, dann nach Nubien, setzte hierauf über das rothe Meer, wallfahrtete nach Mekka, und kam nach 1815 nach Kahiro zurück. Dort überraschte ihn der Tod den 15ten April 1817.

Burdonnaye oder Bourdonnaye (B. F. Mahé de la), geb. 1699 zu St. Malo, widmete sich dem Seewesen, und wurde vom König von Frankreich zum Generalgouverneur von Isle de France und Bourbon ernannt, welche Inseln er in den blühendsten Zustand versetzte. In dem Kriege mit England von 1741—46 that er diesem durch Ausrüstung einer kleinen Flotte unendlich vielen Schaden, eroberte nach langer Belagerung Madras, wurde aber, weil er dies gegen den Befehl der Regierung gethan hatte, angeklagt, und bei seiner Rückkehr nach Frankreich in die Bastille gesetzt. Obgleich seine Unschuld erwiesen ward, und er seine Freiheit wieder erhielt, starb er doch schon 1754 vor Gram, und an den Folgen der langen Gefangenschaft.

Bureau hieß ursprünglich ein grober wollener Zeug, womit in Frankreich die Schreibtische, und namentlich die Tische der Richter in den Gerichtshöfen bedeckt wurden; später ging diese Benennung auf die Tische selbst, und zuletzt sogar auf die Zimmer über, in welchen man die Schreib- und Amtsgeschäfte besorgte.

Burg. Die alten Deutschen nannten jeden befestigten Ort Burg. Das Wort selbst kommt von dem altdeutschen Baeren, d. h. erheben, und Por, hoch, oder erhaben (davon Berg) her. Boergan und Borgan hieß auch im Altdeutschen befestigen, und daher bezeichnet Burg einen befestigten Ort, oder das, was die Römer Castrum nannten. Anfänglich hat man auch die Städte mit diesem Worte bezeichnet, weil die meisten Städte mit einem Schlosse ihren Anfang genommen haben. Der Ursprung der Schlösser in Deutschland ist nach Verschiedenheit der Gegend sehr alt. Florus schreibt schon in seinem 4ten Buche, daß zu seiner Zeit über 50 Schlösser am Rheine vorhanden gewesen. In dem innern Deutschland trifft man sie später an, doch fand schon Carl der Große in Sachsen die Schlösser Fresburg und Siegeburg, und auch hier haben sie bald zugenommen, indem schon Kaiser Carl der Kahle verordnete, daß wegen ihrer überhandnehmenden Anzahl Niemand mehr ohne Erlaubniß ein Schloß bauen sollte. Je unruhiger die Zeiten wurden, desto mehr dachte man auf Er-

Digitized by Google

bauung der Schlösser, der Sicherheit wegen. Unter Heinrich I., als die Hunnen Slaven ꝛc., Deutschland von allen Seiten ängstigten, und noch mehr in der Folge, als innerliche Unruhen, und Befehdungen alle Sicherheit störten, nahm die Anzahl der Schlösser immer mehr zu, theils, um sich darin zu schützen, theils, um daraus zu rauben. Auch wurden Schlösser erbaut, um die kaiserlichen Kammergüter und andre öffentliche Einkünfte darin zu verwahren. Diese hießen Curtes, Palatia, villae regiae; in denselben hielten sich die Kaiser auf ihren Reisen auf, und darin wohnten die Missi, ihre großen Hofbedienten und andere Unterbediente, um die Gerichtsbarkeit in der herumliegenden Gegend zu besorgen. So waren die alten kaiserlichen Burgen zu Nürnberg, Friedberg, Gelnhausen ꝛc., zur Beschützung der herumliegenden kaiserl. Kammergüter angelegt, mit vielen Burgmännern versehen, an deren Spitze ein Burggraf stand. Die Herzoge, Fürsten, Grafen ꝛc. hatten gleichfalls ihre Curtes, die theils von ihren Erbgütern herrührten, theils aber auch durch kaiserliche Begnadigung und sonst auf vielerlei Art an sie gekommen waren; auch aus diesen sind sehr viele Schlösser und Burgen entstanden. Zu der Burg gehörten auch die sogenannten Pertinentien, nämlich Aecker, Holzungen, Jagden, Dörfer, Gerichtsbarkeiten, Zölle u. dgl. m.; außerdem noch andere kleine Regalien, nämlich Jagden, Zölle ꝛc.

Burgfriede bezeichnete in den Ritterzeiten 1) diejenige Gegend um eine Burg, worin der öffentliche Friede nicht gestört werden durfte; 2) das Bündniß gewisser Familien zur Beschützung der allgemeinen Sicherheit einer Burg und ihres Gebieters; 3) die öffentliche Sicherheit, welche fürstlichen Burgen oder Residenzen zustand.

Burggraf war sonst der Aufseher über eine Burg und deren Besazzung, ferner der Verwalter des Gerichtswesens, und der Einkünfte der Burg. In alten Zeiten gab es viele solcher Burggrafen, die auch Burgrichter, Burgvögte, Burgmänner und Weichgrafen hießen, deren Nachkommen zum Theil die fürstliche Würde erlangt und den Titel beibehalten haben, wenn sie schon die Burgen nicht besitzen. Der Vorsteher eines Gauerbschlosses, der von den Gauerben gewählt, und vom Kaiser bestätigt wurde, hieß auch Burggraf. Da ehemals Burg auch Stadt bedeutete, so war ein Burggraf auch die obrigkeitliche Person, die über die Maaße, Gewichte und die Preise der Lebensmittel die Aufsicht führt.

Burgos, die Hauptstadt einer spanischen Provinz dieses Namens in Altkastilien. Sehenswürdig ist die dortige Domkirche, berühmt als ein Meisterstück gothischer Baukunst, mit den schönen Mausoleen vieler Könige, so wie das Rathhaus, nebst dem Triumphbogen von Fernando Gonhalez, der hier, so wie der Cid Campeador, geboren ist. Unweit der Stadt liegt die schöne Benediktiner Abtei San Pedro de Cardenna mit dem Grabmal des unsterblichen Helden Ruy diaz de Vivar, oder des Cid. — Bei Burgos war es, wo von 40.000 Franzosen unter Soult und Bessieres (Letzterer befehligte die Reiterei) am 11. Nov. 1808 20.000 Spanier unter dem Marquis von Bervedel geschlagen wurden. Die Spanier hatten sich an der Nordostseite von Burgos in der Ebene aufgestellt, wurden aber von ihren beiden Flügeln von der französischen Reiterei umgangen, und in der Fronte vom Fußvolke angegriffen. Sie flohen in Unordnung nach Burgos zurück; hier entspannen sich mörderische Stadtgefechte; allein eine gänzliche Zerstreuung der Spanier erfolgte. Diese verloren an diesen und den folgenden Tagen 8.000 Todte, Verwundete und Gefangene, nebst 40 Kanonen. Der Franzosen Verlust war unbedeutend.

Burgund oder Bourgogne (L. Duc de), geb. zu Versailles am 6. Aug. 1682, war der Sohn des Dauphins, des Sohnes Ludwigs XIV. und der Prinzessin Anna von Baiern. Er zeigte in seiner Jugend Züge eines grau-

Digitized by Google

samen Gemüths, und andere Fehler, die jedoch durch die Erziehung Fenelon's, Fleury's und Beauvillier's nicht allein vermindert, sondern auch gänzlich vertilgt wurden. Im Jahr 1697 heirathete er die Prinzessin Adelheid von Savoyen, die er mit der innigsten Zärtlichkeit liebte, und erhielt 1702 den Oberbefehl über die Armee in Flandern unter dem Beistand des Marschalls Boufflers, wo er sich insbesondere in einem Kavalleriegefecht bei Nimwegen auszeichnete. Nachdem er 1707 den Oberbefehl in Flandern von Neuem erhalten hatte, veranlaßten die Mißverhältnisse mit dem Herzog von Vendôme den unglücklichen Ausgang des Feldzugs, und ganz Frankreich klagte ihn laut als den Urheber der Unglücksfälle an. Seine Rechtfertigung bewies seine Unschuld. Nach dem Tode seines Vaters, 1711, wurde er Dauphin, und nun erst erkannte man die glänzenden Eigenschaften und Tugenden, die Frankreich unter seiner künftigen Regierung das höchste Glück versprachen. Er starb aber plötzlich am 18ten Februar 1712 an einer unerklärbaren Krankheit, an der auch sein ältester Sohn und seine Gemahlin 6 Tage vorher gestorben waren, und die öffentliche Stimme klagte den Herzog von Orleans als Urheber dieser Unfälle an.

Burgund (Herzoge von). Nach Erlöschung der Linie der ältern Herzoge von Burgund, die ein Bruder Hugo Capets, Otto, gestiftet hatte, und die im Jahre 1361 mit Herzog Philipp erloschen, fiel das Herzogthum Bourgogne an den König Johann von Frankreich, und dieser verlieh 1363 jene Lande unter dem Titel eines Herzogthums seinem jüngsten, sehr geliebten Sohne, Philipp dem Kühnen, der 1368 sich mit der einzigen Tochter und Erbin des Grafen Ludwig III. von Flandern, Margarethe, vermählte, und dadurch Mecheln, Antwerpen und die Franche-Comté an sein Haus brachte. Ihm folgte 1404 sein Sohn Johann der Unerschrockene, bekannt durch seine Streitigkeiten mit dem Herzoge Ludwig von Orleans, während der Gemüthskrankheit Carl VI. Nicht ohne Grund ist der Verdacht, daß er den 22. Nov. 1407, den Herzog von Orleans durch gedungene Mörder ums Leben gebracht hat; denn er bekannte sich selbst dazu. Ihn traf gleiches Geschick auf der Brücke zu Montereau den 10 Sept. 1419; die Begleiter des Dauphins, mit dem er sich versöhnen wollte, erstachen ihn. Der bisherige Graf von Charolois, Philipp der Gute, sein Sohn, erbte die Würde eines Herzogs von Burgund, vermehrte seine Länder mit Hennegau, Holland und Seeland, und erhielt von Frankreich mehrere ansehnliche Distrikte, so wie 1441 noch das Herzogthum Luxemburg. Nach seinem Tode, am 16. Juli 1441 zu Brügge, ward sein Sohn, Carl der Kühne, Herzog von Burgund, den seine vielen Besitzungen veranlaßten, mit Kaiser Friedrich III. wegen der Königswürde zu unterhandeln. Dem Herzog Renatus von Lothringen entriß er seine Länder, wurde aber von den Schweizern bei Granson am 9. April 1476 und bei Murten am 22. Juni desselben Jahres geschlagen, und fiel im Treffen bei Nancy den 5. Jan. 1477. Seine Tochter, Maria, erbte, was nicht französisches Lehn war, und brachte durch Vermählung mit dem Kaiser Maximilian ihre schönen Besitzungen an das Habsburgische Haus.

Burgunder, eine deutsche, kriegerische und wegen ihrer Volksmenge mächtige und den Nachbaren furchtbare Nation. Plinius nennt sie ein germanisches Volk, und als einen Stamm der Vandalen. Tacitus übergeht sie ganz, weil sie zu seiner Zeit noch unbeträchtlich waren, und Ptolemäus setzt sie über die Nordseite des Riesengebirges von den Semnonen und dem Flusse Suevus bis an die Weichsel. Cluver bestimmt ihre Gränzen genauer, und läßt sie gegen Westen an die Semnonen, von denen sie die Warte trennte, gegen Süden an die Burier und Lygier, gegen Osten an

Digitized by Google

die Weichsel, die sie von den Venedern absonderte, gegen Norden, wo die Netze der Gränzfluß war, an die Sidonier, Kariner und Gothaner gränzen. Ihr Land enthielt also die Distrikte von Großpolen um die Stadt Gnesen. Von da aus breiteten sie sich mehr nach Südwesten aus. Lange nämlich noch, nachdem schon alle ihre Nachbarn nach der Donau ausgewandert waren, blieben die Burgunder in ihren alten Sitzen, und behaupteten sie, bis endlich die Gepiden, ein Volk an der Mündung der Weichsel, sich in das Innere des Landes zogen, und die Burgunder verdrängten, nachdem sie eine starke Niederlage von ihnen erlitten hatten. Bald darauf fielen sie mit den Lygiern in Gallien ein, wurden aber da vom Kaiser Probus geschlagen. Nun blieben sie in Deutschland, und nahmen ihre Wohnsitze östlich neben den Alemannen, wo sie sich bis an die alte römische Landwehre, Pallas von ihnen genannt, erstreckten. Mit den Alemannen hatten sie, theils wegen der Salinen, theils wegen der Gränzberichtigungen, öfters Streitigkeiten, obschon das Gebiet beider Völker durch Markſteine geschieden war. Im Anfange des 5. Jahrh., als mehrere germanische Völkerschaften in Gallien einfielen, waren auch Burgunder dabei; allein als die Uebrigen immer weiter nach Spanien fortrückten, blieben die Burgunder am Rhein in der Gegend von Mainz stehen, und wurden bald darauf durch die Einfälle der Hunnen hart gedrängt. Nachher räumte ihnen der römische Feldherr Aetius das südöstliche Gallien ein, wovon die Provinzen Bourgogne und Hochburgund noch ihren Namen führen. Ihr Gebiet erstreckte sich dort noch über die heutige Dauphine, einen Theil von Helvetien längs dem Jura, und über das westliche Savoyen. Endlich überwältigten sie die Franken. Die Verfassung der Burgunder war monarchisch. Ihre Könige nannten sie Hendinos, die sie aber nur so lange behielten, als es ihnen unter denselben wohlging. Bei Mißwachs, Kriegsunfällen und dergleichen wurden sie abgesetzt. Sie hatten auch einen Oberpriester, der Sinestus hieß. Dieser behielt seine Würde lebenslänglich, und durfte nicht abgesetzt werden. Auch war seine Person unverletzlich. Ihre Könige dienten häufig bei den römischen Heeren. Zweikämpfe waren bei ihnen sehr gemein, und man sahe sie als ein sicheres Mittel an, die Wahrheit zu erforschen.

Burgunderwein. Um einen vorzüglich schönen Wein zu erhalten, werden in Burgund die Trauben nicht eher geschnitten, als bis beim Eintritt der Sonne der Thau sich von den Trauben verloren hat; und man trägt Sorge, daß immer nur einerlei Trauben zusammengebracht werden, weil jede Vermengung von verschieden gearteten dem Produkte nachtheilig ist. Wenn die Trauben in die Küfen gebracht sind, so wird sie umgerührt, und drei Mal jedesmal 2 Stunden lang, getreten, nämlich: 2 Stunden lang, so bald sie in der Kälterküfe kommen; 2 Stunden lang, so bald sie anfangen zu gähren; und 6 Stunden nach dem Anfang der Gährung, zum 3. Mal, worauf sie nun unter die Presse kommen. Haben die Trauben von Volney von Pomard und von Beaume, in dem Zuber etwa schon auf dem Felde gegohren, dann können sie nicht länger als höchstens 10 bis 12 Stunden daselbst bleiben; doch giebt es hinter den Bergen zu Beaume Weinberge, deren Trauben erst nach 8 bis 10 Tagen gähren. Die Farbe des Weins hängt davon ab, ob die Trauben längere oder kürzere Zeit im Zuber beharrt haben. Der Wein von Volmer besitzt eine helle Farbe, welche daher entsteht, weil man die Traube nicht lange in der Küfe läßt; läßt man sie längere Zeit darin, so würde der Wein sein gutes Ansehen verlieren, und den Geschmack der Kämme und Kerne annehmen. Wenn die Trauben zerstampft sich im Zuber befinden, so schwimmt eine flüssige Decke darüber, die man ungepreßten Most (Surmout) nennt. Man bedient sich Zuber von 120 Maaß, und von 60 Maaß Inhalt. In die letztern wird der nicht gepreßte Most geleitet, so daß in einen Zuber eben so viel kommt, als in den andern, worauf

Digitized by Google

der übrige Rest gekeltert wird; und wenn Alles wohl gepresset ist, so wird der Most in Zuber vertheilt, worauf nun das Uebrige gekeltert wird. Der durch das erste Pressen gewonnene Most ist der leichteste und angenehmste, der die wenigste Röthe besitzt; der darauf folgende ist der stärkste; was aber dann folgt, ist am Röthesten und Unzeitigsten. Alle 3 Sorten müssen also untereinander gemengt werden, um einen brauchbaren Most zu erhalten. Wenn alle Fässer mit Most gefüllet sind, so bleiben sie mit offenem Spunde liegen. Der Wein kommt nun in starke Gährung, so daß der Ganze Keller mit Kohlenstoffsaurem Gas erfüllt wird, das brennende Lichter auslöscht; so wie der gährende Most eine damit gefüllte und verschlossene Flasche in Stücke zersprengt. Hat das Brausen nachgelassen, so wird nach 8 Tagen das Faß vollends angefüllt, und das Spundloch mit Traubenblättern bedeckt, und diese mit einem Steine beschwert. Fünf bis 6 Tage später, wird aber das Faß völlig verspundet, und nur nahe am Spunde ein kleines Loch eingebohrt, und leicht bedeckt, zuweilen aber geöffnet, um dem sich entwickelnden Gas einen Ausweg zu bahnen, und das sonstige Zersprengen der Fässer zu vermeiden.

Burke (Edmund), ein berühmter englischer Parlamentsredner und Schriftsteller, geboren zu Dublin 1730, studirte daselbst und hernach in London klassische Literatur und die Rechtswissenschaft. Er machte sich dem Publikum zuerst durch seine ästhetische Abhandlung über das Erhabene und Schöne bekannt. Man zählte ihn zu den geistreichsten und beredtesten Schriftstellern der Nation. Selbst der eigensinnige und mürrische Kritiker Johnson wurde Burke's Bewunderer und Freund. Die Freundschaft dieser beiden Männer erhielt sich, ungeachtet der Verschiedenheit ihrer politischen Grundsätze. Aber der Wirkungskreis eines Schriftstellers war dem emporstrebenden Geiste Burke's zu eng. Dem Zutrauen, das man zu seinen Talenten und seiner Rechtschaffenheit gefaßt hatte, verdankte er die Stelle eines Parlamentsgliedes. Als er seine erste Rede gehalten, genoß er der ehrenvollen Belohnung, von dem Grafen von Chatham selbst öffentlich gelobt zu werden. Sein Ruhm stieg am Höchsten während des amerikanischen Kriegs, wo er als der feurigste Gegner des Lord North, darauf Pitts, und als Ankläger von Warren Hastings auftrat. — Den Ruhm eines Mannes von viel umfassendem Geiste, hoher Beredsamkeit, und edelm persönlichen Karakter, haben ihm selbst seine Gegner nicht geschmälert, deren Anzahl sich sehr vermehrte, als er, bei dem Ausbruche der französischen Revolution, seinen eigenen Grundsätzen ungetreu zu werden schien. Schon zur Zeit seines Todes, sah die Welt klar genug, was die Art von Republikanismus, gegen welche Burke mit demselben Feuer, wie gegen den Despotismus, gesprochen und geschrieben, für unselige, die Menschheit entehrende, Folgen nach sich zog. — Von den übrigen englischen Parlamentsrednern unterscheidet sich Burke durch eine Sprache der Phantasie, die zuweilen den Geistesverwandten der Dichter anzukündigen scheint, aber doch nicht dichterisch ist, weil sie nur dem Verstande zu Hülfe kommt, das Interesse für die Gegenstände, die ihn beschäftigten, zu erhöhen. Zu Burke's männlichem Verstande gesellte sich ein feuriges Gefühl für das Große und Edle. Wenn dieses Gefühl mit seiner ganzen Kraft hervorbrach, wurde es leidenschaftlich, und bestach auch wohl den Verstand. Von einem bestimmten Gefühle für oder wider einen Gegenstand gingen überhaupt Burke's Reflexionen gewöhnlich aus. Aber er räsonnirte darum mit nicht weniger Ordnung. Er schrieb und sprach nie, ohne seine Gedanken, die sich in harmonischer Bestimmtheit entwickelten, öfter wieder durchdacht, und sie mit aller Unbefangenheit, deren er fähig war, geprüft zu haben. Und weil er immer selbst genau wußte, was er wollte, so wurde es ihm leicht, Andere mit sich fortzureißen, sie zum bestimmten Ziele zu führen, und, wenn auch nicht zu überzeu-

Digitized by Google

gen, doch unwiderstehlich zu überreden. Für das Schöne hatte er gerade diejenige Empfänglichkeit, die der Redner mit dem Dichter theilen muß, wenn er durch die Reize des Styls die zweckmäßigste Sprache der Prose vollenden will. Nach den Mustern des klassischen Alterthums, aber ohne ängstliche Nachahmung, hatte Burke seinen Styl gebildet. In seinen Reden zeigt sich die höchste Kultur der englischen Beredsamkeit; und Alles, was er geschrieben, hat ein klassisches Gepräge. Aber auch in seinen Abhandlungen, den politischen sowohl, als den ästhetischen über das Erhabene und Schöne, ist der Redner nicht zu verkennen, der selbst da, wo er nur in der ruhigsten Sprache des Verstandes seine Gedanken zu entwickeln glaubt, von einem herrschenden Gefühle getrieben wird, folgerecht die Meinung auszuführen, die diesem Gefühle entspricht. Nachdem er 1792 die Emancipation der irländischen Katholiken zu bewirken vergebens gesucht hatte, entfernte er sich von allen Staatsgeschäften, fuhr aber fort gegen Frankreich zu schreiben. Der Tod seines hoffnungsvollen, einzigen Sohnes, der seine Stelle im Parlament eingenommen hatte, verursachte ihm den heftigsten Kummer, dem er 1797 auf seinem Landgute bei Branconsfield erlag. — Sein Werk über das Erhabene und Schöne, unter dem Titel: Philosophical Inquiry into the Origin of our ideas of the Sublime and Beautiful. London 1757 8. wurde von Garve ins Deutsche übersetzt, Leipzig 1772. 8. — Carges against Hastings, London 1786. 4 Bde. 4. Reflexions on the revolution of France etc., daselbst 1790. 8. (deutsch von Franz Gentz, Berlin 1794 2 Bde. 8.) Letter to a noble Lord, daselbst 1792. 8. (deutsch von Franz Gentz, Berlin 1796. 3).

Burleigh, s. Cecil.

Burlesk, bezeichnet das Niedrig-Komische, das durch Verbindung des Niedrigen mit dem Hohen entsteht; es kleidet hohe Gedanken in niedrige Ausdrücke, und will eigentlich mehr sich selbst, als den Gegenstand lächerlich machen; die Gedanken und Ausdrücke, oder die Gedanken und die Personen, welche sie haben, passen nicht zusammen. Der burleske Styl leidet vorzüglich die Vermischung einheimischer und fremder Wörter, die zuweilen eine nationale Endung bekommen; er nimmt gern Provinzialismen, Ausdrücke, Wendungen und Redensarten der gemeinen und rohen Sprache auf, und die eigentliche Form desselben sind die sogenannten Knittelverse, in Prose nimmt er sich nicht sonderlich aus.

Burmann (Gottlieb Wilhelm) wurde 1737 zu Lauban in der Oberlausitz geboren. Er besuchte die Schule in Löwenberg, und sodann die lateinische Schule zu Hirschberg. Im J. 1758 begab er sich nach Frankfurt an der Oder, um die Rechte zu studiren, kehrte nach Vollendung der akademischen Studien in sein Vaterland zurück, ging aber in der Folge nach Berlin, wo er als privatisirender Gelehrter sich seinen Unterhalt durch Unterricht, besonders in der Musik, übrigens durch Schriftstellerei und Gelegenheitsgedichte u. s. w. zu erwerben suchte. Auch schrieb er eine Zeit lang die Berlinische Zeitung. Er starb den 5. Jan 1805. in den kümmerlichsten Umständen. Burmann war von Person klein, hager, hinkend und ungestaltet; gleichwohl wohnte in dieser niedrigen körperlichen Form ein für das Edle und Schöne warm schlagendes Herz. Er war ein Sonderling in sehr hohem Grade, doch haben seine Sonderbarkeiten nur ihm allein, nie Andern, geschadet. Burmann hatte wirklich viel poetischen Geist, eine reiche Ideenfülle, ein herzliches Gefühl, eine überaus lebendige Einbildungskraft. Dies Alles war aber bei ihm nicht geregelt; denn aus angeborenem und anerzogenem störrischem Eigensinne mochte er durchaus keine vorgezeichneten Wege, sondern nur ihm selbst gefällige gehen. Mangel an Geschmack aber verleitete ihn gewöhnlich zu übler Wahl. Eine ihm von Jugend auf anklebende Sorglosigkeit ließ ihn kein Studium ernstlich treiben, so wie er sich auch nie um ein Amt bewarb. Die unsinnige

Digitized by Google

Grille vieler Deutschen, daß ein sogenannte Genie das Bizarre kleide, besaß er in nicht geringem Maaße, und stieß häufig dadurch diejenigen von sich zurück, die seiner Talente wegen seine Freunde und Verehrer werden wollten. Er besaß große, ausgezeichnete Anlagen zur Musik. Er war auch selbst in früheren Jahren einer der fertigsten und kunstreichsten Klavierspieler in Berlin, hatte gleichwohl nie einen Lehrer gehabt, und — was wohl zu merken ist — an der linken Hand nur vier Finger. Er erfand für diese Verkrüppelung eine eigene Applikatur, die ihn in Stand setzte, mehr als die meisten Virtuosen mit fünf Fingern zu leisten. Ein anerkannt großer Meister war er in der Fuge und im figurirten Choral, und die öffentlichen Orgelconzerte, die er bisweilen gab, wurden von den Kennern der Musik mit großem Enthusiasmus besucht. Eine seltene Stärke besaß er auch darin, den Styl anderer Tonsetzer z. B. eines Händel's, Sebastian Bach's, Graun's, Gluck's, Haydn's überaus richtig nachzuahmen. Mit eigenen Kompositionen für den Druck gab er sich nicht viel ab, ob er gleich, wenn er es ernstlich gewollt hätte, etwas Vorzügliches geleistet haben würde. Worin Burmann die seltenste Fähigkeit besaß, war das Improvisiren. Bei heiterer Laune hüllte er nicht nur jedes gegebene Thema in ein poetisches Gewand, sondern war auch im Stande, während einer gesellschaftlichen Unterhaltung von vier bis fünf Stunden, das ganze Gespräch immerfort in Versen zu führen. Freilich hörte man meistens nur Reime, mitunter aber auch sehr überraschende Gedanken und frappante Wendungen.

Burnet (Gilbert), Bischof von Salisbury, geboren 1643 zu Edinburgh, aus altadlichem Geschlecht, studirte Theologie zu Aberdeen, reiste durch England, Holland und Frankreich, wurde nach seiner Rückkehr Pfarrer zu Salteun in Schottland, und 1669 Professor der Theologie zu Glasgow. Im J. 1673 legte er aber diese Stelle nieder, nahm zu London das Amt eines Predigers bei der Kapelle der Kanzlei an, und schrieb hier seine History of Reformation, 3 Bde. Fol. 1679 — 1715. Da er Jakobs II. Vorliebe für die Lehren der katholischen Kirche laut mißbilligte, wurde ihm die Kirche verschlossen, und er war gezwungen, 1685 eine neue Reise nach dem festen Lande vorzunehmen. In Haag traf er 1688 mit Wilhelm III. von Oranien zusammen, als dessen Hofprediger er nach England zurückkehrte, und von ihm 1689 zum Bischof von Salisbury, 1698 zum Lehrer des Herzogs von Glouceſter, Sohn der nachmaligen Königin Anna, ernannt wurde. Er starb den 27. März 1715. Außer der angeführten Schrift und einer Beschreibung seiner Reise durch die Schweiz und Italien, mit Bemerkungen, 2 Bde., ist noch als Hauptwerk anzuführen: History of my own times, 1724 — 1734, 8 Bde. 8.

Burney (Charles), ein berühmter musikalischer Schriftsteller und Tonsetzer, geboren zu Shrewsbury 1726, starb als Organist am Chelsea Hospital, im April 1814, und hinterließ, außer einer Menge Compositionen: General History of Music from the earliest ages to the present period. 4to, 1779 — 1789, 4 Thle. Unter seinen vielen Kindern hat sich seine zweite Tochter, Franciska d'Arblay, als Schriftstellerin durch die Romane Evelina, Cecilia und Camilla besonders ausgezeichnet.

Burns (Robert), zu Manchester in der Grafschaft Ayr, im J. 1758 geb., war in ganz Schottland nur unter dem Namen: Landmann von Ayr, und in England unter dem Namen: schottischer Dichter, bekannt. Er lebte bis zum 24. Jahre seines Lebens als einfacher Landmann. Jedoch wie alle Bauern in Schottland, so hatte auch er gut lesen und schreiben in der Schule gelernt. Von seiner zartesten Jugend an offenbarte er ein bewundernswürdiges Talent für die Dichtkunst, so daß er in seiner dichterischen Begeisterung die Scenen der ihn umgebenden Natur und die Schönheiten seines Dorfes bereits besungen hatte, ehe er selbst noch inne ward, daß er von der Natur

Digitized by Google

zum Dichter bestimmt war. Das Verlangen, seine äußere Lage zu verbessern, weckte in ihm den Gedanken, nach Jamaika zu gehen, und er war so glücklich, sich eine kleine Summe für die Reise zu sammeln. Er gab die erste Sammlung seiner Gedichte zu Dumfries im J. 1786 heraus. Sie erregte die allgemeine Aufmerksamkeit, und der Dichter wurde eingeladen, nach Edinburgh zu kommen. Seine Gedichte erschienen hier unter dem Titel: Robert Burns's the ayrshire Ploughman's, poem's, chiefly in the scottish dialect, Edinburgh 1787. d. h. Gedichte von Robert Burns, dem Landmann von Ayr, vorzüglich in schottländischer Mundart. — Die Unterhaltung, welche dieser Dichter zu führen pflegte, war anziehend, und voller Witz, seine Satyre treffend, und seine Einfälle waren gegen den Stolz der Großen und des Hofes gerichtet. Er starb zu Dumfries im J. 1796. Seine Werke sind von den Kennern in England sehr geschätzt; sie sind voll großer, natürlicher Schönheiten.

Bursa, Brusa, die größte und schönste Stadt in Natolien, in einer reizenden Gegend, auf einem Hügel, am Fuß des Olympos. Sie hat mit ihren Vorstädten 3 Stunden im Umfange, 2 kaiserliche Palläste, 140 Moscheen, 3 griechische, 1 armenische Kirche, 4 Synagogen und 130.000 Einwohner, wovon $\frac{2}{3}$ Türken, 1.200 Juden und 3.500 Griechen; doch darf kein Christ in der eigentlichen, auf einem Felsen liegenden Stadt wohnen. Man verfertigt hier die schönsten seidenen Tapeten und andere seidene und halbseidene Zeuge, Musseline, sammtne Polster, Settine, Gold- und Silberstoffe, Stickereien ꝛc., und unterhält wichtigen Karawanenhandel mit Constantinopel und Syrien, und Seehandel aus dem 4 Meilen entfernten Mudania am schwarzen Meere. Nach Constantinopel, Smyrna und Angora gehen jährlich an 120.000 Stück seidene Stoffe. — Als Osman I. 1326 die Stadt erobert hatte, war sie eine Zeitlang die Residenz der türkischen Sultane; jetzt ist sie der Sitz eines Pascha und eines armenischen und griechischen Erzbischofs. Außerhalb der Stadt sind die Grabmäler verschiedener Sultane, und in der Nähe berühmte warme Bäder und das Gebirge Eskischehir mit Meerschaumgruben, die 700 Arbeiter beschäftigen; der größte Theil der hier gebohrten und an andern Orten weiter bearbeiteten Pfeifenköpfe geht nach Rußland und Frankreich.

Bursfeld, eine im Herzogthum Braunschweig an der Weser im 11ten Jahrh. gestiftete, im 16ten Jahrh. supprimirte Benediktiner-Abtei, von ihr führt die im 15 Jahrh. entstandene über den größten Theil von Deutschland ausgebreitete Reformation oder Kongregation der Benediktiner ihren Namen. Man lese Leuckfeld antiquitates Bursfeldenses.

Burscheid (Burdscheit, Bordscheid, Porcetum, Borcette), liegt 150 Schritte von Aachen, vor dem Aachner Marschierthor, am Abhange eines steilen Hügels, so daß die Hauptstraße ziemlich jäh von der Höhe des Hügels in das Thal hinab läuft. Dieses Thal wird auf der andern Seite von einem weit niedrigern Hügel, auf welchem 2 Kirchen und wenige Häuser stehen, begränzt, und breitet sich von Abend gegen Morgen aus. In diesem Thale sind die warmen Quellen von Burscheid, und zwar der größte Theil derselben, die sogenannten obern Quellen, in dem Orte selbst, in den Badgebäuden, und auf offener Straße; einige wenige aber (die untern Quellen) außerhalb des Orts, in der Thalniederung, unter freiem Himmel. Dieses Thal, welches jetzt über 4.000 Menschen nährt, soll bis ins 10te Jahrhundert eine Wüste gewesen seyn, worin wilde Schweine hausten, von denen es auch seinen Namen erhalten. Der heil. Gregor, Sohn des griechischen Kaisers Nicephoros, errichtete hier ein Mönchskloster, welches im J. 1220 in ein adeliches Frauenstift verwandelt wurde. Der Flecken gehört dem Stift, und die Aebtissin derselben war unmittelbar. — Es sind hier ansehnliche Tuch-, Casemir- und Nähnadelnfabriken. Der Ueberfluß des warmen, laugenhaften Quellwassers, welches zum Waschen und Färben der Wolle so gut benutzt werden

Digitized by Google

kann, macht den Ort zur Wollenfabrikation sehr bequem. — Uebrigens sind die meisten Fabriken in Aachen und Burscheid seit der neuen Gränze gegen Brabant und Frankreich in ein trauriges Stocken gerathen, und manche haben ganz aufgehört. Vor 1814 war der Absatz in manchen Artikeln, z. B. Casemir, der dem Englischen gleich kommt, sehr bedeutend, was nun nicht mehr der Fall ist. Die obern, im Flecken selbst zu Tage gehenden Quellen unterscheiden sich von den untern, so wie von denen in Aachen, hauptsächlich dadurch, daß sie nicht geschwefelt sind, oder gar kein hepatisches Gas enthalten, und keinen Schwefel über dem Wasser absetzen. Sie entspringen am Fuße des größern Hügels, zum Theil auch näher dem gegenüber stehenden kleinern Hügel, in so großer Anzahl, daß fast jedes Badehaus seine eigene Quelle hat. Das Wasser aller dieser warmen Quellen hat fast gleichen Wärmegrad und gleiche Bestandtheile, und ist mit kohlengesäuertem Gas reichlich geschwängert. Die Hügel, aus welchen jene Quellen entspringen, sind durchaus felsig, und nur mit einer dünnen Lage Gartenerde bedeckt. Fast alle diese Quellen gehen unter Schieferlagen hervor. Ueberall ist das Erdreich im Burscheider Thal sehr wogicht, und wie von unterirdischem Feuer ungleich gehoben, und man findet hin und wieder deutliche Spuren vulkanischer Ausbrüche. Die obern Quellen liefern das heiße Wasser in solcher Menge, daß sie vereinigt einen beträchtlichen Strom, den sogenannten warmen Bach bilden. Unmittelbar neben jenem warmen Bache fließt ein kalter. Beide Bäche, die nur durch einen Fußweg, die Wärmscheide, von einander abgesondert sind, vereinigen sich, eine halbe Viertelstunde unter Burscheid, in einem lauwarmen Teich, dem sogenannten warmen Weiher, und treiben eine zum Schleifen der Nadeln eingerichtete Mühle (Scheuermühle). Die untern Burscheidischen Quellen ergießen sich ebenfalls theils in den warmen Bach, theils in den warmen Weiher. Selbst in dem kalten Bache bricht hin und wieder das heiße Wasser hervor. Aus dem Zusammenflusse aller dieser Wasser und noch mehrerer kalten Bäche bildet sich die Worm, die beim Adalbertsthor aus Aachen fließt, und zuletzt in die Ruhr sich einmündet. Der gedachte warme Teich ist in mancher Hinsicht merkwürdig. Er hat ungefähr 100 Schritte in der Länge, friert nie zu, und in seinen salzigen Wassern leben eine Menge Fische, als Hechte, Karpfen, Schleien ꝛc., welche sich hier sogar stärker vermehren, und ungleich größer und fetter werden, als in andern Teichen. Nur hat ihr Fleisch einen unangenehmen Geschmack, und um diesen zu verlieren, müssen sie, bevor man sie speisen will, 8 — 14 Tage lang in einen kalten Wasserbehälter gesetzt werden. — Gleich nach Aufgang und vor Untergang der Sonne sieht man zuweilen über dem warmen Teiche und warmen Bache dicke Dünste schweben, in welchen sich die Sonnenstrahlen mit glänzenden Farben reflektiren, und eine Menge kleiner Regenbogen bilden. Die Einrichtung der Bäder, der Douche-, der Dampfbäder ist in Burscheid dieselbe, wie in Aachen. Burscheid hat, wie Aachen, die angenehmsten Spaziergänge, und wird in der Folge den großen Vortheil genießen, dem neuen Aachner Theater ganz nahe zu seyn, indem eine gerade Straße von Burscheid nach demselben durch ein wieder zu eröffnendes altes Aachner Thor führen wird.

Busaco, ein Ort in Portugal, an der rechten Seite des Mondago, oberhalb Limbra, ist durch einen hier erfochtenen Sieg des Wellington über die Franzosen, am 27. Sept. 1810, berühmt geworden. An diesem Tage stand Wellington mit 30,000 Britten und Portugiesen auf der hohen Serra de Busaco, welche hier steil an den Fluß abstürzt. Ihn griff Massena an der Spitze von 50.000 Franzosen den ganzen Tag über wüthend an, wurde aber mit großem Verluste zurückgeschlagen. Der Verlust der Franzosen betrug 4.000 an Todten und Verwundeten, und einige 100 an Gefangenen, da die Britten im Ganzen nur 1.300 Mann einbüßten. An den fol-

Digitized by Google

genden Tagen umgingen die Franzosen die linke Seite der Verbündeten durch den Paß von Sadao, nördlich von Busaco, welchen der englische Obrist Trant nicht schnell genug besetzen konnte. Hierauf zogen sich die Verbündeten nach Lissabon zurück.

Busbec oder Busbequius (Augier Ghislen de), der natürliche Sohn des Herrn von Boesbec, einem kleinen Dorfe an der Lys, wurde zu Comines in Flandern im J. 1522 geboren, und in der Folge von Carl V. geächtet. Sein Vater gab ihm eine treffliche Erziehung. Die schönsten Geister von Paris, Venedig, Bologna, Padua waren seine Lehrer. Als er in die Niederlande zurückkehrte, ging er im Gefolge Peter Lassa's, des Gesandten des römischen Königs Ferdinand, nach England. Dieser Fürst berief ihn nach Wien, und trug ihm im J. 1555 die Gesandtschaft bei Solyman II., dem türkischen Kaiser, auf. Solyman berief ihn nach Amasien, wo er an der Spitze seines Heeres stand. Da er aber von Solyman nichts, als einen Waffenstillstand von 6 Monaten erhielt, so reiste er wieder zurück. Ferdinand schickte ihn im November des erwähnten J. wieder nach Constantinopel. Diese Gesandtschaft war glücklicher, als die erste; sie dauerte sieben Jahre, und endete mit einem Vertrage, welcher einen Waffenstillstand von acht Jahren festsetzte. Busbec wußte seinen Aufenthalt in der Türkei vortrefflich zu benutzen. Er sammelte Inschriften, kaufte Manuskripte, suchte seltene Pflanzen, und hatte deshalb auf seiner zweiten Reise einen Maler mitgenommen. Im J. 1562 reiste er zurück, und beschloß, seine Tage sich und den Wissenschaften zu leben. Sein Wunsch ward ihm nicht gewährt, denn er wurde zum Erzieher der Kinder Maximilians II. ernannt, und als dieser Fürst Kaiser geworden war, erhielt er im J. 1570 den Auftrag, die Erzherzogin Elisabeth, welche sich mit Carl IX. vermählen sollte, nach Frankreich zu begleiten. Busbec blieb als Haushofmeister bei Elisabeth, und als diese nach ihres Gemahls Tode Frankreich verließ, bekleidete er fortwährend unter Rudolph II. den kaiserlichen Gesandtschaftsposten. Busbec war gesonnen, sich in Frankreich anzusiedeln, er hatte bereits mehrere Landgüter gekauft; allein die Bürgerkriege, womit Frankreich unter Heinrich III. heimgesucht wurde, bestimmten ihn zu dem Entschlusse, sein neues Vaterland zu verlassen. Als er auf der Rückreise nach Flandern begriffen war, wurde er in dem Dorfe Caillv, nicht weit von Rouen, in der Normandie, von einer Partei Liguisten angefallen, und der Schrecken, den er dabei erfuhr, zog ihm ein Fieber zu, an dem er im J. 1592 starb. Busbec sammelte auf seinen Reisen in der Levante mehrere Inschriften, die er seinen gelehrten Zeitgenossen, Scaliger, Lipsius und Gruter zukommen ließ. Ihm verdankt die Welt das Monumentum ancyranum, einen Marmor, der zu Ancyra in Galatien (jetzt Angora) gefunden wurde, und für die Geschichte bedeutende Ausbeute gewährte. Kaiser Augustus hatte den Priesterinnen der Vesta eine von ihm selbst gefertigte Geschichte seiner Zeit übergeben, die, auf zwei ehernen Tafeln eingegraben, nach seinem Tode vor seinem Mausoleum aufgestellt werden sollte. Diese Geschichte ward nun hier auf die Säulen eines Gebäudes (Augustustempels) eingegraben. Von diesen Säulen, deren zwanzig waren, sind noch einige aufgefunden worden. Hundert griechische Handschriften, die er auf seinen Reisen sammelte, schenkte er der Wiener Bibliothek. Bemerkenswerth sind folgende Werke von ihm: 1) Legationis turcicae epistolae quatuor. Hanoviae 1605. Diese Briefe über Politik, Macht und Schwäche der Pforte sind mit solcher Umsicht geschrieben, daß sie die besondere Aufmerksamkeit der Gesandten verdienen; sie sind ein Muster von gutem Styl für den, der seinem Herrn Rechenschaft geben will über Das, was an dem Hofe, an den er gesandt ist, sich ereignet. 2.) Epistolae ad Rudolphum II. Imper. e Gallia scriptae, ed. Houwart. Diese Briefe an den Kaiser gewähren ein anziehendes Gemälde der Regierung Heinrichs III.

Digitized by Google

Er sagt viel in wenig Worten, indem er weder die großen Bewegungen, noch die kleinlichen Ränke und Umtriebe aus dem Auge verliert, und überall nur bei interessanten und außerordentlichen Thatsachen verweilt. Er erzählt die Begebenheiten mit so kunstloser Natürlichkeit, daß man in die Täuschung geräth, Alles geschehe vor unsern Augen. Sein Consilium de re militari contra turcas instituenda und seine Reise von Constantinopel nach Amasien sind noch immer höchst belehrend für Diejenigen, welche mit Unterhandlungen bei der Pforte beauftragt sind. Alle seine Werke sind in der Ausgabe von Elzevir Leyden 1633, und in der zu Amsterdam 1660 gesammelt. Titus Lipsius, der dem Verfasser eine Grabschrift fertigte, hat ihm auch sein Buch über die Saturnalien gewidmet. Der Geschichtschreiber de Thou gesteht freimüthig, er habe aus Busbec's Briefen Alles geschöpft, was er über die Sitten und Gebräuche der Türken wisse.

Buschmänner, holländisch Bojesmann, d. i. die aus dem Hinterhalt im Strauch, Bosje, auf Wild und Feind schießenden Männer, auch Saabs, ein Volksstamm auf der Nordseite des Vorgebirges der guten Hoffnung in Afrika, die in gebirgigen Gegenden in Klüften und Höhlen wohnen, und bei Nacht die Höfe der Kolonisten plündern, welche daher oft eigentliche Jagd auf sie machen, um Sklaven zu erhalten. Doch entlaufen sie oft, weil sie das Hüttenleben hassen, und ein unstetes und unabhängiges Leben der guten Kost vorziehen. Sie sind ganz abweichend von den Hottentotten, und theilen sich in 3 Stämme: Namaquas (unter denen die englischen, in der berlinischen Pflanzschule gebildeten Missionarien 700 Christen um sich gesammelt haben, die sie unterrichten), Dammaras und Koranas. Sie haben eigene Sprache und Sitte, und stehen auf der niedrigsten Stufe der Bildung. Sie bauen die Erde nicht, und haben außer dem Hunde kein zahmes Hausthier. Ihre gewöhnliche Nahrung sind Heuschrecken, und in deren Ermangelung die Exkremente dieser Insekten. Sie ertragen den Hunger sehr lange, und entschädigen sich durch eine desto reichlichere Mahlzeit, wenn es ihnen gelingt, ein Stück Wild zu erlegen, oder einen Ochsen oder einige Hammel zu stehlen. Ihre Waffe besteht aus kleinen Bogen und vergifteten Pfeilen, die sie mit erstaunlicher Sicherheit in große Fernen schießen. Ihre Sprache ist sehr arm; sie besteht aus einem gewissen Klatschen mit der Zunge, und rauhen hervorgegurgelten Tönen, für die wir keine Buchstaben haben. Sie sind von kleiner Gestalt, dunkelgelb, und haben schwarzes wollähnliches Haar.

Bustrophedon. In den ältesten Zeiten schrieben die Griechen, aller Wahrscheinlichkeit nach, wie die Völker des Orients, von der Rechten zur Linken; doch späterhin wechselte man, und schrieb in der ersten Reihe von der Linken zur Rechten, in der zweiten von der Rechten zur Linken, und so fort. Man nannte diese Schreibart Bustrophedon, oder die Furchenartige, weil die so geschriebenen Zeilen, wie die auf einem Acker gezogenen Furchen aufeinander folgten. Dieses Bustrophedon war bei den ältesten Griechen, und soll schon vor dem trojanischen Kriege die übliche Schreibart gewesen seyn; ihr Alterthum verliert sich also in die dunklen Zeiten der Mythen. So viel weiß man, daß schon die Gesetze des Solons auf diese Art in Tafeln eingegraben waren; endlich finden sich auch noch einige Inschriften von deren Alter bis in das 5te Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung, oder noch höher hinaufsteigt. Merkwürdig ist die sigäische Inschrift, die Chishul in der Gegend des alten Troja, zwischen dem sigäischen Vorgebirge und dem Flusse Skamandow entdeckte, und im Jahre 1226 bekannt machte. Auch der Abt Fourmont, der auf königliche Kosten nach Griechenland reisete, hat daselbst die kostbarsten Ueberreste der ältesten Zeiten gesammelt, und die königliche Bibliothek mit vielen Inschriften in der Manier des Bustrophedon, von denen er einige über 1.000 Jahre vor Christus hinaussetzt, bereichert. Unter diesen befindet sich eine

Digitized by Google

welche er unter den Trümmern eines Tempels des Apollo in der alten Stadt Amyklä gefunden hat; sie ist vielleicht das älteste Monument des Alterthums.

Buße. Thut Buße, macht das Krumme gerad, und ebnet den Pfad des Herrn. — Wendet euch zu mir, und ich will mich zu euch wenden! — Wenn ihr nicht Buße thut, so werde ich euch von der Erde vertilgen! Dieses ist die vernehmliche und so oft wiederholte Stimme des Herrn durch seine Propheten und Gesandten im alten und neuen Bunde an die Menschheit. — Daß die Welt im Argen liege, sagt schon der Apostel, und die Philosophen haben dieses nachgesprochen. Da also der sinnliche Mensch so leicht auf dem schlüpfrigen Pfade dieses Lebens ausgleitet auf die große Heerstraße des Lasters, so leuchtet es wohl Jedem vollkommen ein, daß eine göttliche Religion Hülfsmittel dem Schwachen, und Hülfsmittel dem Gefallenen darbieten müsse; ein solches Mittel ist nun das Sakrament der Buße in der katholischen Kirche. Die Buße an und für sich besteht in der Besserung des innern Menschen zu seiner Bestimmung, welche da ist, heilig zu werden. Da aber der Stifter der Religion den Aposteln, und in diesen den Priestern der Kirche die Befugniß zur Sündenvergebung zugesteht, so folgt ganz natürlich, daß ein offenes Geständniß einem Priester geschehen muß, weil dieser nur so prüfen kann, wer dieser Vergebung würdig ist. Aus diesen Gründen kann nur derjenige an der göttlichen Gnade des Bußsakraments Theil haben, der seine Vergehungen reumüthig und aufrichtig bekennt, oder beichtet. s. Beichte. Wer sich aber außer Stand befindet, ein solches Sündengeständniß abzulegen, für den reicht auch eine vollkommene Sündenbereuung hin, um die Gnade des Bußsakraments zu gewinnen. Was übrigens das Weitere der Buße betrifft, so sey es genug, das, was die Buße eigentlich ist, nämlich Reue über das begangene Unrecht, Besserung des Herzens, Rückkehr zu Gott, hier angeführt zu haben. Eine weitere Ausführung davon gehört in das Gebiet der Theologen.

Bute (John Stuart, Graf von), ein berühmter Staatsmann Englands, geb. in Schottland zu Anfang des 18ten Jahrh., kam 1737 als schottischer Pair in das Parlament, wurde aber, als Gegner der Minister, bei einer 2ten Zusammenberufung desselben im J. 1741 nicht wieder gewählt; er zog sich daher auf seine Güter zurück und blieb daselbst bis zur Landung des Prätendenten in Schottland 1745, wo er nach London ging, und nicht lange darauf Günstling des Prinzen von Wallis wurde. Nach dessen Tode ernannte ihn die verwittwete Prinzessin von Wallis 1751 bei dem nachmaligen König Georg III. zum Kammerherrn, und er leitete als solcher seine ganze Erziehung. Nach Georg II. Tode wurde er bei Georg III. nach und nach Mitglied des geheimen Raths, Staatssecretär und Canzler der Schatzkammer. Als solcher schloß er, da Pitt seinen Einfluß verloren hatte, den Frieden von Fontainebleau, machte sich aber dadurch sowohl, als durch Begünstigung der Tory's unzählige Feinde, die ihn aus seinem Posten zu verdrängen suchten; dennoch erhielt er sich bis zum Jahre 1772, wo er sich von den Geschäften zurückzog und bald vergessen wurde. Er starb den 10ten März 1792, und ist als Schriftsteller bekannt durch seine botanischen Tafeln, 9 Bde. 4.

Butes oder Boges, Statthalter der Stadt Eion am Flusse Strymon, bewies seinem Könige, dem persischen Darius, eine Treue, wovon die Geschichte nur wenige Beyspiele aufzuführen hat. Als er von dem athenischen Feldherrn Kimon belagert wurde, zog er einer ehrenvollen Uebereinkunft den Tod vor. Er ließ alles Gold und Silber, das in der Stadt vorräthig war, zusammenbringen, einen Holzstoß aufthürmen, und nachdem er Weib und Kinder und Gesinde getödtet, und die Leichname sammt den Reichthümern in die Flammen geworfen hatte, stürzte er sich selbst hinein, seinen Mitbürgern zum Beispiele, dasselbe zu thuen.

Digitized by Google

Butler (Samuel), ein berühmter komischer Dichter, allgemein bekannt durch seinen Hudibras, war zu Strensham in Worcesterhire im J. 1612 geboren. Er studirte auf der Universität zu Cambridge. Bei seinem Eintritte in das bürgerliche Leben soll er Schreiber bei einem angesehenen Friedensrichter geworden seyn, und sich in seinen Nebenstunden auch mit Musik und Malerei beschäftigt haben. Nachher kam er in Verbindung mit mehreren vornehmen Häusern. Dem Publikum blieben seine seltenen Talente lange Zeit unbekannt. Vermuthlich waren seine beschränkten Vermögensumstände unter den Ursachen, die ihn bewogen, bei dem Ausbruche des bürgerlichen Krieges nicht öffentlich Partei zu nehmen, und auch nach der Hinrichtung des Königs Carl I. in England zu bleiben, ob er gleich die Puritaner und Intependenten von Herzen verachtete und haßte. Daß sein Widerwille gegen diese Sekte, den er durch seinen Hudibras verewigt hat, Privatursachen gehabt habe, ist ihm nie vorgeworfen worden. Hätte er sich nicht mit vieler Klugheit betragen, so würde er, vermuthlich um zu leben, nicht ein häusliches Amt in der Familie des Sir Luke, eines eifrigen Verfechters der Intependenten in Cromwell's Diensten, haben übernehmen können. In dieser Familie soll er besonders Gelegenheit gehabt haben, die ganze Denkart der Sekte, die er haßte, genauer kennen zu lernen. Nach der Restauration des königlichen Hauses war Butler noch immer nicht als Dichter oder Schriftsteller berühmt. Aber auch nachher, da er durch sein komisches Gedicht in ganz England Aufsehen erregte, erhielt er von dem Hofe, dem er durch die bittere Verspottung der Presbyterianer und Intependenten einen so großen Dienst gethan, keine Belohnung. Der erste Theil seines Hudibras erschien im J. 1663. Das Gedicht wurde sogleich bei Hofe bekannt und beklatscht. König Carl II. selbst soll öfters Stellen daraus zitirt haben. Aber auch nachdem der zweite Theil gedruckt worden, mußte sich Butler mit dem Beifalle genügen, den er einerntete. Weder ein Amt, noch eine Pension, wurde ihm zu Theil. Unterdessen arbeitete er gleichwohl in diesen ungünstigen Verhältnissen an seinem Hudibras fort. Der dritte Theil, der im J. 1671 erschien, und das Gedicht noch nicht endigte, blieb aber auch der Letzte. 2 J. darauf starb Butler. Seine Freunde konnten nicht den Zweck erreichen, durch Subscription die nöthige Summe zusammen zu bringen, den bewunderten Verfasser des Hudibras in der Westminsterabtei begraben zu lassen. Erst 60 J. nach seinem Tode hat ihm ein reicher Buchdrucker in London ein Denkmal in der Westminsterabtei errichten lassen. Das Wenige, was man von Butler's Leben weiß, findet sich bei mehrern englischen Literatoren, auch bei Johnson in den Biographical Prefaces, Vol. II. Man vergleiche damit die Notizen vor der Prachtausgabe des Hudibras, besorgt von Nash (London, 1793, drei Bände in klein Folio). Wenige Gedichte sind lauter gepriesen und in England beliebter geworden, als der Hudibras von Butler. Man hat dieses komische Gedicht als den Triumph des menschlichen Witzes bewundert. Man hat geglaubt, es über den Don Quixote stellen zu dürfen, ob es gleich zum Theil nur Nachahmung dieses spanischen Romans ist. Immer bleibt es, auch wenn die unbefangene Kritik in dieses ungemessene Lob nicht einstimmen kann, ein bewundernswürdiges Produkt des komischen Witzes. Aber wenn der komische Witz, auch von dem trefflichsten Verstande und vielen Kenntnissen unterstützt, nicht für poetisches Genie gelten soll, das noch etwas mehr, als Witz, voraussetzt, so darf Butler auf die Ehre, die dem Cervantes in der Geschichte der Poesie widerfahren muß, keinen Anspruch machen. Der Erfindung im Hudibras fehlt nicht nur die höhere Originalität, da sie nur geistreiche Nachahmung des Don Quixote ist; sie hat auch weit weniger inneres Verdienst, als die Erfindung in Don Quixote. Butler hatte bei aller Originalität und Unerschöpflichkeit seines Witzes wenig poetisches Gefühl. Seine Phantasie war thätig,

Digitized by Google

aber nur um dem Witze vorzuarbeiten, und überraschende Vergleichungen und Combinationen herbei zu führen. Die Situationen, in die er seine komischen Helden versetzt, beweisen wenig Erfindungsgabe; sie sind gewöhnlich entweder gemein, oder nachgeahmt. Die Satyre in Butler's Hudibras ist mehr, als Partei-Satyre. Sie trifft alle phantastische Pedanten und Disputanten, die mit cinischer Geschmacklosigkeit den gesunden Verstand durch Subtilitäten ersticken und für alberne Lehrsätze, als ob es heilige Wahrheiten wären, mit kriegerischem Eifer zu Felde ziehen. Die Geschichte der philosophischen Systeme liefert genug Fakta, auf die man die Satyre des Hudibras eben so gut anwenden kann, als auf den Sektenwahn der Presbyterianer zu Butler's Zeit. Aber auch nur da glänzt Butler's Witz in seinem hellesten Lichte, wo er die grüblerischen Disputationen der Sekte, die er verspotten wollte, auf das Burleskeste parodirt. Die Karaktere seiner Helden, des bewaffneten Richters Hudibras und des Schreibers Ralph, der den Schildknappen vorstellt, vereinigen in sich alle Gemeinheit, die Cervantes sorgfältig dem Sancho Pansa auflud, um dadurch das Gemälde des Don Quixote zu heben, und der komischen Carikatur seiner ganzen Dichtung das Widrige zu entziehen. Ja sogar den gemeinen Sancho Pansa läßt Cervantes zuweilen mit vielem gesunden Verstande urtheilen. Ernsthafte und sogar rührende Episoden erhöhen in dem Don Quixote des Cervantes noch die poetische Würde, die sich auch in dem Style dieses komischen Romans nicht verleugnet. Aber in Butler's Hudibras ist Alles Carikatur. Die beiden Helden des Gedichts sind in jeder Hinsicht widrige Subjekte. Nicht ein einziger edler, oder schöner Zug söhnt uns mit ihrer cynischen Albernheit und Gefühllosigkeit aus. Aber sein Widerwille gegen die Sekte, die er gewissermaßen brandmarken wollte, ließ ihn auch das Interesse der Poesie vergessen. Der Satyriker siegte in ihm über den Dichter. Burleske Reden und Disputationen nehmen in jedem Gesange den meisten Platz ein. Die komischen Beschreibungen, in denen sich Butler's Phantasie noch am Meisten schöpferisch zeigt, sind zu gedehnt. Aber die strömende Fülle des originalen, energischen und furchtbaren Witzes, der nicht sowohl in der Erfindung, als in der Ausführung dieses Gedichtes glänzt, und durch absichtliche Vernachlässigung der Feinheit den Reiz der schneidenden Satyre erhöhet, macht den Hudibras zu einem in seiner Art einzigen Werke. Ein treffender und überraschender Einfall jagt den andern; ein komisches Bild das andere. Die Sprache in sogenannten Knittelversen paßt vortrefflich zu der ganzen Manier. Das Werk mußte also dem englischen Publikum lieb bleiben, auch seitdem die fanatische Thorheit, gegen die es unmittelbar gerichtet ist, sich selbst nicht mehr, wie zu Butler's Zeit, zur Vergleichung darbietet. Auch die übrigen Schriften Butler's verdienen gekannt zu werden. Aus ihnen lernt man diesen witzigen Kopf, der sich in dem Hudibras nur einseitig zeigt, zwar nicht mehr bewundern, aber höher schätzen. — Mit bitterem Ernste züchtigt Butler übrigens in seinen didaktischen Satyren mehrere Thorheiten und Laster, die mit dem presbyterianischen Fanatismus nichts gemein haben. Der Hofpartei, zu der er selbst gehörte, schmeichelte er so wenig, daß er sich mit der Indignation eines rechtlichen Mannes ohne Scheu über die schaamlose Frivolität erklärt, die am Hofe Carls II. herrschte, und sich von dort aus im ganzen Lande verbreitete. Auch um die Cultur der englischen Prose hat sich Butler einiges Verdienst erworben.

Butterbaum. Unter den kaum aufzuzählenden Reichthümern des Pflanzenreichs, wodurch die Natur in Afrika das Daseyn des Menschen bequemer zu machen wußte, verdient der Butterbaum einer besondern Erwähnung. Schon zu Anfange dieses Jahrhunderts erhielt man Nachricht von diesem Baume. Sein Produkt, nämlich die Butter selbst, hatten die Mauischen Kaufleute damals dem französischen Gouverneur von Senegal, Brüe, als

Digitized by Google

eine Merkwürdigkeit des Binnenlandes, zum Geschenk gebracht. Sie nannten sie Baraule; tiefer im Lande führte sie aber den Namen Bambouc-Toulou; nämlich Butter aus Bambouc. Indeß haben wir nur erst durch die Reise des Mungo Park eine genauere Nachricht von dem Baume selbst erhalten. Hiernach ist der Baum der amerikanischen Eiche sehr ähnlich, und die Frucht hat einigermaßen das Ansehen einer Olive. Mungo Park setzt ihn daher in die natürliche Ordnung der Sapota des Jacquin; also unter die Achras des Linné (Hexandria Monogynia), welches deshalb sonderbar scheint, weil diese kein Kernobst sind, sondern Anonen. Aus dem Kern, welchen die Frucht unter einer dünnen Schaale, in weißes Mark gehüllt, enthält, bereitet man die Butter, indem er in Wasser gekocht wird, nachdem zuvor die Frucht selbst an der Sonne getrocknet ist. „Die Butter, sagt unser Reisende, die daraus gewonnen wird, hat nicht nur den Vorzug, daß sie sich ein ganzes Jahr ohne Salz hält; sondern sie ist auch weißer, fester und meinem Gaumen wenigstens schmackhafter, als die beste Butter aus Kuhmilch, die ich jemals gekostet habe. Die Verfertigung dieser Waare scheint unter die vornehmsten Gegenstände der afrikanischen Industrie in diesem und den benachbarten Staaten zu gehören, und sie ist ein Hauptartikel ihres innern Handels." Dieses treffliche Gewächs erstreckt sich, der Aussage des Sklavenhändlers Karfa zufolge, nur in Westen bis nach Tabakonda, einer Stadt, die nicht sehr von dem Gebirge entfernt ist, welches mit dem von Kong zusammen zu hängen scheint. Vielleicht hindert nur dies Gebirge seine weitere Verbreitung; und es wäre daher wohl nicht unmöglich, daß, sobald man die Pflanze glücklich in das westlichere Afrika hinüber brächte, die von uns besuchten Länder des Senegals und der Gambia desselben theilhaftig würden. Die Bewohner von Bambarra haben eigene Oefen, in welchen sie die Früchte des Butterbaums durch ein helles Feuer trocknen. Sie behaupten, daß die auf diese Art zubereiteten, und nachmals, wie gewöhnlich, zerstoßenen Früchte eine bessere Butter geben, als diejenigen, welche man nur an der Sonne trocknet. Den Nachrichten des Brüe zufolge, ist es aber nicht bloß der Kern, sondern gleichfalls das ihn umgebende Fleisch, aus welchem man die Butter heraussiedet. Auch essen die Neger die Mandel, oder das Innere des Kerns, und finden es sehr schmackhaft. Endlich ist diese Butter zugleich ein vorzügliches Heilmittel. Warm eingerieben, ist es besonders wirksam gegen rheumatische Zufälle und Nervenschwäche, oder bei krampfartigen Krankheiten. Die französischen Wundärzte bereiteten daraus, vermittelst des Weingeistes, eine sehr brauchbare Salbe für mehrere Arten von Uebeln.

Byng und J. Milton, zwei vortreffliche englische Künstler, die gemeiniglich Hunde gemalt haben. Aber der Geschickteste in diesem Fache ist Reinagle, dessen kleine Gemälde, welche Wachtel- und Bolognesehunde darstellen, Alles übertreffen, was man Schönes in der Art sehen kann. Er hat die Zeichnungen für den Jagdkalender, und die verschiedenen Hunderacen zu einem kostbaren illuminirten Werke von Lewis geliefert. Einige Viehstücke von ihm, die allgemein bewundert wurden, erschienen 1806.

Byng (Joh.), berühmt durch sein Unglück, ein Sohn des Admirals Georg Byng, zeigte sich bei mehreren Seezügen seines Vaters würdig. Als er zum ersten Range des Seekriegsdienstes, zum Admiral der weißen Flagge, gelangt war, wurde er im J. 1756 gegen das von La Galissoniere befehligte französische Geschwader ausgesandt, um die Eroberung von Mahon zu verhindern. Der Befehlshaber der englischen Flotte wurde zum Rückzuge genöthigt; kaum war er in London angekommen, als er vor einem Kriegsgerichte auf Tod und Leben angeklagt wurde. Er wurde einhellig zum Kugeltode verurtheilt, mehr, um das damalige riesengroße Zetergeschrei des Volkes zu beschwichtigen als weil er wirklich des ihm Schuld gegebenen Verbrechens überführt war.

Digitized by Google

Das vom Rathe des Königs bestätigte Todesurtheil wurde den 14 März 1757 vollzogen. Die Beschuldigungen, die man ihm zur Last legte, waren, er habe an der Küste von Portugal gelandet, um verschiedene englische Waaren abzusetzen, womit seine Kriegsschiffe befrachtet waren; er habe nur aus weiter Ferne Kugeln mit der um ein Linienschiff schwächern französischen Flotte gewechselt, und sich nicht genug dem französischen Admiralschiffe genähert. Wenn dieses Urtheil nicht ungerecht war, so war es wenigstens äußerst hart. Vom gesammten Europa ward dieser Unglückliche bedauert, der bei mehreren Gelegenheiten sich als einen unerschrocknen Krieger und eifrigen Bürger bewährt hatte. Mehrere sogar waren der Meinung, Byng sey als ein Opfer der Regierung gefallen. Er selber fühlte es, und pflegte zu seinen Freunden zu sagen, er erwarte jetzt, da sein Proceß eine reine Staatssache geworden sey, gar keinen günstigen Ausgang. Er erlitt den Tod mit Starkmuth, und entpreßte sogar seinen Feinden eine Thräne des Mitleids.

Byng (Georg, Lord-Viscount Torrington), war im Jahr 1663 in der Grafschaft Kent geboren. In früher Jugend trat er in den Seedienst; er durchlief alle untern Grade, wurde im Jahr 1703 Contre-Admiral, und diente als solcher unter Sir Cloudesley Shovel im mittelländischen Meere. Im Jahr 1706 erhielt er den Befehl, der Stadt Barcellona, die damals vom Herzog von Anjou belagert wurde, Unterstützung zuzuführen. Er erwarb sich bei dieser Gelegenheit großen Ruhm, und bei seiner Rückkehr wurde er zum Admiral ernannt. Im Jahre 1708 erhielt er den Befehl, Schottlands Küsten vor der Landung zu schützen, mit welcher der Prätendent dieselben bedrohte. Seine unermüdete Thätigkeit nöthigte den Feind, nach Frankreich zurückzukehren, ohne daß er sein Vorhaben zur Wirklichkeit gefördert hätte. In demselben Jahre hatte er die Ehre, die Königin von Portugal nach Lissabon zu führen. Diese schenkte ihm ihr Bildniß in einem mit Diamanten reich ausgeschmückten Kästchen. Als er nach England zurückkam, ward er Schatzmeister der Admiralität. Im Jahr 1717 ward er in die Ostsee gesandt, um Schweden die Stirne zu bieten, welches mit einer Landung auf den großbritannischen Küsten zu Gunsten des Prätendenten drohte. Er kreuzte dort, bis diese Macht ihr Unternehmen aufgegeben hatte. Im Jahr 1718 ward er zum Oberbefehlshaber im mittelländischen Meere ernannt, und er verscheuchte die spanische Flotte aus Siciliens Gewässern, wo er einen ausgezeichneten Sieg davon trug, der durch Glückwünschungsschreiben von Georg I., dem Kaiser Carl und der Königin von Dänemark belohnt wurde. Dieser Zug rettete Sicilien, dessen sich Spanien höchst wahrscheinlich würde bemeistert haben. So scheiterten Alberoni's Entwürfe auf Sicilien und Neapel. Byng entwickelte auch in diplomatischen Unterhandlungen eben so viel Talent und Politik, als der Seeheld Muth und Klugheit in den Seeschlachten an Tag gelegt hatte. Er starb im Jahr 1733 als Lord der Admiralität; er hatte seine Stelle mit Ruhm und Würde ausgefüllt.

Byron (John), ein berühmter Seemann, bekannt durch seine Reise um die Welt und die Entdeckung der Insel Byron, ward im Jahr 1723 in England geboren. Als er kaum 17 Jahre alt war, schiffte er sich im Jahr 1740 an Bord eines der Schiffe des Geschwaders von Lord Anson ein, welches die Bestimmung hatte, die Erde zu umsegeln. Sein Schiff verlor den Mast, blieb zurück, und kam dem Untergange nahe. Er stieg im Norden der magellanischen Meerenge ans Land, wo er den höchsten Muth entwickelte. Endlich war er so glücklich, im Jahr 1745 nach England zurückzukehren. Im Jahr 1758 ward er zum Commodore einer Flotille von drei Kriegsschiffen ernannt, und zeichnete sich durch glänzende Heldenthaten im Kriege gegen die Franzosen aus. Im J. 1765 unternahm er mit 2 Fre-

Digitized by Google

gatten eine neue Schifffahrt um die Erde, und entdeckte in der Südsee nahe beim Aequator eine Insel, welche seitdem seinen Namen trägt. Nach Verlauf von 22 Monaten kam er glücklich nach England zurück. Einer seiner Offiziere hat diese Reise beschrieben, unter dem Titel: John Byron's Voyage round the World etc. London 1766 d. h. J. Byron's Reise um die Welt ꝛc. Er selber hat mit vielem Interesse die Gefahren seiner ersten Seereise unter dem Titel: John Byron's narrative Containing an account of the great distresses suffered by himself and his Companions in the Coast of Patagonia etc. London 1748 und 1768. beschrieben, d. h., J. Byron's Erzählung der großen Unfälle, welche er und seine Gefährten an der KüstePatagoniens erduldet haben. Byron starb zu London im Jahr 1786.

Byssus ist nichts Anders, als Gossypium u. Xylon, die Baumwolle, die aus Indien schon zu Herodots Zeiten, aus Aegypten aber noch früher kam. Forster leitet das Wort Byssus aus dem Coptischen ab. Die Alten bezeichneten damit den Stoff, welchen verschiedene Gattungen des Gossypium (sowohl Arboreum als Herbaceum) und des Bombax (Ceiba) liefern, und den wir unter dem gemeinschaftlichen Namen Baumwolle begreifen. Mit Unrecht hielt man den Byssus sonst für eine feine Leinwand. In Aegypten kleidete man die Todten in Zeug aus Byssus, und die bis jetzt noch erhaltenen Mumien dienen zu einem augenscheinlichen Beweise, daß dieser Byssus Baumwolle war. Die aus Byssus verfertigten feinen Zeuge hießen insbesondere Sindones. (s. d. Art.)

Byzantinische Kunst. Seitdem Constantin der Große das alte Byzanz durch herrliche Gebäude in die kaiserliche Residenz unter dem Namen Constantinopel verwandelt hatte, ließ er aus Griechenland und Italien die Kunstwerke nach der neuen Stadt, wo er eine Weltherrschaft zu gründen gedachte, zusammenbringen. — Künstler aller Art sammelten sich an dem glänzenden Hof, die Architektur und Malerkunst fanden ein großes Feld in den neu zu errichtenden, prachtvollen Tempeln, zur Entwickelung ihrer Talente. So erschloß das Christenthum der Kunst einen schönen und herrlichen Schauplatz. Theodosius der Große und Justinian waren die eifrigsten Verehrer und größten Beförderer der Kunst. Unter demLetztern erhob sich die außerordentlich prachtvolle Sophienkirche zu Constantinopel. Doch der gute Geschmack nahm bald eine ungünstige Richtung, nichts Originelles trat mehr auf den Schauplatz der Kunst. Zwar erhielt die Bildhauerkunst neue Aufmunterung, als man anfing, Statuen der Heiligen zu verfertigen, zur Ausschmückung der Kirchen sowohl, als zur Anregung frommer Erinnerungen an ihren göttlichen Wandel. Allein der Genius der freien Kunst blieb auch hier in so engen Gränzen eingeschlossen, und zu höhern Idealen wagte er den Aufflug nicht. — Höher stieg die Mosaik, wovon nach dem Berichte des Photius und Eusebius viel Prachtvolles in Constantinopel sich vorfand. So war z. B. das Dach des Palatiums der Kaiserstadt mit kostbarer Mosaik aus Gold und Steinen geschmückt, welche Scenen aus der Leidensgeschichte Jesu, und Begebenheiten aus den vandalischen Kriegen darstellte. Unter allen Mosaiken war aber diejenige die berühmteste, welche das Innere der Sophienkirche zierte; überhaupt neigte sich der Geschmack in diesen Zeiten mehr zu musivischer Arbeit, als zur Sculptur hin, weil jene durch Werth und Farben und Schmelz der Steine mehr zu reizen vermochte. In der Malerei aber, die man in der Mosaik nachahmte, liebte der Geschmack jener Zeit vorzüglich einen goldenen Grund, und ein lebhaftes Farbenspiel; um Wahrheit und Kunst war man wenig bekümmert. Während des Kreuzzuges (1204 und 1261) wo Constantinopel erobert wurde, zerbrach der eiserne Fuß des Kriegsgotts die Kunstprodukte der alten Welt. Als die Islamsverehrer,

Digitized by Google

mit Feuer und Schwert ihren Glauben predigten, fand ihre Wuth nur noch Weniges in dem verwaiseten und beraubten Constantinopel zu zerstören. — Merkwürdiger ward dieser Kaisersitz dadurch, daß die Künstler, welche die Umwälzung des Staates aus ihren ruhigen Sitzen vertrieben hatte, sich in den friedlichen Theilen von Europa verbreiteten, und daß auf diesem Wege die byzantinische oder neugriechische Bau- und Malerkunst allgemein herrschend wurde. In Italien, bei den Longobarden und bei den Gothen blieb der neugriechische Styl der Baukunst unverfälscht. Unter Carl dem Großen kam dieser Styl nach Deutschland, Gallien und England. In Deutschland findet man fast in jeder bedeutenden Stadt Kirchen im gothischen Styl. Was die neugriechische Malerei überhaupt betrifft, so blieb diese bis ins 5te Jahrhundert von der ästhetischen Schönheit entfernt; vergebens sucht man in ihr Symmetrie und genaue Zeichnung; dicke, unförmliche Gestalten, steife und unbeholfene Bewegungen, auffallende Fleischfarben, unzweckmäßige, mit plumpem Faltenwurf verzierte Gewänder, bezeichnen den Styl dieser Periode. Im 9ten Jahrhundert hob sie sich, und wurde so die Mutter der altitalienischen Malerschule. Aus Italien kam die neugriechische Malerkunst nach dem Niederrhein, wo sie in dem alten ehrwürdigen Cöln sorgfältig genährt und gepflegt ward, so daß die byzantinische Tochter hier eine andere schönere Heimath fand, und unter dem Namen: Die Cölnische in der Geschichte der Kunst hoch gefeiert wird. Das Weitere siehe unter dem Artikel Cöln.

Byzantinisches Kaiserthum, s. oströmisches Kaiserthum.

Byzantinische Schriftsteller. Diese reihen sich an die hellenischen Geschichtschreiber an. Sie nehmen den Faden der Geschichte des oströmischen Kaiserthums von Constantin dem Großen (330) auf, und führen ihn bis nach dem Falle Constantinopels im Jahr 1453 fort, so daß sie sogar noch einen Theil der Geschichte der Türken in Europa umfassen. Wenn sie auch in einer unreinen Sprache, ohne eigene Einsichten in die Begebenheiten, und mit sichtbarer Parteilichkeit die frühere Kaisergeschichte als Referenten erzählen, wie Zosimus, oder die spätere bald als Zeugen, wie Prokopius, Zonaras, Anna Comnena, bald aus allerlei ungleichartigen Schriftstellern zusammenstoppeln, wie Cedrenus, Zonaras, Nicephorus, Glykas, oder Chronographien abfassen, wie Theophanes und Syncellus, oder die Alterthümer von Constantinopel, die Stadt, die Hofs-, Staats- und Kirchengebräuche u. s. w. beschreiben, so sind sie doch für den Geschichtsforscher jener Jahrhunderte von hoher Wichtigkeit. Sie sind eine reiche Quelle, und füllen eine große Lücke in der Weltgeschichte. Ihre Mängel gewahrt und berichtiget mit leichter Mühe die historische Kritik. Auch dürften einige dieser Geschichtschreiber tiefer in den Gang der Begebenheiten geblickt haben, als man gewöhnlich glaubt. Vier dieser Geschichtschreiber umfassen größere Zeiträume, und gewähren uns dadurch, daß der Eine da fortfährt, wo der Andere aufgehört hat, oder daß sie sich wechselseitig ergänzen, die byzantinische Geschichte in ihrem Zusammenhange. Diese sind: 1) Johann Zonaras, der erst Staatsmann war, und im Jahr 1118 im Kloster starb. Er schrieb Jahrbücher vom Anfange der Welt bis auf den Tod des Kaisers Alexius Comnenius. 2) Nicetas Acominatus Choniates war ebenfalls Staatsmann, setzte die Jahrbücher des erstern bis auf die lateinische Eroberung Constantinopels im Jahr 1204 fort. Er starb im Jahr 1216. 3) Nicephorus Gregoras, ein gelehrter Geistlicher, führte die Geschichte von 1204 bis 1359 fort. Nur die ersten elf Bücher derselben, welche bis 1351 reichen, sind gedruckt; die vierzehn letzten erwarten noch die Bekanntmachung durch die Presse. Er starb nach 1359. 4) Laonicus oder Nikolaus Chalkondylas aus Athen beschrieb die Geschichte der türki-

Digitized by Google

schen Sultane von Osman I. bis Mahomet II. (1298—1462) und des Untergangs des griechischen Kaiserthums. Er starb nach 1462. — Die Merkwürdigsten unter den übrigen Schriftstellern, welche nur einzelne Kaiserleben oder Theile der byzantinischen Geschichte zum Gegenstand ihrer Forschung und Darstellung machten, werden hier nach der Zeitfolge aufgeführt: 1) Prokopius aus Cäsarea in Palästina, im 6ten Jahrh. nach Chr. Geb., eine Zeitlang Lehrer der Beredsamkeit zu Constantinopel, und Sachwalter, dann Geheimschreiber und Rathgeber Belisar's auf dessen Feldzügen, schrieb mit Geist und Kraft die Geschichte der Kriege des byzantinischen Reiches mit den Persern, Vandalen, Mauren und Gothen, und nachdem er von der Stelle eines Praefectus urbis entsetzt war, eine geheime Hofgeschichte, worin Kaiser Justinianus und die Kaiserin Theodora eben so im Schatten stehen, als sie in der Geschichte der Kriege im Lichte strahlen. 2) Agathias schrieb nach dem Tode des Kaisers Justinianus über die Regierung desselben. Seine Darstellung ist nicht ohne Werth. 3) Theophylaktus Simokattus aus Aegypten schrieb in einer lobenswerthen Sprache die Thaten des Kaisers Mauricius, bis zum Jahr 604. 4) Nicephorus, Patriarch zu Constantinopel, hat, außer mehrern theologischen Schriften, einen Auszug aus der Geschichte über die Ermordung des Kaisers Mauricius bis zum Jahr 770 hinterlassen. 5) Johannes Scylitzes, Staatsmann, gab eine ins Kurze gezogene Geschichte vom Jahr 811 bis auf Isaak Comnenus 1057. Seine Fortsetzung bis auf Alexander Comnenus, 1081, liegt noch in der Handschrift. 6) Anna Comnena, die Gemahlin von Nicephorus Bryennius, dem trefflichen Geschichtschreiber des Comnenischen Hauses (von 1057 — 1081), schrieb nach dem Tode ihres Gemahles das Leben ihres Vaters Alexius, das sie Alexias benannte. Es ist ein dauerndes Denkmal ihres durch Kenntnisse und Wissenschaften ausgebildeten Geistes, und steht hoch über den Werken ihrer Zeitgenossen und der Folgezeiten. 7) Georgius Acropolita, Staatsmann in Constantinopel, hinterließ eine Geschichte von der Eroberung Constantinopels, durch die Lateiner im J. 1204 bis zu dessen Wiedereroberung im J. 1260. 8) Georgius Pachymeres führte die Geschichte von der Geburt des Michael Palälogus im J. 1258 in 13 Büchern fort. 9) Joannes Cantacuzenus, Kaiser, begann seine Geschichte mit dem J. 1320, und führte sie bis zum J. 1355. 10) Georgius Codinus hatte die Aufsicht über den kaiserlichen Pallast in Constantinopel; er schrieb über die Alterthümer der Stadt, und über die Aemter und Dienste bei dem Hofe und der Kirche in Constantinopel. 11) Constantinus Porphyrogenetus oder Porphyrogenneta, d. i. der im Porphyrsaale Geborne. Dieser Kaiser schrieb außer dem Leben seines Großvaters, Basilius Macedo, über die Staatsverwaltung, an seinen Sohn; und über die Provinzen des östlichen und westlichen Kaiserthums. 12) Joannes Ducas, ein Nachsprosse aus der kaiserlichen Familie Ducas, schließt sich an Laonicus Chalcondylas an. In seiner Geschichte, die mit Adam beginnt, ist nur der Zeitraum von 1341—1462 bedeutend; denn er erzählt darin die Geschichte von dem Tode des jüngern Andronicus Palälogus, bis zu dem Jahre 1462, da die Türken sich der Insel Lesbos bemächtigten. 13) Anselmus Bandurius, Presbyter und Benedictinermönch, hinterließ ein großes Werk über die Alterthümer Constantinopels, das darum schätzbar ist, weil es mehrere Werke älterer Schriftsteller enthält. 14) Petrus Gillius hinterließ 3 Bücher über die Topographie und Alterthümer derselben Stadt. 15) Zosimus gab eine, besonders für die spätern Zeiten wichtige, Geschichte in 6 Büchern von Au-

Digitized by Google

gustus bis auf Honorius. 16) Georgius Phrances hinterließ eine Kronik der byzantinischen Geschichte vom J. 1401 — 1477. Er starb nach 1453 in einem Kloster zu Corfu. Um diese Schriftsteller haben sich die Franzosen, namentlich Du Fresne, und d'Anse de Villoison, der den berühmten Hase für dieselben begeisterte, unsterbliche Verdienste erworben. Sie erschienen in einer großen Sammlung unter dem Namen: Corpus scriptorum historiae byzantinae, Parisiis e typographia regia 1645 — 1702. t. XXIII. Ein Nachdruck, worin jedoch die Schriftsteller in einer andern Ordnung folgen, erschien zu Venedig 1729 — 1733. Hase hat die pariser Sammlung durch die Herausgabe des Leo Diaconus 1819 um einen Band vermehrt. Da diese Geschichtschreiber nicht nur die Quellen für die byzantinische Geschichte, sondern zugleich eine Bereicherung der Weltgeschichte des gesammten Mittelalters sind, so wäre sehr zu wünschen, daß in unserm gelehrtenreichen Vaterlande ein Verein sich bildete, der es sich zum Zwecke machte, die wichtigsten dieser Geschichtschreiber durch gute Uebersetzungen dem deutschen Leser zugänglicher zu machen. Denn das Verständniß dieser Schriften, worin so viele barbarische Wörter und Redensarten sich befinden, erfodert ein eigenes, langwieriges Studium und sogar neugriechische Glossarien. Ein solches Unternehmen dürfte, unserer Ansicht nach, sowohl die Kunde der byzantinischen Geschichte allgemeiner verbreiten, als auch zur umfassendern Darstellung derselben mächtiger anregen.

Byzanz, das heutige Constantinopel, eine schon im Alterthum blühende Stadt. Sie war eine bedeutende Kolonie, von den Megarensern gegründet, und in der Folge von Milesiern und andern griechischen Völkern erweitert und verschönert. Ihr erster Erbauer soll Byzas gewesen seyn, von dem sie auch den Namen erhielt. Doch stand vorher schon eine Stadt mit Namen Lygos auf der Stelle. Sie lag am thracischen Bosporus, auf einem dreieckigen Vorgebirge. Ihre Lage war sehr schön und majestätisch. Zur Rechten hatte sie den Propontis vor sich, jenseits eines schmalen Kanals, die Städte Chalcedon und Chrysopolis in Asien, zur Linken die Meerenge des Bosporus. Neben ihr befand sich eine kleine Bucht des Propontis, mit Namen Ceras, die 3 Hafen bildete. Die Spitze des Vorgebirges nahm innerhalb der Stadt die Festung ein, in welcher sich die Tempel des Jupiters und Neptuns und ein Altar der Minerva Echasia befanden. Die Stadtmauern waren von großen Quadersteinen erbauet, die man so in einander gefügt hatte, daß Alles nur Ein Stück zu seyn schien. An der Landseite waren sie sehr hoch, an den andern Seiten aber sehr niedrig, weil die Natur sie hier selbst durch das Meer, und an einigen Stellen durch Felsen schützte. Hinter der Festung, in der Stadt selbst, fand man ein prächtiges Gymnasium, eine Laufbahn, den Tempel der Diana Orthysia, den ungeheuren Marktplatz und die schönen Bäder, die ein gewisser Zeurippus hier angelegt hatte. Der Marktplatz war so groß, daß ein kleines Heer sich darauf in Schlachtordnung stellen konnte. Hinter der Stadt befand sich eie schönste Ebene, welche durch die Tempel der Tellus, des Pluto, der Ceres und Proserpina, ingleichen der Venus verschönert wurde. Die schöne und vortheilhafte Lage von Byzanz begünstigte den Handel außerordentlich, und setzte es auch in den Stand, den auswärtigen Handel nach dem schwarzen Meere einzuschränken, und mit Zöllen und Abgaben zu belegen. Darius fand daher die Lage dieser Stadt so trefflich, daß er sagte, der Erbauer des gegenüber liegenden Chalcedon, welches 150 Jahre älter seyn soll, müsse blind gewesen seyn, daß er nicht seine neue Stadt auf der Stelle von Byzanz erbauet habe. Die umliegende Gegend war sehr fruchtbar, und verschaffte der Stadt einen sehr großen Ueberfluß an Früchten und Getreide. Der Hafen

Digitized by Google

war außerordentlich fischreich. Man salzte die Fische ein, und verführte sie nach allen Welttheilen. Auch das Boysalz dieser Stadt ward sehr geschätzt. Sehr viele Einkünfte verschafften der Stadt auch die Fremden, die theils in dem vor Stürmen sehr sichern Hafen ihre Zuflucht suchten, theils auch von ihren Waaren beträchtliche Zölle entrichten mußten. Indessen mußte die Stadt auch sehr von den Anfällen der Thracier, Bithynier, Gallier und selbst der Griechen leiden, die sie wegen ihrer glücklichen Lage beneideten. Im peloponnesischen Kriege wurde sie besonders hart mitgenommen. Nach demselben aber nahm sie immer mehr zu, und besonders machte sie ihr Glück unter den Kaisern. Seit Constantin ward sie die zweite Hauptstadt des römischen Reichs, und die Residenz der Regenten. Alle Kaiser bemühten sich, ihr den Glanz des alten Rom zu geben. Sie wurde nun, eben so wie Rom, in 14 Regionen getheilt, erhielt ein Amphitheater, ein Forum Romanum, einen Circus Maximus und eine Menge prächtiger Gebäude und Statuen, die man zum Theil aus Rom hieher brachte. Nach der Eroberung durch die Türken erlitt sie mancherlei Veränderungen. Da, wo einst das Schloß, nachher die erste Region sich befand, ist jetzt das Serail; die Gegenden der ehemaligen 12ten Region und des Tempels der Venus nehmen jetzt die sieben Thürme ein. Die ehemalige 13te Region, oder die Gegend jenseits des Meerbusens um die Gegend des Vorgebirges Metopon macht jetzt die Vorstadt Galata und Tophana aus. S. Constantinopel.

Byzas, ein griechischer Bildhauer von der Insel Naxos. Er erfand die Kunst, den Marmor in Gestalt der Dachziegel zu bearbeiten, um die Tempeldächer damit zu decken. Er lebte 560 vor unserer Zeitrechnung.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Digitized by Google

Verzeichniß

der

im zweiten Bande enthaltenen Artikel.

	Seite
Baake	1
Baal	—
Baalbek	—
Baan (Johann van)	—
Baart (Peter)	2
Baazius (Johann)	—
Babia	—
Babington (Anton)	—
Babinische Republik	3
Babirussa	—
Babrius	—
Babylon	—
Babylonier	5
Babylonier (Handel)	13
Babylonier (Literatur)	17
Babylonische Zeuge	22
Babylonischer Thurm	—
Bacchus	23
Baccio (Andreas)	26
Bacciochi (Maria Anna Elisa)	27
Baccio della Porta	—
Bach (Joh. Seb.)	28
Bachanalien	—
Bacharach	29
Bachaumont (François le Coigneur de)	30
Bachelier (Nicolaus)	—
Bachylides	—
Bacici (Joh. Bapt. Gauli, genannt le)	31
Backen	—
Backer (Adrian)	—
Backer (Jacob)	—
Backer (Jacob von)	—
Backhuysen (Ludolph)	32
Baco (Francis)	—
Baco (Roger)	36
Bacque (Leon)	—
Baculus (Stab)	37
Badajoz (Badachos)	37
Baden (Jacob)	38
Baden (Großherzogth.)	—
Baden	—
Badeschwamm	39
Badius	—
Baduard	—
Badumna	40
Bäche	—
Bäder	—
Bährens (Joh. Heinr.)	42
Bär (Ursus)	43
Bärenklaue (die weichblättrige)	44
Baert (Johann)	—
Baffo	—
Bag	45
Bagdad	—
Baglioni (Joh. Paul und Astorre)	46
Bagno	—
Bahalul	—
Bahn (synonym)	—
Bahn der Bomben und Stückkugeln (Kugelbahn)	47
Bahn	52
Baian (Andreas)	—
Baiern	53
Baif (Joh. Anton de la Neuville)	54
Baikal	—
Baillie (Wilhelm)	55
Baillif (Rochus le)	—
Baillon (Immanuel)	—
Bailly (Joh. Sylvan.)	—
Bainmadu	58
Baireuth	59
Baithosus	—
Baiva	—
Bajadere	59
Bajae	60
Bajazet I.	—
Bajoire	61
Bajus (Michael.)	—
Bakcheios	62
Baker (Heinrich)	—
Bakis	—
Bakker (Mathias)	—
Baku	63
Balassi (Mario)	—
Balbi (Johann)	—
Balbi (Hieronymus)	—
Balboa (Vasco de)	64
Balde (Jacob)	65
Balde v. Ubaldis	75
Balder	76
Baldinucci (Philipp)	—
Baldrian (der rothe)	—
Balduin (Erzbischof v. Trier)	—
Balduine (Kreuzfürst.)	84
Baldung (Hans)	89
Balearen	90
Balechou (Nicolaus)	—
Balen (Heinrich van)	—
Bales (Peter)	91
Balestra (Antonius)	—
Balkis	—
Ball	—
Ballade	92
Ballast	95
Ballet	—
Balogh von Desa	97
Balphemia	98
Balsamapfel (der gemeine)	—
Balsambaum (Ampris)	—
Balsamirung	—
Balten (Peter)	99

Digitized by Google

	Seite
Baltimore	99
Baltische Meer	100
Ba'zane	—
Bamba	—
Bamberg	—
Bamberger (J. Pet.)	101
Bambochaden	102
Bambus	—
Ganavas	—
Bandello (Matteo)	103
Bandinelli (Baccio)	—
Bandit (ital. Bandito)	104
Banduſia	105
Bandwurm	—
Bank	—
Bank (engliſche)	105
Bank	108
Banks (Joſeph)	—
Bann (Kirchen-)	109
Bann	113
Banner (Johann)	—
Bannerherren	120
Banti	121
Baone	—
Baraballa	122
Baraband (Jacob)	123
Barankan	124
Baratier (Joh. Phil.)	—
Barbacanne	126
Barbaren	—
Barbarei	127
Barbarelli (Giorgio)	—
Barbatus	128
Barbiton	—
Barbou (Johann)	—
Barcarolles	129
Barcelona	—
Barclay de Tolly	—
Barclay (Johann)	134
Barcochebas	—
Barbas	—
Barden	135
Bardin (Johann)	136
Bardocucullus	—
Bardon von Andre	—
Barfuß (Joh. Albr.)	137
Barifoni (Abertin)	—
Barker (R.)	138
Barko (Baron von)	—
Barkow (Iwan)	—
Barlaam	139
Barläus (Lambert)	—
Barlow (Joel)	—
Barmherzig (synon.)	140
Barmherzig (=)	—
Barmherzigkeit	—
Barnabas	141
Barnes (Joſua)	—
Barnet (Bernt)	142
Barneveldt (Johann)	—
Barnuevo (Sebaſt.)	143
Barocci (Franz)	144
Barok	—
Barometer	—
Baron	145
Baron (Michael)	146
Baronet	148
Baronius (Cäſar)	149
Barozzi (Frederico)	—
Barre	150
Barren	—
Barrier-Tractat	—
Barroſſo (Miguel de)	151
Barry (James)	—
Bart bei Pferden	152
Bart	—
Barth (Joh. Aug.)	154
Barthelemy (Joh. Jac.)	—
Bartholomäus, der Apoſtel	157
Bartholomäus Colonienſis	—
Bartholomäus de Martyribus	158
Bartoli, Pietro Santo	160
Bartolozzi (Francesco	—
Bartolus	161
Bartſch (Adam von)	—
Baruch	—
Baruffaldi (Girol.)	162
Baryt	163
Baſalt	—
Baſchkiren	—
Baſedow (Joh. Bernh.)	—
Baſel	165
Baſileos	—
Baſilica	—
Baſilides-Steine	166
Baſilienkraut	—
Baſiliſk	—
Baſilius (d. Heilige)	—
Baſis	168
Baskerville (Johann)	—
Basrelief	169
Baſſa	170
Baſſano	—
Baſſanus	170
Baſſompierre (Fr. v.)	171
Baſſus (Aufidius)	172
Baſt (Friedrich Jacob)	—
Baſtard	173
Baſtarnen	—
Baſtide de Feuillans	174
Baſtille	—
Baſtonade	—
Baß	—
Bataillenmalerei	—
Bataver	175
Batavia	175
Bath	—
Bath-Ordensritter	177
Bathurſt (Radolp)	—
Batiſt	178
Batoggen	—
Batrachomyomachia	
Batſch (J. A. G. C.)	179
Batterien (Arten der)	—
Batterien (Abſtecken u. Tracciren der)	181
Batterien-Bau auf gewöhnlichem Boden	182
Batterien-Bau innerhalb des feindlichen wirkſamen Feuers	184
Batterien-Bau auf feſtem Boden	186
Batterien-Bau auf moraſtigem Boden	—
Batterien-Bau auf ſteinigem Boden	—
Batterien-Bau auf beſchränktem Terrain	187
Batteux (Carl)	—
Batthyany (Carl)	188
Battoni (Pomp. Hier.)	—
Batuciſina	189
Bauchredner	—
Bauer	—
Bauernkrieg	190
Baukunſt	194
Baum	201
Baumannshöhle	203
Baumeiſter	—
Baumgarten (Aler. Gottlieb)	—
Baumſchlag	205
Baumwolle	—
Baur (Fr. With. v.)	207
Bauriſſe	—

Digitized by Google

Seite

Bause (Friede. Char.) 207
Bautzen 208
Bautzen und Wurschen (Schlachten bei) —
Bavius 213
Bay —
Bayard (Pierre du Terrail) —
Bayle (Peter) 215
Baylen 218
Baylen (Wilhelm) 219
Bayne —
Bayonne —
Bayonnet —
Bazar 220
Beatification —
Beaucaire —
Beauchamp (Joseph) —
Beaufort (Herzog v.) 221
Beauharnais (Alex.) —
Beaumarchais (P. A.) —
Beaumont (Franz) 223
Beauvais —
Beazzano (Augustin) —
Beben 224
Bebung —
Beccaria (Bonesana) 225
Beccaria (Joh. Bapt.) —
Becher (Joh. Joach.) 226
Becker (Wilh. Gottl.) —
Becker (Sophia) —
Beda der Ehrwürdige —
Bedacht 227
Bedas u. Dahippus. 228
Bedauren —
Bedauren —
Bedmar (Alphons) —
Beduinen 229
Bedürfniß u. Luxus —
Beelzebub 230
Beerdigung 231
Befehdung 238
Befruchtung 239
Befugniß 241
Beg —
Begehrungsvermögen 242
Begeisterung 243
Begleitung 245
Begriff 246
Beguinen 248
Behandlung —
Behaupten 250
Beichte —

Seite

Bein 251
Beiram 253
Beißbeere —
Beißend —
Beiwerke —
Beiwort —
Beizen 254
Belchite —
Belehnung —
Belenus 255
Beleuchtung —
Belgier 256
Belgrad —
Belisana 257
Belisar —
Bell (J. A. Schall v.) —
Belladonna 259
Bellarmin (Robert) —
Bellerophon —
Bellona 261
Bell-Rock —
Bellum 262
Belphegor —
Beludschistan —
Belus 263
Belvedere —
Bembo (Peter) —
Benannte Zahl 265
Benares 266
Benda —
Bender —
Benedikt XIV. —
Benedikt der Heilige 269
Benediktbeurn 270
Benevento —
Bengalen —
Benigno 271
Bentley (Richard) 272
Benzoesäure —
Beobachtung. Erfahrung 274
Beobachtung. Wahrnehmung —
Berathschlagungen bei Tisch 275
Berbice 276
Berchthold (L. Graf v.) —
Beredsamkeit —
Berenice 282
Berezina —
Berg 284
Bergamo 286
Bergbau —

Seite

Berge 287
Berge im Monde 289
Bergen op Zoom 290
Bergfink —
Berghem (Nicolaus) —
Bergmann 291
Bering —
Berkley (Georg) 292
Berlichingen (Gottf. v.) —
Berlin 293
Bern 295
Bernard v. Clairvaux 297
Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar 302
Bernhard (der gr. St.) 303
Berni (Franz) —
Bernier (François) 305
Bernini (Giov. Lor.) 306
Bernoulli —
Bernstein 307
Bernsteinsäure 312
Bernstorf (J. H. E. Graf von) 314
Beroaldus (Philipp) —
Berry (C. F. Herz. v.) 315
Berthier (Alexander) —
Bertram 316
Bertoli (Giov. Dom.) 317
Bertuch (Fried. Just.) —
Bervik (Charl. Clem.) 318
Beryll —
Besançon —
Besborodko (Alexander Fürst von) —
Beschämt —
Bescheeren d. Hauptes —
Bescheidenheit 319
Beschneidung —
Beschreibung 320
Beschreibende Poesie 321
Beschwörung —
Besessene 322
Besitz 323
Bessarion 324
Bessières (Jean Bapt.) —
Bessus —
Bestechung 325
Bestiarii —
Bestimmung d. Menschen, s. Mensch. —
Bestuschew (A. Gr. v.) —
Betel —
Beten 326

Digitized by Google

	Seite
Betfort	327
Bethlehem	—
Bethmann (Fried.)	328
Bethsaida	
Bethune	329
Betrug der Sinne	—
Bette	330
Bettinelli (Saverio)	331
Bettungen	332
Beurnonville (P. R. Graf v.)	333
Beute	334
Beutel	335
Beutelthier	—
Bevern (A. W. Herz. v. Braunschweig-Lüneburg)	—
Bevölkerung	—
Bewaffnung einer Festung	337
Bewegung	340
Bewegung (ästhetisch)	341
Bewegung (musik.)	342
Bewegung der Erde	343
Beweis	—
Bewußtseyn	345
Beyer (Georg)	346
Beyer (Joh. Aug. v.)	—
Bezoarziege	—
Bianchini (Franz)	347
Bias	—
Bibel	348
Bibelgesellschaft	353
Biber	354
Biberbaum	356
Bibiena (B. v. Tarlatti	—
Bibliographie	
Biblioman	357
Bibliothek	—
Bibliothekar	359
Bicêtre	—
Bielefeld	—
Bielsteins-Höhle	—
Biene	360
Bienenfresser	361
Bienenrecht	—
Bier	362
Biester (Joh. Erich)	365
Bièvre (Marschall Marquis von)	—
Bigae	—
Bigamie, (s. Polygamie.)	366
Bigati	366
Bignon (Jérome)	—
Bigot	—
Bigot (Emery)	—
Bilanz	
Bilbao	367
Bilch (Siebenschläfer)	—
Bild (synonym.)	—
Bild (optisch)	—
Bilderbuchstaben	369
Bilderstürmer	371
Bildhauerkunst	375
Bildhauerkunst (Geschichte der)	379
Bildsteine	389
Bildung	—
Bildungstrieb	393
Biledulgerid	—
Biliner Sauerbrunnen	—
Bill	394
Billigkeit	—
Billon	—
Bilsenkraut	395
Bimsstein	—
Binde (Baukunst)	—
Bindung (musik.)	396
Bingen	—
Binomium	—
Biographen (Literatur der)	398
Biographie	400
Bion	—
Bion v. Borysthenes	401
Birago	402
Birago (Renatus von)	—
Birago (Clemens)	403
Birch (Thomas)	—
Biren (Joh. Ernst v.)	—
Birke	—
Birkenmeyer	404
Birkensaft	—
Birkenstock (J. M. von)	
Birkenwanze	—
Birmanisches Reich	—
Birmingham	422
Biron (Armaud v. Gontault Baron v.)	—
Biron (Carl v. Gontault, Herzog v.)	423
Birrus	425
Bisaltis	—
Bisam	—
Bisamrind	428
Bisamschwein	428
Bischof (Episcopus)	429
Bischofshut	430
Bissao	—
Bitaubé (Paul Jer.)	431
Biton u. Cleobis	—
Bitsch	—
Bittersalz	—
Bituitus	432
Bivouac	433
Bizarr	—
Bizarr (ästhetisch)	—
Blacas	—
Black (Joseph)	434
Blackmore (Richard)	—
Blackstone (Wilh.)	435
Blair (Hugo)	
Blake (Robert)	—
Blakfisch s. Sepia	436
Blackwell (Elisabeth)	—
Bläuw (Wilhelm)	—
Blanca v. Castilien	437
Blanca	—
Blanchard (Nicolaus)	438
Blanco	—
Blankenburg (C. F. v.)	—
Blasenstrauch	—
Blasinstrumente, s. Instrumentalmusik.	439
Blasoniren, s. Heraldik.	—
Blaß (synonym.)	—
Blatt	—
Blattschwämme	441
Blau (Berliner-)	—
Blaufarbenwerke	442
Blauholz	—
Blausäure	443
Blühend (ästh.)	446
Bleche	—
Blei	—
Bleichen	447
Bleicherte	—
Bleistift	448
Bleiwurz	—
Blendungen	—
Blenheim	—
Blicken	451
Blinden-Unterrichts-Anstalten	—
Blitz	452
Blitzableiter	—
Blitzröhren	453

Digitized by Google

	Seite
Bloch (M. Eliezer)	455
Blocksberg	—
Bloemart	—
Blondel v. Neele	—
Blondel (Franz)	—
Blondel (David)	
Blücher (Fürst)	456
Blum (Joach. Christ.)	468
Blumauer (J. Al.)	—
Blume	—
Blumen (antiquar.)	469
Blumenhandel	470
Blumenmalerei	—
Blumenorden	471
Blumenrohr	—
Blumenspiele	472
Blumensträuße	—
Blut	—
Blutblume	—
Bluthochzeit (Pariser)	473
Blutregen	481
Bluttaufe	—
Blutumlauf	—
Boan-Upas	482
Bocage (J. du)	483
Boccaccio de Certaldo	—
Boccanera (Guilio)	487
Boccherini (Luigi)	—
Bocchetta	488
Bochi (Achilles)	—
Bock	—
Bode (J. Joach. Christ.)	—
Bodensee	489
Bodenstein (And. R.)	—
Bodmer (Joh. Jac.)	—
Bodmerei	492
Böckeln (Einpöckeln)	—
Böcler (Joh. Heinr.)	—
Böhme (Jakob)	493
Böhme (Joh. Eus.)	495
Böhmen	—
Böhmische Brüder	497
Boelenburg (Corn.)	498
Böotien	—
Boerhave (Herm.)	499
Börse	—
Börsenkrabbe	500
Boethius	—
Böse	505
Böses	—
Böttcher (Joh. Fried.)	—
Bogen	507
Bogendecke	508
Bogenschuß	508
Bogenstellung	—
Bogesund	509
Bohnenbergersche Maschine	—
Boileau Despréaux	—
Bois (Sim. du)	512
Bojardo (Matteo, Graf)	—
Boje (Heinr. Christ.)	513
Bolero	—
Bolingbroke (Lord)	—
Bollandisten, s. Acta Sanctorum	514
Bologna	—
Bolzanio (Fra Urb.)	516
Bombarden	—
Bombardierkäfer	—
Bombast	517
Bombay	—
Bombelli (Sebast.)	518
Bomos	—
Bona	519
Bona Dea	—
Bonaventura d. Heil.	—
Boner	521
Bonifacio, s. Glasmalerei	—
Bonifacius der Heilige	—
Bonn	522
Bonnet (Carl)	524
Bonnet, s. Pastellmalerei	526
Bonneval	—
Bonokburn	528
Bononi (Carlo), s. Ferrara	—
Bononischer Stein, s. Bologna	—
Bonzen	—
Bootes	—
Boppard	—
Bor (Pet. Christ.)	530
Borax	—
Borda (Jean C. de)	531
Bordeaux	—
Bordeaux-Weine s. Bordeaux	532
Boreas	—
Borghese	533
Borgia (Stefano)	—
Borja y Esquillache	—
Born (Ignaz v.)	534
Borneo	534
Bornholm	541
Borkum	—
Bornirt	—
Borodino	—
Boron	542
Borrichius (Olaus)	—
Borromäische Inseln	—
Borromäo (Carl)	543
Borysthenes	544
Boscan (Juan)	—
Bosch (Jeremias)	546
Boscoli (P. P.)	—
Boscovich (R. Jos.)	548
Bosporus	—
Bossi (Donato)	549
Bosio (Jacob)	—
Bosso (Matthäus)	—
Bossuet (J. B.)	550
Bostanschi	554
Boston	—
Bosworth	555
Botanybai	—
Botanik	556
Botanische Gärten	563
Both (Johann)	564
Bothnien	—
Botocuden	—
Botzen	565
Boucaniers s. Flibustier	—
Bouchardon (Edme)	—
Boudoir	—
Bouffon s. Buffone	566
Bouillé (Marquis de)	—
Bouillon (Gottfr. v.)	—
Boulevard's s. Paris	572
Boulogne	—
Boulton (Matthew)	573
Bouquet (D. M.)	—
Bourbon, Insel.	—
Bourbon (Louis)	574
Bourbon (Ludw. v.)	575
Bourdaloue (Louis)	—
Bourdeaux s. Bordeaux	576
Bourdon	—
Bourgogne s. Burgund	577
Bourguignon (le), s. Courtois	—
Bourree	—
Boussole s. Compaß	—

Digitized by Google

	Seite
Bovines	577
Boxen, s. Faustkampf	—
Boydell	—
Boyle	—
Boym	—
Bozzaris	578
Brabant	581
Brabäntische Schule, s. niederländische Schule	582
Brabeum	—
Braccae	—
Bracciolini dalle Api	583
Brachel	584
Brachygraphie	—
Bracteaten	590
Bradley	—
Bradwardin	591
Bräune	—
Braga s. nordische Mythologie	—
Braganza s. Portugal	—
Brahe s. Tycho de Brahe	—
Brakenburg	—
Brama	592
Bramante v. Urbino	593
Bramer	594
Braminen	595
Branchos	597
Brand (Ewald) s. Struensee	—
Brand (medicin.)	—
Brandenburg Geschichte von.	—
Brander	612
Brandes (Ernst)	—
Brandes	—
Brandgeräthe	—
Brandolini	613
Brandschwärmer	614
Brandt	—
Brandung	615
Brandwache	—
Brantôme	—
Branntwein	—
Brasilien	616
Bratsche	643
Braubach	—
Brauen, s. Bier	644
Braun	—
Braunschweig, Herzogthum	—
Braunschweig (Ferd.)	645
Braunschweig-Wolfenbüttel	645
Braunschweig (Friedrich Wilhelm Herzog von)	646
Brauronia	648
Brautpaar	—
Brauwer	651
Brawe	652
Brechung der Lichtstrahlen	653
Breda	—
Breda (Johann van)	—
Bredael	654
Bredow	—
Breenberg	—
Breisach	—
Breisgau	655
Breit	—
Breite	—
Breitinger	—
Breitkopf	656
Bremen	—
Brennbare Luft, s. Gasarten	657
Brennen	—
Brennende Liebe	658
Brennglas	—
Brennus	—
Brennspiegel s. Brennglas	660
Brentano	—
Brescie	661
Breslau	—
Brest	662
Bretzner	—
Breughel (Peter)	—
Breughel (Johann)	—
Breve	663
Breydel	—
Briareus oder Aegäon s. Centimanen	—
Bridgewater s. Canäle	—
Briefe	—
Brienne	670
Brigantine	671
Bril	—
Brillant s. Diamant	—
Brillantenkäfer	—
Brille	—
Brillendukaten	672
Brillenschlangen	—
Briseis, s. Achilles	674
Bristol	674
Britannien	—
Brizard	675
Brizel	—
Brocken, s. Harz	—
Brockhaus	—
Brod	676
Brodbaum	677
Brod im Abendmahl s. Hostie	680
Brodurtheil s. Gottesurtheil	—
Brodverwandlung s. Transsubstantiation	—
Brody	—
Broek	—
Broglio	—
Brogni	681
Bronkhorst	682
Bronze	—
Bronzino	—
Brosses	—
Broussonet	683
Browallie	—
Brower	—
Brown	—
Browne	684
Bruce	—
Bruchschlange	685
Bruccioli	—
Bructerer	—
Brücken	685
Brüdergemeinde	687
Brüderschaften	689
Brügge	690
Brühl	—
Brühl (Hnr. Graf v.)	—
Brünett	691
Brünings (Christ.)	692
Brünn	—
Brüssel	693
Brüten	694
Brugmans (Seb. Just.	—
Brümaire (d. 18te)	695
Brun (Carl le)	—
Brundusium	695
Brune (Georg M. A.)	—
Brunehold	—
Brunelleschi (Filippo)	697
Brunck (R. F. P.)	—
Brunnen- und Badereisen, s. Mineralquellen.	698

Digitized by Google

	Seite
Bruno (Giordano)	698
Bruno der Große	699
Bruno der Heilige	700
Brust	702
Brutto	—
Brutus (Luc. Jun.)	—
Brutus (M. Jun.)	704
Bruyes, s. Glasmalerei	708
Bruyere (Jean de la)	—
Buccostrauch	709
Bucephalos	—
Buchanan (Georg)	710
Buchdruckerkunst	—
Buchhalterei	717
Buchhandel	—
Buchstren	718
Buchstaben, s. Schrift	—
Buchstabenrechnung, s. Algebra	—
Bucht, s. Bay	—
Bucknick (Arnold)	—
Bucolisches Gedicht, s. Idylle	—
Buckingham (Georg Vielliers, Herz. v.)	—
Buddha-Religion	719
Buddleje	720
Budjet	—
Büchercensur	—
Büchernachdruck	—
Bücherprivilegium	721
Bücherverbot	—
Büchse (Carabine)	722
Bückeburg, s. Lippe	723
Bülk	—
Bülow (Heinr. v.)	—
Bülow (Fr. Wilh. Graf von Dennewitz)	—
Bündigkeit	724
Buenos-Ayres	—
Bürger (Gottfr. Aug.)	725
Bürger	729
Bürgerkrone	—
Bürgerlicher Tod	—
Bürgermeister	—
Bürgerrecht	—
Bürgerschulen, s. Schulen	730
Bürgschaft	—
Büsch (Joh. Georg)	—
Büschelzopf	—
Büsching (Ant. Frd.)	731
Büßen	—
Büste	732
Bufflers	—
Buffon	733
Bugenhagen (Joh.)	734
Bujukdere	735
Bukarest	—
Bukowina, s. Galizien und Oesterreich	—
Bulgarien	—
Bull (John)	736
Bulle	—
Bullion	737
Bund (deutscher), siehe Deutschland	—
Bundesfestungen	—
Bundschuh	738
Buonaccorsi	—
Buonamici (Agostino)	—
Buonaparte (Napolione)	—
Buonarotti	761
Buonarotti	768
Buen Retiro	—
Buráten	769
Burchiello (Domenico)	—
Burckhard (Jakob)	770
Burdonnaye	—
Bureau	—
Burg	—
Burgfriede	771
Burggraf	771
Burgos	—
Burgund	—
Burgund (Herzoge)	772
Burgunder	—
Burgunderwein	773
Burke (Edmund)	774
Burlelgh, s. Cecil	775
Burlesk	—
Burmann (Gottlieb Wilhelm)	—
Burnet (Gilbert)	776
Burney (Charles)	—
Burns (Robert)	—
Bursa	777
Bursfeld	—
Burscheid (Burdscheidt Bordscheid, Porcetum, Borcette)	—
Busaco	778
Busbec	779
Buschmänner	780
Bustrophedon	—
Buße	781
Bute	—
Butes	—
Butler (Samuel)	782
Butterbaum	783
Byng	784
Byng (Johann)	—
Byng (Georg, Lord-Viscount Torrington)	785
Byron (John)	—
Byssus	786
Byzantinische Kunst	—
Byzantinisches Kaiserthum, s. oström. Kaiserthum	787
Byzantinische Schriftsteller	—
Byzanz	789
Byzas	790

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

H. Heinrich